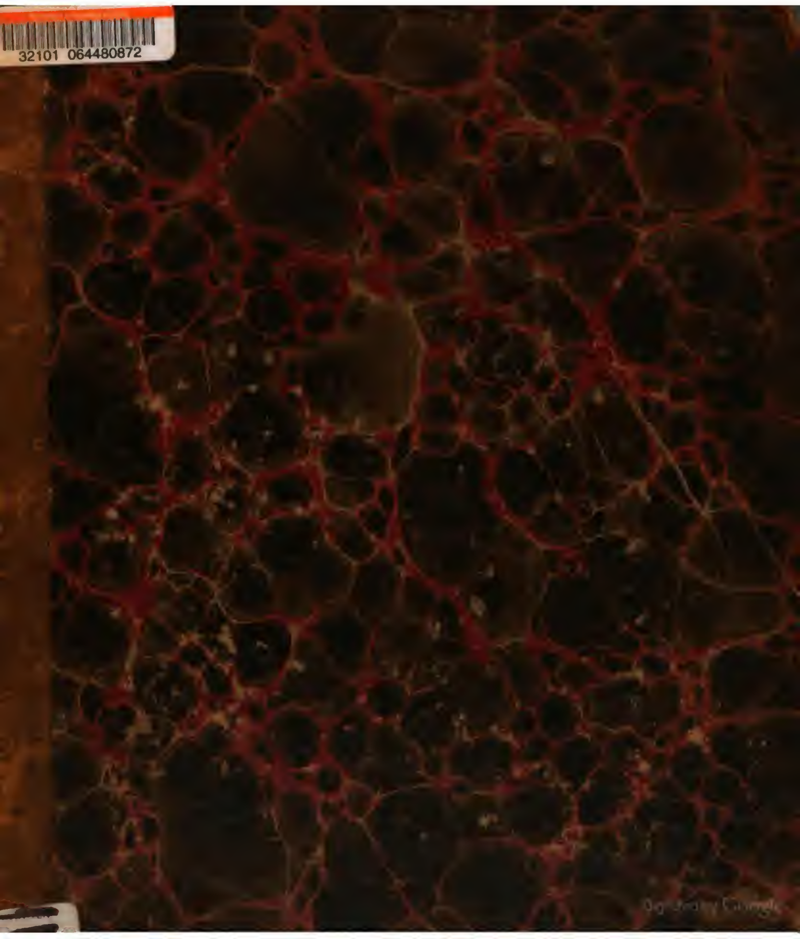



Dei
Sub Numine
Viget

Kritische Blätter

der

Börsen=Halle.

Zweiter Jahrgang. — Januar bis December 1831.

Redigirt

von

Dr. Christian Friedrich Wurm.

Hamburg,
verlegt von Gerhard von Hosstrup.

Gedruckt in der Börsen=Halle.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

27. Hamburg. Montag, den 3. Januar. **1831.**

Inhalt.

Frankreich in 1829 — 30. Von Lady Morgan. Uebersetzt von C. Richard. Dritter Theil. Aachen, 1830. Mayer.

Dieser dritte Band theilt die Tugenden und die Fehler seiner beiden Vorgänger; aber das Maaß der Tugenden überwiegt. Lady Morgan giebt sich zwar das Ansehen, als stimmte sie von Herzen mit der Boutade der Fürstin Salm überein: —

"Qu'une femme auteur est à plaindre,
Au diable soit le sot métier!"

Aber sie läßt sich in der Ausübung des tollen Handwerks nicht irre machen. Lady Morgan hat Recht. Sie hat erreicht, was vielleicht nur einer Dame gelingen konnte. Was Frau von Staël für die Würdigung der deutschen Literatur gethan hat, das hat sie für die Schätzung des fremden Nationalcharakters geleistet. Nicht ohne Wagniß! denn sie hat verjährte Vorurtheile angegriffen, unbekümmert, was der Nationalhochmuth dazu sagen wird. Und wenn Necker's Tochter eine rege und geläuterte Begeisterung für Poesie und Kunst mit einer gefälligen, und nicht selten bestechenden Kritik verband, so darf die geistvolle Irländerin neben ihren flüchtigeren, piquanten Arbeiten auf das bleibende Verdienst verweisen, das Interesse der Humanität für das unterdrückte, originelle Volk ihrer heimathlichen Insel in Anspruch genommen zu haben.

In den Lebensbildern aus Frankreich springt vor Allem die ächtfranzösische Beweglichkeit des Talentes in die Augen, mit welcher sie, immer geistreich, die verschiedenartigsten Scenen an einander zu reihen weiß. Nach einer Erinnerung an Denon's gedrängte Darstellung der französischen Porzellanmalerei erhalten wir, in einer Conversation mit der Wäscherin, gründlichen Aufschluß über die moralische Unmöglichkeit ein Muslinkleid binnen vier und zwanzig Stunden zu waschen. Der Prozeß hat viel Belehrendes; er hat uns lebhaft an die Läuterung der abgeschiedenen Seelen im Virgil erinnert. Denn es muß der Stoff aus den Händen der Savonneuse (die 42 Sous für den Tag bekömmt) in die der Empeseuse, der Raffineuse übergehen, bis er endlich unter dem plättenden Stahl der Repasseuse den Duft ätherischer Vollendung haucht.*)

Auf eine Unterhaltung mit Segur über Napoleon und Katharina von Rußland, folgt eine andere mit Monsieur Carême, dem Chef des Küchendepartements in des Baron Rothschild's Hause, den sie sich vorstellen läßt, mit dem sie einige Artigkeiten über ihre beiderseitige Schriftstellerei austauscht, und der sich ohne die Befangenheit des Theoretikers, mit dem Anstand des Weltmanns, von ihr beurlaubt.

Daß die Literatur nicht vergessen wird, versteht sich von selbst. Auch die Musik hat ein Capitel erhalten: denn "mit der Kunst sind auch die Künstler umgewandelt; Rossini und seine Schöpfungen haben allen Widerstand überwunden." Boieldieu's Styl ist verdrängt; sie sind verklungen, das Trio "Rose d'amour est jeune et sage," und das ächt französische Rondo "Gentille Annette," das die Verfasserin 1818 auf dem ganzen Wege von Paris bis Turin gesungen hatte. Da Rossini's Tell jetzt auf den deutschen Bühnen die Runde macht, so wird man die Beschreibung einer Probe, und eine Kritik der Oper mit Interesse lesen.

"Wir verließen den blendenden Sonnenuntergang eines Juli-Abends, um den unbeleuchteten Sirenen-Pallast durch Nebenthüren und unterirdische Gänge, durch ein Labyrinth von Scenerie und Maschinenwerken, Ruinen zerstörter Schlösser, umgestürzte Waldmassen und eingefallene Berge zu betreten, und kamen endlich zu der großen Wüste des Opernsaales, wo wir im Amphitheater unsern Sitz nahmen. Alles um uns her war in tiefe Dunkelheit begraben, nur die Fußlampen der Bühne hellten. Der weiße Anzug verschiedener weiblicher Mode-Liebhaberinnen in den Logen zeigte, welche Theilnahme die Schöpfung des großen Meisters einflößen mußte, da sie sogar den Ton überwog, der in dieser Stunde seinen Anhängern gestattet, die frische Luft in den Elysäischen Feldern zu genießen. Einige der vorzüglichsten Kenner in Paris, saßen vereinzelt im Parterre oder auf dem Balcon, die große Bühne war in ihrer ganzen Tiefe offen gelassen. Eine ferne Aussicht auf die Alpen mit schöner malerischer Fernsicht auf schwarze Felsen, Bergströme und Alpe-Brücken, bildeten sonderbaren Gegensatz zu den auf der Bühne verstreuten Gruppen in ihren täglichen Kleidern; fast sämmtliche Mitglieder der Oper und des Ballet waren zugegen. Die Götter und Göttinnen des magischen Schauplatzes, die Zephyre, Grazien und Amouretten, waren verwandelt und vermenschlicht in ruhige, achtbare, eingekleidete Damen und Herren. Rechts vor der Bühne und dem Orchester nahe, saß des Stückes Verfasser, Jouy, der wohlbekannte Eremit der Chaussée d'Antin. Neben ihm saß der Regisseur mit seinem Merkbuche in der Hand. Der Kopf des halbbegrabenen Souffleurs schien in der Beweglichkeit seines Berufes, auf der Bühne umherzuhüpfen; während Rossini mit einer Papierrolle in der Hand, schwer auf einen Stock gelehnt, sein emsiges Gesicht dem Orchester zuwandte, und von Zeit zu Zeit mit der sanftesten Stimme, und in bittendster Weise, einen Fehler andeutete oder eine Unwilligkeit bemerklich machte, wenn etwa das caro violoncello zu piano, oder der Signor mio flauto, zu forte war, — wenn Sätze, die voll Leben vorgetragen werden sollten zu langsam gingen, oder das con spirito anstatt des largo pianissimo gegeben wurde.

"Als das Wort 'attention' ertönte; brach fröhliches Gelächter ab, vertraute Unterredung schwieg, die Prima Donna, die schöne Cinti, ging zurück in die Seiten-Coulisse, die hintern Reihen stellten sich in Ordnung und Rossini, der seinen Sitz auf der linken Seite der Bühne nahm, gab das Zeichen zum Anfange der Ouvertüre. Häufige Unterbrechungen hielten den Vortrag ein, mancher fehlerhaft vorgetragene Satz ward öfter wiederholt. Rossini's Genius und seine höher aufschwingende Ansicht, war sichtbar den mechanischen Bemühungen der ersten ausübenden Künstler des Zeitalters überlegen. Die Vereinigung von Genius und Anlage, Erfolg jahrelanger Arbeit, Anstrengung und Entsagung von so vielen Individuen, um die Vollkommenheit in den dargelegten eifrigen und endlosen Einzelheiten zu gewinnen, war ergreifend. Der große Tondichter, der ausgezeichnete Verfasser des Stücks, die trefflichen Vocalisten und

*) "Concretam exemit labem, purumque reliquit Aetherium sensum, atque auraï simplicis ignem."

meisterhaften Instrumentisten auf der Bühne und im Orchester, umfaßten so verschiedenartige Vortrefflichkeiten, vereinten so seltene Kräfte als nur auf wenigen Schauplätzen dargestellt werden, die für Menschenglückseligkeit ungemein viel wichtiger sind. Welcher Aufwand an Zeit und Fleiß, welche Opfer von Annehmlichkeit und Vergnügen, oft von Jugend und Gesundheit, mußten ihrem Erlangen vorangegangen sein. Was ist, mit irgend einer der Personen verglichen, die von der Ausbildung ihrer überwiegenden Geschicklichkeit leben, die Zuhörerversammlung, welche erscheint um zu urtheilen und zu tadeln? den Stempel ihres Beifalls, oder ihrer Verwerfung aufzudrücken? Wie wenige aus dieser wären, wenn es ihr Leben gälte, im Stande, eine Note, einen Satz oder eine Zeile einer solchen Oper zu schreiben, oder einen Pas zu tanzen? Man vergleiche den Diplomaten, der seinen Souverain darstellt, oder seinen Stutzerhaften Attaché, der seinen Sitz nimmt um eine Tänzerin zu beäugeln, oder laute Unterhaltungen während der Symphonie des Künstlers zu führen, mit Rossini, oder einen der Kammerherren, der die Leitung des Opernpersonals hat, mit einem aus denselben, auf welche er wie auf Wesen niederer Art herabblickt; wo wird man die Schale des Verdienstes gewahren? Und doch sind diese hochbegabten Geschöpfe, zu denen die Größten der Großen ihre Zuflucht nehmen, als zu einer Hülfsquelle gegen ihre eigene Langweiligkeit, in der Achtung einiger nicht würdig christlich begraben zu werden. In Gemeinschaft mit Moliere und Voltaire wurden sie nach den Grundsätzen der alten Lehre, mit den Thieren auf gleiche Stufe gestellt, und das Zugeständniß eines Fleckchen geweiheter Erde um ihre Ueberbleibsel darin aufzunehmen, wurde für Gotteslästerung ausgegeben!

"Wenn einem Urtheil, das unter der ganzen nachtheiligen Einwirkung öfterer Unterbrechung gefaßt wurde, irgend Vertrauen gebührt und geschenkt werden darf, so ist der Charakter der Musik von Wilhelm Tell Kräftigkeit, Frische und Lebendigkeit, gewiß ein seltenes Verdienst bei dem Tonschöpfer von vierzig Opern. Die Franzosen, welche gemeiniglich Gelehrsamkeit an die Stelle des Genius, und Harmonie an die der Melodie bei ihrer Musik gesetzt haben, klagen Rossini, weil sie keine andere Fehler an ihm finden können, an: er sei zu leicht, nicht gelehrt genug, wenn er mehr auf den reichen Wechsel seiner Melodien zählt, als auf den tiefdurchdachten, abstracten Contrapunkt. Man sagt, Rossini habe sich vorgesetzt ihnen zu beweisen, wie leicht es sei, pedantisch zu werden, oder vielmehr sie davon zu überführen, daß er eben so fähig sei, Wirkung durch die von ihnen angewandten Mittel hervorzubringen, als durch die leichten, gefälligen Zierlichkeiten, welche des Italieners Ohr gewinnen. Der ganze Ausbau dieser schönen Oper ist mehr Französisch als Italienisch, ihr Charakter ernst, feierlich, fast kirchlich. Es sind keine Melodien darin, die man auf der Straße absingen, oder in Quadrillen umschaffen wird. Hätte Rossini seine Laufbahn mit Wilhelm Tell begonnen, so würde dieser ihm nicht den unmittelbaren reichen Lohn der Popularität und des Modewerdens eingetragen haben, welche der 'Barbier' und 'Tancred' überall erzeugte, wo die Sprache der Musik jemals Anklang hervorzauberte.

"Ist aber die Musik in Wilhelm Tell ernst, so ist sie doch keinesweges kalt. Wie fast Alles, was Rossini geschrieben, enthält sie den Ton und die Farbe des Gegenstandes; durch jene unverkennbare und geheime Analogien, welche die Musik mit der Natur verknüpfen, führt sie das Gemüth immer wieder zurück auf den Ort und Gegenstand der Handlung. Sie ist Alpen-Musik und in deren hohem Aufschwunge gehalten, ganz so wie Masaniello völlig und durchaus Neapolitanisch ist. Sie ist auch Freiheitsmusik, wenn es anders jemals eine Musik gab, die der Freiheit würdig wäre. Sie ist nicht eine Musik, welche den Absichten einer hübschen Italienischen Coquette in den Harems von Algier entsprechen oder ihre Leidenschaften ausdrücken könnte, eben so wenig ist sie der lebendigen aufregenden Art, welche den lebenslustigen, frohen, unerschöpflichen, beweglichen, unermüdlichen Figaro schildert. Sie ist genau eine Musik wie Wilhelm Tell sie hätte anhören mögen, als er auf dem See, ein Gefangener seines strengen Landherrn, die Befreiung seines Landes und seine eigene, unter dem Vorwalten eines Alpen-Gewitters ausdachte, welches ihn beide zu bewirken in den Stand setzte. Worin dasjenige eigentlich besteht, was den örtlichen Charakter einer Musik hervorbringt, oder ihre Befähigung die verschiedenen Leidenschaften der moralischen Welt auszudrücken, dieß entgeht den Forschungen der Philosophie, kann in keinen Lehrbüchern, noch in tiefen Abhandlungen von Systematikern gezeigt werden. Es leidet keine Bestimmung, aber es besteht im tiefen Innern des Genius, als instinctgemäße Wahrnehmung, als ein vom Verstande unabhängiges Gefühl. Der mechanische Componist kennt es nicht; der Nachahmer vermag es nicht zu wiederholen, wenn es aber von angeborener Begeisterung ausgedrückt wurde, dann empfindet es die Menge und erkennt es durch ihren Beifall an, wiewohl ganz unfähig die Ursache des erregten Vergnügens anzugeben!

"Wenn die Musik zu Wilhelm Tell, Rossini auch nicht den höchsten Anspruch auf Vortrefflichkeit begründet, so beweiset sie doch seine Vielseitigkeit. Hauptsächlich für das französische Theater gesetzt wird sie in andern Ländern vielleicht nicht so gefallen, als andere seiner für die Menschheit geschriebenen Opern; aber als Kunstwerk, als Beweis für des Autors gründliche Kenntniß seiner Kunst, so wie auch der Hülfsquellen und Eigenthümlichkeiten ihrer verschiedenen Schulen, stellt sie ihn auf die höchste Stufe ihrer Ausübung." —

Aber auch das Nützliche findet in diesem unterhaltenden Buche neben dem Angenehmen seinen Platz: Ternaux zum Beispiel mit seinen Cachemirziegen zu St. Ouen.

"Die malerischen zerstreuten Heerden der Cachemir-Ziegen, welche den Anschein gewährten, als wären sie nur zur Zierde dieses Parkes hieher versetzt, liefern jenen rohen Stoff, der ein so werthvolles Erzeugniß für den Handel, und ein so ersehntes Bedürfniß für den Putztisch der Schönheit geworden ist.

"Um eine reichbesetzte Tafel zum Einnehmen einer Collation versammelt, richtete die Unterhaltung sich sehr natürlich auf die prachtvollen Ansichten, welche man aus den Fenstern genoß, so wie auf Gegenstände die mit ihnen in Verbindung standen. Die Ziegenheerden, welche vor unsern Blicken graseten, hatten die reizenden Shawls geliefert, welche über den Stuhllehnen der gegenwärtigen Damen herabhingen; schön genug um mit den Turbanshawls des Großherrn zu wetteifern. Jetzt würde es schwer halten, einer Pariser 'geputzten Frau' einzureden, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher französische Modedamen ohne Cachemir leben konnten, oder in welcher sogar den Allerprunkendsten, dergleichen unerläßliche Artikel für Damentoilette und für einen Sultan, gänzlich unbekannt waren. Madame d'Aubeépine, Schwester von Frau von Lafayette und Tochter des Grafen de Tracy, die wie jegliche wohlerzogene Französin über alle vorkommenden Gegenstände etwas der Bemerkung würdiges zu sagen weiß, — erzählte: 'die ersten Cachemirs, die in Frankreich gesehen wurden, überschickte der Baron de Tott, damals im Dienste der Pforte, der Madame de Tessé. Als sie in ihrer Gesellschaft vorgezeigt wurden, fand jedermann sie ungemein schön, aber Niemand wußte Gebrauch davon zu machen. Man kam überein, daß sie vortreffliche 'Fuß-Bedeckungen' und Wiegenschleier abgeben würden; diese Mode starb indeß aus, als die Shawls abgenutzt waren, und die Damen nahmen wieder Zuflucht zu ihren, mit Eiderdunen angefüllten bunten Stepp-Decken.'

"Herr Ternaux bemerkte, daß, wiewohl die Erzeugnisse der Cachemir-Webstühle lange schon in Europa bekannt gewesen, sie dennoch gar

nicht in besondern Gebrauch kamen, bis nach Napoleons Unternehmung gegen Aegypten; und selber damals war ihr Absatz im Anfange sehr gering. Der Shawl war in Frankreich noch eine Neuigkeit, als Josephine, bis dahin nur noch die Gemahlin des ersten Consul, dessen zierlich schmückende Falten noch nicht schön zu ordnen wußte, und dem trotzigen Rapp die Gefallsamkeit verdankte, mit welcher sie später ihren Shawl umlegte. — "Erlauben Sie mir, Ihnen die Bemerkung zu machen,' sagte Rapp im Augenblick des Einsteigens, um in die Oper zu fahren, 'daß Ihr Shawl nicht mit der Grazie umgeworfen scheint, die Ihnen gewöhnlich eigen ist.' Josephine lachte und gestattete ihm den Shawl nach der Weise der Aegyptischen Frauen ihr umzulegen. Diese aus dem Stegreif gemachte Toilette verursachte eine kleine Zögerung, — und die Höllenmaschine zersprang vergebens. — Welche Loose hingen an diesem Cachemir! Einen Augenblick früher oder später, und dieser Shawl möchte Ereignissen eine andere Richtung gegeben haben, welche dem Zustand von Europa ein ganz verschiedenes Ansehen verliehen hätte.

"'Von diesem Zeitpunkte an,' sagte Herr Ternaux, 'war kein Heil für eine schöne Dame, der ein Cachemir-Shawl fehlte.' — Jeder erzählte eine vergnügliche Anekdote vom unsterblichen Cachemir, und während wir immer noch von diesen Erzeugnissen sprachen, erhoben wir uns vom Tische um die anziehende Manufactur in Augenschein zu nehmen, die Herr Ternaux in St. Ouen angelegt und 'Proben-Manufactur' genannt hat, weil in ihr Probestücke aller seiner, über ganz Frankreich verbreiteten Manufacturen aufgestellt sind, welche den Familien von eilftausend Arbeitern Unterhalt geben. Als wir dem Pavillon der Königin Blanca vorbeigingen, drängte sich unserer Vergleichung nothwendig der Abstand dieses Denkmals alter Zeit, von den reinlichen und behaglichen Wohnungen der jetzigen Fabrikanten auf. Nachdem ich die sinnreiche Vertheilung, den ineinander greifenden Fleiß und den trefflichen Fortgang dieser Anlage in Augenschein genommen, empfand ich ungemein viel größere Lust mit Herr Ternaux mich zu besprechen, als zurückzugehen, um noch einmal die lieblich vor uns ausgebreitete Gegend zu besuchen. — Die Empfindung, welche er mir einflößte, gleicht der, welche Prinz Heinrich von P.... erfüllte, als er den tapfern hochbegabten Herzog von Nivernois auf dessen Landsitze zu St. Ouen besucht hatte und auf die Frage, wie ihm die Schönheit der Gegend gefallen habe, antwortete: 'ich habe gar keine Aufmerksamkeit darauf verwandt, ich habe in St. Ouen nichts anderes gesehen, als den Herzog von Nivernois.'

"Der Beharrlichkeit und dem Unternehmungsgeist des Herrn Ternaux, verdanken die Franzosen die unschätzbaren Fortschritte, welche sie in den Shawlmanufacturen gemacht haben, auf welche seine Aufmerksamkeit durch die stets zunehmende Sucht der Pariser, nach den Hervorbringungen der Indischen Webstühle gerichtet ward. — Zu dem Zeitabschnitte in welchem die Aegyptische Expedition diese Waare zum gesuchten Absatze brachte, war die Gattung von Thieren, welche deren rohes Material lieferten, in Frankreich durchaus unbekannt; Herrn Ternaux erstes Bemühen war darauf gerichtet, aus einer einige hundert Werste über Moskau hinaus gelegenen Stadt, sich heimlich eine Probe dieser Wolle zu verschaffen. Dies ward durch einen seiner Reisenden bewerkstelligt, welcher den kostbaren Ballen, nicht mehr als 60 Pfund enthaltend, unter dem äußern Anschein eines Courier-Polsters überbrachte. Die ersten Nachahmungsversuche wurden mit diesem spärlichen Vorrathe angestellt und erst nachdem der Friede in Tilsit geschlossen war, ward es ihm möglich eine zweite Sendung davon zu erlangen.

"Eine ganz vollkommene Nachahmung des Shawl selber ward bald hervorgebracht, aber die Einfassung gewährte ein fortdauerndes Hinderniß durch die hohen Französischen Arbeitspreise, weil diese Shawl-Ränder durchaus mit der Nadel der Stickerei hervorgebracht werden mußten. Herrn Ternaux zweiter Versuch war deshalb darauf gerichtet, die Ränder auf die nämliche Weise zubereiten zu lassen, welche in Lyon für die geblümten Seidenzeuge angewendet wird. Inzwischen blieben die hohen Preise immer noch Hinderung des Absatzes; und eine andere geringere Waare derselben Art, zum Theil aus Seide gefertigt, welche von einem andern Manufacturbesitzer bearbeitet wurde, gerieth in den Besitz des Marktes. Ohne durch diese Hemmung sich niederbeugen zu lassen, beharrte Herr Ternaux bei seinem einmal gefaßten Vorsatz und es gelang ihm endlich Shawls hervorzubringen, welche sowohl durch ihr Gewebe an sich, als durch die Schönheit der Ränder, den Indischen Shawls gar nicht nachstanden.

"Nun aber war des Manufacturherrn nächste Sorge die benöthigte Quantität Wolle sich zu verschaffen, und weil Herr Ternaux bemerkt hatte, daß die Russen, von welchen er sie kaufte, diese Waare unter dem Namen 'Persische Wolle' kannten, so richtete er seine Forschungen nach der Gegend. Bald erfuhr er, daß Thomas Koulikan, von seinen Asiatischen Zügen dreihundert Ziegen mitgebracht hatte, welche diese Wolle erzeugen, und ferner, daß diese Thiere sich in der Bucharei und bis zu der Provinz Kerman ungemein vermehrt hatten. Nachdem er sich mithin davon überzeugt hatte, daß diese Thiere im zwei und vierzigsten Grade der Breite und in einem Klima fortdauern, welches vermöge seiner Berghöhe um vieles kälter als Frankreich ist, und daß sie ebenfalls die Hitze der Provinz Kerman ausdauerten, welche im dreißigsten Grade der Breite gelegen ist, so beschloß er einen Versuch mit deren Einführung in seinem Vaterlande zu machen.

"Um die Identität der Thiere sowohl zu vergewissern als auch über den Umstand sichere Kunde zu bekommen, ob ihr Wollerzeugniß genau mit dem Persischen übereinstimme, war persönliche Untersuchung unerläßlich. Zu diesem Zwecke ward Capitain Baudin, der 1814 nach Canton segelte, beauftragt, sich die ächte Thibetwolle zu verschaffen. Eine Prüfung dieses rohen Stoffes hob alle Zweifel, gleichwohl blieb noch die größere Schwierigkeit des Herbeischaffens der Thiere selber. — Gegen dieses Unternehmen lehnten sich ungemein viele Schwierigkeiten auf; theils die Entfernung, die Gefahr der Reise, und dann die Eifersucht fremder Regierungen. Um dieß mit glücklichem Erfolge zu bewerkstelligen, war ein Mann erforderlich, der außerordentlich viel Muth mit großer Geistesgegenwart und Klugheit verband, der die morgenländischen Sprachen verstand, und der an weite, gefahrvolle Reisen gewohnt war. Zudem war noch die unmittelbare Verwendung des französischen Ministeriums erforderlich, um das russische Gouvernement für diese Unternehmung günstig zu stimmen. Glücklicherweise ergriff der Herzog von Richelieu, dessen Beziehung mit jenem Reiche ihm unschätzbare Vortheile gewährte, den Gegenstand mit vorliebender Wärme. Dem Herrn Amadeus Jaubert, der zu diesem Zwecke abgeschickt worden, gelang es, nachdem er sich genöthigt gesehen, zweihundert Ziegen in den Steppen des Ural aufzugeben, nachdem er die schrecklichsten Schwierigkeiten, als Krankwerden der Thiere, Anfallen der Wölfe, Angriffe der räuberischen Horden, welche das Land bewohnen, das er zu durchziehen hatte, so wie nicht weniger Kampf gegen Hunger und Durst überwunden hatte, fünfhundert und acht und sechszig Thiere aus der Krimm einzuschiffen; nämlich zweihundert und vierzig der ganz reinen Zucht, dreihundert andere von gemischter Abkunft, sechs Bucharei-Schaafe, acht jährige Lämmer, sieben junge Mütter und sieben junge Böcke.

"Durch den Erfolg dieser wohlberechneten und glücklich vollführten Unternehmung hat ein einzelner Manufacturbesitzer seinem Lande einen neuen, gewinnvollen Zweig landwirthschaftlichen

Erwerbfleißes verschafft, hat dessen Manufacturen um ein Erzeugniß bereichert, welches Quelle für Arbeit und Gewinn sein wird, so lange Reichthum und Geschmack in Europa herrschend bleiben.

"Vielleicht ist aber für Frankreich ein noch größerer Vortheil aus Herrn Ternaux Bemühungen hervorgegangen, die Schaafzucht zu veredlen, und aus inländischem Gewächse die feinsten Wollgattungen zu erzielen. Nachdem er seinen ersten Versuch zur Nachahmung der Indischen Shawls mit Merino-Wolle unternommen hatte, ward seine Aufmerksamkeit früh schon auf diesen Waarenzweig und auf das Thier gerichtet, welches denselben für den Handel erzeugt. Die Verbesserung der Schaafzucht war ein Lieblingsentwurf des Ministers Colbert gewesen; und als ein gewisser Herr Cudot, ein Fabrikant von Wollentüchern fast zu Grunde ging unter den Kosten, welche seine versuchten Anstrengungen erforderten, so seine Tücher hervorzubringen, als Leydener Webstühle lieferten, da gelang es ihm, seinen Schützling durch eine List zu retten, welche seiner Absicht vollkommen entspeach. Durch seine Ueberredung ward Ludwig der Vierzehnte vermocht, einen Rock von dem Tuche aus dieser Manufactue zu tragen, und bei einer unteenommenen Jagd dessen Gewebe und Färbung ausnehmend zu loben. Der Erfolg davon war, daß seine Höflinge und wiedeeum die nachäffenden Schranzen dieser, nichts angelegentlicher zu thun hatten, als sich einen ganz gleichen Anzug fertigen zu lassen. Schnell ward das Tuch nun zu hohem Preise verkauft, die Manufactur zu Sedan war gerettet, und ward eine Nebenverwandte der Manufactur zu Rheims, welche lange Zeit hindurch für das Erzeugniß berühmt war, welches später unter dem Namen Sillerie allgemein bekannt gewoeden ist."

Festrosen. Taschenbuch für 1831. Von K. G. Prätzel. Hamburg, 1831. Nestler. (Mit fünf lithographirten Umrissen.)

Stünde nicht der Name eines unsrer beliebtesten poetischen Erzähler an der Spitze dieses niedlichen Bändchens, so könnte man versucht sein, zu fragen, ob der Almanach der Poesie, oder die Poesie dem Almanach Eingang verschaffen soll. Die versificirte Erzählung ist seit Wieland's letzten Arbeiten, in Deutschland beinahe ganz verwaiset. Auch anderwärts, selbst in Italien, dem Land ihrer eigentlichen Blüthe, wird sie nur selten noch angetroffen. Der Versuch, durch einen, wie es scheint, ausschließlich dazu bestimmten Almanach das Publicum auf's Neue für die Gattung zu interessiren, würde schon in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde verdienen.

Auch die fünf von Otto Speckter zu der ersten Erzählung erfundenen und auf Stein gezeichneten Umrisse sind in einem Taschenbuch eine neue und eine sehr erfreuliche Erscheinung. Solche Umrisse interessiren unstreitig weit mehr, als eine ganze Reihe von manierirten Kupferstichen, und von theuren, und dabei äußerst unenglischen Stahlstichen. Es scheint nun einmal den Verlegern deutscher Taschenbücher nicht beschieden zu sein, die Eleganz der englischen zu erreichen. Um so glücklicher ist der Gedanke, und man kann mit der größten Bestimmtheit voraussagen, daß er nicht nur Eingang, sondern auch Nachahmung finden wird, die reichere Erfindung und die in Deutschland höher stehende Kunst für die Ausschmückung in Anspruch zu nehmen.

Wenden wir uns zu dem Inhalt des ersten Bändchens. 'Hildrian, oder Knopf, Strohhalm, Kalk: ein Sommermärchen.' Aber auch als Wintermärchen ganz vergnüglich zu lesen. Wir wüßten es auch nach einem andern Shakspeare'schen Stück zu nennen, haben aber unsre guten Gründe, das nicht mit Worten zu thun. Denn man muß den Schluß der Erzählung, wenn man ihn nicht während des Lesens erräth, erwarten. Er wird manches lösen, was an dem Märchen unbefriedigend erscheint. Er enthält auch die Moral, wenn sie gleich mit keinem Worte ausgesprochen ist. "Und die wäre"? Die Schilderung des personificitten dolce far niente; die Freuden und die Leiden dieser Gesinnung; das Widerspiel jener Betriebsamkeit, die mitten im Winter schon für Sommermärchen sorgt. Wenn Manches gedehnt erscheint, so ist dieß ohne Zweifel auf Rechnung jener verführerischen Leichtigkeit zu schreiben, mit welcher ein Vers sich an den andern fügt, und die von Manchen so sehr beneidet wird. Das Ganze fließt leicht und gefällig (mit seltnen Ausnahmen, in welchen der Ausdruck edler sein dürfte;) aber mancher ächtkomische Zug würde wirklich bessern Effect machen, wenn er bloß angedeutet, und nicht ausgesponnen wäre.

Mehr angesprochen hat uns die poetische Erzählung, "die Bittschrift": eine Variation, aber eine sehr gelungene, auf ein uraltes Thema. Ein Poet, dem die Götter und die bösen, hochmüthigen Anverwandten seiner Frau die Güter dieses Lebens versagt haben, sucht Beschäftigung — jede, die armseligste, wenn es sein muß. Er will Cancellist weeden, Feldhüter, Nachtwächter. Das Examen, das dee Amtmann im Feld mit ihm anstellt, ist drollig genug.

"'Mein Freund, es hat den Anschein nicht,'
Rief mit bedenklichem Gesicht
Dee Amtmann aus, daß er die Gaben,
Die solch' ein Mann muß an sich haben,
Der Flur und Feld mit Nachdruck schütze,
In sonderlichem Maaß besitze!
Dazu gehört, muß ich ihm sagen,
Gar mannichfaltiges Geschick:
Ein kräft'gee Arm, um drein zu schlagen
Mit Kerngewalt, ein scharfer Blick
Für Frevel, die von ferne schleichen,
Ein flinker Fuß, um zu erreichen
Mit Windeseil' und Blitzeshast,
Was spähend kaum das Aug' erfaßt,
Ein stählern Herz, nicht zu erweichen
Durch Bitt' und Flehn, und mehr dergleichen!
Zum Beispiel dort, wo hell zu sehn
Im Westen die zwei Hügel stehn,
Ganz unten an des Waldes Kante:
Was, guter Freund bemerkt er dort?'

Der Arme schaut' empor und wandte
Die trüben Augen nach dem Ort.
'Es leuchten,' sprach er, 'blendendhelle
Die Hügel, sonst nur öd' und kahl,
Wie Goldglanz in der Sonne Strahl,
Und gern zur lieblichgrünen Stelle
Des flachern Feldes zieht der Blick
Vor dem Gefunkel sich zurück.
Mit breiten Blättern steht zur Linken,
Wie mit Smaragd, der Grund bedeckt,
Der bis zur Gegend sich erstreckt,
Wo eines Bächleins Wellen blinken.
Ihm jenseits, an des Waldes Saum
Verbreiten, herrlich anzuschauen,
Reichüberblümte Wiesenauen
Sich hin bis nach dem fernsten Raum.
Und wo sich Feld und Vorholz scheidet
Verweilt, betrachtungsvoll zur Flur
Den Blick gekehrt, ein Mann und weidet
Sich an den Reizen der Natur!'

'Ei ja, den Henker auch!' versetzte
Der Amtmann, den die Schilderung
Des Supplicanten baß ergötzte;
Ein Kerl ist's, den der Peitsche Schwung
Schon oft nach Ost und Westen hetzte!
Der Gaudieb, der auch jetzt die Hände
Zum Stehlen in Bereitschaft hält,
Hat auf die Lauer sich gestellt,
Und wie den Rücken ich nur wende,
So schleicht er hin zum Rübenfeld,
Füllt Tasch' und Hut mit schnödem Raube,
Und macht sich spurlos aus dem Staube!'

Er nahm hierbei das Pfeifenrohr,
Und hielt es, hingewandt zur Stelle,
Bedrohend in die Luft empor;
Alsbald verkroch mit Flügelschnelle
Im Buschwerk, das zur Seite stand,
Sich der Naturfreund und verschwand."

Also Alles umsonst. Eines Tages, frühmorgens, erscheint der böse Oheim; ein Traumgesicht hat ihn ermahnt, nicht längee hart zu sein; ee will Hülfe bringen; es ist zu spät. Der

Arme ist nicht mehr; auf seinem Pult aber findet sich die **letzte Bittschrift**. Wir hätten die "Spermacetilichter" weggewünscht: aber sie verdient zum Schlusse hier zu stehen.

"Sankt Peter stand am Himmelsthor,
Und machte für sein eignes Ohr,
Zum Zeitvertreib in müß'ger Stunde,
Musik sich mit dem Schlüsselbunde.
Da trat ein blasser Mann hervor
Aus dem Gewölk und reichte zagend
Ihm ein versiegelt Schreiben dar,
Das nach der Aufschrift, klarbesagend,
An Gott den Herrn gerichtet war.

Sankt Peter blieb ein Weilchen stehen,
Den Mann genauer zu besehen,
Der seinem Blick sich dargestellt.
Dann hub er an: Ich kann wohl denken,
Worauf sich deine Wünsche lenken,
Und was die Bittschrift hier enthält:
So warte, bis ich wiederkehre,
Und nach vernomm'nem Spruch erkläre,
Ob dir Erlaubniß wird verliehn,
Ein neues Röcklein anzuziehn!

Drauf öffnete, bei diesem Worte,
Er an dem mächt'gen Riesenthor
Das Schloß der kleinern Eingangspforte,
Und trat hinein zum hellern Orte
Und schob den Riegel wieder vor.

Es saß der Herr, von Glanz umgeben,
Und schaut' in Heiterkeit und Ruh
Von seinem Thron dem Thun und Streben
Der sel'gen Engelschaaren zu.
Und horchte nach den Lobgesängen,
Die durch den Sitz der ew'gen Lust,
Hell untermischt mit Harfenklängen,
Ertönten aus verklärter Brust;
Und sah durch die gestirnten Hallen,
Voll Wonne preisend ihr Geschick,
Des Lichtes Erben friedlich wallen;
Und weidete mit Wohlgefallen
An ihrer Seligkeit den Blick.

Da drängte sich mit Hast und Eile
Sankt Peter durch die Engelschaar,
Die um den Thron versammelt war,
Und reichte, was ihm ward zu Theile,
Dem Weltregierer schweigend dar.

Mit ew'gem Haupt zum Gruße nickend,
Und sanft auf ihn herniederblickend,
Entnahm der Herr die Bittschrift ihm:
So laß doch sehn, was schreibt der Dichter?
Ihr Cherubim und Seraphim,
Putzt mir die Spermacetilichter,
Und einigt euch, auf mein Geheiß,
Zu kurzer Paus' in Lob und Preis! —
Zersprengen soll ich seine Ketten?
Des Ird'schen Last drückt ihn zu schwer?
Kein Ausweg bleibt ihm anders mehr,
Als sich zu mir hinauf zu retten?
Vergönnen seinem Hülfsgeschrei
Soll ich das Ohr? — Nun wohl, es sei!

Und aus dem dichtgedrängten Kreise
Rief huldvoll jetzt nach seiner Weise,
Er einen Diener sich herbei,
Und sprach zu ihm: Zum dunkeln Orte
Wo er verharret kummerbleich,
Nimm deinen Flügelschwung sogleich,
Und öffne gastlich ihm die Pforte,
Und führ ihn ein in's Himmelreich!" — —

Der Fall der Bourbons älterer Linie, dessen Ursachen und Folgen. Dargestellt von Alex. Bronikowski. Erstes Heft. Halberstadt, 1830. Brüggemann.

Als Erzählung der neuesten Ereignisse kömmt diese Darstellung viel zu spät. Aber was ihr eigenthümlichen Werth giebt, das ist einerseits die Menge von Anekdoten und charakteristischen Zügen, die der Verf. aus eigner Erfahrung oder aus den Berichten von Augenzeugen geschöpft hat, andrerseits die Sammlung von Documenten, die er dem Heft einverleibt hat.

Der Verf. hat die Meisten der Bourbons persönlich gekannt. Aus früher Jugend erinnert er sich des Aufenthalts Ludwig's XVIII., als Grafen von Lille, in Warschau (1797), und einem mehrjährigen Aufenthalt in Paris verdankt er manche Notizen, die man mit Interesse lesen wird. Wir heben einige Züge von Ludwig's XVIII. Charakter aus.

"Die, welche die allmählige Entwickelung der Sinnesart gern bis in die frühesten Jahre verfolgen, werden die Anführung einer Anekdote günstig aufnehmen, welche nach dem Regierungsantritte Ludwigs XVIII. in Paris oft erzählt ward.

"Sein Lehrer gab ihm, als er 9 — 10 Jahre alt war, die Henriade des Voltaire. Als der kleine Prinz die ersten Worte derselben las:

"Je chante ce héros, qui regna sur la France
Et par droit de conquête et par droit de naissance."

rief er lachend:

"Ma foi, voilà deux beaux droits!"

"Eine Aeußerung, welche freilich am Hofe Ludwig XV. nicht laut werden durfte.

"Wichtiger ist aber die Weise, in welcher er im Anfange der Revolution anstrat, sich gänzlich von den Grundsätzen entfernend, welche im Schlosse von Versailles herrschten, und von der Sinnesart seiner sämmtlichen Verwandten. Nachdem er in dem Zwiespalt des Parlaments und des Hofes auf der Seite des ersten gestanden hatte, zeigte er sich in der Versammlung der Notablen 1787 an der Spitze eines der sieben Ausschüsse, und dieser war es, welcher Calonne am heftigsten angriff.

"Bei der zweiten Versammlung 1789 unterstützte er Neckers Vorschlag einer doppelten Repräsentation des dritten Standes, im heftigen Widerspruch mit seinem Bruder, nachher Carl X., damals Grafen von Artois und dem Prinzen von Conty, der mit andern tadelnswerthen Eigenschaften auch den entschiedensten Hang zum Despotismus verband. Damals war er der erklärte Liebling des Volkes, er verlor indessen die Gunst desselben durch die Bemühungen der Männer des Tages und verließ endlich Frankreich 1791, also zwei Jahre später als der Graf von Artois.

"Nicht allein damals zog dieß Benehmen ihm die Vorwürfe der königlichen Familie zu, sondern auch in der Folgezeit. Man hat uns wiederholt versichert, wie die Dauphine in nicht seltenen Augenblicken des Unmuths ihm zu verstehen gegeben, sie betrachte ihn als die erste Ursache an dem Tode ihres Vaters.

"Manche Ultraroyalisten gingen selbst in den Jahren 1814 — 1815 noch weiter, und wir können auf unser Wort betheuern, Ludwig XVIII. von ihnen geradezu einen Königsmörder nennen gehört zu haben, die Einen in der erwähnten Beziehung, die Andern in der ganzen häßlichen Bedeutung des Wortes.

"Man sprach von einem vereitelten Anschlag auf das Leben Ludwig's XVI., der in den ersten Jahren der Revolution auf Anstiften Monsieurs stattgefunden, und sogar mit einigen nähern Umständen ward diese augenscheinliche Verläumdung begleitet. Schon früher, zur Zeit Napoleons, ging sie umher, und erschien in einem Blatte des Moniteurs, dessen Jahres- und Tageszahl uns entfallen ist. Dieß Blatt ward 1814 sorgfältig aus allen Sammlungen entfernt, und dürfte jetzt schwer aufzufinden sein.

"Sein Geist war lebhaft und wissenschaftlich gebildet, es ist bekannt, daß er Dichter und Schriftsteller war, seine Unterhaltung trug das Gepräge seines Geistes, sie war ungekünstelt, heiter und sogar ein wenig sarkastisch. Auch hier gestatte man uns eine Anekdote aus seiner Knabenzeit, die wir den Leser um ihrer Eigenthümlichkeit willen zu entschuldigen bitten.

"Er war eines Tages ziemlich unartig, und erhielt einen Verweis von seinem Lehrer. Darüber entrüstet, fängt er an mit seinem Stöckchen auf das im Zimmer befindliche Porzellan loszuschlagen. Als dieß ihm untersagt wird, fragt er: 'warum?' — 'Weil diese Dinge nicht Ihnen gehören, sondern dem Könige, Ihrem Großvater;' antwortet der Lehrer. Er greift darauf in derselben feindlichen Absicht die Spiegel an, die Uhren u. s. w.; fortwährend dasselbe Verbot und derselbe Bescheid. Ungeduldig und mit den Füßen stampfend, schlägt nun der kleine

Graf von Provence aus allen Kräften auf einen gewissen Theil seines Leibes und ruft: 'Dahin kann ich doch wohl schlagen? Das gehört doch gewiß mir, und nicht dem König!' —

"Es sei uns vergönnt, diesem scherzhaften Zuge einen ernstern zur Seite zu stellen, einer Scene am Eingange in das Leben, eine zweite am Ausgange desselben. Als am Morgen seines Todestages der dienstthabende Gardecapitain hergebrachtermaaßen die Losung und das Feldgeschrei von ihm forderte, gab er Saint Denys und Givet (j'y vais.) Es ist dieß nur ein Wortspiel, der Augenblick aber, in dem es gesprochen, verleiht ihm Werth, und etwas Rührendes liegt in diesem Scherzen mit dem Tode in seiner Nähe."

Unter den Umgebungen des Grafen von Lille in Warschau war auch Henry Esser Edgeworth, der Beichtvater Ludwig's XVI. (geb. in Irland 1745, st. 1807.): —

"Der Abbé Edgeworth hat sich die Achtung seiner Zeitgenossen durch die seltene Treue erworben, mit welcher er den unglücklichen Ludwig XVI. in das Gefängniß und zum Todesgerüst begleitete, ihm seinen geistlichen Beistand zu gewähren, und mitten unter tausend Stimmen frechen Hohnes dem aus der Welt Scheidenden das Abschiedswort zuzurufen; doch war seine Persönlichkeit mehr geeignet, eine gewisse Scheu einzuflößen, als daß sie Zuneigung erweckt hätte. Er war lang, schlank, blond und steif, wie wir jetzt so viele seiner Landsleute von den britannischen Inseln sehen, jedoch anstatt der gestärkten Nachlässigkeit, welche diese auszeichnet, trug sein ganzes Wesen das Gepräge strenger Frömmigkeit. Sie war wohl bewährt und gewiß ungeheuchelt, diese Frömmigkeit, doch erschien sie etwas ascetisch und wenig einnehmend, auch trug er sie manchmal überflüssig zur Schau im gewöhnlichen Leben.

"Der Leser erlaube uns ein seltsames Beispiel davon anzuführen.

"Zuvor jedoch muß der Verfasser gestehen, daß er sich zwar einigemal im Hause der Bernhardiner, der damaligen Wohnung Ludwigs des XVIII. befunden hat, daß aber sein zu jugendliches Alter ihm nicht erlaubte, viel und richtig zu bemerken; auch begann sein Aufenthalt in Warschau kurz vorher, ehe der des Grafen von Lille endete. Was er demnach außer der ihm bekannten Persönlichkeit der Umgebung dieses Fürsten berichtet, sind meist Mittheilungen Anderer, welche dahin Zutritt hatten und insbesondere einer Frau, die des nähern Umganges mit den erlauchten Verbannten gewürdigt ward. Derselbe Fall findet bei dem Nachstehenden Statt.

Der Abbé Edgeworth nahm gemeiniglich Theil an den Abendzirkeln der Gräfin von Lille, in denen, die Hausgenossen ausgenommen, meist nur Frauen erschienen. Er war nie besonders heiter und mittheilend, sondern immer abgeschlossen und ein wenig befangen; noch schlimmer ward es aber, wenn eine der Besucherinnen seiner Meinung nach zu frei gekleidet war. Dann suchte er aus dem Zimmer zu entrinnen; wenn dieß nicht thunlich war, drehte er Der, welche ihn ärgerte, den Rücken zu, und wo dieß der Anstand nicht erlaubte, schloß er die Augen. Einstmals als in Gegenwart unserer Bürgin sich dem armen Abbé ein ähnlicher Gegenstand darbot, und er nicht entfliehen konnte, stellte er sich lang und gerade gegen eine Thürpfoste, seinen Verdruß durch Geberde und abgebrochene Worte zu erkennen gebend. Endlich aber mochte diese Stellung ihm zu lästig werden, er faßte sich ein Herz, ging mit beschleunigtem Schritt und festverschlossenen Augen an der verführerischen Erscheinung vorüber, stieß im Gehen auf den belasteten Theetisch, warf ihn um, und verschwand unter dem Klirren des zerbrochenen Porzellans und Chrystalls aus dem Gemach. Ein Auftritt, welcher Madame und den Andern ein lautes Lachen und seiner ergebenen Beichttochter sogar, der ernsten Herzogin von Angoulême, ein Lächeln abnöthigte."

Noch einige Umstände aus der Zeit des Aufenthalts der Verbannten in Warschau: —

"Als Friedrich Wilhelm III. nach dem damaligen Südpreußen und dessen Hauptstadt kam, bewohnte er das Lustschloß Lazienki, in welchem bisher dem Grafen von Lille und seinen Verwandten der Sommeraufenthalt verstattet worden. Diese räumten es also und begaben sich in ein nicht entferntes Dorf. Nur ein Mal sind die beiden Fürsten zusammengekommen, durch einen jener sogenannten Zufälle, welche die Statskunst da herbeizuführen weiß, wo eine förmlichere Weise unstatthaft ist. Sie begegneten sich auf einem Raine zwischen Kornfeldern und wechselten nur wenig Worte; erst viele Jahre darauf sprachen sie sich wieder zu Paris unter ganz veränderten Umständen.

Außer mancher Widerwärtigkeit und Demüthigung, den unzertrennlichen Begleiterinnen gesunkener Größe erfuhr Ludwig XVIII. auch manchen häuslichen Verdruß, welcher ihm leichter hätte erspart werden können. Wir haben schon darauf hingedeutet, daß nicht immer Einigkeit zwischen ihm und seinen Verwandten herrschte; man wollte dies und jenes und suchte es auf jede mögliche Art durchzusetzen; ermüdet durch unaufhörliche Klagen und Vorwürfe, gab er manchmal nach, wie es leider auch in späterer Zeit hier und da der Fall gewesen, und wenn er eines Bessern überzeugt, sich nicht fügen wollte, fielen ziemlich unangenehme Auftritte vor. Wir wollen einen derselben in der Kürze mittheilen.

"Der königlichen Familie mißfiel der Aufenthalt in dem damals verwaisten und fast gänzlich vernachlässigten Warschau, und man lag dem Grafen von Lille unaufhörlich an, es zu verlassen. Ob es ihm gleich in dieser Stadt eben so wenig behagen konnte, glaubte er in Rücksicht auf die Verhältnisse diese Forderung ablehnen zu müssen. Da nun Bitten nichts fruchtete, und eben so wenig Klagen und Streitigkeiten sich wirksam erzeigten, griff man zu andern Mitteln. Es kam sogar eine Vergiftungsgeschichte zum Vorschein.

"In einer Casserolle mit Mohrrüben, einer Lieblingsspeise des Hausherrn, fand man Spuren von Gift. Das Gericht ward untersucht, und man entdeckte, daß jede Mohrrübe ausgehölt und ihr Inneres mit Arsenik angefüllt sei, in solcher Menge demnach, daß sie hinreichend gewesen wäre, nicht eine oder einige Personen zu vergiften, sondern eine ganze Schiffsmannschaft. Es fehlte an nichts, was zu solchen Scenen gehört, nicht an Thränen, Wehklagen und Verwünschungen, auch sogar nicht an einem Koch, der weinend sich seinem Gebieter zu Füßen warf. Demohngeachtet war die ganze Sache so seltsam, und wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen, so übel zusammengeflickt, daß sie so wenig Ludwig XVIII. täuschte, als Alle, welche davon hörten; er aber mußte alles Unangenehme tragen, das aus einem Vorgang herkam, dessen wahre Beschaffenheit er völlig durchschaute. Das Aufsehen, welches das Geschehene machte, gab Anlaß zu einigen ernsthaften Erläuterungen zwischen ihm und der preußischen Behörde, und man hat den Grafen von Lille sich nicht ohne Bitterkeit beschweren hören über Leute, die ihm nicht allein Verdruß, sondern ihn auch vor der Welt lächerlich machten, (lui donnoient un ridicule dans le monde.)"

Angehängt sind mehrere Aufsätze aus dem Constitutionnel, welcher nicht mit Unrecht, als das sicherste Organ der öffentlichen Meinung betrachtet wird; der Bericht der Exminister, und die Ordonnanzen.

Die Verbrecher, von welchen die Ordonnanzen ausgingen, sind nun gerichtet. Und wenn es noch einen Schuldigen giebt, den das Gesetz nicht erreichen kann, wer will es läugnen, daß er auch gerichtet ist, durch die Stimme der Nation, durch die Verachtung der Zeitgenossen, durch die Gewißheit des Urtheils, das die Geschichte fällen wird?

Der Spruch der Pairskammer beweiset, daß sie der Größe des Verbrechens sowohl, als der Würde der Nation eingedenk war. Nach die-

sem Vorgang läßt sich mit Bestimmtheit hoffen, daß die Todesstrafe, das Vermächtniß barbarischer Jahrhunderte, aus dem Gesetzbuch eines der leitenden Völker von Europa verschwinden wird.

Was uns Noth thut! Ein ehrerbietiges und freies Wort, seinem Fürsten und seinen Landsleuten gewidmet von Wit v. Dörring. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe.*)

Diese Schrift beschäftigt sich mit dem, seit einigen Monaten in Anregung gekommenen schleswig-holstein'schen Verfassungswerk. Ihre Tendenz wird am besten durch das Resultat karakterisirt werden, das der Verf. auf der letzten Seite zieht.

"Hat der König in seiner Weisheit schon beschlossen, eine Verfassung uns zu geben, so beugt in Demuth sich der treue Unterthan und nimmt dankend die königliche Gabe. Ist das aber noch nicht der Fall, so beschwört er Se. Majestät zu bedenken, daß der gegenwärtige Augenblick nicht der geeignete, weil Volk und Fürst gleich wenig vom Resultate befriedigt sein würden. — Möchten daher Se. Majestät anordnen, daß diejenigen Uebelstände, die notorisch am Marke des Landes saugen, von unparteiischen Männern geprüft werden, damit durch die Abstellung derselben, gleichzeitig mit dem materiellen Wohlergehen, auch der volksthümliche Sinn, die Basis jeder Verfassung, neu belebt werde. — Dann erst wird, dann erst kann eine Vertretung uns beglücken, die, auf nationaler (provincieller) Grundlage beruhend, Dänen wie Deutsche auf das engste an einander, wie an ihren edlen König kettet."

Man sieht aus dem Verfolg, daß der erste Satz nur der Phrase wegen dasteht. Noch mehr; der Verf. hat sich in dem ersten Theil der Schrift bemüht, durch ein, nicht sehr klares Raisonnement, die rechtlichen Schwierigkeiten auseinanderzusetzen, welche sich dem supponirten Wunsch und Willen des Königes, eine Verfassung zu geben, entgegenstellen würden. Dieß Raisonnement, auf welches der Verf., wie man aus seinem Schlußworte folgern muß, unter eintretenden Umständen "in Demuth" verzichten würde, ist eine große Curiosität, aus Wahrem und Halbwahrem in des Verfassers eigenster Manier zusammengesetzt.

Der König, sagt der Verf., erachtet sich persönlich durch das Grundgesetz von 1660 in Bezug auf Schleswig gebunden. Er fährt fort: —

"In dem Grundgesetze aber, der lex Regia, kraft und in Folge dessen der König die Souveränitäts-Rechte erhalten, ist ausdrücklich ausgesprochen:

'daß es dem Könige nicht frei stehen solle, 'etwas von seiner Macht abzugeben, weß- 'halb alles das, was Jemanden zum Ab- 'bruch der Alleinherrschaft versprochen oder 'eingeräumt, für ungesagt und ungethan 'gehalten.'

Hieraus folgt, daß der König seine Alleinherrschaft nicht rechtlich beschränken darf, und daß zum mindesten seine Nachfolger nicht durch eine solche gesetzwidrige Handlung gebunden wären. Gesetzt aber auch, daß der König im Einklange mit seinen Succedenten eine Verfassung geben wollte, mithin der letztere Uebelstand wegfiele, so würde dennoch nicht bloß diese Verfassung als eine unrechtliche, sondern auch überhaupt die Herrschaft des Monarchen als eine solche zu betrachten sein.

"Das Königreich Dänemark war bekanntlich ein beschränktes Wahlreich, bis zur Revolution von 1660, wo dem Könige Friederich III. die unumschränkte Herrschaft, sammt der Erbherrschaft vom gesammten Volke unter gewissen Bedingungen übertragen wurden. — Der König von Dänemark ist unwandelbar souverän, kraft einer Vollmacht des Volkes, die nur dieses selbst annulliren kann. Erfüllte Er daher die gedachte in der Vollmacht (lex Regia) ausgesprochene Bedingung nicht, und gäbe z. B. einseitig eine repräsentative Verfassung, so verzichtete er dadurch auf die Krone, da Seine Vorfahren, und auch Er, nur unter dieser Condition (Art. 2 u. 26) die Erb-Alleinherrschaft (Enevolds-Arve Regiering) erlangt haben. — Die Wichtigkeit dieses Argumentes erhellt um so mehr, wenn man bedenkt, daß der König von Dänemark nicht in Folge eines supponirten göttlichen Rechtes, sondern in Folge der ursprünglichen Machtvollkommenheit des Volkes, also unumschränkt regiert. — Sowohl die Intimation zu diesem Reichsgrundgesetze nämlich, wie auch dessen Artikel 16, leiten diese Königliche Macht einzig und allein aus denjenigen Aktenstücken her, worin die Stände dem Könige Erb-Regierung und Souveränität übertragen*). Des Mandatarius Vollmacht erlischt ohne Zweifel, wenn er die Bedingungen des Mandanten nicht erfüllt; zugegeben aber auch, was ausgezeichnete Männer behaupten, daß die frühere Generation nicht das Recht gehabt, dermaaßen die späteren fesseln zu wollen, so würde dieses doch nie dem Könige das Recht geben, ein neues Staatsgrundgesetz zu entwerfen. Hatten sie nicht das Recht über die Nebensachen, die einzelnen Bestimmungen zu verfügen, so durften sie noch viel weniger in der Hauptsache der absoluten Erbherrschaft binden wollen. — Es folgte daraus nur, daß der status ante legem Regiam wiederkehrte und Dänemark ein Wahlreich würde. — So wenig nun aber der König also einseitig eine Verfassung begründen darf, (octroyer une charte), eben so wenig kann das Volk sie rechtlich begehren; der bisherige Contract, das Königsgesetz, kann nur mit beiderseitiger Einwilligung gelöset werden; das gesammte Volk nur kann, vom Könige dazu aufgefodert, diesem das Recht übertragen, unter veränderten Bedingungen es ferner zu beherrschen. — Ich leugne nicht, daß Alles dieses nur in thesi wichtig, indem das treue patriotische Dänenvolk jede Maaßregel ergreifen würde, die König Frederik zu ihrem Glücke und seiner Beruhigung nöthig erachtete; aber dieses sein schönstes größtes Recht ist erhaben, ja im Gegensatze zu aller positiven Gesetzesbestimmung, nicht als König von Dänemark, sondern als König Frederik, als der angebetete Vater seines Volkes kann Er, was Er will. Aber der streng gewissenhafte Fürst glaubt nicht, daß der Zweck das Mittel heilige, und daß es ihm vergönnt sei, etwas Gesetzwidriges zu thun, weil Niemand es ahnden kann oder mag."

Was auch die Absicht des Verf. bei dieser Erörterung gewesen sein mag, sie kann nur müßig erscheinen, oder verwirren. Oder was soll sie Anders? Etwa in vollem Ernst erweisen, daß der König kein Recht hat, eine Verfassung in's Leben treten zu lassen, wenn das Volk sie wünscht? Aber der Verf. läugnet nicht, daß Alles was er vorgebracht "nur in thesi wichtig"; er spricht sogar ausdrücklich von dem für Schleswig nahe liegenden Ausweg, daß die Re-

---

*) Gedruckt unter Braunschweig'scher Censur.

*) "Es heißt nämlich in der Vorrede zur lex Regia: 'Zum endlichen Schlusse dieses großen Werkes wurde eine vollkommene Erb-Alleinherrschaftsakte ausgefertigt, welche von den vornehmsten Einwohnern in Dänemark und Norwegen, sammt den dazu gehörigen Provinzen, vom Adel, von der Geistlichkeit, von der Bürgerschaft und allen Gemeinden unterschrieben und besiegelt ist.' — Ferner heißt es: 'daß alle Stände ohne die geringste Noth oder Zwang, ganz freiwillig dazu sich erboten.' — Auch enthält der §. 16: 'und da alle Stände, Adelige, Unadelige, Geistliche und Weltliche eine unbeschränkte Alleinherrschaft — uns einmal erblich übertragen haben.' — Von einem göttlichen Rechte ist nirgends die Rede und Gottes nur in der Intimation als desjenigen erwähnt, der das Volk dazu bewogen: 'die vorige Verfassung und Wahlfreiheit aufzugeben.'" —

gierung zum Petitioniren auffordern werde. Oder soll erwiesen werden, daß der König kein Recht hat, einseitig eine Charte zu octropiren? Wer hat es bezweifelt? Aber es ist davon nicht die Rede. Nicht von einseitigem Aufdringen einer Repräsentation, von beiderseitigem Begegnen in der Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit, von vertragsmäßiger Begründung derselben ist die Rede. In dem Augenblick, sagt der Verf., wo der König sich für eine Repräsentation ausspricht, sind hunderttausend Unterschriften da, um zu petitioniren. Also begegnet sich in diesem Fall die Ueberzeugung des Volkes und des Monarchen.

Was soll endlich die Frage, ob der Generation von 1660 ein Recht zustehen konnte, alle nachfolgenden Generationen durch unlösbare Verpflichtungen zu fesseln? Was sie soll im neunzehnten Jahrhundert? Dänemark stand einzig in der Geschichte, durch jene dem König feierlich übertragene, absolute Machtvollkommenheit, und man darf es wohl sagen, einzig durch die Folgen eines solchen Systems. Wenn noch neuerdings englische Publicisten über den Werth verschiedener Verfassungsformen sich stritten, so verwies man, nicht ohne Erstaunen, auf die Wirkungen, von welchen dort das verschrieene absolute System begleitet war. Eine solche, mit freier Achtung gezollte Anerkennung darf, wie es uns dünkt, einer Regierung zu gerechtem Stolz gereichen. Aber würde die Würde der dänischen Krone gefährdet sein — würde des Königes individuelles Gefühl jenem gerechten Stolz entsagen müssen — wenn nun den Völkern das Schauspiel werden sollte, daß Volk und Fürst, nicht in Folge vorhergegangener Unruhen, nicht in Folge der Gewalt einer aufgeregten Mehrzahl, oder der Besorgniß auf der andern Seite, sondern daß sie in freiem Vertrag, in Folge gereifter Ueberzeugung, zusammentreten, um für die Gegenwart die Abstellung von Mißbräuchen, die gegen das Interesse des Volkes, also auch gegen das der Krone streiten, und für die Zukunft eine dauernde Garantie der gesetzlichen Ordnung zu begründen? Denn darum handelt es sich, und — das hat der Verf. treffend auseinandergesetzt — nicht um eine Beschränkung der königlichen Gewalt, die sich schon jetzt de facto an das Gesetz, oder, mit dem Verf. zu reden, an die "Omnipotenz des Gesetzes," gebunden hat.

Man sieht, daß die Schwierigkeiten, welche der Verf. der Rechtsfrage im Allgemeinen aufbürdet, nicht von großem Belang, auch wohl nicht sehr ernstlich gemeint sind. Unabhängig davon ist die Untersuchung, ob der gegenwärtige Augenblick der geeignete sei für die Einführung einer Repräsentation.

Hier muß man zuvörderst wohl unterscheiden zwischen der Frage über die Zweckmäßigkeit und der andern über die dringende Nothwendigkeit eines solchen Schrittes.

Wir stimmen mit dem Verf. in der Ansicht überein, daß Diejenigen, welche von gebieterischen Umständen, von drohender Gefahr, von beunruhigender Volksaufregung reden, das sittliche Verhältniß zwischen dem Volk und dem Fürsten verkennen. Die dänische Regierung hat Grund zum Vertrauen, nicht zur Furcht. So gewiß wir, mit den angesehensten Rechtslehrern alter und neuer Zeit, glauben, "daß ein Volk, dessen natürliche und bürgerliche Rechte die Regierung verletzt, als äußerstes Mittel, das Recht hat, derselben den Gehorsam aufzukündigen;" *) eben so gewiß halten wir in einem Lande, wo Jeder seine Beschwerde vor dem Richterstuhle des Gesetzes, und seine Wünsche an den Stufen des Thrones niederlegen kann, in vollem Vertrauen, daß das Recht nicht werde verweigert werden — in einem solchen Lande halten wir jeden Versuch der Volksaufregung zur Gewalt, für strafbar in hohem Grade. Verbesserte Institutionen sind ein großes Gut; aber sie sind auf anderm Wege zu erreichen; die Aufklärung der öffentlichen Meinung, und das gute Recht der Petition können in einem civilisirten Staat auf die Dauer ihren Zweck nicht verfehlen. Verbesserte Institutionen sind ein großes Gut; aber Pflicht und Treue, Ordnung und Ruhe zu wahren ist ein größeres.

Die Frage nach der Nothwendigkeit des Schrittes erachten wir für beseitigt. Die Frage nach der Zweckmäßigkeit desselben in diesem Augenblick verneint der Verfasser. Seine Gründe scheinen unter drei Gesichtspunkte sich zusammenstellen zu lassen. Der Wunsch nach einer Vertretung ist nicht aus dem Volk hervorgegangen; eine Vertretung würde jetzt Gefahr bringen, anstatt der Sicherheit; es müssen andre, dringendere Schritte geschehen, bevor eine Vertretung wohlthätig wirken kann.

Was den ersten Punkt anbelangt, so unterscheidet der Verf. drei Klassen, von welchen die Anregung der Verfassungsangelegenheit ausgegangen. Erstens, jüngere, wissenschaftlich gebildete, exaltirte Männer, denen es um Vermehrung der politischen Freiheit; zweitens, begüterte, aufgeklärte Patrioten, welchen es um die Folgen der Verfassung mehr, als um die Idee derselben zu thun sei; drittens, Beamte, welchen aber die Furcht vor Unruhen ein dringenderes Motiv sei, als der Wunsch nach einem gesicherten Rechtszustand.

Es hat uns Leid gethan, zu sehen, mit welchem Leichtsinn der Verfasser in einer Schrift, die im Ganzen mit Anstand und Mäßigung geschrieben ist, die gehässigsten Beschuldigungen, ohne allen Beweis, gegen eine Reihe von Individuen hingeworfen hat. Der Professor Hegewisch soll bei einer bekannten Veranlassung keine andre Absicht gehabt haben können, als "ein gewisses Aufsehen — Scandalum — zu erregen." Das klingt doch etwas befremdlich im Munde eines Schriftstellers, der selbst, man weiß mit welchem Erfolg, und wie unablässig bemüht gewesen ist, "ein gewisses Aufsehen — Scandalum — zu erregen." *) Wir überlassen es billig den Kieler Professoren und Advocaten, dem Verf. auseinanderzusetzen, was Idealisten und Proletarier sind, und mit welchem Rechte, oder mit welcher Logik er ihnen die beiden Titel beilegt. Von dem Verf. der Schrift "über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" scheint uns der Autor ohne die Rücksicht gesprochen zu haben, welche die Presse einem in Untersuchung Gezogenen, noch nicht Ueberführten, schuldig ist. Er giebt sich zwar den Anschein, eine solche Rücksicht beobachten zu wollen: aber wo bleibt sie, wenn die Schrift ohne allen Beweis, eine in's Volk geworfene Brandrakete genannt wird — wenn es heißt, (man bemerke das überaus witzige, und des Gegenstandes würdige Wortspiel) "kämen diese Ansichten je zur Ausführung, so wäre aus dieser Flugschrift für die gesammte Monarchie eine Fluchschrift geworden"? Wo bleibt diese Rücksicht, und wo der Ernst, mit welchem das Pflichtgefühl solche Anschuldigungen vortragen, wo die Gründe, mit welchen es dieselben unterstützen müßte, wenn es ferner heißt, jene Schrift gehe darauf aus, "den Haß zwischen Dänen und Deutschen zu nähren," und das ganze Petitionswesen der Idealisten bekomme einen verdächtigen Anstrich, es liege "eine arrière pensée darin, die jeder Unterthan des Königes mit Verachtung von sich stoßen müßte"? Wenn der Verf. von seiner alten Gewohnheit der Denunciationen nicht lassen kann, so dürfte er leicht finden, daß die öffentliche Meinung strengere Beweise verlangt, als gewisse Großinquisitoren.

Ueber den zweiten Theil dieser Schrift, welcher sich mit Sachen mehr als mit Personen beschäftigt, und manche beherzigenswerthe Winke enthält, werden wir in unsrer nächsten Nummer berichten.

*) Worte von F. C. v. Strombeck — (Nr. 25 d. Bl.)

*) "Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?"

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

28. Hamburg. Montag, den 10. Januar. 1831.

Inhalt.

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe.

Die Nachträge beschäftigen sich theils mit Italien, theils mit England, theils, vermöge der Ungebundenheit, die man gerne solchen Darstellungen einräumt, "mit allen möglichen Dingen, und einigen andern mehr."

Lassen wir vorerst "die Stadt Lucca" seitwärts liegen, und wenden uns zu den englischen Fragmenten. Sie sind großentheils aus den politischen Annalen von 1828 wieder abgedruckt. Der Verfasser hat wohl gethan, sie zu sammeln, aber er hätte noch besser thun können, sie zu ergänzen, und ihre Zahl zu vermehren. Er hat ganz Recht, unsre Literatur ist nicht allzureich an Kunden dieser Art. Was seine Schilderungen vor den meisten, vielleicht vor allen ähnlichen auszeichnet, ist dieses, daß er die seltsamen Widersprüche im Charakter der Institutionen und des Volkes besser begriffen, und das Seltsame, wenn auch nur durch einzelne, flüchtige Züge Andern gedeutet hat. Freilich sind sie manchmal sehr flüchtig, diese Züge, und stellen den Gegensatz, anstatt ihn zu erklären, nur in das grellste Licht. Das wird indessen Niemanden irre führen; man wird bald finden, daß der Verf. es für erlaubter hält, eine Unmöglichkeit zu sagen, als eine Unwahrheit. Ein brillantes Beispiel giebt der Eingang des Fragments über Emancipation. "Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheuteste Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern." In diesem Fall giebt der nachlässig hingeworfene, unmögliche Ausdruck vielleicht ein besseres Bild von dem wirklichen Stand der Dinge, als eine sorgfältige Deduction geben könnte.

Treffend ist der aristokratische Zug gezeichnet, der in England allen Klassen angeboren ist, den niedern wie den hohen —

.... facies non omnibus una
Nec diversa tamen: —

und jene Erbsünde des Trachtens nach Vorrechten, die dem Streben nach dem Recht ebenso feindselig entgegensteht, wie die entschiedene Unterdrückung, wenn sie ohne Maske auftritt. Auch die Art, wie die Engländer und Franzosen der neuesten Zeit, die Rollen umgetauscht zu haben scheinen, ist hier, zwar nicht zum erstenmal, aber doch nach dem Leben geschildert. "Es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenkender, tiefer und ernster werden, in eben dem Maaße, wie die Engländer dahin streben, sich ein legères, oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen; wie im Leben selbst, so auch in der Literatur." Aber weit das Beste von jener treffend, wenn gleich etwas cavalièrement entworfenen Charakteristik haben wir im Munde unsres alten Bekannten, des gelben Mannes, im Gespräch auf der Themse wieder gefunden: —

"Die Engländer sind ein häusliches Volk, sie leben ein begränztes, umfriedetes Familienleben; im Kreise seiner Angehörigen sucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm schon durch seine angeborene gesellschaftliche Unbeholfenheit außer dem Hause versagt ist. Der Engländer ist daher mit jener Freiheit zufrieden, die seine persönlichsten Rechte verbürgt und seinen Leib, sein Eigenthum, seine Ehre, seinen Glauben und sogar seine Grillen unbedingt schützt. In seinem Hause ist niemand freier als ein Engländer, um mich eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er ist König und Bischof in seinen vier Pfählen, und nicht unrichtig ist sein gewöhnlicher Wahlspruch: 'my house is my castle.'

"Ist nun bei den Engländern das meiste Bedürfniß nach persönlicher Freiheit, so möchte wohl der Franzose im Nothfall diese entbehren können, wenn man ihm nur jenen Theil der allgemeinen Freiheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen läßt. Die Franzosen sind kein häusliches Volk, sondern ein geselliges, sie lieben kein schweigendes Beisammensitzen, welches sie une conversation anglaise nennen, sie laufen plaudernd vom Caffeehaus nach dem Cassino, vom Cassino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angebornes Umgangstalent treibt sie zum Gesellschaftsleben, und dessen erste und letzte Bedingung, ja dessen Seele ist: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit in Frankreich mußte daher auch das Bedürfniß der Gleichheit entstehen, und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu suchen ist, so wurde ihr doch zuerst Wort und Stimme verliehen, von jenen geistreichen Roturiers, die in den Salons von Paris mit der hohen Noblesse scheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, sei es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber desto tiefer verletzendes Feudallächeln, an die große, schmachvolle Ungleichheit erinnert wurden; — und wenn die Canaille roturière sich die Freiheit nahm, jene hohe Noblesse zu köpfen, so geschah dieses vielleicht weniger um ihre Güter als um ihre Ahnen zu erben, und statt der bürgerlichen Ungleichheit eine adliche Gleichheit einzuführen. Daß dieses Streben nach Gleichheit das Hauptprincip der Revolution war, dürfen wir um so mehr glauben, da die Franzosen sich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrschaft ihres großen Kaisers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter seiner strengen Curatel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ.

"Weit geduldiger als der Franzose erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Aristokratie; er tröstet sich, daß er selbst Rechte besitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in seinen häuslichen Comforts und in seinen Lebensansprüchen zu stören. Auch trägt jene Aristokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Continente. In den Straßen und öffentlichen Vergnügungssälen Londons sieht man bunte Bänder nur auf den Hauben der Weiber und goldne und silberne Abzeichen nur auf den Rükken der Lakaien. Auch jene schöne, bunte Livree, die bei uns einen bevorrechteten Wehrstand ankündigt, ist in England nichts weniger als eine Ehrenauszeichnung; wie ein Schauspieler sich nach der Vorstellung die Schminke abwischt, so eilt auch der englische Officier, sich seines rothen Rockes zu entledigen, sobald die Dienststunde vorüber ist, und im schlichten Rock eines Gentleman ist er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Decorationen und Costume, die aus dem Kehricht des Mittelalters aufbewahrt worden; da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da

rauschen die seidenen Hosen und Atlasschleppen, da knarren die goldenen Sporen und altfranzösischen Redensarten, da bläht sich der Ritter, da spreizt sich das Fräulein. — Aber was kümmert einen freien Engländer die Hofkomödie zu St. James! wird er doch nie davon belästigt und verwehrt es ihm ja niemand, wenn er in seinem Hause ebenfalls Komödie spielt, und seine Hausofficianten vor sich knieen läßt, und mit dem Strumpfband der Köchin tändelt — honny soit qui mal-y-pense.'

"'Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder dee Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein speculatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu muthmaßen begann, daß es noch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswerth wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht läugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben. Aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Betheurungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter.'"

Der Verf. hat Cobbett die Ehre angethan, die Darstellung der Staatsschuld von ihm zu entlehnen: er entläßt ihn mit einer Würdigung, die des Mannes Verdienst ziemlich erschöpft: —

"Tadle mich Niemand, daß ich Cobbet citire! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Scheltsucht und eines allzu ordinären Wesens beschuldigen; aber man kann nicht läugnen, daß er viel beredsamen Geist besitzt, und daß er sehr oft, und in obiger Darstellung ganz und gar, Recht hat. Er ist ein Kettenhund, der jeden, den er nicht kennt, gleich wüthend anfällt, oft den besten Freund des Hauses in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörliches Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbellt. Deßhalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nöthig, dem knurrenden Cobbet einen Brocken zuzuwerfen, und ihm damit das Maul zu stopfen. Dieses wurmt dem Hund am bittersten, und er fletscht die hungrigen Zähne.

"Alter Cobbet! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal ist mir jede gemeine Natur: aber du dauerst mich bis in tiefster Seele, wenn ich sehe, wie du dich von deiner Kette nicht losreißen und jene Diebe nicht erreichen kannst, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortschleppen, und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verspotten."*)

Was wir am meisten vermissen, ist eine Entwickelung der veränderten Verhältnisse in England, wie sie seit zwei Jahren sich gestaltet haben. Warum sollen die Dinge, die doch vom höchsten Interesse sind, gar nicht, und wär' es auch nur in Fragmenten, gewürdigt werden? Die große Woche von Paris, und der letzte Ministerwechsel in England, hätten doch gewiß mehr verdient, als zwei flüchtige "Schlußworte" in einem Band von zwanzig Bogen. Selbst die Andeutungen über die Persönlichkeiten, durch welche die neuere englische Politik repräsentirt wird, sind äußerst ungenügend, und der Artikel Wellington wohl der schwächste im ganzen Buche. Was kann eine Tirade bedeuten, wie die folgende: —

"Der Mann hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Buonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironischer von Fortuna begünstigt, und es ist als ob sie seine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem sie ihn auf das Schild des Sieges emporhebt. Fortuna ist ein Weib, und nach Weiberart grollt sie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling stürzte, obgleich dessen Sturz ihr eigner Wille war, Jetzt, bei der Emancipation der Katholiken, läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin Georg Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry sein Vorgänger im Ministerium gewesen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning, des vielbeweinten, angebeteten, großen Canning — und er siegt wo Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passiren, man würde ihn nicht hassen, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maaßstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning mißt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch.

"Er ist ein kleiner Mensch, und noch weniger als klein. Die Franzosen haben von Polignac nichts Aergeres sagen können, als: er sei ein Wellington ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschalluniform des Ruhmes auszieht?"

Anderwärts wird Wellington "ein dummer Teufel" genannt. Man sieht deutlich, des Verf. Ansichten über die Verwaltung und den Charakter des Herzogs müssen unsicher sein, oder er würde sich selbst nicht genügt haben, wenn er ihn auf solche, nicht sehr edle Weise, mit Schimpfworten abfertigt.

Die größte Absurdität, die man, abgesehen von politischer Meinungsverschiedenheit, dem Herzog vorwerfen kann, ist doch wohl, daß er an's Statsruder getreten ist, nachdem er, zwölf kurze Monate zuvor, erklärt hatte, er müßte toll sein, wenn er an einen solchen Schritt denken wollte. Aber was wird der Verf. dazu sagen, wenn wir ihm eine ganz ähnliche Inconsequenz nachweisen bei seinem Abgott, Napoleon Buonaparte? Als im November 1799, nach Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten, die Besorgnisse der Patrioten mit dem wachsenden Einfluß des Generals immer reger wurden; als er sich den Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht übertragen ließ; als man von einem Cäsar, von einem Cromwell zu sprechen begann, so erwiderte er, das seien schlechte, verbrauchte Rollen, eines vernünftigen Mannes und guten Bürgers unwürdig. Er fügte hinzu: — "Il n'y aurait *qu'un fou*, qui voulût de gaîté de coeur faire perdre la gageure de la république contre la royauté, après l'avoir sou-

*) Der Verf. hat schwerlich daran gedacht, aber der Hund von England erinnert an die Hunde des Capitols. "Sie vermögen die Diebe nicht zu unterscheiden; aber sie machen doch bemerklich, wenn Einer bei Nacht auf's Capitol kömmt; und weil das einmal verdächtig ist, so irren sie, wenn sie irren, obschon sie allzumal Bestien sind, doch im Sinne der öffentlichen Sicherheit. Wenn sie aber auch bei Tage bellen, so oft Einer kömmt, um die Tempel der Götter zu besuchen, so wird man ihnen unfehlbar die Beine abschlagen, weil sie auch dann beißig sind, wenn kein Verdacht vorhanden. So die Ankläger im Staate. Etliche von Euch sind Gänse, die nur schreien können, und keinen Schaden thun; etliche aber Hunde, die beides bellen und beißen. Man läßt Euch leben, man füttert Euch; aber Ihr müßt dafür auch diejenigen anpacken, die es verdienen. Das ist, was das Volk haben will. Wollt Ihr, so mögt Ihr auch bellen, so viel Ihr Lust habt, wenn irgend ein Verdacht vorhanden ist. Wenn Ihr aber ohne alle Ursache bellen und beißen wollt, so wird man Euch zwar nicht die Beine abschlagen, aber u. s. w." (Cic. pro S. Rosc. Amer. XX. 56.) Das ehrenwerthe Mitglied für Lincoln hat doch gemeint, der Attorney-General müßte mit Cobbett das Experiment machen. S. die Debatten vom 23sten Dec. 1830.

mune avec quelque gloire et quelques périls," *)

Die Vergötterung Napoleon's, die der Verf. mit seinem Freund Immermann theilt, scheint uns ein andrer Beweis der Unsicherheit in seinem politischen Glaubensbekenntniß zu sein. Die Sbirren, die sich dingen ließen, um den Kaiser auf St. Helena zu plagen und im Quarterly Review zu verlästern, haben ihren Lohn dahin. Man kann es anerkennen, daß ihm großes Unrecht geschehen; man kann den Schatten mancher gehässigen Anklage entfernen, die noch um das Haupt des großen Mannes schwebt: aber seine Lobredner mögen zusehen, wie sie ihre unbedingte Bewunderung mit ihrem Apostelthum der Freiheit und Gleichheit aussöhnen. Sie werden schwerlich die Geschichte vermögen, es zu verschweigen, daß Buonaparte der abtrünnige Sohn, der undankbare Erbe der Revolution war; daß er fallen mußte, weil er die Revolution nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Aus seinem Fall geht dieselbe große Lehre hervor, wie aus dem neuerlichen Fall Wellington's, daß die Individuen in die Geschichte nur so lange eingreifen, als sie Träger der Ideen, Repräsentanten eines mächtigen Impulses sind.

Die ungemessenen Lobsprüche auf den "göttergleichen" Canning möchten wir ebensowenig unterschreiben, als die Verhöhnung des "dummen Teufels" Wellington. Canning war mehr Poet als Staatsmann. Er war vom Glanze der Ideen geblendet. Er sah die Verhältnisse nicht klar genug, um sie zu beherrschen. Seine Begeisterung erschöpfte sich in Versuchen gegen die tausend kleinlichen Hindernisse, die er nicht die Geduld hatte zu entfernen, noch die Energie, sie zu durchbrechen. In seinem System war keine Consequenz, in seinem persönlichen Auftreten nicht die Besonnenheit, die den Staatsredner nicht verlassen muß. Es ist hier unmöglich, das größte Lob von dem größten Tadel zu trennen. Canning sprach für die Freiheit des Verkehrs; und er neckte fortwährend die Americaner mit gehässigen Beschränkungen. Er sprach für die religiöse Freiheit; aber er wollte die Katholiken emancipiren, nicht die protestantischen Dissenters. Er sprach für politische Freiheit; und erklärte sich entschieden gegen die Parlamentsreform. In jener begeisterten und begeisternden Rede über Portugal sprach er Worte, die er in dem officiellen Abdruck der Rede ausmerzen mußte. In der letzten, erfolglosen Rede für die Emancipation sprach er höhnende Worte, die Sir John Copley trafen, den er, einen Monat später, zum Collegen wählte, die aber gegen einen ganz andern Vortrag gerichtet waren — ein Mißverständniß, das einige Geistesgegenwart vermeiden konnte. Glänzend wie er auftrat, haben doch Viele ihn vielfach übertroffen. Er besaß nicht die kenntnißreiche, allseitige Umsicht von Mackintosh, nicht die hoch über aller Engherzigkeit schwebende Philosophie von Fox, nicht die republicanischen Tugenden von Romilly. *)

Wellington trat auf. Wir glauben vielleicht so wenig als der Verf. an ein eminentes politisches Talent des edeln Herzogs. Wie, wenn ihm gerade durch seinen Mangel an politischer Fernsicht das gelungen wäre, was er vollbracht hat? Wellington ist geborner Aristokrat. Hätte er vorausgesehen, daß die Emancipation in ihrem Gefolge die Parlamentsreform führen würde, er hätte sie nimmermehr begonnen. Aber er sah nur den drohenden Bürgerkrieg; gewahrte ihn um die eilfte Stunde, und war ehrlich und wohlgesinnt genug, um den Bürgerkrieg nicht zu wollen. Hier liegt sein Verdienst: der Verf. hat es nicht anerkannt. Er wollte nicht den Bürgerkrieg. Er theilte nicht den Altenweiberglauben an dem Umsturz der protestantischen Constitution. Frei von diesem Vorurtheil, was konnte ihn noch zurückhalten, den entscheidenden Schritt zu thun? Er sah, daß Gefahr auf dem Verzug haste; aber er glaubte durch das eine Mittel alle Gefahr beseitigt. Er legte die Gefahr dar, in einfachen Worten. Hier ist ein anderes Verdienst: Wellington hat niemals viele Phrasen gemacht. Freilich sagte er, Ihr müßt nicht glauben daß ich mich fürchte. Aber der Eindruck auf das Parlament war doch kein anderer als dieser — wenn Der zittert, der noch nie gezittert hat, was sollen wir Andern thun? Das Parlament fügte sich — keine große Ehre, fürwahr, für das Parlament! — und "der Rector von Göttingen, der in London eine Anstellung als König von England hat," überwand seine Scrupel.

Wellington's Verwaltung war vielleicht die beste aristokratische, die England je gesehen. Aber die Zeit verlangt etwas Andres. Wie wenig er sie begriffen, davon zeugt noch seine letzte Erklärung wider die Reform, wenige Tage, ehe er aus dem Ministerium treten mußte.

Mit besonderem Interesse, und nicht ohne Neugier, wird man die Partieen nachlesen, die einigen Aufschluß über des Verfassers politisches Glaubensbekenntniß zu versprechen scheinen. Es ist kein Zweifel, daß ein Schriftsteller von des Verfassers Geiste, wenn er sich der Politik zuwendet, "so wenig ihn die eigne Selbstsucht zur Tribune drängen mag," als Tongeber und Stimmführer auftreten wird; und mehr als eine Partei wird dem Wunsche Raum geben "utinam esset e nostris!" Und wenn er nun alle Parteien desappointirte? Mag er es thun. — Keiner, der selbst zu denken gewohnt ist, wird es ihm verargen. Aber man könnte wünschen, daß es ihm gefallen hätte, anstatt uns von den Opfern zu unterhalten, "die er bringen muß, für jedes freie Wort, das er gesprochen, und will's Gott! noch sprechen wird" — die man aber, auf die bloße Andeutung hin, doch nicht zu würdigen vermag — anstatt solcher Andeutungen könnte man wünschen, daß er über seine Ansichten auf eine Weise sich ausgesprochen hätte, die keine Mißdeutung zuläßt. Man war darauf vorbereitet, ihn die dreifarbige Fahne aufziehen zu sehen. Aber man weiß, jedes Ding in der Welt hat seine Schattirungen; selbst die dreifarbige Fahne. Die Schattirung der seinigen wird am deutlichsten bezeichnet durch den Abschnitt "die Befreiung."

Zuvörderst eifert der Verf. wider das "Aegyptenthum" — ein treffender Name für das System der Beschränkungen, der Privilegien, der Monopole. Sofort werden die verschiedenen, früheren Bestrebungen geschildert, denen es nicht gelang, das Aegyptenthum zu stürzen: —

"Die früheren Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toscanischen Republiken, der spanischen Communen, und der freien Städte in Deutschland und andren Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, sondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame, Corporationen stritten um Privilegien, und es blieb alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Principien vor-

*) Es ist uns rein unbegreiflich, daß noch Niemand diese Aeußerung von Napoleon mit der von Wellington zusammengestellt hat, besonders, da sie in einem so vielgelesenen Buche, wie Mignet's Revolutionsgeschichte (II. 11, 262) anzutreffen ist.

*) Wir sind gewiß nicht geneigt, Canning's politischen Charakter zu überschätzen. Aber wir können auch nicht zugeben, daß er, wie der Verf. irgendwo sagt, "früher ein tory'scher Knecht" gewesen. Das Schwanken zwischen liberalen und althergebrachten Grundsätzen hat er nie abgelegt. Aber schon in seinen frühesten Arbeiten — gleichzeitig mit den bekannten Parodieen auf das Revolutionswesen im Antijacobin Review, an die der Verf. wahrscheinlich gedacht hat — wird man Spuren, und sehr deutliche Spuren, von einer liberalen Tendenz finden. Aber freilich sind es lediglich Ideen von nationaler Freiheit und nationaler Größe: und wann wäre Canning Weltbürger gewesen in dem Sinn wie Charles James Fox es war?

gebracht; und der Bauer in Deutschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen: daß die Menschen von gleich edler Geburt sind, daß hochmüthiges Besserdünken verdammt werden muß, daß der Reichthum eine Sünde ist, und daß auch die Armen berufen sind zum Genusse, in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters.

"Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der anderen, zogen die Bauern durch das südliche Deutschland, und der üppigen Bürgerschaft im hochgethürmten Nüremberg ließen sie sagen: es solle künftig kein Haus im Reiche stehen bleiben, das anders aussähe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten sie die Gleichheit begriffen. *) Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, schauen wir die Spuren dieser Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem heiligen Geiste überschleicht den Wanderer, wenn er im Mondschein die dunkeln Burgtrümmer sieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl dem, der, nüchternen Sinns, nichts anderes sieht, ist man aber ein Sonntagskind — und das ist jeder Geschichtskundige — so sieht man auch die hohe Jagd, die der deutsche Adel, der roheste der Welt, gegen die Besiegten geübt, man sieht wie tausendweis die Wehrlosen todtgeschlagen, gefoltert, gespießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern sieht man sie geheimnißvoll nicken die blutigen Bauernköpfe, und drüber hin hört man pfeifen eine entsetzliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenstein.

"Etwas besser erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht so schmählig und erfolglos, und noch jetzt sehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feste Begründung desselben, die sauberen Cavaliere herrschen wieder nach wie vor, und ergötzen sich an den Spaßgeschichten von den alten starren Stutzköpfen, die der befreundete Barde, zu ihrer müßigen Unterhaltung so hübsch beschrieben. Keine gesellschaftliche Umwälzung hat in Großbritannien stattgefunden, das Gerüste der bürgerlichen und politischen Institutionen blieb unzerstört, die Kastenherrschaft und das Zunftwesen hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civilisation, verharet England in einem mittelalterlichen Zustande, oder vielmehr im Zustande eines fashionablen Mittelalters. Die Concessionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, sind dieser mittelalterlichen Starrheit nur mühsam abgekämpft worden; und nie aus einem Princip, sondern aus der factischen Nothwendigkeit, sind alle modernen Verbesserungen hervorgegangen, und sie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangsal und neuen Todeskampf und dessen Gefahren nöthig macht. Die religiöse Reformation ist in England nur halb vollbracht, und zwischen den kahlen vier Gefängnißwänden der bischöflich anglicanischen Kirche, befindet man sich noch viel schlechter, als in dem weiten, hübsch bemalten und weichgepolsterten Geisteskerker des Katholicismus. Mit der politischen Reformation ist es nicht viel besser gegangen, die Volksvertretung ist so mangelhaft als möglich: wenn die Stände sich auch nicht mehr durch den Rock trennen, so trennen sie sich doch noch immer durch verschiedenen Gerichtsstand, Patronage, Hoffähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte, und sonstige Fatalien; und wenn Eigenthum und Person des Volks nicht mehr von aristokratischer Willkür, sondern vom Gesetze abhängen, so sind doch diese Gesetze nichts anderes als eine andere Art von Zähnen, womit die aristokratische Brut ihre Beute erhascht, und eine andere Art von Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Continente würde aus Willkürlust so viel Taxen erpressen, als das englische Volk von Gesetzwegen bezahlen muß, und kein Tyrann war jemals so grausam wie Englands Criminalgesetze, die täglich morden, für den Betrag eines Schillings, und mit Buchstabenkälte. Wird auch seit kurzem manche Verbesserung dieses trüben Zustandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geistlichen Habsucht hie und da Schranken gesetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begütigt, indem man hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlstimme von einem rotten borrough überträgt, wird gleichfalls hie und da die barsche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Secten bevorrechtet — so ist dieses alles doch nur leidige Altflickerei, die nicht lange vorhält, und der dümmste Schneider in England kann voraussehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübseligen Fetzen aus einander reißt."

Es erscheint das "dreifarbige Evangelium" — die Lehre der Revolution — der vielverläumdeten, lange verkannten Revolution — mit ihrer Neugeburt des geselligen Lebens. Nicht in diesen Blättern wird der Verf. erwarten, jenen großartigen Kampf verkannt, seine Resultate unterschätzt, seine Helden geschmäht zu sehen. Aber die Revolution, die ganze Revolution, nichts als die Revolution? So scheint es; denn, wenn wir die disjecti membra poetæ zusammenlesen, so implicirt dem Verfasser sein dreifarbiges Evangelium den Glauben an den Convent (S. 307, 130), an Robespierre und Saint-Just *) (S. 126), und an die Guillotine. Auch an die Guillotine? So ist es: —

"Es ist freilich nicht zu läugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert, und nicht gerädert, wie einst tausende und aber tausende Roturiers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten alten Zeit."

Der geneigte Leser merkt etwas, pflegte der selige Hebel zu sagen. Der geneigte Leser merkt, daß der Verf. ihn nur auf die Probe stellen will, ob man nämlich ihn, den Verf., für so unwissend, für einen solchen Fremdling in seinem neuen Jerusalem der Revolutionsgeschichte halten werde, um in vollem Ernste zu behaupten, "nur bei unheilbaren Krankheiten z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche", sei die heilsame Maschine angewandt worden. Der Verf. kennt und ehrt die Opfer, die nur zu häufig gefallen sind, von allen Bürgern beklagt, am meisten von den Verblendeten, als die Verblendung vorüber war. Es kann nicht anders sein, der Verf. will das Publicum mystificiren mit seiner Welt-orthopädie. Wenigstens wird er es Keinem verdenken, der sich unumwunden für die Heteropädie erklärt. Wir Andern wenigstens, die

---

*) Bei'm Lesen dieser Stelle war unser erster Gedanke, die Freitagspost nicht zu versäumen, sondern unserm sehr geschätzten Freund Robert Owen, dem Gründer des Cooperativ-Systems, zu melden, daß einer der geistreichsten deutschen Publicisten sich für seine Grundsätze erklärt hat — freilich nicht ohne vorläufigen Proceß des Sengens und Brennens. Er würde nicht verfehlt haben, das Factum bei dem öffentlichen Frühstück in Redlionsquare am folgenden Sonntag zu commentiren. Aber wird nicht ein Anderer — vielleicht ein Berliner — die Sache nach Paris berichten an die Saint-Simonisten? Werden nicht die Cooperatives und die Saint-Simonisten sich die Hälse brechen um die Ehre, den Verf. bekehrt zu haben? Jammerschade um die gebrochenen Hälse der Philosophen: wir wollen die Verantwortlichkeit lieber nicht auf uns nehmen: die Erklärung könnte auch wohl so ernstlich nicht gemeint sein.

*) Bekanntlich war es Saint-Just, von dem Camille Desmoulins sagte "Il s'estime tant, qu'il porte sa tête avec respect sur ses épaules comme un saint-sacrement."

wir uns auch eben nicht einbilden, daß die Bänke der äußersten Rechten zu unserm speciellen Gebrauch construirt sind, wir glauben an den Convent so wenig als an das jus divinum, an Robespierre und Saint-Just so wenig als an Dr. Francia und Dr. Pfeilschifter, an die Guillotine so wenig als an die Censur.

"Ach, die große Woche von Paris!" — ruft der Verf. in den Schlußworten aus. Wohl die große Woche von Paris — denn hat sie nicht mit ihrer Begeisterung und mit ihrer Besonnenheit die Revolution vollendet? Hat sie nicht gelehrt — eine solche Lehre hat auch in düeren Worten, ohne Phrase, ohne Bild, ihren guten Klang — hat sie nicht gelehrt, daß die Zwecke des Rechts und der Vernunft durch rechtliche, durch vernünftige Mittel zu erlangen sind? Und durch diese am sichersten. In diesem Glauben hoffen wir noch einmal dem Verf. zu begegnen. Für eines aber möchten wir einstehen: von der Weltorthopädie wird nicht wieder die Rede sein.

Die Italiener. Novelle von Georg Döring. Stuttgart, 1830. Hoffmann.

Die schauerlichen Sagen und Vermuthungen, zu welchen das unheimliche Wesen eines gefeierten Virtuosen Veranlassung gegeben hat, bilden den Gegenstand dieser Novelle. Zwar sind sie auf einen Sänger — den ersten Tenor, Signor Zechi — übergetragen; aber der Verf. hat dafür gesorgt, daß man sich über das Individuum, das er im Auge hat, nicht täuschen möge. Wozu sonst der Galimatias der Modekritik, von dem "unendlichen Abgrund der Melancholie, in dem Reue, Wehmuth, Klage und Schmerz wohnen" — von dem Blick des Hohnes, der aus dem Auge des Sängers über die gerührte Menge hinfliegt, die sich ihm unterwarf, "als trete der tückische Dämon, der in seinem Innern lauert, plötzlich für einen Moment hervor"? In einer Fiction, welche die abscheulichsten jener "dunkeln Gerüchte" als gegründet voraussetzt, finden wir eine solche Hinweisung auf eine nicht zu verkennende Individualität nicht sehr human; aber auf die Neugierde des Publikums ist die Fiction nicht übel berechnet. Gehäufte Unwahrscheinlichkeiten thun hier wenig zur Sache, besonders da die Charaktere gut gehalten und die Situationen mit einfachen, aber aufregenden Materialien gezeichnet sind.

Die folgende Scene, während und nach der Darstellung des Othello durch Signor Zechi, erklärt sich durch sich selbst — es wird nur nöthig sein, unsern Lesern den namenlosen Baron, der im Augenblick sich zur Eifersucht neigt, als den Erzähler, ferner den alten, zerlumpten italienischen Sänger Sebastiano, in dem der Othello bittre Erinnerungen an eine Tochter weckt, die Desdemona's Loos getheilt haben soll, endlich den Commercienrath Meuselwitz, und den Policeiactuarius, Virgilius Blümlein, mit Namen vorzustellen.

"Ich würde vielleicht die ganze Darstellung verträumt haben, wenn nicht ein seltsames Stöhnen neben mir, ein dumpfes Murmeln, Worte, die wie unterdrückte Flüche klangen, mich gestört hätten. Ich sah auf, und neben mir, etwas näher der Bühne, als ich, meinen alten Italiener, den Maëstro Sebastiano Infelice. Er stand auf den Fußspitzen und sah mühsam über die Schulter eines vor ihm stehenden größern Mannes nach der Bühne hin. Er schien keinen Augenblick Ruhe zu haben. Er bewegte sich hin und her, er drehte den alten zerknitterten Hut fortwährend in der Linken, während die Rechte geschäftig in der Brusttasche wühlte. Konnte er das beschwerliche Stehen auf den Fußspitzen nicht länger ertragen, so stampfte er mit den Füßen und hörte nicht auf das Stille gebietende Zischen der Nachbarn. Er war ganz verloren in die Empfindungen, welche das Stück oder irgend ein Individuum unter den Darstellern in ihm erregte. Zechi, der unvergleichliche Sänger, befand sich gerade auf der Scene. Aller Ohren, aller Aufmerksamkeit, waren seinem Gesange und seinem Spiele zugewandt. Während man von allen Seiten halb unterdrückte Ausrufungen des Enthusiasmus, leises Klatschen, anstaunende Seufzer vernahm, gingen aus dem Munde des alten italienischen Maëstro, dessen Blicke, von dunkler Glut beseelt, jede Bewegung, jeden Schritt des Sängers verfolgten, jene Verwünschungen, jene Flüche hervor. Carissima mia! sang eben Zechi, Maledetto! schimpfte unten Sebastiano. So ging es im feindseligen Duett fort, und nicht ich allein war Zuhörer der Art und Weise, wie der Alte seine Partie ausführte, sondern auch ein großer Theil der Umgebung mußte sich diese störende Dreingabe gefallen lassen. Indem Zechi einen glänzenden Schlußtrillo schlug, trommelte Sebastiano so arg mit den Füßen, daß viele Stimmen in der Nähe laut wurden und die Hinausschaffung des Störenfrieds verlangten.

"'Gott hat in seinem Zorne, in einem Grolle auf mich diesen alten Haselanten in die Welt gesetzt!' stöhnte ein dicker Herr hinter mir, in dem ich sogleich den Commercienrath erkannte. 'Sie waren Zeuge, theuerster Baron,' fuhr er fort, nachdem er mich am Rockschoße gezupft, 'wie er mir heute das köstlichste Diner beim Dessert in Gift und Operment verwandelt durch seinen malitiösen Gesang. Wie eine verbrannte Trüffelsauce, wie ein aufgewärmter Fisch, wie ein übertägiger Krebs ging mir der miserable Gesang hinab, und ich ließ lieber die delicate Crèmetorte im Stich, als daß ich ausgehalten hätte bis zum Ende. Was geschieht nun? Ich hoffe, mich in der zuckersüßen, schaumartigen, gewürzvollen Rossinischen Oper zu entschädigen für die verlassene Crèmetorte und da führt wieder mein böser Genius den tollen Musikanten her, daß er mir die schmackhaftesten Arien durch sündliches Fluchen verdirbt, und die edelsten Leckerbissen von Passagen, Coloraturen und wie die Ingredienzien eines geschmackvollen Gesanges all heißen mögen, durch verrücktes Strampeln vor den Ohren wegnimmt. Was halten Sie davon, Baron? Mich weht es ordentlich gräulich an in der Nähe des Welschen. Eine ungeheure Angst ergreift mich, der tolle Mensch wäre, wie es die Dichter nennen, mein Fatum, das mich mit Unglück auf Schritt und Tritt verfolge, und mich am Ende erwürgen werde in einer Situation, die das Leben am wünschenswerthesten macht, bei einer Rebhuhnpastete oder bei einem wilden Schweinskopfe. Baron, ich zittere in der Nähe des Welschen und kann doch nicht fort von ihm in dem ungeheuren Gedränge!'

"In diesem Augenblick fuhr ein elfenbeinerner Stockknopf, der mir bekannt war, vor meinen Augen vorüber. Er fiel auf die Schulter des Italieners nieder, der sich überrascht umsah, und ich vernahm Blümleins krähende Stimme:

"'Man menagire sich! Man störe ein hochedles Publicum nicht im Kunstgenusse durch lautes Reden und unziemliches Gestrampel, man respectire die Anwesenheit der höchsten Herrschaften, welche die heutige Vorstellung mit Ihrer Gegenwart zu beehren geruhen, man retirire sich, wenn man sich etwa bewußt ist, einen Trunk über den Durst gethan zu haben, oder man halte sich fein ruhig in den Gränzen des geselligen Anstandes, wenn man nicht gefährden will, vom diensthuenden Policeipersonale zur Raison gebracht zu werden!'

"Virgilius hatte sich sehr ereifert. Sein Angesicht brannte in dunkler Zornesgluth, das noch in der Luft schwebende Stöckchen zitterte in seiner Hand. Aller Trotz, alle Wildheit hatten sich mit einemmale aus dem Wesen des Italieners verloren. Er stand demüthig mit gesenktem Haupte, er ließ die Hände schlaff herabhängen, und hörte geduldig auf des Policeiactuars heftige Rede. Als dieser geendigt hatte, machte er eine tiefe, unterwürfige und bejahende Verbeugung, und verhielt sich auch von nun an

still, so daß die Umstehenden sich nicht über ihn zu beklagen hatten. Seine Erscheinung, sein Benehmen war mir zu interessant geworden, als daß ich ihn ganz außer Acht hätte lassen können. Ich bemerkte wohl, daß die Ruhe, die er jetzt zeigte, nur scheinbar war. Sonderbar dünkte es mich, daß nur Zechi's Erscheinen auf dem Theater ihn in die stille Wuth versetzte, die sich dem aufmerksamen Beobachter in einzelnen Symptomen verrieth. Die rechte Hand wühlte dann wieder in der Brusttasche, die Linke streckte er krampfhaft geballt von sich, seine Lippen bewegten sich und schienen nun jene Schimpfwörter und Flüche, die er vorher laut ausgestoßen, nur anzudeuten, ein seltsames Muskelspiel waltete, wie in einem eigenen, für sich bestehenden Leben, auf Stirn und Antlitz.

"Zechi übertraf heute in Spiel und Gesang Alles, was man bisher von ihm gesehen und gehört hatte. Die Anlage zu der unglücklichsten aller Leidenschaften trat gleich Anfangs leise, wie weit entferntes Wetterleuchten, aus seiner tief wurzelnden Neigung zu Desdemonen hervor, sie entwickelte sich langsam, wie ein aufsteigendes Gewitter bei der Windstille des Abends, sie brach in furchtbaren Wetterschlägen aus, sie vernichtete im niederschmetternden Blitze. Alles war in Entzücken, in Bewunderung verloren. Auch mein wunderlicher Nachbar wurde gegen das Ende des Stücks ein ganz andrer. Aber wie die Anerkennung des Publikums sich in tiefer Stille an den Tag legte, wie jeder von dem Tragischen des nahen Ausgangs grauenvoll ergriffen schien, wie aus schönen Augen Thränen geweint wurden, wie selbst in der fürstlichen Loge Prinzessin Elise, die Schwester Serenissimi, die schon der Jugend erste Blüthe der Zeit zum Opfer bringen müssen, laut schluchzte, wie so die allgemeine Theilnahme sich auf natürlichem, ganz gewöhnlichem Wege kund gab; so zeigte sie sich bei dem italienischen Maëstro in einer ganz entgegengesetzten Weise, indem er leise in sich hineinlachte, seltsame Lazzi schnitt, Hohn und Spott auf die Lippen zu legen schien und von Zeit zu Zeit seltsame, unheimlich drohende Blicke auf die Bühne warf.

"Desdemona war getödtet. Othello sah sich enttäuscht und wüthete gegen sich selbst.

"'Charmant!' bebte es über die Lippen Sebastiano's. 'Kann angenehmer werden gestorben, als im Adagio espressivo, in Cantabile doloroso.' Er sah mich an, aber schien mich nicht zu erkennen. Dann raffte er sich plötzlich zusammen, schob mit einer Kraft, die niemand dem alten hinfälligscheinenden Manne zutrauen konnte, die Zunächststehenden aus einander und drängte sich durch die Masse rasch nach dem Ausgange. Ich weiß nicht, welches Gefühl mich antrieb, ihm zu folgen. Auch Blümlein war ihm schon an den Fersen und das bekannte Stockknöpfchen schwebte vor mir her und wies mir den Weg. Dem Policeiactuar mußte etwas Verdächtiges in dem Wesen des Alten aufgefallen, die Ahnung von irgend etwas Bösem, das dieser im Schilde führe, mußte in ihm erwacht sein, er wollte den Italiener invigiliren, das war mir offenbar.

"Indem wir den Ausgang erreichten, war das Stück zu Ende und der Vorhang fiel. Ich befand mich jetzt dicht neben Blümlein, und faßte seinen Arm. Er suchte, indem er hastig vorwärts drängte, sich loszumachen und sagte:

"'Haltet mich um Gotteswillen nicht auf, Baron! Der Alte möchte mir sonst entkommen und einen Frevel üben, der eine wohllöbliche Policei vor Gott und Menschen der Fahrlässigkeit anklagte. Er hat's auf den Zechi gemünzt. Seine Drohungen, seine Verwünschungen sind mir nicht entgangen, und mein scharfes Policeiauge hat einen blanken Dolch unter seiner Rockklappe ergattert.'

"In diesem Augenblicke sahen wir den welschen Maëstro, der rasch, wie ein Jüngling, den Gang durcheilt hatte, in der Thüre verschwinden, welche auf das Theater führte. Die Logen öffneten sich, und die Menge strömte heraus. Dieser Umstand war natürlich unserm raschen Vordringen hinderlich, und verzögerte dieses. Endlich hatten wir uns durchgedrängt, endlich stiegen auch wir durch jenen Eingang auf die Bühne, und sandten nun unsere spähenden Blicke, zwischen den Coulissen hin, nach Sebastiano Infelice, dem 'geheimnißvollen Dolchritter,' wie Blümlein ihn romantisch benannte.

"'Mord! Mord!' schrie es da von der Scene. 'Mord!' wiederholte es sich im vielstimmigen Echo aus allen Garderoben. Sänger und Sängerinnen, Choristen und Choristinnen, stürzten in wunderlicher Kleiderverwirrung herbei.

"'Zur Ruhe, zur Ordnung!' krähete Blümlein, und hob sein Fischbeinstöckchen. 'Im Namen einer hochlöblichen Policei ermahne ich Jeglichen sich in seinen Schranken zu verhalten.'

"Man hörte nicht auf ihn. Alles drängte nach der Scene. Ich war einer der ersten, die hier anlangten. Da sah ich den Sänger Zechi blutig und entstellt im Ringkampfe mit dem alten Sebastiano. Dieser schwang den blanken Dolch, von dem schon Blut herniederfloß, in der Rechten, und war bemüht, dem verwundeten Sänger, der sich gegen die wüthenden Angriffe des Alten bloß mit den Händen vertheidigte, einen tödtlichen Stoß beizubringen. Zechi war ein Bild des Entsetzens. Dicke Schweißtropfen rannen von seiner Stirn über das geschminkte Antlitz nieder. Seine sonst so lebendigen Augen schienen zu Glas geworden, und starrten den Alten wie eine Gespenstererscheinung an.

"'Mord! Mord!' lallte seine Zunge mechanisch.

"'Ja, Caroli, deine Stunde ist gekommen,' wüthete in italienischer Sprache der Alte, und lachte grauenhaft dazwischen, 'du mußt jetzt sterben, weil du die Desdemona getödtet hast, und der Brabantio ist kein Narr, daß er sich das Henkeramt an dir nehmen ließe. Blut um Blut, heißt es bei uns daheim, und die Blutrache ist süß, wie der Orangenduft am Pausilipp!'

"'Reißt den Tollen von mir!' zeterte plötzlich mit einer Gewaltanstrengung der Sänger, denn er fühlte Sebastiano's Eisen an seinem Halse.

"Schon hatte ich den wüthenden Sebastiano ergriffen. Indem ich ihn rasch umschlang und den gehobenen Arm mit dem Dolche niederdrückte, schienen ihn seine Kräfte zu verlassen. Mit dem hinsterbenden Ausrufe: 'Giulietta! Giulietta!' sank er zu Boden, und verlor die Besinnung. Den blutigen Dolch hielt meine Hand. Ohne zu wissen, was ich that, schob ich ihn in meine Brusttasche. Alles stürzte jetzt auf den ohnmächtigen Alten zu. Jeder glaubte ein Recht zu haben, den ruchlosen Mörder zu schmähen, zu verdammen, ihm im Voraus das Urtheil zu sprechen. Es wäre vielleicht dahin gekommen, daß man sich an dem Wehrlosen thätlich vergriffen hätte, wenn ich nicht abgewehrt, wenn nicht Blümlein als eine Policeiperson dazwischen getreten wäre und erklärt hätte: er sei dem Gesetze verfallen, und unverletzlich für Jedermann, mit Ausnahme einer hohen Obrigkeit.

"Zechi, der aus einer Wunde in der Schulter blutete, schwankte auf einen Statisten gestützt, vor. Während die Damen und Herren vom Theater sich zu ihm drängten, um ihm ihre Gratulationen abzustatten, sah er mit scheuen Blikken auf den bewußtlosen Sebastiano. Er berührte, ohne daß er sich bemerkt glaubte, dessen Körper leise mit dem Fuße und sprach dann dumpf in sich hinein, so daß nur ich, der ihm am nächsten stand, es hören konnte:

"'Er lebt, er ist es wirklich! Kein Gespenst, kein Rückkehrender aus dem Grabe: Sebastiano ist es selbst'

"Als erlebe er in diesem Augenblicke ein wunderbares, unerklärliches Ereigniß, sah er mit dem Ausdrucke einer völligen Geisteslähmung starr vor sich hin. Meinen Kopf durchkreuzten seltsame, verwirrte Gedanken. Was ich von dem Alten gehört hatte, was ich jetzt sah, was ich aus dem Munde Zechi's vernahm, was schon früher dunkle Gerüchte von dem Sänger gesagt hatten: Alles häufte sich in meiner

Phantasie zu seltsamen Vermuthungen, die den Signor Zechi nicht im Lichte der reinsten Unschuld erscheinen ließen.

"'Die Wache kam, um sich des Verbrechers zu bemächtigen. Man bemühte sich vergebens, ihn zu sich zu bringen. Die Ohnmacht, in der er lag, wollte sich nicht lösen, und man sah sich genöthigt, ihn auf einer Tragbahre fortzuschaffen.

"'Laßt ihn, laßt ihn!' rief der Zechi mit aller Anstrengung der Kräfte, welche ihm der Blutverlust nicht geraubt hatte. 'Ich kenne den Alten schon. Er ist ein armer Wahnsinniger, er ist unschädlich, sobald sein Anfall vorüber ist. Es wäre ungerecht, ihn zur Strafe, zur Verantwortung ziehen. Laßt ihn ruhig nach Hause gehen, wenn er sich erholt hat. Hört nicht auf das Gerede seines Wahnsinns, seiner irren Träume. Er hält sich in diesen oft für einen weltberühmten, großen Musikus, mich für seinen Todfeind. Laßt den Armen frei und beunruhigt ihn nicht weiter!'

"'Mit Nichten!' versetzte in einem scharfen Tone und mit einem stechenden Blicke, der etwas Geheimnißvolles in sich trug, der Policeiactuar.

"'Sie selbst, mein verehrter Signor Zechi, Caroli oder wie Sie sonst sich zu nennen belieben mögen, werden einsehen, daß es Pflicht einer hohen Obrigkeit ist, solchen verbrecherischen Versuchen gegen das kostbare Leben eines dem Hofe, wie der Stadt, hochwerthen Künstlers auf den Grund zu kommen, besonders, wenn, wie es hier der Fall ist, von Delinquenten Worte ausgestoßen worden, die auf anderweitige, eben so wichtige Untersuchungen leiten. Delinquent wird vor der Hand in policeilichen Gewahrsam gebracht, dort vorläufig verhört und weiter, wie es der Geschäftsgang will, einem hohen Criminalgerichte übergeben. Uebrigens empfehle ich mich zum besten Angedenken, mein werther Signor, und habe die Ehre, gute Besserung zu wünschen.'

"Er schwang sein Fischbeinstöckchen und gab der Wache das Signal, den Ohnmächtigen fortzubringen. Zechi sandte ihm einen giftigen Blick nach, lächelte, nach einigem Besinnen, höhnisch für sich hin und schwankte dann nach dem Ausgange, seinem Wagen zu, der indessen vorgefahren war."

Die Manier des Erzählers hat uns auf ungewöhnlich lebhafte Weise an die von Wilhelm Hauff erinnert. Die Verlegung der Scene in eine süddeutsche Residenz mag das ihrige dazu beigetragen haben; indessen sind wir doch überzeugt, daß die Aehnlichkeit nicht nur in den äußern Umgebungen liegt, sondern in der Eigenthümlichkeit der Darstellung. Unsre Leser erinnern sich, daß wir im Laufe des vorigen Sommers einen Roman von demselben Verf.: "den Hirtenkrieg" angezeigt. Wir glauben in jeder Hinsicht in der vorliegenden Novelle eine Ueberlegenheit zu erkennen, die ein entschiedeneres Talent für die leichte, an's Humoristische streifende Erzählung, als für die pathetische beurkundet.

Wir halten es für überflüssig, bei den Ausstellungen zu verweilen, die sich an einzelnen Partieen der Erzählung machen lassen — sie sind von der Art, daß sie jedem Leser von selbst auffallen werden. Eines möchten wir indessen dem Verf. zur näheren Erwägung empfehlen, ohne doch die Entscheidung der Frage übernehmen zu wollen — ob es wahrscheinlich, und in der Natur der Dinge begründet ist, daß, wie bei dem alten Gärtner, eine Leidenschaft für die Musik sich findet, während die Natur selbst die Möglichkeit des Talents versagt hat, und ob eine solche, und so verkehrte Leidenschaft so heftig werden kann, um ihr unglückliches Opfer zu vermögen, in die Dürftigkeit hinaus zu ziehen. Die Phrenologen würden es verneinen; aber freilich giebt es in Deutschland keine Phrenologen mehr.

Was uns Noth thut! Ein ehrerbietiges und freies Wort, seinem Fürsten und seinen Landsleuten gewidmet von Wit v. Dörring. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe.

(Zweiter Artikel.)

Die zweite Einwendung, welche der Verfasser gegen die Zweckmäßigkeit einer Repräsentation in diesem Augenblick anführt, ist zu auffallend, und die Gründe, durch welche sie unterstützt werden soll, sind zu merkwürdig, als daß wir sie übergehen könnten. Eine Vertretung, behauptet der Verf., würde in diesem Augenblick nicht nur keine Sicherheit bringen, sondern entschiedene Gefahr — Gefahr für die Ruhe und Ordnung. Man höre: —

"Nicht zu läugnen ist es, daß an der Westseite unserer Herzogthümer eigentliche Noth vorhanden, und daß in der That nur die innige Anhänglichkeit an der Person des Königs die etwanigen Absichten von Unruhestiftern und Unzufriedenen dort zu Schanden machen könnte. Dieß fiele weg, wenn wir jetzt eine Verfassung bekämen, der Bauer glaubte dann der neuen Einrichtung, vor der, als seiner eigenen Mitschöpfung, er noch keine Ehrfurcht hegen kann, gerechte Vorwürfe machen zu können, wenn sie nichts Erhebliches für ihn thäte. — Ein Zufall könnte dann Unruhen hervorrufen, die bedenklich werden dürften, weil sie in allen Classen der Gesellschaft einzelnen Gleichgestimmten begegneten. — Erwidre man mir nicht, daß ein derlei secondäres Interesse das Wohl des Ganzen nicht hindern dürfe, und daß die große Majorität aller Wohlgesinnten kräftig der Regierung dann zur Seite stehen würde. Wir haben keine Truppen, um Unruhen auf dem Lande zu dämpfen. Der Soldat ist Bauer, und steht seinen Mitbauern eben so gerne bei, wie er dem Städter, ereignete dort ein Aehnliches sich, sein Uebergewicht empfinden lassen würde. — Jeder auch noch so beschränkte Mensch wird erkennen, daß unsere etwanige Verfassung den exaltirten Liberalen nicht genügen wird, so wenig wie den Aristokraten; mithin regt sie grade die Parteien auf, welche man vermeintlich dadurch zu beruhigen gedenkt."

Der loyale holsteinische Landmann mag sich bei dem Verfasser für das Vertrauen bedanken, mit welchem seiner gedacht wird. Aber ist es dem Verfasser nicht aufgefallen, daß die Besorgnisse, die er zu wecken versucht, höchstens eine Bedeutung haben könnten, wenn von einer abgetrotzten Verfassung die Rede wäre? Und wann hat noch ein Freund der constitutionellen Reform — ein Schriftsteller, der auf seinen politischen Kreuz- und Queerzügen Gelegenheit gehabt hat, das Wesen und Wirken des Repräsentativsystems in den Ländern kennen zu lernen, wo es am vollständigsten sich entwickelt hat — wann hat ein Schriftsteller der zu solchen Grundsätzen sich bekennt, und solcher Erfahrung sich rühmen kann, Gründe wie die folgenden gegen die Reform geltend gemacht: —

"Die Masse der Schleswig-Holsteiner, das eigentliche Volk, hat überdieß jetzt gar keine Neigung zur Unzufriedenheit, weil es, wie ich oben bei der Darstellung unseres collegialischen Wesens gezeigt, nicht recht weiß, worüber es sich beschweren soll; keinem Unterthan wird ein persönliches Unrecht von der Verwaltung zugefügt, welches ihn aufreizen könnte, und grade dieß Einzelne, Concrete ist es, welches Unruhen hervorbringt; wie denn z. B. kleine in's Familienleben eingreifende und oft wiederkehrende Reskerien der Polizei den Bürger mehr erbittern, als eine allen gemeinsame drückende Verordnung. Kaum träten aber die Stände zusammen, und die großen, in's ganze Volksleben eingreifenden Reformen würden dem Volke die vielfachen Gebrechen der Verwaltung und mit diesen bestimmte Gegenstände der Klage darbieten. Daß nicht einzelne Deputirte zu weit gehen, zu schonungslos tadeln, und das vielfache Gute unberücksichtigt lassen würden, ist kaum zu erwarten, und unmöglich ist es doch, daß auf Ein Mal Alles geschieht. —"

Wir freuen uns zum dritten Punkte zu gelangen, und damit von einem höchst unklaren zu einem wohlbegründeten Raisonnement —

"e quindi uscimmo à riveder le stelle."

Der Verf. spricht von den Reformen, hauptsächlich von der Bildung des Gemeindewesens, die der repräsentativen Verfassung zur Grundlage dienen müßte, und die er demnach für dringender und zeitgemäßer hält, als die plötzliche Einführung einer Repräsentation.

"Die Basis des Volkslebe nsist das Gemeinwesen, und grade dieses ist bei uns auf eine schreckliche Weise vernachlässigt. — Die Gemeinlasten sind, theils aus den angeführten Gründen, theils auch weil viele Beamten die Communen, als um ihrentwillen dastehend, betrachten, zu einer unglaublichen Höhe angewachsen, und viel drückender, als die eigentlichen königlichen Steuern geworden, die doch ihre bestimmte Gränzen haben. — Ich spreche hier nicht von der Willkür mancher Ortstyrannen, von der Anmaaßung ihrer Diener und Anhänger und von der Art und Weise, womit sie — ohne zureichende Controlle — über das Vermögen ihrer Communen, zu Armengeldern, Schulen, Untersuchungen u. s. w. disponiren, dieß Alles ist nur Einzelnes, nein die ganze Einrichtung ist zeitwidrig und dem Staatszwecke widersprechend.— Eine völlige Umwandlung unsers Communalwesens muß der Einführung einer ständischen Verfassung vorausgehen, denn im engeren Kreise der Commune muß der Volksvertreter gebildet werden, soll er anders durch richtige Beurtheilung des partiellen Interesses das allgemeine fördern helfen."

Daß das Verhältniß zwischen der Communal- und der Repräsentativverfassung richtig aufgefaßt ist, wird man nicht bezweifeln.

Hier kann indessen noch eine Meinungsverschiedenheit eintreten, ob nämlich eine Repräsentation nicht zum Wohl des Landes mit der Entwerfung einer zeitgemäßen Communalordnung, wie der Verf. sie wünscht, sich beschäftigen könnte.

Was man aber auch davon denken mag, so werden die Winke, die der Verf. hinsichtlich des Geschäftsganges der Collegien, und der Cumulation der richterlichen mit den administrativen Functionen der Beamten sehr schätzenswerth gefunden werden, und wir wiederholen den Ausdruck unsrer Ueberzeugung, daß es hier dem Verf. um Sachen zu thun gewesen, und nicht um Personen. Wir wünschen, daß seine Winke Berücksichtigung finden, daß seine Schrift beruhigend wirken, und zur Aufklärung der öffentlichen Meinung beitragen, und daß sein Talent nie einem minder würdigen Zweck gewidmet werden möge.

Notizen.

Im Laufe dieser Woche wird von der Verlagshandlung von Hoffmann und Campe eine Karte von Polen, von J. Lohse auf Stein gezeichnet, ausgegeben werden. Wir haben einen Probedruck davon gesehen; die Zeichnung ist in derselben Manier, wie die früher erschienene kleine Karte von den Niederlanden. Die Gränze vor der Theilung von 1772 ist durch die Illumination angedeutet.

Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unwillkommen, wenn wir bei dieser Gelegenheit an einige Werke erinnern, in welchen der frühere und gegenwärtige Zustand von Polen beschrieben wird.

Den Freunden der Geschichte ist es bekannt, daß ein lebendigeres Bild eines "polnischen Reichstages" in früheren Zeiten nicht leicht anzutreffen ist, als dasjenige, welches Stanislaus Orichowski in seinen polnischen Annalen entworfen hat. Das Buch enthält eine Geschichte von Polen unter der Regierung von Sigmund August (geb. 1520). Es ist zuletzt (so viel uns bekannt) in lateinischer Sprache abgedruckt worden durch Georg Forster zu Danzig, 1643. Angehängt ist ein Leben des Peter Kmitha.

Eine Schilderung der Vorfälle von 1794 findet man im neunten Band von Seume's Werken (Leipzig, 1827. Hartknoch 12). Seume schreibt als russischer Offizier (er war Secretair des Generals Igelström), aber doch als ein Mann, der die Bestrebungen eines Volkes für seine Unabhängigkeit zu würdigen weiß. Der Aufsatz enthält eine detaillirte Beschreibung des Aufstandes in Warschau, und der Abenteuer, die der Verf. bestand, als er das Unglück hatte, von den Russen bei'm Abzug zurückgelassen zu werden. Auch mehrere interessante Züge von Suwarow's Charakter sind der Erzählung der spätern Ereignisse einverleibt.

Etwas weitschweifig, aber durch manche, früher ungedruckte Notizen bereichert, sind die "Denkwürdigkeiten über Polen und die Polen, vom Jahre 1788 bis 1815.", von Michael, Grafen von Oginsky, deutsch von F. Gleich. (2. Bde. Leipzig, 1827. Hartmann.)

L. Chodzko hat im vorigen Jahr eine neue, sehr bedeutend vermehrte Ausgabe von Maltebrun's "Tableau de la Pologne ancienne et moderne" in zwei Bänden, in Paris, veranstaltet.

Novitäten.

Lewald: Novellen. 1 Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1 Thlr. 8 ggr.

Belgien, geographisch, statistisch und historisch dargestellt. Aachen, Kohner. (Karte) 12 ggr.

Baumann: Bilder aus der Heimath. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

Riesser: Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. Altona, Hammerich. 10 ggr.

Welker: Die Preßfreiheit. Petition an den Bundestag. Freiburg, Gros. 16 ggr.

Swedenborg: die Christenreligion in ihrer Aechtheit. 1 Band. Tübingen, zu Guttenberg. 1 Thlr. 12 ggr.

Schott: Schmetterlingskalender. Frankfurt, Guilhemmann. 3 Thlr. 8 ggr. (7 Kupfertafeln.)

Schuster: Ging die Irrfahrt des Ulysses nach Gibraltar oder nach Calais? Meißen, Hennings. 12 ggr.

Eschenmeyer: Ueber die Abschaffung der Todesstrafe. Tübingen, Laupp. 8 ggr.

Plan der Kritischen Blätter.

Die Kritischen Blätter sind bestimmt, eine raisonnirende Uebersicht des Neuesten in der Literatur zu geben — in der Art, wie dieß wohl für England durch die Londoner Literary Gazette, für Deutschland aber bis jetzt, wenigstens durch die Literaturzeitungen, noch nicht geschehen ist.

Mit Ausschließung aller rein wissenschaftlichen Untersuchungen, werden nur solche Werke zur Sprache gebracht werden, für deren Inhalt man bei jedem Gebildeten einiges Interesse voraussetzen darf. Die Redaction wird es sich zum Geschäft machen, die Tendenz eines Buches und den Standpunkt des Verfassers mit kurzen Worten zu bezeichnen, und sofort durch Aushebung von Thatsachen, oder durch Mittheilung von Auszügen, den Leser von dem Hauptinhalt und der Art der Darstellung in Kenntniß zu setzen.

Die Journalistik gilt der Redaction für ein viel zu bedeutendes Feld der Literatur des Tages, um nicht von einzelnen Erscheinungen derselben von Zeit zu Zeit Veranlassung zu nehmen, auf den Geist der Journale und das Fortschreiten der öffentlichen Meinung hinzuweisen.

Von ausländischen Werken wird nur dann Notiz genommen werden, wenn sie mit deutscher Literatur und deutschen Verhältnissen in irgend einer Beziehung stehen, oder dafür einen bestimmten Vergleichungspunkt darbieten.

Der Begründung von Thatsachen wird natürlich größere Aufmerksamkeit zugewendet werden, als der Beleuchtung von Meinungen. Wenn indessen die letztern von allgemein praktischem Interesse sind, so wird ihnen die gebührende Beachtung zu Theil werden.

Das Feld der schönen und der "unterhaltenden" Literatur versprechen wir nicht, nach allen Richtungen hin abzuschreiten. Aber was anziehend am Wege, und was auf den Höhen erscheint, soll, so viel an uns ist, unsern Lesern nicht entgehen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

29. Hamburg. Montag, den 17. Januar. **1831**

Inhalt.

Geschichte unsrer Zeit. In jährlichen Uebersichten der wichtigsten Ereignisse von Carl von Schirach. Erster Jahrgang. Das Jahr 1829. Hamburg, 1831. August Campe.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, von der Zweckmäßigkeit solcher jährlichen Uebersichten im Allgemeinen zu reden. Man wird indessen finden, daß die vorliegende in mehr als einer Hinsicht vor andern ähnlichen Arbeiten sich vortheilhaft auszeichnet. Sie giebt nicht eine bloße Chronik, sondern eine raisonnirende Darstellung der Ereignisse; sie ist nicht aus den Tagblättern compilirt, sondern es sind dabei noch andre, zuverlässige Quellen, von minder ephemerem Charakter, benutzt worden; sie unterscheidet sich endlich auch durch die Sorgfalt, mit welcher außereuropäische Verhältnisse entwickelt worden sind.

Es kann nicht fehlen, der Maaßstab der allerneuesten Resultate wird an das Raisonnement des Verfassers gelegt, und sein Buch, wenn gleich, wie es scheint, zum großen Theil vor der Reise geschrieben, wird als die Einleitung zur Geschichte des Jahrs der Revolutionen betrachtet werden. Wird es die Prüfung bestehen?

Man muß sich durch die erste Seite der Einleitung nicht irre machen lassen. Es ist keine Apologie des Bestehenden, was der Verf. im Sinne hat: es ist nur die Scheu vor den Extremen. Das Jahr 1829 mußte sie wecken: das Jahr 1830 hat sie gerechtfertigt. Oder sind nicht seine glorreichsten Resultate diejenigen, in welchen die Unterordnung der Extreme unter das Princip der Mäßigung erreicht worden ist?

"Die enragés beider Parteien, welche um die Herrschaft kämpfen, stehen sich nahe — es ist nur ein Schritt vom Jacobinismus zum Jesuitismus." Sehr wahr; und wenn der Verf. von der früheren französischen Aristokratie hinzufügt, sie wollte lieber Thron und Altar durch das blutige Triumvirat von Robespierre, Marat und Danton gestürzt, als durch Lafayette gerettet sehen, so liegt darin der Schlüssel zu den Gesinnungen, mit welchen in diesem Augenblick eine getäuschte Partei ihren Aerger über die Revolution des Juli nur mühsam zurückhält.

Der Verf. hat bei seiner vermittelnden Ansicht, welche die terreur blanche als ebenso verabscheuungswürdig verwirft, wie die terreur rouge, und den Ultracismus ebenso gefährlich findet als den Jacobinismus, einen Punct hervorgehoben, der nur zu häufig übersehen wird. Er erinnert an die sittliche Haltung, an den männlichen Geist, der allein der Freiheit würdig, weil er allein in der Freiheit heimisch werden kann. Es ist dieß der Augenblick, einer solchen Lehre Gehör zu geben, wenn sie auch wenig bekümmert ist, ein aufgeregtes Vorurtheil schonend zu umgehen.

"War es doch nur ein blendendes Idol, welches die schwärmerischen Renner (unter welche sich die kalten und daher sie beherrschenden Egoisten mischten) täuschte. Denn was ist denn jene, von Ihnen so begeistert gepriesene, Freiheit an sich? — Ein negativer Begriff, nur die Wegräumung der Schranken, eine Negation des Zwangs, nichts Positives, kein Object des Besitzes. Sie ist gleich der allumgebenden Luft, dem allverbreiteten Lichte, das Element des Wirkens, die Bedingung jedes höhern Strebens; aber nur das Wirken und Streben in ihr hat Bedeutung; sie ist ein leerer Raum, den der Mensch mit den göttlichen Gebilden der schönen Zeit Griechenlands oder mit den Gräuelgestalten der französischen Revolution bevölkern kann. Das aber war der große Irrthum aller Zeiten, daß man sie für etwas Positives hielt, daß man wähnte, mit ihr selbst schon das Höchste und Herrlichste errungen zu haben, das erst in der bereits errungenen erstehen konnte; dieses aber ließ sich nur erreichen, wenn man auf der Bahn der Sittlichkeit und des Rechts in ihre Sphäre getreten war, jeder andere Weg führt zu ihrem Mißbrauche und folgeweise zu ihrem Verluste durch schwerere Ketten als die abgeschüttelten. Tugend ist, wie Montesquieu sagt, das Princip der Freistaaten, Ehre das der Monarchieen. Die dauerndsten Republiken des Alterthums waren das sittenstrenge Sparta, das ernste, charakterfeste Rom, dessen Virtus den Charakter des ächten Republicaners ausdrückt. Holland, die Schweiz und Nord-America waren nicht die angreifenden Theile, sondern nur die Vertheidiger hergebrachter und anerkannter oder zugestandener Rechte, darum bestanden sie und entwickelten in dem gegebenen Raume Großes und Schönes, während das revolutionaire Frankreich und die europäischen Staaten, welche auf dem Wege der Militair-Revolution Freiheit zu erringen strebten, durch die Anarchie nur zum Militair-Despotismus übergehen konnten."

Aber wenn wir diese Unterscheidung für gegründet halten, so möchten wir darum die Folgerung nicht unterschreiben, die man daraus ziehen könnte, und gegen die der Verf. zum mindesten sich nicht hinlänglich verwahrt hat. "Was war natürlicher," meint er, "als dem unbändigen Trotze das zu verweigern, was die freie Großmuth gern als Geschenk gegeben hätte, was selbst nothwendiger und pflichtgemäßer, als die Vorenthaltung einer so gefährlichen Gabe, wenigstens auf reifere Zeiten?" Wir wollen nicht das bittre Wort erwidern, nicht den Verdacht predigen wider "die Danaer, selbst wenn sie schenken" — aber wenn er mit dem Dichter sein Weh! ausruft über die,

> . . . . "die dem ewig Blinden
> Des Lichtes Himmelsfackel leih'n"

so möchten wir ihm die, wir fürchten vergessenen Worte eines andern Dichters entgegenhalten —

> "Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet,
> So auserwählt kein ird'scher Mann,
> Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
> Er sie mit Freiheit laben kann."

In schlichter Prosa, wir möchten gegen octroyirte Institutionen ebenso bestimmt protestiren, als gegen die Verweigerung derselben: denn welcher Sterbliche, was auch seine Stellung und seine Würde sein mag, soll das Recht haben, jene überragende Intelligenz als Monopol in Anspruch zu nehmen, die den Völkern Schweigen gebieten will mit dem Spruch — ihr seid nicht reif? Das reife Volk findet seinen Weg zur Freiheit. Sein Gang darf nicht aufgehalten, und kann nicht beschleunigt werden.

Indessen muß man nicht dem Verf. jene Folgerung in ihrer weitern Ausdehnung aufbürden. Um sich der Mißdeutung zu erwehren, darf er nur auf den Abschnitt verweisen, in welchem er den Bourbons das warnende Beispiel der Stuarts vorhält. Ueberhaupt verläugnet sich nirgends jene Gesinnung, die in politischen Untersuchungen die größte Sicherheit giebt, indem sie die freien

Institutionen aus dem Volksleben selbst erwachsen, und die Interessen der Civilisation nur durch würdige Mittel gefördert zu sehen wünscht.

Die Geschichte des russisch-türkischen Krieges ist mit vieler Lebendigkeit erzählt, und nimmt einen verhältnißmäßigen Theil des Bandes ein. Das Bestreben, nicht eine bloße Chronik, sondern eine zusammenhängende Darstellung der Begebenheiten zu liefern, hat den Verf. veranlaßt, in mehreren Fällen auf frühere Jahre zurückzugehen, um die stufenweise Entwickelung der Verhältnisse auseinanderzusetzen. So wird das Ministerium Londonderry und das von Canning charakterisiet, um den Wendepunkt der europäischen Politik zu bezeichnen. Die Geschichte der griechischen Revolution ist, von den ersten Unternehmungen an in einem Resumé zusammengefaßt, bei welchem außer den bekannten Quellen vornehmlich die in Europa bis jetzt weniger zugängliche Erzählung des americanischen Arztes Dr. Howe benutzt ist.

Wir haben schon erwähnt, daß die Geschichte der außereuropäischen Völker mit vieler Sorgfalt ausgearbeitet ist. Namentlich sind die Züge hervorgehoben, welche das Fortschreiten der Cultur bezeichnen. Wenn hier nicht eben große und weitgreifende Veränderungen eingetreten sind, so sind sie doch vorbereitet worden, und der politischen Speculation eröffnet sich ein weites Feld. Vielleicht ist es unseren Lesern nicht unerwünscht, wenn wir, anstatt sie von näher liegenden Ereignissen zu unterhalten, ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick auf entferntere Welttheile lenken, und ihnen einige der Betrachtungen mittheilen, in welchen der Verf. die Spuren des kommenden Wechsels andeutet. Wohl gehört es zu den Zeichen der Zeit, wenn selbst China in der Revolutionsgeschichte ein Blatt für sich in Anspruch nimmt.

"Auch dem Muster der Stabilität, dem himmlischen Reiche, wie der Stolz der Bewohner China nennt, rückt eine große Umwandlung immer näher. Das ganze Staatsgebäude ist veraltet, das ungeheure Reich leidet an einer Uebervölkerung, deren Ernährung oft schwer fällt und die daher unruhig und zum Aufstande geneigt ist; seine Beamten sind moralisch verdorben, unredlich, bestechlich, seine Kriegsmacht schlecht, ohne militairischen Geist und Tüchtigkeit; geheime Secten und Verbindungen erheben sich in verschiedenen Theilen des Reichs, alle gegen den herrschenden Mandschu-Stamm gerichtet, der seinen kriegerischen Geist verloren hat. Die große Masse des chinesischen Volks ist mißvergnügt mit der fremden Dynastie, welche die alte rechtmäßige vertrieben hat, und zum Aufruhr geneigt. In dem von Tartaren bewohnten Westen wütheten in den letzten Jahren schon die Flammen des Aufruhrs und die Chinesen wurden dort mehrmals im Kampfe überwunden; bei der geringsten Hülfe von englischer oder russischer Seite würden die Tartaren ganz die Oberhand erhalten. Ueberdieß ist China mit diesen beiden Colossen in zu nahe Berührung gerathen, als daß es hoffen dürfte, lange in seinem jetzigen politischen Zustande zu verbleiben.

"Man hielt lange die französisch-europäische geheime Politik für die listigste, aber die des Oberstatthalters in Calcutta ist noch weit schlauer; sie spinnt ihre Fäden über ganz Asien aus und aus ihr soll auch die für die chinesische Regierung so gefährliche Revolution der Tartaren entsprungen sein. Das zahlreichste Volk auf der ganzen Erde sind die Chinesen, obwohl die lügenhaften Bülletins, welche ihre Regierung verbreiten läßt, ihre Anzahl und die Stärke der Regierung für weit größer ausgeben, als sie wirklich ist; daher die Verschiedenheit und Unzuverlässigkeit der statistischen Angaben über China. Das chinesische Volk nun soll gezwungen und bewogen werden, einen weit größeren Antheil an dem Handel und den Verbindungen der civilisirten Nationen zu nehmen, als es bisher der Fall gewesen ist, da Englands Fabricate so dringend neue bedeutende Märkte zum Absatz erfordern. Auch die russische Diplomatik arbeitete lange darauf hin, aber von der Landseite aus war es unmöglich. Die britische Regierung belästigt nun nicht mehr die Chinesen auf diplomatischem Wege, um nicht bei ihnen Mißtrauen zu erwecken, arbeitet aber desto kräftiger auf indirecte Weise. Die unruhigen Tartaren, denen es jetzt beschwerlich fällt, unter chinesischem Schutze zu stehen und welche darnach sterben, das Joch abzuwerfen, sind ungewiß, ob sie, um ihre Befreiung zu bewirken, sich in Verbindung mit Rußland oder dem General-Gouverneur von Calcutta begeben sollen, der jetzt an der Spitze des größten Staats im Orient steht. Die Ausmessungen des Gipfels des Himmalajah-Gebirges und die über dasselbe angelegten Wege wurden nicht in wissenschaftlicher Rücksicht unternommen. Der Rath von Calcutta kann eben so schnell die Seeräuber auf Suli und bei China als bei Mascara und im persischen Meerbusen vernichten, aber China kann diese Gefälligkeit erst erwarten, wenn es alle seine Häfen der britischen Flagge eröffnet haben wird, welches das beständige Ziel der Politik in Calcutta ist. Das Blatt Malacca Observer zeigt, wie sehr der General-Gouverneur seine Aufmerksamkeit auf die große Insurrection wenden muß, welche die Tartaren in der kleinen Bucharei gegen die chinesische Autorität unternommen haben, durch folgende Betrachtungen: 'So lange Malacca unter niederländischer Herrschaft stand, war dieser Platz und sein Handel unbedeutend. Der letztere nimmt zwar noch nicht zu, denn Penang und Sincapore blühen allzusehr auf, aber die sehr starke Garnison, die bedeutende Marine-Station und die Aufmerksamkeit der hiesigen Beamten auf die wilden Stämme der Halbinsel zeigen schon, daß die ostindische Handelscompagnie diesen wichtigen Posten in der Nähe von China bei den Unruhen zu benutzen wisse, welche im nördlichen und westlichen China statt finden. Durch unsere Missionäre in der Tartarei sind wir frühzeitig unterrichtet worden, daß der größte Theil der Einwohner in der kleinen Tartarei, welche sowohl durch ein- als ausländischen Einfluß aufgehetzt waren und deren ganze Volksmenge ungefähr eine Million Menschen beträgt, nicht länger das heidnische chinesische Joch ertragen wollen. Einige der Officiere, welche das Himmalajah-Gebirge bereiseten, sollen Volontaire bei der reitenden Artillerie der Tartaren sein, welche freilich noch sehr mäßig ist. In und außerhalb Hindostan sucht die Regierung zu Calcutta den Frieden zu vermitteln, aber dies menschenfreundliche Interventionsrecht hat bisher den Pekinger Hof nicht bestimmen können, die so kostbare Souverainetät über die tartarischen Rebellen aufzugeben.' — Da Tibet schon anfängt, sich in lebhafte Handelsverbindungen mit Bengalen einzulassen, welche China nicht mehr verhindern kann, so wird sich die Fortsetzung der Handelsverbindungen bis in die kleine Bucharei leicht von den Tartaren erlangen lassen, aber nie von den chinesischen Mandarinen, welche stets darauf bedacht sind, sich dem Statthalter in Bengalen zu widersetzen. — Es gelang auch den Chinesen, die Handelsverbindungen mit den Tartaren, welche die Russen versucht hatten, zu verhindern, und wenn chinesische Subsidien die Birmanen im Kriege gegen die Briten unterstützt hätten, so würde auch die Regierung in Bengalen sich die Freiheit genommen haben, die erworbene Unabhängigkeit der Tartaren anzuerkennen, ehe China seine Forderungen auf dieselben aufgegeben hätte. Sie bezahlen an China zwar keinen Tribut an Geld, müssen aber desto häufiger ihre junge Mannschaft in chinesische Kriegsdienste geben, wenn der Kaiser sie requirirt, welches sie nun nicht mehr wollen. — Jetzt steht der Weg nach Birma, Cochinchina und selbst nach China den Briten offen und der Pekinger Hof hat alle Ursache, sich vor dem britisch-indischen in Acht zu nehmen. Er muß schon bemerkt haben, daß dieser großen Einfluß auf die chinesische Tartarei hat, da die Bibelgesellschaften, Landmesser, welche die Quellen der Flüsse und die militairischen Positionen aufsuchen, die Schleichhändler und patentirten Officiere, welche überall vorgeben, Frieden zu verkünden und überall

Krieg anspinnen und die Insurgenten disciplinieren und anführen, das Himmalajah-Gebirge passirt haben. Die Seeräuber in Formosa und Suli stehen im Dienste dieser Missionäre der britischen Handelsmacht, wenn sie ein Ziel erreichen will, welches nicht direct mit der getreuen Beobachtung der Tractate übereinstimmt. Auffallend ist auch die Vermehrung der, jetzt so häufig politischen Zwecken dienenden, Freimaurer-Logen in Asien wie in Africa; man zählt deren in Canton, Siam und im innersten Asien und Africa, obgleich sie in America besonders verbreitet sind. — Darum sind auch wohl in den letzten Jahren alle christlichen Missionäre aus China vertrieben, selbst die sonst unentbehrlich erachteten Astronomen.

"Zwar hat der chinesische Feldherr Schanling die Tartaren der kleinen Bucharei bei Uksa geschlagen und der Kaiser eine pomphafte Ode auf die Einnahme und Zerstörung von Schanski-Hur, wo die Rebellen so lange Widerstand geleistet haben, gedichtet, aber die Unruhen waren noch nicht beendet. Die fortdauernde Insurrection in Ost-Dschagatay hatte den Kaiser in lebhafte Besorgnisse versetzt und zwei seiner vornehmsten Heerführer wurden 1828 abgeschickt, um die Mandschu-Tartaren zu Paaren zu treiben, deren Vorfahren bekanntlich 1614 die jetzige Dynastie gründeten und vielleicht wieder ähnliche Eroberungspläne haben. Dabei klagt der Kaiser sehr über Mangel an Disciplin seiner Garden. Im vorigen Jahre wurde eine neue Verschwörung gegen die herrschende Dynastie in Peking selbst entdeckt, deren Anstifter hingerichtet wurden.

"Was aber besonders Aufmerksamkeit verdient, das sind die ersten Spuren von vortheilhaften Veränderungen und von Erleichterung des Verkehrs mit dem Auslande. Durch ein Handels-Edict des Gouverneur zu Canton vom 14. Juli 1826 ist nämlich das bisherige Monopol der Hong-Kaufleute zum Verkehr mit den Ausländern sehr beschränkt und der Handel mit den nicht ausgenommenen Artikeln auch allen übrigen Chinesen freigegeben worden. Im Eingange des Edicts heißt es, die Americaner (welche bekanntlich einen starken und immer steigenden Handel mit China treiben) hätten diese Erlaubniß gewünscht. Mit dieser Erleichterung des Handelsverkehrs hat auch der Verbrauch der europäischen und americanischen Fabricate, zumal der baumwollenen und wollenen Waaren, im Innern von China sehr zugenommen. In der letzten Zeit klagte man jedoch auch in Canton über Stockung des Handels und nur Opium fand fortwährend Absatz. Um den Verheerungen der Blattern Einhalt zu thun, ist die Inoculation eingeführt, ebenfalls eine merkwürdige Thatsache in diesem sonst allen fremden Einrichtungen und Erfindungen so abgeneigten Lande. In Canton lief sogar eine für den Kaiser ganz nach europäischer Art erbauete Fregatte ein. Die untern Volksclassen zu Canton haben sich einige Beleidigungen gegen die Ausländer erlaubt. Die merkwürdigen Verhandlungen des Gerichts zu Canton gegen diejenigen, welche sich der Ermordung der Mannschaft des französischen Schiffs Navigateur schuldig gemacht haben, sind öffentlich bekannt gemacht; die Thäter wurden hingerichtet. Die Auswanderung aus dem übervölkerten und daher oft an Hungersnoth leidenden Reiche wird jetzt gestattet und begünstigt und die Engländer haben 12,000 Chinesen angenommen, um statt der Negersklaven die Plantagen auf Isle de France (jetzt Mauritius genannt) anzubauen; 5,090 waren bereits angekommen und zeigten sich als sehr geschickte und fleißige Arbeiter. Die Chinesen in Java treiben einen immer stärkeren Handel mit den Nord-Americanern, welche sich so wenig als möglich in Calcutta, Madras und Bombay sehen lassen. Dieser Handel brachte Java zum Aufblühen, welches aber die Briten wieder durch die Anlage des Seehafens zu Sincapore, der nicht zum Vortheile der Niederländer wie der Nord-Americaner war, zu verhindern suchten. Die chinesische Regierung sucht keineswegs Sincapore's Aufblühen zu befördern und sieht es lieber, daß ein lebhafter Handel mit chinesischem Zucker zwischen Java und den nördlichen Häfen China's getrieben werde, welche insonderheit den Thee wohlfeiler liefern können, als die Nordamericaner und Europäer ihn in Canton zu kaufen vermögen, da die Fracht aus den Theeprovinzen nach dieser Stadt kostbar ist. — Im Sommer vorigen Jahres litt China an großen Ueberschwemmungen; zwischen dem 4. und 6. Juni kamen in der Gegend von Canton 8000 Menschen durch dieselben um's Leben; besonders litten die Districte, wo Seide fabricirt wird."

Unter dem "Neuen aus Africa" sind es besonders die Fortschritte der neuern Verwaltung von Aegypten, welche für die Zukunft eine Reihe von Resultaten versprechen. Es ist bekannt, daß schon Leibnitz sich mit der Idee beschäftigte, daß das Land noch einmal für Europa eine neue Bedeutung gewinnen müsse: aber freilich dachte er nicht daran, daß eine türkische Behörde die Civilisation, die politische Oekonomie, und selbst die fruchtbaren Keime des Repräsentativsystems dorthin tragen, und daß dem ewigen Schweigen der Pyramiden eine neue Deutung werden sollte: —

"Bei Alexandrien befinden sich bereits treffliche Landstraßen und Spaziergänge und es sind Kutschen aus England verschrieben; daselbst wird ein neues Arsenal errichtet, wobei 1697 Handwerker angestellt sind und bei Cudomnebee ein großes Pulvermagazin. Der Vicekönig wollte eine Reise in's Innere machen, um dort Festungen anlegen zu lassen; er hat mehrere Canäle graben lassen, von denen jedoch keiner ganz beendet ist. Ueber 150,000 Männer und Frauen arbeiteten am Mahmudie-Canal, der Alexandria mit dem Nil und Cairo verbinden sollte. — Dieser für den Handel Alexandria's höchst wichtige Canal, bei dessen Bau 30,000 Menschen aus Mangel an Nahrung und Kleidung das Leben einbüßten, hat dem Vicekönige nichts gekostet, der zur Bestreitung der Kosten eine außerordentliche Auflage von 6 Piastern für den Feddan auf alle Ländereien Unter-Aegyptens auf drei Jahre ausschrieb, welche ihnen von 2 Millionen Feddans eine Neben-Einnahme von 800,000 Talaris oder 4 Millionen Franken eintrug. Der Mahmudie-Canal ist indessen nur für kleine Fahrzeuge und zwar bloß einige Monate hindurch, in denen der Nil steigt, schiffbar und wird in wenigen Jahren ganz unbenutzt bleiben. Seine Mündung von Fuoh ist zu seicht und der vielen Schlamm mit sich führende Nil verschlämmt allmählig die Einfahrt in denselben. Dampfmaschinen, die mit großen Kosten in Europa gebaut und nach Aegypten gebracht wurden, um den Canal zu reinigen, haben gar keinen Erfolg gehabt. Jedoch hat man die Möglichkeit eingesehen, bei einem bessern Systeme diesen Canal das ganze Jahr hindurch schiffbar zu erhalten. —

"Auch ward für die Verbesserung der Civil-Administration Sorge getragen und der Staatsrath berufen, um wichtige Reformen einzuleiten; als die hauptsächlichste derselben nennt man die Befreiung des Handels von dem verderblichen Monopole der Regierung. Der Franzose Bosquet-Deschamp ward zum Reichs-Controlleur ernannt und die Zölle wurden an einen Privatverein auf drei Jahre für 6,850,000 türkische Piaster jährlich verpachtet. Wenn der Vicekönig auf sein Monopol nach und nach verzichten, die Ländereien vertheilen, das Grundeigenthum und alle damit zusammenhängenden Rechte wieder herstellen, den Landmann beschützen, dessen Arbeit durch allmählige Verbesserungen erleichtern und ihn durch freies Ueberlassen seiner Producte aufmuntern will, wenn er endlich die freie Ausfuhr der Reichthümer dieses ergiebigen Bodens gewährt, so wird eine Grundsteuer, nach dem Werthe der Producte allmählig gesteigert, in Verbindung mit der Zoll-Einnahme bald hinreichen, seine Einnahmen um das Doppelte zu erhöhen, ohne dem Wohlstande der Bevölkerung zu schaden. Ein richtigeres Abgabe-System, welches die Landleute zum Wetteifer ermuntert, indem es das eigene Interesse derselben an größere Production knüpft, wäre die einzige

Anstrengung, welche Mehemed Ali zu machen hätte, um die Anzahl der bebauten Feddans um das Doppelte zu vermehren und seine Einnahme auf 45 Millionen spanischer Thaler oder auf mehr als 225 Millionen Franken zu erhöhen. Durch Aufmunterung des Ackerbaues würde die Cultur der Baumwolle, des Maulbeerbaums, des Zuckers, des Indigo, des Flachses bald erweitert werden, denn alle diese Artikel sind höchst ertragreich, im Auslande gesucht und die Cultur derselben einer größern Ausdehnung fähig. Durch Aussetzung von Prämien für den Anbau des Oelbaums und des Weins, welche in Aegypten schon jetzt gut gedeihen, würden auch diese beiden Producte reiche Hülfsquellen werden. Wenn die Regierung, das gegenwärtige System zwar beibehaltend, aber durch eine bessere Stellung des Landmanns und durch Annahme einer Militair-Organisation, die dem Ackerbau nicht die nöthigen Arme entzieht, dahin gelangte, 8000 Feddans urbar zu machen, was sehr leicht zu bewerkstelligen ist, wenn das Verfahren beim Ackerbau verbessert und auf die Bewässerung die nöthige Sorgfalt verwendet wird, so würde die Einnahme in weniger als zehn Jahren auf die ungeheure Summe von 200 Millionen Talaris gebracht werden können. Man kann es aber nicht oft genug wiederholen, die ägyptische Regierung darf auf die Dauer eines Systems, welches gänzlich auf die Gewalt des einen und das Elend des andern Theils gegründet ist, nicht rechnen. Wirklich scheint es jedoch, daß sie jetzt wichtige und in muselmännischen Staaten ganz unerhörte Schritte zur bessern, ja sogar zu einer repräsentativen Staatsform macht. Die wichtigste neue Einrichtung ist nämlich die Errichtung eines repräsentativen Raths, der von den Städten und Provinzen gewählt wird, der öffentliche Sitzungen hält, und dessen Berathungen und Beschlüsse in einer arabischen und türkischen Zeitung (die zu Baluk bei Cairo gedruckt wird, zweimal wöchentlich erscheint und die bedeutsame Vignette der über einer Pyramide mit der Aufschrift 'ägyptische Nachrichten' aufgehenden Sonne führt) zur allgemeinen Kunde gebracht werden. Aegypten ist in Provinzen, Departements, Bezirke und Unterbezirke eingetheilt und 200 Abgeordnete aus denselben bilden die gedachte Central-Versammlung oder den allgemeinen Divan, den der Vicekönig bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zieht. Ibrahim hat in diesem Conseil eine lange, sehr gut ausgearbeitete Rede gehalten, in welcher er erklärte, es sei die Absicht seines Vaters, den Frieden und das Wohl des Landes zu befördern. Nicht minder merkwürdig ist in einem mohamedanischen Staate, dem der Koran bekanntlich zugleich als Gesetzbuch dient, die Ausarbeitung eigener Gesetzbücher nach der Grundlage des französischen Rechts. Todesstrafe ist nur für Hochverrath und Veruntreuungen öffentlicher Gelder beibehalten, sonst tritt als schwerste Strafe lebenslängliche Strafarbeit im Arsenal ein. Auch macht die europäische Bildung in diesem Lande, zufolge des vielen Verkehrs mit den Europäern, Riesenschritte, sie ergreift selbst die Ulemas; Bart, Pfeife, Turban sinken im Werth. Auf's Neue ist eine Anzahl junger Araber und Aegypter nach Paris gesandt worden. Einer der unterrichtetsten Aegypter ist der General Osman Bey, der großen Einfluß besitzt. Der Anbau des Krapps wird mit Eifer betrieben, eben so der Anbau des Flachses, vielleicht aber auf Unkosten der Baumwollen-Pflanzung. Auf Mehemed Ali's Lustschloß Schubra ist die Gasbeleuchtung eingeführt. Die für die Kenntniß der ägyptischen Alterthümer so wichtige französische wissenschaftliche Expedition von Champollion und die toscanische von Rosellini, hat über ein Jahr in Aegypten und Nubien zugebracht."

Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe.

(Zweiter Artikel.)

"So z. B. Du, lieber Leser, bist unwillkürlich der Sancho Pansa des verrückten Poeten, dem Du, durch die Irrfahrten dieses Buches, zwar mit Kopfschütteln folgst, aber dennoch folgst."

Es wird die Aufgabe der Kritik sein, die Richtung der Irrfahrten genauer zu bezeichnen, als der Verf. in obigen Zeilen gethan hat, das Kopfschütteln aber dem "lieben Leser" zu überlassen, wenn er sich damit begnügen will. —

Die Stadt Lucca schließt an die Bäder von Lucca sich an. Es sind indessen, außer der Person des Dichters, nur zwei der Figuren wieder auf den Schauplatz gebracht — Signora Francesca und die kleine geistreiche Irländerin. In der Wahl der Gegenstände ist mehr Einheit, als die Ankündigung der Irrfahrten erwarten läßt — wir finden die schöne Naturphilosophie der Eidechsen in den Apenninen, den Katholicismus, die Religionen, und des Verfassers eigne Religion, die Lehre von der Freiheit und Gleichheit.

Man ist neugierig auf die Philosophie der "grauen Eidechsen, die schon seit Jahrtausenden in den Felsenspalten des Apennins leben." Hier eine Probe davon: —

"Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein athmen sie. Aber diese wenigen Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran, sie können weinen. Die Thiere aber sind am meisten begünstigt, denn sie können sprechen, jedes nach seiner Art und die Menschen am besten. Einst, wenn die ganze Welt erlöst ist, werden alle anderen Erschaffnisse ebenfalls sprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter singen.

"Die Eidechsen sind ein ironisches Geschlecht, und bethören gern die anderen Thiere. Aber sie waren gegen mich so demüthig, sie seufzten so ehrlich, sie erzählten mir Geschichten von Atlantis, die ich nächstens aufschreiben will, zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir so innig zu Muthe bei den kleinen Wesen, die gleichsam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Priesterfamilien, gleich denen des alten Aegyptens, die ebenfalls naturbelauschend in labyrinthischen Felsengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen so wunderbare Zeichenbilder, wie auf ägyptischen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

"Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichensprache gelehrt, vermittelst welcher ich mit der stummen Natur zu sprechen vermag. Dieses erleichtert mir oft die Seele, besonders gegen Abend, wenn die Berge in schaurig süßen Schatten gehüllt stehen, und die Wasserfälle rauschen, und alle Pflanzen duften, und hastige Blitze hin und her zucken. —

"O Natur! du stumme Jungfrau! wohl verstehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeversuch, der über dein schönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerst mich so tief, daß ich weine. Aber alsdann verstehst du auch mich, und du heiterst dich auf, und lachst mich an aus goldenen Augen. Schöne Jungfrau, ich verstehe deine Sterne und du verstehst meine Thränen!"

Es scheint, daß vor der Eidechsenphilosophie durchaus keine andre bestehen kann. Die Berliner Jahrbücher werden sich schwerlich ein Motto aus dem Folgenden wählen: —

"Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen noch manches andre Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, nichts zu enthüllen. Ich weiß jetzt mehr als Schelling und Hegel.

"Was halten Sie von diesen beiden? fragte mich der alte Eidechs mit einem höhnischen Lächeln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte.

"Wenn man bedenkt, antwortete ich, daß sie bloß Menschen und keine Eidechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie eine und dieselbe

Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, das aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenerempels erkennen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abenteuerliche Verschlingungen, zusammengesetzt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsirend wärmer, alles darinnen lebt, statt daß die abstract hegelschen Chiffern uns so grau, so kalt und todt anstarren.

"Gut, gut, erwiederte der alte Eidechserich, ich merke schon was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

"Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanserai zu Berlin die Cameele sich sammeln um den Brunnen hegel'scher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die Märk'sche Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des schelling'schen Geistestranks sich drängen, als wär es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit. —

"Den kleinen Naturphilosophen überlief der gelbe Neid, als er hörte, daß seine Collegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: welchen von beiden halten Sie für den größten? Das kann ich nicht entscheiden, gab ich zur Antwort, eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Schechner größer sei als die Sontag, und ich denke —

"Denke! rief der Eidechs mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, denken! wer von Euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Functionen der Thiere, ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen, kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiedersagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hin ziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht, in ewigen Hieroglyphen, auf meinem eigenen Schwanze.

"Bei diesen Worten, die mit einem dedaignanten Pathos gesprochen wurden, drehte mir der alte Eidechs den Rücken, und indem er langsam fortschwänzelte, sah ich darauf die wunderlichsten Charaktere, die sich in bunter Bedeutsamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen."

So viel von der Philosophie. Sie kann das größere Publicum nur wenig interessiren. Aber die Religion? Wenn der Verf. zu keiner der vorhandenen sich bekennen will, so wird auch davon das Publicum wenig Notiz nehmen. Die Zeit ist vorüber, da eine solche Erscheinung heftigen Widerspruch, oder auch nur einige Verwunderung erregen konnte. Aber die öffentliche Meinung mag nachdrücklicher, als durch das Kopfschütteln, dessen er gewärtig ist, ihm beweisen, daß der Ton, in welchem er von der Religion gesprochen hat, den Geschmack der denkenden Leser beleidigt, und nicht geeignet ist, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln oder ihre Achtung zu gewinnen; sie mag ihm beweisen, daß dieser Ton Dessen, der ihn führt, eben so unwürdig ist, als des Gegenstandes, gegen den, und des Volkes, vor dem er geführt wird.

Hat der Verf. etwa die Religion angreifen wollen? Wenn er es noch gewollt hätte! Man möchte das Mißverständniß, auf dem eine solche Absicht beruht, beklagen: aber man könnte es verzeihen. Mag Jeder wider eingeführte Religionen vorbringen, was er will, aber mit Ernst, aber mit Würde. Selbst Voltaire's Phalange von bittern Sarkasmen — der Verf. kann sie wiederholen, übertreffen wird er sie nicht — selbst diese Sarkasmen lassen sich entschuldigen; sie waren gesättigt mit dem Gifte des systematischen Hasses aller Unterdrückung, aller Heuchelei, aller Unwahrheit; sie haben ihr Gift verspritzt, aber sie konnten nur "tödten, was sterblich war;" gefahrlos werden sie jetzt selbst von Neugierigen betastet, als "getrocknete Schlangen, die nicht mehr verwunden." Der mißverstandne Eifer der Männer, die, in der täglichen Berührung mit Pfaffen und Pfaffendienern, selbst mit frivolen Worten, und mit lachendem Munde, aber doch ernstlich bemüht waren, die Religion zu stürzen, hat — wer will es läugnen? — noch in seiner Verirrung etwas Achtbares. Aber wir müßten uns sehr täuschen, oder es ist von einem solchen Bemühen in diesem Bande keine Spur anzutreffen. Nicht eine Absichtlichkeit ist darin zu rügen, sondern eben die Absichtslosigkeit, die Gedankenlosigkeit. Ist das Wort zu hart? Nicht verhöhnen will der Verf. die Religion; er will nur damit spielen. Nicht seinen Spott will er damit haben; nur seinen Spaß.

Und welchen Spaß! Fürwahr, der Verf. dieses Bandes (und hätte er nichts weiter geschrieben als diesen einzigen Band) der Verf. ist so arm nicht an Ideen, daß er nöthig hätte, sich so weit wegzuwerfen, um längst verbrauchte, zum Theil sehr schlechte Plaisanterieen wieder aufzulesen. Wir wollen uns keiner sehr ausgebreiteten Belesenheit rühmen, und seiner Erfindung nicht zu nahe treten. Aber wird es ihm vielleicht gefallen, uns eine einzige jener Plaisanterieen zu bezeichnen, die nicht, mit ebenso guter, oder besserer Tournüre, sei es in Voltaire's oder Béranger's, oder en passant in Heinse's Schriften sich nachweisen ließe? Wir sagen nicht, daß er sie daher entlehnt. Nicht sein Eigenthumsrecht wollen wir anfechten, nur das Verdienst der Neuheit können wir ihm nicht zugestehen. Indessen würde dieses Verdienst ebenso wenig beneidenswerth sein als jenes Recht.

Am meisten Eigenthümliches hat noch die Manier, mit welcher er hin und wieder Dem, was Andern heilig ist, seinen Beifall und seine Adhäsion angedeihen läßt; diese Manier ist abscheulich. Bald ist es die vornehm sentimentale Miene, mit welcher ein Großer einen Geringeren protegirt, bald die widerliche Familiarität, mit der man wohl einen Geringen an einen Großen sich drängen sieht.

Die Gerechtigkeit gebietet, der Materialien Erwähnung zu thun, die, im Buche selbst befindlich, solchen Muthwillen rechtfertigen sollen oder doch ihn erklären können.

Der Verf. läßt die Irländerin allerlei verfängliche Reden führen, und erklärt darauf, ihre wilde Spottlust werde ihm verdrießlich.

"Vielleicht verletzte mich solche um so mehr, da ich mich selbst nicht davon frei fühlte, und sie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es ist nun wohl nicht zu läugnen, daß die Spottlust, die Freude am Widerspruch der Dinge, etwas Bösartiges in sich trägt, statt daß der Ernst mehr mit den besseren Gefühlen verwandt ist — die Tugend, der Freiheitssinn und die Liebe selbst sind sehr ernsthaft. Indessen, es giebt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird

darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathilden's; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthusiastisch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelavine überschüttet wird."

Ist sie befriedigend, diese Apologie? Sie befriedigt nicht einmal den Dichter selbst. Denn anstatt sich dabei zu beruhigen, hält er der Dame eine Standrede:

"Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chinesischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen, und wenn sie sprechen könnten, uns gewiß auseinandersetzen würden, wie sie ganz natürlich aus einer Zwiebel entstanden sind, wie es hinreichend sei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

"Schon bei dem Wort Tulpe gerieth Mylady in die heftigsten Bewegungen, und während ich sprach, wirkte ihre Idiosynkrasie gegen diese Blume so stark, daß sie sich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Komödie, zur Hälfte aber auch wohl pikirter Ernst, daß sie mich mit bitterem Blicke ansah und aus Herzensgrund spottscharf mich fragte: Und Sie, theure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

"Ich, Mylady, ich habe sie alle, der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter!"

Man sieht, die Dame retorquirt. Wir werden es nicht thun. Wir werden den Männern die keine Religion haben, keine Standrede halten. Wir sind weit entfernt, den zu verdammen, der ein Religionssystem, oder irgend ein Dogma angreift, wenn er es mit Ueberzeugung thut. Jeder hat das Recht, seine volle Ueberzeugung auszusprechen, keiner Gewalt auf Erden kömmt es zu, ihm das zu verwehren. Aber die öffentliche Meinung wird den ernsten Ausdruck der Ueberzeugung von dem rücksichtslosen Spiel des Muthwillens zu unterscheiden wissen. Sie wird fragen, woher eine solche Rücksichtslosigkeit stammt? Vielleicht liegt der Schlüssel im Folgenden: —

"Ich weiß nicht," heißt es in der Nachschrift, "welche sonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei späterer Durchsicht der vorstehenden Blätter etwas allzuherbe erschienen, im mindesten zu ändern. Das Manuscript war schon so gelb verblichen, wie ein Todter, und ich hatte Scheu es zu verstümmeln: Alles verjährt Geschriebene hat solch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar diese Blätter, die gewissermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn sie sind fast ein Jahr vor der dritten bourbonischen Hedschira geschrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbste Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anschein gewann, als könne der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden."

Es ist hier zunächst von Aeußerungen über Politik die Rede; aber es scheint doch, daß die Pietät auch auf die verjährt geschriebenen Späße über die Religion sich ausgedehnt hat.

Wir wollen nicht untersuchen, ob nicht der Verfasser sich ein ridicule gegeben hat durch diese Pietät gegen seine unverletzlichen ersten Einfälle, zu deren Gunsten er die neun horazischen Jahre, ratione ruentis acervi, auf ein einziges reducirt hat, um sie dann, in ihrer Unverletzlichkeit, in die Welt zu schicken. Wenn der Verfasser wirklich seine ersten Einfälle für heilig und unverletzlich hält (es geht eine Sage, daß andre geistvolle Denker die ihrigen nicht dafür gehalten haben) so wird er doch wenigstens sich der ministeriellen Verantwortlichkeit für dieselben nicht entziehen wollen. Sollte er keiner andern Pietät zugänglich sein, als allein der für seine eigenen verjährten Ideen? keiner Rücksicht, die ihn abhalten konnte, das Gefühl vieler, und den Geschmack der meisten Leser zu beleidigen?

Von einer andern Seite noch hat der Dichter seine Apologie versucht. "Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr scherzliche, leichtfertige Bücher geschrieben, und doch sehr streng und ernsthaft sein konnten, wo Strenge und Ernst nothwendig wurden; z. B. Dû Clos und gar Louvet de Couvrai, die beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit stritten, übrigens aber sehr frivol und schlüpfrig schrieben, und leider keine Religion hatten. Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre, als jede andere! Da es die unsrige ist; so könnten wir, mit demselben Maaße messend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären. Ja, ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit."

Die Freiheit ist so gut eine Religion, als jede andere. Wir geben den Satz zu. Die Idee der Freiheit vermag ohne Zweifel, die geistigen und sittlichen Kräfte in einem Brennpuncte zu sammeln, und sie zu steigern; sie erhebt den Menschen über sich selbst; sie führt ihn aus dem engen Kreise des eignen Selbst hinaus, und führt ihn ein in eine neue, in eine höhere, schrankenlose Welt; wahr und tief empfunden, lehrt sie ihn den höheren Weltzwecken die eigene Individualität unterordnen.

Dieß Alles geben wir zu. Wir nehmen manche der besten Stellen des Buches zum Beweis, daß er es empfunden, und daß er es ausgesprochen hat, in der Wahrheit und Fülle des Gefühls. Aber den Zusammenhang — den nothwendigen, innern Zusammenhang zwischen diesem Ernst und jenem Spott geben wir nicht zu. Wir glauben an den Ernst des Verfassers; wir glauben auch an seinen Witz; aber er muß uns nicht zumuthen, um seines Witzes willen an seinen Ernst zu glauben.

Louvet und Andere haben frivol geschrieben, und doch kühn und ernst für die Freiheit gestritten. Was folgt daraus? Daß man frivol schreiben kann, und die Freiheit doch lieben. Wiederum zugegeben. Aber man kann auch frivol schreiben, ohne die Freiheit zu lieben; und man kann die Freiheit lieben, ohne frivol zu schreiben. *)

Wir sind zu Ende. Es ist keine erfreuliche Pflicht, aber es ist Pflicht, einem geistreichen Schriftsteller den Krieg zu machen, wenn er auf solche Weise raisonnirt. Es sollte uns leid thun, wenn manches ernste Wort, und manche dichterische Schönheit in diesem Bande, um der gerügten Auswüchse willen, die verdiente Würdigung nicht finden sollte.

Zum Schluß eine der leichteren Partieen — ein Bruchstück der Wanderung nach Lucca: —

"Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landstraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß sie sich auf engen Holz- und Felsenpfaden verirren. Das geschah auch hier, und ich habe, zu meiner Reise nach Lucca, gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landstraßmenschen. Ein Sperling, den ich um den Weg fragte, zwitscherte und zwitscherte, und konnte mir doch keinen rechten Bescheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn selbst nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen saßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; sie waren schon davon geflattert, ehe sie noch meine Fragen vernommen, und die

---

*) In Frankreich selbst ist die Ungläubelei so sehr aus der Mode gekommen, daß ein geistreicher Kritiker einer jetzt zum erstenmal abgedruckten Briefsammlung von Didérot, gewiß nicht der Einzige ist, dem ein vielleicht seltsam scheinender Verdacht aufgestiegen ist: — "Rien ne dénote la foi comme cette éternelle proclamation d'incrédulité; l'impiété des lèvres n'est pas la preuve irréfragable de celle du coeur. L'impiété a ses hypocrites comme l'église." *Le Temps.* 3. Janv. 1831.

Blumen schüttelten ihre tonlosen Glockenhäupter. Manchmal neckten mich die wilden Myrten, die, mit feinen Stimmchen, aus der Ferne kicherten. Hastig erklomm ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! sagt mir, wo geht der Weg nach Francesca? Ist sie in Lucca? Sagt mir, was thut sie? was tanzt sie? Sagt mir alles, und wenn Ihr mir alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!

"Bei solcher Ueberfülle von Thorheit konnte es wohl geschehen, daß ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmuthe ansah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Francesca gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmüthig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht einen an, als wollte er sagen: Was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und Napoleons Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagoy, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantisch nachplappert? Oder eine vermüffte Turteltaube, die schön fühlt und miserabel gurrt? Oder gar ein serviler Haushahn, dem man, aus Ironie, das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deßhalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler? Du weißt, lieber Leser, wie wenig Ursache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch stolzer als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Lorbeerbaume erkundigt hat, so weiß er jetzt, wer ich bin."

Laßt immerhin den Adler bei dem Lorbeerbaume sich erkundigen, aber laßt den Dichter selbst nicht vergessen, wer er ist.

Napoleon und Ségur (Zwölftes Capitel im dritten Bande von Lady Morgan's Frankreich.)

Wir wünschen hier als Nachtrag zu unserm früheren Artikel über Lady Morgan's neuestes Buch, einige Züge von Napoleon's Charakter mitzutheilen, für die wir neulich keinen Raum mehr fanden. Man ist der Dame die Gerechtigkeit schuldig, darauf aufmerksam zu machen, daß sie auch in diesem Bande ihren Eifer für die Aufbewahrung von souvenirs anecdotiques bewährt hat.

"Ségur sagte: 'zuweilen zeigte Napoleons Benehmen eine zarte Natürlichkeit; eine Gutmüthigkeit, die hinreißen konnte; und diese that er nie erkennbarer dar, als wenn er sich umgeben sah von talentvollen Männern, Künstlern, Schriftstellern u. s. w. Auch seine Heftigkeit war oft vergnüglich, wiewohl zuweilen ganz unerträglich. Eines Tages schien sein Bruder Joseph in einer geheimen Rathssitzung entschlossen, ihm bei jeglichem Vorschlage zu widersprechen. Buonaparte kämpfte eine Zeitlang gegen seinen Aerger, mit der allerkaiserlichsten Hochherzigkeit, endlich aber überließ er sich einem der höchst plebejischen Anfälle seines Zornes, die denen, welche sie trafen, gewiß kein Vergnügen machen konnten, wiewohl die Umstehenden recht oft eines solchen Gefühles sich nicht dabei zu erwehren vermochten. — Wüthend wendete er sich gegen Joseph: 'Glauben Sie hier der König Pharamund zu sein!' sagte er, überschüttete ihn mit den allerbittersten Vorwürfen und setzte endlich hinzu: 'Ihr Widerstand gegen alle meine Maaßregeln erklärt sich leicht, ich weiß, daß Sie mit dem factiosen, disloyalen, intriguirenden Lafayette leben, und sich von seinen Grundsätzen beherrschen lassen.' Die Antwort, welche Ségur auf diese Bemerkung gab, und die nun zu wiederholen seine Freunde ihn aufforderten, war voll edlen Freimuthes, und beweiset, daß Napoleon der Sprache der Freiheit weder so unzugänglich war, als man ihn geschildert hat, noch so unempfänglich gegen den Werth von Menschen, die im rechten Augenblick den Muth hatten, ihre eigene Würde zu ehren, und die Wahrheit zu sagen.

"Bei dem Ausspruche jener Beschuldigungen seines Freundes, sprang Ségur vom Sessel auf, und rief mit eben so lauter Stimme als die Napoleons tönte: 'Sire!' — Dieser nachdruckvolle Ausruf hielt den Kaiser auf, der sogleich schwieg, den Grafen von Kopf bis zu den Füßen betrachtete und mit einer Kälte, die furchtbarer war, als sein Zorn, fragte: 'und was, mein Herr?'

"'Sire!' sprach Ségur, 'Eure Majestät sind getäuscht, Lafayette ist der rechtlichste und ehrenhafteste Mann im Reich, der reinste Vaterlandsfreund und der loyalste Bürger. Er ist treu den Grundsätzen, in welchen er sein Leben begann, und ihnen wird er bis zum Tode treu bleiben. Aber er ist weder factiös noch intriguirend; er verhält sich ganz leidend. Von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, beschäftigt er sich mit der Bewirthschaftung seiner weitläuftigen Güter und mit der Erziehung seiner, aus drei Generationen bestehenden Familie. Wer es sein mag, der Lafayette als einen Intriguanten darstellt, er täuscht Eure Majestät, denn das war er nie.'

"Napoleon heftete seine zürnenden Augen einen Augenblick auf den Sprecher, faßte sich aber sogleich und sagte kalt und ruhig: 'Es ist gut, Herr Graf, recht gut. Lafayette ist Ihr alter Freund, er ist Ihr Neffe. — Sie haben es gut gemacht, Herr von Ségur; fahren wir fort!" und damit wandte er sich zum Geschäftstische, und nahm die Angelegenheiten des Tages wieder, in einem ganz andern Tone vor.

"'Zuweilen,' fuhr mein Erzähler fort, 'war mit Napoleons Laune gar nicht auszukommen; zu andern Zeiten war er wieder fügsam und nachgebend wie ein Kind. Die Schwierigkeit lag darin, zu wissen, wie er behandelt sein wollte. Eines Tages sprach er in sehr grollender Weise von einer Person, für die ich mich verwendete. Ich gewahrte daß sein Aerger sich bis zu äußerster Heftigkeit steigerte, und brach die Unterhaltung plötzlich dadurch ab, daß ich sagte: 'ich werde diesen Gegenstand zu einer andern Zeit Ew. Majestät wieder vortragen. Jetzt ist der Augenblick nicht, Sie mit Gründen und Darlegungen zu ermüden. Ich besorge, Sie sind heute nicht wohl. Sie haben das Ansehen, als litten Sie heute an Ihrem Gallenübel.'

"Buonaparte blickte mich ernst an, lächelte und schüttelte dann freundlich den Kopf, wobei er sagte: 'nun ja, diese Galle! Indeß gewinnt man ohne diese verwünschte Galle keine großen Schlachten.' — Ich glaube, setzte Herr von Ségur hinzu, mein Sohn deutet auf diesen kleinen Zug in seinem Feldzug in Rußland."

Kaiser Heinrich VI. Historische Tragödie in fünf Abtheilungen, von E. Raupach. (Dargestellt auf dem Hamburgischen Stadttheater, den 11. und 13. Jan. 1831.)

Man behauptet im Publicum, Raupach habe die Rolle der Sibylla ausdrücklich für Mme. Schröder geschrieben. Ist das wirklich der Fall, so scheint es, daß Raupach den Versuch machen wollte, inwiefern ein so ausgezeichnetes Talent, wie das der Mme. Schröder, selbst ein so unbefriedigendes Stück wie den Kaiser Heinrich VI., in einzelnen bedeutenden Momenten zu heben im Stande sei. Er hat dem Publicum, wie man sieht, einigen Enthusiasmus für das Spiel

der großen tragischen Künstlerin zugetraut, wenn er glaubte, daß es drei Acte lang ruhig ausharren würde, "still sich freuend" bis sie in zwei Scenen ihre ganze Kraft würde entwickeln können.

Die Exposition des Stücks ist äußerst langweilig, und nur das räthselhafte Spiel des edeln Grafen von Ajello gab (bei der zweiten Darstellung) einiges Divertissement. Eine Scene im zweiten Act, in welcher man einen Effect zu erwarten versucht ist, wird verdorben durch die platte Art, wie der Hunger der königlichen Kinder aufgeführt wird. Das "holde Königlein", der zwölfjährige Wilhelm, der für einen sechsjährigen Knaben eben Verstand und Manier genug hat, nimmt der kleineren Schwester Albine das größere Butterbrod weg, und klagt über magere Bissen. Das ist der Umstand, der die hochherzige Königin bestimmt, sich in die Gewalt des feindlichen Kaisers zu übergeben. Der Besuch des Kaisers in der königlichen Gruft, um dem todten Tancred die Krone, und die im Sarge verborgenen Schätze wegzunehmen, hat, trotz seiner sublimen Betrachtungen über Geld und Geldeswerth, etwas Unedles. Erst mit dem vierten Act gewinnt das Stück, dem es bis dahin an ineinandergreifender Handlung gefehlt hatte, ein rechtes dramatisches Interesse.

Das Wesentliche dieser Handlung nun ist etwa Folgendes. Die Königin Sibylla, die Wittwe des Königs Tancred von Sicilien, hat dem siegreich vordringenden Kaiser sich ergeben. Er bricht die Bedingungen des Vertrags; sie conspirirt mit Denen, die ihr treu geblieben sind; die Verschworenen werden verurtheilt, die Priester und Frauen zu ewiger Haft, die Uebrigen aber, und der zwölfjährige Sohn der Königin, weil er eine Urkunde mit "Guilielmus Rex" unterzeichnet hat, zur Blendung und gleichfalls zu lebenslanger Haft. Die Königin, die es bis jetzt vermieden, der stolzen Kaiserin Constantia zu begegnen, wirft sich ihr nun zu Füßen. Die Kaiserin wird erweicht; sie ist selbst Mutter; der Kaiser aber zürnt unversöhnlich; der Knabe wird weggerissen. Diese Scene — das Flehen der Königin, und der schreckliche Fluch, den sie über das Geschlecht der Hohenstaufen ausspricht — ist eine jener Scenen von ergreifender, von erschütternder Wahrheit, in welchen Mme. Schröder wohl nie von einer Schauspielerin ist übertroffen, und nur von sehr wenigen erreicht worden.

Es giebt harte Worte zwischen dem Kaiser und seiner Gemalin; der Pabst thut ihn in den Bann. Der Kaiser will seine Gemalin in's Kloster schicken; das wird ihr verrathen; ein Graf und ein Pfaffe bereden sie, ihm Gift im Abschiedsbecher beizubringen. Sibylla nimmt Abschied von ihrem geblendeten Sohn — wieder eine Scene von großer Wirkung. Es folgt die Vergiftung. Heinrich weiß als Kaiser zu sterben; Lenz weiß es auch, und entfaltet, wie der Dichter es gewollt, den ganzen Charakter des Kaisers in dieser letzten Scene. Eine bittere Botschaft ereilt den Kaiser, noch ehe das Gift wirkt — sein Bruder Conrad von Schwaben ist gefallen, ein Pfeil ist ihm in's Auge gedrungen. Der Moment ist sehr gut benutzt. Der sterbende Kaiser belehnt seinen Bruder Philipp mit dem Herzogthum Schwaben, und läßt seinem Sohne entbieten, er möge des Berufes der Hohenstaufen eingedenk sein, die Kaisermacht zu heben, und die Priesterherrschaft zu demüthigen.

Wenn man die Geschichte nachlesen will, so wird man finden, daß die Thatsachen und die Charaktere im Wesentlichen treu wiedergegeben sind, daß übrigens der Dichter uns weislich die Erwähnung noch mancher andern Scheußlichkeiten erspart hat. Die Vergiftung Heinrich's durch seine Gemalin ist nicht erwiesen, wenn man auch nicht mit Schmid den Widerspruch des Conrad von Ursperg als entscheidenden Beweis dagegen annehmen will. Heinrich's Maxime "das Volk ist Nichts" stimmt zu seinem Charakter. Auch die Art des sanfteren Philipp, der der Meinung ist,

"gleich adlig sei die Cither und das Schwert,"

ist ebenfalls treu geschildert; und die Episode seiner Liebe für Irene ist historisch.

Es ist etwas Gewagtes, über die Diction eines Stückes zu urtheilen, das man nur von den Brettern herab gehört hat. Die Schlußreime haben mehr als einmal, im Gedanken oder im Ausdruck etwas Störendes, oder etwas Mattes; z. B.

". . . . . ohne Bürgschaft ist das Leben,
Und viel ist einem Kaiser aufgegeben."

oder: —

"Ich zwinge selbst zum Schlafe meine Rache,
Schweig, daß sie nicht von deiner Klag' erwache."

oder der Ausruf der Königin —

". . . . . schon glüht der Drath;
Der Himmel schläft, die Höll' ist rasch zur That."

Noch ist uns eine Stelle aufgefallen, in der der Kaiser sagt —

"man soll uns öffentlich erstatten,
Was man uns öffentlich gestohlen hat."

Hier ist der Ausdruck beides unedel und unrichtig. Man raubt zwar, aber man stiehlt nicht öffentlich.

Wenn das Stück auf der Bühne sich hält, so wird es durch das Spiel der Königin und des Kaisers in den beiden letzten Acten sein; und es wird nicht die Schuld der Schauspieler sein, wenn keine der übrigen Rollen interessirt.

Notizen.

Von der Gallerie der Zeitgenossen*) liegt der erste Jahrgang, und die so eben beendete erste Hälfte des zweiten vor uns. Die Stahlstiche kommen den englischen zwar nicht gleich, aber sie sind sauber und zum Theil vorzüglich gerathen. Auf jeden Fall hat die Verlagshandlung nicht mehr als die Wahrheit gesagt, wenn sie behauptet, für solche Stiche habe ein so wohlfeiler Preis (in Deutschland), noch niemals bestanden. Alle vierzehn Tage wird nämlich ein Portrait ausgegeben, zu 1 Schilling (2 ggr.).

Unter den 39 Portraits, die bis jetzt erschienen sind, bemerken wir unter Andern: Scott; Don Miguel; Polignac; Hussein Pascha, Dey von Algier; den Prinzen Leopold; Thorwaldsen; Hahnemann; Devrient; Tieck; Metternich; den Kaiser Nikolaus; Wellington; den Herzog von Braunschweig (mit dem revolutionairen Zusatz bei der Unterschrift: "fortgejagt am 9. Sept. 1830"); Sultan Mahmud; Kapodistrias; Diebitsch; Paskewitsch; den jungen Napoleon, Alex. v. Humboldt; den König der Niederlande (die neue Auflage ist noch nicht heraus); Karl X.; Ludwig Philipp; Casimir Périer; den König von England; Laffitte; Lafayette; General Gerard; Goethe. Man sieht, daß die Auswahl zeitgemäß ist.

Einer Unternehmung dieser Art wird es nie an der Theilnahme des Publicums fehlen. Auch vernehmen wir, daß die gegenwärtige von etwa 8500 Subscribenten unterstützt wird.

*) Oder authentische Portraits der merkwürdigsten Männer und Frauen der Tagesgeschichte. Stich, Druck und Verlag des bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Höstrup. — Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

30. Hamburg. Montag, den 24. Januar. **1831.**

Inhalt.

Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. An die Deutschen aller Confessionen. Von Gabriel Riesser, Dr. der Rechte. Altona, 1831. Hammerich.

Der Verf. verlangt die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen. Er hat für diese Forderung die Aufmerksamkeit, die ernste Prüfung aller Wohlgesinnten im deutschen Vaterlande in Anspruch genommen.

Seine Schrift ist der Abdruck einer interessanten Individualität. Er sagt uns in der Vorrede, daß er es sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hat, für die Erreichung jenes Zweckes zu wirken; und er verhehlt es nicht, daß er durch individuelle Verhältnisse unter die Zahl der unmittelbar Betheiligten gestellt ist. Aber der Vorschlag selbst erscheint so wichtig, daß der individuelle Charakter der Schrift nur einer secondären Betrachtung angehören kann. Es mag Andern überlassen bleiben, in allgemeinen Phrasen und mit heftiger Beredsamkeit ihren Beifall auszusprechen; wir glauben der Sache selbst besser zu dienen, wenn wir eine ruhige Darlegung der Gründe unternehmen, die uns bestimmen, jene Sache für eine gute zu halten.

Die Art der Duldung, die man unter dem Namen der Gewissensfreiheit versteht, ist in allen civilisirten Ländern als leitender Grundsatz anerkannt. Die fortschreitende Intelligenz hat diesen Grundsatz gerechtfertigt, nachdem lange und blutige Kämpfe die Abscheulichkeit des entgegengesetzten Verfahrens erwiesen hatten. Nur seitdem diese Grundlage fest steht, konnte die weitere Frage zur Sprache kommen, ob Gesetze, durch welche auf den bloßen Grund der religiösen Meinungsverschiedenheit hin, ein Individuum von der Theilnahme an bürgerlichen Rechten ausgeschlossen wird, — ob solche Gesetze nothwendig, ob sie zweckmäßig, ob sie überall zu rechtfertigen sind.

Mit den zahlreichen Gegnern solcher Gesetze stützen wir uns auf Gründe des Nachdenkens, und auf Gründe der Erfahrung.

Wenn bürgerliche Rechte verweigert werden, so kann es nur sein, weil man nicht glaubt, die Erfüllung bürgerlicher Pflichten erwarten zu dürfen. Es wird also entweder Mangel an Fähigkeit vorausgesetzt, oder Mangel an gutem Willen. Die erste Voraussetzung gehört nicht hieher; denn sie kann, unter gewissen Umständen, unstreitig jeden Confessionsverwandten treffen. Die Voraussetzung des Mangels an gutem Willen kann sich nur auf erwiesene Unzuverlässigkeit des Charakters gründen. Den Verdacht, der von dem religiösen Bekenntniß auf geringeren Gehalt des Charakters schließt, haben, man darf es hoffen, wenigstens alle Gebildeten nach und nach abgewöhnt. Bei allen geselligen Verhältnissen, bei den allgemeinen Berührungen des täglichen Verkehrs, sind sie gewohnt, nach der bekannten Handlungsweise eines Individuums zu fragen, nicht nach seinen Ansichten über dieß oder jenes Hauptstück von Luther's Katechismus. Wenn nun bei einem Bekenner der Staatsreligion (wo es eine solche giebt) eine anerkannt unbescholtene Handlungsweise, und eine gewisse äußere Selbstständigkeit, sei sie nun durch ererbte Mittel, oder durch die Leichtigkeit des Erwerbs gesichert, zur Theilnahme an bürgerlichen Rechten genügt, warum soll sie nicht auch bei einem Andersgläubigen genügen, als Garantie für die treue Erfüllung bürgerlicher Pflichten? Weil, antwortet man, weil die Grundsätze der Glaubensgenossen bekannt sind, die der Andersgläubigen aber nicht; und, setzt man hinzu, kann es nicht Religionen geben, deren Vorschriften aller bürgerlichen Ordnung zuwiderlaufen? Ohne Zweifel; es kann solche Religionen geben; es könnte Einer die zehn Gebote also lesen: Du sollst todtschlagen; Du sollst stehlen; Du sollst falsch Zeugniß reden, u. s. w. Aber ein Solcher wäre gerade der Unschädlichste; denn es ist dafür gesorgt, daß er bei'm ersten Versuch, seine Leseart in's Werk zu setzen, unschädlich gemacht würde. Aber, wirft man ein, das ist nicht, was wir meinen. So grob wird Keiner es angreifen. Aber man kann doch nicht wissen, ob nicht insgeheim und im Herzen Einer sich zu solchen Grundsätzen bekennt. Wir erwidern: nein; man kann es nicht wissen; wir möchten auch nicht behaupten, daß uns die innerste Herzensmeinung aller unserer christlichen Glaubensgenossen bekannt sei.

Der Verdacht rückt näher. "Giebt es nicht jüdische Religionsbücher (außer dem A. T.) in welchen abscheuliche Grundsätze über den Handel und Wandel mit Nichtjuden enthalten sind? Wir haben den Talmud nicht gelesen, aber was im Eisenmenger steht. . . . . . ."

Wir haben den Talmud auch nicht gelesen, vernehmen aber, daß er von den meisten jüdischen Lehrern desavouirt wird. Was den Eisenmenger betrifft, so ist es lange her, seitdem wir ihn als Curiosität in der Hand gehabt; erinnern uns aber sehr deutlich, daß wir ihn damals für ein altes Weib hielten, und glauben, daß er das Prädicat, das der Verf. ihm ertheilt, der einfältige Eisenmenger, in vollem Maaße verdient. Indessen, um alles Hin- und Herreden in einer Sache, in der wir nicht zu entscheiden vermögen, zu ersparen; wir wollen annehmen, es stehe im Talmud wirklich das Allerverfänglichste, und Eisenmenger berichte die Wahrheit. Hat man jemals gehört, daß einem Katholiken in seinen bürgerlichen oder in Handelsverhältnissen weniger Vertrauen geschenkt wird, als einem Protestanten? und doch ist es eine bekannte, freilich von den Katholiken mit Indignation zurückgewiesene Anschuldigung, der Pabst könne von jedem Versprechen, von jedem Eidschwur könne er dispensiren. Es haben z. B. die katholischen Bischöfe von Irland darüber eine Erklärung abgegeben, die bei der Emancipation keineswegs ohne Einfluß geblieben ist. Laßt eine ähnliche Garantie gegen Alles, was im Talmud Anstößiges sich finden mag, in einer Erklärung jüdischer Theologen niedergelegt werden. Es ist freilich noch keine Garantie für die Gesinnung Einzelner; aber was thut Ihr jetzt, um eine solche Garantie im Handel und Wandel zu erhalten? Wir haben nicht vernommen, daß ein christlicher Kaufmann, ehe er mit einem jüdischen sich in ein Geschäft einläßt, an der Börse nachfragt — "was hält der Herr von der oder jener Partie des Talmud?" Sondern die Frage lautet — "ist der Mann gut?" Dieselbe Frage, freilich nicht bloß im kaufmännischen Sinn, müßte, denken wir, genügen, wenn von bürgerlichen Rechten die Rede ist — "ist der Mann gut?"

Aber wir glauben nicht nur, daß Gesetze religiöser Ausschließung weder nothwendig, noch

zweckmäßig; wir glauben, daß sie entschieden verwerflich sind. Wir sehen nicht nur in ihrer Abschaffung keine Gefahr; wir sehen in ihrer Beibehaltung Unrecht und Schande. Sind sie ungerecht gegen die Ausgeschlossenen? Sie sind der ausschließenden Partei, sie sind unserer herrschenden Kirche, in nicht geringerem Grade unwürdig. Sie bedrücken die Gewissenhaftigkeit; den Eigennutz aber locken sie zum Uebertritt, und belohnen das leere Bekenntniß der Lippen. Hier mag der Verf. das Wort nehmen: —

"Was sich dem lucrativen Uebertritt zum herrschenden Glauben in unseren Zeiten entgegenstellt, was seine Verwerfung durch die Redlichsten unter den Bekennern der herrschenden wie der unterdrückten Religion auf gleiche Weise bewirkt, was eine entschiedene unverkennbare öffentliche Meinung gegen denselben erzeugt, ist nicht ein Princip des Fanatismus, sondern es ist der einfache ewig unveränderliche Grundsatz der Wahrheitsliebe und der Rechtlichkeit, daß die Lippen nicht bekennen sollen, was dem Herzen fremd ist — wozu sich heilige Pflichten der Treue und Pietät gesellen, auf deren Betrachtung ich später zurück kommen werde. Es ist demnach nicht mehr ein Kampf zwischen Glauben und Glauben, sondern zwischen Wahrheit und Trug, zwischen Redlichkeit und Falschheit, um den es sich handelt; es ist die Frage, ob der Staat länger auf die Lüge, die entweder mit der Maske der Heuchelei erscheinen, oder sich nicht die Mühe des Heuchelns geben, und ihre Häßlichkeit offen zur Schau tragen könnte, einen Preis setzen, ob er einen Zustand der Dinge soll währen lassen, der der öffentlichen Moral Hohn spricht, der die entschiedene Tendenz hat, Rechtlichkeit und Wahrheit nicht minder, als Glaube und Gottesfurcht zum hohlen Wort zu machen. Wenn der Teufel ein System der Gesetzgebung zu erfinden gehabt hätte, darauf berechnet, die Menschen zu demoralisiren, und eine freche Frivolität, die Gott, wie die Wahrheit, den Glauben, wie das Recht, höhnt, und das Heiligste mit Füßen tritt, zum herrschenden Geist zu machen — er hätte fürwahr für unsere Tage kein passenderes erfinden können, als das der bürgerlichen Unfähigkeit des Glaubens wegen."

Die Erfahrung hat in mehr als einem Lande die Behauptung gerechtfertigt, daß Gesetze religiöser Ausschließung ohne die mindeste Gefahr, ohne die mindeste Inconvenienz für irgend einen Theil der Staatsbürger abgeschafft werden können. Die Vereinigten Staaten von Nordamerica haben keine Staatsreligion, und wo ist ein glücklicheres, ein freieres Land zu finden? Frankreich liegt näher; es hat die Concessionen, die es den Protestanten und auch den Israeliten gemacht, nie bereut. Am nächsten, als deutsche Provinz, liegt Würtemberg. Es hat seine Juden emancipirt; der Vorschlag ging von einem einsichtsvollen und hochverdienten Minister aus, ward von den Prälaten der (protestantischen) Landeskirche kräftig unterstützt, und von der Kammer mit einer Mehrheit von 46 Stimmen gegen 17 angenommen.

Den Charakter der Opposition bezeichnet ein, auch vom Verf. angeführter Umstand: —

"Ganz am Schluß der Debatten stellte noch ein Apotheker den Antrag, man solle den Juden doch nicht gestatten, Apotheker zu werden, worüber denn mit vieler Heiterkeit zur Tages-Ordnung geschritten wurde. Diesen naiven Vorschlag kann man füglich als den Typus aller Bestrebungen betrachten, die sich der Ausgleichung in unseren Tagen ernstlich entgegensetzen. Man hat oft genug Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, wie bei jedem Fortschritt, bei jeder Verbesserung, von der Anlegung einer neuen Landstraße und dem Graben eines Canals an bis zu den bedeutendsten Reformen in der Staats-Verwaltung, einzelne Interessen sich über Verletzung beklagen. Es würde schlimm um die Menschheit stehen, wenn man jedem solchen zufälligen augenblicklichen Interesse den Charakter eines erworbenen Rechts beilegen und ihm die Rücksicht auf Gerechtigkeit und Gesamtwohl aufopfern wollte. Man könnte auf diesem Wege leicht dahin kommen, etwa das Interesse der Scharfrichter gegen die Abschaffung der Todesstrafe anzuführen. Daß übrigens die in dem vorliegenden Fall betroffenen Interessen eingebildete sind, zeigt das Beispiel aller Länder, in denen die Reform vorgenommen ist, da in keinem derselben eine Klage über ihre Folgen laut wird, vielmehr über ihre segensreiche Wirkung nur eine Stimme herrscht. Ein kleiner Theil von den Folgen des früheren Mißverhältnisses mag freilich hie und da noch eine Zeitlang bemerkbar sein."

Man darf es übrigens nicht verschweigen, daß eine große Menge von Petitionen im Sinne der Opposition aus fast allen Theilen des Landes an die Kammer einliefen. Wenn unter den Gebildeten die öffentliche Meinung sich sehr entschieden zu Gunsten der Emancipation aussprach, so war doch im Volk ein weit verbreitetes Vorurtheil, und wir möchten ebensowenig als in England, dafür einstehen, daß die absolute Mehrzahl des Volkes der liberalen Maaßregel zugethan war. Sollte die Kammer darum anstehen, ihrer Ueberzeugung zu folgen? Wir glauben, daß ein Volksvertreter in solchen Fällen eine Sprache führen darf, wie bei einer ähnlichen Gelegenheit ein englischer Redner sie geführt hat, dessen frühere Laufbahn in ausgezeichnetem Grade populär zu nennen war. "Keiner," sagte Burke, "wird dem Grundsatz, daß die Regierung sich den Wünschen des Volkes anschließen müsse, eine weitere Ausdehnung geben wollen, als ich. Aber dieser Grundsatz muß sich innerhalb der Gränzen der Gerechtigkeit halten. Ich möchte nicht nur das Interesse des Volkes bedenken; ich würde selbst seinen Launen mich fügen. Wir sind Alle Kinder, und auf eine oder die andre Art wollen wir geschweigt und geschont sein. Ich glaube nicht, daß man meine Manier steif oder pedantisch finden wird. Ich möchte nicht gerne dem Volk irgend einen unschuldigen Spaß verderben, ich würde lieber und ohne Bedenken selbst darauf eingehen. Aber ich werde niemals den Tyrannen spielen, dem Volke zu gefallen. Wenn es nicht nur seinen Spaß, nicht nur seinen Willen, sondern seinen Muthwillen haben will, so würd' ich ihm nie ein lebendes und empfindendes Geschöpf, nein, keine Katze würd' ich ihm überlassen."

In demselben Sinne glauben wir, daß Schriftsteller und namentlich Diejenigen, in deren Händen die periodische Presse sich befindet, und die, durch das Vertrauen, ohne welches sie nicht bestehen könnten, einen Theil der öffentlichen Meinung repräsentiren, — wir glauben, daß sie verpflichtet sind, frei und unumwunden ihre Ueberzeugung auszusprechen, selbst wenn sie zweifelhaft sein sollten, ob nicht im Volk selbst noch ein Vorurtheil haftet, das ihrer Ansicht entgegensteht. Sie werden darin nur eine Veranlassung finden, ihre Gründe sorgfältiger zu entwickeln, nicht aber irgend einen Theil ihrer Ueberzeugung zurückzuhalten. Der Freund des Rechtes muß die Zeit nicht in müßiger Freude über einen erlangten Triumph verlieren, sondern von der Niederlage des einen Vorurtheils zur Bekämpfung des andern fortschreiten —

"nil actum reputans, dum quid superesset agendi."

So hat, nach erlangter Emancipation der Katholiken, in England die Emancipation der Juden ihre Vertheidiger gefunden, und sie werden ihr in Deutschland, wo schon die Bundesacte den christlichen Confessionen ihre Rechte ausgeglichen, einem ferneren Acte der Gerechtigkeit, der in jenem Document schon angedeutet ist, nicht ausbleiben.

Aber so sehr es zu wünschen ist, daß die Regierungen ihr gegebenes Wort lösen, und die Sache in Betrachtung ziehen mögen, so wesentlich scheint es uns auf der andern Seite, daß im Volke selbst eine richtigere Ansicht über den Charakter der gegen die Juden bestehenden ausschließenden Gesetze sich bilden möge. Der Verfasser selbst würde ohne Zweifel die Emanci-

pation, die er für seine Glaubensgenossen verlangt, mit weniger Genugthuung hinnehmen, wenn sie bloß als Regierungsmaaßregel ausgesprochen, als wenn sie zugleich mit dem Stempel der volksmäßigen Billigung dargeboten würde. Er hat mit vieler, wenn gleich grell erscheinender Wahrheit, die Intoleranz geschildert, die noch hin und wieder unter den Gedankenlosen oder Uebelgesinnten ihre Orgien feiert: —

"Die Intoleranz unserer Zeit verhält sich zum Religions-Eifer des Mittelalters, wie sich die Lüge zum Glauben, wie sich eiskalter Hohn zur warmen Verehrung verhält. Es gab Jahrhunderte, wo die Menschen in dem Glauben an die allein selig machende Kraft der Religion, in der sie geboren waren, so durchaus versunken waren, daß sie ohne eine totale Vernichtung ihres moralischen Seins nicht aus dieser Sphäre heraustreten, und den fremden Glauben nicht begreifen, viel weniger anerkennen konnten. Damals aber war neben dem glühenden Haß eine glühende Liebe und ein unüberwindlicher Muth. Ketzer und Juden wurden verbrannt; aber Millionen wagten Gut und Blut, um das Grab des Heilands aus den entweihenden Händen der Ungläubigen zu befreien. Man unterdrückte die anders glaubende Minderzahl mit unerhörter Grausamkeit; aber man war auch bereit, den eignen Glauben gegen die gewaltigste Uebermacht mit Heldenkühnheit zu behaupten. Aus dem Henker konnte ein Märtyrer, aus dem Inquisitor ein Heiliger werden. Man muß die Menschheit auf diesem Standpunkt innig bedauern von der intellectuellen, aber man kann sie nicht verachten von der moralischen Seite."

Ueber einen Punkt ist der Verf. etwas flüchtig weggegangen. Es besteht unter der industriellen Classe ein Vorurtheil, daß ihre Interessen duech die Emancipation der Juden gefährdet werden möchten. Wir haben Grund zu glauben, daß dieses Vorurtheil hiee in Hamburg nicht minder allgemein ist, als anderwärts. Wir gehören nicht zu Denjenigen, welche die Ansprüche der industriellen Classe anders als mit Aufmerksamkeit behandelt zu sehen wünschen. Ihr Wohlstand erscheint uns im höchsten Grade bedeutend für das physische und moralische Wohl des Staates. Wenn die Ermäßigung des Arbeitslohns z. B. nicht gleiches Verhältniß mit dem Sinken des Preises der Nahrungsmittel seit den schweren Kriegsjahren gehalten hat, so sehen wir darin keinen Grund der Klage für andere Classen. Es ist gut, daß dem industriellen Bürger eine gewisse Selbstständigkeit zu Theil wird; selbst seine Comforts sind in moralischer Hinsicht nicht gleichgültig. Unter dieser, von Publicisten und Politikern nicht immer so, wie sie es verdient, beachteten Classe nun scheint die Ansicht zu herrschen, "für jeden Nahrungszweig, zu welchem die Juden sich drängen, müßte dee Erwerb ruinirt werden." Der Grund aber, behauptet man, liege darin: die Juden wüßten sich zu begnügen, sie seien gewohnt, auf die Ansprüche zu verzichten, die der Arbeiter für sich und den Kreis der Seinigen mache. Lassen wir die letztere Behauptung dahin gestellt sein. Stellt der Jude einen billigeren Preis? Entweder er speculirt richtig, und entschädigt sich durch vermehrten Absatz; was verhindert in diesem Fall seinen christlichen Nachbar, ebenso richtig zu speculiren? Oder er liefert einen schlechteren Artikel; in diesem Fall wird er die Sache nicht auf die Dauer treiben, wenigstens nicht zum Schaden des ehrlichen und doch billigen Nachbars. Oder es handelt sich um den Arbeitslohn — und dann laßt uns zusehen, ob nicht die Noth ihn drängt, ihn, der von andern Erwerbszweigen ausgeschlossen ist, sich zu begnügen, nur um zu existiren. Oeffnet ihm den Zugang zu andeen Erwerbszweigen; hebt das Mißverhältniß auf, und sehet zu, ob in dem jüdischen Charakter ein Princip der Genügsamkeit wohnt, das alle unsere lutheeischen, reformirten, katholischen Arbeiter zu Schanden macht und zu Schaden bringt. Wenn das Uebel jetzt vorhanden ist, so ist es durch dasselbe Mittel zu heben, von dem man die Vergrößerung jetzt besorgt. Wer in englischen Verhältnissen nicht ganz unbewandert ist, der setze den Irländer*) an die Stelle des Juden, und er wird finden, daß unter sehe ähnlichen Verhältnissen die Erfahrung unsern Satz rechtfertigt. Aber wir wünschten durch Kundigere den Satz ausgeführt zu sehen, und so ausgeführt, daß er dem Volke klar wird, und, wenn er gegründet ist, das Volk überzeugen möge.

Die Gründe, die ihn veranlassen, die Sache gerade in diesem Augenblick zur Sprache zu bringen, hat der Verfasser im Folgenden entwikkelt: —

"Und man wende mir nicht ein, daß eine stürmische Zeit, in der sich gewaltige Kräfte und Interessen befehden, nicht geeignet ist, unsere Sache, die an eechtlicher und sittlicher Bedeutung keiner, an äußerer Macht allen, nachsteht, zur Sprache zu bringen, und ihr Gehör zu verschaffen. So wie bekanntlich physisch Haethörige einen leisen Ton besser vernehmen unter einem heftigen Geräusch, das ihre Hörnerven erschüttert, als bei tiefer Stille, so wird geistig Harthörigen das Gehör geschärft durch drohende Gefahren und gewaltige Erschütterungen. Wer mag es läugnen, daß unter dem Kanonendonner der Leipziger Schlacht, dessen Nachhall noch in der Bundesacte zu vernehmen ist, manche leise Klage ein schärferes Ohr fand, als in den stillen Sälen, wo man in feierlicher Versammlung die Schlußacte des Wiener Congresses berieth? Aber nicht das Vergangene wollen wir anklagen: was geschehen ist, ist mit dem reinsten Willen, und mit der gewissenhaftesten Ueberzeugung, daß es das Beste sei, geschehen. Deutschland's Fürsten wollten ihren Völkern um jeden Preis die Ruhe und den Frieden erhalten, die sie für deren erste Bedürfnisse, für die höchsten irdischen Güter hielten. Sie glaubten, daß gewisse Veränderungen und Fortschritte den Genuß derselben stören würden; sie unterließen und hemmten sie. Es schien, daß unbedingte Oeffentlichkeit des politischen Lebens, unbeschränkte Freimüthigkeit, in der Behandlung von Gegenständen, die das Gesammtwohl betreffen, der Ruhe und der Ordnung gefährlich werden könnten: sie wurden unterdrückt. Alle diese schmerzlichen Opfer wurden gebracht, um sich des einzigen Gutes der Ruhe für alle Zeiten zu versichern. Aber dieses Ziel einer Ruhe, die für alles Ausgegebene entschädigen sollte, es ist verfehlt worden; die neuesten Ereignisse, die mannichfachen Empörungen und Verwirrungen, heftiger, als Deutschland sie in seinem Innern seit 200 Jahren erfahren, zeigen deutlich, daß der eingeschlagene Weg nicht der rechte gewesen ist. Leicht hatte man den Wenigen, die da reden, Schweigen auferlegt; aber die Vielen, die nicht reden können, aber toben und brennen, sind nicht so leichten Kaufes zu beschwichtigen, und die Regierungen haben jetzt aller Orten die Nothwendigkeit eingesehen, sich an die mittleren Classen, deren Forderungen man stolz zurückgewiesen hatte, eng anzuschließen, um durch ihre Hülfe mit den Waffen der Vernunft und des Rechts der anarchischen Gewalt der rohen Massen begegnen zu können. 'Es ist besser,' hat ein Schriftsteller gesagt, der noch redete, als Viele schon zum Schweigen gebracht waren, der die Preßfreiheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel vertheidigt hat, 'es ist besser, daß die Fackel der Wahrheit, als daß die der Mordbrennerei die Nacht erleuchte.' Dieses Wort ist durch die neuesten Ereignisse zu einem prophetischen geworden. Es war gelungen, die Fackel der Wahrheit auszulöschen, und an den Gluthen brennender Schlösser und Staatsgebäude mußte sie wieder entzündet werden. Möge sie durch das ganze deutsche Vaterland ihr mildes Licht und ihre belebende Wärme verbreiten, und die jüngsten Quellen ihrer Flamme bald in Vergessenheit bringen!

*) Wir meinen natürlich die Masse von irischen Arbeitern, die, aus Mangel an Beschäftigung zu Hause, England überschwemmten.

"Das aber gerade ist, um auf meinen Ausgangspunkt zurückzukommen, die besondere Stellung unserer Sache, daß sie nur ihr Recht, nicht eine äußere Gewalt für sich geltend machen kann. Sie ist verloren bei der blinden Herrschaft des Herkommens: denn das Herkommen ist ihr ungünstig; sie ist verloren bei der blinden Herrschaft der Massengewalt: denn sie ist in der entschiedensten Minderzahl. Nur von der Herrschaft der Gerechtigkeit und der Vernunft, die sich sowohl über das Herkommen zu erheben, als die Anarchie der Massen zu zügeln weiß, hat sie ihr Heil zu erwarten. Dieses doppelte Streben und diese doppelte Aufgabe sind aber gerade das Streben und die Aufgabe unserer Zeit; diesem doppelten Ziel sind die Kräfte Aller ohne Ausnahme, die sich überhaupt eines Zieles bewußt sind, einstimmig zugewandt. Darum ist unser Bemühen dem allgemeinen Bemühen durchaus entsprechend; und darum ist es mehr als je an der Zeit, unsere Ansprüche zur Sprache zu bringen."

Novellen von August Lewald. Erster Theil. Hamburg, 1831. Hoffmann u. Campe.

Diese Novellen — das Bändchen enthält deren fünf — interessiren lebhaft genug; aber sie befriedigen nicht in gleichem Maaße. Man findet bald, daß sie nicht ganz zum gewöhnlichen Schlag gehören; bei einigen ist die Erfindung neu, oder die Einkleidung eigenthümlich; aber die Ausführung ist nicht immer gelungen. Das Talent des Verfassers wird ihm unstreitig eine Stelle unter unsern besseren Erzählern sichern, wenn er durch mehrere Uebung eine gewisse Gewandtheit erlangt, und eine gewisse Unklarheit durch größere Aufmerksamkeit vermieden haben wird. Er scheint das Räthselhafte zu lieben; wenn er die Meister in dieser Art der Darstellung studiren will, so wird er sich leicht überzeugen, daß man diesen Eindruck hervorbringen kann, ohne verworren oder unklar zu werden. Zu den Meistern zählen wir Schiller, im Geisterseher; und, unter den Ausländern, vor Allen den frühe verstorbenen, viel zu wenig gekannten Charles Brockden Brown, den genialsten und phantasiereichsten unter den americanischen Schriftstellern.

Die erste Erzählung giebt Mittheilungen "aus dem Tagebuche eines Guillotinirten," eines der Verschwornen von der Höllenmaschine. Ein Bruchstück daraus wird ohne alle Einleitung verständlich sein, und zugleich einen Begriff von der Manier des Erzählers geben, mit ihren Vorzügen und Mängeln.

"Seit zwei Tagen bin ich in Paris. Welch ein Treiben! Welch ein Glanz! Meine Goldstücke fliegen fort und die Zerstreuung ist so groß, daß ich mich oft sammeln muß, um mir Alles recht lebhaft in's Gedächtniß zu rufen — weßhalb ich hier bin — wie ernst die Zukunft mich anblickt und wie trübe und blutig die nächsten Tage sein können. — Und auch Sie ist da! —

"Wie kann mich da etwas Andres lange beschäftigen? Hat der Himmel diese heitre Gestalt hergesendet, mich abzuziehen von dem traurigen Geschäfte? Ich weiß es nicht, aber meine Seele ist voll von ihr — ich kann nur sie denken! und um so mehr füllt mich ihr holdes Bild ganz, da ich mich ihr nicht nähern kann. Seit unserm letzten Beisammensein in London sind wir — obgleich nun wieder in derselben Stadt lebend, um tausend Meilen aus einander gekommen. Meine würdige Tante, die sich recht gut in die neue Ordnung der Dinge zu finden gewußt hat, verschaffte mir Gelegenheit, sie einmal in einem kleinen, vertrauten Cirkel, zu sehen. Ich ward — fremd wie ich Allen war — als ein entfernter Vetter aus den südlichen Provinzen vorgestellt und ich spielte meine Rolle gut und beherrschte meine Blicke sorgfältig, die mich in ihrer Nähe leicht verrathen hätten. Ein Paar Worte, die wir uns zuflüsterten und ein Händedruck von ihr war die ganze Beute jenes glücklichen Abends — und ist es denn nicht genug um lange Wochen des Trübsinns damit zu erheitern und in schwärmerisch seliger Erinnerung darin zu schwelgen?

"Wir waren in Sentis. Die rothen Strahlen der untergehenden Sonne färbten die Gesichter der Versammlung blutig und nur Blut forderten, um Blut handelten die Wilden, Unbesonnenen. Weiser Rath war verbannt aus ihrer Mitte und die alten Bäume schüttelten flüsternd die grünen Häupter. In starker Bewegung trennten wir uns. Noch zwei Tage und die Höllenmaschine springt. Je nun, wir werden sehen, was ihr Knall für Aufsehen erregen wird, und ob ihr verderbender Inhalt den rechten Mann zerschmettert. Nur von meinem Schatten begleitet, gewann ich die Barrière. Mein ganzer Sinn war wieder bei ihr. Ich hatte zum Verderben des Tyrannen meine Hand gereicht, und meine Gedanken waren nur sie. Vernichtung, Erhebung, Rechte, Ordnung, Empörung, Richtbeil, dieß Alles kreuzte wild an mir vorüber und doch konnte ich es nicht vermeiden, — den Händedruck nachzufühlen, von — jenem seligen Abende, mir die Wonne auszumalen in ihrem Besitze. Bin ich wieder der alte Graf, mit jugendlichem Muthe dem Vaterlande dienend, reich im angestammten Erbe — o seliger Traum — dann wird sie mein Weib! Der Gedanke verwirrt mich — es ist nicht Recht. Sollten alle die Andern wohl auch dergleichen haben? Alle nun wohl nicht. Bei dem Einen wird sich Ehrsucht, bei dem Andern Geiz, bei dem Dritten Rache beigesellen. Ach! Alles ist natürlicher — nur ich — ich soll hassen und lieben! Ich fühle — es wird ein unglückliches Ende nehmen.

"Mitternacht vorbei. Welch ein Abend! Ich lief wie ein Mörder durch die Straßen, von Gewissensangst gepeitscht. Stets dröhnt mir der fürchterliche Knall in den Ohren nach. Alles — Alles verloren! Da stand der Karren mit der fürchterlichen Maschine. Die Straße ist eng. Dicht vorbei mußte der Kutscher seinen Weg nehmen. Die Stunde der Abfahrt in's Theater steht fest — die Stunde der Ankunft bei der Maschine war zu berechnen, die Entzündung des infernalischen Inhalts konnte mit Gewißheit vorherbestimmt werden.

"Gestern Abend — noch zittern alle meine Nerven, wenn ich daran denke — gestern Abend stehe ich nach meiner Gewohnheit hinten am Garten und blicke sehnend nach ihrem erleuchteten Fenster empor. Jeder Schatten, der an den zugezogenen Vorhängen vorüberschwebt, ist der ihrige — ich sehne mich wund. Da verweilt ein Schatten; sollte Sie durch den Vorhang nach mir blicken? Eine kleine Hand öffnet ihn — sie ist es. Ihre Hand winkt mir. Ich stehe vor ihr, in ihrem Zimmer, ohne zu wissen, wie ich hinaufgekommen bin.

"Fast besinnungslos in den ersten Augenblicken, bringen mich ihre furchtbar ernsten Worte zu mir selbst. 'Was willst Du thun, Verlorener?' spricht ihr süßer Mund, 'wozu bot'st Du die Hand? Morgen soll die Höllenmaschine den größten Mann vernichten und Du wußtest um dieß teuflische Beginnen? Du mußt es hindern, bei unsrer Liebe fordr' ich es von Dir.' — Sie gab mir den Anschlag hierzu und mit einer Ueberredung, der ich nicht zu widerstehen vermochte, hatte sie mich zum ernsten Nachdenken gebracht. Zum ernsten Nachdenken, ihr gegenüber! Ein Wunder, so einzig in seiner Art, wie alles Andre, was sie aus mir machte. 'Und glaubst Du nur auf diese Weise an das Ziel Deiner Wünsche zu kommen?' fuhr sie fort. 'Deine That soll Dir Früchte tragen, auch am neuen Hofe kann Dir Glück und Glanz erblühen — und — ich —' Da hörte ich nichts mehr. Der kalte Mond schien auf meine glühende Stirne — sie war nicht mehr da — ihr erleuchtetes Fenster, den dichten Vorhang geschlossen, sah ich — wie an jedem andern Abende und ein Entschluß, wie ihn heiße Liebe, zum Wahnsinne gesteigert, nur erzeugen konnte, stand fest in meiner Seele.

"Am andern Tage sitze ich in der Verkleidung eines Bauern auf einem schlechten Wagen und versperre der Kutsche des ersten Consuls den Weg, der von sechs prächtigen Schimmeln ins Schauspiel gezogen wird; schon wollen die begleitenden Gensd'armen auf den trunkenen Bauer einhauen, da geschieht ein Knall, daß die Fenster zerspringen und die Erde dröhnt, die Pferde müssen von den abgesprungenen Lakaien gehalten werden, meine scheuen Gäule gehen durch die herbeieilende Menge, von Allen unbeachtet, durch, denn nur für das Eine hat man Sinn: ein Complot auf das Leben Bonaparte's ist gescheitert, und er ist wieder durch ein Wunder gerettet.

"Nirgend Ruhe. Die wachsamen Spürhunde sind dem Wilde auf der Fährte. Jene Spürhunde, die ich nicht kannte. Darum die Sorglosigkeit beim Durchsehen des Passes, was bedarf es dieser Förmlichkeit? Die Unsichtbaren heften sich an die Fersen des Fremden, umgeben ihn in tausend Gestalten, locken ihn als das Liebste — Heiligste! — Oh — mein Kopf! Doch es war nur ein Traum — nichts weiter! — Alle, die in Sentis zugegen waren, sind bereits eingezogen, und man sucht nur noch mich, um dann mit Allen ein prangendes Auto da fé zu veranstalten. Das Volk scheint sich darauf zu freuen, wie auf das Springen der Kunstgewässer in Saint Cloud, und in der That hat es auch schon lange nicht diesen Genuß so vollständig erlebt. Zwanzigmal wird das Beil der Guillotine fallen und zwanzig Fontainen von Menschenblut werden zum Himmel spritzen.

"Wie sie das Ganze erfahren haben mochte! Fast glaube ich, daß Alles dem ersten Consul bekannt wurde und daß er das Wunder seiner Rettung schlau genug vorbereitete. Eine Aufhebung der Verschworenen, vor der Ausführung ihres Vorhabens, eine Untersuchung der Maschine vor dem Knalle hätte eine simple polizeiliche Ausspürung eben so klar dargethan, als jetzt der unbekannte Bauer, den Niemand bemerkte, die Leute an ein Wunder glauben machte, das sich, wie so viele Andre, niemals zugetragen hatte. Doch — war's denn auch Alles so — frage ich mich oft — oder war's nur ein Traum?"

Der Familienschmuck, der Ausdehnung nach die bedeutendste der Novellen, leidet besonders an den gerügten Mängeln. Es ist nicht ganz leicht, dem Zusammenhang zu folgen, und in der Chronologie auf dem Laufenden zu bleiben, ohne hin und wieder zu blättern, um die Uebergänge auf's Neue nachzulesen. Auch ist Manches nicht hinlänglich motivirt. Die Scenen in der Judengasse in Frankfurt sind gut gezeichnet, aber nach Spindler's Darstellungen nicht mehr neu. Bei allem Diesem wird aber doch das Interesse lebhaft angeregt und festgehalten.

Rousseau's Canarienvogel — eine Scene aus den späteren Lebensjahren des Philosophen, während seines Aufenthalts in Mottier-Travers. Der Jean Jacques, der hier mit wenigen, aber treuen Zügen gezeichnet wird, ist derselbe, den man aus dem 7. jener merkwürdigen Seelengemälde kennt, die er unter der Aufschrift Spaziergänge entworfen hat. Das Interesse, das er an der kleinen Rosa nimmt, ist gleichartig mit dem, das ihn der Botanik zuführte: "c'est la chaine des idées accessoires qui m'attache à la botanique." *)

Das Geheimniß ist gar zu unbefriedigend. Der Erzähler scheint sich auf die "grelle Dissonanz" etwas zu Gute zu thun, mit welcher die "anziehende und merkwürdige Begebenheit" schließt; das Publicum wird schwerlich seiner Meinung sein.

Die Anekdote E. oder F., die den Schluß macht, ist sehr unbedeutend — indessen gut, nur etwas zu breit erzählt. Der Verf. hatte ja die Censur nicht zu scheuen — warum also den letzten Bogen auf solche Weise dehnen?

Almanach der Novellen und Sagen. Herausgegeben von Alex. Bronikowski. Erster Jahrgang. Erstes Bändchen. (Der Ursprung des Lotto, genuesische Volkssage. Von dem Herausgeber.) Halberstadt, 1831. Brüggemann.

Als Sitten- und Charaktergemälde hat diese Arbeit kein geringes Verdienst; als Erzählung ist sie viel zu gedehnt.

Die Handlung spielt in Genua, im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts. Ein junger Nobile hofft vergebens den alten Glanz seines Hauses wieder hergestellt, und sich selbst den Weg zur Dogenwürde gebahnt zu sehen. Die Eigenschaften gehen ihm ab, durch welche er der Väter und jener erhabenen Stellung in einer bewegten Zeit sich würdig erweisen könnte. Keck und leichtsinnig setzt er Alles auf's Spiel; aber ihm fehlt die Kraft und der Muth Alles zu gewinnen. Er giebt sich der Versuchung hin, die ihm unheimliche, finstere Mächte zu verbünden verspricht.

*) Les Rêveries. Prom. VII. p. 246.

Sein Mephistopheles drängt unter einer widerlichen Maske sich ihm auf; aber der Versuchung kann er nicht widerstehen. Wir setzen die Scene her; wenn man den Verfolg nachlesen will, so wird man finden, daß sie mit vieler Kunst angelegt ist.

Am Tage einer Rathswahl, von der er wiederum getäuscht zurückkehrt, wandert er am Meeresgestade hin, in trübe Betrachtungen versunken.

"Er schaute jetzt hin über das Meer und sprach leise: Wie alles so still ist und hehr, und überall friedlich, nur nicht in mir! — Dann aber fuhr er lauter auf: Dummer Hirtenknabe, für deines gleichen mag die Ruhe taugen oder die Dumpfheit beschränkter Naturen. Mir ist nur wohl, wenn es stürmt, wenn das Schiff schwankt und der erschütterte Compaß abweicht von seiner Richtung! Wenn die Windsbraut sich aufmacht über dem Ocean des Lebens, trägt sie oftmals das Ungemeine, das nicht Erwartete auf ihrem schwarzen Fittich, und komme es nun vom Himmel, komme es anders woher, gleich viel, mir ist es immer willkommen. —

"Es war als habe die Natur die Wünsche des Mannes vernommen und strebe sich in Einklang mit ihnen zu setzen; ein dumpfes Brausen schlich über die aufhüpfenden Meereswellen, aus Südost stieg eine wunderlich schillernde, gelbröthliche Wolkenmasse am klaren Nachthimmel auf und vor ihr herziehend schlug ein heißer erstickender Wind gegen das Antlitz des Nobile — der Sirocco war es, der von Africa her, nach den italienischen Küsten fahrend, auf dem weiten Wasserwege gewöhnlich die verderbliche Eigenschaft verliert, die er indeß jetzt zum Theil bewahrt zu haben schien. Sich abwendend verdeckte der Genueser das Gesicht mit dem Mantel; vom Instinct getrieben drückten die Ziegen gleich ihrem Hüter sich in das hohe Ufergras, oder ergriffen die Flucht, und nahe an dem Stehenden vorüber sprang ein mächtiger schwarzbehaarter Geißbock in das Gesträuch.

"Mehrere Minuten währte der drückende Luftzug, bald darauf erfolgte ein kühlender Westwind, das Haberrohr des Hirten, der sich erhoben hatte, rief seine Thiere zusammen, er zählte sie, und keines vermissend, trieb er, ein neues Lied anstimmend, die Heerde landeinwärts. Noch hatte der Nobile sich der schützenden Hülle nicht entledigt, da bot eine rauhe heisere Stimme ihm in halbehrerbietiger, halbvertraulicher Weise einen guten Abend.

"Benedetto Gentili kannte die Stimme, erkannte auch den, welcher nun vor ihm stand. Es war ein Mann, der bereits mehr als ein halbes Jahrhundert verlebt haben mochte, von rüstigem oder vielmehr plumpen Körperbau, mit

einem höchst gewöhnlichen Gesicht, welches selten ein anderes Gepräge trug, als der ungeschickten Unterwürfigkeit oder frechen Prahlerei, einige seltene Momente ausgenommen, in denen Mancher einen Ausdruck der Schlauheit wahrgenommen haben wollte, die ihren Sitz vornehmlich in den kleinen, aber scharfen und funkelnden Augen zu haben schien. So wenig dieses Aeußere ihn nun denen empfahl, welche hie und da in Berührung mit ihm geriethen, eben so wenig war seine Tracht für die Cirkel höherer Welt geeignet, zu denen er Zugang gefunden hatte, man wußte nicht wie? und wo man ihn duldete, man wußte nicht warum? Ein abgetragener breitkrempiger Hut mit Straußenfedern, deren Zustand es zweifelhaft machte, ob sie nicht eher dem Schweife eines Hahnes entzogen worden, ein Koller von Büffelleder, an denen noch einige Spuren leonischer Goldstickerei aufzufinden waren, gewaltige Stiefeln mit verhältnißmäßigen Sporen von verrostetem Eisen, und vor Allem ein eben so unscheinbares Rapier, beinahe so lang als der Mann, mit einem Handkorbe, beinahe so breit als dessen Hut, stellten ihn dar als den, für welchen er allgemein galt, als einen spanischen Capitain. Damals gab es noch Viele von dieser Gattung Abenteurer, die oftmals in der Fremde die Belohnung ihrer Verdienste suchten, welche das undankbare Vaterland ihnen vorenthielt, und besonders Italien durchstreiften, bald dem einen, bald dem andern seiner kleinen Fürsten, oder Parteigängern als Söldner dienend, oder auf andere nicht immer lobenswerthe Weise dem Glücke einige Gaben entwendend. Diese nun längst aus dem Reiche der Wirklichkeit verschwundenen Erscheinungen, gewannen durch die Eigenschaften, die man ihnen zuschrieb, durch ein wunderliches Gemisch von prahlendem Trotz und seltsamer Feigheit, von frechem Uebermuth und speichelleckender Niederträchtigkeit, sich eine bleibende Stelle in dem spanischen und italischen Lustspiel, denjenigen zu vergleichen, an welcher der Thraso des Terenz uns erscheint.

"Der stolze Nobile fand wenig Gefallen an der dreisten Anrede eines dieser Soldaten der Fortuna, die ihrer Fahne manchmal auf das Schlachtfeld, noch öfter aber an den verhängnißvollen grünen Tisch folgten, und obgleich er selbst an letzterem nur allzu oft mit ihm zusammen getroffen, antwortete er auf seinen Gruß mit ziemlicher Geringschätzung: Ihr hier, Signor Don Maldonado? Ich glaubte euch abwesend, denn man hat euch lange nicht gesehen, wohl vierzehn Tage nicht, oder auch ein halbes Jahr. Ich erinnere mich dessen nicht so genau. —

"Ein ganzes Jahr — berichtigte ihn der andere — und um so mehr erfreut es mich wieder hier zu sein und euch zu allererst zu begegnen; denn ich muß euch sagen, daß ich eine absonderliche Vorliebe für die erhabene Republik Genua habe, noch absonderlicher indeß für Eurer Herrlichkeit erlauchte Person. — Sehr gütig, Herr Capitain — versetzte Gentili mit schnöder Kälte: ich will euch indeß nicht aufhalten. Ihr kommt wohl von weiter Reise und eurem Anzug nach zu urtheilen, habt ihr noch nicht ausgeruht. — Da Jener aber dem verabschiedenden Winke nicht Folge leistete, setzte er zerstreut und gleichgültig hinzu: Wie ist mir denn; hat man euch nicht todt gesagt? Ich glaube, es ging hier das Gerede, ihr seid verunglückt auf einem Zuge gegen die Barbaresken, und so ich mich recht entsinne, fand man euern Namen auf den Todtenlisten. Ich muß mich jedoch geirrt haben; verzeiht, man erhält so mancherlei Nachrichten von so mancherlei Personen, daß man dergleichen mitunter verwechselt.

"Unstreitig — versetzte Maldonado — war es ein Irrthum, was meine geringe Person betrifft, welches in's Auge fällt und mir besonders erfreulich ist. Zwar komme ich wirklich von der africanischen Küste nach mancher Waffenthat und Fährlichkeit in dem heißen Lande, aber weit gefährlichere Kämpfe habe ich schon bestanden, und ein etwas warmes Klima verträgt sich ganz wohl mit meiner Leibesbeschaffenheit. Uebrigens sagt eure Herrlichkeit mit Recht, daß ich mich noch nicht ausgeruht, denn wirklich bin ich vor wenigen Augenblicken erst an dem ligurischen Gestade gelandet; ich bin aber kein sonderlicher Freund der Ruhe, und eile je eher je lieber, meine alten Beschäftigungen anzutreten, und meinen ehemaligen hohen Gönnern und werthen Freunden meine stete Ergebenheit darzuthun. —

"Eure Beschäftigungen? — versetzte der Nobile mit spöttischem Lächeln — auf den erleuchteten Hain zeigend — Ich sehe, ihr habt den Weg zu ihnen nicht verlernt — Man treibt sie hier nach wie vor, diese Beschäftigungen. —

"Das höre ich gern — sagte der Spanier lebhaft: Das Glücksspiel ist recht für den Menschen geeignet; es ist ein Bild des Treibens auf der Welt, das, wie manche Gelehrte behaupten wollen, doch durch nichts mehr noch weniger geleitet wird, als durch den blinden Zufall. Es ist erfreulich und weise zugleich, dem Augenblick jegliche Gabe abzuzwingen, die er gewähren kann; wer weiß denn, wie viele Nachfolger er hat? Auch ist solches insonderheit für kühne und erhabene Gemüther eine vorzügliche Ergötzlichkeit, wo die Gefahr die Freude am Siege erhöht, oder die Wagniß den Verdruß des Fehlschlages mindert, wie ich, ohne Ruhm zu melden, aus eigener Erfahrung bezeugen kann. Auch eurer Herrlichkeit hohes Gemüth war ehemals nicht unempfänglich für die Reizungen der Bassetta, und indem ich euch hier finde, meine ich, solches sei noch der Fall und es wird mir vergönnt sein, unter eurem Schutz in den Hafen der Fortuna einzulaufen, welchen Signora Bandieri hier aufgethan. —

"Es war dem Nobile peinlich, sich von diesem Menschen ihm selbst vergleichen zu hören, noch unangenehmer wäre es ihm gewesen, an irgend einem Orte, selbst an diesem in seiner Gesellschaft zu erscheinen; er sagte daher kurz: Ihr irret, Signor Capitano — der heitre Abend hat mich zum Lustwandeln aufgefordert, und ihr fandet mich im Begriffe nach dem Palaste Gentili zurückzukehren. — —

"Ein herrliches Haus, der Palast Gentili — nahm Don Maldonado mit einigem Enthusiasmus das Wort — ein ganz vortreffliches Haus, wenigstens nach der Außenseite zu schließen, denn noch habe ich die Ehre nicht gehabt, seinem erlauchten Besitzer aufzuwarten. Was ist es doch für ein Glück, eine solche Wohnung sein zu nennen, so gleichsam unter den Trophäen erlauchter Vorfahren zu wandeln und sich der Hoffnung zu erfreuen, daß man sie einer eben so erlauchten Nachkommenschaft hinterlassen werde. —

"Bei diesen Worten entriß halb unterdrückt sich ein Seufzer der Brust Benedetto's, der Spanier aber, ohne anscheinend ihn zu bemerken, fuhr fort: Doch läugne ich nicht, daß Eurer Herrlichkeit Entfernung mich betrübt; denn Euer Anblick ließ mich einer Bitte gedenken und eines Umstandes, nun? — einer Bitte und eines Umstandes, wie solche zu thun und zu erfahren einem wackern Kriegsmanne und fahrenden Cavalier hier und da begegnet. —

"Den Genueser ließ diese Rede einen Angriff auf die Goldbörse befürchten, so theuer erkauft mit dem letzten Reste seiner Habe, mit dem eben so hochgerühmten, väterlichen Palast; er fragte also trocken und mürrisch: Was beliebt, Herr Maldonado? —

"Mit Eurer Gnaden Wohlnehmen — versetzte dieser, sich in plumper Demuth verbeugend — es ist nichts als eine augenblickliche Verlegenheit, von denen leider ein Edelmann meines Gewerbes zu Zeiten heimgesucht wird, und mich nur darum verdrießt, weil sie mich für heute Abend eines Vergnügens beraubt, welches, ich gestehe es, ich allen andern vorziehe. —

"Trotz seines geäußerten Vorhabens hatte Benedetto sich doch während dieses Gespräches gewissermaaßen unwillkürlich dem Gebüsche genähert, sie standen unter einer durch bunte Lampen erleuchteten Bogenpforte und die Musik erschallte ihrem Ohre deutlicher. Doch eben so wenig auf diese horchend, als auf den, welcher jenes seltsame Gesuch vorgebracht, schien der

Nobile zwischen den Tönen der ersten den Klang der Goldstücke unterscheiden zu wollen, welche im nahen Landhause auf den grünen Tischen rollten, und als er nach einer Weile den zweiten noch vor sich sah mit Miene und Stellung eines Wartenden, sprach er unmuthig: In der That, Herr Maldonado, oder wie ihr heißt, ich finde es seltsam, daß ihr ein solch' Gesuch an mich richtet, dem ihr, so viel ich weiß, stets ziemlich fremd geblieben, und zumal, daß ihr Geld verlanget zum Spiel. —

"Ich erkenne — gestand der Spanier — ich erkenne völlig die Verwegenheit, deren ich mich schuldig gemacht, und hoffe nur von Eurer Herrlichkeit weltbekannter Großmuth die Verzeihung derselben. Dennoch bin ich nicht ganz so schuldig, als es scheinen mag. Ihr wißt, wir Streiter der Glücksgöttin sind manchmal etwas abergläubig: so erschien mir denn auch mein Zusammentreffen mit euch im Augenblicke meiner Ankunft und an dieser Stelle als ein Vorzeichen, es müsse mir durch Euch etwas besonders Gutes kommen und solcher Glaube hat sich bestätigt, als ich eure verehrten Züge ein wenig näher beantlitzte. Ihr müsset wissen, gnädiger Herr, ich verstehe mich ein wenig auf Physiognomik; wie man denn so mancherlei lernt auf Kriegszügen und weiten Reisen, da ist es mir denn klar geworden, daß eure Glücksstern culminiret und ihr gleichsam nur die Hand auszustrecken brauchet, um die goldenen Gaben zu ergreifen, welche der Fortuna liebste Nymphe, die Bassetta, auf dem grünen Teppich zur Schau stellt. So meinte ich denn, wen ihr Antheil nehmen ließet an den Einflüssen eurer Constellation, dem sei auch ein bescheidener Griff vergönnt. — Oder — fuhr er fort und richtete die kleinen, stechenden Augen forschend auf ihn — oder sollte ich mich getäuscht haben und Euch das wandelbare Fatum des Spieles noch so ungünstig sein, als ich wohl ehedem zu meinem großen Leidwesen bemerkte?

"Ein unglücklicher Spieler ist selten freigebig, zumal wenn er ein Italiener ist; auch hatte Benedetto Gentili nicht besonderes Vertrauen zu seinem nur allzustark geprüften Glücksstern; der Stolz aber überwand die Kargheit, zu ihm gesellte sich darauf die Furcht: eine abschlägige Antwort möge den Argwohn vergrößern, den der Spanier über seinen gesunkenen Wohlstand gefaßt zu haben schien, und sein Mund ein Gerücht vermehren, welches, seiner Bestrebung ungeachtet, sich bereits allmählig erhob. Er griff widerwillig in den Beutel und zwischen den gespitzten Fingern glänzte ein goldener Imperial.

"Der fahrende Cavalier trat jedoch mit einer ablehnenden Handbewegung einen ganzen Schritt zurück und ließ mit pathetischer Wichtigkeit sich vernehmen. — Das verhüte mein gutes Glück, daß Don Perez Maldonado y Vallembrosa y Tenaros je ein dergleichen Almosen empfange, sei es auch aus der Hand eines so vornehmen Herrn, ja überhaupt, daß er so schlecht belohnt werde für seine Thaten und Mühen, um es zu bedürfen. —

"Als Benedetto sich nun, beleidigt und gelangweilt, von ihm ab der Gegend zuwendete, die ihn schon längst mit magischer Kraft anzog, fügte jener hinzu, indem er ein Kästchen aus der Brusttasche seines Kollers hervorzog: Es gefalle Eurer Herrlichkeit noch einen Augenblick zu verziehen und ich werde gerechtfertigt vor ihr stehen. Nur von augenblicklicher Bedrängniß sprach ich und ihr könnt sehen, daß ich nicht ganz leer gekommen bin von da, wo ich gewesen und wo es dergleichen Sächelchen noch mehr giebt in Hülle und Fülle. —

"Und in dem geöffneten Kästchen schimmerte in blutrothem Scheine köstliches Edelgestein, welches der juwelenkundige Nobile alsbald für Rubinen der größten Schönheit erkannte. Geld und Geldeswerth ist für Niemand ein unwichtiger Gegenstand und mag seinem Besitzer immer einiges Ansehen verleihen, zumal in den Augen eines genuesischen Edelmannes, den die in seiner Heimath gebräuchliche, halb kaufmännische Erziehung frühzeitig mit ihrem Gewichte bekannt gemacht, und den der hereinbrechende Mangel über dasselbe noch besser aufgeklärt hatte; er beschaute also die Steine mit dem Blicke eines Kenners und Liebhabers und sein Ton gegen den Vorzeiger war um Vieles gemildert. —

"Es war meine Absicht, gnädiger Herr — sagte Don Maldonado nach einigen Minuten — euch diese Kleinigkeit zum Verkauf anzubieten — die Lieblingssultane des Bei's von Tunis hat sie besessen, und ich meinte, sie eigne sich besser für eine edle Genueserin, aus fürstlichem Geblüte entsprossen. Gemahnt es Eurer Herrlichkeit nicht, daß dieß verwunderliche Kunstwerk sich ungleich schöner ausnehmen würde an dem zierlichen Halse der durchlauchtigen Laura Doria des alten Governatore Spinola jugendlich blühender Wittwe? Habe ich Unrecht, wenn ich denke, das sei aus eurer Hand eine geziemende Gabe für die erhabene Dame, die, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, die öffentliche Stimme dem edeln Benedetto Gentili seit lange schon als Braut bestimmt? Wäre dieß nicht eine Höflichkeitsbezeugung würdig des künftigen Fürsten von Melfi? —

"Die gewöhnlich farblose Wange des Genuesers röthete sich in Scham und Unmuth; schon seit einiger Zeit hatten mehrere Bekannte, denen seine Lage noch nicht in ihrer ganzen Bedenklichkeit bewußt worden, ihn aufgefordert, dem Gebrauche des Landes und Zeitalters gemäß, der Erkorenen seines Herzens, oder seines Ehrgeizes vielmehr, eine Gabe am Tage ihres Namensheiligen Laurentius darzubringen; das Fest war vor der Thür, kein würdigeres Geschenk konnte er der reichen Fürstentochter bieten, als diese Juwelen; aber leider hatte der erste Blick ihn überzeugt, ihr Preis sei höher, als der Betrag dessen, was er den Händen des Wucherers entwunden, als Alles, was er noch sein nennen konnte. Doch mochte er dem fahrenden Abenteurer gegenüber nicht als der Verarmte stehen, der er war; seine Einbildungskraft versenkte sich in das ungeheure Reich von Möglichkeiten, welches Platz fand im beschränkten Raume des grünen Teppichs — wie so viel anders konnte sich nicht bis morgen Alles gestaltet haben? — er sagte, dem Spanier das Kästchen darreichend, gleichgültig: Eure Steine sind schön, Signor, und wohl werth, eine Genuesische Fürstin zu schmücken; doch belaste ich mich nicht gern mit zu vielem Golde, vornehmlich an einem Orte, da dessen Besitz ein wenig gefährdet ist, und schwerlich trag' ich bei mir die Summe, auf welche ihr diesen Schmuck billig schätzen könnet. Morgen denn sprechen wir ein Mehreres darüber. —

"Don Maldonado aber verbeugte sich und versicherte, diese Kleinigkeit sei in guten Händen. — Morgen also, fuhr er fort — wenn es eurer Herrlichkeit gefällt — auch kauft man dergleichen nicht bei Lampenschein und nach dem ersten Anblick — bewahret sie denn zu genauerer Untersuchung, und mit eurer Erlaubniß hole ich morgenden Tages eure Befehle ein und zeige euch andere Dinge noch vor, die diesen keinesweges nachstehen. Ich bin nicht unglücklich gewesen auf meiner Fahrt; allerlei Köstliches habe ich mit gebracht, und wie könnte ich mich dessen schneller und vortheilhafter entledigen, als wenn ich den edlen Herrn Benedetto Gentili zum Kaufmanne habe und er mir seine hohe Protection angedeihen läßt bei seinen vornehmen Freunden und Verwandten? Indeß — fuhr er beklagend fort — thut es mir leid heute nicht den Versuch machen zu können, dessen guten Erfolg meine geringe Kenntniß in gewissen Dingen verbürgt.

"Das Vertrauen auf sein Glück, welches, da ihm ein Gesuch um ein Darlehn folgen zu sollen schien, wenig Wirkung machte, ward jetzt, da es durch ein solches Pfand bestätigt worden, größerer Aufmerksamkeit würdig; der Nobile begann an die wiederkehrende Gunst jener Nymphe, Bassetta genannt, zu glauben, und wenn der Versuch nicht glückte, so stand jetzt ein früher unerwartetes Hülfsmittel im Hintergrunde. Eine Gefälligkeit war der andern werth, und

wie möchte man sie einem Manne verweigern, der ganz im Gegentheile von dem, was Benedetto befürchtet, gar keine Ahnung von der wahren Lage der Dinge zu haben und völlig geneigt schien, außer dem bereits Aufgedrungenen seinem lecken Fahrzeuge auch noch ein Mehreres anzuvertrauen? Uebrigens war Don Maldonado y Vallombrosa y Tenaros mit seinen Rubinen eine ganz andere Person, als der Capitain mit schadhaftem Büffelkoller und verrostetem Rapier und man konnte gar wohl mit Anstand in seiner Begleitung erscheinen, zumal in einem Spielhause.

"Der genuesische Herr also lächelte ganz anmuthig, als er, das Gebotene einsteckend, versetzte: Wahrlich es ist, als sei der Aberglaube ansteckend; es ist euch beinahe gelungen mich von der neu geschenkten Gunst eurer Schutzgöttin zu überzeugen, die sie mir wirklich seit einiger Zeit entzogen, obschon die Opfer, welche sie mir abdrang, nur ganz unbedeutend sind. Jedenfalls will ich das Vertrauen nicht täuschen, welches ihr gütig genug auf meine Constellation setzet, Signor Maldonado, und thue euch demnach einen Vorschlag, der mindestens für meine Bereitwilligkeit spricht, euch zufrieden zu stellen. Das, was ich zu mir nahm, aus meinem Palaste gehend, nicht in der Absicht heute mein Glück zu versuchen, ist nicht viel, doch genug einen kräftigen Angriff auf die Festung der Bank zu unternehmen. Wie wäre es, wenn ich es daran setzte für uns Beide und Jeder von uns die Halbschied trüge in Gewinnst oder Verlust? — Der fahrende Soldat lächelte nun gleichfalls sehr freundlich und entgegnete: Mit Freuden nehme ich euer Erbieten an, gnädiger Herr — aber — setzte er hinzu — ich bitte euch, im möglichen Falle zu gedenken, daß ihr es waret, der es gethan, nicht ich."

Mit jedem Schritt verstrickt er sich tiefer in das Netz; aber durch freien Entschluß verfällt er den dunkeln Gewalten: —

"Sie streuen in die Brust die böse Saat,
doch dem Menschen allein gehört die That."

Er bringt es dahin, daß die Wahl des Dogen durch's Loos entschieden wird: er vertraut seinen Verbündeten: und hier ist es, daß er getäuscht wird. In der Katastrophe giebt der Mephistopheles seinen Charakter sehr unzweideutig zu erkennen, und stürzt ihn in's Meer. Die Katastrophe, so wie Manches in der übrigens meisterhaft durchgeführten Geschichte seiner Versuchungen, erinnert an ein längst vergessenes Buch, das seiner Zeit ungeheures Aufsehen gemacht hat — an den Mönch, von Lewis. Um indessen Diejenigen, denen dieses merkwürdige Buch noch im Gedächtniß ist, nicht durch die Vergleichung irre zu führen, müssen wir bemerken, daß in der vorliegenden Erzählung die Natur des Stoffes und, wie es scheint, der ernstere Charakter des Erzählers, das lascive Element gänzlich ausschließt, welchem der Mönch einen Theil seiner Popularität, und zugleich die unmäßige Verketzerung verdankt, die er erfahren hat.

Aber das Lotto? Die Entscheidung der Dogenwahl durch's Loos hatte ungeheure Wetten veranlaßt. Die Neuerung ward indessen schnell verhaßt, besonders, da das Gerücht von dem unseligen Ausgang der Laufbahn des Urhebers sich verbreitete. Die Neuerung ward abgeschafft; das Uebel aber, das in ihrem Gefolge erschienen, war so leicht nicht auszurotten.

"Non tamen omne malum miseris, nec funditus omnes
Excedunt pestes." ....

Um der Wettsucht der Genueser genug zu thun, setzte man Zahlen an die Stelle der Namen im Glücksrade.

An diesen Umstand schließt des Verfassers pathetische Schlußrede sich an: —

"Im Anfange dieses neuen Glücksspiels wettete man auf unbestimmte Summen, wie der Erfinder gethan; später folgten regelmäßige Einsätze, und so leitet von dem Ereigniß, welches wir der Sage nach erzählt haben, sich der Ursprung des Lotto her. Dieß möge uns zugleich in den Augen der Leser gegen den Vorwurf rechtfertigen, als habe der Feind der Seelen sich allzu viele Mühe um einen gegeben, der ihm schon längst ziemlich verfallen war. Nicht um diese leichte Beute war es ihm zu thun, sondern um die Gründung einer Anstalt, welche durch zwei Jahrhunderte und vielleicht bis heute noch seinem Reiche manchen Bewohner zuführte."

Napoleons Grab.

Als es hieß, daß sein Staub heimgeholt werden sollte.

(An den Redacteur der Kritischen Blätter.)

Regt seinen Staub nicht; wo er weilet,
Da steht die Siegessäule d'rauf.
Sein Ruhm ist's, der zur Gränz' hineilet
Der Zeiten; seinen Staub laßt dort.

'S war seine Größe, daß er wollte
Vereinen, was sich trennen soll:
Des Alten Geist und den des Neuen
'S war seine Größe — wie sein Fall.

Die beiden biegt man nicht zusammen,
Sie brachen nur in seiner Hand,
Und bald umtobten wieder Flammen
Von ihrem Kampfe Meer und Land.

Wo auf der Sonnenwenden Tiefe
Sich treffen dies' und jene Welt,
Am Heerd' erloschener Vulcane
Des Alt' und Neuen Markstein ragt,

Der Hoffnung und Erinn'rung Gränzen
Umtaumeln Vor- und künft'ge Zeit:
Ein Wagebalken mit zwei Zungen
Steht seine Urne — laßt sie dort!

Dort mag er hin auf beide blicken
Und deuten wie dem Herrscherstab,
Wie ihre Wogen beide schicken
Zum Ringen um sein Riesengrab.

* * *

Hier, mein werther Freund, meine Nachstümperung eines neuen Products der Tegnér'schen Muse; die Unvollkommenheit der Form ist hier jedoch nicht so unabsichtlich von meiner Seite, es sollte dem Gedanken so wenig als möglich genommen werden. Da übrigens ohne Kritik — d. h. ohne Zerstörung — nach allem Rechte nichts in Ihrem Blatte passiren darf, so erlaube ich mir, wider den Dichter anzumerken, daß die Wellen um St. Helena her eigentlich nicht ringen (brottas); die Insel liegt im Striche der Passatströmung, wo sie ewig von der Alten Welt nach der Neuen hinüberrauschen. Wohl auch so! denn er soll der Alten auch nicht mehr angehören, die an dem Reichthum ihrer Erinnerungen übergenug hat, und an das, was sein ist, überall keinen Anspruch machen sollte.

J. D. Runge.

Novitäten.

Freimund: Polen unter der russischen Herrschaft. Leipzig, Brockhaus. 9 ggr.
Schlosser: Geschichte der alten Welt. 3. Bandes 2 Abtheilung. Frankfurt, Varrentrapp. 2 Thlr.
Wörth: Spaziergang an das Mittelmeer. 2 Theile. Nürnberg, Riegel & Comp. 1 Thlr. 8 ggr.
Lichtenstädt: Die asiatische Cholera in Rußland. Nebst einer Karte. Berlin, Haude & Spener. 1 Thlr. 12 ggr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

31. Hamburg. Montag, den 31. Januar. **1831.**

Inhalt.

Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Erster Theil. Stuttgart, Cotta. 1830. 402 S. 8.

Frau von Wolzogen, der unvergeßlichen Gattin Schillers würdige Schwester, die siebzehn Jahre in innigster Freundschaft und Nähe mit ihm verlebte, erwirbt sich das willkommene Verdienst, uns die Eigenthümlichkeit eines Mannes kennen zu lehren, dessen unsterbliche Geisteswerke ihren schönsten Reiz, den unwiderstehlichen Zauber mit dem sie uns Laien hinreißen, der Herzensreinheit ihres Urhebers verdanken. So den Vorhang von seiner Seele wegzuziehen, so ihn zu verstehen und wiederzugeben, konnte nur zartem Frauensinn gelingen; und da sie Schillern selbst, in seinen vertrautesten Briefen, und wo diese schweigen, seinen Freund Körner reden läßt, der unter allen Männern am theilnehmendsten und anspruchlosesten ihm zur Seite stand, so vereinigen sich die redenklichsten Bedingungen, um ihrer Darstellung den Stempel unumstößlicher Wahrheit aufzudrücken. Welcher Gewinn für die Kunde unsers Geschlechts, welcher Genuß für die Freunde der menschlichen Natur, den Menschen in ihm noch lieber haben zu dürfen, als einen solchen Schriftsteller! "Das Colorit der Billigkeit und Liebe "wird Gleichfühlende ansprechen. Die Bilder "der schönen Vergangenheit mit ihm, gingen "auf über der trostlosen Oede, als wir ohne ihn "dastanden, wie die ewigen Sterne durch das "Dunkel umhüllender Gewölke dringen; sie sind "immer da, und glänzen uns unerwartet an "aus dem nächtlichen Blau des Aethers. Diese "Bilder, wie sie in meiner Seele leben, auch "Andern darzustellen, war die Aufgabe die ich "mir machte." Das ist der Verf. vollkommen, vielleicht vollkommener noch gelungen, als selbst ihrer heimgegangenen Schwester möglich gewesen sein würde, die sich lange mit diesem Vorsatz beschäftigte, ihr an Gaben des Geistes und Herzens nicht nachstand, aber durch ehrenwerthe Rücksichten abgehalten werden konnte, was sie nicht minder lebhaft empfand und dachte, nicht minder aufrichtig zu äußern. — Die fünf Abschnitte dieses ersten Theils begleiten Johann Christoph Friedrich Schiller, von seiner zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, am **10. November 1759** erfolgten Geburt, bis zu Ende Aprils **1789** in Weimar, wo er sich anschickte, die ihm ohne sein Zuthun und sehr wider seinen Willen, nach Eichhorns Abgange, aufgedrungene Professur der Geschichte in Jena anzutreten; indem er sich, wie er es nennt, übertölpeln lassen, seine Unabhängigkeit für die Gewißheit eines beschränkten, doch gesicherten Auskommens aufzugeben. Der Geheimerath von Voigt hatte die Tauglichkeit des Mannes für die Stelle richtig erkannt. Ein Geschichtforscher von Handwerk, ein gründlicher und umfassender Geschichtkenner war Schiller nicht, und konnte mit Recht sagen, mancher Student wisse wahrscheinlich mehr als er, von dem was man gewöhnlich Geschichte nennt. Aber diese schätzbare Kenntniß wird auch nicht durch mündlichen, auf eine kurze Zeitspanne beschränkten Vortrag erworben. Die erfordert vielseitige, unersättliche Belesenheit, und die Unterstützung mancher Hülfswissenschaft. Hingegen Sinn für das zu erwecken, was eigentlich die Geschichte zur Lehrerin des Lebens macht, Gefühl für das bleibend Menschliche in allen wechselnden Erscheinungen seiner Entwickelung, Bescheidenheit und Reife des Urtheils, Enthaltsamkeit von Ansprüchen, die weder an die Vergangenheit und Fremde noch an die Gegenwart und Nähe gemacht werden dürfen, Zurückhaltung unbeschränkter Bewunderung und einseitigen Tadels, Ermäßigung des Gewichts, welches der Aussage gepriesener und verschrieener Zeugen beizulegen ist: mit andern Worten, was Philosophie und Kritik der Geschichte zu heißen verdient, und treffende Auswahl dessen, was gegebenen Lehrlingen angemessen ist, sind dem lebendigen Vortrage eines beredten Lehrers eigenthümlich, mit welchem die gelungenste Druckschrift nicht wetteifern kann. Schillers vorwaltende philosophisch künstlerische Richtung verbürgte, die Erreichung dieses Zweckes sei ihm Naturbedürfniß, das ihn vor der Gefahr sichre, sich in Erörterungen zu verlieren, die dem Herzen und dem Verstande seiner Zöglinge fremd blieben; welches mehr ist als manchem verdienten Geschichtforscher nachgesagt werden kann, der über sich selbst seine Umgebung vergißt, und mit seltner Gelehrsamkeit entfaltet, was kein Zuhörer zu wissen begehrt. — Vater ist der älteste Name in der Freundschaft, Mutter in der Liebe: beide beseligten Schillers Kindheit. Der Unterricht eines würdigen Geistlichen flößte ihm Verlangen ein, sich diesem Stande zu widmen, dem er ungern entsagte, und das ihn selbst alsdann nicht verließ, da er in seinem neunten Jahr, mit unaussprechlichem Vergnügen, zum erstenmal ein Theater sah, welches fünf Jahre hindurch seine Nachahmung beschäftigte. Die beiden Nebenbuhlerinnen müssen nahe verwandt sein; denn auch Iffland wußte lange nicht, für welche von beiden er sich erklären sollte. Schillers Jugendheiterkeit blieb ungetrübt, bis der Wille des Herzogs Carl den Vater zwang, seinen vierzehnjährigen Sohn an die Militairakademie abzugeben, womit alle Hoffnung für die Zukunft einer geistlichen Bestimmung verschwand, und da die Rechtswissenschaft ihm nicht zusagte, drei Jahre später erlaubt ward, sich der Arzneikunst zu widmen, die Anfangs der Beruf seines Vaters gewesen war. Seine Lieblingsbeschäftigungen, Philosophie und Poesie, verschmolzen sich so innig bei ihm, daß es unmöglich ist sie zu trennen, und daß man, in jedem seiner Erzeugnisse, den dichterischen Philosophen oder den philosophischen Dichter erkennt. Wielands Shakspeare berührte ihn mit seinem Zauberstabe, und entschied für die Thätigkeit seines ganzen Lebens; auch ist, besonders in seinen früheren Schauspielen, das Vorbild der Wielandschen Kernsprache unverkennbar, deren Kühnheit, Wohllaut und Drolligkeit keine spätere Uebersetzung erreicht hat, wie viel richtiger, gelehrter, gefeilter, gedrängter, künstlichangeschmiegter sie auch sein mag. Seit Luther hat keine Verdeutschung mehr auf unsre Sprache gewirkt, und dem Deutschen ist fast verzeihlich zu glauben, Shakspeare selbst würde für seines Gleichen nicht anders geschrieben haben. Lessing, bekanntlich keines Menschen blinder Bewunderer, und gegen Wieland strenger als gegen manchen Andern, Lessing entschied: "was Wieland gut übersetzt hat, wird schwerlich Jemand besser übersetzen." Befreundete der altbritischen fesselfreien Form dramatischer Dichtungen dürften wohl dem Wunsch

nachhängen, Schiller, der sich anfangs sehr heimisch darin fand, möchte ihr länger treu geblieben sein, und Einreden nicht nachgegeben haben, welche ihn ihr entführten. Aber sie sollten bedenken, daß der wahre Dichter keiner Laune williger huldigt als seiner eigenen, und wohl befugt ist, mit der Mannichfaltigkeit der Natur zu wetteifern, und in Ketten und Holzschuhen zu tanzen, die er selbst sich anlegt, um auch darin seine Meisterschaft zu erproben. Ergreife Jeder aus dieser dargebotenen Fülle was ihm zusagt! Es ist die magna charta des Genies, auf alle zu wirken, Kenner und Nichtkenner; und wüßt' es, ahnt' ihm auch nur, warum es unter den letzten so viel Anhänger findet, es würde vielleicht nicht so geringschätzig von Eigenschaften denken, die es mit sehr untergeordneten, bei der Menge beliebten Schriftstellern gemein hat, und denen der Kunstrichter wenig Werth beilegt, indeß gerade sie es sind, die seltenen Geistesvorzügen allgemeine Theilnahme sichern. Der Koch, der nur für Köche zurichtet, der Künstler, der bloß dem Kenner gefällt, besitzt ohne Zweifel außerordentliches Verdienst, aber es ist zu außerordentlich um wirksam zu sein. Er muß sich herablassen um zu siegen. — Schillers erste Schauspiele sind ächt volksthümlich, bringen große Wirkung auf der Bühne hervor, und geben dem talentvollen Schauspieler erwünschte Gelegenheit sich geltend zu machen. Die Räuber sind nicht treffender zu charakterisiren, als mit Virgils prophetischen Worten:

> At Phoebi nondum patiens, immanis in antro
> Bacchatur vates, magnum si pectore possit
> Excussisse deum!

Die mehr als klösterliche, gefängnißartige Zucht der Militairakademie konnte Schillers angeborenem und angewöhntem Freiheitssinn unmöglich zusagen: er fühlte sich dadurch sehr unglücklich, so lang er dort verweilte. Dennoch ist merkwürdig, daß er in späteren Jahren diese Zeit für die glücklichste seines Lebens erklären wollen, und daß auch andre, gewiß nicht knechtisch gesinnte Zöglinge dieser Anstalt, sich ihrer immer mit Liebe erinnerten. Die Noth muß ihnen Mittel eingegeben haben, sich für solchen Zwang zu entschädigen. Diese Biographie durfte ihrer nicht erwähnen, wie sie denn auch spätere Verirrungen, die keinem Jüngling und Mann ganz erlassen werden, nur mit flüchtigen Winken andeutet. Doch wäre Beobachtern aus Neigung oder Beruf sicherlich nicht unwillkommen, wenn andre Unterrichtete enthüllen wollten, was der vorliegenden Darstellung versagt blieb. Im December 1780 ward Schiller als Arzt bei einem Regiment angestellt. "Seine Zeitgenossen behaupten, er habe sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, doch nicht in gleichem Grade durch Glück ausgezeichnet. Schiller selbst fürchtete oft, Liebe zur Wissenschaft hätte ihn zu allzukühnen Fragen an die Natur verleiten können." Er hatte ohne Zweifel Recht, und that wohl, der Ausübung dieser Wissenschaft zu entsagen. Seine heimliche Entweichung, deren bedrohliche Folgen die unabläßige Verwendung der menschenfreundlichen Gräfin von Hohenheim von ihm abwandte, sein Aufenthalt in Mannheim und seine Thätigkeit für die dortige Bühne, sind allbekannt. Erst aus dieser Biographie wird sichtbar, wie wohlthätig eine treffliche Dame, Frau von Wolzogen, Mutter seiner Jugendgenossen in der Militairakademie, auf ihn wirkte. Auf ihrem Landsitze Bauerbach, ohnweit Meinungen, verlebt' er die erste Hälfte des Jahres 1783, und beschäftigte sich schon mit Carlos und Maria Stuart. Seine von dort aus geschriebenen, obgleich zum Theil von Orten, die er nie betrat, datirten Briefe, zeugen von der Unsicherheit, in der er sich glaubte, von der Regsamkeit und Tiefe seines Gefühls, und von der eigenthümlichen Richtung seines Geistes. Für diese Kenntniß sind sie entscheidender, als sein Briefwechsel mit Personen, die an ihm meißeln und künsteln, die ihn stellen wollten wie ihnen recht war, und wenn sie ihm die kritisch-philosophische Seite abgewonnen hatten, leichtes Spiel fanden die dichterische zu lenken. Er war sich bewußt schaffen zu können (ποιεῖν), warum hätt' er Anstand nehmen sollen zu schaffen, was vor seiner Erregtheit Gnade fand? Je schwieriger die Aufgabe, je unerreichbarer gewöhnlichen Kräften, desto reizender für ihn. Dem Künstler mag leicht begegnen, daß ihm auch das Gelingen der Künstlichkeit behagt; dem Philosophen, daß es ihm nicht an Gründen fehlt, ein Kunststück für ein Kunstwerk zu halten. Der Wissende bewundert die Wissenschaft; der Unwissende klagt sich selbst an, daß ihm nicht gegeben sei so hohem Wolkenfluge nachzublicken, und kehrt beschämt und fast verstohlen zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurück, die das Manna des gelobten Landes ihm nicht entbehrlich macht. — Für reine Liebe geboren, nährte Schiller eine zarte Neigung zu Charlotte von Wolzogen, der Tochter seiner Beschützerin, mit deren geistigen Bildung er sich beschäftigte. Sie liebte schon, mit der ersten Liebe einer blühenden Jungfrau, einen andern vom Schicksal mehr begünstigten, und als der ihr untreu ward, gewann Schiller nichts dabei, dessen Neigung sie entweder nicht bemerkte oder nicht erwidern konnte, ihre Hand einem anständigen Freund gab, und im ersten Wochenbette starb. Anfangs Julius 1783 kehrte Schiller nach Mannheim zurück, weil sich erwiesen hatte, sein schweigender Landesherr zürne seiner Familie nicht und wolle ihn nicht verfolgen. Seiner Gesundheit war dieser Wohnort nicht zuträglich und das Bedürfniß der Unabhängigkeit zu vorwaltend in ihm, um eine dauernde Verbindung mit dem dortigen Theater bestehen zu lassen. Darum entsagt' er ihr im März 1785, begab sich nach Leipzig, und bewarb sich von dort aus, schon im April, um die Hand der schönen und liebenswürdigen Tochter seines redlichen Freundes, des Buchhändlers Schwan, die ihm in Liebe entgegen gekommen war. Der Vater schlug sie ihm ab, Schiller entsagte, die Geliebte war innig betrübt darüber, konnte ihn nie vergessen, sah ihn nach seiner Verheirathung in Heidelberg, nicht ohne tiefe gegenseitige Bewegung, ließ sich endlich überreden, spät in den Ehestand zu treten, und starb im sechs und dreißigsten Jahr an den Folgen einer Niederkunft. Körner und Huber schlossen sich in Leipzig an Schiller und zogen ihn nach Dresden. Dort fesselte ihn eine Zauberin, die er gleichfalls bezauberte. Seine strenger gesinnten Freunde rißen ihn gewaltsam von ihr und beredeten ihn sich zu entfernen. Der Verlassenen hat diese Trennung aufrichtige Thränen gekostet, und Schiller freute sich zu erfahren, daß sie in späterer Zeit ein Glück gefunden habe, das er ihr nicht anbieten sollen. Er begab sich im Frühjahr 1787 nach Weimar, wohin ihn seine Freundin von Kalb eingeladen hatte, und wo ihm Wieland, dem ein solcher Mitarbeiter am Mercur sehr gelegen kam, mit einer Freundlichkeit und Theilnahme entgegen trat, die bis an seinen Tod unverringert blieb. Wieland's hier aufbewahrten Briefe tragen den Stempel sokratischer Gediegenheit, die nie glänzen will und immer ins Ziel trifft. "Wieland ist jung, wenn er liebt!" "Im Ganzen wirkte die Weimar'sche Welt mehr bildend als belebend auf Schiller. Von rheinländischer Liberalität und schwäbischer Herzlichkeit war wenig zu finden. Der Ton der Gesellschaft kritisirend, mehr abweichend als entgegenkommend. Die vorzüglichsten Geister übten so großen Einfluß, daß überall Literatur der Gegenstand der Unterhaltung war, aber im Grunde ward mehr darüber geschwatzt als gedacht, und das eigentliche Leben fehlte, dessen Schiller bedurfte, um sich heiter zu entfalten." Diese Schilderung ist aus dem Spiegel gestohlen, und überläßt Andern hinzuzudenken, daß die großen Geister, Wieland und Herder ausgenommen, nicht ganz schuldlos an dieser Erscheinung waren, weil sie lieber herrschen und glänzen, als neben ihrer alleinseligmachenden Meinung irgend eine kategorische aufkommen lassen wollten. Wer nicht durchaus mit ihnen war, sollte für einen unwürdigen Gegner gelten; mit Anstand konnte die Unduldsamkeit kaum weiter getrieben werden. Selten unterläßt eine heimtückische Fee ihren verderblichen Beitrag auf

die Wiege hochbegabter Geister zu legen: sie wollen unbedingt bewundert sein, und sind in der Regel empfindlicher gegen den, der damit nicht aufwarten kann, als gegen den Blödsinnigen, der seine eigne Vernunft verschreit, indem er Verdienste lästert, die über allen Zweifel erhaben sind. Daraus erklärt sich, warum wirklich große Geister nicht selten untergeordnete, knechtisch gesinnte, wirklich oder vorgeblich Blöde, zu Günstlingen und Umgebungen wählen, und Unabhängige zurückstoßen. Sie wären berechtigt stolz zu sein, und sind eitel! Bewußtsein der Mittelmäßigkeit ist die Mutter der Eifersucht und die Großmutter der Verläumdung und Klatscherei. Darf man sich wundern, daß diese nie ermangeln, den Thron jeder menschlichen Größe, wär' es auch nur eine papierne, zu umlagern; und daß dessen würdiger Besitzer schwerlich umhin kann, Einflüsterungen zu hören, deren Urheber ihm aufrichtig ergeben sind? Auch der edelmüthige und gerechtigkeitsliebende Schiller konnte, wie sein Briefwechsel zeugt, diesem Loose nicht immer entgehen, und selbst die vorliegende Biographie verräth einige Spuren desselben. Die Erfahrung ist so alt wie das Menschengeschlecht, und wird nicht früher aussterben. Nur Allwissenheit vermag in jeder Aussage Irrthum von Wahrheit zu sondern. — Schon im Mai 1784 machte Schiller in Mannheim die Bekanntschaft der hochgebildeten Familie von Lengefeld, die von einer Schweizerreise zurückkehrte, und erneuerte sie, eingeführt von ihrem Vetter Wilhelm von Wolzogen, im November 1787 zu Rudolstadt. Hier erwachte schnell aber unwiderruflich das Gefühl in ihm, nur Charlotte von Lengefeld besitze alle Eigenschaften, die innigste Vertraute und Genossin seines Herzens, seines Geistes und seines Lebens zu sein. Er sah sie in Weimar wieder, befestigte sich in seiner Zuneigung, und bezog im Sommer 1787 eine ländliche Wohnung in Vollstädt bei Rudolstadt, um ihres täglichen Umgangs genießen zu können. In dem kleinen aber gewählten Kreise dieser glücklichen Familie ward Schiller selbst klarer, ruhiger, anmuthiger, phantastischen Lebensansichten abgeneigter, und gab in reichlichem Maaße wieder, was er empfing. Hier sah er Goethe zum erstenmal, der aus Italien zurückkam, kalt blieb und kalt ließ. "Im Ganzen genommen," schrieb Schiller an Körner, "ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsre Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer ersten Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Sie hat das Weitere gelehrt, sie sind sich näher gekommen, sie haben sich aufrichtig geachtet, befreundet, verbunden, geschont; aber eine Beobachtung Lavaters hat sich auch an ihnen bestätigt. Dieser unvergleichliche Menschenkenner behauptete, bei der ersten Zusammenkunft zweier Menschen ergebe sich am untrüglichsten, ob sie ganz und innig zusammen schmelzen, oder an Stimmung immer verschieden bleiben müßten. Nähere Bekanntschaft könne ihre gegenseitige Achtung vermehren, ihr Urtheil berichtigen, ihre Meinung mildern oder bestechen, und eine frühere Abneigung unter die Vorurtheile verweisen; aber am Ende werde sich bewähren, daß sie mehr als Vorurtheil gewesen, und nur nicht Abneigung, sondern Mangel an Gleichgesinntheit genannt werden müsse, die sich zwar eine Zeitlang erkünsteln, aber nicht ewig festhalten lasse. Pompejus und Cäsar konnten sich verbünden und aus eigner Wahl, doch vermochte der eine keinen neben sich, der andre keinen über sich zu ertragen. Etwas Aehnliches ergiebt sich aus einer späteren Aeußerung Schillers über Goethe gegen Wilhelm von Humbold, die auf der 187. S. dieser Blätter vom vorigen Jahre ausgehoben ist. — Schillers Briefe an die Geliebte und ihre Schwester gewähren ein fortlaufendes Gemälde seiner literarischen Wirksamkeit, und dessen was sie berührete, vorzüglich aber das Musterbild zarter und reiner Zuneigung, die nie in Tändelei verfällt. So etwas wird, wie selten es sein mag, nur in der Wirklichkeit angetroffen, und bleibt dichterischer Erfindung versagt, die immer zu viel oder zu wenig bietet. — "Mein Euripides giebt mir viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Collisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften. Bei dieser unendlichen Mannichfaltigkeit, immer diese Aehnlichkeit, diese Einheit, dieselbe Menschenform." Es that wohl, einen Dichter aus eigener Machtvollkommenheit so reden zu hören, der sich schwerlich erinnerte, vielleicht nicht einmal wußte, wie sehr sein Urtheil mit Lessing's zusammentraf. Shakspeare selbst würde nicht anders entschieden haben, das klassische Griechenland hat nicht anders entschieden, Racine nicht anders. Unsern Tagen war vorbehalten, die Verzerrungen und das Achselzucken des neidischen Aristophanes für baare Münze anzunehmen, und den Verläumder des Sokrates als Gesetzgeber anzurufen. — "Engel hat einigen Schauspielern die Rollen im Carlos auslegen und einlernen müssen, und ich weiß, wie sehr Engel wünscht, solche Stücke von der deutschen Bühne zu vertreiben." Engels Freunde wissen, daß Engel gerade das Gegentheil wünschte, daß Niemand beredter und überzeugender zum Lobe dessen sprach, für dessen klassische Schönheiten er regen und tiefen Sinn besaß. Nur erschien ihm nicht alles klassisch an Schiller, so wenig als an irgend einem Schriftsteller in der Welt, und Engel war so gut wie Jemand befugt, eine Meinung zu hegen. Aber so werden große Dichter von ihren Zuträgern bedient, und verlieren selbst am meisten, indem sie ihre würdigsten Bewunderer verkennen. Schiller, der seine eigenen Räuber, seinen eignen Carlos, einer Strenge unterwarf, die uns hie und da veranlaßt, ihn gegen sich selbst in Schutz zu nehmen, dessen geistiger Mischung kein Tropfen Neides sich zugesellte, war allerdings höchst ermächtigt, auch Goethe's Egmont, auch Bürgers Gedichte, aus einem Standpunkte in's Auge zu fassen, auf dem nicht Jeder verweilen möchte, und zu fordern, wie viel oder wenig man davon sich aneignen wolle, man solle ihn wenigstens nicht in Verdacht ziehen, durch Eifersucht verblendet zu sein. Aber die Redlichkeit, deren er sich bewußt war, hätt' er auch Andern nicht ohne Grund absprechen sollen. Die Natur hat gewollt, daß man ein sehr ehrlicher Mann sein könne, ohne immer Recht zu haben, und der vollkommenste menschliche Geber muß sich auf den Bescheid beschränken: Wißt ihr Genügenderes für euch, so haltet euch daran; wißt ihr es nicht, so theilt dieses mit mir! — Die treffliche Biographin wird hoffentlich fortfahren, den Eingebungen ihres Geistes und Herzens zu folgen, und unsre Wünsche zu übertreffen: nur bitten wir sie ausdrücklich, auch das spätere Schicksal der Gattin Schillers und seiner Kinder nicht unberührt zu lassen; denn es ist ein wesentliches Bedürfniß der Menschheit, von Allem unterrichtet zu sein, was mit dem Dasein eines geliebten Abgeschiedenen innig verbunden war. Die britischen Zöglinge unverderbener Natur huldigen dem Gebot ihrer Mutter, selbst in ihren Erdichtungen.

Fr. *)

*) Wir freuen uns, unsern Lesern versprechen zu dürfen, daß diese Chiffre

non usitatam nec tenuem ferens
pennam — —

ihnen in diesen Blättern in der Folge häufiger begegnen wird.

Red.

Jurji Miloslawski, oder die Russen im Jahre 1612. Ein historischer Roman von M. Sagoskin. Aus dem Russischen übersetzt von Erhard Göring. 2 Theile. Königsberg, 1830. Unger. 208 S.; 211 S. 8.

Dieser Roman hat in seiner Heimath außerordentliches Glück gemacht; der Kaiser hat ihn "den ersten russischen Roman" genannt; drei französische Uebersetzungen davon sind angekündigt, eine englische ist, wie man vernimmt, in Arbeit, und die deutsche liegt vor uns.

Zu den besseren historischen Romanen mag man ihn immerhin zählen, eine nicht unglückliche Nachahmung der Manier von Walter Scott, mit zum Theil neuer Scenerie. Sein Hauptinteresse besteht darin, daß es ein russischer Nationalroman ist, geeignet, und sichtbar berechnet, um Nationalgefühle zu wecken. Doppeltes Interesse gewinnt er in diesem Augenblick, durch den Umstand, daß er die früheren Verhältnisse zwischen Rußland und Polen schildert. Rußland befand sich zu Anfang des Jahres, in welches die Handlung fällt, in einer verzweifelten Lage. Der König von Polen, Sigismund III. (Sohn Johann's von Schweden) hatte durch die Jesuiten sich bestimmen lassen, dem falschen Demetrius, gemeinhin der Dieb von Tuschino genannt, seinen Beistand zu leihen. Sigismund führte die auserlesensten polnischen Streiter in's Feld; einmal im Besitz eines überlegenen Einflusses, faßte er den Plan, und führte ihn aus, seinem Sohne, dem Korolewitsch Wladislaus, in Moskau huldigen zu lassen. Zwei Prätendenten also kämpften um die Krone; das Land war fast gänzlich in den Händen der Fremden, durch innere Spaltung zerrissen, durch die Schrecken des Krieges verheert.

Da begann der Geist des Volkes zu erwachen, Freiheitssinn und Religionseifer bewaffneten sich wider die Fremden, wider die Ketzer; in zahlreichen Versammlungen schwor das Volk zu sterben "für den rechten Glauben, für das heilige Rußland." Eine dieser Versammlungen schildert die folgende Scene: —

"Noch graute der Morgen nicht; Alles schlief in Nischni-Nowgorod; in allen Häusern und auf den öden Straßen herrschte eine tiefe Stille; nur von Zeit zu Zeit unterbrachen die Nachtwachen in den Höfen der Bojaren, mit schläfriger Hand an eiserne Tafeln schlagend, das Schweigen der Nacht. In dieser, der allgemeinen Ruhe geweihten Stunde schlich ein Mensch von hohem Wuchse, vom Kopf bis zum Fuß in einen schwarzen Schoben gehüllt, wie ein Dieb der Nacht längs der Straße dahin, und suchte sich, wie es schien, möglichst nahe an die Häuser zu halten. Das leiseste Geräusch schien ihn zu schrecken; er blieb öfters stehen, blickte scheu um sich und klopfte endlich, an die Hausthür des Bojaren Turenin tretend, leise mit dem Ringe; nach einiger Zeit wiederholte er dieses Zeichen; als er hörte, daß sich Jemand der Pforte näherte, pfiff er zwei Mal leise und trat dann zurück. Nach einer Minute trat ein Mensch, nicht groß vom Wuchs, mit einer Laterne auf die Straße; der Unbekannte nahm ehrerbietig seine Mütze ab und entblößte den mit einem leinenen Tuche, an welchen einige Blutflecken zu bemerken waren, umwundenen Kopf. Sie sprachen über eine halbe Stunde miteinander, endlich ging der Mann von kleinem Wuchse, in welchem es nicht schwer war den Herrn des Hauses zu erkennen, in den Hof zurück, der Unbekannte aber schlug mit schnellen Schritten die Straße ein, die bergab führte. Der dunkelblaue Himmel wurde von Minute zu Minute durchsichtiger und heller; die majestätische Wolga bedeckten dichte Nebel; im Osten fing es an zu flammen, und der erste Strahl der aufgehenden Sonne, die vergoldeten Kuppeln der Dome bescheinend, verkündete den Anbruch jenes unvergeßlichen Tages, an welchem in ganz Rußland zum ersten Mal der Ruf ertönte: laßt uns sterben für den rechten Glauben und das heilige Rußland!

"Schon war die Sonne aufgegangen, aber überall herrschte Ruhe und Stille. Plötzlich erscholl vom hohen Glockenthurme der Domkirche herab der erste, dann der zweite, darauf der dritte Glockenschlag — er wiederholte sich immer schneller und lauter — der rufende Schall verbreitete sich in der ganzen Gegend, und Alles lebte auf im Weichbilde von Nischni-Nowgorod.

"Ach Herr Je, gewiß Feuer! rief Alexei von seinem Lager aufspringend und ans Fenster laufend, neben welchem sein Heer stand. Was soll das bedeuten? Läutet man etwa zur Frühmesse? — Nein, das ist kein Kirchengeläute! — Ja richtig! Das ist die Sturmglocke! Auch das Volk fängt an sich zu regen. — Sieh einmal, Bojar, als ob sie zusammengeschneit wären! — Auf diese Art können wir gar nicht auf die Straße kommen.

"Kleide Dich an, Jurji Dmitritsch, sagte Istoma-Turenin, ins Zimmer tretend; laß uns doch sehen, was das dumme Volk angeben wird.

"In zwei Minuten war Miloslawski und sein Diener angekleidet. Sie konnten nur mit großer Mühe aus dem Hause kommen; die ganze Straße, die auf den Marktplatz führte, war mit Volk bedeckt.

"Langsamer, Kinderchen, langsamer, sagte ein Greis mit schneeweißen Haaren, den zwei erwachsene Enkel an der Hand führten, keuchend; laßt mich doch zu Athem kommen!

"Nun, ruh' ein wenig aus, Großväterchen, sagte einer von den Enkeln; aber nur schnell, sonst verspäten wir uns und können uns nicht mehr auf den Marktplatz durchdrängen.

"Und hören nicht, was Kosma Minitsch sprechen wird, fiel der Andere ein. Nun, hast Du Dich erholt? —

"Ah, ihr Heiligen! — Wartet doch noch ein wenig! — Ich bin ganz erschöpft! —

"Warum bliebst Du auch nicht zu Hause, Großväterchen!

"Was sagst Du, Kindchen! — Fürchte Dich der Sünde! Zu Hause bleiben, wenn es sich darum handelt, sein Leben für das heilige Rußland zu lassen! — Ich sage Euch, wenn ich Euch nicht gehabt hätte, auf allen Vieren wär' ich auf den Marktplatz gekrochen! —

"Halt! — Da kommt ja auch der Vater, sagte der erste Enkel. Wir Drei können Dich leicht auf den Händen tragen.

"Der Sohn und die zwei Enkel hoben den Greis auf und liefen mehr als sie gingen die Straße entlang.

"Was bleibst Du zurück, Frau! sagte ein kleiner aber untersetzter Bürger, sich zu einer dicken Städterin wendend, welche ihm, stolpernd und kaum vor Müdigkeit Athem schöpfend, nachlief.

"Ich kann nicht mehr, Terentji Mikititsch! — So wahr Gott lebt, ich kann nicht mehr!

"Da haben wir's! Warum hat Dich auch der Teufel geplagt! Wärst Du lieber zu Hause hinter dem Ofen sitzen geblieben!

"Ei, lieber Mann, will ich denn etwa nicht auch mitanhören, was ihr auf dem Markte ausmachen werdet?

"Das ist ja eine bekannte Sache: gegen die Feinde zu ziehen.

"Wirst Du denn auch mitgehen, Terentji Mikititsch?

"Das versteht sich doch wohl; oder bin ich etwa kein so guter Christ als die Andern?

"Aber unsere Kinderchen? Wer wird denn für sie sorgen? Eins ist ja kleiner als das andere.

"Es ist freilich Schade, daß sie klein sind; zwar der Aelteste ist zwölf Jahre alt, der wird gewiß nicht von mir lassen.

"Wie? Du wolltest? —

"Warum denn nicht? Ist ihm die Pike zu schwer, so nimmt er ein Messer mit. Vielleicht schickt er doch, wenn auch nur einen Feind in die andere Welt; auch dafür Gott sei Dank!

"Hier riß ein neuer Haufe, aus einer Quergasse hervorströmend, den Bürger und seine Frau mit sich fort.

"Wir ein stürmisches Meer wogte und brauste das Volk auf dem Marktplatze. Der Bojar und der gemeine Mann, der Bürger und Kriegsmann drängten sich um einander. Auf allen Gesichtern malte sich Erwarten und Ungeduld. Plötzlich wurde das Volk lauter als vorher, tausend Stimmen wiederholten den Ruf: Da ist er! Das ist Kosma Minitsch! Seht, da ist er! — Und ein Mann in den mittleren Jahren, in einfacher Kleidung, aber von anziehendem, angenehmen Aeußern, trat in die Mitte. Zur Domkirche gewendet, machte er dreimal das Zeichen des Kreuzes, neigte sich gegen alle vier Seiten, und auf ein Zeichen mit seiner Hand wurde alles still um ihn her. Nach und nach verbreitete sich diese Stille über den ganzen Marktplatz, der Lärm verhallte in der Ferne; das dumpfe Getöse des unzähligen Volkes wurde stiller und stiller — und nach einigen Minuten hätte ein des Lichts seiner Augen Beraubter glauben können, der Marktplatz der Stadt wäre völlig verödet.

"Bürger von Nowgorod! so begann der unsterbliche Minin. Wer von Euch kennt nicht alles Elend des Zaarthums Rußland? Ueberall sehen wir Unglück und Verheerung, aber nirgends Hülfe und Rache. Wie lange sollen unsere Feinde und Widersacher Rußland mit dem Blute unserer Brüder tränken? Wie lange die Rechtgläubigen seufzen unter dem schmählichen Joche der Ketzer? Gebt Antwort, Ihr Bürger von Nischni-Nowgorod! Sollen wie dulden, daß die Hauptstadt dem fremden Wojewoden gehorche? sollen wir das Bild der heiligen Mutter Gottes von Wladimir, sollen wir die heilbringenden Reliquien Peters, Alexei's und Jonas und aller Wunderthäter von Moskau der Beschimpfung preisgeben? Sollen wir das verwais'te Moskau lassen in den Händen der Ketzer? — Antwortet, Ihr Bürger von Nowgorod!

"Nein, nein, donnerten tausend Stimmen. Nach Moskau! nach Moskau, für den rechten Glauben und das heilige Rußland!"

Alles Volk bringt seine Habe zum Marktplatz, um die Kriegesrüstung zu beginnen. — Im allgemeinen Jubel aber findet sich Einer, dem das Herz brechen will; es ist der Held des Romans, Jurji Miloslawski. In hoffnungsloser Liebe ist er der Tochter eines polnisch gesinnten Bojaren zugewandt; er hat dem Korolewitsch in Moskau gehuldigt; sein Eid läßt ihn nicht den Helden des Vaterlandes sich anschließen.*) Von seinem Gefühl überwältigt, sinkt er bewußtlos zur Erde; er erwacht in den Armen seines treuen Begleiters Alexei: —

*) Minin, Poscharski, Palizin, "die jedem russischen Herzen theuren und unvergeßlichen Männer," treten im Laufe des Romans auf.

"Wo bin ich? fragte Miloslawski, verwundernd um sich blickend.

"Am Ufer der Wolga. Wie hat sich Gott Deiner noch erbarmt, Jurji Dmitritsch! Was fehlt Dir? Auf dem Marktplatze sagte man mir, Du wärest den Berg hinabgelaufen; ich sehe, Du sitzest ganz ruhig neben einem alten Mann. Plötzlich springst Du, als ob Dir der Kopf brennt, auf und fängst an zu laufen! Ich Dir nach, Du läufst noch ärger; ich schreie: halt, Jurji Dmitritsch, halt! wohin läufst Du? Aber Du nur ärger; nun, glaubst Du's? ich habe mich ganz heiser geschrieen: wohin, Bojar, wohin? Ich sehe gerade in die Wolga — mir wurde angst und bange! — Aber Gott sei Dank! Ehe Du an den Fluß kamst, wurdest Du ohnmächtig; aber ich hatte meine Noth, rieb und rieb Dich — bespritzte Dich mit Wasser, rieb Dich mit Branntewein — mit Mühe und Noth kamst Du zu Dir. Aber sage mir doch, Bojar, was ist Dir denn in den Kopf gekommen? —

"Nichts, Alexei, nichts! Jetzt ist mir besser; aber sage doch — wenn mir recht ist, so hörte ich eine Stimme. — Wer sprach neben mir den Fluch über den Verräther aus?

"Ueber welchen Verräther, Bojar? Ich habe nichts gehört.

"Nichts? — aber warum drängt sich das Volk so um diese Speicher? — Wovon sprechen sie? — Uh! hörst Du? Sie nennen mich beim Namen!

"Ei, warum nicht gar, Jurji Dmitritsch! Was kommt Dir da in den Kopf? Siehst Du denn nicht, hier speichert man Alles auf, was die Nowgoroder auf den Marktplatz gebracht haben.

"Auf den Marktplatz? — war ich denn auch dort?

"Freilich, Bojar.

"Jurji fuhr mit der Hand über die Augen und sagte, wie aus einem tiefen Traume erwachend: Ja, ja; jetzt besinne ich mich. Sind wir hier nicht beim Bojaren Istoma-Turenin eingekehrt?

"Freilich, Jurji Dmitritsch, und er wartet gewiß mit dem Essen auf uns.

"Jurji richtete sich mit Hülfe Alexei's auf und wollte eben gehen, als auf einmal Jemand hinter ihm sagte: Sei gegrüßt, Bojar! willkommen! willkommen bei uns in Nischni-Nowgorod!

"Miloslawski schauderte unwillkürlich zusammen und erkannte, nachdem er den ihn Begrüßenden flüchtig betrachtet hatte, in ihm sogleich den geheimnißvollen Unbekannten, mit welchem er eine Nacht in der Herberge zugebracht hatte.

"Nun, habe ich es nicht errathen? fuhr der Unbekannte fort; Gott hat uns doch zusammengeführt.

"Du bist's also doch? rief Alexei. Ich hatte Dich schon auf dem Marktplatze erkannt, aber ich fürchtete mich zu versehen. Nun, Kosma Minitsch, Gott gebe Dir Gesundheit! Du sprichst wie ein Buch!

"Wie? sagte Jurji, Du wärest dieser berühmte Bürger —

"I Bojar! ich bin ein Nowgoroder Bürger und um kein Haar besser als die andern. Aber hast Du nicht gesehen, daß alle Bürger um die Wette ihr Vermögen hingaben? Mir ist doch wenigstens noch dieser Kaftan geblieben, aber ein Anderer hätte auch sein letztes Hemd auf den Marktplatz geschleppt; kann ich also viel prahlen, Bojar?

"Aber warst Du nicht der Erste? —

"Nun, ja doch, ich habe freilich zuerst gesprochen — aber was ist da Großes? — Alle können nicht zugleich sprechen; wenn nicht ich, so hätte ein Anderer, wenn nicht dieser, so ein Dritter — aber sage, Bojar, willst Du denn nicht auch auf unsere Seite treten? Du hast freilich dem Korolewitsch Wladislaus gehuldigt; aber Dein Herz ist doch russisch.

"Leider hast Du Recht, antwortete Jurji mit einem Seufzer.

"Aber warum leider? Sage mir, wurde es Dir denn so leicht, dem Korolewitsch von Polen zu huldigen?

"Ach! — so wahr Gott lebt! nein.

"Und warum hast Du es denn gethan?

"Weil ich überzeugt war, und es noch bin — ja noch jetzt hoffe ich, daß wir durch dieses Opfer unser Vaterland vom Verderben retten.

"Nun siehst Du, das Vaterland liegt Dir doch noch immer auf dem Herzen. Höre, Bojar, ich will Dir ein Mährchen erzählen: Ein Bauer, der durch einen Fluß schwamm, fing an unterzugehen. Er hatte drei Söhne; der jüngste glaubte, er könnte den Vater allein nicht retten, fing an zu schreien, sich die Haare auszuraufen und alle Vorübergehende um Hülfe anzuflehen; unterdessen verlor der Bauer seine Kräfte gänzlich und als der älteste Sohn ihm zu Hülfe eilte, so konnte er ihn nur mit großer Mühe aus dem Wasser ziehen und wäre beinahe selbst mit ihm ertrunken. Der dritte Sohn, oder besser Stiefsohn, stand am Ufer; er schrie weder um Hülfe, noch suchte er selbst den Vater zu retten; sondern er berechnete, auf einer Stelle bleibend, welcher Antheil ihm von dem väterlichen Vermögen zufallen würde. Was meinst Du, Bojar? obwohl der jüngste auch keinen großen Anspruch auf Dank hat, so ist es doch, meines Erachtens, ehrenvoller, dieser als der Stiefsohn zu sein.

"Jurji drückte schweigend Minin die Hand. Dieser fuhr fort: Was Wunders, daß Du Dich

durch einen Eid gebunden hast, wenn ganz Moskau dasselbe gethan hat. Da hat mir z. B. der Fürst Dimitrji Mamstrikowitsch Tscherkaßki gesagt, daß sich heute die hiesigen Bojaren und Aeltesten in seinem Hause versammeln werden, um den Boten zu hören, der mit Vorschlägen vom Pan Gonsjewski zu uns gesandt worden ist. Und wer meinst Du, wer dieser Geschäftsträger unsers erbittertsten Feindes ist? — Niemand anders als der Sohn des ehemaligen Wojewoden von Nowgorod, des Bojaren Mislawski.

"Ja, das ist mein Herr! rief Alexei.

"Wie, das wärst Du, Jurji Dmitritsch? sagte Minin, seine Mütze ehrerbietig abnehmend und seinen Blick voll herzlicher Theilnahme auf Miloslawski richtend. Nun, Du thust mir leid! Jedem Andern müßte dieser Auftrag schwer fallen, Dir aber besonders.

"Ich erfülle meine Pflicht, Kosma Minitsch, antwortete Jurji; ich kann nicht gegen Den fechten, dem ich Treue geschworen habe; aber nie sollen sich meine Hände mit dem Blute meiner Glaubensbrüder beflecken, und wenn der Bürgerkrieg unvermeidlich ist, so — hier schwieg Miloslawski, seine Augen funkelten. — Ja, fuhr er fort, ich habe gelobt, dem Wladislaus redlich und treu zu dienen; aber es giebt noch einen Eid, vor welchem alle irdische Gelübde und Eidschwüre nichtig sind. — Ja, der Herr selbst hat mir diesen Gedanken, durch den meine Seele wiederauflebt, eingegeben! —"

In den Scenen ist Abwechselung und Leben. Unter den Figuren interessirt besonders ein Abenteurer, der sich mit den Saporoger Kosacken herumgetrieben hat, und, unter seinen tausend Künsten auch Lieder zu singen weiß

"an sein Mütterchen, die graue Wolga."

Unsre Leser werden aus den Proben gesehen haben, daß der Uebersetzer sein Deutsch nicht so ganz vergessen hat, wie er zu besorgen scheint. Es ist zu wünschen, daß er sich in Uebung erhalten möge, wenn er noch Mehreres in dieser Art mitzutheilen findet.

Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft im Jahre 1830. Nach eignen im Lande selbst gemachten Beobachtungen zusammengestellt von G. E. Freimund. Leipzig, 1831. Brockhaus. (VI. und 46 S. 8.)

Diese kleine Schrift ist in denselben Tagen von Leipzig hier angekommen, in welchen durch öffentliche Blätter das polnische Manifest bekannt geworden ist. Der ruhige Ton, die einfache Erzählung von Thatsachen, bürgt dafür, daß die "Bemerkungen" ohne Haß und Gunst von einem wohl unterrichteten Manne niedergeschrieben sind. Sie bieten interessante Vergleichungspunkte dar mit dem Manifest, und enthalten, wenn auch nach dem Bekenntniß des Verf. selbst, nur in fragmentarischer Weise, die einzige bis jetzt in Deutschland erschienene Darstellung der polnischen Verhältnisse.

Es scheint uns von der äußersten Wichtigkeit, zwischen zwei Voraussetzungen zu unterscheiden, die man gewöhnlich zu verwechseln pflegt. Ist der Aufstand zur Wiedererlangung der politischen Selbständigkeit von Polen, oder ist er zu Gunsten der vom Kaiser Alexander gegebenen, und von seinem Nachfolger beschworenen Verfassung des Königreichs Polen unternommen worden? Im letztern Fall ist der Aufstand als eine bewaffnete Appellation an die Gerechtigkeit des Kaisers zu betrachten; freilich eine abnorme Art der Appellation, aber die doch den Wunsch und die Möglichkeit einer friedlichen Vergleichung nicht unbedingt ausschließt. Im ersteren Fall tritt die Frage der Wiederherstellung der früheren Integrität hinzu; die Gewißheit, daß die mit Preußen und Oestreich einverleibten Provinzen einem solchen Streben fremd geblieben sind, indem sie einen verbürgten Zustand der Ordnung und Sicherheit, der zum Völkerglück nothwendigsten Elemente, den Stürmen einer unverbürgten Zukunft vorziehen; die Wahrscheinlichkeit, daß die russischen Provinzen keinen Grund finden werden, der Bewegung sich anzuschließen, indem ihnen keine Zusage ertheilt, keine vorenthalten worden, und nur die, nach der Behauptung des Verf., sehr harte Conscription das Volk unmittelbar zu bedrücken scheint. Es bleibt also die Aussicht eines blutigen, ungleichen Kampfes, den, allem Anschein nach, keine Intervention abwenden oder mildern wird.

Die, allen Parteien geläufige, Vermengung der beiden Wechselfälle, scheint nur durch die Voraussetzung erklärlich, daß die Anführer der Volksbewegungen die weitergreifende Idee der Selbständigkeit, vielleicht auch der wieder zu gewinnenden Integrität von Polen, in ihre Berechnungen aufgenommen, daß aber das Volk, bei dem man, auf seiner jetzigen Bildungsstufe, entwickelte Nationalideen kaum erwarten darf, der Bewegung sich angeschlossen hat, weil es der Bedrückung unerträglicher Mißbräuche sich zu entziehen gedrungen war. Wenn im Volke selbst keine weitere Idee lag, so kann selbst der wärmste Freund der Freiheit, wenn er nicht ganz Europa durch entsetzliche Kriege erschüttert zu sehen wünscht, sich nicht erwehren, vor der Verantwortlichkeit zurückzuschaudern, die jene Männer übernommen haben würden, indem sie ihr Vaterland in den ungleichen Kampf stürzten.

Wir werden zu der Ausführung dieser Sätze uns einiger von den einleitenden Bemerkungen des Verfassers bedienen.

"Ob alle Edeln, nur zum Gemeinzwecke vereint, dieser höhern Anregung entsprechen werden, ob der Bürger- und Bauernstand, jener den eigenen Vortheil dem Gemeinbesten opfern, dieser durch selbst durchlebte oder von den Vätern ererbte Erinnerungen an die letzten Freiheitshelden des untergehenden Vaterlandes erweckt werden wird, läßt sich mit Bestimmtheit nicht voraussagen, und demnach wäre eine politische Rechtfertigung des Aufstandes höchst unzeitig. Dieses Problem muß und wird die Zukunft lösen. Eine sittliche Rechtfertigung jener Begebenheit aber nach allgemeinen Principien wäre jetzt eben so unnütz als eine Apologie des deutschen Volkes deshalb, daß es 1813 das Joch der Franzosen gebrochen habe. Jedes Volk, das einen andern, in Sprache und Sitte ganz verschiedenen, durch die Natur zur Selbständigkeit bestimmten Stamm sich gewaltsam unterjocht, muß jeden Augenblick gewärtig sein, daß der unterdrückte Stamm seine heiligen Rechte wieder geltend mache. Die gerechte Geschichte krönte bis jetzt jedes solche Unternehmen mit unverwelklichen Lorberkränzen, und die Emancipation eines jungen aufblühenden Staates in Osten zeigt, daß selbst die Politik sich mit solchen Befreiungsversuchen befreunden konnte. Unser Zweck ist jedoch, zu untersuchen, ob nicht außer Dem, was sich aus allgemeinen Gründen für solche Befreiungsversuche sagen läßt, hier besondere Umstände eintreten, die den Polen eine Veränderung ihrer Verhältnisse durch einen Aufstand zur unbedingten Nothwendigkeit machten."

Dem Verf. selbst schließt die sittliche Rechtfertigung des Aufstandes noch keineswegs die Nothwendigkeit ein, unter solchen Verhältnissen von dem letzten Verband mit Rußland sich loszureißen. Das beweist der Schluß seiner Vorrede: —

"Schließlich noch die Bemerkung, welche nicht Menschenfurcht, sondern Wahrheitsliebe uns abdringt: die schweren Anklagen gegen die russische Regierung, welche sich hier vorfinden, dürfen nicht auf Rechnung des edeln Kaisers Nikolaus kommen; sein großherziger Sinn ist überall, und selbst jetzt von den aufgestandenen Polen anerkannt worden, die sich seiner Herrschaft keineswegs entziehen wollen. Der edle Fürst war sicherlich getäuscht worden, und es dürften zur Rechtfertigung unserer Ansicht hier wohl einige Worte aus des Dictator Chlopicki Proclamation einen schicklichen Platz finden: 'Das Ge-

nicht des Leidens hatte alles Maaß überwogen; es war unmöglich geworden, die Wahrheit zu den Chefs einer mißbrauchten Regierung gelangen zu lassen; Schmeichler, gierig nach Belohnungen und verschwenderisch in Verläumdungen, brachten uns statt Freiheit jeden Tag neue Ketten. War je ein Aufstand legitimer? Nein, der König selbst wird diese Wahrheiten nicht verkennen, sobald er erfähret, wie sehr man ihn mißbrauchte.'"

Aber wie stimmt zu diesen früheren Aeußerungen des Dictators das neueste Manifest? Es enthält einige Stellen, die mit dem Gedanken an einen fortgesetzten Verband mit Rußland kaum vereinbar scheinen. Namentlich zählen wir dahin die Phrase: "die Vereinigung der Kronen eines Selbstherrschers und eines constitutionellen Königs auf *einem* Haupte war eine politische Mißgeburt, die nicht lange existiren konnte." Wir wünschen, daß für diese Stelle eine andere Deutung sich finden möge, als die, welche sich uns dabei aufdringt. Wir wünschen es, weil wir in Wahrheit glauben, daß der Kaiser Nikolaus seine Ehre zu hoch hält, um ein System der Täuschung, um die systematische Verletzung der von ihm heilig beschworenen Institutionen zu autorisiren. Wir wünschen es, weil wir in der Handlungsweise des Kaisers ein geregeltes Bestreben zu erkennen glauben, der Welt zu zeigen, daß er die Interessen der Humanität kennt und ehrt. Schon sein Vorgänger hat es klar eingesehen, daß auf diese Weise die Völker mit dem Anblick eines colossalen, absolutistisch regierten Reiches zu versöhnen sind. Und wenn man die Art und Weise prüfen will, auf welche der letzte türkische Krieg geführet worden ist; wenn man z. B. der in Adrianopel keinen Augenblick durch die Sieger gestöreten Ordnung, des ununterbrochenen Geschäftsganges sich erinnern will, so wird man bekennen müssen, daß die "Barbaren des Nordens" den Interessen der Civilisation nicht fremd geblieben sind.

So wenig wir mit absolutistischen Grundsätzen uns zu befreunden vermögen, so halten wir es doch für unwürdig, in den unsichern, halblauten Ton gehässiger Insinuationen einzustimmen, mit welchen einige Publicisten die russische Politik verdeckt, und so weit sie es für thunlich, und *ohne Gefahr* thunlich erachten, angreifen. Man würde uns erst nachweisen müssen, daß es russische Politik, daß es die Politik des Kaisers war, den Polen das Scheinbild einer Verfassung hinzuwerfen, nur um im Angesichte der Welt alle Rechte, natürliche, und durch beschworene Institutionen gesicherte Rechte, verhöhnen zu können. Daß Rußland auf die bewaffnete Appellation des polnischen Volkes nur mit den Waffen in der Hand antworten will, ist mindestens kein Beweis dafür. Es ist nicht mehr, als was die Politik jedes europäischen Hofes in ähnlichen Fällen gebieten würde. Wir halten die heutige Politik des englischen Ministeriums nicht für die illiberalste; aber wir zweifeln, daß sie einer bewaffneten Appellation von Irland ganz ruhig zusehen würde. Wenn es dem ehrenwerthen Repräsentanten von Waterford gefallen sollte, nicht togatus, sondern paludatus, nicht als Gentleman, oder in seiner Advocatenkutte, sondern in der Uniform des Capitain Rock in St. Stephen's zu erscheinen, so dürfte er auf dem Weg leicht "eine ungewöhnliche Thätigkeit in den *Horse-Guards*" bemerken. Aber ist dadurch die Möglichkeit der Unterhandlungen ausgeschlossen? Liegt darin die Nothwendigkeit eines Krieges, oder gar eines *Vertilgungskrieges*, von dem die Zeitungen fabeln? Keinesweges: es ist noch nicht damit ausgemacht, daß der Kaiser gegen die Vorstellungen eines Volkes, dessen garantirte und beschworene Verfassung verletzt worden ist, taub bleiben, daß er den Völkern Europa's gegenüber sich das Ansehen geben wird, als achte er sein Fürstenwort so gering, um ein demselben zuwiderlaufendes Verfahren von Subalternen rechtfertigen, und die Klage abweisen zu wollen.

Dieß kann natürlich nur unter der Voraussetzung gesagt sein, daß die polnischen Beschwerden sich gegründet erweisen. Es ist wahrscheinlicher, daß ein Regent bei den besten Absichten, getäuscht worden ist, als daß ein ganzes Volk, mit äußerster Gefahr für seine Existenz, die Welt durch Aufzählung grundloser Beschwerden täuschen sollte. Man darf erwarten, daß der russische Hof nicht säumen wird, eine strenge Untersuchung dieser Beschwerden zu veranstalten, und das Resultat vor der Welt darzulegen: denn die russische Regierung hat mehr als einmal die Beweise gegeben, daß ihr die öffentliche Meinung von Europa keinesweges gleichgültig ist. —

Die kleine Schrift, deren Titel wir diesem Aufsatz vorangestellt haben, verschweigt nicht die Vortheile, welche Polen unter russischer Herrschaft gewonnen, und bemerkt ausdrücklich, daß sie nur in allgemeinen Andeutungen erwähnt worden sind. Man wird also das bündige Verzeichniß der Vortheile über dem längeren, und zum Theil detaillirten Register der Mißbräuche nicht aus dem Auge verlieren dürfen.

Es geht aus den Andeutungen hervor, daß die Organisation des Staates, die Anordnung der Finanzen, die Beförderung der Industrie, und des Handels, die Sicherung des Staatscredits, die Begünstigung der Landwirthschaft, die Anlegung von Straßen und Canälen, die Gründung einer Hochschule in Warschau, und blühender Gymnasien, endlich die Aufführung öffentlicher Gebäude, — alles sehr wichtige Verbesserungen in dem Zustand eines Landes wie Polen im Jahr 1815, — als Schöpfungen der russischen Oberhoheit zu betrachten sind. Dazu kam die Begründung einer *religiösen Toleranz*, die, nach des Verf. Worten, "den Polen erst durch die russische Regierung völlig zu eigen geworden ist;" eine Toleranz, die sich sehr zu ihrem Vortheil von der im Jahr 1767 durch fremden Einfluß *gewaltsam aufgedrungenen* unterscheidet. Von der Verfassung des Landes aber ist die Oeffentlichkeit und Preßfreiheit gewiß nicht als der letzte Vorzug zu rühmen.

Die Kehrseite bietet eine Reihe von Mißbräuchen dar, die man in der kleinen Schrift selbst nachlesen muß. Um ihr Bestehen erklärlich zu finden, und zugleich den Charakter der Verwaltung zu bezeichnen, wird es genügen, die Partie auszuheben, welche das Bestreben entwickelt, einen geistigen Zwang in den drückendsten Formen einzuführen.

"Um so lächerlicher ist ein solches Bestreben in einem constitutionellen Staate, wo die Preßfreiheit garantirt ist. Was soll man dazu sagen, wenn in einem solchen Staate sämmtliche französischen Zeitungen mit Ausnahme der "Gazette de France" und des "Moniteur" verboten sind, und die übrigen erlaubten fremden Zeitungen jedesmal erst 24 Stunden nach der Ankunft von der Censurbehörde ausgegeben werden? *) wenn ferner in einem solchen Staate in den inländischen Blättern weder Mißbräuche gerügt, noch Vorschläge gemacht, noch geschichtliche Verhältnisse, die im geringsten Bezuge auf den Staat stehen, unparteiisch beurtheilt werden dürfen? Daher ist es wohl kein Wunder, daß in geschichtlicher Hinsicht bis jetzt mehr Materialien als eigentliche Geschichtswerke erschienen sind. Was soll man endlich sagen, wenn in einem constitutionellen Staate selbst alle im Lande gedruckte sowie aus dem Auslande eingeführten Werke, die nicht der periodischen Presse angehören, vor ihrer Bekanntmachung oder Einführung von der Censurbehörde, die eben nicht aus

*) Von deutschen Zeitungen haben wir in Warschau die 'Preußische Staatszeitung,' die beiden berliner, die beiden hamburger und mehrere minder bedeutende Blätter bemerkt. Wir müssen glauben, daß die treffliche 'Allgemeine Zeitung' verboten ist, da wir sie selbst in der Bank, wo man sämmtliche erlaubte gute Zeitungen für das Publicum hält, vergebens gesucht haben! Während unserer Anwesenheit wurde Nr. 117 der 'Preußischen Staatszeitung,' Nr. 180 der Vossischen und zu gleicher Zeit ein Blatt von allen übrigen fremden Zeitungen von der Censurbehörde nicht ausgegeben.'
A. d. Verf.

den geeignetsten Männern bestand, mit der strengsten Sorgfalt geprüft werden? Abgesehen von den Unannehmlichkeiten, die für Den, welcher Bücher verschrieb oder einführte, mit dieser langweiligen Controlle verbunden waren, so mußte ja diese Einrichtung der Verbreitung bildender Ideen und Kenntnisse geradezu entgegen arbeiten. Wir wollen und können hier kein Verzeichniß aller verbotenen Bücher geben; einzelne Beispiele sind hinreichend. Das bekannte 'Conversations-Lexikon' konnte nur heimlich eingebracht werden, oder wurde, wenn es entdeckt ward, verstümmelt zurückgegeben. Jean Paul's Werke kamen während unserer Anwesenheit das erste Mal nach Polen und wurden confiscirt. Von allen Schriften und Schriftchen, die neuerdings über die großen Ereignisse im Westen erschienen sind, war in Warschau nichts zu hören und zu sehen. Ja, was das Allerseltsamste ist, kein Buchhändler wagte in dem constitutionellen Polen die Charte wieder aufzulegen."

Eine Verwaltung, die sich zu solchen Bestrebungen hergiebt, hat sich selbst gerichtet, und es ist glaublich, daß sie in demselben Maaße, wie sie bemüht war, dem Volk alles Licht der Wahrheit und alles Recht der Freiheit vorzuenthalten, auch auf Mittel bedacht gewesen sein mag, dem richtenden Blick des entfernten Oberherrn ihren wahren, seiner Absichten und seiner aus freiem Willen übernommenen Verpflichtungen gleich unwürdigen Charakter zu verbergen.

Diese Rücksicht ist es, welche noch immer hoffen läßt, daß der Unwille des Kaisers, wenn diese Beschwerden gegründet sind, diejenigen treffen wird, welche "seinen Namen gemißbraucht haben," und nicht ein Volk, das, wie man erwarten darf, seiner constitutionellen Herrschaft sich nicht entziehen will, und die Gesinnungen nicht verkennt, denen es die Vortheile verdankt, die selbst durch jene Mißbräuche nicht ganz verdrängt werden konnten.

Der Verf. schließt mit den Worten: "Daß bei diesem Zustande den Polen eine Aenderung wünschenswerth sein mußte, läßt sich begreifen. Und dazu lebte unter allen Polen, die nicht durch russische Gunstbezeugungen gewonnen waren, ein volksthümlicher Sinn, belebt durch die Erinnerungen einer schönern Vorzeit, als unter den Sigismunden, den letzten Sprößlingen des glorreichen Jagello, in dem politisch geeinten und vom Auslande geachteten mächtigen Reiche auch das geistige Leben durch ein glückliches Zusammenwirken äußerer Anregung und innerlich frei entwickelter Bildungskraft einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Und dieser Sinn lebt fort und fort, von den Niederungen der Düna bis zu den Höhen der Karpathen, von den Ufern des Dniester bis zu den Krümmungen der Wartha tönt die schöne Sprache der Sarmaten, und hier herrscht nur Ein heiliger Glaube, nur Eine heilige Hoffnung in den Seelen der Menschen."

Man muß durch diese Erinnerungen, von denen hier nur die glänzende Seite hervorgehoben ist, sich nicht blenden lassen. Die Thatsachen sind größtentheils bekannt, aber es ist vielleicht der Mühe nicht unwerth, einige wenige Züge zusammenzustellen, aus denen der in seiner Freiheit unbeugsame Sinn der Polen alter Zeit hervorleuchtet.

Als Jagello — der "glorreiche Jagello" (Wladislas V.) einmal eine Verordnung erließ, die seinen Verpflichtungen zuwiderlief, so ward das Blatt unter seinen Augen von seinen Unterthanen mit ihren Schwertern zerstückt.*) — Siegmund August vergaß sich einmal, unterbrach im Senat den Wojewoden von Krakau, Peter Kmitha, mit heftigem Tadel, und hieß ihn schweigen. Da nahm einer der jüngsten Senatoren, Raphael Lesczynski, das Wort, ein junger Mann, von dem man so freier und gewaltiger Rede sich am wenigsten versehen hätte.**) "Du scheinst zu vergessen, erlauchter König, welchen Männern Du gebietest. Es sind Polen, wenn Du vielleicht es noch nicht weißest. Du unterbrichst die trefflichsten Männer, als wenn nach deinem Belieben wir über die öffentlichen Angelegenheiten zu reden und zu verhandeln hätten. Unter deinem Vater waren unsere Stimmen frei; die Republik wird dafür sorgen, daß sie es auch unter deiner Herrschaft bleiben mögen." — Nach dem Tode des Letzten der Jagellonen wurde die Beschränkung der Königsgewalt durch die Capitulationen, (bekannt unter dem Namen der Pacta conventa) verfassungsmäßig ausgesprochen, deren letzter Artikel ausdrücklich verfügt, "wenn der König den Rechten und Freiheiten, oder andern Artikeln, die er in der Reihe der Pacta conventa beschworen, zuwiderhandelt, so sollen eben damit seine Unterthanen allen Gehorsams entbunden sein."

Solche Züge, deren sich leicht noch mehrere aufzählen ließen, mögen allerdings zu den stolzen Erinnerungen eines Volkes gehören. Aber daß man sich nicht täusche: daß man nicht einen falschen Schluß ziehe für die Freiheit des Volkes und seine Würde. Die Königsgewalt war beschränkt, es ist wahr; aber nicht zu Gunsten der Rechte des Volkes, sondern zu Gunsten der Vorrechte der Aristokratie — einer Aristokratie, die Montesquieu die unvollkommenste aller Aristokratieen nennt.*) Das Volk zählte nicht mit; für seine Ansprüche konnte weder die Stimme der Politik, noch die der Humanität laut werden. Durch seine Institutionen selbst war Polen der Heerd der Anarchie, der Schauplatz bewaffneter Comitien. Ein unsinniges Gesetz vernichtete die Wirksamkeit jeder Berathung durch die Einsprache eines Einzigen aus der Versammlung.**) —

J. J. Rousseau konnte im Jahr 1772, als sein hoher und immer reger Geist sich das Bild der sittlichen Regeneration Polens ausmalte, der Betrachtung sich nicht entschlagen: "wenn man die Geschichte von Polen lieset, so hat man Mühe zu begreifen, wie ein Staat mit so bizarren Einrichtungen so lange bestehen konnte." †)

Nicht zu so bizarren Einrichtungen kann Polen zurückzukehren wünschen. Was sein Rath beschließen, was die Zeit erfüllen und was "in den Lüften verweben" wird, muß die Zukunft entscheiden. Aber man darf den Gesinnungen des Kaisers vertrauen, und der Mäßigung der Nation, und, vor Allem, der siegenden Macht des Rechtes.

---

*) *Okolski* Orbis Polon. 1, 249.

**) Homo peradolescens, et a quo nihil minus tum exspectabatur, quam ille plena autoritatis vox, quam habebat liberam accusationem et querelam. — *Orichov.* Annal. Polon. 2, 28.

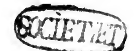
*) Esprit des loix II. 4. — Sobieski schrieb an Ludwig XIV., er möchte doch die Republik von der "unvernünftigen Tyrannei eines plebejischen Adels" befreien.

**) Dieß Gesetz des liberum Veto bestand seit 1652. Die Worte der Einsprache (Nie pozwalam) im Munde eines Uebelwollenden, eines in fremdem Solde stehenden Landboten waren hinreichend, um jeden Beschluß umzustoßen. Das nannte man, den Reichstag brechen, und glaubte darin ein schönes Vorrecht der polnischen Freiheit zu erblicken. Gewöhnlich folgte dem Bruch ein Sturm; der Protestirende selbst pflegte sich dem Unwillen seiner Mitbürger durch die Flucht zu entziehen, und manchmal Jahrelang sich verborgen zu halten; gelang es ihm nicht, so war nicht selten der Tod der Lohn seiner Kühnheit. (*Rulhière*, Anarchie de Pologne. 1, 47.) — War es zu verwundern, wenn gerade dieses Gesetz in den letzten Zeiten der äußern Unabhängigkeit noch durch fremden Einfluß aufrechterhalten würde? Bot es doch den wirksamsten Hebel dar für perfide Machinationen aller Art!

†) Sur le gouvernement de Pologne (Oeuvres 1, 229.) Einige andre Aeußerungen würde der Philosoph vielleicht in diesem Augenblick den Repräsentanten wiederholen. "Braves Polonais, prenez garde; prenez garde que pour vouloir trop bien être vous n'empiriez votre situation. En songeant à ce que vous voulez acquérir, n'oubliez pas ce que vous pouvez perdre. Corrigez s'il se peut, les abus de votre constitution; mais ne méprisez pas celle qui vous a faite ce que vous êtes." 2, 240.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.



Kritische Blätter der Börsen-Halle.

32. Hamburg. Montag, den 7. Februar. **1831.**

Inhalt.

Die vollkommene und ganze Preßfreiheit, nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinstimmung mit deutschem Fürstenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargestellt, in ehrerbietigster Petition an die hohe deutsche Bundesversammlung von Dr. C. Th. Welcker. Freiburg, 1830. Groos.

Was auch der unmittelbare Erfolg dieser Petition sein mag, die Nation wird sie nicht „zu den Acten legen." Alle Freisinnigen werden dem Verf. für den männlichen Freimuth danken, mit welchem er gesprochen hat. Seine würdige Haltung verschmäht es, als Gnade zu erbitten, was er, und Tausende mit ihm, als gutes Recht erkannt — als gutes Recht, das die deutschen Regierungen selbst anerkannt *), und dessen Wiederherstellung er vertrauensvoll von ihrer Gerechtigkeit erwartet, nachdem die Gründe der temporären Suspension theils vorübergegangen sind, theils sich unhaltbar erwiesen haben. Schon der Umstand, daß diese Schrift in einem deutschen Bundesstaat unter der Censur gedruckt ist, mag für ein erfreuliches Zeichen gelten.

Der Verfasser hat eine Abhandlung geschrieben, um die Verwerflichkeit der Censur zu erweisen. Diese Abhandlung ist so wenig, als die meisten Arbeiten deutscher Gelehrten, von einer gewissen Schwerfälligkeit frei geblieben, die sich schon auf dem Titelblatt verräth. Ein Engländer würde sich kaum des Lächelns enthalten über die Mühe, die ein deutscher Professor sich giebt, gründlich zu beweisen, was alle Welt als bekannt voraussetzt. Aber er würde doch die Schrift nicht aus der Hand legen, ohne der körnigen, und zum Theil köstlichen Sprüche sich zu freuen, in welche der Mann einige Resultate seines Nachdenkens zu fassen gewußt hat. Wir halten es dem Zweck dieser Blätter angemessener, wenn wir, anstatt dem systematischen Gang des Verfassers zu folgen, die bedeutendsten Argumente unmittelbar mit den Betrachtungen verbinden, zu welchen die Tagesgeschichte auffordert. —

Nicht eine Entziehung des Rechtes der Preßfreiheit, nur eine, durch die Zeitereignisse veranlaßte Suspension konnten die Karlsbader Beschlüsse bezwecken. Nur eine temporäre Existenz konnte auf deutschem Boden die Censur nach der Bundesacte finden; und, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, nur in dringendem Nothstand konnte selbst diese temporäre Censur ihre Rechtfertigung finden. Die Repräsentanten der Regierungen haben damals entschieden, daß der Nothstand vorhanden sei. Die ganze Maaßregel trug das Gepräge einer dem Nothstand entsprungenen Verfügung. Die Repräsentanten der Völker, wo es welche gab, wurden nicht befragt; Beweis genug, daß man der Meinung war, es hafte Gefahr auf dem Verzug. Wie soll man die lange, auf fünf Jahre im Voraus bestimmte Dauer der neuen Verfügung damit vereinigen? Wir wissen es nicht; und es würde zu nichts führen, es untersuchen zu wollen. Man kann nur antworten, die Gefahr muß nicht minder anhaltend, als augenblicklich dringend erschienen sein. Aber die Verfügung blieb doch immer noch, selbst bei der auf unbestimmte Zeit hin erfolgten Verlängerung blieb sie noch temporär. In keinem Staate, dessen Verfassung die Preßfreiheit, der Bundesacte gemäß, in sich begriff, ward sie verfassungsmäßig abgeschafft; sie ward nur, und blieb, dem Bundesbeschluß gemäß, suspendirt. Man muß diesen Unterschied nicht aus dem Auge verlieren. Es wäre Verläumdung wider die Regierungen und wider die Völker, wenn man vorgeben wollte, die zugesicherte Preßfreiheit sei in Deutschland abgeschafft worden.

So lange nun die Autoritäten, von welchen die Karlsbader Beschlüsse ausgingen, nicht geradezu für infallibel erklärt werden, muß es jedem deutschen Bürger unbenommen bleiben, ihre Folgen mit ihren ausgesprochenen Zwecken zu vergleichen. Für die letzteren — für die Zwecke und Absichten der Regierungen — darf man Achtung und Vertrauen fordern. Wer diese Gesinnungen zu der Untersuchung nicht mitbrächte, wer mit entschiedenem Mißtrauen die Schritte der Regierungen betrachtete, der müßte sich schämen, dem Ausland und dem Inland gegenüber müßt' er sich schämen, deutscher Bürger zu heißen. Aber man kann mit den loyalsten Gesinnungen auf die Motive zurückblicken, von welchen eine Maaßregel ausging, und man kann doch den prüfenden Maaßstab der Erfahrung an ihre Wirkungen legen. Man wird dieß um so unbefangener thun können, je mehr man Vertrauen auch zu den gegenwärtigen Gesinnungen der Regierungen mitbringt. Die Regierungen wissen es, daß zu ihren Feinden Diejenigen nicht gehören, welche offen und unbefangen, und ruhig, auf gesetzlichem Wege ihre Ueberzeugung aussprechen. Die Loyalität bedarf nicht der Schleichwege; nur die disloyale Gesinnung erniedrigt sich zur Insinuation,

„willing to wound, and yet afraid to strike" —

denn ihr böser Wille wird noch überboten von ihrer Feigheit. Wer, auf gesetzlichem Wege, zu den Behörden spricht, oder in ihrem Angesicht, zu seinen Mitbürgern; wer mit Gründen an die Intelligenz sich wendet, nicht mit Einflüsterungen oder Declamationen an die Leidenschaft der Masse; der kann irren; man mag ihn widerlegen; aber, wenn er irrt, so kann sein Irrthum keiner Regierung, die es gut meint, gefährlich scheinen.

Die Ruhe und Ordnung der Staaten, die Ehre und Würde der Regierungen sollten durch die Karlsbader Beschlüsse gesichert werden. Ist der Zweck erreicht worden? Zehn Jahre sah Deutschland unter'm Preßzwang vorüberziehen, in anscheinender Ruhe. Aber das eilfte „ist im Sturm geschieden." Jetzt, da der Sturm beschworen, die Ruhe wiederhergestellt ist, wird ein ruhiger aber ernster Rückblick auf die letzten Ereignisse um so weniger der Mißdeutung unterliegen.

Lange Jahre möge vor solchen Scenen das gemeinsame Vaterland bewahrt bleiben! Wozu ihre Schilderung hier wiederholen? Alle Zeitungsblätter haben sie gegeben: dieselben Zeitungsblätter, welche die Gründe der Unzufriedenheit verschwiegen oder nur leise berührt hatten, muß-

*) Art. 18. d. der Bundesacte: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherung des Rechts der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen."

ten im Gemälde ihrer Wirkungen die grellen Farben nicht zu mildern. Dieselben Blätter haben vielfach von Concessionen geredet. Wer an deutsche Fürstenehre glaubt, der kann nicht zweifeln, daß die Fürsten Dasjenige, was sie im ersten Augenblick der wiederhergestellten Ruhe bewilligten, den Vorstellungen eines ruhigen, noch nicht aufgeregten Volkes nicht verweigert haben würden, wären nur diese Vorstellungen bis zu ihrem Ohr gedrungen. Daß ein solcher, den Regierungen wie den Völkern vor allen willkommene Weg, nicht überall eingeschlagen; daß solche Vorstellungen, und gerechte Bewilligungen selbst, verspätet worden, daß von Ereignissen, die man beklagen muß, die vaterländischen Provinzen nicht unberührt geblieben sind — wie soll man es erklären, wenn nicht durch den vorangegangenen, freilich in ganz anderer Absicht angeordneten Preßzwang?

Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß es die unmittelbaren Folgen des Preßzwangs sind; weit entfernt, zu glauben, daß das Volk, unter seinen wahren oder eingebildeten Beschwerden, an den Preßzwang gedacht. Nein; denn das Volk kennt nicht die Quelle des Unheils; es kennt nur und fühlt die Last der Mißbräuche, die es bedrücken. Und von diesen Mißbräuchen hätten gerade die drückendsten nicht bestehen können vor der freien Presse. Keine Regierung hätte es so weit kommen lassen; kein Fürst hätte das Aeußerste gewagt, Keiner das gebilligt, was nur Verderben bringen konnte, wenn nicht ein System der Täuschung die wahre Lage der Dinge verborgen hätte. Wie die Regierungen, so traf das System der Täuschung auch das Volk. Es wußte nicht — wie konnt' es auch? — wohin sich zu wenden mit seinen Klagen. Es fing an, an den Gesinnungen Derer zu zweifeln, die es regierten, und zu denen seine Stimme nicht zu dringen vermochte. Es sah keinen gesetzlichen Weg: denn der wirksamste — der der öffentlichen, Allen zugänglichen, Allen verständlichen Verhandlung war versperrt. Es ließ sich an mehr als einem Orte, zu schweren, beklagenswerthen Verirrungen hinreißen. Es horchte auf die Einflüsterungen der Uebelwollenden; denn seinen Freunden und den Freunden der Ordnung war die freie Rede versagt. Es gab sich der Versuchung zu Excessen hin; es wagte den Weg der offenen Gewalt, bald in gereiztem Muthwillen, bald in entschlossenem Widerstand.

Wir wünschen die Aufhebung des Preßzwangs, weil wir solche Scenen verabscheuen, und weil wir außer der Oeffentlichkeit, kein Mittel kennen, das sie für immer abwenden wird. Es ist nicht zu verkennen, daß seit jenen Ereignissen die Regierungen den Bürgern gegenüber Beweise von Vertrauen gegeben haben; sie haben eingesehen, daß die guten Bürger die Ordnung wiederherzustellen bemüht waren, und dann auf gesetzlichem Wege die Beschwerden vortragen, zu deren Abhülfe sie den Beistand der aufgeregten Masse verschmähten. Es ist nicht zu verkennen, daß ein neues und erfreuliches Verhältniß zwischen den Regierungen und den Bürgern angefangen hat sich zu bilden: daß in den Augenblicken der Anarchie die Hingebung der Wohlgesinnten an Gesetz und Ordnung sich bewährt, und aus den Ereignissen selbst, welche alle Bande zu lösen drohten, ein festeres und innigeres Band hervorgegangen ist. Man behauptet, es sei seit jener Zeit eine Schärfung der Censur verfügt worden. Aber will man läugnen, daß gerade seit jener Zeit in den deutschen Blättern in fast allen Provinzen, oder in allen, die ernstere Beschäftigung mit inneren Angelegenheiten allgemeiner geworden ist? Will man läugnen daß die freiere Rede über solche Angelegenheiten von den Regierungen, wenn nicht begünstigt, doch mindestens weniger gehemmt worden ist? So müsse es auch ferner sein; so müsse stufenweise die freie Berathung Raum gewinnen und sich wohlthätig erweisen in ihrer Wirkung für das öffentliche Leben: bis der Augenblick eintritt, da die Presse frei ist, wie sie es sein wird.

Daß dieser Augenblick herannaht, sind wir überzeugt. Wann er eintreten wird, wissen wir nicht. Daß es der Vorbereitung bedarf, sehen wir ein, und wünschen, daß Alle es einsehen mögen, die ihn ebenso sehnlich herbeiwünschen, als wir selbst. Wenn die Presse frei werden soll, so muß es durch freien Entschluß der Regierungen sein, und gemäß dem klar ausgesprochenen Wunsch der Nachdenkenden und Wohlgesinnten. Wenn es möglich wäre, durch Aufregung der Massen auch diesen Erfolg zu beschleunigen, wir würden das Mittel doch für strafbar halten, und von der abgedrungenen Freiheit wenig Segen erwarten. Es würde Denen, die die Preßfreiheit wollen, im höchsten Grade unwürdig sein, für solchen Zweck die blinde Leidenschaft der Menge zum Hebel zu gebrauchen. Lieber noch Jahre der Censur, wenn es sein müßte, als eine Freiheit die im Tumult gebraut wird, daß der Pöbel sich darin berausche.

Aber wir haben noch einen andern Grund, von der nöthigen Vorbereitung Dessen zu reden, was, wie wir glauben, nicht ausbleiben kann. Ohne Gesetz keine Freiheit. Auch keine Preßfreiheit ohne Preßgesetz. Die Flegeljahre, die Orgien der Preßfreiheit, werden in Deutschland schwerlich viel säuberlicher sein, als anderwärts. Ein Preßgesetz, das an die Stelle der Willkür die feste Norm setzt, an die Stelle des von der Regierung abhängigen Richters vor der That, unabhängige Richter nach der That, ein Gesetz endlich, das auch dahin reicht, wohin die Censur nicht reichen kann, ein solches Preßgesetz würde durchaus nothwendig werden. Bei der Entwerfung könnte die englische Gesetzgebung einige nützliche Winke geben; aber man müßte sie nicht zum Muster nehmen wollen. Davon fabeln nur Diejenigen, die sie nicht kennen, die nicht aus genauer Beobachtung wissen, wie sehr sie im Argen liegt. Es giebt keine einzige Art von Vergehen, bei deren Beurtheilung das Geschwornengericht in England unzulänglicher ist, als bei Preßvergehen. Das Geschwornengericht ist eine bloße Form, wenn den Geschwornen nichts weiter zukömmt, als zu entscheiden, ob der Angeklagte die angefochtene Stelle wirklich gedruckt hat, und wenn der Richter entscheidet, ob sie als Libell zu betrachten ist oder nicht. Wir wissen recht gut, daß ein energischer Anwald von Zeit zu Zeit für die Geschwornen das Recht in Anspruch genommen hat, zu entscheiden, daß die angeschuldigten Worte kein Libell enthalten. *) Aber wenn die Geschwornen wirklich ihrer Ansicht, daß der Angeklagte des Libells unschuldig, Kraft geben wollen, so bleibt ihnen kein andrer Weg, als, einen Ausspruch zu geben, der zugleich die Thatsache läugnet. Solche Dinge werden von Denjenigen nicht erwogen, die uns die englischen Geschwornengerichte aus allgemeiner Vorliebe, aber mit wirklicher Unkunde, zur Nachahmung empfehlen.

Nachdem wir auf diese Weise unsre Wünsche, wie sie sich natürlich an die Zeitereignisse anschließen, ausgesprochen haben, glauben wir unsern Lesern noch die Mittheilung einiger der Bemerkungen schuldig zu sein, die der Verf. im

---

*) Erskine hat mehrere Male, mit abwechselndem Glück, diese Ansicht den Richtern gegenüber geltend gemacht. Aber noch in dem allerneuesten Fall, dem von Richard Carlile, der vor wenigen Wochen verurtheilt ward, verwies der Recorder die Geschwornen auf seine positive Erklärung, der Artikel sei ein Libell und nichts Andres: "darüber haben sie lediglich an seine Erklärung sich zu halten." Die gerichtliche Verfolgung Carlile's macht dem Ministerium nichts weniger als Ehre. Der Mann ist, nicht ohne Grund, wegen der Verbreitung von schmutzigen, wider die Religion gerichteten Lumpenschriftchen und Carricaturen bei'm Volke verhaßt. Einen andern Schriftsteller würde in ähnlichem Fall kaum eine Jury schuldig erklärt haben. Es ist ein Kunststück, das das jetzige Ministerium seinen Vorgängern abgelernt hat, einen Menschen, für den im Volk keine Sympathie vorhanden ist, vor die Schranken zu führen. Aber selbst gegen Carlile konnte nur durch die abscheuliche, wahrhaft barbarische Sitte des Einsperrens der Geschwornen in einem kalten Zimmer das einstimmige Schuldig erlangt werden.

seiner durchdachten und belehrenden Abhandlung niedergelegt hat.

Er vergleicht die Aufnahme der Karlsbader Beschlüsse in Deutschland mit dem "Schrei des Entsetzens," der in Frankreich die Ordonnanzen empfing und sie vernichtete: —

"Die Karlsbader Beschlüsse mit ihren Censurgesetzen erscheinen — und diese Censurgesetze, welche die Franzosen so kränkend und unerträglich für ihre Freiheit und Nationalehre hielten, daß gegen ihre Copie in den berühmten Ordonnanzen ganz Frankreich, mit Einem Schrei des Entsetzens, sich erhebt, und schon in drei Tagen den Sieg der Freiheit sich erkämpft — wir — größtentheils noch ohne solche Verfassung, wie selbst die Ordonnanzen den Franzosen noch ließen — wir nehmen sie völlig geduldig auf, und tragen sie ganz ruhig nun eilf lange Jahre. Die censirten Zeitungen preisen nicht bloß sie, sondern auch wie wir glücklich und zufrieden mit ihnen, mit unserem Zustande, gar nach nichts Besserem verlangten, so gar schnell uns gebessert hätten von der allgemeinen trotzigen Freiheitsliebe, so gebessert, daß man, wie neulich ein Artikel der allgemeinen Zeitung aus Berlin berichtete, bei uns die französische Revolution gar nicht einmal begreifen könne, daß, wie andere Artikel aus Rheinpreußen in demselben, in Frankreich gelesenen Blatte berichteten, man auch den neuen Deutschen so sehr die Deutschheit und die deutsche Treue eingeprägt habe, daß sie mit ihrem Loose zufrieden seien, und daß in den deutschen Aufständen Gottlob gar nichts Politisches im Spiele sei u. s. w."

Soll dieser Contrast etwa den Deutschen zur Unehre angerechnet werden? Gewiß nicht — auch nicht von dem Verf. Es sind zweierlei Umstände nicht außer Augen zu lassen, welche den Contrast begründen und ihn erklären. In Frankreich war das Volk den Segnungen der Preßfreiheit vertraut; es schien unmöglich (wie es denn in der That auch unmöglich ist) eine freie Verfassung und die Censur sich verbunden zu denken. Das deutsche Volk ist noch heute der Einsicht in das Wesen der Preßfreiheit fremd. Es hat niemals, der großen Mehrzahl nach, durch die Presse den allgemeinen, lebhaften Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten genommen, den ein Volk, das ihn gekannt, sich nicht wieder entziehen läßt. Es litt, und leidet noch, in seiner Gesammtheit, unter der Censur; aber nur die Gebildeten begreifen, wo das Uebel liegt. — Der andere Umstand ist dieser. In Frankreich konnte kein Zweifel obwalten, die Unterdrückung der Presse war die Losung zu einem Despotismus, der seiner Natur nach in einem constitutionellen Staate nicht bestehen konnte. Das deutsche Volk aber nahm mit Vertrauen eine Verfügung hin, die nicht Alle unmittelbar traf; unter deren verlängerter Dauer ein Heer von Mißbräuchen sich gebildet hat; deren scheinbare Veranlassung vorübergegangen ist, und deren Aufhebung man von denselben Gesinnungen der Ehre und der Gerechtigkeit erwarten darf, die auch bei ihrer Einrichtung keine dem Volk verderbliche und der Freiheit gefährliche Absicht kannten.

Sehr richtig bemerkt der Verf., daß die periodische Presse in den civilisirten Staaten an die Stelle jener Art des öffentlichen Lebens getreten ist, die im Alterthum durch zahlreiche Volksversammlungen repräsentirt wurde. Wenn demnach diese oft unscheinbaren, aber durch ihre Verzweigungen wichtigen Adern, in welchen das Lebensblut im Staatskörper seinen Umlauf nimmt, abgeschnitten und abgetödtet werden, so bleibt nicht viel Besseres übrig, als ein Scheinleben.

Pulvis et umbra sumus . . . . . .

aber freilich mit dem Privilegium, die dicksten Bücher uncensirt zu schreiben, und so viele Sottisen zu sagen als wir wollen, wenn wir über zwanzig Bogen auszufüllen wissen.

"Jene Censurfreiheit für die dicken Bücher will auch sonst weniger bedeuten. Gelehrte Werke, medicinische, civilistische, philologische u. s. w. haben natürlich im Vergleich gegen jene freien, täglichen Mittheilungen wenig von der Censur zu besorgen. Bei jenen ist noch viel eher eine einigermaaßen unparteiische, die Wahrheit nicht vernichtende, nicht selbst die Lüge begünstigende Censur zu erwarten. So daß, wenn man die Zahl der durch die periodische Presse Sprechenden, die Zahl derer, welche dieses Sprechen hören, und dadurch belehrt werden, das Tägliche und Stündliche dieses wechselseitigen Mittheilens, seinen wohlthätigen praktischen Einfluß, seine Unentbehrlichkeit für ein heutiges wahres Gemeinwesen, und endlich die hundertfache Gefahr der Censur für dasselbe erwägt, diese Preßfreiheit in dem ganzen Recht der freien Presse sicher weit mehr als neunundneunzig Hunderttheile wiegt. Man muß also allerdings über das Taschenspielerstück erstaunen, mit welchem Manche, während sie praktisch schon durch ihre ganz besondere Vorliebe für die Censur der Zeitungen deren Freiheit als die wichtigste zugestehen, doch in ihren Theorieen statt dieser allgemeinen Preßfreiheit bloß jenes Privileg unter dem Namen Preßfreiheit darzustellen, und dann die allgemeine als einen untergeordneten Nebentheil einem scheinbar kleinen Ausnahmsgesetz preiszugeben wissen."

Besonderes Gewicht legt der Verf. auf die entscheidende, und unbestreitbare Erfahrung, daß ohne die Preßfreiheit eine repräsentative Verfassung nicht in ihrem vollen Umfang bestehen, und ihre eigenthümlichen Wohlthaten nicht verbreiten kann. Selbst die Erkenntniß des Guten, was sie in ihrer unvollkommenen Gestalt darbietet, kann nicht bis zum Volk dringen. Es ist Thatsache, und der Verf. hat nicht versäumt sie anzuführen, daß das badische Landvolk in einigen Gegenden um Aufhebung der Constitution gebeten hat. Das sind die Folgen des Preßzwangs, durch den es unmöglich wird, dem Volk irgend eine politische Wahrheit im rechten Licht anschaulich zu machen. Der Bauer, der heute um Aufhebung der Constitution petitionirt, wird morgen dabei sein, wenn die Mauth gestürmt wird.

Sehr wahr ist es ferner, und nicht minder betrübt als wahr, daß durch die Censur die eigentliche Controle der Beamten aufgehoben wird. "Unsere Schreibstuben-Controle," sagt der Verf., zunächst wohl mit Rücksicht auf süddeutsche Verhältnisse — "unsere Schreibstuben-Controle durch Beamte über Beamten ist gut für die Papiermühlen, und um die Sachen auf dem Papier in Ordnung zu stellen. Dem Volk aber und für das Leben hilft diese papierene Controle nicht. Sie führt nur mehr Thaler aus der Tasche der Bürger in die von zahllosen Beamten, verwirrt und verzögert die Angelegenheiten des Volks, und schließt es aus von dem öffentlichen Leben."

Diejenigen Uebel, auch der besten Censur, welche von der Willkürlichkeit der ganzen Einrichtung herrühren, hat der Verf. treffend bezeichnet. Wir sind ganz mit dem Verf. einverstanden: man kann mit der Censur sich darum noch nicht versöhnen, weil man vielleicht individuell sich am wenigsten darüber zu beklagen hat. Im Vorbeigehen aber erlauben wir uns hier eine Bemerkung, die sehr nahe liegt, aber unseres Wissens noch nicht gemacht worden ist. Die römische Einrichtung, von der die Censur den Namen hat, war ebenfalls eine anscheinend gutgemeinte, und auf das sittliche Wohl des Staates berechnete Anstalt, vor deren enormer Willkürlichkeit aber gute Bürger zu allen Zeiten warnten. Es ist nur ein Spiel, aber wir können uns nicht enthalten, an eine Stelle in einer der trefflichsten Reden von Cicero zu erinnern, in welcher von der römischen Censur in Ausdrücken gesprochen wird, die man ohne alle Veränderung auf die moderne Censur übertragen kann. In der Rede für den Cluentius verwahrt Cicero sich erst, nicht von einzelnen Handlungen einzelner Censoren wolle er reden — es sei ihm, ohne alle persönliche Beziehung, einzig und lediglich um das System — um die "Censoria ratio" zu thun. Er führt darauf seine Gründe wider ein so willkürliches Sittengericht an, und schließt: "Sehet wohl zu, was Ihr thut, sehet

zu, daß Ihr nicht für die Zukunft einem jeden unsrer Censoren eine Gewalt, der hier zu Lande verhaßtesten gleich, übertraget; daß nicht des Censors Anstreichen den Bürgern ähnliches Unheil bringen möge, wie das Anstreichen eines Namens für die Proscriptionslisten; daß wir nicht vor des Censors Griffel, dessen Schärfe unsre Vorfahren durch vielfache Mittel abzustumpfen suchten, ebenso wie vor dem Schwerte des Dictators zittern mögen." *)

Hören wir nun den Verfasser: —

"Kaum aber ist es denkbar, daß irgend ein rechtlicher und verständiger Mann der Censur beistimmt, der ganz ihre Natur erwägt, und der vollends sich die Mühe nahm, etwas genauer hinter den Coulissen diese im Dunkeln waltende Macht, ihre unvermeidlichen Einseitigkeiten, Mißverständnisse, Uebereilungen, Willkürlichkeiten und Abgeschmacktheiten, ihre unerträglichen Vexationen für Schriftsteller, Redactoren, Verleger zu beobachten. Wo und Wann davon etwas zur Oeffentlichkeit kam, sprach sich stets allgemeines Erstaunen und lauter Abschen aus. Nur zu oft aber gab man die ganze Schuld den Censoren. Die größeste aber wird stets verschulden die allen andern Staatseinrichtungen widersprechende verkehrte Natur des völlig abnormen Instituts. Alle Gebrechen werden daher auch wiederkehren, so oft man eine solche, an sich schon ungerechte, wahrhaft monströse Gewalt über Geist und Wahrheit, über das Fortstreben eines Volks, den Händen eines schwachen Sterblichen anvertraut, der sicher noch am wenigsten unfähig dafür sich zeigen würde, wenn er davor erröthete und erzitterte. Nie ist namentlich auch irgend eine Bürgschaft möglich, daß nicht auch die mildeste Censur schon morgen sich zum Schlimmen wende. Alle Pläne sie selbst, oder vielmehr Wahrheit und Recht bei ihr, ihrer bloß subjectiven, wandelbaren Willkür zu entziehen, scheitern, wie selbst die Einsichtsvolleren unter ihren Vertheidigern zugeben, an der Unmöglichkeit. Sie führen, da Lüge und Wahrheit, Censur und Preßfreiheit nie zu vereinigen sind, stets zu Abenteuerlichkeiten, wie selbst jener wohlgemeinte Plan eines sonst hochachtbaren Mannes, der von unsern deutschen Fürsten nicht die ganze Gerechtigkeit zu hoffen wagte, obwohl er sie als solche und als gut erkannte, und der nun für Deutschland etwa fünftausend Censoren forderte mit Eigenschaften, wie vielleicht nicht Einer zu finden ist, durch fürstliches Privileg einzelne artige Kinder, so lange sie das sein würden, als mundfrei, die andern als mundgesperrt erklärt und durch die Zeitungscensur die wesentlichste Preßfreiheit zerstört und so das ganze Volk zum Helotismus verurtheilt wissen wollte. Wer sich erniedrigen kann, um gnädige Censur zu bitten, bittet um gnädige Willkür, Bevormundung und Sklaverei, die morgen schon beliebig härter werden kann, und sicher werden wird, wenn irgend durch Fehler Einzelner, oder auch durch erwachtes Freiheitsgefühl, Unbequemlichkeit für die Herren entsteht, und ihr Unwille erregt wird, ja die gerade dann zerstörend werden wird, wenn die Presse wohlthätig gegen Vorurtheile und mächtige Willkür und Landesverrätherei wirken will."

Zum Schluß noch eine Behauptung des Verfassers, an der viel Wahres ist, die wir aber doch nicht in demselben Umfang anerkennen, wie er sie gemeint zu haben scheint.

"Von jener wahren und ganzen Preßfreiheit gilt, was das glorreiche dänische Gesetz vom 14. Sept. 1777, welches sie für ganz Dänemark und das deutsche Holstein einführte, sagt, daß es nämlich 'stets der unparteiischen Untersuchung der Wahrheit eben so nachtheilig, als der Entdeckung verjährter Irrthümer und Vorurtheile hinderlich ist, wenn redlich gesinnte, um das wahre Beste ihrer Mitbürger beeiferte Patrioten durch Ansehen, Befehle und vorgefaßte Meinungen abgeschreckt oder behindert werden, nach Einsicht, Gewissen und Ueberzeugung frei zu schreiben, Mißbräuche anzugreifen, und Vorurtheile aufzudecken.'"

Soweit stimmen wir natürlich bei. Es ist kein Zweifel, daß ehrliche Männer und gute Köpfe sich manchmal "behindern" lassen, zu reden wo sie nicht frei reden dürfen.*) Aber das nachfolgende Gemälde scheint uns Besorgnisse zu enthalten, die wir nicht theilen zu müssen glauben: —

"Mit Abschen aber muß jedes edle Gemüth erfüllt werden, bei genauerer Betrachtung der Censur, und wie sie, nicht etwa zufällig, sondern nach ihrer Natur in der Regel wirkt. Nach beschränkter, subjectiver Ansicht, Parteisucht und Willkür einzelner Regierungsagenten, und wegen ihrer Scheu vor der Verantwortung gegen mächtigere, ebenfalls schrankenlose Willkür, unterdrückt sie, und verhindert noch mehr, als durch die ganzen Listen verbotener Bücher und alle Censurstriche unmittelbar geschieht, mittelbar tagtäglich tausendfache Entwicklung und Vervollkommnung, tausendfache Mittheilung heilsamer Wahrheiten. Die edelsten Geister, die würdigsten Vaterlandsfreunde schließt sie von der Mittheilung an ganze Völker und Generationen, Alle von der freien, brüderlichen Verbindung und Wechselwirkung aus, und hält sie ab von höherer Entwicklung und Vervollkommnung. Wie könnten die wirksamsten aller neueren Culturmittel, die Tagblätter zum Heil des Volkes gebraucht werden? Und wie werden sie wirklich gebraucht, wo Censur ist? Die Nation, ihre Freiheit, ihr Fortschreiten, ihre Rechte erliegen usurpatorischer Willkür von Privilegirten oder Verräthern, die sich zwischen Fürst und Volk eindrängen. Wie viele der edelsten patriotischen deutschen Männer mußten nicht, gleich **Justus Möser**, der aus Eckel vor unerträglicher Censurwillkühr seine für Mit- und Nachwelt segenreiche Zeitschrift aufgab, der wohlthätigsten Wirksamkeit für ihr Volk entsagen, während in England und Frankreich täglich die ersten Männer des Vaterlandes durch Mittheilungen in freien Zeitungen ihr Volk belehren, bilden, veredeln. Alle Millionen protestantischer Christen, ja fast alle aufgeklärten Katholiken erkennen es jetzt an, daß die Reformation wohlthätig wirkte für die Menschheit. Aber eine damalige katholische Censur, ja unsere heutige deutsche Polizei-Censur, hätte sie, hätte Luthers Schriften wahrlich eben so wenig aufkommen lassen, als sie, und eine jüdische, das Evangelium des Heilandes. Päpstliche Censur und Gewalt verfolgte das neue Sonnensystem und seine Vertheidiger. **Crell** wurde noch im letzten Jahrhundert im protestantischen Hessen hingerichtet wegen seines jetzt von den Fürsten und Völkern befolgten Vorschlags, einer Vereinigung der Lutheraner und Reformirten, so wie auch **Thomasius** im protestantischen Leipzig wegen einer Vertheidigung einer Heirath zwischen lutherischen und reformirten fürstlichen Personen verketzert und peinlich verfolgt wurde, und nur unter dem großen Churfürsten von Brandenburg Schutz und Censurfreiheit fand. Seine heilsamen Reformen in allen Zweigen der Lehre und des Lebens, seine wohlthätigen Kämpfe gegen Hexenprozesse, Tortur u. s. w. wären sicher unter den meisten gleichzeitigen Censuren erlegen. So namentlich auch seine heilsame Warnung der Könige und ihrer Räthe vor dem Wahne einer blinden, mystischen Legitimität durch Ableitung der Königswürde **unmittelbar** von Gott und ohne Volksvertrag, vor diesem verderblichen Wahne, durch den die **Stuarts** zweimal, die **Bourbons** dreimal vom Thron sanken. Wer aber sagt uns, wie viele tausend für Fürst

---

*) Ne censorium stilum, cujus mucronem multis remediis majores nostri retuderunt, aeque posthac atque illum dictatorium gladium pertimescamus. Cic. pro A. Cluent. 44. 123.

*) Dieses Schweigen ist sehr verschieden von dem Schweigen aus Furcht. "Ich schweige," sagte Pollio; "denn es ist nicht leicht wider denjenigen einen Federzug zu thun, der mit einem Federzug mich ächten kann." — "At ego taceo: non enim facile est in eum scribere, qui potest proscribere." — Macrob. 2.

und Volk, für die Menschheit wohlthätige Wahrheiten die Censur in ihrem Dunkel erfolgreicher zu unterdrücken vermochte, oder deren Entwickelung und Versuch der Mittheilung sie zum Voraus verhinderte?"

Wohlthätige Wahrheiten unterdrücken — wirklich für die Folgezeit sie unterdrücken — nein, wenn die Censur es auch wollte, sie vermöchte es nimmermehr. Die Gewalt der Ideen ist stärker als die Censur. Dem Himmel Dank, daß sie es ist!

Friedrich der Streitbare. Von Caroline Pichler, geb. von Greiner. Vier Bände. (41. — 44. Band der Werke.) Wien, Pichler. 1831. (233; 235; 250; u. 258 S. 8.)

Dieser neueste Roman wird der deutschen Lesewelt willkommen sein. Der Kreis, den die Verfasserin sich gebildet hat, und der ihre sämtlichen Werke von ihrem erstrn Erscheinen an mit Interesse beachtet hat, mag entscheiden, ob die vorliegende allen ihren früheren Arbeiten an Werth gleich kömmt. Von denen, die wir gelesen haben, möchten wir es versichern.

Die Verfasserin hat den Faden der Dichtung mit wohlbegründeten historischen Thatsachen verschlungen. Sie hat die bedeutenden Charaktere jener Zeit auf den Schauplatz zu führen gewußt, unter denen, nächst dem Helden, Friedrich II. hervorragt. Auch hat sie nicht versäumt, dem Zeitalter der Minnesinger den Tribut der Erinnerung zu bringen: Klingsohr, Walter von der Vogelweide treten mit Liedern auf, und Heinrich von Ofterdingen "der in Oestreich das Niebelungenlied gedichtet" gewinnt Herz und Hand der sanften, schwärmerischen Jutta. Griechische Frauen sind (gleichfalls der Geschichte gemäß) in den Gang der Erzählung verflochten; Theodora, die Kaiserstochter, die Wittwe Leopold des Glorreichen, und ein Hoffräulein, Melisende, später Gemahlin Ulrichs von Pottendorf, und zu ihrem Unglück des Herzogs Friedrich Geliebte. Nach Pottendorf's Tode lebt Melisende eine Weile in ländlicher Zurückgezogenheit, bis der Ruf, daß Friedrich im Begriff sei, von seiner Gemahlin sich zu trennen, sie nach Wien verlockt. Die Unterredung mit Friedrich mag als Probe hier stehen: —

"Am andern Morgen, so bald es die Schicklichkeit erlaubte, eilte Melisende, von dem Ritter begleitet, in die herzogliche Burg, flog die bekannten Treppen hinauf, und ließ Wolfgern rufen, um sie bei dem Herzoge zu melden. Der Diener empfing sie mit sichtlicher Bestürzung, er stotterte etwas von ungewöhnlicher Zeit, von Geschäften, es schien, als hätte er Lust, den Herzog zu verläugnen. Melisende ahnete das, es bestätigte ihr die Richtigkeit ihrer quälenden Vermuthungen. Ihr Zorn erwachte, ihre Stimme erhob sich gegen den Diener, der es wagen konnte, sie mit einer Lüge abfertigen zu wollen. Friedrich, der sich im anstoßenden Zimmer befand, hörte den lauten Wortwechsel, er erkannte erstaunt Melisendens Stimme, und öffnete rasch die Thüre. Da stand sie vor ihm, und mit dem Anblick stand auch Alles, was bis jetzt vorgefallen sein mußte, und was noch vorfallen sollte, vor seinem Geiste.

"Ihr seid es, Frau Melisende? fragte er mit einem Tone, der zwischen Vorwurf und Erstaunen schwankte: Welcher Zufall führt euch nach Wien?

"Kein Zufall, erwiederte sie, indem sie rasch auf ihn zu, und vor ihm vorüber in das innere Zimmer schritt: Ich bin mit Absicht gekommen, weil ich etwas Wichtiges mit Euch, gnädiger Herr, zu reden habe.— Sie waren nun im innern Gemache, Melisende schloß vorsichtig die Thüre, dann begann sie: Mein Erscheinen hier befremdet dich, Friedrich, ich sehe es, und schon dieß Befremden allein sollte mich von ferneren Fragen abschrecken. Aber ich muß es wissen, aus deinem eigenen Munde wissen, was ich glauben soll. —

"Und was wünschest du zu wissen? fragte er, indem er sie freundlich mit dem Arm umschlingend, zu einem Sitze führte, und neben ihr Platz nahm.

"Sie blickte ihn an. Ach, er war so schön! Sein blaues Auge lächelte so unwiderstehlich, und bald sollte eine Königskrone auf diesen goldenen Locken strahlen. Mit Mühe rang sie nach Fassung, nach so viel Ruhe, als nöthig war, um ihr schweres Geschäft mit Besonnenheit zu vollbringen.

"Es haben sich, begann sie, vielerlei Gerüchte bis in meine Einsamkeit verbreitet, die alle mehr oder minder dich und dein Wohl zum Gegenstand haben. Da nun dieß für mich von der größten Wichtigkeit ist, da manche von diesen Nachrichten so unglaublich scheinen, litt mich die Unruhe nicht länger in Starhemberg, und obgleich ich deinen Befehl kannte, hoffte ich doch, du würdest mir seine Uebertretung um der Ursache willen verzeihen.

"Es war also Vorwitz, was dich hieher geführt? O, Evens Tochter! erwiederte der Herzog lächelnd.

"Vorwitz? entgegnete sie mit tiefer Bedeutung, und einem schweren Seufzer, der ihre Brust hob: Ich glaube doch, Friedrich, daß das, was mich zu dir geführt, einen bessern Namen verdient.

"Wir wollen darüber nicht streiten. Laß mich hören, was du wissen möchtest.

"Deine Angelegenheiten sollen glänzend am Hofe des Kaisers stehen, die Acht ist aufgehoben? —

"Das habe ich dir ja selbst erzählt, als ich das letzte Mal in Starhemberg war.

"Ja wohl, aber nicht, was noch auf's genaueste damit zusammen hängt. Du wünschest Oesterreich zu einem Königreiche zu erheben, wie man sagt; der Kaiser soll sich geneigt finden lassen.'

"Auch das ist wahr.

"Das durfte ich nicht wissen? antwortete sie mit vorwerfendem Tone.

"O ja, warum nicht. Aber es ist nicht meine Sache, von noch unvollendeten Dingen zu sprechen. Damals stand es noch sehr im weiten Felde. Wolfger hätte dir schon vor acht Tagen mehr sagen können'

"Er hat es nicht gethan. Vielleicht auf deinen Befehl.—

"Das nun gewiß nicht. Aber der Bursche ist klug und vorsichtig geworden, seit er in wichtigern Geschäften gebraucht wird, und du mußt es ihm nicht übel nehmen, wenn er diese Vorsicht einmal zu weit ausdehnt.

"Ich danke dir. Es beruhigt und erfreut mich, was du sagst. Eine Königskrone also? O sie wird herrlich auf diesem Haupte glänzen, setzte sie hinzu, und betrachtete den Herzog mit düster brennenden Blicken.

"Ich denke sie mit Kraft und Würde zu tragen, erwiederte er, und ich darf die Erfüllung dieses Wunsches in ziemlich naher Zeit hoffen. Die Schrift, welche darüber ausgefertigt werden soll, liegt, wie man mir meldet, bereits von der Hand des gelehrten a Vineis entworfen, in der geheimen Canzellei des Kaisers. Das dachte der weise und mächtige Canzler wohl nicht, als er im vorigen Winter hier schaltete, daß er für den Grafen von Babenberg, wie er mich damals nannte, eine Königkrone würde zu schmieden bekommen! — Nun bist du also zufrieden, setzte er hinzu, indem er kosend das schöne Weib an seine Brust drückte.

"Ich bin es vollkommen über diesen Punct. Aber —

"Du hast noch mehr im Hinterhalte? fragte er lächelnd.

"Der Scheidungsproceß zwischen dir und der Herzogin geht nach deinem und meinem Wunsche, sagte man mir, und du darfst der förmlichen Lösung dieses Bandes bald entgegensehen?

"Da hat man dir abermals die Wahrheit gesagt. Agnes hat mich zum zweiten Male freiwillig verlassen,' und dadurch deutlich genuggezeigt, von welcher Art ihre Liebe für mich ist.'

"Wie kann man bei dir leben können, und dich verlassen! rief Melisende ausbrechend.

"Liebe, treue Seele, erwiederte der Herzog, und schloß sie von neuem an seine Brust.

"O Friedrich! rief Melisende jetzt unter strömenden Thränen: Du nennst mich treu, ich bin dir werth. — Was darf ich hoffen?

"Alles, meine treue Freundin, Alles, was Vernunft und Billigkeit mir erlauben.

"Sie richtete sich plötzlich aus seinen Armen auf, und sah ihn forschend, glühend an. 'Wie soll ich diese Worte deuten?' rief sie, ihn starr betrachtend. Man hat mir noch mehr gesagt. Man hat erzählt, fuhr sie mit bleichen bebenden Lippen und zitternder Stimme fort, du dächtest darauf, dir unter den deutschen Fürstentöchtern eine Theilnehmerin deiner neuen Krone zu wählen, man nennt sogar das Haus. — Aber nein, es ist nicht möglich.

"Und warum nicht? versetzte Friedrich gelassen, und entschlossen eine Täuschung zu endigen, die nicht länger dauern durfte: Ich muß daran denken, meinen Stamm zu erhalten, und mit mächtigen Nachbarstämmen zu verzweigen. Ja, Milisende, man hat dir auch Wahrheit gesprochen.

"Ha! rief sie, und sprang auf: Du sagst es selbst? Es ist wahr! Falscher, treuloser, pflichtvergessener Mann! schrie sie mit furchtbarer Anstrengung, und stürzte in diesem Augenblicke leblos zu Friedrichs Füßen nieder.

"Je freundlicher sein Benehmen in dieser entscheidenden Stunde, je länger es ihr möglich gewesen war, seinen Worten einen für sie günstigen Sinn unterzulegen, je schrecklicher war das Erwachen aus diesem schmeichelnden Traum, und der Wetterstrahl traf sie um so zerschmetternder, als Liebe und Stolz noch bis zum letzten Augenblick ihre Hoffnung aufrecht erhalten hatten.

"Friedrich trat erschrocken zurück. Dann beugte er sich zu ihr nieder, umfaßte sie, nannte sie mit freundlichen Namen, und suchte sie ins Leben zurückzurufen, ehe Jemand Zeuge dieses unangenehmen Auftritts werden konnte. Vergebens! Kalt, bleich, starr wie eine Todte, lag sie in seinem Arm. Er bemühte sich nun, die Bewußtlose aufzurichten, und auf einen Sitz zu bringen. Dann rief er seinem vertrauten Wolfger, es wurden Mittel angewendet, die Ohnmacht zu zerstreuen, die ihre Sinne gefangen hielt. Friedrich hielt sie dabei stets in seinen Armen, und stand mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleids über sie gebeugt, als sie endlich die Augen aufschlug. Sie trafen auf seine besorgten Blicke, und sie wandte sich schaudernd ab. — So war es das erste Mal! sagte sie dumpf vor sich hin. So sah ich ihn schon einmal! sie dachte an ihre Ohnmacht bei jenem Bankett, und nun! rief sie schmerzlich, versuchte sich aus seinem Arm zu winden, und sank von neuem zurück. Es gelang den Bemühungen der beiden um sie Beschäftigten dießmal eher sie zu erwecken. Aber ihr Zustand, als sie erwachte, war schrecklich, denn er gränzte an Wahnsinn. Der Herzog befahl Wolfgern, sich zu entfernen, er redete ihr liebreich zu, er stellte ihr vor, was Staatsrücksichten, Vernunft und Pflicht von ihm forderten. Sie hörte von dem Allen nichts, oder schien nichts zu hören. Mit starren Blicken, zusammengesunken, bleich, zitternd saß sie da, zuweilen schüttelte sie den Kopf, zuweilen zuckte ein krampfhaftes Lächeln um ihre Lippen. Endlich richtete sie sich etwas auf. — Nach Starhemberg! stieß sie leise und kaum verständlich hervor. — In diesem Zustande? antwortete Friedrich theilnehmend: Nein, ich lasse dich nicht fort.

"Sie brach in ein höhnisches krampfhaftes Gelächter aus. O über das Mitleid! rief sie zuletzt: Zerfleische den Unglücklichen erst, dann schenk' ihm ein Almosen! Ich will fort! Ich muß fort!

"Der Herzog wandte noch einiges ein. Sie verharrte auf ihrem Begehren mit einem Trotze und einem so seltsamen Wesen, daß Friedrichen vor ihr zu grauen anfing, und er endlich nachgab, aber ihrem Entschlusse den seinigen entgegensetzte: Du gehst, wenn du es nicht anders willst; aber Trivulzio und Wolfger gehen mit dir. Hoffe keine Aenderung dieses Befehls zu bewirken! Ich will es, ich, der Herzog!' Und nun, Melisende, leb wohl! setzte er sanfter hinzu, indem er ihre Hand fassen wollte, die sie ihm ungestüm entriß: Gott geleite dich! Er gebe dir Fassung und Ruhe, um einzusehen, daß das, was ich beschlossen, eben so nothwendig als unabänderlich sei!

"Dann rief er seinen Wolfger, und gab ihm in Melisendens Gegenwart, die kein Wort mehr sprach, die nöthigen Befehle. Bald darauf trat dieser mit dem Arzte, bei dessen Anblick Melisende schaudernd ihr Gesicht verhüllte, reisefertig ins Zimmer. Das Gefolge der Frau von Pottendorf war zur Abreise bereit. Der Herzog unterstützte sie, als sie aufstehen wollte, und es kaum vermochte; sie riß sich los, und winkte Wolfgern. Dieser und Trivulzio führten sie bis zu der Sänfte, welche man schnell für sie bereitet hatte. Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne irgend eine Erquickung oder Arzenei anzunehmen, die ihr Trivulzio auf dem Wege bot, gelangte sie bis gegen Neustadt in einem Zustande, der dem Arzte die größten Besorgnisse einflößte. Als sie die Thürme von Neustadt erblickte, winkte sie diesem, der zunächst an ihrer Sänfte ritt. Dahin! sagte sie leise; Ich erreiche Starhemberg nicht. — Trivulzio erkannte die Richtigkeit dieses Ausspruchs. Der Zug lenkte sich nach Neustadt. Man erreichte mühsam eine Herberge, und brachte die Unglückliche, die fast ohne Bewußtsein war, auf ein Lager. Trivulzio fand ihren Zustand sehr bedenklich, er wachte die Nacht hindurch an ihrem Bette. Wilde Phantasien, in denen, durch des Arztes Anblick geweckt, sich jene pflichtwidrigen Scenen während Ulrichs Krankheit, ihre Schuld gegen diesen, sein blutiger Tod mit der schmerzlichen Gegenwart und Friedrichs Wankelmuth vermischten, erschöpften endlich die aufgeregte Natur. Gegen Morgen ließ der Sturm ihres Innern nach, eine Art Schlummer senkte sich auf sie, die Gluth des Fiebers nahm ab, und der Arzt konnte Wolfgern, als er kam, sich nach dem Befinden der Frau von Pottendorf zu erkundigen, mit dem beruhigenden Berichte zu dem Herzoge zurückkehren lassen, daß er hoffe, wenn kein neuer Zufall dazu träte, nicht allein für das Leben, sondern auch für die baldige Herstellung der Kranken bürgen zu können."

Man kennt des Kaisers Friedrich Vorliebe für orientalischen Geschmack. Die folgende Ergötzlichkeit während eines Banquets in Wien ist nach den Materialien beschrieben, die Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen gesammelt hat: —

"Im Hintergrunde des weiten und langen Tafelsaales war ein Vorhang von blauem schwerem Seidenstoffe mit silbernen Fransen besetzt, der hinter zwei schlanken Säulen bis zur Erde niederhing und das Ende des Saales den Augen der Anwesenden entzog, schon bei Vielen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Neugier gewesen. Ehe noch die Fackeln im Saale entbrannten, hatte es Rudolph geschienen, als dringe ein Lichtschimmer hinter den Falten des Vorhangs und unten, wo die Silberfransen den Fußboden berührten, hervor. Indessen war die Tafelmusik verstummt, die Sänger und Sängerinnen verließen die Tribune, auf der sie gestanden, die übrigen Künstler folgten ihnen, und als alles erwartungsvoll im Saale still geworden war, klatschte der Kaiser laut dreimal in

die Hände. Der blaue Vorhang theilte sich zu beiden Seiten, wie von unsichtbaren Händen zurückgezogen, es zeigte sich das Ende des Saals ringsum mit gleichen blauseidenen Vorhängen umhangen, und bildete dadurch eine Art von abgesondertem Gemache, das noch durch eine ungemein glatt getäfelte und etwas erhöhte Estrade von dem übrigen Theile des Saales, den die Tafeln und die Gäste einnahmen, geschieden war. Ganz im Hintergrunde erblickte man zwei höchst zierliche Mädchengestalten, deren reicher Anzug von Silberstück mit blauen Verzierungen, so wie ihr Kopfputz und ihre bräunliche Hautfarbe bei überaus regelmäßigen Zügen und feuerfunkelnden Augen sie sogleich als Saraceninnen zu erkennen gab. Diese Mädchen standen nicht auf dem Boden der Estrade, sondern jede hatte unter jedem Fuße eine Kugel; und sie mahnten so an die Bilder der Göttin Fortuna, nur daß sie statt Einer, auf Zwei Kugeln standen, statt des Segels saracenische Handpauken von blankem Silber in anmuthiger Stellung hoch emporhielten, und in den Zusehern die Besorgniß erregten, sie möchten bei der leisesten Bewegung von ihrem unsteten Fußgestelle herabgleiten. Nun ließ sich eine ungesehene wohlbesetzte mohrische Musik mit Zinken und Hörnern und andern Instrumenten vernehmen, und so wie die ersten Töne erklangen, fingen die Mädchen auf ihren Kugeln sich an zu bewegen, und glitten dahin und glitten dorthin, und wendeten sich in zierlichen Stellungen, entlockten ihren Handpauken liebliche Töne, ließen bald die eine bald die andere ihrer Kugeln dahin rollen, eilten ihnen auf einer stehend nach, holten die Entlaufenen ein, verschlangen anmuthig ihre Arme, ließen sich wieder los, und trieben so eine Weile ihr wunderbares Spiel auf ihren Kugeln, das denn in Manchen der Gesellschaft den Gedanken erregte, dieß, wie so manches Andre, was sie heut gesehen, und früher gehört, gehe wohl nicht mit rechten Dingen zu.

"Graf Rudolph hatte dem seltnen Schauspiele mit Vergnügen zugesehen, aber er bemerkte erst jetzt, daß sein Nachbar, der Rauhenecker, sich von ihm und dem Tanze gegen die andre Seite zugewendet hatte, und er glaubte sogar zu bemerken, daß der gute Greis einmal über das andre unter dem Tischtuche ein Kreuz schlug. Indessen that er, als achte er nicht darauf, und während dessen hatte der Tanz ein Ende. Die Mädchen auf ihren Kugeln waren mit verschlungenen Armen, ihre Instrumente mit der andern freien Hand hoch emporhaltend, bis an den vordersten Rand der Estrade geschwebt. Hier verneigten sie sich zierlich und ehrerbietig vor den Anwesenden und dem Kaiser, dieser klatschte abermals in die Hände, die Vorhänge rauschten von beiden Seiten zu, und die Mohrinnen waren verschwunden."

Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830. Von Friedrich v. Raumer. Zwei Bände. Leipzig, 1831. Brockhaus. (290 S.; 334 S. 8.)

Wir haben diese längst erwarteten Briefe erst so spät in der Woche erhalten, daß wir nur noch Zeit finden zum flüchtigen Durchlaufen, und Raum für einige wenige Auszüge.

Der Verfasser hat der Sitzung der Akademie beigewohnt, in welcher Lamartine Daru's Stelle einnahm: —

"Um halb drei Uhr sollte die Feierlichkeit in der Akademie beginnen, und ich glaubte (nach meiner Weise) um dreiviertel auf Eins gewiß zu früh, oder doch so früh zu kommen, daß ich alles in ungestörter Ruhe vorläufig betrachten und meinem Gedächtniß einprägen könnte. Aber siehe, die pariser Damen hatten noch mehr Zeit übrig, und noch mehr guten Willen gehabt, zu beobachten und sich betrachten zu lassen. Mit Mühe fand ich noch einen Sitzplatz, der indeß günstig genug lag, um zu sehen und zu hören. Selbst wenn man die Akademiker mitrechnet, welche Alters halber generis neutrius sind und sein müssen, waren der Damen so viele, daß zwei bis drei auf einen Mann gefallen wären. Sie drängen sich, sagte mir ein Gelehrter, hinzu wie die Bachantinnen; dieser Vergleich mit derlei beweglichen und viel sich bewegenden Personen paßte indeß nur halb; denn sobald sie in diesen Freudensaal oder Nothstall eingefangen waren, sahen sie sich dergestalt eingeengt, daß keine Hand oder Fuß rühren konnte. Nur wenige der jüngsten gingen in bloßem Kopfe, alle übrigen trugen Hüte, die so aneinanderschlossen, oder ineinander verschränkt erschienen, daß man über sie hätte hinweggehen können, wie über eine testudo von römischen Schilden. Keine bestimmte Mode erschien vorherrschend im Anzuge, sobald man die Grundregel, seidene Kleider und Hüte, nicht dafür hält. In Farbe, Schnitt und Verzierung dagegen erblickte ich sehr große Mannigfaltigkeit: also weiße, rothe, lilane, hellblaue, gelbe, grüne Hüte; die beiden letzten Farben und dunkle Kleider jedoch in etwas geringerer Zahl. Das Gebäude oder der Hauptsaal ist eine große, schöne, von oben erleuchtete Rotunde, an welche sich vier Seitencapellen anschließen. In der Mitte steht ein kleiner Tisch, und in Kreisen, die sich erweitern, laufen die Bänke ringsumher und schließen sich endlich an die der vier Seitencapellen an. Ueber diesen Seitencapellen oder Amphitheatern finden sich noch besondere Tribunen. Der Präsident, die Secretaire und die Akademiker haben ihre bestimmten Plätze; hinter dem ersten steht die Büste des Königs. Das Ganze ist amphitheatralisch, wie eine alte arena geordnet, und gewährte einen sehr heitern, gefälligen und so glänzenden Eindruck, wie ich ihn in der Art noch nicht gehabt hatte. Auch kann ich es den Damen gar nicht verdenken, daß sie die seltene Gelegenheit begierig ergreifen sich am hellen Tage, bei günstiger Beleuchtung, so wohl aufgestellt zu zeigen. Doch nicht die Damen, die Akademiker sind ja für mich, Mitglied auch einer Akademie, die Hauptsache. Seit zweihundert Jahren saßen hier immer vierzig Leute, von denen jeder unweigerlich einen feierlichen Eid geschworen hätte, er sei zur Unsterblichkeit prädestinirt. Wenn, laut Falstaff, Kummer und Seufzen den Menschen aufblasen wie einen Schlauch, wie sollen dies die gesetzlichen vanités et louanges nicht thun! Wie kann man sich wundern, daß diese vierzig Stereotyp-bubbles sich eben für das hielten, was ihr Beruf erforderte und man ihnen amtlich und öffentlich bezeugte: für große Leute! Und doch sind die Meisten nur noch in den literarischen Wörterbüchern todter Namen mit sechs, acht Buchstaben vorhanden; alle ihre übrige Weisheit ist verschwunden, gleichwie die vergängliche Schönheit zuhörender Damen! Während Richelieu, der Stifter der Akademie, wie ein Jupiter, wenn auch nicht mit rosenfarbenem, doch mit dunkelrothem Lichte durch die Jahrhunderte schreitet, sind die Akademiker, welche ihn durch Lobreden erhalten und erleuchten wollten, Sternschnuppen vergleichbar, nach kurzer Freude in das Dunkel gesunken, und nirgends ist mir mehr als in diesem Tempel gelehrter Gloire die Wahrheit des Wortes in die Seele gedrungen: o vanitas vanitatum, et omnia vanitas! — Lamartine, Daru's Nachfolger in der Akademie, sprach nicht, wie viele Akademiker, langweilig gelehrt, sondern wie ein Mann von Geist und Gemüth, dem das Herz voll ist und der auf solch eine Versammlung wirken will. Und wiederum, welch Zeugniß der vanitas, daß dieser Mann in Paris den Franzosen sagen darf: ihre Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts habe gar nichts, ihre Poesie sehr wenig getaugt; Tyrannei sei mit ächter Herrschaft, Anarchie mit Freiheit verwechselt, und der Lebensquell des Christenthums bald verschmäht, bald für andere Zwecke mißbraucht worden! Und bei den Stellen, die am herbesten eingriffen, klatschen Herren und Damen, wie zur Zeit Ludwigs XV. beim Anhören des Ge-

gentheils. Wären vierzig Unsterbliche jener Zeit nur auf eine Viertelstunde lebend zugegen gewesen, hätten sie wohl ein Wort von dem Allen begriffen?*) Doch gestehen wir ein: es ist eine merkwürdige und preiswürdige Wendung der Dinge, daß die gestrige Versammlung solche Worte zu hören bekam. — Cuvier beantwortete Lamartine's Rede wie ein gewandter Rhetor, der in diesem Präsidentengeschäft lange zu Hause ist. Hierauf erschien Hr L. in der Mitte des Saals, war von Damen enger eingefangen als Hüon im Oberon, und gab ein hachis zum Besten, was die Sachverständigen Ode nannten. Sprache und Declamation lautete so, daß ich nicht zweifelte, er habe irgendwo einen obligaten Hammel versteckt, der ununterbrochen blöcke, um ihn im rechten Tone festzuhalten. — Zu Daru's louanges hätte ein Preuße einige Zusätze liefern können, doch deutete Lamartine die Schattenseiten, wenigstens der ihn bestimmenden Verhältnisse, deutlich genug an, und charakterisirte Horaz (welchen Daru übersetzt hat) mit einer Schärfe, gegen welche sich manches einwenden ließ, ohne daß man den Tiefsinn der Auffassung leugnen konnte. Die Poesie hat andere Elemente und Geschäfte als die Theologie, und das geoffenbarte Wort des Evangeliums bedarf weder der Bearbeitung, noch der Ausschmückung: daher weiset Lamartine zwar mit Recht darauf hin, daß eine gottlose Dichtkunst ihren Tod in sich trägt; indeß füllen Bestrebungen, etwa nach der Weise Klopstock's, keineswegs den ganzen Kreis dichterischen Lebens. Wenn ich mich also oben gegen die prosaische Kritik der Gedichte Lamartine's erklärte, so bin ich doch nicht der Meinung, religiöse Gedanken und Gefühle machten schon und allein den Dichter. Auf diesem Wege würde der Gipfel aller Poesie ein Halleluja und Hosianna sein, was doch erst der Musiker eigentlich in das Gebiet der Kunst erhebt. Auch bliebe zuletzt wohl nur lyrische Dichtkunst übrig, die epische verlöre ihr halbes Leben und die dramatische würde ganz hingeopfert."

"Aus der Akademie heraustretend, erschien mir der ruhige Fluß der Seine und das Knospen der Bäume in den Tuilerien natürlicher als Vieles, was man zur Natur des Menschen zählt."

Die deutschen Sängerinnen in Paris: —

"Mad. Haitzinger fand mit Recht, bei ihrem einmaligen Auftreten Beifall; für ihr und die Devrient stieg der Enthusiasmus mit jeder Vorstellung. Den Gedanken, jene hier zu behalten, hat die ängstliche Direction aufgegeben, weil die alten Sängerinnen und ihr Anhang den größten Skandal erhuben, daß man eine Deutsche bei der französischen Oper anstellen wolle! Sie fühlen sehr richtig, wie diese Ausnahme sich bald in eine Regel verwandeln und den schlecht singenden Französinnen der Zutritt ganz versperrt werden würde. So bleiben denn die invaliden Damen im Besitz ihrer Rollen, und die kalte Cinti singt wie eine genfer Uhr alles gleich vortrefflich, oder gleich schlecht. Nourrit mag man mit Haitzinger, Bader oder Wild vergleichen; aber die hiesigen Sängerinnen sind sammt und sonders unfähig, Rollen wie Rezia, Leonore, Julie so gut zu singen und zu spielen wie die Devrient. Sie und Haitzinger hielten nebst dem Chore die deutsche Oper, und eine bessere Besetzung der Nebenrollen, eine bessere und reichere Wahl der Stücke würde die Leute außer sich gebracht haben; denn schon bei Aufführung des zweiten Aktes der Vestalin und des Fidelio ging der Beifall (trotz mancher Mängel) ins Unglaubliche, und Oberon ist immer mehr und mehr besucht worden, ja so sehr, daß ich vorgestern vor Hitze nicht ausdauern konnte, sondern herausgehen mußte."

Ein Intermezzo in der Semiramis von Rossini: —

"Gestern trat Madame Malibran zum letzten Male in der Semiramis von Rossini auf. Ich legte mir die Geduldprobe auf, mich um 6 Uhr an die schon lange Queue anzuschließen, ward um 7 Uhr meine 8 Franken und 12 Sous los, und saß bis 8 Uhr in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Von dem, was ich während dieser Zeit gedacht oder nicht gedacht, weiß ich nichts zu melden; folgendes Gespräch ward indeß zur Mehrung meiner Bescheidenheit zwischen mir und meinem Nachbar in französischer Sprache geführt. Er: Wo haben Sie diese Schnupftücher gekauft? — Ich: In Berlin. — Er: Waren Sie lange in Berlin? — Ich: Eine ziemlich lange Zeit. — Er: Ich auch; ich habe daselbst Theologie studiert. — Ich: Kennen Sie einen Professor von Raumer? — Er: Nein, ein solcher existirt nicht! — Da sitzt nun der berühmte Verfasser der Hohenstaufen im pariser Parterre neben einem berliner Studenten, der sein Dasein läugnet, und will hier, auf seine Berühmtheit hin, Bekanntschaften machen und alte Charteken lesen, um noch berühmter zu werden!! Wäre es nicht klüger, frische Austern zu essen? — fände ich sie nur nicht durch das hinzugethane Salzwasser sehr verschlechtert."

Der Verf. hat die entscheidenden Julitage nicht in Paris selbst zugebracht. Er hatte Alles zu einer Reise nach Rouen und Havre vorbereitet und änderte selbst nach Erscheinung der Ordonnanzen seinen Plan nicht, "weil Keiner eine so schnelle Entscheidung vorher sah." Die letztere Bemerkung ist wohl gegründet; aber etwas auffallend ist es doch, daß der Geschichtschreiber, der es nicht verschmäht das Theater fleißig zu besuchen, um sich über das Volksleben daraus zu belehren, es nicht der Mühe werth gehalten hat, die unmittelbare Wirkung der Ordonnanzen in Paris selbst zu beobachten.

Der Verf. hat auf die Wiederholung dessen verzichtet, was aus öffentlichen Blättern und Brochüren bekannt genug ist, hat aber doch Gelegenheit gefunden, manchen interessanten Zug, der auf die Stimmung der Parteien vor dem Ausbruch Licht wirft, aufzubewahren.

Diese Briefsammlung hat unsrer Erwartung nicht ganz entsprochen. Der Verf. reiset als deutscher Gelehrter; beobachtet als solcher; findet es unmöglich sich lebhaft in die Denkungsart eines fremden Volkes zu versetzen, raisonnirt als Gelehrter, und nach seinen eigenen Aeußerungen scheint es, daß er in Paris als Gelehrter auch conversirt hat. Die Belege in unsrer nächsten Nummer.

*) Vierzig Unsterbliche vielleicht nicht; aber hat der Verf. es wohl "begriffen", daß unter den Vierzigen wirklich Unsterbliche waren, deren Namen nicht nur in den literarischen Wörterbüchern stehen? Hat er es "begriffen", daß man nicht Alles, was die Vierzig geschrieben haben, billigen kann, ohne deßhalb Alles geringzuschätzen? Es gab Männer unter den Vierzigen, die ihre Unsterblichkeit mit Richelieu's nicht vertauschen würden, selbst nicht, wenn ein deutscher Professor die letztere garantirt.

Red.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verleger von G. von Höstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

33. Hamburg. Montag, den 14. Februar. 1831.

Inhalt.

Heinrich Zschokke, geschildert nach seinen vorzüglichsten Lebensmomenten und seinen Schriften, mit seinen Freunden und Feinden; nebst allerlei über Leben und Treiben, Geist und Ungeist in kleinen Republiken. Von Ernst Münch. Haag, 1831. Hartmann. 346. S. 12. (Auch als Supplementband zu Zschokke's ausgewählten Schriften.)

Nur wenige Publicisten haben in der literarischen, wenige Literatoren in der politischen Welt, so große Popularität erlangt, wie Heinrich Zschokke. Wenn wir auch eine umständliche Würdigung seiner vielfachen und verschiedenartigen Leistungen hier nicht unternehmen und uns nicht auf die Frage einlassen können, inwiefern dieselben einen Anspruch auf dauernden Nachruhm begründen, so wird es doch nicht uninteressant sein, einen Blick auf die frühere Bildung des Mannes, und auf die Mittel zu werfen, durch welche er zu der Stufe der Popularität gelangt ist, auf welcher er jetzt steht. Die Materialien, welche der vorliegende Lebensabriß darbietet, sind nicht sehr reichhaltig im Einzelnen; manche Aufschlüsse verspricht der Biograph von den Memoiren, die Zschokke vielleicht einmal sich entschließen werde dem Publikum vorzulegen; Andres werde die Briefsammlung aufklären, die einst über sein Verhältniß zu edeln und freisinnigen Männern ein neues Licht verbreiten werde. Wenn wir die Mittheilung der letzteren nur von dem "künftigen Herausgeber seiner Schriften" zu erwarten haben, so werden Zschokke's zahlreiche Freunde und Verehrer mit uns gerne ihre Neugier unterdrücken, und ihm noch viele Jahre des kräftigen Wirkens, und schönere Früchte wünschen, als er bis jetzt gesehen. —

Johann Heinrich Daniel Zschokke ist geboren zu Magdeburg am 22. März 1771. Sein Vater, ein achtbarer Bürger, starb im Jahr 1779, und hinterließ die Erziehung des achtjährigen Knaben der Sorge älterer Geschwister. Es scheint, daß der Knabe eine minder liebevolle Pflege gefunden, als der zärtlich besorgte Vater sie für ihn gewünscht haben würde: ein Zug seines späteren Charakters mag hier sich, nach seinem eigenen Geständniß, zuerst entwickelt haben. Zschokke sagt (in seinen lebensgeschichtlichen Umrissen) von dieser Periode seiner Kindheit: — "Der Verwaisete empfand den Schmerz des großen Verlustes erst einige Jahre nachher in voller Gewalt, als er mit erwachterem Bewußtsein sich in der Welt einsam, in seinem Innersten verkannt und ungeliebt sah. — — Fremdstehend unter den Menschen, bei der Sehnsucht, von ihnen geliebt zu sein, von allen ab- und immer auf sich zurückgewiesen, ward er zu einer Selbständigkeit, zu einer Entschlossenheit des Willens, und zu einem Haß jeder Art Unterdrückung getrieben, welche sich nie wieder aus ihm verloren."

Der Umgang mit einem alten Cantor der als Matrose gedient hatte, gab dem Knaben eine Sehnsucht nach Abenteuern, Reisen, und Robinsonaden; die reiche Büchersammlung des Rectors aber dem Jüngling die Begier, in allen Fächern des menschlichen Wissens sich umzusehen, aus allen Gebieten auf seinen Streifzügen Beute zu gewinnen. Beide Richtungen waren von großer Wichtigkeit für Zschokke's Geistesbildung. Seine eigenen Aeußerungen darüber mögen hier stehen: — "Diese ungeregelte Vielthätigkeit des Geistes, vereint mit wahlloser Liebe alles dessen, was ihm wissenswürdig schien, ging aus jener Zeit in die späteren Jahre über, und es ist schwer zu entscheiden, ob er dadurch mehr verloren als gewonnen habe. Wenn er einerseits der Gefahr oberflächlicher Vielwisserei nicht entrann, gewann er andererseits eine Mannigfaltigkeit und Unbefangenheit der Ansicht und des Urtheils, deren sich einseitige Ausbildung selten freuet."

Seine Gemüthsstimmung ward trübe und schwermüthig; seine Verschlossenheit entfernte ihn immer weiter von Denen, die ihm am nächsten standen, "instinctartig sehnte er sich hinweg aus dieser Qual, in's Weite, in's Freie, in andere Umgebungen hinaus."

Er wurde zwar seinen Kenntnissen nach für fähig, aber seinen Jahren nach für zu unreif erklärt, um die Hochschule zu beziehen. Er führte demnach einen "Geniestreich" aus, wie sein Biograph es nennt; er ritt mitten im Winter (1788) nach Mecklenburg, und schrieb von dort aus seinem Vormund, er werde sich zwei Jahre lang mit eigener Kraft durch die Welt zu schlagen wissen. Nun begann ein Leben, das der Verf. nicht ganz mit Unrecht, wie es scheint, mit Meisters Lehrjahren vergleicht. Einige Monate war der Flüchtling Hauslehrer, ließ sich aber bald durch eine lockendere Aussicht anreizen, Theaterdichter bei einer wandernden Schauspielertruppe zu werden; ein Beruf, welchem ihn die baldige Auflösung der Truppe, und der Rath eines wohlwollenden Mannes, des Hrn. v. Boguslawsky, wieder entzog. Der Letztere hielt ihn in Prenzlow zurück, wo er durch Unterricht seinen Unterhalt, und zugleich die Gelegenheit fand, sich durch weitere Studien für die akademische Laufbahn vorzubereiten.

Nach Verfluß der anberaumten zwei Jahre bezog er die Hochschule zu Frankfurt a. d. Oder, studirte aus Neigung was ihm gefiel, und "aus Gefälligkeit und Politik gegen seine Verwandten" die Theologie. So sagt sein Biograph, und bemerkt kurz darauf, bei Zschokke's Abgang von der Universität: "die sacrosancta theologia war natürlicherweise im Ganzen Meister geworden, und es blieb Zschokke'n kein andrer Weg offen, als den Weg des Heils Andern zu verkünden und zu lehren."

Ferner heißt es: "der einundzwanzigjährige Philosoph kehrte vergnügt und beruhigt nach seiner Vaterstadt, um als künftiger verbi divini Magister die Quellen des Heils der gläubigen Menge aufzuschließen, und die durstigen Seelen mit dem reichen Vorrath seiner Kenntnisse in höheren, verborgenen sowohl, als unverborgenen Dingen zu tränken."

Wir gestehen, daß dieser Ton uns durchaus geschmacklos und unwürdig scheint. Was soll er bedeuten? Etwa, daß Zschokke sich einem Beruf gewidmet, für den er nicht nur wenig Neigung, sondern auch wenig Achtung empfand? Wäre das der Fall gewesen, so könnte man eine solche Accommodation, um äußerer, eigennütziger Zwecke willen, nur verächtlich finden. Wenn er wirklich über den Beruf eines Geistlichen so wenig ernst dachte, wie sein Biograph sich darüber ausdrückt, was konnte ihn bewegen, sich für denselben zu bestimmen? Doch wohl nur die

von dem Biographen erwähnte "Gefälligkeit und Politik gegen seine Verwandten." Aber gerade diese Rücksicht sieht dem jungen Mann äußerst unähnlich, der wenige Jahre früher der brengenden Aufsicht seiner Verwandten sich entzogen, und auf seine eigne Hand hin sich in der Welt herumgetrieben hatte. Es ist aber durchaus kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Zschokke, als er um ein Predigeramt in Magdeburg sich bewarb, und als er nachher in Frankfurt an der Oder als Privatdocent unter anderm auch theologische Vorlesungen hielt, etwas unternommen hätte, was seinen Ueberzeugungen widersprach. Man wied also die Art, mit welcher es dem Biographen gefallen hat, die von Zschokke gewählte Bestimmung zu behandeln, lediglich auf Rechnung des gelehrten Bibliothekars im Haag schreiben müssen, der über einen Beruf, den ihm Niemand anmuthen wird, selbst zu ergreifen, sich ernster hätte ausdrücken dürfen. Der gelehrte Bibliothekar muß nicht spaßhaft sein wollen.

Zschokke erfreute sich als Privat-Docent großen Beifalls, aber seiner Beförderung stand, wie es scheint, die Ungunst eines Mannes im Wege, dessen unglückseliger Einfluß dem Princip der fortschreitenden Intelligenz, durch welches Preußen groß geworden war, sich entgegenstemmte. Der junge Docent fand übrigens ungesucht eine Art der Celebrität, die ihn, vielleicht auch abgesehen von der Ungunst des Hrn. von Wöllner, andern Kreisen zugeführt haben würde.

Unter Zschokke's Freunden in jener Periode waren es besonders zwei, mit denen ein literarisches und poetisches Interesse ihn verband — Ludwig Wieland, und der frühe vollendete Heinrich v. Kleist. Mit der Vorlesung und Kritik poetischer Versuche, bald ernsten, bald scherzhaften Inhalts, ward mancher Abend ausgefüllt. An einem solchen Abend brachte Zschokke das Manuscript eines Trauerspieles — Abällino, der große Bandit. Das Stück wurde durch die Freunde einer eben anwesenden Schauspielergesellschaft mitgetheilt, und in kurzer Zeit ward es mit ungeheuerm Applaus auf allen deutschen Bühnen aufgeführt. Zschokke hat kein Geheimniß daraus gemacht, daß er später der Jugendsünde widee den guten Geschmack sich schämte. Die sichtbare Nachahmung dee Räuber mag ihm auch bei unbefangener Betrachtung seinen Beruf zum tragischen Dichter zweifelhaft gemacht haben. Nicht ohne Verdruß sah er noch nach zwanzig, nach dreißig Jahren, ein zweiter Frankenstein, von dem Ungethüm sich verfolgt, dem er das Dasein gegeben, und dem er nun weder den Stempel der Vollendung noch den der Vernichtung aufzudrücken veemochte. Das literarische Malheur würde für die Laufbahn des künftigen Publicisten nicht eben von großer Bedeutung sein, wenn nicht eine Gesinnung auch aus dem falschen Pathos hervorleuchtete, die in Zschokke's wirklicher Stimmung begründet war. Man kann den frühen Geschmack der Robinsonaden abstreifen, ohne mit der Welt, wie sie ist, sich zu versöhnen. Die Bestrebungen des reiferen Alters können, nach manchen verfehlten Versuchen, und abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen, eine Klarheit und Bestimmtheit erlangen, die dem früheren, halbbewußten Treiben, doch noch in edler, aber geläuterter Indignation über alle Engherzigkeit verwandt ist.

Zschokke wandette nach der Schweiz (1795) — um in der Republik die Freiheit zu finden. Wie er, und Andre mit ihm, sich getäuscht, weiß die Welt. Aber der gelehrte Bibliothekae, der es auch weiß, hätte, dünkt uns, doch eine edlere Phraseologie finden können, um von der Schweiz zu reden, als die folgende: — "die Rumpelkammer abgelebter und meist unvolksthümlicher Verfassungen, das Zeughaus von Nationalschmach, das Todtengewölbe aller politischen Freiheit." Zschokke fand indessen Männer, die das Bessere mit redlichem, und nicht Wenige, die es mit aufgeklärtem Eifer wollten. Er fand in der helvetischen Gesellschaft Hirzel, Hottinger, Meister, Fäsi, Nägeli; machte Aloys Reding's Bekanntschaft, und Oelsners, mit dem er eine Reise nach Paris unternahm. Den Eindruck der Reise hat er selbst geschildert: — "Die romantisch glänzenden Bilder von der Glückseligkeit eines Volkes unter freien Verfassungen, welche die Einbildung des jungen Reisenden so lange entzückt hatten, verschwanden ihm hier auf widerliche Art im Staub der Wirklichkeit. Schon in der Schweiz, als er in den Städten dee Aristokratien mehr heerische Willkür, und in deren unterthänigen Dörfern weniger Freiheit des Landmanns, denn in Monarchieen wahrgenommen hatte, war seine Begeisterung für die Republiken heutiger Welt ziemlich nüchtern geworden. Diese Enttäuschung, auf welche er nicht vorbereitet war, und die das Schönste in seinen frommen Träumen von der Würde der Menschheit zerstörte, brachte ihm viel heimlich bittre Stunden. Wenig fehlte, er wäre zu Paris in seinen alten Gram zurückgefallen: Alles sei Irrthum, Alles Täuschung; unser Geschlecht eine schlauere, mit Sprache und höherer Kunstfähigkeit ausgestattete Thirrart, die noch selbst nicht wisse, was sie mit ihrer Vernunft anzufangen habe."

Nach der Schweiz zurückgekehrt, verweilte er in Graubündten, und warf sich, ausgemuntert durch würdige Männer, in eine Laufbahn, die allen jugendlichen Weltverbesserern in Friedenszeiten, und in Ländern, wo kein öffentliches Leben besteht, am nächsten zu liegen scheint. Er übernahm die Leitung einer seit Jahren berühmten Erziehungsanstalt zu Reichenau — derselben, die das zweideutige Verdienst hatte, den Dr. Bahrdt gebildet zu haben. Hier sollte die frühe Gewöhnung an republicanische Sitte ein Geschlecht heranbilden, würdig

"der alten Zeiten, und der alten Schweiz."

Einige Züge der innern Einrichtung dieser Anstalt sind zu charakteristisch, als daß wir sie nicht mittheilen sollten: —

"Es war ein Tag in jeder Woche, an diesem versammelten sich die Zöglinge zum Gerichte über sich selbst. Aus ihrer Mitte hatten sie für mehrere Wochen Präsident und Schreiber zur Führung des Protocolls gewählt. Wer Beschwerden gegen einen seiner Mitschüler hegte, trug sie vor. Man hörte die Vertheidigung des Beklagten, ließ beide Parteien abtreten, berathschlagte über die feinere Untersuchung des Vergehens, oder über den Grad der dafür geeigneten Strafe. Es ward abgestimmt. Der Beklagte, wenn nicht der Kläger selbst, oder ein Lehrer für ihn bat, unterwarf sich geduldig einem Urtheil, welches er selbst oft hatte mitfällen helfen in ähnlichen Lagen Anderer, und das er nie ungerecht heißen konnte. Den Schluß dieser richterlichen Sitzungen machten gewöhnlich Redeübungen über den Werth odee Unwerth von Handlungen berühmter Männer des Alterthums und späterer Zeiten, meistens in moralischer Hinsicht. Da fanden Brutus und Cäsar, Charlotte Corday und Wilhelm Tell, die Preßfreiheit und der Krieg ihre öffentlichen Ankläger und Vertheidiger, welche in ausgearbeiteten Reden ihre Mitzöglinge bald durch die einfachen Wahrheiten der Vernunft, bald durch die Rührung der Gefühle zu Gunsten iheer Sache zu stimmen suchten. Das Tribunal gab den Ausschlag. Nicht nur die Lehrer wohnten diesen Sitzungen gewöhnlich bei, sondern selbst aus den benachbarten Ortschaften kamen die Neugierigen, um die jungen Redner zu hören.

"Alles, was in Reichenau geschah, Lehr- und Freudenstunden, Tisch- und Schlummerzeit, konnte von Fremden beobachtet werden; jeder Ausländer hatte das Recht, die Anstalt Tage lang zu prüfen. Sie, die nur durch das Vertrauen des Publicums stark war, durfte sich den Augen desselben nie verbergen.

"Nur einen Tag im Monate gab es, wo die Handlungen der Zöglinge Geheimniß blieben, wo selbst Eltern und Verwandte den Beschäftigungen derselben nicht beiwohnen durften. Es war dee Tag des Sittengerichts. — Die Jünglinge wurden ihee eigenen Beurtheiler. Eine der Feierlichkeit und dem Zweck der Handlung angemessene Rede eines Lehrers eröffnete die

Sitzung. — Abwechselnd trat einer nach dem andern von den Zöglingen ab. In verschlossenen Zetteln gab jeder der Zurückgebliebenen seine Meinung über die angenommenen oder abgelegten Fehler des Bruders, und jeder bezeichnete die hervorstechende Tugend oder gute Handlung desselben. Die Stimmenzettel wurden nach ihrer Vorlesung vernichtet, und diejenigen Charakterzüge, in welchen sich die meisten Meinungen der Beurtheiler vereinten, ins Protokoll eingetragen. Der von den Jünglingen aus ihrer Mitte gewählte Präsident machte dem Beurtheilten den Inhalt des Protocolls bekannt, belobte seine Tugend, und ermunterte ihn, noch den haftenden Fehler zu entfernen, der seinen sämmtlichen Cameraden anstößig sei. Indem die Erzieher hier die geheimsten Falten der Herzen sich öffnen sahen, und auf Spuren geleitet wurden, die ihnen außerdem vielleicht stets verborgen geblieben wären, gewöhnten die Jünglinge sich, auf die öffentliche Meinung zu achten: sie sahen ihre moralische Gestalt im Spiegel des allgemeinen Urtheils, und indem sie nach dem Bessern rangen, wurden sie ihre eigenen Bildner."

Wir gestehen, daß eine so förmliche, so künstliche sittliche Maschinerie uns immer störend erschienen ist. Wir glauben das Vollkommenste gesehen zu haben, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist — in einer Schule, die von den Brüdern Hill in Bruce-Castle, Tottenham, (an der Ostseite von London) nach dem Muster ihrer früher gegründeten Anstalt zu Hazlewood bei Birmingham, eingerichtet worden ist. Hier sind alle Formen des öffentlichen Lebens eingeführt. Geschwornengerichte entscheiden über Vergehen der Schüler; Committees verwalten die Angelegenheiten der Schule; ein wohlberechneter Mechanismus stellt den Geschäftsgang des Staatsverhältnisse in sorgsam angepaßtem Maaßstabe dar. Die Schule ist, soweit der Mechanismus geht, bewundernswürdig; sie liefert tüchtige Schüler; und durch das Mitwirken der Vorsteher ist sie von einem trefflichen Geist belebt. Aber wir berufen uns auf das Zeugniß aller Derjenigen, die diese und ähnliche Anstalten beobachtet haben, ob nicht die Unbefangenheit des jugendlichen Lebens unter dem Bewußtsein der umgebenden, von allen Seiten eng anschließenden, Institutionen zerstört wird, und ob die erfreulichen Resultate durch die freie Einwirkung einer Persönlichkeit, wie die Vorsteher der Bruce-Castle-Schule sie zu ihrem Beruf mitgebracht haben, nicht auch ohne solches Opfer zu erreichen wären. Die öffentliche Meinung, von welcher Zschokke, und in gleichem, oder noch größerem Maaße die Hills, so vieles sittlich Förderndes erwarten, bildet sich in jeder Schule; man muß ihr nur keine Hindernisse in den Weg legen; wenn man sie durch positive Einrichtungen fördern will, wie leicht geräth man dahin, sie zu stören!

In solchen Verhältnissen versuchte Zschokke sich an dem so oft von den Trefflichsten mit Enthusiasmus ergriffenen Problem —

"lapso juvenem succurrere seclo."

Aber die Zeitereignisse warfen ihn plötzlich in die Mitte einer andern Laufbahn.

Es würde zu weit führen, wenn wir in eine Entwicklung der schweizerischen Verhältnisse gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hier eingehen wollten, ohne welche der Antheil, den Zschokke an der Politik nahm, schwerlich die richtige Würdigung finden kann. Es wird genügen, einige Momente zu bezeichnen, die wenigstens mit den Hauptereignissen in näherer Verbindung stehen.

Eine Stelle aus einem Brief von Aloys Reding, nach seiner letzten Niederlage, drückt die Stimmung einer patriotischen Partei aus, welche in jener Niederlage das Ende der alten Eidgenossenschaft sah — ein Gegenstück zu Kosziusko's "Finis Poloniæ:" —

"Es ist bekannt, — heißt es unter anderm in diesem Briefe — daß jeder Staat seine Höhe und sein Alter erreicht, und dann der Tod dem politischen Körper so unvermeidlich ist, als dem menschlichen. Ach! bester Freund, dieses war auch unser Loos. Bei Sterbenden ist die letzte Krisis immer heftig, aber über alle Erwartungen hartnäckig und tobend war der Todeskampf unsers kleinen Staats. Der Vater verlor seinen Sohn, der Sohn den Vater, der Freund seine Freunde, und alle brachten großmüthig, ohne sich zu beklagen, der edeln Freiheit diese so theuern Opfer dar; aber — nur vergebens waren sie dargebracht! — Doch nein — waren wir auch zu schwach, gegen diese große und sieggewohnte Nation die von unsern Vätern so theuer erfochtene Freiheit zu behaupten, so waren wir doch nicht schwach genug, selbige so leicht mit der Freiheit unsers Namens zu verlieren. Und es war nicht der Fanatismus, wie so Viele behaupten, sondern wahre und reine Freiheitsliebe, und das Bewußtsein der gerechten Sache, welche ein so kleines Volk in einem so äußerst ungleichen Kampf mit Standhaftigkeit zu beseelen vermochte."

Man unterschied die Perioden der sinkenden Schweizerfreiheit. Das erste Hingeben an fremden Einfluß ward betrauert; aber mit jenem unglücklichen Tage sah man die letzte Spur der Nationalität getilgt.

"Olim vera fides, Sulla Marioque receptis,
Libertatis obit: Pompejo rebus adempto
Nunc quoque ficta perit."

So trüben und bangen Ahnungen gab Zschokke sich nicht hin. Er glaubte, noch sei es Zeit, durch Zusammenwirken Einheit und Selbständigkeit der Schweiz, und durch "vorsichtiges Anlehnen an französische Kriegsmacht" eine würdige Stellung nach außen hin zu sichern. Namentlich erwies er, wie für das kleine, von Parteiungen zerrissene, dem fremden Einfluß längst verfallene Bündten kein Heil sei, als im Anschließen an die neuerstehende Gemeinschaft aller Schweizer. Während einige Gemeinden ihm Vollmachten übertrugen, um mit der helvetischen Einheitspartei gemeinsame Sache zu machen, brachte eine gewaltige Faction es dahin, daß er geächtet und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde.

Zschokke's Handlungsweise und die seiner Freunde ist oft und bitter getadelt worden. "Unsere Grundsätze" — sagt er in ihrer Rechtfertigung — "unsere Grundsätze waren die Grundsätze des leidenschaftslosen Theiles der Nation. Vor den Augen derselben schwebte nur Erhaltung der Selbständigkeit der Schweiz als Ziel. Allen kosteten die dafür gebrachten Opfer Kummer und Thränen — aber wenn dann nur des Vaterlandes Selbstheit gerettet wurde! — Kurzsichtigkeit und böser Wille machten es lange zum Verbrechen, die Sache Frankreichs gewählt zu haben. Oft verbannt, oft verfolgt, reihete man auch sie in den Rang der Unterdrücker und Vernichter der Schweiz, sie, die auf dem sichersten Wege die Erhaltung derselben suchten und fanden."

Als durch die östreichische Besitznahme von Bündten Zschokke's Sendung ihre Bedeutung verlor, übertrug ihm Stapfer, der hochverdiente Minister des Cultus, eine Stelle in seinem Departement. Während er auf diese Weise wieder für seine alten Ideale thätig sein konnte, ward Bündten (1799) wieder frei; aber nur um noch einmal dem Bürgerkrieg anheimzufallen. Zschokke arbeitete nun im Verein mit den Edelsten an der Regeneration des Vaterlandes.

"Die Männer," sagt der Verf., "welche um diese Periode für die politische Wiedergeburt und geistige Erhebung ihres Vaterlandes am aufrichtigsten wirkten, waren, außer dem feurigen La Harpe und dem talentvollen, aber intriguanten Ochs, Escher von der Linth, jener edle Menschenfreund, und Retter und Schöpfer eines großen Landstriches, den die Elemente zerstört; der nimmer müde, beharrliche und kräftige Usteri; der in jedem Zweige des Wissens und in jeder patriotischen Anstrengung heimische Rengger; Pestalozzi, der reinste Mensch des Jahrhunderts, Gründer eines neuen, weitverbreiteten Saamenhauses für Jugendbildung und Volksunterricht; Fellenberg, auf gleichen Bahnen, wenn mit sicherem Tacte wirksam, und Veredler zerfallener Landwirthschaft; Stapfer

selbst; *Baesinger* der Geschichtschreiber, *Lüthi* und *Glutz* von Solothurn, *Müller-Friedberg* von St. Gallen, *Zellweger* von *Trogen*, *Finsler* u. A. Trotz aller Verirrungen im Einzelnen, gewährt es einen rührenden Anblick, solche Namen überall an der Spitze des Kampfes mit alten und neuen Leidenschaften und Vorurtheilen, mit den unverbesserlichen Feinden und allzu unvorsichtigen Freunden, ja mit sich selbst und den alten Angewöhnungen zu sehen."

Sofort wurde Zschokke als Commissär von der Regierung nach dem beinahe gänzlich zerstörten Unterwalden gesandt. "Mit unverhältnißmäßigen Kräften hatte dieser kleine Gebirgsstaat, voll Hasses gegen die neue Ordnung der Dinge, beharrlichen Widerstand der Republik, wie deren Beschützern, den Franken, geboten. Er fiel, nach mörderischem Kampfe, auf eine Weise, daß er, der von pfäffischem Fanatismus irregeleitete, das Mitgefühl aller gebildeten Menschen in Anspruch nahm, und werth der ungetheiltesten Bewunderung, wenn er für ein edleres und klares Ziel gefochten hätte." *)

Zschokke fuhr fort zu wirken, wo die Gelegenheit sich darbot. Aber mit dem Sturze des Einheitssystems (1801) beschloß er seine politische Laufbahn. Er verweigerte es entschieden, unter der neuen Administration eine Stelle anzunehmen, und trat in den Privatstand zurück, mit dem Bewußtsein "keine von allen Stellen, die er bekleidet, je begehrt, noch die Gewalt, welche ihm in stürmischen Tagen anvertraut worden war, selbst in kleinen Umständen je mißbraucht zu haben."

Nun finden wir ihn, einen Winter in Bern mit alten Freunden (Ludwig Wieland und H. v. Kleist) verlebend; darauf in literarischer Muße auf dem Biberstein hausend; wiederum flüchtig im Elsaß; endlich, nach der *Vermittelungsacte*, wieder auf dem Biberstein.

Die literarischen Arbeiten, die sich seit dieser Periode schneller folgten, sind bekannt. Eine Reihe von Erzählungen hat durch die *Wahrheit* der Darstellung, durch die gewandte Benutzung von Zeitverhältnissen, durch die ansprechenden und ergreifenden Erinnerungen, die sich an den vaterländischen Boden knüpfen, einen weiteren Kreis gewonnen, als er manchen Werken von höherem Dichterwerth und von schöpferischer Phantasie zu Theil geworden. Von seinen historischen Werken war die Geschichte von Baiern für die Gebildeten, die Schweizergeschichte für das Volk berechnet. Die letztere nimmt als Volksbuch eine der ersten Stellen ein.

Am bedeutendsten aber ist Zschokke's Thätigkeit als *Journalist*. Auch hier ist es nicht zu übersehen, daß er in verschiedenen Werken, bald zum Volk, bald zu den Gebildeten zu sprechen wußte. Die Notizen über das Entstehen und den Fortgang des *Schweizerboten* wird man mit Interesse lesen: —

"Es war an einem traulichen Abend, daß Pestalozzi und Geßner ihrem gemeinschaftlichen Freunde den Antrag machten, an dem helvetischen Volksblatt mitzuwirken. Zschokke zeigte sich zu Mitverwirklichung ihrer Idee willig, aber er zweifelte am Gelingen in der bisherigen Weise. Es entspann sich zwischen ihnen über den Gegenstand und das Wie? ein lebhaftes Gespräch. Der Kritiker, aufgefordert sein Gutachten zu geben, entwickelte seine Forderungen an ein solches Volksblatt umständlicher, und gab gleich auch den Titel an, welchen er unter dermaligen Umständen wählen würde. Sein Vorschlag gefiel, und Zschokke, von den befriedigten Gegnern zum Versuche aufgefordert, kündigte ein Blatt mit folgendem Titel an: '*Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben schweizerischen Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun.*' Ein vieljähriger Freund des Herausgebers, Hr. H. R. *Sauerländer*, Verleger seiner sämtlichen Schriften, ein Mann, der gleich den Cotta, Reimer, Göschen, Brockhaus u. A. von der Würde seines Berufes höhere Ansichten, als gewöhnliche Buchhändler, gleich zu Anfang seines Auftretens gefaßt, und um Verbreitung wissenschaftlicher und populärer Cultur in der Schweiz vielfache Verdienste sich erworben hat, übernahm den Druck und die Besorgung.

"Der Schweizerbote erfreute sich des allgemeinsten Beifalls in der Mehrzahl der Cantone, und machte gleich von den ersten Nummern eine neue Auflage nöthig. Leider unterbrachen diplomatische Sendungen schon nach einigen Monaten die Wirksamkeit des Redacteurs, und Andere übernahmen die Herausgabe; aber mit minderm Glück. Die Sache ging wieder ein. Erst später, als die Vermittelungsurkunde in's Leben getreten, und prämeditirter oder unfreiwilliger Servilismus im Innern der 19 Cantone die republicanische Form abermal zu verhöhnen und die Entwickelung des Volkslebens gleichwohl zu hemmen drohte, machte Zschokke neuerdings sich an das verlassene Werk, besonders auf die dringenden Ermahnungen des großen Bürgers von Aarau, *Vater Rudolf Meyer*. Im Jahr 1804 erschien somit die Fortsetzung, aufgenommen mit dem gleichen ungetheilten Beifall, wie der Anfang. Die Vorrede enthielt folgende Worte:

"'Ich trage auf meinem Hute neunzehn Cocarden, wie einen Rosenkranz; kann sich jeder seine Liebste aussuchen, und für die andern das Auge zudrücken; und Farben sind drin, mehr, als der Regenbogen, seitdem er erschaffen worden, aufzuweisen hatte.'

"'Und da man nun endlich seines Weges in Frieden wandern kann, trete ich meinen Botendienst wieder an: wer mich bestellt, zu dem komme ich, wie sonst, alle Woche, so lang und breit wie diesesmal.'

"'Die Winterabende sind lang, und die Sommertage noch länger. Da erzähle ich euch denn, was die Menschen in der Welt Kluges und Dummes treiben, jeder nach seiner Weise; wie sie aus Verzweiflung Hochzeit machen, oder sich einander mit christlicher Liebe todtschlagen; wie sie Frieden schließen, um einen frischen Pfahl vom Zaun zu reißen, oder einander um des lieben Friedens willen den Krieg machen. Und ihr werdet daraus sehen, daß die Menschen noch eben so große Narren sind, wie zur Zeit des Königs Salomo, worüber sich dieser König manchmal ärgerte, was wir aber nicht thun wollen.'

"'Auch, was Neues im Schweizerland geschieht, will ich euch nach meiner Art erzählen. Und wenn ich unterwegs vor einem *hochgeachteten Herrn* unserer Obrigkeit vorbeigehe, will ich höflich den Hut mit neunzehn Cocarden abziehen und ihn freundlich grüßen, und hat er was zu bestellen, so nehm' ich's auch mit.'

"'Und da man's Geld in diesen theuern Zeiten braucht, *will ich euch lehren Gold machen*. Man kocht's in der Schweiz aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pfluge aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem Viehstalle, oder aus dem Walde, wo es am Baume wächst. Versteht mich wohl! — Und solche Goldmacherkünste sind noch besser, als Constitutionenmacherkünste und dergleichen.'

"'Und ich will euch auch das Geheimniß lehren, *lustig zu leben* und *selig zu sterben*, ein Ding, das mancher studirte Herr nicht kennt, und mancher eheliche Bauer im Schlafe lernt. Aber Geheimniß muß das Ding wohl sein; denn wenn ich hundert Menschen frage: wie geht's? lustig und vergnügt? — so antworten immer neun und neunzig: 'So, so!' und sagen das mit einem Gesichte, welches nicht lustiger, als ein Klagelied Jeremiä, aussieht. Und was das Seligsterben betrifft, muß es damit auch nicht weit

*) James Montgomery bezeichnet in seinem Gedicht "der Wanderer in der Schweiz" treffend diese letzten Versuche der irrenden Patrioten: —

. . . the country's life retired,
Slowly driven from part to part;
Unterwalden last expired,
Unterwalden was the heart.

her sein; denn ich wette zehn Batzen gegen einen, daß an der offenen Himmelspforte sich nicht halb so viele fromme Seelen drängen, als Sonntags Abends durstige Seelen zum Wirthshause.'

"In diesem Tone wurde denn auch das Volksblatt eine Reihe von Jahren hindurch gehalten, unter dem ungetheilten Beifall aller Freunde des Guten, wiewohl nicht selten angefochten, verfolgt, gehemmt, sowohl von Seiten der Bigotterie und des Fanatismus, als des Hochmuths und Herrndünkels, von oben und unten, aus geistlichen und weltlichen Regionen. Verbote in einzelnen Cantonen, und Anklagen auf der Tagsatzung, Insinuationen fremder Gesandten und Verdächtigungen von offener Kanzel herab, oder rohe Angriffe in andern Blättern dienten nur dazu, den Reiz an dem gegenwärtigen zu steigern, und die Zahl der Abnehmer zu vermehren. Leute von allen Ständen und aus allen Cantonen unterstützten es mit Beiträgen."

Die beliebten "Erheiterungen" pflegten die meisten seiner belletristischen Arbeiten zu enthalten. Dagegen legte er seine politischen Ansichten in den "Miscellen," und den "Ueberlieferungen" nieder, bis ihm durch unsägliche Plackereien die Redaction verleidet wurde (1824.)

Der gemäßigte Ton, den Zschokke mit vielen verständigen Freunden der gesetzlichen Freiheit gewählt, mag durch einen charakteristischen Auszug aus dem Aufsatz "über die Parteiungen zur Zeit des Veroner Congresses" bezeichnet werden — es wird nicht nöthig sein, darauf aufmerksam zu machen, wie Vieles von dem Gesagten gerade in diesem Augenblick eine neue Bedeutung gewinnt: —

"'Das ist's, was vielen Fürsten und vielen Völkern die Unruhe gebracht hat, daß eine Partei zu wenig Ehrfurcht für Thron und Altar, und eine andere zu wenig Ehrfurcht für Bedürfniß und Recht der Nationen bezeugt. Die Parteien aber sind nicht die Höfe, sondern an den Höfen; und sind nicht die Völker, sondern in den Völkern. Es sind die leidenschaftlich-überspannten Rath- und Tongeber am Thron und im Volk, welche links und rechts die Mittellinie der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Mäßigung verlassen, an den Außen-Enden, als Ultra und Citra, wider einander ihr vergiftetes Geschoß schleudern, aber damit weniger sich, als ohne Unterschied den Frieden der Fürsten und Völker blindlings verwunden.'

"'Die Könige wissen sehr wohl (wie sie es, bis auf Wenige, die es zu eigenem Schaden vergessen konnten, allezeit gewußt haben) daß sie ihres Volkes und dessen Glückes nicht entbehren können. Aber sie verstehen unter Volk nicht eine kleine Zahl lärmender und schwärmender Weltreformatoren, die ihre eigenen Wünsche Stimmen des Volks nennen, Thronen und Altären den Vertilgungskrieg machen und die ganze Welt umgestalten möchten, weil sie eben nicht nach ihrem Eigensinne oder ganz zu ihrem Vortheil gebaut ist.'

"'Die Völker hinwieder wissen sehr wohl, daß sie des Thrones und des Altars nicht entbehren können. Nur verstehen sie unter Thron und Altar nicht Mitunterthanen, in solchem Uebermaaße begünstigt, daß dieselben den Staat, gleich gebornen Mitherrschern, wie eine Art Gemein-Domäne benutzen, das Volk und oft den Fürsten selbst in abhängiger Unmündigkeit bevogten und durch erblichen Vortheil zum erblichen Nachtheil der Millionen werden können.'

"'Während Fürsten und Völker im Gefühle gegenseitigen Bedürfnisses fest an einander hangen möchten, werfen sich jene Parteien zwischen beide, und trachten nach Zerreißung der Bande. Während die Einen, von helldunkeln Idealen, ich will nicht sagen von Schlimmerm erfüllt, den Nationen das Grundwesen aller Monarchie verdächtigen wollen, als wohne darin ausschließlich das Ungeheuer der Willkühr, welche aus Staatsbürgern willenlose Leib- und Geisteigene machen will, um deren Gewerbsfleiß zur Füllung der Staatskassen und deren Leiber zum mörderischen Spiel der Schlachten zu haben, — erregen hinwieder die Andern den Argwohn der Könige und Fürsten gegen die Nationen, als wäre die Mehrheit der Volkszahl, vom Fieber der Umwälzungssucht ergriffen, nur günstigen Anlasses zum Aufstande gewärtig; oder als wäre jeder freisinnige Lehrer und Schriftsteller Volksverführer und Revolutionär, jede Gesellschaft und Verbindung eine Verschwörungsanstalt, und der Aufstand hinter den Pyrenäen, wie in der Türkei, das Werk einer im Finstern wirkenden, aber mächtigen Faction.'

"'Was die Parteien sündigen, das müssen die Völker und ihre Fürsten büßen. Daher das Verderben, daher die Unruhen vieler Staaten; daher allgemeine, peinliche Spannung der europäischen Menschheit.'

"'Jene Parteien sind in der That nichts mehr, als Parteien, Ergebnisse der Zeit und der in ihr sich bestreitenden Meinungen und Bedürfnisse. Darum finden wir sie in den verschiedensten Ländern und Welttheilen wieder, und einander in allen Zügen ähnlich. Sie sind nicht Factionen, nicht Machwerk einzelner Personen, die Anhang suchen. Es giebt keine Factionen der Menschheit. Churschid Pascha und der spanische Trappist handelten, wie anderseits Quiroga und Ypsilanti, ohne von einander zu wissen, ohne von geheimen Obern geworben und geleitet zu sein. Jede Faction stirbt mit ihrem Urheber. Parteien leben, so lange die Meinung und das Bedürfniß lebt, welches sie erzeugte.'"

Die Biographie, die wir, der Ausstellungen, die wir nicht umhin konnten anzudeuten, ungeachtet, als eine verdienstvolle Arbeit anerkennen, enthält noch eine Reihe interessanter Notizen über Zschokke's Wirksamkeit als Patriot, durch Beförderung nützlicher Unternehmungen, und über sein Privatleben. Angehängt sind einige Auszüge aus seinem Briefwechsel mit Johannes Müller, mit Ittner und dem Verfasser.

Friedrich v. Raumer. Briefe aus Paris und Frankreich. u. s. w.

(Zweiter Artikel.)

Die Freunde, welche den Verf. beredet haben, diese ursprünglich nicht für den Druck bestimmten Briefe der Presse zu übergeben, haben ihm einen schlechten Dienst gethan. Ihre Bekanntmachung wird seinen Schriftstellerruhm nicht mehren, noch das Interesse für seine Persönlichkeit erhöhen. Das Publicum würde von dem Verf. der Hohenstaufen eine Darlegung seiner Ansichten über die neuesten Ereignisse, eine raisonnirende Skizze über Literatur und Leben in Paris, mit Dank angenommen haben. Aber man wird es nur als Schwachheit entschuldigen können, wenn nun Dinge, die in einem Privatbrief erlaubt sind, in den Druck gegeben werden, wo sie gar häufig als Kleinlichkeiten und Abgeschmacktheiten auffallen. Wenn ein unbedeutender Autor solche Dinge, und seine eigne Person, mit einer gewissen Wichtigkeit behandelt, so mag man es possierlich finden; aber man wird es bedauern müssen, wenn ein geachteter und berühmter Mann in denselben Ton verfällt: man wird es als eine Art Verletzung des Briefgeheimnisses betrachten, deren er gegen sich selbst sich schuldig macht. Was soll man dazu sagen, wenn der Verf. uns mit der Beschreibung tractirt, wie er, um Hernani zu sehen, sich erst an die eine queue stellt, nach einiger Zeit aber erfährt, es sei die der Logen, als guter Hausvater nicht 2 Thlr. 12 gr. ausgeben will, sondern an eine zweite — wiederum die falsche — queue sich anschließt, erst ein Billet lösen soll, und darüber im Aerger wegläuft? Wenn er in einem Privattheater folgendermaaßen reflectirt: — "Beim Eintritt in den großentheils schon gefüllten Saal bot sich Stoff zu mancherlei Bemerkungen dar; wiederholte Erfahrungen gaben meinen Gedanken aber eine mathematische Richtung, und ich berechnete, daß

1600 Pferdebeine etwa 400 Menschenbeine hieher gebracht haben, im Saale aber höchstens 400 Stuhlbeine wären. Da nun jeder Gegenstand, der sicher ruhen soll (also auch ein menschlicher Sitztheil) mindestens drei Stützpuncte haben muß u. s. w." In einer Soirée erscheint Mme Rec—r, "was mich veranlaßte, eiligst meine Brille aufzusetzen. Sie war ganz weiß, ganz einfach angezogen, und hatte einen weißen, keineswegs großen Hut auf, ohne alle farbige Takelei." Anderwärts: "Meine Neigung, die Damen durchzumustern, konnte ich gestern bei Miß E. weniger befriedigen, da ich sogleich mit einem Franzosen, dem das Deutsche nicht fremd war, in ein langes Gespräch über Geist und Verhältniß beider Sprachen gerieth." Nicht einmal die Notiz wird uns erlassen, daß in Bagnères de Bigorre "für die Wäsche gesorgt ward, und mancher zu freigesinnte Knopf zur festen Ordnung zurückgeführt." Solche Dinge kehren immer und immer wieder. Wer das Buch gelesen hat, wird uns bezeugen können, daß wir nicht etwa einige wenige zusammengesucht haben, sondern daß ihrer Zahl Legion ist. —

Widerlich ist es, gedruckt zu lesen "ich begab mich in der Hoffnung zu Hrn. v. H., er wisse nicht, was ich über ihn habe drucken lassen. Und dieß bescheidene Vorurtheil war ein ganz richtiges Urtheil. Der Vorsatz, ihn zum Gespräch zu bringen, gelang ohne Mühe. . . . . . Wie war die bornirte Begeisterung, mit welcher H., mit stieren Augen und glühenden Wangen, auf mich lossprach, in Wahrheit fürchterlich u. s. w." Ganz entsetzlich aberwitzig ist der witzige Titulus eines Buches, das der Verf. nach seiner Genesung zu schreiben verspricht. Wir haben keinen Raum dafür; wer unser Urtheil hart findet, mag ihn selbst nachlesen; er steht 1, 155. — Unbegreiflich ist es endlich, wie der Verf. den bösen Schein der Buchmacherei so wenig zu meiden bemüht war, daß er z. B. den Brief an H— v. R— abdrucken lassen konnte, (1, 187) der das Bekannteste, um nicht zu sagen, das Abgedroschenste über die Wahl eines Berufes enthält, was mit Frankreich und Paris nicht in der entferntesten Verbindung steht.

Wir kennen kaum ein gehässigeres, und uns selbst verhaßteres Geschäft, als auf häßliche Flecken in einem Buch, das manches Gute, und einzelnes Treffliche enthält, aufmerksam zu machen. Aber wenn ein berühmter Schriftsteller den Ton, den das Publicum von ihm erwarten darf, gänzlich verfehlt, so wissen wir nichts zu thun, als mit dürren Worten die Sache zu berichten, wie sie ist. Irren wir, so wird, wie billig, das Gehässige der Beschuldigung mit verdoppeltem Gewicht auf uns selbst zurückfallen.

Der Verf. hat sich wider Angriffe verwahrt, vor denen er sehr sicher sein kann. Die folgende Stelle z. B. ist, als Vertheidigung, so müßig, als sie ihrem Inhalt nach vernünftig ist: —

"Was ich literarisch suche und finde, ist (leider, oder gottlob) nicht Mode: hätte ich aber von einem nichtsnutzigen römischen Kaiser, oder gar für einen assyrischen oder mesopotamischen König so viel aus einem schmutzigen codex rescriptus aufgefunden, als z. B. über die Königin Elisabeth, über Jacob und Cromwell, ich könnte gewaltig in die Trompete stoßen und wäre ein großer Mann für die philologischen Götzenanbeter. Diese Eitelkeiten rühren und reizen mich indessen gar nicht, und so bleibe ich denn in meiner Bahn und thue soviel, oder so wenig als ich vermag. Uebrigens zweifele ich keinen Augenblick daran, man werde, wenn einst dies oder das von meiner Ausbeute gedruckt wird, laut genug sagen: "also um dergleichen unbedeutend Zeug zu holen, hat der Mensch Urlaub genommen und königliche Unterstützung erhalten? Besser, er wäre zu Hause geblieben und hätte seine Pflichten gewissenhaft erfüllt. Im Theater und den Garküchen mag er wohl Zeit und Geld durchgebracht, um Gelehrsamkeit sich aber nicht bekümmert haben." — Allerdings theilt sich die Zeit zwischen dem Studium der Vergangenheit und der Gegenwart; bildet denn aber die letzte keine Geschichte? ist denn Paris nicht auch ein lesenswerthes Buch, und haben lebende Schriftsteller keinen Anspruch auf die Zeit ihres Collegen? Viele Geschichtschreiber kennen weder Länder, noch Völker, noch einzelne Menschen und Menschenclassen, noch Geschäfte und Regierungsweise; und dennoch wollen sie das Alles darstellen und darüber belehren! Durch glückliche Fügungen und die Kraft meines Willens ist mir vieles von dem Genannten nicht fremd geblieben, und wenn ich (bei der Kleinheit des mir anvertrauten Pfundes) doch nur wenig zu Stande bringe, so darf ich behaupten, es wäre ohne jene mannigfaltigere Lebensbahn — gar nichts gelungen."

Sehr ehrenwerth ist die Gesinnung, die den Grundton des politischen Raisonnements in den Briefen bezeichnet. Ein mildes und gemäßigtes Urtheil, von dem Aberglauben und Unglauben der Parteien gereinigt. Die Ansicht über die Ereignisse des Juli, und die eingestreuten Winke über Belgien sind des Geschichtschreibers würdig.

Des Verf. preußischer Patriotismus war einigen harten Prüfungen ausgesetzt. Die folgende Scene mag zeigen, wie er sich aus der Sache gezogen hat: —

"Gestern war ich zu einer Soirée bei E. eingeladen, und wußte im Voraus, welche Männer ich finden und wovon sie sprechen würden: über die bereits erfolgten Wahlen, die bevorstehenden, die einzuschlagenden Mittel, die vorzuschlagenden Candidaten u. s. w. Da man in Hinsicht der Plane und Zwecke einig ist, oder höflich es zu sein voraussetzt, so bleibt nur Persönliches übrig, was indeß jemanden der die Personen nicht kennt, wenig interessiren kann. Doch war es mir anziehend zu sehen, in welcher lebhaften Gemüthsbewegung, wie erfreut alle über den Sieg ihrer guten Sache waren, und ich konnte dies mit Aufrichtigkeit erwiedern, als E. bemerkte: der Gang der Unterhaltung möge mich langweilen. Es ist so natürlich und löblich, daß diese Dinge Kopf und Herz ausfüllen, und wenn ich Neigung fühle aller Welt zu erzählen: morgen reise mein Sohn von Berlin ab und komme zu mir; wie sollte ich mißdeuten, wenn unendlich wichtigere Dinge ähnlich wirken! V. erwartet und verdient gewählt zu werden, er war wie berauscht durch Hoffnung und Furcht, die ihm von allen Gegenwärtigen in verschiedenen Bechern dargereicht wurden. Gern wäre ich mit ihm während meines hiesigen Aufenthalts in nähere Berührung gekommen, allein so oft ich ihn auch aufsuchte, er war nicht zu Hause, und eine schriftliche Anfrage über einen Gegenstand fand darin ihre Antwort, daß ich keine Antwort erhielt. Um so unerwarteter war es mir, daß V. sich beim ersten Ruhepunkt der Gespräche an mich Schweigenden wandte, und laut und feierlich sagte: Hr. von Raumer, noch vierzig Jahre und Sie dürfen hoffen, es in Preußen dahin zu bringen, wo wir auf unserer Bahn angekommen sind! — Augenblicks war meine Erinnerung an den Vers: Sprich nicht zu viel, sondern höre mehr, mein Andenken an den Forstjüngling, mit dem ich früher bei — verhandelt oder gestritten hatte — wie weggeblasen, und ich antwortete ihm kurz und rund: die vierzigjährige Bahn, welche Frankreich zurückgelegt hätte, sei der Art, daß ich mich im Namen der Preußen dafür bedanken müßte, sie scheine für mein Vaterland weder wünschenswerth, noch natürlich, noch nothwendig. Dieser Erklärung, welche V. schwerlich erwartet hatte, als er in gutmüthigem Uebermuthe mir jenen angeblich höchsten Gewinn seiner politischen Lotterie anbot, folgte eine Stille, wie wenn jemand etwas ganz Unerwartetes gesagt hat, worauf ich (ohne irgend etwas weiter wider Frankreich zu bemerken) mit wenigen Worten bewies, welche wesentliche Verschiedenheit zwischen jenem Lande und Preußen sei, und warum die Bahnen ihrer Entwickelung nicht zusammenfallen könnten. E. und einige Anwesende stimmten mir bei, und das Gespräch nahm wieder die frühere Wendung auf die schon bezeichneten Gegenstände.

"Mir war das Intermezzo ganz recht und lehrreich. Wächst mir gleich keine Electoralwolle auf dem Leibe, wie V. seit vierzehn Tagen, wo er seinen vierzigsten Geburtstag feierte, ist auch ein berliner Professor und Akademiker nur eine kleine Katze gegen einen pariser, und will ich am wenigsten meine und V—'s Talente vergleichen; so machte jene Redensart doch den Eindruck, als habe er mir dadurch eine Sottise gesagt, die ich nicht auf mich sitzen lassen dürfe. Und in der That es geht hier zu, wie, laut französischen Gesandtschaftsberichten, in Rom: je nachgiebiger man ist, desto mehr wächst die Kühnheit, nur wer sich fest und sicher hinstellt, gewinnt Achtung." —

Die Vergleichung, die der Verf. zwischen dem Rechtsgrund, auf den der französische Liberalismus dringt, und zwischen dem sittlichen Verhältniß anstellt, das allerdings eine inniger empfundene, aber, man darf es nicht übersehen, eine nur an die Persönlichkeit geknüpfte Garantie darbietet, ist interessant, und mit vieler Klarheit in wenigen Sätzen entwickelt: —

"Aus den Revolutionen für und durch die bloße Gewalt, sind die Franzosen zu der höhern Stufe der Rechtsbeziehungen gelangt und haben über die Absolutisten der Schule bloßer Gewalt obgesiegt. Sinken sie, siegesübermüthig, in diese Region zurück, so ist es ihre Schuld und die Strafe wird nicht ausbleiben. — Doch läugne ich, sie seien jetzt mit ihrem Denken und Thun schon auf dem Gipfel des öffentlichen Lebens angekommen. Daß König und Volk zu einem und demselben Dasein verwachsen, daß freie Gaben und Opfer mehr sind als negative Opposition, und zu dem Schutzpfahl des Rechts die befruchtende Sonne der Liebe hinzukommen könne und müsse, scheint ihnen unglaublich, unmöglich; selbst die wohlgesinnten Doctrinäre möchten Alles mit eigenen Händen aus handfesterem Stoffe zimmern. Vergeblich! — So steht das Dasein und Leben des Königs und Volks in unserem Vaterlande wesentlich in einer höheren und heiligeren Region, und Könige und Bürger fragen (gleichwie Ehegatten, Aeltern und Kinder, Geschwister) nicht nach dem Rechte, wo Liebe und Vertrauen herrscht. Würde aber (was Gott verhüte) unser Volk rebellisch oder einer unserer Könige tyrannisch (oder auch nur verkehrt rückläufig), so würden wir gewahren: daß die Stufe des Rechtselements in unserem Staatsleben noch nicht genügend ausgebildet ist; wir würden (nach jenem Sündenfalle aus dem Paradiese verstoßen) uns nackt und bloß finden und kaum Einer mit Sicherheit wissen, wo die Gränze des Gehorsams oder des Widerstandes sei. Jetzt leben wir in glückseliger Eintracht und fachen so wenig in unserem Staatsrechte nach Gründen und Gesetzen über die Scheidung zwischen König und Volk, als ein glücklicher Ehemann im Landrechte nachsieht, auf welche Weise er sich von seiner Gattin trennen könne. Ist einmal der Scandal da, rettet allein das Recht von der bloßen Gewalt und dient als Compaß, bis sich der Hafen der Liebe wiederum aufthut." —

Zum Schluß ein Auszug aus einem Brief aus Bonn, der sich durch sich selbst erklärt: —

"— — — Mit S. befand ich mich ganz à mon aise. Neben den Anekdötchen, Verschen, Scherz und Spott, die durcheinander ausgespielt wurden, fiel so viel Lehrreiches ab, daß ich an dem Abend mehr Neues gehört und gelernt habe, als in vielen auf Weisheit zugeschnittenen Gesellschaften. Ich kann nun einmal den Ernst in Holzschuhen nicht leiden; der ächte Ernst geht vielmehr barfuß, damit das Gefühl schärfer werde, und hüllt sich keineswegs in Pedanterei, um menschliche Schwäche zuzudecken. Nicht oft genug läßt sich behaupten: Heiterkeit ohne Ernst sei nur Frivolität, und Ernst ohne Heiterkeit verwandle sich in üble Laune und Nergelei. — — Wie Recht hat unser Freund Tieck, wenn er mir schreibt: Einem Gelehrten lassen wir Schmutz, Cynismus, Tabak, Faulheit, Eigensinn, Grobheit, Unwitz und Ungeselligkeit, wenn er sonst nur tüchtig ist, gern hingehen: wenn aber ein ausgezeichneter Mann (aus Haß gegen die Steife der meisten deutschen Gelehrten) einmal den Chevalier etwas spielt — da verdammen wir ihn!"

Welcker: die Preßfreiheit u. s. w. u. s. w.

(Zweiter Artikel.)

Seitdem wir unsern ersten Artikel über diesen Gegenstand niedergeschrieben, einen Gegenstand, der mit jedem Tag an Interesse gewinnt, und über dessen Wichtigkeit, so viel an uns ist, kein Freund der Literatur, kein Freund der gesetzlichen Freiheit in Zweifel bleiben soll — ist uns durch das baier. Regierungsblatt vom 31. Jan. die neue baierische Censurordnung vom 28. Jan. bekannt geworden.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um einige Sätze unseres ersten Artikels in ihrer praktischen Bedeutung nachzuweisen. Wenn wir diesen Versuch mit einer freimüthigen Prüfung der vorliegenden Censurverordnung verbinden, so wird uns dieses um so weniger verdacht werden, da diese Verordnung ausdrücklich das Recht der "freimüthigen Aeußerung von Meinungen u. s. w. über die von den Staatsministerien u. s. w. ausgehenden Anordnungen" anerkennt.

Es liegt am Tage, daß die Königl. bairische Censurverordnung von dem Princip ausgeht, den Mißbrauch der Censur nicht minder als den Mißbrauch der Presse zu beschränken. Wir zweifeln, daß je bei einem Censuredict auf die Erreichung der beiden Zwecke größere Sorgfalt verwandt worden ist.

Der Eingang der Verordnung erklärt, daß zur Herausgabe periodischer Blätter die Einholung obrigkeitlicher Bewilligung nicht erforderlich, daß nur politische und statistische Artikel der Censur unterworfen sind, und verweiset hinsichtlich der auswärtigen Verhältnisse auf besondere Censurinstructionen. Die Instruction hinsichtlich der Verhandlung innerer Staatsverhältnisse lautet wie folgt: —

"§. 4. Die Censur der von innerer Politik und Statistik handelnden Artikel und Aufsätze soll dem rechtswidrigen Mißbrauche der verfassungsmäßig gewährten Freiheit der Presse begegnen — nicht aber den recht- und gesetzmäßigen Gebrauch derselben willkürlich hemmen und beschränken. Es ist daher der Druck der erwähnten Aufsätze nur unter folgenden Voraussetzungen von der Censurbehörde zu untersagen: 1) Wenn darin Nachrichten über persönliche und Familienverhältnisse des Monarchen oder der Mitglieder des königlichen Hauses gegeben werden, die weder durch unmittelbare amtliche Mittheilung noch durch die vorausgegangene Bekanntmachung in einem als officiell anerkannten Blatte verbürgt erscheinen. 2) Wenn in denselben notorische Unwahrheiten oder erdichtete Nachrichten von zu erwartenden Regierungsmaaßregeln enthalten sind, welche Täuschung oder Aufregung zur Folge haben können. 3) Wenn durch die Bekanntmachung irgend ein im Königreiche bestehendes Strafgesetz übertreten, und eine im Verbrechens-, Vergehens- oder Policei-Uebertretungsgrade strafbare Handlung begangen werden würde. Insbesondere ist hiernach zu verfahren, a) wenn solche Gesetzübertretungen den Monarchen, den Staat und dessen Verfassung, oder die im Königreiche bestehenden Kirchen und religiösen Gesellschaften betreffen, b) wenn der vorgelegte Aufsatz die öffentliche Ruhe und Ordnung durch Aufmunterung zum Aufruhr oder auch indirect durch Verbreitung unverbürgter Gerüchte gefährdet, c) wenn derselbe der Sittlichkeit durch Reiz und Verführung zu Wollust und Laster gefährlich ist. 4) Wenn Staatsdiener Vorträge oder sonstige Arbeiten über Gegenstände, die denselben in ihrem Geschäftskreise übertragen sind, ferners statistische Notizen, Verhandlungen, Urkunden und sonstige Nachrichten, zu deren Kenntniß sie nur durch ihre Dienstverhältnisse kommen konnten, ohne Beibringung der nach §. 3 des Edictes über die

Freiheit der Presse erforderlichen besondern Erlaubniß dem Drucke übergeben."

Es ist klar, daß Artikeln, die unter die Fälle No. 2) 3) 4) gehören, jeder gewissenhafte Redacteur die Aufnahme versagen würde; was No. 1) betrifft, so würde ein solcher auch dabei mit Voesicht zu Werke gehen; aber ein Verbot aller nicht officiellen Aeußerungen schließt offenbar auch die Mittheilung des Allerunverfänglichsten aus, und erinnert, was es gewiß gerade in Baiern nicht soll, an eine orientalische Scheu hinsichtlich aller Avatars der irdischen Majestät. Wenn aber eine solche Scheu alles Nichtofficielle aus den Tageblättern verbannt, so steht zu befürchten, daß die tausendzüngige Klatscherei nur um so thätiger sein wird.

"§. 5. Die Bekanntmachung von bloß erzählenden Berichten über die Verhandlung der Kammer der Abgeordneten soll auf keine Weise gehemmt oder erschwert werden, insofern nicht offenbare Unwahrheiten oder Entstellungen darin enthalten sind. Raisonnements weeden nach den vorhergehenden §§. behandelt. Von der Bekanntmachung sind jedoch solche Persönlichkeiten, unanständige und beleidigende Ausdrücke und persönliche Ausfälle gegen den Monarchen, die königliche Familie oder die einzelnen Mitglieder der Kammer auszunehmen, wegen deren der Redner nach Tit. II. §. 21 des Edictes über die Ständeversammlung von dem Präsidenten der Kammer zur Ordnung verwiesen woiden ist."

Wo ist hier die Controle für den Präsidenten der Kammer? Er ruft zur Ordnung, und unterdrückt dadurch nach Belieben jede Aeußeeung eines Repräsentanten, von welcher ee nicht wünscht, daß sie zur Kunde der Nation oder des Monarchen komme. Die öffentliche Bekanntmachung einer unwürdigen Aeußerung hingegen schärft die Strafe für Den, der sich Ungebührliches erlaubt haben könnte, und entkräftet das Gefährliche, das in einem unbedachten Worte liegen mochte.

"§. 6. Berichten über die in den Sitzungen der Landräthe nach §. 28 des Gesetzes vom 15. August 1828 zu führenden besondern Protocolle ist der Deuck erst dann zu bewilligen, wenn die nach §. 29 des nämlichen Gesetzes erforderliche königliche Genehmigung zur Bekanntmachung der Protocolle erfolgt ist.

"§. 7. Den Censoren ist untersagt, die freimüthige Aeußerung von Meinungen, Ansichten und Urtheilen über die von den Staatsministerien und andern verantwortlichen Stellen und Behörden ausgehenden Anordnungen und Verfügungen, und über das amtliche Wirken derselben zu hindeen, so lange nicht dadurch iegend ein bestehendes Gesetz übeetreten wird, und insbesondere der ausgesprochene Tadel in Schmähung ausartet.

"§. 8. Bei der Bekanntmachung von Aufsätzen, in welchen öffentliche Behörden oder einzelne Staatsdiener pflichtwidriger Handlungen beschuldigt weeden, sind die Beschuldigten vollständig zu benennen. Die Censuebehörde hat den Druck zu untersagen, wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist."

Die beiden letzten Paragraphen sind von der Art, daß jeder Feeund der Preßfreiheit sich derselben erfreuen wird. Ein Angriff im Dunkeln ist nue verächtlich; kann ein Preßgesetz ihn verhindern, so ist es gut; wenn nicht, so wird die öffentliche Meinung ihn richten.

"§. 9. Nichtpolitischen und nichtstatistischen Artikeln, durch deren Bekanntmachung ein rechtswidriger Angriff gegen die Ehre einer Privatperson, dieselbe mag ausdrücklich genannt oder nur bezeichnet sein, gemacht werden würde, darf zwar die Aufnahme nicht versagt — es soll aber von solchen der betreffenden Person wo möglich noch so zeitig Nacheicht gegeben werden, daß sich diese mit Erfolg des in der dritten Beilage zur Verfassungsurkunde §. 10 Absch. II. gegebenen Rechtes bedienen könne."

Die Ausnahme nichtpolitischer und nichtstatistischer Aufsätze von der Censur legt ein Veetrauen zu der Gewissenhaftigkeit der Redactionen an den Tag, das mit dem Mißtrauen, welches in der ganzen Censureineichtung liegt, nicht leicht zu vereinigen scheint. Wird nichts Censurwidriges in anscheinend unverfänglichen Artikeln eingeschmuggelt weeden? Ein Peeßgesetz wüede das Strafbare erreichen; eine Veroednung, wie die vorliegende, wird es nicht in allen Fällen verhindern können; denn die geschmähte Person kann in Nürnberg wohnen, und das Unglück in München geschehen sein, ehe die dem Censor zur Pflicht gemachte Denunciation zu ihrer Kunde gelangen kann.

"§. 10. Die Censutbehörden sind verbunden a) jede zur Durchsicht vorgelegte Zeitschrift ohne Verzug zu censiren, b) jedem Absteiche die Motive, das Gesetz und den §. der gegenwäetigen Instruction, auf welche die Versagung des Drukkes sich gründet, deutlich beizufügen. Dieselben haben sich dabei jeder Veränderung der gestrichenen Stellen zu enthalten."

Durch diesen Paragraphen soll die Willkür der Censur beschränkt werden. Wenn solche Vorsichtsmaaßregeln von Seiten der Regierung nothwendig eekannt werden, was liegt nicht alles in dem Zugeständniß!

"§. 11. Die Censur ist: a) in den Kreishauptstädten von Unseem Geneealcommissaie oder von einem duech diesen unter eigener Verantwortlichkeit damit zu beauftragenden Regierungsmitgliede, b) in jenen Städten, in welchen ein Stadtcommissair aufgestellt ist, von diesem, c) an den übrigen Orten von dem Land- oder Herrschaftsrichter zu führen. Unserm Staatsministerium des Innern bleibt vorbehalten, die Censur der in Unserer Haupt- und Residenzstadt erscheinenden Zeitungen oder sonstigen periodischen Schriften, politischen oder statistischen Inhalts, in einzelnen Fällen einem Ministerialeathe zu übertragen.

"§. 12. Gegen die Verfügungen der Censur findet Beschwerde an die vorgesetzte Stelle statt, welche dieselbe schleunig zu erledigen hat.

"§. 13. Den Herausgebern solcher Zeitungen und periodischen Schriften ist untersagt, die durch das Streichen der Censurbehörde entstehenden Lücken bei dem Drucke des Blattes oder Heftes offen zu lassen."

Ist nun durch diese Verordnung das Problem von der "besten Censur" gelöset? Wir möchten es nicht unbedingt behaupten; aber wir finden ihre Erscheinung in hohem Geade beruhigend, als eine Bürgschaft wider die Verläumdung, daß die deutschen Regierungen die Oeffentlichkeit fürchten oder hassen.

"Un jour tout sera bien, voilà notre espérance;
Tout est bien aujourd'hui, voilà l'illusion!"

L. Wächter's Vorlesungen.

Unsre Hamburgischen Leser werden uns Dank wissen, wenn wir sie auf die Vorlesungen von Leonhard Wächter über Hambueg's Geschichte (mit besonderer Rücksicht auf die Handelsverhältnisse) aufmerksam machen, welche so eben ihren Anfang genommen haben. Daß Veit Weber's eigenthümlich kräftige Sprache auch im Vortrag dieser "Lehren der Vorzeit" sich nicht verläugnen weede, dafür bürgt des Mannes schon im verflossenen Jahehundette begründeter Schriftstellerruhm, und seinen Zuhörern insbesondre der Curs des letzt vergangenen Winters. — Die eeste Vorlesung des diesjährigen Cursus entwickelte die ersten Veranlassungen der Snitger und Jastram'schen Unruhen (1686). Die Schilderung dieser stürmisch bewegten Zeit, die nach den im Archiv vorhandenen Ueknnden dargestellt weeden soll, ward eingeleitet mit bedeutsam waenenden Worten voe dem unseligen "Spiel auf der Trommel mit Würfeln fremder Währung."

Die Vorlesungen werden in der Böesen-Halle Montags und Mittwochs von 1½ bis 2½ Uhr foetgesetzt werden.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.



Kritische Blätter der Börsen-Halle.

34. Hamburg. Montag, den 21. Februar. **1831.**

Inhalt.

Forum der Journalliteratur. Eine antikritische Quartalschrift. Ersten Bandes erstes Heft. Berlin, 1831. Logier. 148 S. 8.

Der jugendliche Autor, der hier seine Sporen verdienen will, ist sicherlich nicht ohne Talent, und seine Tendenz ist ehrenwerth. In solchen Fällen würde es der Kritik unwürdig sein, sich der leichten Form der Persiflage zu bedienen, so muthwillig auch des Autor's Manier sie herauszufordern scheint.

Zuvörderst bedarf der Titel eines Commentars. Denn bis dahin hat die Unklarheit, an der er laborirt, den Verf. verfolgt. Was er bezweckt, ist eine Revision des deutschen Journalwesens. Sein Rechtsgefühl, und ein gewisser wissenschaftlicher Sinn, der selbst in seinen barocken und etwas hochtrabenden Aeußerungen sich nicht verläugnet, hat ihn belehrt, wie schlecht es damit bestellt ist. Er will sichten, strafen, fördern, wo es Noth thut. Wie er es angreifen will, darüber ist er sich nicht sehr klar geworden. Die einzige tangible und praktische Seite seines Plans ist diese: er will Antikritiken aufnehmen, von wem sie kommen, und gegen wen sie gerichtet sein mögen; sie müssen aber weder zu lang noch zu breit sein, und außerdem, wie er andeutet, auch einigermaaßen anständig geschrieben. Diese Absicht ist ganz löblich; aber wir zweifeln, ob sie sehr förderlich sein wird. Wie grundschlecht heutzutage gar häufig, und namentlich in den Literaturzeitungen, recensirt wird, wissen wir Alle. Aber es fruchtet nichts, darüber viele Worte zu machen. Das einzige vernünftige Mittel dagegen ist, man muß das Seinige thun, um besser zu recensiren; oder, wenn man dazu nicht Zeit oder Lust hat, so muß man soviel als möglich selbst lesen und selbst denken; das wird nützlicher sein, als antikritische Quartalschriften oder kritische Blätter zu lesen, so angenehm das Eine auch dem Verf., und das Andre uns selbst sein mag. —

Das erste Heft enthält vier Artikel. Die Ueberschrift, und der Eingang des ersten, so abschreckend sie auch sein mögen, gehören nur der unglücklichen Manier des Verfassers an. Sie werden unser Urtheil rechtfertigen, wenn wir behaupten, daß der Verf. seinen Zweck durchaus verfehlen wird, wenn er so zu schreiben fortfährt: "Emanation des Objects aus dem Subject.

"Wer zum Erstenmale seines Herzens Geist und Empfindung auf todter Lettern bleierner Erstarrung hinausfahren läßt in die Welt, kann man es ihm verargen, wenn er des Fahrzeugs schwache Segel vom lebendigen Odem seines Jugenddranges möchte durchfluthet sehn? wenn er durch die schwarz verkohlten Staben die Gluth seiner Begeisterung möchte durchfunkeln lassen, und, ehe er auf sandiger Seichtigkeit scheitert, lieber das Takelwerk den Flammen preisgiebt, und vor den Strandbewohnern einmal wieder das Trauerspiel aufführt vom unglückhaften Schiff des fahrenden Schülers, wie's jämmerlich untergeht auf flachen Gewässern? Merk's, lieber Leser, was der unendlichen Wehmuth thränenreicher Quell ist, daß das Wärme bindende, Phönixflammen entzündende Insich des einigen Gemüths durch der Negation tiefmystisches Medium in des seichtfeuchten Publicums salzloswässriges Außersich geräth. Und wer mag's unserer Jugend anrechnen, daß ihrer Zeitlichkeit Anfang nicht etwas vom Humor Abgestandenes ist, daß vielmehr im überschwänglichen Gefühl, endlich auf die Beine gekommen zu sein, der Springinsfeld von seinem ersten Sprung das Datum der neuen Zeit rechnen möchte!" —

Der Fortgang des Artikels, der durch einen so fatalen Parenthyrsus eingeläutet wird, enthält die Ansichten des Verf. über die bestehenden kritischen Institute. Eine charakteristische Stelle verräth die gänzliche Unbekanntschaft des Verfassers mit der englischen sowohl als der französischen Journalistik. Er wird wohl thun, sich einige Einsicht dieser Art zu erwerben; denn mit seiner gegenwärtigen Richtung wird er durch das Schiefe seines Urtheils seinem eigenen Zweck im Wege stehen, und auch dasjenige, was an seinen Bemerkungen Gegründetes ist, wird den Bedürfnissen der Zeit und dem Geschmack der Lesewelt nicht genügen. Die Stelle, die wir meinen, lautet, wie folgt: —

"Unsere kritischen Hauptinstitute gründen sich auf achtbare Bedürfnisse, insofern sie an höhere Anstalten, denen die Fortpflanzung sowie Erweiterung des Wissens übertragen ist, sich anknüpfen: und wie gefährlich es sein mag, so darf man doch hier unbedingt fodern, daß ein solches Institut einer einigen Idee huldige, ihren als Norm aufgestellten Ansichten treu bleibe und als deren Geschichte somit einmal in späterer Zeit angesehen wird. In dieser Hinsicht sind die Berliner Jahrbücher der Kritik eine würdige Erscheinung neuerer Zeit, und dürfen sie mit andern gleichfalls an Hochschulen sich anknüpfenden Organen jede Vergleichung nicht nur aushalten, sondern gänzlich abweisen. Zugleich glaub' ich, daß durch sie dem Ziele wird näher gearbeitet werden, daß allmählig die schädlichen Gegensätze zwischen Fachgelehrsamkeit und sogenannter Popularität aufgehoben werden, nicht etwa durch eine chemische Rectification, die nur Ungesundes aus Ungesundem zu Tage fördern würde, sondern durch die eine Sprache wahrer Wissenschaftlichkeit; ein Glaube, der bei dem bekannten Geschrei über Unverständlichkeit der jenen Jahrbüchern zum Grunde liegenden Philosophie zumeist denen parador klingen wird, die nicht zugeben wollen, daß bis jetzt noch nicht Alle berufen sind. Es ist wahr, daß in Frankreich zumal ein gewisses Raisonnement den Autor und das Publicum nahe bringt, doch müssen wir immer ein wenig Mehr erwarten, selbst von der durch Vermittlung herauszuhebenden Classe. Und im Grunde ist auch das Bedürfniß der Popularisirung sehr zu trennen von der Vermittlung der Fachgelehrten untereinander und der Gebildeten überhaupt: und bei dem Allen möge man bedenken, daß bei der Aufklärung und Verständlichung der wahren deutschen Philosophie der Hauptsatz vom Begreifenden und Begriffenen nicht vergessen werden darf. Darin aber stimm' ich jenen Fodernden bei, daß Denen endlich einmal die Wege mögen versperrt werden, die sich einbilden aus tiefen Schachten stets neue Schätze heranzufahren, und uns doch Nichts zuführen als den ewig alten Schutt längst vermoderter Gebäude, um damit Nichts wieder aufzubauen, als Hütten, die in sich schon wieder zusammensinken. Darum haben auch jene Jahrbücher dem philologischen Elemente bis jetzt nur wenig gehuldigt, und in dieser Hinsicht noch nicht so Klägliches gegeben, wie zuweilen die Hallische Literaturzei-

tung, die uns Blicke in Collectaneenrumpelkammern hat thun lassen, bei denen uns schauderte."

Die Abneigung gegen das philosophische Unwesen, und die Behauptung, daß ein Journal eine Farbe tragen müsse, sind durchaus gegründet. In England nehmen die einflußreichsten Journale, die sich mit der Literatur im Allgemeinen beschäftigen, ihre Farbe von einer politischen Partei; die theologischen von einer kirchlichen; die medicinischen von einer Faction. In Frankreich wiederholt sich dieselbe Abtheilung; es tritt aber die scharf abgesonderte Spaltung der classischen und der romantischen Schule hinzu, um der literarischen Kritik eine Färbung zu geben. Von nicht eingestandenen Motiven dominirt in England hauptsächlich der Einfluß der Buchhändler, in Frankreich der Einfluß der Coterieen. Es giebt kein Uebel im Gefolge dieser Parteiungen, das nicht in der deutschen Journalistik sich wiederfindet. Die Vorzüge der fremden Journalistik aber sucht man vergebens in unsern bedeutendsten kritischen Instituten, so wie sie sind. In England weiß jeder Redacteur, daß man dem Publicum nichts bieten darf, was nicht in einer allgemein verständlichen Sprache, und in einer interessanten Manier vorgetragen ist. In Deutschland fängt das Publicum an, einzusehen, daß es dieselben Anforderungen zu machen berechtigt ist. Es wird dahin kommen, daß Jeder, der vor dem größeren Publikum auftreten will, und sich der Schulsprache nicht enthalten, sondern von der "Emanation des Objects aus dem Subject" und dergleichen schönen Dingen reden will, unfehlbar ausgepocht werden wird. Es muß dahin kommen. Gebildete Geschäftsmänner, und gebildete Frauen, haben aufgehört, von dem heillosen Abracadabra etwas Gutes zu erwarten. Wer sich nicht so auszudrücken weiß, daß man ihn verstehen kann, ohne ein philosophisches Wörterbuch nachzuschlagen, der muß es lernen, oder muß darauf verzichten, von den Gebildeten gehört zu werden.

Wenn daher eine Schule, wie z. B. die Hegel'sche, ein kritisches Institut gründet, das ihrer "Idee huldigt", so ist das recht und billig, und wird für den künftigen Geschichtschreiber der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts ungemein interessant sein. Wenn aber die Hegel'sche Schule uns Andern, die wir weit entfernt sind, an eine so weitaussehende historische Arbeit zu denken, etwas zu sagen hat; wenn sie auf ihre Zeitgenossen einwirken, und das Publicum durch ihre Resultate belehren will, so wird sie sich bequemen müssen, ihrer Terminologie den Abschied zu geben. Denn, wenn wir auch vielleicht den Vorkenntnissen, welche sie verlangt, nicht so ganz fremd sein sollten, wir können doch erwarten, daß sie auf diese Vorkenntnisse, die wir uns zufälliger Weise erworben haben mögen — semper aliquid haeret — sich keine Rechnung macht. Niemand darf erwarten, Credit zu finden, bloß deßwegen, weil er sehr schwer zu verstehen ist. Die Zeit ist vorüber, da man in der Dunkelheit die Tiefe zu ahnen glaubte. Das Tiefste ist auch das Klarste. Es ist ein Mangel der Denkkraft, oder eine Vernachlässigung des Ausdrucks, wenn man nicht anders raisonniren kann, als in einem wunderlichen Jargon. Wenn die ersten Schriftsteller der Nation den Berliner Jahrbüchern sich angeschlossen haben, so war es nicht, um verdunkeln zu helfen, sondern um aufzuklären. Es war auch nicht, um ihre Adhäsion zu den Principien oder der Manier der Hegel'schen Schule zu erkennen zu geben; sondern weil die meisten andern kritischen Institute unbeschreiblich schlecht, und doch nicht populär waren, während das neue Journal auf Popularität zwar keinen Anspruch machte, aber einen höchst achtungswerthen Charakter in seiner Ausführung zu bewähren versprach. Manche der ausgezeichnetsten Mitarbeiter haben es anderwärts, und in den Jahrbüchern selbst bewiesen, daß sie es nicht unter ihrer Würde, noch unter ihrem Vermögen halten, einen für alle Gebildeten anziehenden Ton zu wählen. Popularität, im engern Sinn, und ein glänzender Erfolg, mag nicht in der Ambition der Unternehmer des Institutes liegen; Niemand wird es ihnen verdenken. Aber Nützlichkeit, und derjenige Einfluß, der auf den weitesten Kreis belebend einwirkt, sollte die Ambition jedes Schriftstellers ausmachen, der nicht in unverständigem Dünkel die Bewunderung der Nichtverstehenden vorzieht — eine Bewunderung, die man auch den Künsten reisender Gaukler und Taschenspieler nicht versagt. Das Institut der Berliner Jahrbücher, das jetzt schon, was den Charakter der Wissenschaftlichkeit betrifft, jede Vergleichung allerdings "nicht nur aushalten, sondern abweisen" darf, könnte der ächten Würde der Kritik noch weit mehr genügen, wenn die Wortführer sich entschließen wollten, uns den Lichtkern ihrer Wissenschaft zu zeigen, ohne den abenteuerlichen Schweif der Terminologie. Wenn diese Schule bemüht wäre, durch ein andres Organ dem gebildeten Publicum ihre Resultate mitzutheilen, so ließe die ausschließliche Bestimmung der Jahrbücher für das wissenschaftliche sich noch erklären. Aber so bleibt es ein dem Ausländer unbegreifliches Schauspiel — daß nämlich das anerkannt erste kritische Journal in Deutschland die wenigsten Leser zähle.

Merkwürdig ist die Erscheinung, daß in Frankreich seit einigen Jahren eine Partei den Versuch gemacht hat, das Publicum mit unlesbaren Journalartikeln von Zeit zu Zeit zu unterhalten, und daß es ein Hegelianer war, der in seiner Unverständlichkeit sich selbst zwar sehr wohl, den Lesern des Globe aber desto weniger gefiel. Wie weniges Glück in England ein ähnlicher Versuch, in den Händen eines geistreichen Mannes, gemacht hat, das Publicum, nicht durch Hegel'sche, aber doch durch überschwängliche Kritik zu mystificiren, haben wir in einem früheren Artikel (s. Nr. 16 d. Bl.) Gelegenheit gefunden zu bemerken. Der Engländer will ein durch Thatsachen schlagendes Raisonnement; der Franzose ein durch geistreiche Behandlung piquantes; der Deutsche meint, darüber müßte doch wohl die Gründlichkeit und Tiefe verloren gehen. Der Engländer aber, und der Franzose meinen Beide, der Deutsche habe ein bewunderungswürdiges Genie für die Langeweile. —

Nachdem der Verf. das Journalwesen abgefertigt, nimmt er das Heil der Gesammtliteratur in Erwägung.

"Das Einzige, was den alten Wust verdrängen und ein frisches Leben vermitteln kann, ist die Erweckung höherer und allgemeiner Interessen, das allgemeine Festhalten an eine gemeinsame Idee, die würdigere Verhandlungen aufzuregen im Stande ist. Die noch nicht durchweg ersetzten Heroen des ersten Kampfes unsrer Literatur mit dem Ungeschmack der Zeit, jene ihnen gefolgten sogenannten Classiker umfaßten, als sie sich ihrer Aufgabe mehr bewußt zu werden anfingen, mit allseitigem Interesse das ganze Feld der Literatur: während sie ihre Kräfte nicht in zu große Vereinzelung zersplitterten, konnten auch nur Wenige jener üppigen Pflanzen hervorschießen, die überall hin sich verbreiten, wo feste Stämme keinen Schatten werfen und ihnen die Sonnenwärme nicht entziehen. Herder, Lessing, Göthe machten so die Literatur, und ähnliche Genien haben bis zu den letzten Kriegen ihre Kräfte so entwickelt, daß man nicht in Verlegenheit geräth über die Stellen, die man ihnen im Entwickelungsgange unsres geistigen Lebens anweisen muß. Was sie im Einzelnen gedichtet und gesungen haben mögen, ist für diesen Standpunkt untergeordnet; die Universalität ihres Geistes war es, die überall Neues hervorrief, das Alte verdrängte oder berichtigte, und jenen ungeheuren Umschwung, jene beispiellosen Fortschritte bewirkte, die das Ende des vorigen und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts bezeichnen. Ausgestattet mit den gediegensten Kenntnissen, die heute noch von den crassesten Zünftlern anerkannt und geschätzt werden, durften sie nur wie erfahrne Ruthengänger, ihre Wünschelstande anlegen, und unter ihren Händen blinkte ihnen Gold und Edelstein entgegen. Was haben die Schulmeister für ihren

Abgott, das classische Alterthum gethan? hat die Legion Commentare das Eine geleistet, was der tiefpoetische Blick der Schlegele aufgefunden? Durch die einzige, aus dem alleinigen Interesse wahrer Poesie hervorgegangene Unterscheidung zwischen classischem und romantischem Wesen hat sich uns eine freie Aussicht in die weiten Fernen der Geschichte eröffnet; wir sahen ein, daß sie nicht so ein Wechsel irrer und wirrer Atome, sondern nach den ewigen Gesetzen des Geistes harmonisch geordnet wäre."

Man erwartet, daß der Verf. irgend einen praktischen Vorschlag machen werde, der vielleicht durch Vermittelung der Journale, oder durch ein geregeltes Zusammenwirken, dem eingerissenen Verderben entgegentreten möge. Statt dessen aber folgt wiederum eine Tirade, aus welcher klar hervorgeht, daß der Verf. jeder klaren Auffassung der Literaturverhältnisse fremd ist: —

"Diejenigen, denen das Feld genommen ist, haben sich es wieder zu gewinnen, und tröstet uns für jetzt der Trost, daß ein gut gedüngeter Land gesegneter sei und die Früchte besser gedeihen lasse. Die Literatur muß Nationalinteresse werden, und ferner das Band ersetzen, das zerschnitten ist, und durch sie wieder gewoben werden mag nach Gottes Rathschluß: die Untersuchungen und Verhandlungen, denen die Kriege und ihnen gefolgte Bedenklichkeiten ein Ende machten, sollen wieder angeknüpft werden, und in Jedes Brust einen Ort finden, damit wir das Zeichen und die Farbe haben, woran wir uns wiedererkennen. Werden diese Wünsche anerkannt, verlassen wir unsre Höfe, auf denen jedes Kleinste sich immer das Größte dünkt, erkennen wir die Blöße eigner Gerechtigkeit und treten mit Liebe und Treue zusammen: so muß es besser werden im Leben, wo die jetzt verpönten Ansprüche dann anerkannt auftreten, im Christenthum, dann dem reinsten Spiegel unsers Lebens. Daß aber die Literatur lebt, und dieß Leben so und nicht anders, dafür sei dann ein ewiges, stets frisches und munteres Zeugniß im Journalismus, wo der Eine weiß, was des Andern Wunsch und Begehr, wo Dieser Jenen und Jener Diesen versicht. — Möglich, daß durch solche Strebung und Sehnsucht das erreicht wird, was uns genommen gewesen, daß die Stelle uns wiedergegeben wird, die uns gebührt und unsrer würdig ist. Dann aber muß vorerst des Einzelnen Willkür zu Schanden werden an der völligen Annihilirung aller der Hungerleider, die ihr klapperndes Gebein und ihren leeren Hirnschädel, als wär' es Etwas, mit schillerndem Flittergold bedecken. Was sprecht ihr Parthisch und Medisch? und was ihr Elamitisch und wie die aus Mesopotamien? Nur eine Sprache ist es, die der feurigen Engelzungen! Seid ihr Juden oder Judengenossen, Kreter oder Ausländer von Rom? Nur ein Volk giebt es, das auserwählte des Herrn! Warum steigt ihr in die Brunnen, die am Wege stehen für Schafe und Rindvieh und suchet euch zu reinigen, gleich als könnte man Mohren blank waschen? Nur eine Taufe giebt es, die Taufe der Wiedergeburt, nicht aus dem Fleisch, sondern im Geist! Im Geist des Staats? Im Geist der Kirche? Im Geist der Philosophie? — fraget mich nicht, sondern gehet hinaus auf die Berge, wo der Sturm euch fassen mag an allen Ecken und Orten, und Niemand ist, der da weiß, von wannen der Wind kömmt und wohin er fährt! Ich aber weiß, daß ihr mich für einen Narren haltet, und daß die Zahl derer unter euch groß ist, die Nichts kennen, als was sie betastet, Nichts glauben, als was sie selbst gehört haben. In dieser mattherzigen und feigen Zeit, in dieser Zeit des Truges und der Lüge haltet ihr Eure Spinngewebe für dichte Vorhänge, und wollt nicht glauben, daß auch der Vorhang im Tempel zerriß, als man Ihn kreuzigte."

Ob man den Verf. "für einen Narren hält," oder nicht, das kann für das Heil der Gesamtliteratur sehr gleichgültig sein, so lange er sich nicht legitimirt hat, daß er etwas Förderndes über die praktischen Aufgaben vorzubringen hat, welche unsere Zeit beschäftigen, und durch welche für den Augenblick jedes Interesse von geringerem Einfluß, und jede in's Weite führende Speculation zurückgedrängt ist. Was in diesem Augenblick von überwiegendem Interesse, von allgemeinem Einfluß sein soll, das muß in einiger Verbindung stehen mit dem Streben nach freien Institutionen, oder es muß sich erweisen als ein Bildungsmittel, das irgend einen unzweideutigen Zweck der Humanität fördern kann. Es wird nicht leicht eine Untersuchung im Gebiete des Wahren, eine Darstellung des Schönen, dem großen Publicum sich empfehlen, die seine nächsten, von jeder Seite her angeregten Interessen nicht berührt. Die Literatur darf nicht es versuchen, von dieser Berührung sich frei zu halten. Vage Ideen, wie der Verf. sie vorträgt, werden bei aller Vehemenz, mit der er sich geberden mag, keinen Eindruck machen. Er wird sich so wenig, als irgend ein Andrer, entziehen dürfen, in die Reihen zu treten, und das Tagewerk Derjenigen zu theilen, die sich jetzt nicht der Speculation überlassen können. —

Der zweite Aufsatz ist überschrieben "Wolfgang Menzel, und die über ihn ergangenen Urtheile." Der Verf. giebt sich die unnöthige Mühe, einige unbedeutende Tadler dieses so kräftigen als geistreichen Kritikers zu bekämpfen, dessen "deutsche Literatur" er triumphirend dem übrigen Volk der Kritiker vorhält. Er schließt mit einer seltsamen Art von Liebeserklärung für Menzel's Literaturblatt: — "das Ziel und Streben des Herausgebers besteht darin, daß in dem von ihm Ausgehenden das Forum vom Norden aus seinem süddeutschen Mitkämpfer die Hand reiche."

Die dritte Rubrik "Aufgelesenes" (die, wie der Verf. witzig bemerkt, gar nicht an Lesefrüchte erinnern soll, sondern vielmehr nach der Analogie von "Aufgefressenes" gebildet ist) enthält äußerst unbedeutende Bemerkungen über einzelne Journalartikel. Auf diesem Wege wird der Verf. Nichts fördern, und die Journalistik nicht reformiren, selbst wenn er immer Recht haben sollte. Die Animosität aber, die er z. B. gegen die Brockhaus'schen Blätter an den Tag legt, ist wahrhaft antikritischer Natur.

Im Eingang des letzten Artikels bildet der Verf. sich ein, alle Welt rede nur von dem Forum — alle Welt fürchte, verläumde, verfolge das Forum. Er beginnt mit unbändigem Pathos: —

"Unser literarischer Gerichtshof soll kein Vehmgericht sein. Wohl mag das bisher Mitgetheilte solchen Verdacht in schwachen Leuten angeregt haben, und sie werden in der unnöthigen Furcht, bald vor der unterirdischen Hermandad heilige Genossenschaft sich citirt zu sehen, ein gewaltiges Geschrei erheben von mittelalterlicher Zeit und Finsterniß und von den Blutzeichen der drei Mord- und Vehmkreuze. Auch Mancherlei wird in's Volk ausgehen von rother Erde unwegsamer Heimlichkeit, von blutigem Fackelschein und nächtlicher Vermummung. Solcher Meinung offenbarste Widerlegung wird aber unser Bekenntniß abgeben, daß wir zwar möglichst jeden Frevel wider Christliche Lehr und heilige zehn Gebot, wider Landfrieden, Ehre und guten Namen zu rügen gedenken, eben darin aber der Vehme entsagen, daß auch unsre Gerichtsbarkeit sich erstrecken wird auf beide, Weiber und Kinder, so in der Schreiberwelt heutiges Tags viel besagen wollen, nicht weniger auf Juden, die jetzund dem deutschen Wesen genialen Nachdruck zu geben sich mühen, und Heiden, die in der Christenheit allewege noch angetroffen werden. Zudem wär' uns auch die Schöppeneintheilung in Wissende und Unwissende in der That zu anstößig, und dieser einzige Mißstand schon mag die zagenden Unschuldiger beruhigen."

In der That, wir glauben nicht, daß die Beruhigung Noth thut. Der Verf. wird vielleicht selbst, nach Verlauf weniger Jahre, wenn er dem Leben und den näher stehenden Interessen vertrauter geworden, und seine eigenen Kräfte, die wir nicht nach einem verfehlten Versuch beurtheilen möchten, an würdigeren Dingen erprobt haben wird, — zu einer solchen Zeit wird er wohl selbst nicht ohne Lächeln an die Wichtigkeit sich erinnern, mit welcher das Forum sich angekündigt hat.

Neue Lyratöne von Theodor Hell. Zwei Theile. Braunschweig, 1830. Vieweg. 210 S.; 227 S. kl. 8.

Diese niedlichen Bändchen treten im Gewühl der Weltereignisse so unbefangen in die Fremde hinaus, und bringen ein so freundlich Gesicht, daß sie wieder ein freundlich Gesicht finden werden, wo sie hinkommen. In Dresden entstanden, in Braunschweig ausgestattet, werden sie eben nicht dazu dienen, die Behauptung, die sich in einer andern Spalte dieses Blattes findet, zu bekräftigen, daß die Literatur von der Berührung mit den Zeitinteressen sich nicht ganz ferne halten könne. Die Lyratöne mögen denn eine Ausnahme machen. Besser einem willkommenen Gast sein Recht wiederfahren lassen, als selbst immer und ohne Ausnahme Recht haben. —

Gedanken und Empfindung des Augenblicks in gefälliger, weder reichgeschmückter noch vernachlässigter Diction wiederzugeben — dem Genius der flüchtigen Stunde zu opfern — das Idyll des Lebens für seine Freunde zu singen, und den Fremden für Scherz und Ernst den Mitgenuß zu gönnen — eine andre Ambition scheinen die Lyratöne nicht zu kennen; diese werden sie nicht verfehlen. Zwar ließe sich erinnern, daß Manches gedehnt, und der Reim, bald nicht rein genug ist (was in den ernsten Gedichten weniger zu rechtfertigen ist als in den scherzhaften) bald aber zur Härte in der Wortstellung verleitet — aber der Eindruck wird im Ganzen nur selten dadurch gestört werden.

Es sind Töne der Andacht; der Liebe; der Freundschaft; der Mittheilung; der Betrachtung; des Scherzes; und Variationen, die uns hier begegnen. Am befriedigendsten sind die einfachen, gemüthlichen Töne, so wie in der leichten, scherzhaften Manier Manches vorzüglich gelungen ist. Zu den ansprechendsten der ersten Gattung zählen wir das Folgende: —

Glückes Ahnung.

An Louise F* * *.

"Welch einen Himmelsthau
Gossest Du tief in's Herz!
Schlürf' ich ihn dürstend ein,
Bannend den bangen Schmerz,
Daß in der Glorie so
Ganz nun mein Leben steh',
Und ich entgegen froh
Jedem Verhängniß geh'?

Ach! ich verdien' es nicht
Dieses Gefühl, so heiß,
Das mit des Himmels Licht
Tritt in des Lebens Kreis!
Ach! ich verdien' ihn nicht
Dieser Empfindung Glanz,
Der wie die Blumen flicht
Reich in des Lebens Kranz!

Nur was im Herzen ruht,
Will' und Begehr und Sinn,
Wahrlich noch treu und gut!
Bracht' ich dafür ihr hin;
Aber wie schlechter Preis
Für ein so hohes Glück:
Hier nur der Biene Fleiß,
Dort heller Sonnenblick.

Wohl geht das Herz mir auf,
Denk' ich mir all' dieß recht:
Hin durch den Lebenslauf
Rosiges Maigeflecht,
Endlich der Hafen da
Inniger Häuslichkeit,
Den ich verschwunden sah,
Wogend im Meer, so weit.

Und dann erhebt der Blick
Fromm sich zu Gott empor:
Kommt es von Dir das Glück,
Das mir ein Herz erkohr,
Darf ich es nehmen auch,
Wenn es so reich sich giebt?
Ist es Dein ew'ger Hauch,
Daß mich die Reine liebt? —

Und es erfüllt die Brust
Frieden und Hoffnungsstrahl!
Ist sie sich's recht bewußt,
Bleibt es die feste Wahl
Neigt sich ihr Herz mir zu
Dauernd und unverstellt,
Bist ja der Seligste du
In deines Gottes Welt."

Unter den erzählenden Gedichten zeichnet sich der Romanzen-Cyclus aus, in welchem Philippine Welser's Schicksale geschildert sind, und "der Glockenton." Dem letzteren liegt die Erzählung von dem Glockengießer zu Grunde, der von dem Tone seiner liebsten Glocken, bei denen ihm der Meisterguß gelang, sich nicht trennen will, und bei dem Kloster sich anbaut, wo ihr Geläut ihm den Ruf zur Arbeit und zur Ruhe, und einst den Ruf zur letzten Ruhe bringen soll. Aber sein stilles Häuschen wird im Kriege zerstört, das Kloster der Glocken beraubt: —

"Da war ihm erst der letzte Stern
In seiner trüben Nacht verschwunden,
Und fern nun sehnt er sich, nur fern,
Mit tiefen, unheilbaren Wunden,
Und, ein verlass'ner, armer Mann,
Zog er von einem Land zum andern;
Ach! seines Herzens Frieden kann
Er dennoch niemals mehr erwandern.

Zwar horcht an jedem Morgen er
Der Morgenglocken frischen Tönen;
Doch fremd bleibt jetzt der Ton und leer,
Kann nicht den innern Schmerz versöhnen
Und jeden Abend horcht er zwar
Auf ferner Glocken Abendläuten,
Doch fremd und leer der Ton stets war,
Nicht weiß sein Herz ihn auszudeuten.

So immer matter ward sein Gang,
Und weißer wurden seine Locken,
Er zog dahin, die Welt entlang,
Dem Tone nach von seinen Glocken;
Vergebens stets! und über's Meer,
Wie Wandervögel nach dem Süden,
Trieb's vorwärts ihn, zwar hoffnungsleer,
Doch blieb das Grab dem Lebensmüden.

Und Irland's Küste steigt herauf,
Und in des Shannon's stolze Wogen
Nimmt das erfreute Schiff den Lauf,
Und ankert in der Rhede Bogen;
Andrea aber setzt sich still
In eines Kahnes fernstes Ende,
Der nach der Stadt ihn bringen will
Auf sanft bewegtem Elemente.

Und siehe, Limerick erhebt
Sich an des Ufers grünem Sande,
Und Sankt Mariens Kuppel strebt
Hoch aufwärts am belebten Strande;
Er aber sitzt, in sich versenkt,
Am Platze den er sich erkoren,
Er weiß ja wohl, an was er denkt,
Und was für immer ihm verloren. —

Es war ein Abend, warm und mild,
Wie bei des Lenzes sanftem Neigen,
Da mußte wohl der Heimath Bild
Empor in seiner Seele steigen,
Und linder ward der inn're Schmerz,
Das Auge hob sich auf vom Boden,
Und süßer zog ihm in das Herz
Erinnerung an seine Todten.

Die größte Stille hatte leis'
Auf Land und Wasser sich geleget,
Kaum merklich ward im kleinen Kreis
Der Ruder leichter Schlag beweget,
Dem Spiegel glich der breite Strom,
Die Woge zarten Mädchenlocken —
Da hallt es plötzlich laut vom Dom,
Und voll ertönen alle Glocken.

Es ist des Abendläutens Ton
Mit seinen rührenden Gewalten.
In stiller Andacht sinken schon
Die Ruder, bei der Hände Falten,
Ein jeder blickt zur milden Gluth
Die sich am Abendhimmel breitet,
Und gleich dem Schwane auf der Fluth,
Das Schifflein ruhig weiter gleitet.

Andrea aber hört und lauscht,
Und fühlt den Ton zum Herzen dringen,
Ihm ist's, als ob ein Fittig rauscht
Der Engel, welche Frieden bringen,
Und immer mehr versteht sein Herz
Den Ton, und immer lauter, lauter,
Und immer mehr zieht's heimathwärts,
Und immer froher und vertrauter.

Ja, ja, das ist der Feierschall
Von seiner trauten Glocken Munde,
Und Erd' und Himmel überall,
Und Gluth und Fluth giebt ihm die Kunde;
Er hört sie sprechen, deren Wort
In frohsten Tagen ihm erklungen,
Sie spenden Trost ihm hier, wie dort,
Mit ihres Erzes heilgen Zungen.

Und zu dem Himmel fliegt der Blick,
Es faltet sich die Hand zum Beten,
Er sinkt auf seinen Sitz zurück,
Da Heimathsengel zu ihm treten,
Der Heimath, die von diesseits neu
Ihm aufblüht in der Glocken Tönen,

Der Heimath, wo von jenseits treu
Erfüllungen die Hoffnung krönen. —

Und als der frommen Andacht Zoll
Die Schiffer im Gebet gespendet,
Noch von der sanften Rührung voll
Ihr Blick sich zu Andrea wendet,
Und rückgelehnt erblicken sie
Den Wand'rer mit verklärten Mienen,
Und halb gebeuget noch sein Knie,
Als sei ihm Heiliges erschienen;

Und zu dem Dome hingekehrt
Ist das Gesicht, allein geschlossen
Die Augen, gleichsam ungestört
Zu halten, was das Herz genossen, —
Und als sie landen dann am Strand,
Daß er nun trete aus dem Boote,
Ergreifen sie des Pilgers Hand,
Allein — sie ist schon kalt im Tode."

Die Erzählung ist vielleicht etwas zu lang; wir fürchten, unsre Auszüge sind es auch.

Unter den "Tönen des Scherzes" findet sich ein sehr gut durchgeführter Contrast: —

Der mürrische Achtundzwanziger.

"Dank dem Himmel! also heut'
Acht und zwanzig Jahr geworden!
Brauche nun wohl nicht die Zeit
Mehr mit Flittertand zu morden;
Kann nun aus die Tanzschuh' zieh'n
Von dem jungen Volke fliehn,
Und in meiner Tabacksklause
Sitzen recht bequem zu Hause.

Ach! dieß Artigsein und Scherzen
Um der Damen Blumenflur
War mir längst verhaßt im Herzen,
That es nothgedrungen nur.
Ist ja doch nur Müh' und Qual,
Hab's verwünscht schon vielemal
Bin, ein Weib d'raus zu erlesen,
Auch nie recht gemeint gewesen.

Denn was ist am Ende doch,
Häuslichkeit mit dir errungen?
Nichts, als nur ein größ'res Joch,
Neue, stete Huldigungen.
Schwatzt mir nur von Liebe nicht,
Weiß schon, was sie uns verspricht;
Ist nur auch ein mühsam Jagen,
Endlich bleibt nur Mißbehagen.

Nun, Gottlob! galant zu sein
Hört man auf mit acht und zwanzig;
Mögen tausend Mädchen schrei'n,
Nicht mit einer Einzgen tanz' ich.
Im Theater aufzustehn,
Soll mir auch nunmehr vergehn,
Eher will ich Gift verschlingen,
Als den Shawl herbeizubringen."

. . . .

Der heitre Sechziger.

So soll ich schon dem Blüthenleben
Der heitern, unbesorgten Zeit
Den Abschied wider Willen geben,
Weil es die Vorschrift so gebeut?
Soll mich den Greisen zugesellen,
Die fein bedächtig vor Gefahr
Sich Sarg und Grab wohl schon bestellen?
Und — bin doch heut — erst sechzig Jahr!

Was kümmern mich die grauen Härchen,
Ist nur mein Sinn noch rosenroth;
Noch schwärm' ich in den Zaubermährchen,
Wie sie der Jugend Fülle bot.
Hat auch sich hie und da ein Fältchen
Auf Stirn und Wangen eingestellt,
Ich liebe noch die Rosenwäldchen,
Von Luna's Silberschein erhellt."

. . . .

"Und ist's denn solch ein großes Alter,
Die kleine Summe, sechzig Jahr?
Der König David sang den Psalter,
Als er auch nicht viel jünger war.
Und wenn mit achtzig, wie man schreibet,
Die Kindheit wieder stellt sich ein,
Muß, wer in der Metapher bleibet,
Mit sechzig wieder Jüngling sein.

D'rum mag auf dem Geburtstagskuchen
Auch heut' ein Schock von Lichtern stehn,
Ich will's doch weiter noch versuchen,
So vorwärts wie bisher zu gehn.
Und wollt' auch dieser ird'schen Hülle
Der Herbst vergelben all' ihr Grün,
So soll Gefühl, und Geist und Wille,
Doch frisch in ew'ger Jugend blühn."

Ergötzlich ist ein Gedicht, von dem wir einige Strophen hersetzen wollen. Es ist dem Englischen nachgebildet, was wenigstens hätte bemerkt werden dürfen, wenn auch nur, um keinem der Recensenten, mit denen der Verf. Fehde führt, die Freude zu lassen, es zuerst zu bemerken.

"In Spaa, wo man Gesundheit schlürft,
Doch Thorheit auch daneben,
Mußt ich bei einer Landpartie
Den Arm Auroren geben.
Ihr Wangenpaar war Rosen gleich
In Sommers schönster Weihe,
Ihr Auge, wie der Himmel glänzt
In Herbstes Dunkelbläue,
Und wohl schien eine Blume sie
Für kurze Lebensdauer,
Denn halb dacht' an die Sonne sie,
Und halb an Regenschauer.

Ich sprach ihr von Novellen vor,
Von Walter Scott vor Allen,
Ob Freundin sie von Clauren sei,
Ob Cooper ihr gefallen,
Ich sagte, Schade sei's um Hauf,
Doch Tromlitz schreibe fleißig,
Wenn Schefer nur mehr einfach wär',
Und Müllner nicht so beißig,
Ja, ich erzählte ihr sogar,
Was mir mit Tieck begegnet;
Sie sprach: 'Ich liebe Bücher sehr,
Weil jetzt so oft es regnet.'"

. . . .

"War sie Pedantin? — Ich begann
Von Strata, Luftschicht, Gase;
Antikensammlerin? — Ich sprach
Von Kaiser Nero's Nase.
Betschwester? — Salbungsvoll erhob
Ich Jacob Böhm und Mystik;
Gar Dichterin? — Ich lebte ganz
Im Lob der Belletristik;
Politisch? — Ich versuchte schnell
Die feinsten Zeitungskünste.
Vergebens! denn ich hörte nur
Schnee, Hagel, Regen, Dünste.

Die gröbste Schmeichelei schien jetzt
Mir nur die einz'ge Rettung —
Ich brachte mit den Grazien
Sie zärtlich in Verkettung,
Ich wandte alle Mittel an,
Ein sprödes Herz zu rühren,
Sah hoffnungslos zum Himmel auf,
Und ließ selbst Wahnsinn spüren:
Ich neidete das Band dem Arm,
Die Schleifen, die sie zieren;
Und, wenn am heißesten ich's trieb,
So — fand sie's zum Erfrieren.

Ich habe gar nichts auf der Welt,
Und sie — mit zarten Fingern,
Vergiebt ein schönes Rittergut,
Nebst vielen gold'nen Dingern.
Sie knüpfet Börsen, stickt perfekt,
Versteht sich auf die Nadel,
Singt trefflich, tanzt wie Lemiere,
Und reitet ohne Tadel.
Doch wer es wagen will, die Hand
Für immer ihr zu geben,
Der nimmt ein Wetterglas zur Frau,
Und hängt sich selbst daneben."

Der Schluß des Originals (das vor einigen Jahren im New Monthly Magazine erschien) mag hier stehen.

I don't object to wealth or land:
And she will have the giving
Of an extremely pretty hand,
Some thousands, and a living.
She makes silk purses, broiders stools,
Sings sweetly, dances finely,
Paints screens, subscribes to Sunday schools,
And sits a horse divinely.
But to be linked for life to her! —
The desperate man who tried it,
Might marry a Barometer,
And hang himself beside it!

Man sieht aus dieser Probe, was sich auch aus einer Vergleichung der übrigen Strophen ergeben würde, daß die Nachbildung bald mehr, bald weniger glücklich ausgefallen ist. Einige andre kleine Stücke von demselben Verfasser (James Smith) würden nicht minder eine Nachbildung verdienen.

~~~~~~~~~~

Ueber die Verarmung der Städte und des Landmanns und den Verfall der städtischen Gewerbe im nördlichen Deutschland, besonders im Königreich Hannover. Von S. P. Gans, Advocaten in Celle. Braunschweig, 1831. Vieweg.

Es ist bekannt, daß vor einiger Zeit im Hannöverischen eine anonyme Schmähschrift gegen das Ministerium Münster verbreitet worden ist, deren Verf. die Frechheit hatten, sich mit den edelsten Helden und Märtyrern der Wahrheit
~~~~~~~~~~

zu vergleichen, während Feigheit oder böse Absicht ihnen verwehrte, sich zu ihren Behauptungen frei und offen zu bekennen. Zu einer Zeit, da jede Aufreizung der Leidenschaft, jeder unredliche Streich im Dunkeln, in demselben Maaße strafbar ist, in welchem die freimüthige, unverholene Untersuchung bestehender Mißbräuche zur Pflicht wird, ist ein solches Benehmen doppelt verächtlich. Gegen diese Schmähschrift erschien wenige Wochen später eine in ministeriellem Sinn abgefaßte Antwort, die sich eine "actenmäßige Würdigung" nennt, aber den Fehler hat, daß die darin enthaltenen Data ebenfalls durch keinen Namen, als den der Verlagshandlung, verbürgt sind. Diese Art der Widerlegung war höchst unglücklich gewählt, denn man kann erwarten, daß Jeder, der von einer actenmäßigen Darstellung redet, sich auch darüber legitimire, daß ihm der Zugang zu den Acten offen gestanden.

Unter diesen Umständen ist die Erscheinung der vorliegenden Schrift aus Celle besonders erfreulich, und wir eilen, unsre Leser mit den Ansichten des Verfassers über den Grund der Unzufriedenheit, die in Hannover nun endlich den gesetzlichen Weg der Beschwerde gefunden hat, und mit seinen Vorschlägen zur Entfernung derselben bekannt zu machen.

Der Verf. äußert in der Vorrede, er glaube die öffentliche Mittheilung seiner Bemerkungen sowohl der Regierung, als seinen Mitbürgern schuldig zu sein — den Letzteren "indem er sie über die Ursachen ihrer Aufregung in dieser bewegten Zeit aufzuklären, und dadurch sie zu überzeugen sucht, daß Hülfe nur in Ruhe und Frieden, und im Vertrauen auf die Regierung beruhe, und daß durch Aufruhr und Widersetzlichkeit nur eine Verschlimmerung ihrer Lage herbeigeführt werden könne."

Der Mangel einer freien städtischen Verfassung gilt dem Verf. als der erste Grund der vielen Mißbräuche in der Verwaltung, welche das Vermögen der Gemeinden zu Grunde richten, und dem Handel wie dem Gewerbfleiß in ihren Folgen höchst nachtheilig sind. Ein Punkt verdient hier besonders hervorgehoben zu werden: "Die Magisträte*) besetzen sich aus sich selbst. Das ist genug gesagt, um alle übrigen traurigen Erscheinungen zu erklären. Keine Spur von einer freien Wahl der Richter und Verwalter städtischen Vermögens durch die Bürger, wenn man nicht ein hie und da zuweilen der Form wegen aufgeführtes Possenspiel ohne Kraft und Leben eine solche Spur alter freier Verfassung nennen will. Früher wurde ein Richter von der Bürgerschaft frei und selbständig, meistens auf Lebenszeit gewählt; jetzt haben nicht allein des Richteramts, was ihnen nicht einmal durchgängig zukommt, sondern auch der ganzen städtischen Verwaltung die Juristen sich bemächtigt; sie sind es, welche, ohne Kenntniß der städtischen Gewerbe, des städtischen Lebens, des Handels und seiner tausendfältigen Verzweigungen, sich das Regiment darüber und die Verwaltung des städtischen Vermögens und aller vortheilhaften Rechte des Eigenthümers an dem gemeinschaftlichen Eigenthume angemaaßt, und dem Eigenthümer selbst nur die Lasten davon übrig gelassen haben; sie sind es, welche dem Bürger die Wahl seiner Verwalter, seiner Richter, seiner Seelsorger entzogen, ja das Recht sich angeeignet haben, das Eigenthum Anderer zu verwalten, ohne verpflichtet zu sein, dem Eigenthümer Rechnung abzulegen; sie sind es, welche der Gemeinen Säckel zum Lehnsstamm, das Stadtgut zum Rittergut, sich selbst aus Verwaltern zu Gutsherren umgeschaffen, und den Eigenthümer zu ihrem Diener, zu ihrem Unterthanen herabgewürdigt haben. Was Wunder denn, daß es am Ende so kommen mußte, wie es gekommen ist? daß die Regierungen, wenn sie helfen wollten, in den Magisträten theils ihre Gegner, theils Behörden fanden, die, ob der ihnen mangelnden Kenntnisse der Verhältnisse, unfähig waren, ihnen die Mittel der Hülfe an die Hand zu geben? Was Wunder also, daß der Bürger, von einem fressenden Krebse darniedergedrückt, von Leiden gefoltert, deren Quelle er, nach einem seit Jahrhunderten geleisteten Gehorsam, nicht aufzufinden vermag, von etwas anderm als Gewerbsthätigkeit und Betriebsamkeit Hülfe aus der immer mehr um sich greifenden Noth erwartet; daß Lotto's und Lotterien und Lebensversicherungs-Gesellschaften und der Handel mit Staatspapieren blühen, um durch die Entziehung der wenigen Capitale, die noch der Gewerbthätigkeit gewidmet werden, diese ganz darnieder zu drücken? Was Wunder also, daß der so gepeinigte Bürger in Krieg und und Unruhe Belebung des stagnirenden Daseins sucht; daß er blind und taub in Aufruhr gegen die Regierungen sich erhebt, in diesen allein die Quelle seiner Leiden erblickend? Leben sucht er, lebendiges Leben, und ein instinctartiges Gefühl treibt ihn zu Krieg, Unruhen und Aufruhr.

"Wahrlich, es ist nicht übertrieben das Gemälde, wie es eben dargestellt ist; der Zustand der Städte-Verwaltungen, der Bürger, und die inneren Gefühle eines Jeden, der sie kennt, verbürgen die Treue der Darstellung. Schwerlich aber wird Jemand darin eine Milderung zu finden suchen, daß hie und da die Magisträte eine Minorität durch Hinzuziehung von Kaufleuten zu ihrer Körperschaft, oder von sogenannten Männern (vier, sechs, acht, zehn) als formellen Repräsentanten der Bürgerschaft, zu beschaffen suchen. Selbst wenn jene etwas anderes bilden könnten, als eine unerhebliche Minorität, und nicht, wenn sie ihres Lebens einen Augenblick froh werden wollen, allzubald zur Majorität übergehen müßten, selbst wenn diese nicht auf kleinliche Verwaltungen, auf unerhebliche Proceßführungen beschränkt wären, würde dadurch nicht geholfen, sondern durch Darlegung eines Scheins, ohne alle innere Realität, nur geschadet sein. Selbst die geringste Landgemeinde hat das Recht, frei und selbständig ihre Verwalter und ihre Seelsorger zu wählen, und frei und selbständig über die Verwaltung des Gemeindevermögens zu wachen; den Stadtgemeinden aber ist dieses Recht entzogen worden, denn mit Aufrechthaltung dieser Rechte wären freilich jene Resultate nimmer vereinbar gewesen, niemals erreicht worden."

Dazu kömmt "der Schneckengang der Justiz und die Art und Weise der Rechtsverwaltung." Der Verf. redet der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit das Wort — welcher Rechtsgelehrte, dem der praktische Zweck seiner Wissenschaft lieber ist als eine gewisse eingebildete Würde seines Standes, hat es nicht in den neuesten Zeiten gethan? Was er besonders vermißt, sind Handelsgerichte: —

"Raschheit und Schnelligkeit der Justizpflege belebt und giebt Vertrauen, und die Oeffentlichkeit derselben tödtet Chicane, beschämt den Betrug und ist der größte Hebel des Credits, der Seele alles Gewerbes. Langsamkeit und Verworrenheit der Rechtspflege tödtet alles dieses, und im Finstern schleicht der Betrug, und die Chicane, und der Schwindel. Deshalb hat man denn selbst in den Ländern des gemeinen Rechts, wo auch jetzt noch, nach so glänzenden Erfahrungen, man sich von den Vorurtheilen geheimer Justizpflege und der gemeinen deutschen bürgerlichen ordentlichen Proceßordnungen nicht hat los machen können, zum Theil die Nothwendigkeit eines rascheren, einfacheren Ganges der Rechtsverwaltung, und einer Oeffentlichkeit der Rechtspflege wenigstens in Handelssachen eingesehen, und Handelsgerichte, unter Zuziehung sachverständiger Personen als Richter, eingeführt. Hannover kennt diese Institute nicht. Dem gemeinen Irrthume deutscher Justizmänner huldigend, daß der Richter über Thatsachen nothwendig ein studirter Jurist sein müsse, erfolgt der Rechtsspruch auch in Handelssachen nur in dem langsamen, Jahre lang dahin schleppenden Gange des ordentlichen gemeinen Processes, und wird das Urtheil ge-

*) So schreibt der Verf. immer; ob er wohl auch die Apparäte, die Etaäte, die Referäte sagen würde?

fällt von Männern, die voll Gelehrsamkeit in heimischen und ausländischen Rechten, keinen Begriff von der Wesenheit des Gegenstandes haben, über welchen sie ein Urtheil fällen sollen, und zwar eine weitläufige, aber immer nur oberflächliche, Kenntniß von den Thatsachen nur aus Actenstücken schöpfen, denen kein Lebensodem inwohnt, da sie von allem Anfange schon von Beamten instruirt worden, die ob ihrer Bildung die eigentlichen Verhältnisse zu erschauen durchaus unfähig sind. Wie man ein dergleichen Verfahren jemals hat heilbringend finden können, bleibt ein Räthsel; allein daß man es heilbringend gefunden zu haben wähnte, davon giebt die widersinnige Anomalie einen Beweis, daß in den Städten, wo Gewerbtreibende zu der Magistratur hinzugezogen werden, dieselben gerade von dem nützlichsten Kreise ihrer wünschenswerthen Thätigkeit, von der Rechtsprechung in Gewerbsachen, ausgeschlossen sind."

Der zweite Theil der kleinen Schrift beschäftigt sich mit den Ursachen der **Verarmung des Landmanns**. Bei der Auseinandersetzung der schweren, und immer drückender werdenden Lasten ist uns ein Punct aufgefallen, der besonders geeignet gewesen sein mag, durch das Absichtliche der Bedrückung aufzureizen: —

"Die Abgaben der Unterthanen haben sich im Allgemeinen durch die große Erhöhung der Zölle, und die der Domanial-Bauern auf das Doppelte fast dadurch vermehrt, daß man mit der größten Sorgfalt alte, seit Jahrhunderten fast vergessen gewesene Abgaben und Dienste wieder hervorgesucht, und durch eine aus den römischen Rechten hervorgesuchte Rechtslehre unterstützt, Natural-Prästationen, die seit einem Jahrhundert durch geringe Geldzahlungen abgemacht wurden, in natura eingefordert hat. Diese letzte Operation, besonders hinsichtlich der Fleischzehnten, hat den Domanialbauern große Summen an Proceßkosten gekostet, mit welchen sich die Kammer-Anwälde bereichert haben, und froh konnten Diejenigen sein, welche endlich mit einer Erhöhung auf das Doppelte oder Dreifache desjenigen abkamen, was sie früher geleistet hatten. Gutsherren und Geistliche *) haben diese Operation zu vortheilhaft gefunden, um sie nicht nachzuahmen, und dadurch ist die Lage des Landmanns doppelt verschlechtert worden."

Solche Dinge brauchen in einem civilisirten Staate nur zur öffentlichen Kunde gebracht zu werden, um von jeder Regierung, die es gut meint, abgestellt zu werden.

Wir können nicht in die Einzelnheiten der Beschwerden über die dem Hannöverischen Gebiet eigenthümlichen, "Gemeinheitstheilungen" und "Verkoppelungen der Grundstücke" eingehen, und verweisen Diejenigen, die sich für Hannöverische Verhältnisse näher interessiren, auf die kleine Schrift selbst.

In einem Resumé stellt der Verf. seine Vorschläge zur Erledigung einzelner Klagepuncte zusammen, und schließt mit dem Beweis, daß bei der bestehenden Art der Repräsentation die wahren Interessen des Volkes nicht hinlänglich berücksichtigt werden, und seine Beschwerden nicht zur Kenntniß der Regierung kommen konnten. Wir zweifeln nicht, daß die englischen Zeitungen diese Analyse als Seitenstück zu der Zusammensetzung des Parlaments ganz interessant finden werden, und ebensowenig, daß einem Plan der Reform, wenn er so einstimmig, wie in Großbritannien, als Wunsch des Volkes sich bewährt, für die hannöverischen Besitzungen des Königs wenigstens nicht größere Schwierigkeiten sich entgegenstellen werden, als diejenigen waren, die man jenseits des Canals nun überwunden hat: —

"Die **erste Kammer** der Landstände, die überhaupt im Königreiche nur künstlich besteht, da es an einem hohen Adel fehlt, um solche zu constituiren, diese erste Kammer ist zusammengesetzt, aus **drei Standesherren**, **sieben und dreißig Gutsbesitzern**, von denen nur **sechs** nicht in königlichen hohen Aemtern und Diensten stehen, und **zwei Geistlichen**. Ganz eben so bestehet die **zweite Kammer** aus **sechszehn Deputirten** der freien **Gutsbesitzer**, aus **neun und dreißig Deputirten** der **Stifter**, **Klöster** und **Magisträte**, einem Deputirten der Universität Göttingen und einem Deputirten des Consistoriums zu Hannover. Von allen **sieben und funfzig** Deputirten der zweiten Kammer sind nur **funfzehn**, die nicht mittelbar oder unmittelbar in königlichen Diensten stehen. Es ist also eigentlich nur die Regierung in der Ständeversammlung repräsentirt, der Form nach aber sind es allein die **Gutsbesitzer** und die **Magisträte**, da die vier geistlichen Stimmen für nichts zu rechnen sind. Der **Mittelstand** und der **Landmann** sind gar nicht **repräsentirt**: der Mittelstand und der Landmann, auf welchen das Mark und die Kraft des Staates beruhet! So war es ja denn nur eine nothwendige Folge, daß die Beschwerden der Bürger und Bauern nicht zur Sprache kommen konnten, wie dieses auch die Acten der Ständeversammlung nur zu sehr zu Tage legen; nur eine nothwendige Folge, daß selbst das Gute, was die Stände in finanzieller Hinsicht gethan, Tilgung von Landesschulden, dem Lande nicht zum Nutzen hat gereichen können, da die rückgezahlten Capitalien ins Ausland gewandert oder im Handel mit Staats-Papieren angelegt sind; nur eine nothwendige Folge endlich, daß der so gar nicht repräsentirte Bürger- und Bauernstand seine Klagen auf eine so erschütternde Weise der Regierung kund giebt.

"Ohne **freie, selbständige Volks-Repräsentation**, und deren segensreiche Tochter, **Freiheit der Presse**, ohne freie Wahl der städtischen Deputirten aus allen Ständen, ist an keine Wohlfahrt, keine Ruhe des Landes je zu denken; sie ist die Ableiterin aller durchgreifenden Landesbeschwerden, aller Aufstände, sie ist die wahrhafte Begründerin der innern und äußern Kraft der Staaten, der Liebe und der Treue der Unterthanen, sie ist der Anfang und das Ende, das A und O alles öffentlichen Heils und Wohlergehens. So gewiß aber ein Gott über uns Alle wacht, so gewiß das ausgesprochene Wort nicht zum Munde zurückkehrt, sondern fortwirkt für alle Jahrhunderte, so gewiß wird auch für sämmtliche Staaten Europa's diese Herrlichkeit, diese Krone aller Wohlfahrt aufgehen; verhindern kann es keine menschliche Macht, zu verzögern nur noch vermögen es die Regierungen: **aber das wird in Hannover, unter der Regierung des allverehrten, allgeliebten Wilhelm IV., nicht geschehen**, denn zu allgemein hat der Wunsch der Unterthanen dafür sich ausgesprochen, und wann wäre dieser in Hannover je unberücksichtigt geblieben?"

Hamilton und Jacotot.

The History of Little Jack. Mit deutscher Uebersetzung (nach der Hamilton'schen Methode) herausgegeben von **Philipp Orkney Skene**. London, 1830. Koller und Cahlmann. (Auch in Hamburg, Hoffmann und Campe.)

Encyclopédie normale de la méthode Jacotot. Par *M. A. Durietz*, membre de plusieurs sociétés savantes, etc. Paris, 1830. Dureuil. (Dasselbe Werk deutsch von **J. P. Krieger**. Zweibrücken, 1830. Ritter.)

Das Jahrhundert der **Emancipation** scheint auch für den Unterricht verwirklichen zu wollen, was das verflossene vorbereitet hat. Zu

*) So ist dem Verf. ein Pfarrer bekannt, der es vor den Gerichten erstritten hat, daß die Kirchspiels-Eingesessenen statt 200 Thlr., die er jährlich für Schinken bezog, ihm **Vierhundert Schinken** in natura liefern müssen, mit welchem Fleische er denn natürlich Handel treiben muß, da er es sonst verfaulen lassen müßte.
A. d. Verf.

den Gewalten, deren „göttliches Recht" geläugnet, deren Herrschaft beschränkt werden soll, gehört auch die Grammatik. Man behauptet, es lasse sich in Monaten erreichen, wozu man bisher Jahre nöthig zu haben geglaubt. Noch mehr; man verspricht Dasselbe zu leisten, nicht nur ohne Zeitverlust, sondern auch ohne Ueberdruß und Langeweile. Wenn die Sache zu Stande kömmt — und es hat allen Anschein, daß sie zu Stande kommen wird, wenn nicht eine übermächtige Intervention dazwischentritt — was soll aus der gepriesenen Gründlichkeit werden — aus der deutschen Gründlichkeit — und aus allen Denjenigen, welche die Grammatik lehren, die ganze Grammatik, nichts als die Grammatik?

In vollem Ernste: das Aufsehen, das in England die Hamilton'sche, in Frankreich die Jacotot'sche Methode erregt hat, die überraschenden Erfolge, deren beide Methoden sich rühmen, die Aufmerksamkeit, welchen beiden neuerdings in Deutschland geworden ist, berechtigen zu der Erwartung, daß dem Sprachunterricht eine durchgreifende Reform bevorsteht. Es ist uns, von verschiedenen Seiten her, eine Anzahl englischer und französischer Druckschriften zugeschickt worden, die sich auf die bisher gemachten Versuche beziehen. Wir unterziehen uns dem Geschäft einer vergleichenden Darstellung der beiden Methoden um so lieber, da wir in England Gelegenheit gehabt haben, die überraschenden Resultate der Hamilton'schen Manier zu beobachten, und da in diesem Augenblick Herr Durietz, einer der frühesten und verdientesten Anhänger der Jacotot'schen Grundsätze, hier in Hamburg verweilt, und angefangen hat, seine erprobten Erfahrungen bei'm Unterricht in seiner Muttersprache hier anzuwenden*.)

Hamilton und Jacotot stimmen darin überein, daß es unvernünftig ist, den Unterricht in irgend einer Sprache mit der Grammatik anzufangen. Dieser Satz ist nicht neu; er beruht auf der einfachen Erfahrung, daß wir unsre Muttersprache nicht durch die Grammatik erlernt haben; und Männer wie Locke und Condillac, auf deren klares und philosophisches Raisonnement freilich die vornehme deutsche Metaphysik herabsieht, haben längst verlangt, man sollte den Wink der Natur auch bei der Erlernung fremder Sprachen benutzen. Locke redet zunächst vom Lateinlernen. Das Lateinsprechen, meint er, würde am sichersten zum Ziele führen. Weil aber nicht leicht ein Lehrer sich finden würde, der das Latein mit Fertigkeit und Eleganz redet, und weil es Dinge giebt, über die man es besser gar nicht versucht, im Lateinischen sich auszudrücken, so schlägt er einen andern Weg vor, der diesem an Zweckmäßigkeit am nächsten kömmt.

Man müßte, sagt Locke, ein leichtes und unterhaltendes Buch, z. B. die äsopischen Fabeln wählen, die englische Uebersetzung, so wörtlich als möglich, zwischen die Zeilen schreiben, so daß immer ein untenstehendes englisches Wort dem obenstehenden lateinischen entspricht. Das müßte der Schüler wieder und wieder durchlesen, bis er das Lateinische vollkommen versteht. Dann mag er zu einer andern Fabel übergehen, das früher Gelernte aber von Zeit zu Zeit wiederholen.*) Was aber die Grammatik betrifft, so meint Locke, wenn man sie überall lehren wolle, so müsse es sein, wenn der Schüler schon eine gewisse Fertigkeit in der Sprache erlangt habe. Die Grammatik sei nicht gemacht, um eine Sprache sprechen zu lehren. Man möge sie als eine Art Einleitung zur Rhetorik betrachten; offenbar aber setze ein solches Studium schon einen gewissen Grad von Fertigkeit voraus; und so lange man nicht den Zweck im Auge habe, die Sprache von Grund aus kennen zu lernen, und sich ihrer als eines Werkzeugs häufiger mündlicher und schriftlicher Mittheilung zu bedienen, so lange es sich hauptsächlich um's Verstehen handle, sei jenes Studium gänzlich überflüssig. Um eine Sprache zu lesen, wenn man nicht auf kritische Kenntniß Anspruch mache, sei die Beschäftigung mit der Grammatik keineswegs erforderlich.**)

In diesen Sätzen von Locke liegen die Grundzüge der beiden neuen Methoden enthalten. Hamilton hat sie praktisch mit einer Consequenz und mit einem Erfolg ausgeführt, an die vor ihm kein Lehrer auch nur gedacht. Viele haben vor ihm ihre Wahrheit erkannt; Keiner hat die Anwendung zu finden, die Winke des Denkers zu nützen, das Publicum zu überzeugen gewußt. Man kann das Rechte sehr deutlich einsehen, ohne doch seiner Wohlthaten theilhaftig zu werden. Man kann die Wahrheit erkennen, ohne durch sie frei zu werden, oder Andre vom Druck der bekämpften, aber nicht zerstörten Vorurtheile zu befreien. Das ist das Loos des bloßen Theoretikers —

serviet æternum, quia parvo nesciet uti.

Dagegen ist es das Vorrecht des Mannes von praktischem Sinn und von ausdauernder Energie, das oft Gesagte, und vielfach Anerkannte, in's Leben einzuführen.

Ein solches Verdienst ist das von James Hamilton. Wie ihm die Idee zuerst klar geworden, wie er Versuche angestellt, die Neugierigen angelockt, die Prüfenden befriedigt, und trotz einer marktschreierischen Manier den wahren Gehalt seiner verbesserten Methode bewährt, das werden wir nach seiner eigenen Darstellung, und nach den vor uns liegenden Materialien in unserer nächsten Nummer beschreiben.

Jacotot hat noch mehr gethan als Hamilton. Er hat die Selbstthätigkeit des Schülers mehr anzuregen, und einem geistigen Bedürfniß zu begegnen gewußt. Das barocke, wenig Empfehlende seiner eigenen Darstellungen, haben die Umsichtigeren unter seinen Anhängern entfernt. Herrn Durietz aber kömmt das Verdienst zu, die Grundsätze der Methode in einem klaren und ansprechenden Vortrag entwickelt, und auf wenige Sätze zurückgeführt zu haben, deren Richtigkeit auf leichtem und Jedem zugänglichen Weg zu erproben ist. Kein geringes Verdienst, wenn es sich wirklich um Das handelt, was Jacotots Freunde als ihr Ziel bezeichnen — um einen Beitrag zur intellectuellen Emancipation.

*) Hr. Durietz spricht das Englische fertig, und ist, wie wir vernehmen, bereit, Engländern durch das Medium ihrer eigenen Sprache Unterricht im Französischen zu ertheilen. Er hat unter Anderm in Paris im Laufe des vorigen Jahres eine Bearbeitung des ersten Buches von Fenelon's Telemach, und eine englische Phraseologie herausgegeben.

*) Locke on Education p. 74.
**) Locke p. 78.

Dr. A'shers Vorlesungen.

Dr. Asher hat in seinen Vorlesungen (in der Börsen-Halle) die Geschichte der neueren Revolutionen bis zum Ausbruch der französischen herabgeführt. — Am Eingang der letzten Vorlesung ward zuerst die Lage der Dinge in Frankreich erläutert durch die Zusammenstellung der Aeußerung Ludwigs XIV. „*L'état c'est moi!*" mit den Fragen und Antworten, die Sieyes ein Jahrhundert später der Nation vorlegte — Was war der dritte Stand? Nichts! Was will er werden? Etwas! Was soll er sein? Alles! — Darauf ward durch einen äußerst charakteristischen Auszug aus den Memoiren des Herzogs v. Saint-Simon die vorherrschende Gesinnung des Adels anschaulich gemacht, und weiterhin die an Rechtlosigkeit gränzende Lage des Volks geschildert. Endlich ward mit Beziehung auf eine scharfsinnige, im Jahr 1797 zu Paris erschienene Untersuchung, gezeigt, wie man zwischen einer Revolte und einer Revolution, zwischen den zufälligen Veranlassungen der ersteren und den tiefer gegründeten Ursachen der letzteren, unterscheiden müsse. Es ward der Einfluß entwickelt, den die fortschreitende Aufklärung, durch einseitige Verfolgung des Rechtsbegriffs, und durch Auflösung der Bande des Glaubens, auf die Umgestaltung aller geselligen Verhältnisse herbeiführen mußte, und wie selbst der Adel der Aufregung sich anschloß, ohne ihre vernichtenden Folgen zu ahnen. — Wie wir vernehmen, werden diese Vorlesungen später durch den Druck bekannt gemacht werden.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

35. Hamburg. Montag, den 28. Februar. **1831.**

Inhalt.

Gedichte von Adelbert v. Chamisso. Leipzig, 1831. Weidmann. 413 S. 8.

Diese Sammlung giebt, in einem Sinn, wie wenige andre, den Abdruck einer poetischen Individualität. Die Phantasie, die den Peter Schlemihl schuf, verläugnet sich nirgends in diesen Gedichten. So mannichfaltig sie auch sind nach Inhalt und Form, so abenteuerlich sie auch zum Theil erscheinen mögen, die Stimmung, aus der sie hervorgegangen, ist nie eine künstliche. Daher das Gepräge der Wahrheit, das uns selbst dem Seltsamsten versöhnt.

Auffallend könnte man es finden, daß der Dichter, der zugleich Naturfreund und Naturforscher ist, nur so selten, und fast gar nicht, bei der Schilderung von Naturscenen verweilt. Es ist die Menschennatur, die ihn interessirt, mit ihrem Großen, Liebenswürdigen, Herrlichen, aber auch mit ihren Widersprüchen und Verirrungen. Die Darstellungen, die er bald aus der Zeitgeschichte, bald aus der Sage geschöpft, oder auch mit freier Combination erfunden, bringen manchmal so Seltsames, daß man wohl versucht sein könnte, auch in dieser Beziehung bei der Sammlung an Schlemihls Skizzenbuch zu denken. Aber es ist nicht derselbe Schlemihl mehr; er hat eine Heimath gefunden. Er deutet es selbst an, daß er ein Andrer ist durch Verhältnisse und Stimmung — in den drei charakteristischen Liedern, die er unter der Aufschrift "der Dichter" zusammengestellt hat. Das erste ist unter einem nördlichen Breitegrad gesungen, wo früher wohl kaum ein deutsches Lied entstanden sein mag — in der Berringsstraße, im Sommer 1816. Eine klagende Stimme, die um die frühen Freunde und die frühen Lieder trauert —

"Sei still mein Herz, und trage den Verlust,
Sie klangen, sie verhallten in der Zeit;
Mein Lieben und mein Leben sind verhallt,
Mit meinen Liedern, um mich ist es kalt."

Das zweite — bei der Rückkehr (Swinemünde, im Sept. 1818): —

"Heimkehret fernher, aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder,
Und feuchtet deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimath — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge."

Wie ganz anders das dritte Lied (Berlin, 1831): —

"Du, meine liebe deutsche Heimath, hast,
Warum ich bat, und mehr noch mir gegeben;
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eig'ne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheid'ne kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes heiteres reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen." —

Und wenn er dort geklagt hatte, er kehre heim

.... "so wie er ausgegangen,
Ein Kind, vom greisen Alter schon umfangen" —

so singt er dagegen hier: —

"Du siehst mich zweifelnd halb und halb erschrocken
Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind,
Laß' nicht den Schein in Irrthum dich verlocken,
Es ist ja nur des Abends kühler Wind,
Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
Die fast wie Silber anzusehen sind;
Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Rosen, du beschatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
Und windet um die Stirne sich der Kranz,
Und wieget sich mein Haupt an deiner Brust,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz,
Erblühet zum Gesang mein heimlich Meinen,
Und alle meine Lieder sind die deinen.

Ja! Lieder, neue Lieder will ich singen;
Du, meine Muse, lauschest unverwandt,
Und wenn die Weisen dir zum Herzen dringen,
Drückst leise du belohnend mir die Hand;
Laß ungestraft um uns die Kinder springen,
Vielleicht daß sie der Geist der Lieder bannt,
Kein Zwang: es würden mich die Armen dauern,
Sie dürfen nicht um unsre Freude trauern."

Wenn auch manches einzelne Gedicht, für sich betrachtet, als Dissonanz erscheint, wenn die Auffassung von Lebensverhältnissen manchmal zu herbe, und das Gemälde menschlicher Unnatur zu grell hervortritt, so wird man doch in den übrigen Liedern den Grundton des reichen Gemüthes nicht verkennen, in welchem der einzelne Mißklang sich auflöset. —

Die große Mehrzahl dieser Gedichte sind in den Jahren 1821 — 1830 entstanden. Die früheren sind, beinahe ohne Ausnahme, schwächer zu nennen. Unter die schwächeren zählen wir auch den Faust (von 1830), der nur insofern merkwürdig ist, als er darauf hindeutet, daß der Dichter so wenig als andere talentvolle Deutsche, deren Jugend in jenes, oder das vorangegangene Jahrzehend fiel, von dem metaphysischen Paroxysmus unberührt geblieben war. Irren wir, oder war es der Umgang mit Fichte, der den Dichter den philosophischen Interessen näher brachte? Oder fiel seine persönliche Bekanntschaft mit Fichte in eine spätere Periode? Uebrigens ist des Dichters Resultat dem starren Hochmuth der Schule fremd; aber es ist weder neu noch befriedigend; es vernichtet das Problem der Philosophie, anstatt es zu lösen. Faust begehrt von den Geistern zu erfragen, "was Wahrheit sei". Der gute Geist verweigert ihm "jene Frucht, des Todes Frucht"; der böse Geist verspricht sie, als Preis für seine Seele, und verhöhnt den Doctor, nachdem er den Handel eingegangen: —

"Des Glaubens Blume blühte kindlich Dir,
Du hast sie stolz zertreten, forderst Wahrheit.
Wohl! schreckend ruf' ich Dir die Wahrheit zu:
Aus deiner Weisen Widersprüchen strahlt
Sie Dir entgegen, die geahnete:
Der Zweifel ist menschlichen Wissens Gränze,
Es kann der Staubumhüllte nichts erkennen,
Dem Blindgebornen kann kein Licht erscheinen."

Die Moral liegt gar zu flach auf der flachen Hand; um diesen Preis lohnt es nicht, sich dem Bösen zu verschreiben. —

"Frauenliebe und Leben" eröffnet die Reihe der Lieder und lyrisch-epischen Gedichte. Wir geben keine Auszüge; das Publicum kennt diese liebliche Dichtung aus dem letzten Musenalmanach, und man muß durchaus die einzelnen Lieder, aus denen sie besteht, im Zusammenhang lesen. Wenn der Charakter der neuesten Poesie es mit sich bringt, daß das Epos durch aneinander gereihte Romanzen verdrängt wird, so wird man den Untergang der Idylle, als einer eigenen Gattung, ebensowenig bedauern dürfen, wenn solche, und so zarte und innig gefühlte Dichtungen an ihre Stelle treten. Die Tiefe des Gemüths, die in "Frauenliebe und Leben" herrscht, muß für manches entschädigen, was

im Verfolg der Sammlung eher störend und verletzend erscheint — z. B. für den Schwank "das Lied von der Weibertreue", dem wir ganz und gar keinen Geschmack abzugewinnen wissen. Wenn von Schwänken die Rede sein soll, so loben wir uns die "tragische Geschichte"; sie ist unendlich besser, als das voranstehende Lied, mit der Aufschrift "Pech", das, gar nicht zu seinem Vortheil, an Uhland's "Unstern, diesen guten Jungen" erinnert.

Tragische Geschichte.

"'s war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten."

Den "Lauf der Welt" haben wir bereits aus dem Musenalmanach (in No. 12. d. Bl.) mitgetheilt. Eine tragische Geschichte aber ist auch die von Hans Jürgen, dem seine Frau das leidige Trinken mit der Drohung abgewöhnen will, sie werde sich selbst und sein Kind in's Wasser stürzen. Er hat dennoch der Versuchung des goldenen Löwen nicht widerstanden; die Frau, um ihre Drohung wahr zu machen, reißt das Kind aus der Wiege, und eilt dem Weiher zu: —

"Er eilt ihr nach in vollem Lauf,
Ein Plätschern schallt vom Weiher herauf, —
Nur noch die Mutter zu sehen. —
Zurück! das Kind, ich hol' es hervor,
Noch halten's die schwimmenden Tücher empor,
Zurück! genug ist geschehen. —

Er schreit es und springt in das Wasser hinein, —
Das Wasser, das mochte so tief nicht sein,
Die Beute leicht zu erhalten.
Er trägt das Wickelkind im Arm,
Und drückt's an die Brust so innig und warm,
Und steigt aus dem Bade dem kalten. —

"An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!"
Doch mußt du mich nicht so kratzen,
Ein gutes, schönes Kind, allein
Es kratzet doch ganz ungemein;
Was hast denn du für Tatzen? —

Und wie er's näher untersucht,
Erkennt er den schwarzen Kater und flucht,
Den Kater, ihm zum Possen. —
Ach Frau, ach Frau, wo bist denn du? —
Die sitzt zu Hause, die Thür' ist zu,
Die Thüre bleibt verschlossen." —

Aber wie der Dichter das Komische mit eigenthümlichem Humor aufzufassen weiß, so hat er das Ergreifende und Erschütternde, das Herzzerreißende von einigen Situationen mit seltner Kraft dargestellt. Dahin gehört z. B. "die Vergeltung", die die Leser von Kératry's Styndall an einige Ideen dieses geistreichen Romans erinnern wird, durch welche vielleicht auch der erste Entwurf angeregt worden sein mag; "der Graf und der Leibeigene", vielleicht etwas zu sehr in der Manier der Schicksalstragödien gehalten, übrigens eine imposante Variation des alten Thema's von der Ungleichheit unter den Menschen; "des Geiselen Heimkehr", im ächten Balladenton, der dem Verf. so wohl gelingt, und dessen Einfachheit große Wirkung thut; "die Sterbende", in derselben Manier; "der Bettler und sein Hund," ein Gedicht, das bei seinem ersten Erscheinen so viel besprochen ward, und worin die unendliche Bitterkeit des empörten Rechtsgefühls sich Luft macht; "der Invalide im Irrenhaus," der keines Commentars bedarf; und die originelle, wahrhaft grausenerregende Monodie der "Giftmischerin," bei welcher der Inhalt und die beigefügte Jahrszahl (1828) kaum einem Zweifel Raum giebt über das Factum, das der Dichter im Sinne hatte. *)

Unter den Skizzen, zu welchen Vorfälle aus der Zeitgeschichte die Veranlassung gegeben haben, nennen wir noch "des Basken Etchehon's Klage" (1829); "Byron's letzte Liebe" — derselbe Stoff, den Mme. Birch-Pfeiffer in einer Novelle bearbeitet hat —; "Sophia Kondulimo und ihre Kinder," nach Blacquière; und "Chios" eine Darstellung der Gräuelscenen, und der Heldenthat des Kanaris, in einer Reihe von Gedichten — hier der Schluß des ersten: —

Die dem Wütherich zu Willen
Christensklaven hier verladen,
Schnöden Goldesdurst zu stillen,
Sich in Blut und Thränen baden,
Die nach Stambul blut'ge Glieder
Liefern der erschlag'nen Brüder —
Weh' mir! — sind — o Schand' und Spott!
Wage mein Mund es auszusprechen?
Franken sind es, und die Frechen
Nennen Christum ihren Gott.

Und die Pairs von Frankreich haben
Eines hohen Raths gepflogen,
Solcher Schandthat, solchen Knaben
Recht und Berufe zugewogen.
Du — Villele, sollst mir sagen,
Der den Rath zu unterschlagen
Du dich nicht entblödet hast:
Kennst du noch des Schlafes Mächte?
Nicht die Träume meiner Nächte
Tauscht' ich gegen deine Rast!"

Unter den Gedichten vermischten Inhalts feiert eines, mit der Aufschrift "Herein" den Eintritt der verschiedenen Musenfreunde in einen frohen Kreis, der dem neu Eingetretenen immer zum Ehrengruß "den Humpen bringt". Es erscheinen der Tragiker, der Komiker, der Mimiker, der Uebersetzer, der Lyriker, der Maler, der Musiker, und der Leser. Die Inauguralrede des Letzteren, und den Gruß des Chorus, dürfen wir unsern Lesern nicht vorenthalten — bei'm Chorus stimmen die Kritischen Blätter mit ein: —

Ich habe meine Pflichten treu erfüllt,
Genützt, wie ich gesollt; einheimisch dann
Im schönen Dichterlande, hab' ich Ohr
Und Herz dem Zauber eurer Schöpfungen
Gelieh'n, und nicht den oft verschuldeten,
Den schweren Vorwurf über mich geladen,
Daß ich, was besser ungeschrieben wär'
Geblieben, doch geschrieben hätte, nein —
Ich trete kühn in diesen Kreis, es sind
Die Hände mir von Tinte rein geblieben.

Chor.

Herein, herein! du seltenster der Gäste,
Das hast du gut gemacht! :,:|
Er dürfte nicht bei unserm frohen Feste,
Den Humpen ihm gebracht! :,:"

In dem "französischen Lied" und der "goldenen Zeit" wird der gute ehrliche Deutsche geneckt, wie billig: —

"Füllt die Becher bis zum Rand,
Thut, Ihr Freunde, mir Bescheid:
Das befreite Vaterland,
Und die gute gold'ne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt."

Das Gegenstück ist der gräßliche Kanon, mit einem gräßlichen Motto aus Shakspeare: —

"Shall we rouse the night-owl in a catch, that will draw three souls out of one weaver?"

"Das ist die Noth der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Noth!
Das ist die schwere Noth der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Noth!"

"Das Schloß Boncourt" wird man ansprechend finden; es ist das einzige Lied in dieser Sammlung, in welchem auf die fremde, aristokratische Abstammung des Dichters angespielt

*) "Die Sonne bringt es an den Tag" hat uns weniger befriedigt — vielleicht weil uns eines der ergreifendsten Gedichte verwandten Inhalts noch zu frisch in der Erinnerung war. Ob Chamisso wohl "Eugene Aram's dream" kennt, von Thomas Hood? ein Gedicht, das von einem gewaltigen Talente zeugt, das Hood leider an gereimte und ungereimte Witzeleien verschwendet.

wird, und es geschieht hier auf die des Dichters würdigste Weise: —

"Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab,
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt.
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land."

Unter den Nachbildungen sind mehrere sehr gelungene, nach Victor Hugo, de la Vigne, und Andern, und einige nach dem Litthauischen, und Neugriechischen. Unter den lieblichen Liedern von Felicia Hemans, und unter den Gedichten, die Blackwood von Zeit zu Zeit von "Delta" und dem "neuen Pythagoräer" liefert, finden sich manche, denen man eine deutsche Nachbildung in Chamisso's eigenster Manier wünschen möchte. —

Wir gehen zu den Sonnetten und Terzinen über. Die Sonnette "an die Apostolischen" sind mit großem Ernste gedichtet (1821 — 1822): —

"Wo habt Ihr, blöde Thoren, doch den Sinn?
Ihr seht den Saft in alle Zweige steigen,
Und läugnet Euch den Sommer immerhin!"

Und der Schluß des letzten Sonnetts: —

"Es ist hoch an der Zeit, sie auf zu schrecken,
Die taumelnd um den Rand des Abgrunds wallen,
Ob schlafend nicht, dennoch nicht zu erwecken;
O muß die schwache Stimme so verhallen!
Es drohte Euch der Sturz, mir bloß das Schrecken,
Ein Vogel schwingt sich auf, wo Eichen fallen."

Das "Memento" rechtfertigt die Warnung — die Flucht des zehnten Karl's: —

"Und solchem Bilde sinnt der Dichter nach,
Verstummt, von Gunst und Mißgunst gleich entfernt,
Er sinnt und weint, sein Saitenspiel zerbrach.
Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!"

Von den Terzinen ist im Allgemeinen zu rühmen, daß noch kein deutscher Dichter die in ihrer Einfachheit edle, altitalienische Form, bis auf die Eingänge der Reden, und die wiederkehrenden, homerischen Wendungen so sich angeeignet hat. — "Deutsche Barden" eine Fiction, der man das Eigenthümliche nicht absprechen wird. Der Dichter trifft, auf hoher Alpe, einen Sänger, der, in die Gluthen der Sonne starrend, ein Lied von dem neuerstandenen Hellas singt: —

Er schwieg, ich lauschte noch; vortretend sprach
Den Mann ich an mit dargereichter Rechten:
Du deutscher Bard', der sich die Palme brach,
Du siehst mein Aug' von deines Liedes Mächten
Geschmückt noch mit der Thränen Perlenzier,
Und nicht ob meinem Antrag wirst du rechten.
Ich bin ein Deutscher, so wie du, und mir
Entströmet der Gesang aus Herzens Grunde
Um Freiheit, Recht und Glauben, so wie dir.
Die Wildniß bringt uns näher und die Stunde,
Was in der Brust wir tragen und im Schilde:
O reiche mir die Hand zu heil'gem Bunde!
D'rauf er mit Wehmuth lächelnd und mit Milde:
Mich freut in deinem Aug' der Wiederschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.
Doch blicke hier in's off'ne Thal hinein:
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen,
Und Mensch dort unten unter Menschen sein.
Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen;
Du magst mit Lieb' und Haß in's Triebrad greifen,
Und magst, so wie du bist, dich offen zeigen.
Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht zu diesen Höhn zu schweifen.
Blick um uns her, wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern:
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.
Sie sind der Völkerfreiheit feste Mauern,
Und sammeln still die Wolken für das Thal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.
Ich haus' in Sturm und Wolken hier zumal;
Dem dieser Alpen ist mein Schaffen gleich,
Ob aber leidend, ob aus freier Wahl — ?
Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?
Die flücht'ge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, so bald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Baiern."

Es folgen mehrere Phantasien in Hoffmann's Manier; "der Traum"; "das Crucifix", die Künstler-Legende von dem Jüngling, der sich als Modell an's Kreuz schlagen läßt; "die Malerzeichen", etwas unklar, aber zum Theil von tiefem Eindruck; und "die Erscheinung," die gewaltigste dieser Phantasieen.

Sie mag ganz hier stehen: —

Erscheinung.

Die zwölfte Stunde war bei'm Klang der Becher
Und wüstem Treiben schon herangewacht,
Als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finst're Nacht;
Ich hörte durch die Stille wiederhallen
Den eignen Tritt und fernen Ruf der Wacht.
Wie aus den klangreich festerhellten Hallen
In Einsamkeit sich meine Schritte wandten,
Ward ich von seltsam trübem Muth befallen.
Und meinem Hause nah, dem wohlbekannten,
Gewahrt' ich, und ich stand versteinert fast,
Daß hinter meinen Fenstern Lichter brannten.
Ich prüfte zweifelnd eine lange Rast,
Und fragte: macht es nur in mir der Wein?
Wie käm' zu dieser Stunde mir ein Gast?
Ich trat hinzu, und konnte bei dem Schein
Im wohlverschloß'nen Schloß den Schlüssel drehen,
Und öffnete die Thür, und trat hinein.
Und, wie die Blicke nach dem Lichte spähen,
Da ward mir ein Gesicht gar schreckenreich,
Ich sah mich selbst an meinem Pulte stehen.
Ich rief: 'Wer bist du, Spuk'? er rief zugleich:
'Wer stört mich auf in später Geisterstunde?'
Und sah mich an, und ward, wie ich, auch bleich.
Und unermeßlich wollte die Secunde
Sich dehnen, da wir starrend wechselseitig
Uns ansah'n, sprachberaubt mit off'nem Munde.
Und aus beklomm'ner Brust zuerst befreit' ich
Das schnelle Wort: 'du grause Truggestalt,
Entweiche, mache mir den Platz nicht streitig!'
Und er, als Einer, über den Gewalt
Die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
Und scheues Lächeln, sprach erwiedernd: 'Halt!
Ich bin's, du willst es sein; um dieses Kreises,
Des Wahnsinn-droh'nden, Quadratur zu finden,
Bist du der rechte, wie du sagst, beweis' es;
In's Wesenlose will ich dann verschwinden.
Du Spuk, wie du mich nennst, geh'st du das ein,
Und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?'
D'rauf ich entrüstet: 'Ja, so soll es sein!
Es soll mein ächtes Ich sich offenbaren,
Zu Nichts verfließen dessen leerer Schein!'
Und er: 'so laß uns, wer du sei'st, erfahren!'
Und ich: 'ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren;
Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet,
Und nie gefröhnt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch muthig bei'm Erwachen
Das Rechte nur verfocht: — bist du das auch?'
Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
"Der du dich rühmst zu sein, der bin ich nicht.
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.
Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
Ein Heuchler mir und Andern, tief im Herzen
Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.
Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? Wer gab das rechte Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?
Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!'
D'rauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
'Du bist es, bleib', und laß hinweg mich schleichen!'
Und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus."

Unter den übrigen Terzinen finden wir Bisson vor Stampalin (der sich selbst und die Piraten in die Luft sprengte); Riego's letztes Gebet; eine südamericanische Legende, nach

Humboldt; die Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange, im Rathe der Creek-Indianer (die Rede selbst, wie sie in den americanischen Journalen stand, ist erdichtet, die deutschen Blätter haben sie zum Theil als ein Actenstück betrachtet); das Mordthal zwischen New-Orleans und Savannah (etwas Aehnliches findet man in Campbell's Gertrude von Wyoming); zwei corsische Sagen; und Salas y Gomez, nach einem Abenteuer im stillen Meer, auf des Dichters Reise um die Welt.

Der Tod Napoleon's, dramatisch nach Alessandro Manzoni, theilt die Gebrechen der sämmtlichen dramatischen Darstellungen aus der neuesten Zeit. Der Eindruck, den solche Versuche machen, hat eine unglückliche Aehnlichkeit mit dem Eindruck, den man von einem Cabinet von Wachsfiguren mit nach Hause nimmt. Durch die allegorischen Personen wird die Sache um nichts besser.

Angehängt sind ein paar Uebersetzungen aus dem Isländischen und aus der Tonga-Sprache. — Möge der Dichter seine Zusage erfüllen, und noch viele Lieder, neue Lieder, singen!

Hamilton und Jacotot.

(Zweiter Artikel.)

Wenigen unsrer Leser wird es bekannt sein, und Einige wird die Notiz interessiren, daß die erste Scene der Geschichte des Hamilton'schen Systems in Hamburg spielt.

Auf der Neuenburg hatte Hamilton, wie er selbst mit vieler historischer Genauigkeit berichtet, *) im Jahr 1798 ein Haus gekauft um 48000 ℳ Bco. Er wünschte sich mit der Sprache seiner neuen Mitbürger bekannt zu machen; einer seiner Freunde empfahl ihm als deutschen Sprachmeister den General d'Angeli, einen französischen Ausgewanderten, der mehrere Jahre in österreichischen Diensten gestanden hatte. Aber, sagte Hamilton, ich habe den Kopf so voll von andern Dingen, auf die Grammatik kann ich mich nicht einlassen. Aber, erwiederte der General, von der Grammatik soll gar die Rede nicht werden. Hamilton, in Erwartung der Dinge die da kommen sollten, — er verstand etwas Griechisch, Latein, und Französisch, hielt sich also für einen Sprachgelehrten — beschied den General auf den andern Morgen zu sich, begierig, wie es mit seiner Taktik ablaufen würde. D'Angeli brachte ein Anekdotenbuch, übersetzte eine Anekdote, Wort für Wort, so gut es gehen wollte. Hamilton begriff; nur das begriff er nicht, wie er so leicht begreifen konnte. Er nahm ein Dutzend Lehrstunden, und fand sich im Stande, ein leichtes deutsches Buch zu lesen. Er reisete in Geschäften nach Leipzig, und erwarb sich durch beständige Uebung ziemliche Fertigkeit im Lesen und Sprechen.

"Dieß" sagt Hamilton, "ist der Ursprung des Hamilton'schen Systems: aber damals dacht' ich so wenig daran, Sprachlehrer zu werden, als ich jetzt daran denke, fliegen zu wollen."

Vier Jahre darauf etablirte Hamilton sich in Paris, aber nicht als Engländer, sondern als Hamburgischer Bürger. Hermes, nach den Alten der Gott des Sprachverkehrs sowohl als des Waarentausches, *) war seinem Schützling günstig. Er machte bedeutende Geschäfte in englischen Manufacturwaaren, die er, angeblich als ostindische, direct von London im Havre einführte, gegen Erlegung von 2½ Procent. Aber mit dem Bruch des Friedens von Amiens ging Hamilton's mercantilische Laufbahn zu Ende. Er ward mit allen in Frankreich befindlichen Engländern, als Kriegsgefangener zurückgehalten. Die Vorstellungen des Hamburgischen Senats erwirkten zwar, daß er, als Hamburgischer Bürger, einen Augenblick freigegeben, und auf seinem Paß der Beisatz gemacht ward "effacé de la liste des prisonniers de guerre"; aber als geborner Engländer ward er sogleich auf's Neue festgenommen, und bis zum Schluß des Kriegs festgehalten.

Sein Geschäft in Hamburg sowohl als Paris war ruinirt. Im Jahr 1814 reisete er wieder nach England und Holland, fand aber den Stand der Handelswelt gewaltig verändert, und hatte, wie er sagt, "keine Lust, mit fünf und vierzig Jahren wieder als Lehrling anzufangen." Er ging nach America, kaufte ein kleines Gut, 250 Meilen westlich von New York, um dort eine Fabrik von Potasche anzulegen.

So finden wir ihn denn an einem bitterkalten Octobermorgen, (1815) frühe um sieben Uhr, unterwegs nach seinem neuen Asyl. Von Frost geschüttelt, von der Reise erschöpft, überlegt er bei sich selbst die Aussicht auf einen viermonatlichen Winter in der Einöde. Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen; es wird ihm klar, daß es nicht gut ist, in so bitterm Frost Potasche zu fabriciren; daß es besser sein wird, in New York alle Welt französisch zu lehren, nach General d'Angeli's Methode. Er wendet um, sein Führer kann es nicht verstehen, was den plötzlichen Entschluß veranlaßt; nur eine Meile, nur noch eine kleine Meile, seien sie von dem Ort ihrer Bestimmung entfernt. Umsonst; die Methode hat gesiegt.

Wir haben absichtlich das Abenteuerliche nicht verschwiegen, das Hamilton's Bestimmung für den Lehrberuf an sich trägt. Und wenn Hamilton nichts als ein Abenteurer gewesen wäre — was thut es zur Sache? Das Verhältniß seiner Persönlichkeit zu Dem, was er unternommen, ist interessant, weil die Persönlichkeit jedes Entdeckers ein gewisses Interesse weckt; aber wesentlich sind nur die Grundsätze und die Resultate seiner Methode. Wir werden diese dem Verlauf ihrer Entwickelung gemäß, in ihrer Verbindung mit Hamilton's weiteren Schicksalen darstellen.

Hamilton bemerkt ausdrücklich, daß er den Lehrplan keineswegs als eine permanente Beschäftigung, sondern nur als ein pis-aller, gewählt. Es war nur auf eine "Winter-Campagne" damit abgesehen. Das Frühjahr, meinte er, würde schon eine andre Beschäftigung bringen; auf jeden Fall könnte dann der Potaschenplan wieder hervorgesucht werden.

In Frankreich hatte Hamilton mit seinen Kindern, und gelegentlich auch mit Andern, zum Zeitvertreib den Versuch angestellt, nach d'Angeli's Manier zu unterrichten. Er setzte nun seine Gedanken über den Gegenstand auf, und gab das Manuscript einem Geistlichen in New York zum Durchsehen. Dieser ward selbst einer von seinen ersten Schülern. In America gilt das Französische nicht, wie in England, für ein unentbehrliches Bildungsmittel; und so konnte es nicht schwer halten, in New York auch noch andre Männer von Ansehen und Einfluß zu finden, die sich dem neuen Meister anvertrauten, und durch ihre Empfehlung ihm eine Menge von Schülern zuführten. Seine ganze Zeit war in Anspruch genommen; er erhielt von jedem Schüler 1 Dollar für die Stunde; und, sagt er, "ich fing an zu denken, das Schulmeistern sei ein einträglicheres Gewerbe als die Landwirthschaft."

Hamilton legte bei seinen frühesten, wie bei seinen späteren Versuchen, das Evangelium Johannis als Uebersetzungsbuch zu Grunde. Es ist das leichteste Buch, behauptet er, das man in irgend einer Sprache, und in allen Sprachen, antrifft. Er übersetzte, Wort für Wort; anstatt daß von den Schülern, nach der gewöhnlichen Methode verlangt wird, daß sie vermittelst der Grammatik und des Wörterbuchs sich zur Uebersetzung vorbereiten sollen. Statt dieser Vorbereitung forderte er nur fleißige Wiederholung. Bei'm Uebersetzen stellte

*) In seiner letzten kleinen Schrift, die wenige Monate vor seinem Tode erschien. The History, Principles, Practice, and Results of the Hamiltonian System, for the last twelve years &c. By James Hamilton, Manchester, 1829. 70 pp. 8.

*) Ein Freund der Symbolik würde nicht verfehlen, bei dieser Gelegenheit sich mit besondrem Wohlgefallen über die classische Stelle in Platon's Kratylos (408. A.; 28, 64 Fisch.), und die darin enthaltene sonnenklare Anspielung auf den General d'Angeli zu verbreiten.

te die Worte so, wie sie im Englischen gestellt werden; er construirte die Sätze für seine Schüler. Viele derselben waren mit der Grammatik ganz unbekannt. Er wartete nun, bis ihnen in ihren Uebungen die meisten Formen, namentlich die verschiedenen Endungen der Zeitwörter, häufig vorgekommen waren. Auf diese Weise prägte sich ihnen die Bedeutung vieler von diesen Endungen ein, ohne daß sie sich besonders darum bekümmert hätten, sie aus dem Vorhergehenden für das Nachfolgende sich zu abstrahiren. Wenn die erste Hälfte des Cursus vorüber war, gab Hamilton seinen Schülern ein Schema der Zeitwörter, und erläuterte dessen Gebrauch in einigen Lehrstunden. Nun verlangte er, daß sie zu Hause sich üben sollten. In den Lehrstunden ward nun aus dem Englischen in's Französische übersetzt, und auf diese Weise die erste selbstthätige Anwendung des Erlernten versucht. Die französische Uebersetzung war frei, und dem Geist der Sprache angemessen; sie ward niedergeschrieben, und die Regeln der Grammatik wurden erläutert, wie die Gelegenheit sich darbot.

"Im ersten Jahre", berichtet Hamilton, "hatte ich etwa siebenzig Schüler, deren Jeder mir für den Cursus von 24 Stunden 24 Dollars zahlte; mein Entschluß, mein Lebenlang mich dem Sprachunterricht zu widmen, stund fest."

Wie wenig sich Hamilton zur Zeit noch über die Gründe seines Verfahrens klar war, beweiset sein ehrliches Geständniß, daß er erst ein Jahr später in Philadelphia bemerkte, seine Methode sei eigentlich weder mehr noch weniger als eine grammatische Analyse. Nun begann er auch einzusehen, daß man die Uebersetzung so wörtlich machen müsse, wie noch nie eine Uebersetzung, wenigstens niemals eine gedruckte, versucht worden. Da nun Hamilton und seine Anhänger so vielen Werth auf diese beispiellose Wörtlichkeit legen, so wird es nothwendig sein, eine Probe derselben hier anzuführen. Wir wählen den ersten Satz von St. Réal's Verschwörung der Spanier gegen Venedig, nach der Bearbeitung unseres geschätzten Freundes Philip Orkney Skene, der mehr als irgend ein andrer Schriftsteller für die Vervollkommnung und Verbreitung der Methode gethan hat: —

> Le différend de Paul V., et de la
> *The disagreement of Paul V., and of the*
> république de Venise ayant été terminé
> *republic of Venice having been terminated*
> par la France, en conservant au saint
> *by the France, in preserving to the holy*
> siége l' honneur qui lui est dû et aux
> *seat the honour which to it is due and to the*
> Vénitiens la gloire qu' ils meritaient,
> *Venetians the glory which they did deserve,*
> il n' y avait que les Espagnols qui
> *it not there had than the Spaniards who*
> eussent sujet de s' en
> *might have subject of themselves thereof*
> plaindre.
> *to complain.*

Man sieht, es ist hier ganz und gar nicht darum zu thun, daß die englischen Worte im Zusammenhang einen Sinn geben, sondern lediglich darum, daß jedes französische Wort durch ein ganz gleichgeltendes englisches erklärt wird. Man sieht aber auch, daß es dem Lehrer ein Leichtes sein wird, die Bedeutung der Phrasen zu erklären, und so an die Stelle des mit mathematischer Treue aufgenommenen Abrisses ein immer noch ähnliches, aber nur nicht mehr in seinen gröberen Unvollkommenheiten ähnliches Bild zu setzen.

Hamilton pflegte sich sehr zu erbosen, wenn eine Uebersetzung die nicht ganz so wörtlich war wie die seinige, sich doch als eine wörtliche erkündigte. So fuhr er in seinem Grimm sehr unbarmherzig über einen englischen Geistlichen her, der ganz in Locke's Geist eine Uebersetzung des Juvenal verfertigt zu haben glaubte. Die Uebersetzung der ersten Satyre fängt mit den Worten an "Shall I always be", welche den obenstehenden lateinischen "Semper ego" entsprechen sollen. Ebensogut, sagt Hamilton, hätte der Herr "Semper ego" übersetzen können "Shall I always eat beef-steaks"; denn im lateinischen steht von sollen und sein ebensoviel oder ebensowenig als von den Beef-steaks.

Der Vortheil einer wörtlichen Uebersetzung, in Hamilton's Sinn, springt in die Augen, und wird von Niemand in Zweifel gezogen werden, als von den Schulmeistern, von welchen der Gebrauch jeder Uebersetzung verpönt wird.

Ist es der Mühe werth, ein Wort über das Unvernünftige des Grundsatzes zu verlieren, daß man den Schülern den Gebrauch einer Uebersetzung verbieten müsse? "Ihr sollt keine Uebersetzung gebrauchen — es wird Euch sonst zu leicht gemacht." Das heißt, mit andern Worten: "Ihr sollt keine Uebersetzung gebrauchen — denn es könnte sich zutragen, daß Ihr vermittelst einer Uebersetzung in drei Monaten ebensoweit kämet, als jetzt, unter unserer Anleitung, in so vielen Jahren. Es ist unser Aller Vortheil, Euch die Sache so schwer als möglich zu machen. Die Grammatik wird sehr langsam von Euch begriffen, desto besser für uns; desto länger seid Ihr unter unsrer Obhut. Fragt eure Väter, ob sie nicht auch auf dem guten, langsamen, regelrechten, hergebrachten Weg der Grammatik, es am Ende zu Etwas in der Welt gebracht haben. Fragt eure Väter, ob sie nicht mit großer Mühe sich im Wörterbuch Raths erholt haben, und von Pontius zu Pilatus geschickt worden sind. Es hat ihnen nichts geschadet — gar nichts; denn etliche von ihnen sind Amtleute geworden, etliche Handelsleute, etliche aber Professoren.

> Hac arte Pollux et vagus Hercules
> Enisus arces attigit igneas.

Darum füget Euch in die Zucht. Man muß es Euch schwer machen, so lange Ihr jung seid, auf daß es Euch leicht werde, wenn Ihr einmal alt seid und wohlbetagt. Schicket Euch in die Langeweile; die Zeit der Kurzweil wird kommen. Langsam voran, nur langsam voran! Was sollte sonst aus Euch Jungen werden? Was aus uns Sprachmeistern? Darum in's Feuer mit den Uebersetzungen!"

Auf solche Argumente für den hergebrachten Gang der Dinge wissen wir nichts zu erwiedern. Sollte aber eine Rettung desselben durch andere Gründe versucht werden, so werden wir bereit sein, entweder uns durch sie belehren zu lassen, oder sie zu widerlegen.

Uebrigens müsse Keiner glauben, daß es mit einer Hamilton'schen Uebersetzung gethan sei, daß dadurch Grammatik, Wörterbuch, und Lehrer unnütz werden. Man lernt, nicht um zu lernen, sondern um zu verstehen. Eine kleine Anzahl von Lehrstunden nach Hamilton's Manier wird zum Verstehen der Sprache eine große Erleichterung darbieten. Sie wird den fähigen Schüler in den Stand setzen, ohne Mühe sich im Wörterbuch zurechtzufinden, die grammatischen Formen sich durch fernere Uebung, und durch eine zweckmäßige Uebersicht geläufig zu machen, und die Wortfügung der fremden mit der der Muttersprache zu vergleichen. Wo sich Sprachtalent vorfindet, da wird ein Minimum von Anleitung genügen; Hamilton's Anleitung wird auch hier die ersten Schwierigkeiten, nach dem Sprüchworte, die größten, mindern.

Aber Lehrmethoden sind nicht für die Fähigsten, ebensowenig als für die entschieden Stumpfen, sie sind für den Mittelschlag von natürlicher Anlage berechnet. Dieß ist der Kreis, für welchen sie sich wirksam erweisen müssen. Gerade wo weder ausgezeichnete Leichtigkeit, noch ein ausgesprochenes Interesse für die Erlernung einer Sprache vorausgesetzt werden darf, wird Hamilton's Manier Alles entfernen, was das Lernen erschwert oder verleidet.

Wir kehren zu Hamilton zurück. Seine weiteren Schicksale sind minder wesentlich für die Geschichte seiner Methode. Es wird genügen, zu bemerken, daß er in Baltimore, Washington, und Boston mit vielem Glück auftrat, und daß durch mehrere, nicht sehr gemäßigte Angriffe von Seiten der Anhänger des hergebrachten Systems die Aufmerksamkeit des Publicums auf sein Treiben gelenkt wurde, wohin er sich auch wenden mochte. Im Jahr

1823 kam er nach England, und begann in allen Zeitungen Lärm zu schlagen. Seine Annoncen hatten durchaus den Zuschnitt der Placate eines Marktschreiers. In unglaublich kurzer Zeit, im Verlauf von wenigen Wochen, versprach er, einen ganz unwissenden Schüler Französisch, Deutsch, Italienisch, Lateinisch, oder Griechisch zu lehren. Hamilton hatte für seinen Zweck ganz Recht; man muß laut reden, um neben tausend Anderen, und um von Hunderttausenden vernommen zu werden. Man muß mit großen Buchstaben drucken, und wo möglich, mit rothen Buchstaben auf blauem Papier, um im Gedränge der Londoner Straßen den Vorübergehenden zum "Stehen und Lesen" zu reizen. Zu einem ganz ausgezeichnet probeten Mittel nahm Hamilton ferner seine Zuflucht; er garantirte den Erfolg, wie man die Schärfe eines Rasirmessers garantirt, oder die Tugenden einer Nähnadel — "warranted not to cut in the eye." Hamilton hatte Recht; er scheute nicht das Ansehen eines Marktschreiers, und war doch etwas Besseres als ein Marktschreier. Die sechshundert Schüler, die er in achtzehn Monaten in London unterrichtete, oder unterrichten ließ, denn er ging bald mit Andern in Compagnie, und stellte eine Anzahl von Commis an — die sechshundert Schüler konnten es bezeugen, daß vermittelst seiner Methode auch ein sehr mäßiges Talent mit Leichtigkeit der Anfangsgründe einer jeden Sprache durch die mechanisch eingelernte Routine sich bemächtigen wird. Die Fähigeren sahen nicht bloß die Routine, die sie mit den ersten Elementen vertraut machen konnte, sie sahen eine Grundlage, auf der man nur fortbauen durfte, um durch weitere Bemühungen sich der Sprache in einem umfassenderen Sinne zu bemeistern, und um eine bedeutende Reform des Sprachunterrichts, der in einem Sinn, wie wenige andre Unterrichtszweige, "im Argen liegt", herbeizuführen.

Es wurden, auf Veranlassung angesehener und bemittelter Männer, Versuche angestellt mit ganz unwissenden Knaben, die keiner Art von Schulbildung genossen hatten, und bei einer öffentlichen Prüfung war Hamilton selbst der Einzige, dem die Resultate nicht genügten, während die Zuschauer, und unter ihnen einige sehr competente Richter, ihre Erwartungen auf die überraschendste Weise übertroffen sahen. Die Zeitungen verkündeten triumphirend das Resultat der Prüfung; das Edinburgh Review gab einen Artikel über Hamilton's System, der mit einem Male das Ansehen der neuen Methode in England begründete. Dieser Artikel, aus der Feder eines der geistreichsten Mitarbeiter, Sydney Smith (dem die französischen Journale die Ehre angethan haben, ihn mit dem Admiral Sir Sidney Smith zu verwechseln) griff schonungslos, und mit schlagender Satyre das alte Unterrichtssystem an, und entwickelte die Grundzüge des neuen. Weiter geführt ward übrigens die Anwendung der Grundsätze nicht durch diesen Artikel, sondern die einzige Folge war die von Tag zu Tage, trotz alles heftigen Widerspruchs, und aller Versuche sie lächerlich zu machen, wachsende Popularität der Methode.

Unter allen Anhängern der Methode hat Keiner mehr für sie gethan, Keiner ihre wesentlichen Unvollkommenheiten besser eingesehen, als Philip Skene. Er hat zuerst den Uebergang vom Elementarunterricht zu einer freieren, raisonnirenden Behandlung des Sprachmaterials zu vermitteln gesucht.

Seine neuesten Schriften sind, die Bearbeitung des Little Jack, englisch und deutsch; einige Novellen von Angeloni, italienisch und englisch, mit Anleitungen zur Composition; und die Probe einer Anleitung zum fortgesetzten Sprechen und Schreiben, unter dem Titel "Sequel to the Verbal Analysis of the Hamiltonian System. London, 1830. Longman & Co." Der kleine Jack ist englisch und deutsch vollständig abgedruckt, mit einer doppelten Clavis (key), einer wörtlichen Analyse des englischen Originals für Deutsche, und einer andern der freien deutschen Uebersetzung, für Engländer. Die Clavis besteht nicht mehr, wie bei den früheren Arbeiten, in einer Uebersetzung zwischen den Zeilen, sondern es folgt dem englischen Worte immer das entsprechende deutsche: z. B. —

There da was war once einmal a ein poor armer lame lahmer old alter man Mann u. s. w.

Man darf von Skene, der nicht aufhört, sich aus freier Liebe dieser Sache zu widmen, und der kein gewöhnliches Sprachtalent zu dem Geschäft mitbringt, noch bedeutende Verbesserungen einer Methode erwarten, die schon in ihrer jetzigen Gestalt für den ersten Unterricht mehr leistet, als je eine andre zu leisten versucht hat.

Den unterscheidenden Charakter und die Fortbildung des Jacotot'schen Systems werden wir in unsrer nächsten Nummer darstellen.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Hamburg im September 1830. Erstattet von den damaligen Geschäftsführern, J. H. Bartels u. J. C. G. Fricke. Hamburg, 1831. Perthes und Besser.

Dieser längst erwartete amtliche Bericht umfaßt die vorbereitenden Bemühungen der Geschäftsführer, ein nach Ländern geordnetes Verzeichniß der Mitglieder, und ein Tagebuch vom 18. bis zum 25. September. In dem Tagebuch wird über die öffentlichen Versammlungen sowohl als die Sitzungen der Sectionen, über die geselligen Vereine, die Vergnügungen, und gemeinschaftlichen Excursionen der Mitglieder berichtet. Was die öffentlichen Versammlungen betrifft, so werden die Namen der Redner genannt, und der Gegenstand ihrer Vorträge im Allgemeinen bezeichnet; ausführlich mitgetheilt ist nur die Eröffnungsrede des ersten Geschäftsführers, und Tiedemann's Schlußrede. Die Verhandlungen der Sectionen sind, mit wenigen Ausnahmen, ebenso summarisch angedeutet. Für eine ausführlichere Entwickelung wird auf Oken's Isis verwiesen. Vier poetische Ergießungen (darunter eine herzlich schlechte) sind der Länge nach beigedruckt. Angehängt sind lithographirte Facsimile's der Unterschriften sämtlicher Mitglieder.

Wir können uns nicht überzeugen, daß bei Erscheinungen dieser Art Zeit und Stunde ganz gleichgültig sein kann. Daß in der Isis der ausführliche Bericht verspätet erscheint, hat seinen Grund darin, daß eine Bearbeitung für den bestimmten Zweck, und nach einem gleichförmigen Maaßstaab erfordert wird. Ein ähnlicher Grund der Verspätung scheint aber bei dem vorliegenden Bericht nicht statt gefunden zu haben.

Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit einen Vorschlag zu machen, der vielleicht bei den künftigen Versammlungen zum Vortheil der Mitglieder, und des Publicums, das für ihre Arbeiten sich interessirt, ausgeführt werden könnte. Es ließe sich in einem Tagblatt, das vom zweiten Versammlungstage bis zum letzten Morgens frühe ausgegeben würde, über die Verhandlungen des vorhergegangenen Tages Bericht erstatten. Wenn eines der Mitglieder den Bericht über die öffentlichen Sitzungen, und immer ein Sectionsmitglied den Bericht über die Verhandlungen seiner Section ausarbeiten wollte, so ließe sich selbst eine gewisse Vollständigkeit erreichen. Daß nur kurze Zeit erfordert wird, um einen für das Intresse des Augenblicks genügenden Bericht niederzuschreiben und dem Druck zu übergeben, haben diese Blätter bewiesen, und wir hatten die Genugthuung, daß der Versuch, den wir unsern Lesern und den versammelten Fremden schuldig zu sein glaubten, bei aller seiner Unvollkommenheit doch allgemeine Anerkennung gefunden hat. "Bis dat, qui cito dat."

Bibliothek merkwürdiger Criminal- und Rechtsfälle der älteren und neueren Zeiten, und aller civilisirten Völker. Für Leser gebildeter Stände herausgegeben von Th. v. Haupt und Dr. Fr. Heldmann. Zweites Bändchen. Darmstadt, 1830. Leske. 219 S. 8.

Das erste Bändchen haben wie in No. 11. d. Bl. angezeigt: wir müssen im Wesentlichen das dort Gesagte über den Plan der Sammlung wiederholen. Die Herausgeber haben, wie es scheint, noch nicht die Mittel gefunden, etwas Neues, oder für das grössere Publicum besonders Belehrendes für ihre Sammlung zu gewinnen. Castaing's Vergiftungsproceß ist ganz interessant; aber jeder Zeitungsleser kennt ihn. Von englischen Rechtsfällen sind dieses Mal zwei mitgetheilt; aber die Herausgeber haben sie aus dem vorigen Jahrhundert gewählt; eine Straßenräubergeschichte von 1724, und einige Gaunerstreiche des berüchtigten Spitzbuben Price, der, unkenntlich vermummt, falsche Banknoten selbst seinen genauern Bekannten in die Hände zu spielen wußte. Noch zwei wenig bedeutende französische Rechtsfälle, ein Mordversuch in der Gegend von Worms, (von 1826) und die ziemlich gewöhnliche, und schleppend erzählte Geschichte eines Abenteurers, der die Heidelberger beau monde 1804 und wiederum 1810 mystificirte, Geldpackete auf dem Postwagen entwendete, seinem Hauswirth Taback und Zucker, und in Kaufläden allerlei Ellenwaaren zu stehlen pflegte, machen den übrigen äußerst armseligen Inhalt des Bändchens aus. Unbedeutenderes hätten die Herausgeber, bei dem großen Reichthum von Materialien, der jedem Sammler zugänglich ist, in Wahrheit kaum dem Publicum vorlegen können. Schade, daß ein so gut angelegter Plan in so ungeschickte Hände gerathen ist!

Polen. Ein historisch-geographisch-statistisches Taschenbuch für Reisende, Geschäftsmänner und Zeitungsleser. Von L. Freiherrn v. Zedlitz. Mit einer Tabelle. Berlin, 1831. Duncker und Humblot. 126 S. 8.

Zunächst mögen es wohl die Zeitungsleser sein, die von der Arbeit des Verf. Gebrauch machen werden, und denen sie sehr willkommen sein wird; denn es giebt keine Schrift in deutscher Sprache, die mit einer gewissen Vollständigkeit, und doch ohne den Umfang eines Handbuchs zu überschreiten, eine Beschreibung von Polen enthielte.

Vorangeschickt ist eine historische Einleitung, aus der wir den flüchtigen Ueberblick der polnischen Geschichte vor der ersten Theilung ausheben: —

"Die ersten Momente der polnischen Geschichte sind in ein Dunkel gehüllt, welches die kommenden Jahrhunderte nur wenig gelichtet haben. Die Hauptdaten aus der Geschichte der Kindheit der polnischen Nation sind aus den Berichten des Bischofs Kadlubek entlehnt, eines der frühesten Geschichtschreiber Polens. Aber auch alle Uebrigen stimmen damit überein, daß diese tapfre Nation schon in der frühesten Zeit kriegerisch war. Sie ist es durch alle Perioden geblieben, ohne eroberungssüchtig zu werden, immer mehr bedacht auf ihre Erhaltung als auf ihre Vergrößerung; und doch hat die Geschichte der Zeit gelehrt, daß sie bei jenen mit Recht gerühmten Eigenschaften dennoch die erstere verlor, und die Schritte zu ihrem Falle nicht minder rasch als die Schritte zu ihrer Freiheit waren. Die eigene örtliche Lage und die Verhältnisse der Nachbarstaaten haben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über Polen entschieden. Diese Entscheidung wurde besonders auch durch die Religionsstreitigkeiten beschleunigt, welche zwischen den römisch-katholischen und protestantischen Glaubensgenossen (den sogenannten Dissidenten) herrschten. Die christliche Religion fand in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts Eingang in Polen, und die vielen fremden Geistlichen haben früh und spät einen bedeutenden Einfluß auf die Neigungen der Nation geübt; doch erfordert es die Gerechtigkeit hinzuzusetzen, daß sie besonders in manchen Perioden auch sichtbar auf den Geschmack, die Kunst und die Wissenschaften eingewirkt haben. Die letzteren blühten vorzüglich unter dem Könige Sigismund I. und einigen ihm folgenden Regenten. Von diesen Landesfürsten blickte König Johann Casimir klar in die Zukunft, durch seine auf dem Reichstage 1661 gehaltene Rede. Der staatskluge König bezweckte die Ernennung eines Thronfolgers bei Lebzeiten des jedesmaligen Königs. Einzelne Theile dieser Rede bekunden auf eine glänzende Weise die wohldurchdachte Beurtheilung und die genaue Kenntniß, welche dieser Fürst von seiner Nation hatte. Er sagte: 'Ich fürchte bei den jetzt überall eingeführten stehenden Heeren, unser Staat werde über kurz oder lang von den Nachbaren zertheilet werden. Jeder wird lieber einen Theil mit Gewalt nehmen, als das Ganze durch freie Wahl nach bestimmten Gesetzen regieren lassen wollen. Rußland und die Kosacken werden versuchen, sich in Litthauen bis an den Bug und die Narewand auszubreiten, vielleicht gar bis an die Weichsel. Der Churfürst von Brandenburg wird seine Gedanken auf Groß-Polen und einige benachbarte Woiwodschaften richten, und nach unumschränkter Herrschaft über ganz Preußen trachten. Das Haus Oesterreich wird auch nicht still sitzen, sondern sich Krakaus und anderer Oerter bemächtigen u. s. w.' — Daß diese Worte im ächt prophetischen Geiste gesprochen waren, davon geben die Annalen der Weltgeschichte Kunde. Sie eilten der Erfüllung rasch zu, weil die polnische Nation, oder vielmehr der Adel, der allein Rechte hatte, keine Rücksicht auf die warnende Stimme ihres Königs nahm. Auch König Stanislaus Augustus, schon abhängend von dem Scepter Rußlands, aber dennoch im Besitz von großen Staatskräften, rief den Ständen zu: 'Ich zittre für das Vaterland und fürchte, daß es auch um den Namen 'Polen' geschehen sein wird.' — Wenn wir hier in dieser Einleitung nur auf die gegebene Regententafel von Boleslaw III. bis auf Stanislaus Augustus verwiesen, so setzen wir bloß noch hinzu, wie der Druck, unter welchem die oben erwähnten Dissidenten lebten, und der in Folge desselben im Jahre 1766 ausgebrochene blutige Religionskrieg, in welchem selbst das Gebiet der benachbarten Staaten nicht verschont blieb, den ersten Anlaß zur Zersplitterung des Reiches gaben. Rußland, Oesterreich und Preußen traten mit alten Ansprüchen hervor, und machten sie leicht geltend bei einer Nation, in welcher der Keim der innern Zerstörung schon vorhanden war und der innerliche Unfrieden die Staatskräfte zerstörte."

In diesem Augenblick gewinnen die statistischen Data besondres Interesse, namentlich die von dem Verf. angestellte Vergleichung mit Rußland: —

"Da das Gesammt-Areal des europäischen Rußlands auf 68,718 □ Meilen angenommen wird, so ist das Königreich Polen ungefähr der 30. Theil des Czaarthums in Europa. In der Militair-Zeitung wurde kürzlich das Gesammt-Areal Rußlands in Europa auf 72,861 □ Meilen angegeben und Polen mit 2,291 □ Meilen dabei in Anschlag gebracht. Nach dieser Annahme wäre es nur ungefähr der 32. Theil des Ganzen. Vergleichen wie es mit den selbständigen Reichen, so würde es einen Platz in Hinsicht der Größe zwischen Dänemark (2,465 □ Meilen) und beiden Sicilien (1,947) □ Meilen) finden. Es steht also in Hinsicht des Areals zwischen zwei Staaten der zweiten Größe. Dehnen wir diese Parallele auch auf die Volksmenge aus, so ist seine Einwohnerschaft fast so groß wie die von Sardinien 4,180,000, oder wie die von Baiern, die auch über 4,080,000 Seelen beträgt. Werfen wir auch einige Blicke auf die Dichtheit der Bevölkerung, so finden wir, daß im Jahre 1830 ungefähr 1797 Menschen im Königreich Polen auf der □ Meile lebten. Ein

Standpunkt, der es vor Spanien und Portugal und neben Mecklenburg-Schwerin und Oldenburg stellt. Kommen wir noch einmal auf das Verhältniß, in dem es als Provinzial-Abtheilung zu Rußland steht, zurück, dessen Total-Volks-Capital in und außerhalb Europa auf 62,000,000 angenommen wird, so verhält sich die Bevölkerung vom Königreich Polen zu Rußland in seiner größten Ausdehnung wie 1 zu 15½, oder es kommen auf einen Polen mehr als 15 Russen. In Europa aber kommen neun Russen auf einen Polen."

Diesen Bemerkungen folgen noch specielle Angaben über die Vertheilung der Bevölkerung: —

"Ueber die Bevölkerung theilen wir die von dem damaligen Staatsrath und Generaldirector der Forsten, Grafen Plater, gegebene amtliche Tabelle 1827 — 1828 mit.

Provinzen oder Woywodschaften	Menschen.
Krakau	401,359
Sandomir	378,098
Kalisch	572,151
Lublin	473,895
Plock	454,465
Masovien	747,650
Augustowo	475,677
Podlachien	347,360
Summa	3,850,655

Eine spätere Zählung ergab 4,088,289 Köpfe. Es hatte sich in fünf Jahren die Bevölkerung um 383,983 Seelen vermehrt. Von der oben angegebenen Total-Summe bewohnten 887,592 Menschen die Städte und 3,200,697 wohnten auf dem Lande. Am bevölkertsten waren die Provinzial-Abtheilungen Masovien und Kalisch. Am dünnsten war die Bevölkerung von Podlachien. Hier wohnten nur 1,405 Menschen, dort aber 2,088 Menschen auf der □ Meile."

Reisende finden genaue Angaben der Poststationen, Nachweisungen über Münzen, Maaße und Gewichte, und vermischte Notizen über die Art zu reisen. Hier eine Notiz über die Wirthshäuser, die keinen unbedeutenden Zug der Physiognomie eines Landes ausmachen, und von welchen in größeren Städten immer einige namhaft gemacht sind: —

"Schon bei einer andern Gelegenheit erwähnten wir, daß die bekannte Gastfreundschaft der Polen einen nicht geringen Einfluß auf die bis jetzt noch immer schlecht gewesenen Gasthöfe in diesem Lande geübt hat, und die Beschreibungen, die die meisten Reisenden davon liefern, sind wenig erbaulich und anziehend. Noch heute ist ein großer Theil derselben in den Händen der Juden; aber mit den großen Veränderungen, welche mit den Straßen vorgenommen sind, fängt auch dieses Verhältniß an, sich anders zu gestalten. Die Zahl der Fremden wurde immer größer, und natürlich mußte, wie überall, auch die Gastfreundschaft sich vermindern; dagegen vermehrte sich mit der Frequenz auch die Zahl der besseren Gasthöfe. Was die Lebensmittel in den Gasthöfen betrifft, so machte man früher schon die Bemerkung, daß drei Hauptbedürfnisse der wohlhabenderen Classe der Reisenden in Polen sehr gut sind: der Wein, der Caffee und das Weißbrod. Wenn man starken Caffee trinken wollte, mußte man 'polnischen Caffee' fordern, der schwache Caffee aber wurde 'deutscher Caffee' genannt. Noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts verbrauchte Polen jährlich eine sehr große Anzahl ungarischer Weine. Seit den verschiedenen längeren Besuchen der Franzosen aber trifft man ihn nur noch auf den Tafeln der Reichen, die ihn sorgfältig in ihren Kellern aufzubewahren trachten; besonders standen die Keller der geistlichen Herren in dieser Hinsicht in sehr gutem Rufe; dagegen haben in den andern Haushaltungen, besonders auch in den Gasthöfen, die leichten französischen Weine den feurigen Ungar verdrängt, und sie sind zum Artikel eines lebhaften Handels geworden. In den letzteren Jahrzehnten ist auch das englische Bier und der Porter als ein sehr beliebtes Getränk in allen größeren Wohnplätzen eingeführt worden. Eine Eigenthümlichkeit der Reisen in Polen bleibt nach wie vor der Umstand, daß man noch immer sein Bett mit sich führen muß; nur in den größeren Städten und besseren Wirthshäusern wird man von Seiten des Wirths in dieser Hinsicht zufrieden gestellt."

Wir haben keine Gelegenheit gehabt, die Bemerkungen des Verf. zu erproben, und haben keine Zeit, seine Angaben mit den Quellen, denen er gefolgt ist, zu vergleichen. Soweit sich nach inneren Indicien, und nach der Art und Weise der Bearbeitung urtheilen läßt, so wird für den Fleiß und die Genauigkeit, mit welcher die Thatsachen zusammengestellt sind, ein günstiges Vorurtheil geweckt.

Politisches Raisonnement enthält dieses Handbuch nicht. Wie wissen dem, was wie vor einigen Wochen gesagt haben, nur Weniges beizusetzen. Der Erfolg muß lehren, ob die Ideen, welche der Reichstag festhalten zu müssen geglaubt hat, wirklich im Volke selbst zum Bewußtsein gekommen sind, und ob das Volk sich angeregt fühlen wird, Opfer dafür zu bringen.

Für die sittliche Rechtfertigung der Lossagung von Rußland wird es von der äußersten Bedeutung sein, ob die von dem Fürsten Malachowski gemachte Eröffnung sich bestätigt, oder nicht. Man wird aber in einer so wichtigen Sache erst die Erklärung des französischen Ministers abwarten müssen, und die Erklärung Rußlands, ob es sich um Rüstungen handelte, wie die sämtlichen großen Mächte sie neuerdings betrieben haben, oder, wie der Fürst behauptet, um einen Plan zum Angriff auf Frankreich und Belgien, zur Unterdrückung der neuen Ordnung der Dinge.

Was aber auch die Resultate sein mögen, die den Völkern durch keine Künste der Diplomatik vorenthalten werden können, so lange es noch anderwärts eine freie Presse giebt, wir gestehen, daß wir die Besorgnisse nicht zu theilen vermögen, mit welchen einige Journalisten das Glück der polnischen Waffen als die einzige Schutzwehr gegen eine Ueberschwemmung von Mitteleuropa, gegen einen Angriffskrieg im Sinne des Absolutismus darstellen wollen. Ob der russische Hof dem neuen System hold ist oder nicht, das ist hier nicht die Frage. Joseph II. antwortete, als man seine Ansicht über die americanische Revolution hören wollte, "Mon métier est d'être royaliste"; es hat ihm Niemand die Antwort übel gedeutet; aber darin lag noch nicht, daß er sich verbunden, oder daß er es für gerathen gehalten hätte, die Americaner zu bekriegen, um das Aufkeimen freier Vorstellungen zu verhindern.

Wenn in Frankreich, wenn in Belgien die Freiheit wieder untergehen sollte, so würd' es durch eine Reaction im Innern sein, durch einen Mangel an sittlicher Kraft, nicht durch Intervention von außen her. Wie übermächtig auch an physischen Mitteln die letztere sein möchte: es giebt Barricaden gegen jede Intervention: ein Volk, das frei zu sein verdient, ist unbesiegbar: und nur eine Art des Krieges ist der Freiheit verderblich, der Bürgerkrieg.

Notiz.

"Die Bürgerschaft zu Marburg hat, um ihrerseits den schuldigen Beitrag zu dieser guten Sache zu leisten, die Bittschrift des Prof. Welcker mit nachstehendem Begleitungsschreiben an die in Cassel versammelten Churhessischen Landstände gelangen lassen: 'Versammelte Landstände! Da es gewiß zu den gerechtesten Forderungen der deutschen Nation gehört, daß die völlige Freiheit der Presse wieder hergestellt werde, so erlauben wir uns, Ihnen hierneben eine an die deutsche Bundesversammlung gerichtete deßhalbige Petition des Professors Welcker in Freiburg mit der Bitte zu übereichen, dem Gesuche dieses Mannes bei der hohen deutschen Bundesversammlung sich kräftig anzuschließen ꝛc. Marburg, am 2. Januar 1831.' (Folgen die Unterschriften.)" — Schwäb. Mercur.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

36. Hamburg. Montag, den 7. März. 1831.

Inhalt.

Fata Morgana. Novelle von Friedr. de la Motte Fouqué. Stuttgart, 1830. Hoffmann. 107 S. 8.

Der Verf. des Zauberrings und der Undine hat in dieser seiner neuesten Novelle wiederum den Beweis geliefert, daß er aus seiner früheren Manier nicht herausgehen will oder kann. Ebenso so schwer oder unerfreulich aber wird es dem größeren Theil des Publicums sein, sich in diese Manier wieder auf's Neue finden zu sollen. Das Abenteuerliche, das an's Uebernatürliche Streifende (daß es in dieser Novelle zum Theil nüchtern, zum Theil neckisch sich aufklärt, macht die Sache nicht besser), das Auskramen veralteter Sprachformen, das Spiel mit den Diminutiven, diese Dinge alle und andre mehr, gehören einem Geschmack an, der vorübergegangen ist, und nicht wiederkehren wird.

Man könnte die Frage aufwerfen, wie es gekommen sein mag, daß in so kurzer Zeit der Geschmack sich dahin verändert hat, daß diese Dinge abgeschätzt und mit Gleichgültigkeit, oder mit ausgesprochener Abneigung aufgenommen worden sind. Aber es wird interessanter, und gegen die Schule selbst, von welcher die Rede ist, billiger sein, einen Augenblick daran zu erinnern, auf welche Weise, und in welchen Verhältnissen, es dieser Schule gelungen war, das Publicum anzuziehen, und sich eine so ungewöhnliche Popularität zu erwerben.

Zu einer Zeit, da die Existenz der deutschen Nationalität bedroht, da sie gefährdet und dem äußeren Anschein nach verloren war, unternahmen es Männer von Gefühl und Phantasie, durch dichterische Darstellungen die Eigenthümlichkeit des Volkes anzuregen, gegen den fremden Geschmack und die fremde Sitte eine gewaltige Reaction zu schaffen, und die Nation dem einfachen, aber tiefen Sinn der Vorzeit näher zu bringen. Selbst das Spielende und Tändelnde verschmähten sie nicht; sie verschmähten es nicht, dem Lieblingsglauben einer wenig denkenden Mehrzahl einen tieferen Sinn zu leihen, und Gestalten und Bilder, die in's Reich der Träume verwiesen worden waren, bald mit neuem Farbenschmuck, bald in grauenhafter Verhüllung, dem Treiben der Alltagswelt zum Trotz, vor das Auge der Schaulustigen hinzuzaubern. Selbst die Sprache mußte sich bequemen, das Jahrhundert zu verläugnen, das, so klagte man, die Reinheit des Worts und die Reinheit der Gesinnung verläugnet hatte. Die Ideen der Ritterzeit wurden mit sittlichem Ernste, die Ideale der Feenwelt mit gefälliger, aber auf ein höheres Interesse berechneter Gewandtheit dargestellt. Nicht umsonst ward auch die Vorzeit fremder Völker gefeiert, als würdiges Seitenstück der deutschen Vorzeit: und als Wahlspruch des Koryphäen der Schule — desselben Dichters, dessen Verdienst wir durch diese Bemerkungen nur näher bestimmen, nicht schmälern wollen — als Fouqué's Wahlspruch sah man den alten Spruch der Troubadours sich erneuern: —

> A Dieu mon ame,
> Ma vie au roi,
> Mon coeur aux dames,
> L'honneur pour moi!

Ausgezeichnete Denker, Männer von hohem, philosophischen Geist schlossen sich der Bewegung an. Der künftige Geschichtschreiber der deutschen Literatur jener Periode wird es nicht unterlassen dürfen, von dem Verhältniß Erwähnung zu thun, in welches Fichte einerseits, und anderseits Schelling (einige unsrer Leser erinnern sich wohl des Journals von und für Deutsche) zu jener Richtung der romantischen Poesie getreten waren. Auch die Kritik war nicht müssig: die Heidelberger Jahrbücher z. B., ein Journal von entschieden wissenschaftlichem Charakter, brachten eine Beurtheilung Fouqué'scher Schriften aus Jean Paul's Feder. Vielfach wurden auch schüchterne Versuche mit aufmunterndem Beifall aufgenommen; man freute sich des neubelebten Sinnes, der frischen Regung; man glaubte das Wiedererwachen des alten Geistes, die Züge und die Stimme der edleren Vorwelt zu erkennen.

> "Excipiunt plausu pavidos, gaudentque tuentes
> Dardanidæ; veterumque agnoscunt ora parentum."

Was Wunder denn, wenn die Schwächen der Manier über den Schönheiten übersehen wurden, wenn selbst das Veraltete durch den Reiz der Neuheit sich empfehlen konnte! Dem Bewußtsein der lauteren Gesinnung mochte man die Träume der Kindlichkeit, dem Haß gegen die fremde, höfische Sitte die nicht immer ganz ungekünstelte Natürlichkeit zu Gute halten. Diese Spiele selbst, wenn es nur Spiele waren, hielten Dasjenige fern, was dem Ernst am verderblichsten gewesen wäre; und unter Blumen und Träumen und Wundersagen reifte die Jugend dem Augenblick der Begeisterung und der Thatkraft entgegen.

Aber die Gefahr ging vorüber; die deutsche Eigenthümlichkeit war nicht länger durch äußere Gewalt gefährdet; das einseitige Bestreben, sie festzuhalten, und ihre unterscheidenden Merkmale auch in der Literatur auszuprägen, konnte nun nicht länger genügen. Jedes Bemühen solcher Art, jede Einseitigkeit, so gut sie auch darauf berechnet sein mag, die Menschen zusammenzuhalten, verliert ihren Werth, wenn der Zweck erreicht ist. Die Parole gilt im Felde: im Frieden ist sie eine Form, und nichts weiter. Die Manier, die sich vorzugsweise als die deutsche angekündigt hatte, verlor ihre Bedeutung, und eben damit ihren Reiz. In ihrer Beschränktheit mußte sie jetzt hemmend und störend erscheinen, weil die freiere und vielseitige Ausbildung ihre Rechte geltend machte. Die Liebe zum Schönen, in der ganzen Mannichfaltigkeit seiner Formen, siegte über die Vorliebe für das, was man als das Einheimische zu betrachten sich gewöhnt hatte. Das Festhalten aber an einer Manier, die sich überlebt hat, wird leicht zur Pedanterie.

Diesen Gesichtspunct haben wir geglaubt, mit wenigen Worten andeuten zu müssen, um über den Schwächen dieser neuesten Arbeit von Fouqué sein und seiner Freunde vielfaches Verdienst nicht aus dem Auge zu verlieren. Man muß nicht ungerecht sein gegen den Einzelnen, der dem Volk so viel des Schönen geboten hat, zu einer Zeit, da die Reichsten sparsam waren mit ihren Gaben; aber man muß auch den Anforderungen der Zeit ihr Recht widerfahren lassen; der Einzelne mag stehen bleiben, die Zeit schreitet vor. —

Die vorliegende Novelle unterscheidet sich nur in wenigen Zügen von dem Genre, dem die früheren Novellen des Verfassers angehören; und durch die wenigen Züge eben nicht zu ihren Gunsten. Eine gewisse Nüchternheit, ein witzelnder Ton, sticht gegen das phantastische Wesen andrer Partieen unangenehm ab. Einzelne

Blicke verkalthen Kenntniß des Lebens; aber die Charaktere sind nicht scharf begränzt, und erheben sich nicht über das Gewöhnliche, während ein schwerer Aufwand von Gemüthlichkeit vergebens aufgeboten wird, um ihnen Relief zu geben.

Eine Scene wird diese Bemerkungen erläutern. Der Held, Dr. Friedrich Färber, bringt den letzten Abend vor dem Antritt seiner naturhistorischen Reise nach Italien im Hause seines künftigen Schwiegervaters zu, des Victualienhändlers Schulzemann in Halle. Der Alte ist weggegangen, um Punsch zu machen; die Braut singt ein kleines Lied: —

"Wenn Frühlingsmorgen Nebel brauen,
Kommt's dem Wandrer seltsam vor; —
Möchte gern allwärtshin schauen,
Weit hinaus, und hoch empor.
Lieber Wandrer, wie sich's spendet,
So nimm willig still du's auf,
Denn der Blick zur Sonne blendet,
Wüsten drohen deinem Lauf.
Was der liebe Gott verhüllet,
Woll' nicht schau'n lieb Menschenkind.
Jenseit wird dein Heil erfüllet,
Diesseit bist du heilsam blind.

"So wie das Lied zu Ende war, trat Hausvater Schulzemann herein. Man konnte merken: er hatte draußen gewartet, um nicht zu stören; sehr wider seine sonstige Gewohnheit, vermöge deren er meist wenige Notiz von dergleichen nahm, auch wohl gar bisweilen nicht unabsichtlich eingriff, mit irgend einer, dem Gegenstande absolut fremden Frage oder Meldung; — nur aus harmloser Neckerei, oder eben nur wie ein Mensch, am stillen See entlang wandernd, einen Stein hineinschleudert, damit das Ding doch etwas Streifen ziehe; — still wird es ja von selber wieder. Heut aber mochte der nahe Abschied, im Verein mit der kaum ausgeglichenen Katerstörung vorhin, die Ahnung in dem gutmüthigen Mann erweckt haben, eine Menschenseele gäbe sich doch nicht allemal so schnell und spurlos aus der Aufregung zur Ruhe, als ein See. Und so brachte er denn erst jetzo seine vergnügliche Gabe angetragen: eine kleine, aber wohlgeruchduftende Bowle Punsch.

"'Die Fremden,' sprach er, das Gefäß vorsichtig in des Tisches Mitte setzend, und vier hellblinkende Gläser drum herordnend, während er einen schnellen, aber achtsamen Blick durch's Zimmer fliegen ließ, ob auch der Kater nicht wieder hereingekommen sei, 'die Fremden hat sich unser lieber Herr Doctor verbeten. Aber um dieß uns einmal zugedachte Portiönchen Punsch sollen und müssen wir deßhalb nicht kommen. Zudem, das Liedchen, welches der Doctor so gern von Jettchen singen hört, — und wahrhaftig: sie singt es recht hübsch, — befehdet ja die Nebel und Rauchgewölke aller Sorte. Ei, da mag denn auch dieser Punschesdampf gar billig mit vertheidigt und verdefendiret sein.'

"Er hatte das Alles eigentlich als ein Späßchen so vorbringen wollen. Aber der ernsthafte Klang des Liedes zog fort und fort durch seine Seele hin, und so sahe denn auch er in die wunderlich aufsteigenden Nebel des Punschnäpfleins unwillkürlich erst hinein, wie es die drei Andern thaten, welchen gar keine Bewegung des Scherzes in den Sinn gekommen war.

"Somit entgegnete Doctor Färber, nachdem er das duftende Glas gekostet und wieder abgesetzt hatte, feierlich:

"'Wunderbar, daß wir uns oft einbilden, Alles, was nach Gewölk und Dampf aussieht, zu scheuen, und dennoch uns getrieben fühlen, stets unsern Blick forschend dahinein zurichten. Freilich reden wir uns meist ein, es geschehe, um die täuschende Erscheinung vollkommen raisonnirend in ihr Nichts aufzulösen. Aber nicht also. Vielmehr ahnen wir darin einen vielgehaltigen, uns durchaus noch unbekannten Kern, und unsre eigne Bestürzung würde uns empfindlich bestrafen, könnte jener vergebliche Wunsch sich erfüllen, und sich die mehr oder minder angestaunte Erscheinung so ganz und gar auflösen: Nichts in Nichts.'

"'Lieber Doctor,' sagte der Hauswirth, 'Ihr sprecht immerdar klug; nur leider: wenn's so recht auf die feinste Spitze damit kommen will, versteh' ich in der Regel am allerwenigsten davon. Diesmal jedoch ist mir's, als hätt' ich was weg daraus. Wenn's nämlich nur mit Allem zusammenpassen möchte, was Ihr wohl sonst zu sagen beliebtet von Eurer Fahrt. Hatte sie nicht unter andern guten Dingen auch den trefflichen Zweck, zu erweisen, mit den Wundergebilden der — wie heißt sie doch gleich, die Here an der Insula Sicilien?' —

"'Fata Margana;' entgegnete der Doctor ziemlich kleinlaut.

"'Nun ja,' fuhr der Andre fort, 'mit dem Fata-Morgana-Spectakel sei es eben nichts, als Luft in Luft und Wasser in Wasser. Gelingt Euch nun Eure Demonstration nicht, — so habt Ihr den Aerger davon. Gelingt sie Euch aber, — so habt Ihr Euch selbst um einen hübschen Spaß ärmer gemacht.' —

"'Da ist allerdings was daran!' sagte Doctor Färber, und sahe sehr nachdenklich vor sich nieder. 'Ich denk' es euch gut zu beantworten; — doch gönnt mir, bitt' ich, einige Augenblicke Zeit.'

"'Ei,' sagte Hausvater Schulzemann, behaglich sein Glas ausschlürfend und sich in den bequemen Leder-Stuhl zurücklehnend, 'von Herzen gern. Und Ehre genug für mich auf allen Fall, so einen gelehrten Herrn zum Simuliren gebracht zu haben.'

"'Vater,' sagte Frau Schulzemann nach alt ehrbarer Bürgerweise zu ihrem Eheherrn, 'Vater, ich bin eben nur eine simple Frau, schlecht und recht. Aber, wenn Ihr zwei Männer Euch darüber so ausnehmend wundern mögt, daß Jemand möchte, eine Sache käme zu Stande, und doch zugleich auch möchte, sie käme nicht zu Stande, — da mein' ich, versteh' ich's besser, als Ihr. Sich wundern über was, das alle Tage passirt! Ja, meist immer! So könntet Ihr Euch auch wundern, daß es eben dieselbe Sonne ist, die am Morgen aufgeht und Abends wiederum unter; — dieselbe Sonne, von der es Tag wird, wenn sie kommt, und Nacht, wenn sie geht. Ei, der Mensch will vielleicht nimmermehr, oder doch nur höchst selten, ein Ding, ohne daß zugleich eine andere Stimme in ihm das Gegentheil will. Nun starren sie mich an, als hätt' ich Wunder was Verkehrtes gesagt. — Aber bedenk' doch nur, Vater: wie wir zu Anfang unsrer Ehe noch eben nur spärlich durchkamen, und von der guten alten Muhme in Wittenberg die Sechstausend Thaler Erbschaft zu gewarten hatten, — fuhr's uns da nicht oftmals durch den Sinn: 'Hätten wir das Geld fein bald, so wären wir aller Sorgen los!' — Und doch, — Gott weiß es! — wir wünschten der lieben Alten ein langes Leben, denn sie lebte gern. Und als sie nun plötzlich am Schlagfluß starb, und uns das Geld baar und blank in's Haus fiel, — wir konnten dennoch des Weinens kein Ende finden, um die alte Tante. — Und wie meine Schwester in Merseburg ihrem einzigen Kinde den Brautkranz flocht zum Hochzeittag mit dem reichen Brauer in Torgau, — sie hatte so lange mit ganzer Seele nach dem Tage verlangt! — gab's da nicht ein Gewein, als flöchte sie dem Püppchen seinen Todtenkranz, weil's aus der Stadt zog? Und wär's auch nur aus dem Hause gezogen — die wunderliche Person hätte sich dennoch auf's Weinen gelegt, und ich zur Gesellschaft mit. — Und noch in diesem Augenblick: hätten wir's nicht gern, der Herr Doctor bliebe hier? Und wenn er nun hier bliebe, und die ganze Renommée von seiner Fahrt um die Welt — oder um die halbe Welt doch wenigstens — würde zu Wind und Wasser, wie die Hexen-Palläste am Inselstrand, — wär's uns nicht im Grunde herzlich fatal? — Kurz, ich behaupte: der Mensch weiß nicht, was er will, und justement das ist die eigentliche Menschen-Natur, und da muß nun ein vernünftiges Menschenkind sich hübsch drein finden, studirt sei's oder unstudirt. Und damit: Basta! —"

"Sie schlug zugleich ein wenig lebhaft mit ihrer kräftigen Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und Doctor Färber, ihr bis dahin mit stillem Behagen zuhörend, erschrocken in die Höhe fuhr. Die auffallende Bewegung zu rechtfertigen, sprach er, in unwillkührlicher Eil nach Hut und Stock greifend, mit verlegen freundlichem Gesicht:

"'Basta! Ja wohl: Basta! Geschieden ja nun endlich muß es dennoch sein.'

"'Nicht ohne unser Punschnäpschen vollends zu leeren!' — sagte Vater Schulzemann, aufstehend und einschenkend. — 'Sehet, Kinder, für Jeden hält es noch just ein Glas. Nun wohlan: Jedes bringe seinen Trinkspruch aus. Der Hausvater, wie sich's geziemt, hebt an; dann kommt, wie natürlich, die Hausmutter; dann, wie billig, das Kind vom Haus; endlich als der Klügste, dem man nicht leicht was vorwegnehmen kann, der Doctor, und auch als scheidender Gast, aus dessen Seele man doch am liebsten zu guter Letzt ein Andenken recht festbehalten will.'

"Sie waren alle Vier aufgestanden, und ihnen gar seltsam feierlich zu Muth.

"Der Hausvater hob sein Glas hoch empor mit männlich fester Hand, auch keinen Tropfen des bis zum Rande gefüllten Bechers verschüttend, und, froh seiner edelgesparten Kraft, mit lauter Stimme sprechend:

"Ein fröhlich Wiedersehn in guter Zeit!
Wo nicht: ein seel'ges in der Ewigkeit."

"Dann genoß er langsam den edlen Trank in behaglicher Ruhe.

"Die Hausmutter faltete andächtig die Hände, und sagte, mehr und mehr in den Gesanges-Ton des geistlichen Liedes hinüberschwebend, welches ihr in diesem ernsten Augenblicke durch die treue Seele drang:

"Wohl pilgert bis zum Grabe
Der Mensch durch diese Welt,
Wir sind zum Pilgerstabe
Geschworen und bestellt.
Doch ob uns im Getriebe
Bald Dies, bald Jen's verläßt:
Hoffnung und Glaub' und Liebe,
Die Dreie halten fest."

"Darauf leerte sie das Glas voll andächtigen Ernstes, und eine feiernde Stille waltete im Gemach.

"Des Vaters Wink forderte freundlich die hübsche Jeanette auf, um auch ihr Trinksprüchlein auszubringen. Gehorsam neigte sie sich und ergriff das Glas, als wollte sie trinken; — aber statt es zu leeren, ließ sie helle Thränen hineinfallen; — dann setzte sie es wieder hin, ergriff beider Aeltern Hände, und wußte in wehmüthiger Beängstigung nichts Anderes hervorzubringen, als daß sie, fast Nachhall der Mutter nur, mit leiser Stimme flüsterte, beinahe zwitscherte, wie ein erschrocken Vöglein:

"Wir Dreie halten fest! —

"'Ich auch, so Gott mir helfe!' rief Doctor Färber aus, von wehmüthiger Rührung ganz überwältigt, und zog des Mädchens Hand an seine Lippen, und gleich darauf des Mädchens Mund an seinen Mund. Es war das erste Mal, und man konnte das den beiden jungen Leuten auch gar deutlich ansehen.

"'Gott segne Euch!' seufzte die Mutter.

"Der Vater jedoch, bemüht, sich in der auch ihm schwerwiegenden Stunde freudigen Muthes zu erhalten, sagte mit erzwungener Keckheit:

"'Nichts da, Herr Doctor, mit reimlosen Worten! Einen Reim von Euch müssen wir haben. Sonst lassen wir Euch nicht von hinnen.'

"Und der Doctor sprach mit ernstem Lächeln:

"Ihr Dreie haltet fest.
Ich auch, so Gott mir helfe.
Morgana, oder Elfe:
Kein Spuck, der schau'n sich läßt,
Zur Dämm'rung und um Zwölfe,
Stört mir mein Hochzeit-Fest.
Weiß Gott: ich halte fest! —"

"Er leerte sein Glas. Vier Hände falteten sich über seinem demuthvoll geneigten Haupte. Zwei kaum erst leise gekostete Rosen-Lippen hauchten über seine Stirne seinen Taufnamen: 'Friedrich!' Süßweinend trat er in die Sternennacht hinaus.

"Da stürzte der schwarze Kater verschüchtert aus einer Kammer-Luke hernieder, und fuhr zwischen den Füßen des scheidenden Jünglings pruhstend und miauend hindurch.

"'Ach, daß es hienieden doch absolut keine ganz rein paradiesischen Momente geben soll!' murrte der stolpernde Wanderer."

Es würde unsern Grundsätzen zuwiderlaufen, die Mysterien der Fata Morgana zu profaniren, und ihrer verzauberten Insel; aber ein Theil einer Episode, eine Erzählung von dem Erdbeben von 1783 im Munde eines Mädchens aus Messina läßt sich als Gegenstück zu dem Ton in der Familie Schulzemann ausheben, und als Probe der unveränderten früheren Manier des Dichters: —

"Der Boden hatte gezittert unter des Brautzuges Füßen. Erbleichend sahen wir Kranzjungfern, dem zusammengegebenen Paar auf dem Heimgange aus der Kirche voranwandelnd, einander an. Die fröhliche Musik verstummte plötzlich; — lustige Sangvögel im Sommerhain machen's nach einem Wetterschlag eben so. — Fürchterlich krachte es in den Tiefen der Erde. Es ward so dunkel am hellen Mittag. Das machte, die hohen Häuser und Palläste neigten sich gegeneinander, wie zu rasend feindlicher Umarmung. 'Die Welt ist toll geworden!' dachte ich. Die Sinne vergingen mir.

"Als ich mich wiederum besann, war es weit dunkler geworden. Ich meinte, das schwarze Firmament liege dicht über meinem Haupte, ein einziges wildrothflackerndes Gestirn daran sichtbar. Das Firmament aber war ein, unter der Riesenwucht stürzender Häuser zusammengesunkenes unterirdisches Gewölb. Es mochte wohl ein Begräbnißort sein, denn der Stern war eine Todtenlampe. Deren Dämmerlicht zeigte mir auch zwei Leichname dicht neben mir. Sie waren schön geputzt. Wie ich genauer hinsah, waren es Braut und Bräutigam des heutigen Festes. Sie hatten einander an den Händen gefaßt, und lächelten noch immer gar lieb. Da dacht ich an Guglielmo und sah nach ihm umher. Und ich besann mich darauf: 'Der rudert frisch auf freier Meeresfluth. Du aber, du, sein armes, treues Herz, liegst hier lebendig begraben.' Da überkam mich eine entsetzliche Angst, als presse mich das gestürzte Steingewölbe nun vollends todt. Oder eigentlich: die Angst muß wohl noch größer gewesen sein, denn ich wünschte im bangen Herzensgrunde, das möge nun doch gleich und rasch geschehen. Dann fiel mir's aber stechend in den Sinn: 'wie soll denn nun der arme Guglielmo da droben im schönen Sonnenscheine leben und athmen ohne sein armes begrabenes Herz!' Und da, in noch weit ängstlicherem Bangen um ihn, als um mich, that ich meiner Schutzheiligen ein Gelübde, ich wolle Jahre lang im Kloster leben und für ihn beten, und nicht ihm, nicht sonst Jemandem, was vernehmen lassen von meinem Leben in der ganzen Zeit, könnte ich nur im Schein der lieben Sonne beten bei Tag und bei Nacht im Schimmer der lieben Sonne.

"Und da flüsterte was mit in meine Seufzer, und ich dachte ächzend: 'wohl auch noch sonst ein Lebendigbegrabenes!' Eigentlich hatte ich auch Recht. Denn es war ein lebendigbegrabener, tiefverschütteter Quell, der unweit von mir rieselte, und endlich sichtbarlich herdurchdrang zwischen dem Gestein. 'Der wird mir,' dachte ich in meinem halbohnmächtigen Geträum, und muß nun fast lachen über mich selber, 'der wird mir nun noch vollends die schönen neuen Hochzeitkleider verderben!' Aber der war viel klüger, als ich, denn er half sich und mir. Weiter und weiter hinrieselnd, klopfte er schluchzend fort und fort an ein Mäuerlein. 'Klopfe nicht!' schluchzte ich ängstlich dazwischen. 'Du pochest ja noch die todesbange Wölbung über unser Leben zusammen!' Das nämlich wollt' ich keineswegs mehr, seit ich sein lindes, liebes Weben und Regen so nahe vernommen hatte. Und er kehrte sich nicht an mich, sondern klopfte

fort und fort, — poch, poch, — leise, leise, aber immer so im Gleichmaaß pochend und schluchzend fort und fort, — bis nach und nach Erdschollen und Gestein zu wanken und zu rollen begannen, seitwärts auseinander, wohl in noch tiefere Klüfte hinunter, — und da redete ich ihm auch nicht mehr ein, denn ich merkte freudeschauernd: er hatte Recht. —

"Recht hatte er, ja Recht, Gottlob! der kluge, fleißighämmernde Bach. Denn bald fiel ein Sonnengefunkel auf ihn herein. Und wie er nun davon so anglühete, ordentlich wie vor Freuden roth, sprang er auch plötzlich mit übersprudelnder Kraft empor, das Geröll vollends auseinanderdrückend, glänzendlicht nun in allen Strahlen des Mittags. Da ging ich neben ihm über die als Stufen gereiheten Mauertrümmer empor, süß erfrischt von seinem Gesprudel, die Steine unter meinen wankenden Füßen von seinem Perlenregen feucht. Und droben, von seligen Himmelslüften umspielt, sank ich bebend und betend in die Knie. Wiederaufstehend merkt' ich: auf dem Kirchhofe des Nonnenklosters zu Sancta Ursula war ich zum neuen Leben geboren worden. Mich wollt' es Anfangs schaudern vor der ernsten Stätte. Bald aber mahnte mich was in meiner Seele, als mit freundlich leisen, nur halb vernommenen Worten an mein Gelübde. Es mochte wohl von meiner Schutzheiligen herkommen. Da schritt ich getrosten Muthes in das Klostergebäu hinein. Die frommen Bewohnerinnen hatten es, göttlichem Schutze vertrauend, auch mitten in des Erdbebens höchster Wuth keinen Augenblick verlassen. Als ich nun so vor die ehrwürdige Abbatissin hintrat, anmeldend mich und meinen Geleiter, den Bach, — da nahm sie mich auf, gleich als einen Boten des Himmels. Ja wirklich, wie ein Engelein — hat sie mir noch oft nachher gesagt — sei ich ihr vorgekommen, hinter mir aufsteigend in Regenbogenfarben der wunderbar an's Licht gedrungene Springborn. Das seien — habe sie vermeint — meine Flügel, die so anmuthig schillerten, und erst nach und nach seie sie überzeugt worden, vor ihr stehe ein fittigloses, armbedürftiges Menschenkind. Nun ward ein fromm liebreicher Rath gehalten über mein Gelübde. Auf wie lang ich mich eigentlich dem Kloster verlobt hatte und völliger Abgeschiedenheit von Bräutigam und Freunden überhaupt, — es war mir in Angst und Freude wiederum entfallen, und das ängstete mich sehr. Ich dachte schon daran, lieber Lebenslang dort zu bleiben, — so ungern ich's auch gethan hätte, — als mein Gewissen damit zu belasten. Aber die gütige Abbatissin stellte es auf zwei Jahre fest, und die hab ich denn im Kloster verlebt, wie in einem Paradiesestraum unter Engeln. Ja, mögen die Leute mir's glauben oder nicht: so hoffend ich nach der Welt hinausblickte, — im Kloster war es deßhalb nicht minder lieb und schön. So stille Liebe! So heitrer Fride! So sanfte Blumen! So hübsche Musik! Manchmal meint ich gar, nun sey ich schon im Himmel, und gewiß am Wiederschein jener schönen Tage, werd ich das Aufdämmern des ewigen Morgenrothes erkennen und vermerken, wann es dereinst mit mir an das Scheiden geht. Da wird es denn auch wiederum heißen, wie dasmal schon hiernieden für mich: erstanden aus der dumpfen Grabeszelle und eingegangen in die Zellen des seligen Friedens! — Wer weiß: man sieht und lauscht auch wohl dann aus den lichten Himmelsfenstern nach mancher geliebten Seele im Erdgewimmel hinunter, wie ich aus den lichten Klosterfenstern nach meinem Guglielmo. Ihm zu erscheinen, oder auch nur Kunde ihm zu geben von meinem Leben, Weben und Sein hielt mein frommer Gelübdesstand mich ab, nicht aber, zu vernehmen von seinem Leben, Weben und Sein in der Welt, und die frommen Schwestern erzeigten sich mir gern behülflich dazu."

Ist es nicht, als habe der Dichter auch seine Tage, seit dem Mittagsglanz seines Ruhmes, im Kloster verlebt, "im seligen Wiederschein jener Tage", aber, ungleich der schönen Veronica, durch ein Gelübde gebunden, keine Kunde zu vernehmen vom "Leben, Weben und Sein" der äußern Welt?

Naturhistorische Alpenreise, vorgelesen der naturforschenden Gesellschaft in Solothurn, von ihrem Vorsteher, Fr. Jos. Hugi, Lehrer. Solothurn, 1830. Amiet-Lutiger. 378 S. 8. (Mit Titelkupfer u. Vignette, 2 Kärtchen, 16 Tafeln Profilansichten, und 9 Tabellen berechneter Höhenunterschiede.)

Ehre dem muthigen Steiger und seinen braven Gefährten! Was er für die Wissenschaft erbeutet, die ihn unter die Gletscher und Firnen gelockt, was er an neuen und wohlbegründeten Resultaten gewonnen, das werden an andern Orten berufene Richter zu würdigen wissen; uns wird es ein leichtes, aber nicht undankbares Geschäft sein, unsere Leser zu überzeugen, daß sein Buch den Blick in eine Welt aufschließt, die nur Wenigen zugänglich, und auf Scenen, denen durch das Ungewöhnliche der Umgebung und die Lebhaftigkeit der Darstellung ein gewisses dramatisches Interesse verliehen wird. Man kann es nicht verkennen, es liegt etwas Großartiges in diesem Kampf des Menschen mit der gewaltigen Natur, zu dem nicht eitle Neugier oder trotzender Muthwillen verleitet, sondern den die Liebe zur Natur anregt, und der besonnene Muth allein zu bestehen vermag. Unwillkürlich wird man an manchen Stellen an die Frage des Berggeistes erinnert, der in einem von Byron's schönsten Naturgemälden dem Wanderer entgegentritt, der in jene Regionen zu dringen gewagt hat: —

"Montblanc ist der Herr der Gebirge —
So tömiglich ragt' er von je
Im Wolkengewand, auf felsigem Thron,
Sein Sternband leuchtender Schnee —
Zum Gürtel schlang er sich waldigen Hang,
Der Lawine Wächter und Hort —
Doch lauscht vor dem Fall der donnernde Ball
Auf mein gebietend Wort.
Denn ich, der Geist vom Felsgeklüft,
Kann schaffen, daß im Nu
Er tief sich senkt zur niedern Trift —
Doch was von mir willst Du?"

Aber unser Alpenwanderer möchte dem Berggeist Andres zu erwidern wissen, als Manfred. —

Nicht das letzte Verdienst unsres Wanderers ist die anspruchslose Art, mit welcher er seine Abenteuer berichtet. Eine solche Erzählung — eine Nacht auf einem Gletscher zwischen dem Roth- und Finsteraarhorn — mag an der Spitze unsrer Auszüge stehen: —

"Es war sechs Uhr. Der Himmel aber umzog sich, die losgebrochenen Stürme brüllten aus den westlichen Abgründen empor, und peitschten Schneegestöber über den Sattel hin. Das waren schauerliche Momente für uns. — Ich rief die Gefährten zur Berathung. Die meisten stimmten zur schnellsten Rückreise. Ich stellte ihnen die Unmöglichkeit vor und den sichern Tod, den wir bei der Nacht in den Schründen des Oberaargletschers finden würden. Einige meinten, eben so sicher würden wir hier im Schnee vor Kälte zu Grunde gehen. Der Anblick war kläglich. Endlich nahm kräftig der junge Leuthold das Wort, sie alle hätten hier nichts zu reden, und keine Stimme zu geben, ich solle erklären, was ich zu thun gedenke in dieser Noth, und ihnen liege nur die Pflicht ob, mir zu gehorchen, wenn es auch das Aeußerste gelte. Mit einer Thräne im Auge reichte er mir die Hand. Ich faßte mich entschlossen und kurz: 'Bis es wieder Tag wird, bleibe ich hier; bei unserm Vorrath sehe ich keine Gefahr; wer umkehren will, dem steht es frei, ich entlasse ihn meines Dienstes!' Entschlossen stimmte das junge Volk mir bei, während ab Bühl murrend sich fügte. Nun gab ich Befehl, eine Hütte

aufzuführen, und zeichnete im neuen Schnee die Mauer vor. Allein der Eine schlug die Hände um den Leib, der Andre schob sie ein, ein Dritter suchte die Handschuhe, während ein Anderer mit dem Schuhe Schnee und Schutt wegzuräumen anfing. Da wurde es mir unheimlich: Ernsthaft gebot ich, durch Arbeit sich wärmen, und zu retten. Schnell, da auch dieses nicht half, ließ ich alle in Kreis treten, setzte mich auf das Faß, spuntete es an, und hurtig kreisete der Becher, bis er Leben weckte. Da ich den günstigen Moment merkte, rief ich: 'Auf zum Werk!' Schnell war Leuthold oben an den Felsen des Aarhorngrates, brach eine tischgroße Glimmerplatte los, leitete sie auf den Firn, und zischend über selben herab im Triumph dem Werke zu. Das Beispiel aller feuerte nun alle an. Die Stelle an dem Mittelfelsen des Sattels wurde so ausgegraben, daß dieser zwei Mauern ersetzte. Auf den übrigen Seiten hoben sie schnell sich empor. Da sie vier Fuß hoch waren, wurde die große Stange über die Mitte, die Alpstöcke auf diese gelegt, das Ganze mit Glimmerschiefer zugedeckt, und mit kleinem Gestein und Schnee gegen den eindringenden Wind ausgepflastert. Statt der Thüre paßte ganz genau meine große, lederne Reisehutte. Das Werk war vollendet. Die Reaumursche Scale zeigte nun 8,2 Kälte, allein ich glaubte, nun bei 16 Graden aushalten zu können. Alle mitgenommenen Kleider wurden angezogen; ich wand mich in den Mantel; man schichtete sich zusammen auf die über das Eis gelegten Glimmerplatten, deckte sich mit sechs wollenen Decken zu, und ließ die Natur stürmen.

"Das mitgeschleppte Brennholz blieb unbenutzt, denn einerseits war unser Gebäude zu klein, um nebst 8 Mann noch ein Feuer beherbergen zu können. Dann lehrte mich die Erfahrung, daß in ähnlichen Umständen Feuer gerade das übelste sei. Während eine Seite sich daran wärmt, ist die andre leicht in Gefahr zu erfrieren. Ueberhaupt ist Wärmewechsel das Verderblichste. Ein möglichst kleiner Raum, kaum hoch zum Sitzen, ist nebst Speis und Trank wohl das Beste. Bald schliefen die Gefährten ein; erst später überfiel auch mich sanfter Schlummer, aus dem gegen Mitternacht der Sturm mich weckte, welcher eine Oeffnung in die Hütte gebrochen. — Gegen Tagesanbruch ließ ich von Zeit zu Zeit einen Gefährten um Erkundigung zu Tage kriechen. Sie brachten bösen Bericht; das Wetter war übel. Schnee war keiner mehr gefallen, die Kälte war zu groß; so daß ein kleiner Rest vom besten la Côte, der im Lederschlauche vor der Hütte geblieben, in Eis umwandelt war. Sonst nahm nichts Schaden; auch die gesammte Mannschaft war munter, obwohl dem jungen Leuthold Strümpfe, Füße und Schuhe fest und nur durch Wärme trennbar zusammengefroren waren. Lange schon war's heiter, da wir alle zu Tage krochen."

Der Verf. war der erste, der das Rotthal, auf einem Zuge von Lauterbrunnen aus, genauer untersucht hat: —

"Es ging meinen Solothurnerschen Reisegefährten, wie früher mir. Sie konnten kaum glauben, daß da droben am Himmel noch ein stundenlanges Thal hangen sollte. Wirklich entzieht es sich dem Beobachter ganz, bis er's erreicht. An dem gerade gegenüber liegenden Gspaltenhorne über 9000 Fuß hoch nannte ich vor einem Jahre meine Führer Narren, die dort an den Jungfraufelsen das Rotthal mir zeigen wollten, wo ich kaum ein Band an den Felsen zu unterscheiden vermochte. Bisher war es auch wirklich bloß dem Namen nach bekannt. Gruner, in seiner Beschreibung der Eisgebirge, nennt es die allerwildeste und furchtbarste Gegend unsers Erdtheils, welche aus lauter über einander geworfenen Felsklippen und Eisschründen bestehe, die kein Mensch zu erreichen vermöge. Was man darüber habe in Erfahrung bringen können, sagt er, wolle er jetzt beschreiben. Nun aber beschreibt er einen tiefer gegen die Kriegsmatte gelegenen Boden, und beurkundet somit, nicht einmal des Thales Gegend gekannt zu haben. Zugleich sagt Gruner, daß niemals ein Gelehrter dem Rotthale so nahe kommen werde, wie Christen. Dieser aber erklärt, daß er nicht den Vorwitz gehabt hätte, den Höllenweg unter die Füße zu nehmen. Ebel mit seinen Nach- und Abschreibern berührt es nicht einmal dem Namen nach. Wyß giebt seine Lage zwischen der Bärenfluh, dem Durloch-, Gems- und Rothhorn am südwestlichen Abhange der Jungfrau richtig an, mit der einzigen Bemerkung, daß es durchaus furchtbar vergletschert sei. Gemsen steigen sehr selten oder nie dahin, mithin auch Gemsjäger nicht. Nur vom Schafbuben des Stuffsteins wird von Zeit zu Zeit jener Schauerort am ersten Eingange besucht."

Er berichtet nun über die Sagen, welche das Thal zum verwünschten Aufenthalt abgeschiedener, dahin gebannter Poltergeister machen. Ausführlicher erwähnt er einer andern Sage, die durch eine höchst merkwürdige Naturerscheinung veranlaßt ward: —

"Um Langenthal und im obern Aargau, sagt Prof. Wyß, ertöne oft in der Luft ein seltsames Tosen und Knallen. Nicht der wilde Jäger, glaube das Volk dort, verursache dieses Tosen, sondern die Herren vom Rotthale. Dieses Schießen und Tosen ist auch bei uns allgemein bekannt. Im Gaue und der Wasservogtei schreibt das Volk es den Ahnherren vom Rotthale zu, westlich von Solothurn aber den erschlagenen Burgundern bei Murten. In der Gegend von Murten und nördlich von Bern finden wir wieder die Sage von den Herren des Rotthals. Wer im Volke etwas gebildet ist, so wie selbst Naturforscher, leiten die Erscheinung von Gletscherbrüchen oder wirklichen militärischen Uebungen her. Da sowohl dieses als jenes unrichtig ist, so müssen wir dem Gegenstande nähere Aufmerksamkeit widmen.

"Die Thatsache ist durchaus und allgemein bekannt. Gewöhnlich im höchsten Sommer, zur Zeit der Ernte, hört man ein sehr dumpfes, kanonenschußähnliches Getöse. Man hört es auch im Herbste, aber durchaus nie in der Zeit, während welcher die Gewitter zu herrschen pflegen. Immer ist es nur hörbar bei wolkenlosem Himmel, der aber ganz auf eigene, nicht zu beschreibende, Weise anfängt dunstig zu werden, so daß nur das Blaue des Raumes anfängt, mit dunkelm Weiß sich zu trüben. Jedermann, der es hört, sagt mit Zuversicht: Es giebt Regen! und er trügt sich nie; immer folgt sehr sanft anhaltender, nie starker, elektrischer Regen. Vor zwei Jahren hörte ich das Getöse bei einem Spaziergange durch die Steinbrüche, und widmete ihm alle Aufmerksamkeit. Es war um die Mitte Augusts. Der Vormittag war schwül, aber hell. Die Atmosphäre wurde gegen sechs Uhr, wo ich jenem Wetterschießen mit einer Menge von Arbeitern bewundernd zuhörte, etwas dunstig auf eigene, nicht zu beschreibende Weise. Die Arbeiter verkündeten Regen. Der Wind war nordwestlich, also nicht von den Alpen her, sondern ihnen entgegen. Ich begab mich nach Hause. Der Barometer war in unruhigem Fallen begriffen, der Hygrometer hoch. Das Getöse war Anfangs jede Minute zwei bis drei Mal hörbar, später seltener. Zu Hause stieg ich unter die First des Daches, wo ich einige Ziegel aushob, und bis Nachts 12 Uhr beobachtete. Nach 11½ Uhr hörte ich nichts mehr. Der künftige Morgen war trübe, und brachte Regen.

"An militärische Uebungen kann man nicht mehr glauben, wenn man je der Sache aufmerksam zugehört. Kanonendonner hat man oft Gelegenheit von Bern aus zu hören. Freiburg und Neuenburg aber möchten, auch bei günstigstem Winde, zu entfernt liegen. Dann bildet Kanonendonner immer einen unverkennbaren, bestimmten Schall. Bei erwähnter Erscheinung hingegen ist es mehr ein sehr dumpfes Tosen, wovon man meist nicht im Stande ist, eine bestimmte Richtung anzugeben. Dann weiß man endlich beiderlei Schall wohl zu unterschei-

den. Die Landleute sagen, entweder schieße man in Bern, Freiburg, Neuenburg, oder auf dem Murtenmoose, oder im Rotthale. Endlich fallen Uebungskanonaden nie in die Zeit der Ernte, noch weniger in die Nacht. Den 21sten November 1828 Nachts gegen 1 Uhr wurde es vom Naturforscher, Hrn. Roth, und andern aufmerksamen Beobachtern, gehört. Die Luft wurde trübe, und brachte Regen.

"Größtentheils leitet der Gebildete die Erscheinung aus den Alpen von Lauinen und Gletscherstürzen her. Diese Erklärungsart hat auch so ziemlich die Geistersage verdrängt. Auch ich war jener Ansicht, bevor ich die Sache näher erwog, und Thatsachen zu sammeln Gelegenheit hatte. Jetzt aber möchte ich fast eben so gerne an die erschlagenen Buezunder oder an die Herren vom Rotthale glauben. Vor allem ist es nie oder selten in gerader Richtung von den Alpen her hörbar, sondern mehr von Westen. Dann aber müßte es von Lauinen, Gletscherstürzen oder einem unterirdischen Gletscherkrachen herrühren. Das Letzte ist so selten, daß z. B. Kasthofer es bloß aus der Sage eines alten Pfarrers von Lauterbrunnen kannte, und man selbst an Ort und Stelle nichts Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen weiß. Das Spaltenweesen der Gletscher ist häufig, abee nie auch nur eine Viertelstunde weit hörbar. Eigentliche Lauinen stürzen immer im Frühjahee, gae nie im August oder Herbst. Gletscheestürze sind häufiger und meist im Sommer; allein kaum Eine, geschweige denn 16 — 18 Stunden weit. Man höet das schmetternde Fallen der Eislasten von der Jungfrau wohl auf dee Wengernalp; allein schon in Lauterbrunnen auf der nahen Männlifluh und den Bergen gegen den Thunersee ist es nie mehe hörbar. Ich sah an der Blümlisalp und dem Walcherhorn von Ferne her erstaunliche Eislasten mit freiem Auge herabstürzen und von Fels zu Fels schmettern, ohne daß selbst das Ohr es zu vernehmen vermochte. In jenen über die gewöhnlichen Gletscherbrüche erhabenen, ewigen Eisfeldeen herrscht eine ganz erstaunliche Ruhe. Ueberhaupt wird sowohl die Sage, als die Thatsache den Alpen zu ganz unbekannt. In den nähern Alpen aber südlich vom Thunersee herrscht eine ähnliche Erscheinung. Dort sagt man, jenes Schießen komme aus einer Höhle, nördlich an den Bergen vom Thunersee, also von der Gegend der flachen Schweiz her. Diese merkwürdige Höhle, die einen kleinen Gletscher enthält, beschrieb mir der vielerfahrene Berghauptmann Schlatter. Sie ist außerordentlich berüchtigt. Am nördlichen Abhange des Jura ist das gleiche Wettererscheinen bekannt. In Kienberg glaubt man, es komme vom alten Schlosse Landskron. An andern Orten glaubt man die Burggeister anderer Schloßruinen zu hören. — Die Erscheinung ist gar keine Seltenheit, sondern wird jedes Jahr und meist öfters gehört. Welchen Grund aber sie haben mag, ist vielleicht schwer auszumitteln.

"Bekanntlich hat das Jahr seine elektrischen Perioden. Der Frühling und erste Sommer äußert sich durch häufige und heftige, elektrische Ausbrüche, durch Gewitter. Der letzte Sommer und erste Herbst mäßigt sich, die Gewitter weeden seltener. Dafür aber erscheint ein mehr successives, als gewaltiges, elekteisches Ausströmen, das öfters ohne Wolken, abee immee bei sehr dunstiger Atmosphäee sich ereignet, und angenehm oft den Abend beleuchtet. Die Landleute nennen dieses elektrische Leuchten ohne Donner den Beenner. Naturforscher hielten ihn für ferne Gewitter; allein Erkundigungen darüber, so wie die meteorischen Beobachtungstabellen, haben oft das Gegentheil bewiesen. Dann erscheint er auch bei feischem Winde und öfters ganze Nächte hindurch ganz ohne Ortsveränderung. Letztes Jahr beobachtete ich mit Hrn. Roth die Erscheinung in der Nähe. Bei einbrechender Nacht wanderten wir von Solothurn nach Allerheiligen. Der Himmel war ganz wolkenleer, dagegen aber außerordentlich dunstig und erst in der Nacht sich aufhellend. Zwischen Bettlach und Grenchen sahen wir zuerst senkrecht ob uns einige Male leuchtende Strahlen von Nordost her bis in die Gegend des Städtchens Büren hinüber flammen; sie waren aber schwach. Sie wiederholten sich öfters. In Grenchen sahen wir nur noch ein leuchtendes Blinken. Beim Bachtelnbade aber flammte auf einmal um uns der Himmel auf, so daß die Nacht zum Lesen hell wurde. Es dauerte länger als das Leuchten beim Gewitter. Das Aufflammen schien mir vom nahen Berge herab auf das Dorf Grenchen zu sinken. Geräusch wurde bei dieser Erscheinung keines vernommen: In Allerheiligen fanden wir Alles im Gespräche über jene Strahlen und jenes Aufflammen, das sie öfters und besser, als wir, beobachteten. Bei diesem nordlichtartigen, elektrischen Aufflammen ohne Donner pflegt die dunstvolle Atmosphäre sich aufzuhellen; bei jenem erwähnten, dumpfen Donner hingegen ohne elektrisches Aufflammen zersetzt sich die helle Atmosphäre, und wird dunstig. Erst wenn dieses einen gewissen Grad erreicht hat, hört das Wetterschießen auf. Beide angeführte Erscheinungen fallen durchaus in eine und dieselbe Periode des Jahrs, in der nämlich die Gewitter aufzuhören pflegen. Das dumpfe Wetterschießen scheint mir zunächst eine Wirkung des Ueberganges atmosphärischer, luftiger Formen in dichtere, dunstige, wässerige, oder die Wirkung von Luftzersetzung. Daher, wie bei allen heftigen Zersetzungen, Getöse. Der sogenannte Brenner hingegen scheint die Dünste der Atmosphäre wieder in reinere, in Luftformen darzustellen; er scheint zu verbrennen, aufzulösen. Das eigentliche Gewitter in seiner vollen Kraft wirkt als Brenner und Toser zugleich. Es ist anerkannt, daß die Elektricität beim Gewitter einerseits dunstige Formen in luftige auflöse oder verbrenne, anderseits aber aus reinern Formen wässerige niederschlage. So scheint denn gegen das Ende der Gewitterperiode des Jahres die heftige Intensität des Gewitters in sich zu zerfallen, odee im Gegensatze gesättigt, nun mehr gesondert, in zweifachee Richtung aufzutreten. Die Luftzersetzung mit dem Wetterschießen mag ihren Grundtypus mehr in galvanischer Aeußerung der einen ursprünglichen Thätigkeit, wie die Dunstauflösung mit dem Brenner den ihrigen in eigentlich-elektrischen haben."

Eine Mondnacht in den Höhen hinter dem Finsteeaarhoen:

"Unbegreiflich schön wae der Abend, ohne Gewölk, ohne Regung in der Atmosphäre. Da herrschte denn im vollen Sinne des Wortes in diesen erhabenen Eisgefilden die Stille einer ausgestorbenen Welt. Freundlich schwebte ob uns der schöne Mond, und rief Erscheinungen hervor, die jeden von uns in Staunen setzten. Die Nacht war so hell, daß ich eben so gut, als am schönsten Tage, die Bemerkungen aufzeichnen konnte. Schloß sonst auch an schönen Tagen in jenen Höhen, wie oben bemerkt, sich der Gesichtskreis um den Beobachter enger zusammen, so sahen wir ihn jetzt beim Lichte des Mondes außerordentlich erweitert, eben so sehr, als er in tiefen Regionen im Glanze der Sonne zu sein pflegt. Sehe bestimmt konnten wir im fernen Wallis auch weniger auffallende Formen unterscheiden. Sonst vermochten wir am Tage kaum hinunterzublicken zur obeesten Gränze der Holzvegetation, jetzt aber sahen wir auch jenseits des Wallis an den penninischen Alpen sogar einzelne Hütten. Die ganze Kette bis zum Mont-Blanc prangte wunderschön mit tausend Hörnern. Auch die nördlichen Gebirge hoben nun in bestimmten Umrissen sich hervor. Kurz alle Formen erschienen in einiger Ferne weit bestimmter im Mondenlicht, als bei gleich heller Atmosphäre einige Stunden früher, nämlich vor Untergang der Sonne. Bei aller Helligkeit jedoch war es nicht möglich, irgend eine Spur von einem Fixsterne am Himmel zu erkennen. Wohl ist die Thatsache im Gegensatze zu oben erwähntem Lichtverhältnisse von nicht geringer Wichtigkeit und Bedeutung, und muß nothwendig zu nähern und wiederholten Beobachtungen und Untersuchungen auffordern. Ver-

hält sich das Sonnenlicht, wie die Dichtigkeit der Atmosphäre, nach der Tiefe zu- und nach der Höhe abnehmend, so sehen wir das secundäre Mondenlicht entgegengesetzt sich verhalten, in der Höhe nach dem Verhältnisse frei und ausgebreitet wirken, und in der Tiefe beengt, wie das Sonnenlicht nach der Tiefe kräftig ausgedehnt, und nach der Höhe beengt. Das Dunstverhältniß der Atmosphäre, so wie jenes des Monden- und Sonnenlichtes zu den Gletschergebilden mag wohl sehr wichtig erscheinen; indessen ist es doch nur untergeordnet. Der Beobachtungen und Thatsachen sind noch zu wenige, um näher und wissenschaftlich die Sache ausführen zu können. Ein Aufenthalt von einigen Wochen in den Eisgefilden zwischen dem Finsteraarhorn und der Jungfrau möge künftiges Jahr durch Thatbestand die Sache näher erörtern!"

Wir behalten uns vor, auf die äußerst interessanten Beobachtungen des Verf. in einer künftigen Nummer zurückzukommen.

Hamilton und Jacotot.

(Dritter Artikel.)

Wir haben bereits erwähnt, daß Jacotot seinen Zögling weiter führt als Hamilton. Aber er beschränkt sich auch nicht, wie Hamilton, auf den Unterricht in fremden Sprachen; was er im Sinne hat, ist die Reform des gesammten Unterrichtswesens. Jeden Zweig des menschlichen Wissens verspricht er leichter zugänglich zu machen, jeden gründlicher zu erschöpfen. Auf dieser Gesammtreform beruht für ihn die Erreichung seines Zieles — der "intellectuellen Emancipation."

Anstatt seine Grundsätze in ihrer Allgemeinheit zu entwickeln, oder, wie Herr Durietz am Eingang seines Handbuchs *) gethan hat, ihren Zusammenhang mit der Philosophie der beiden letzten Jahrhunderte nachzuweisen, werden wir versuchen, ihre Anwendung auf den Unterricht in der Muttersprache zu erläutern. Alle Welt ist des Mährchens müde von tausend und einer neuen Erziehungstheorie; denn alle Welt weiß, daß von Tausenden ein System begriffen, demonstriet, an den Himmel erhoben wird, ehe es Einem einfällt, einen einzigen Grundsatz durch praktische Anwendung zu rechtfertigen. Darum fordern wir auch keinen Glauben für Jacotot's Theorie, so gut oder so schlecht sie sein mag; wir fordern Prüfung für Jacotot's praktische Vorschläge, für seine und seiner Anhänger Leistungen.

"Man muß ein Buch verstehen lernen, es ganz und gar, und von Grund aus verstehen lernen, und Alles, was man lieset, was man hört, was man lernt, darauf beziehen." Davon geht Jacotot beim Unterricht in alten und neuen Sprachen aus; und für die neuen Sprachen, also auch für die Muttersprache, ist ihm dieß Buch der Telemach.

Zum Verstehen lernen in Jacotot's Sinn gehört auch das Auswendigwissen. Am ersten Tag wird ein Blatt, eine Seite, ein Satz, wie es sich treffen mag, gelesen, und erläutert: am zweiten Tag wird dasselbe Stück aus dem Gedächtniß wiederholt, und ein zweites erläutert; am dritten Tag wird das erste und zweite Stück wiederholt, und ein drittes erläutert, und so fort. Mit der Zeit wird nur einmal die Woche wiederholt; aber der Proceß wird fortgesetzt bis man das sechste Buch zu Ende hat.

Unsre Leser bedauern die Jacotot'schen Zöglinge, die da hersagen; sie bedauern den Jacotot'schen Lehrer, der da zuhören soll. Unsre Leser schicken sich an, zu beweisen, daß ein solches Beginnen durchaus unmöglich ist, "so wie die Sterblichen jetzt sind"; sie sind bereit, uns als große Ausnahmen einige wenige Gedächtnißhelden anzuführen, von denen etwas der Art zu erwarten war; aber sie erklären, daß sie selbst durchaus keine Ambition haben, in die Reihe derselben zu treten. Sie haben es rühmen hören, daß Justus Lipsius den ganzen Tacitus auswendig wußte; und sie wissen es vom Hörensagen, daß noch vor zwanzig Jahren in der schottischen Stadt Stirling ein Mann gelebt hat, gemeinhin der blinde Jamie genannt, der jeden Vers aus der Bibel, die Namenregister mit eingeschlossen, herzusagen wußte, wenn man ihm nur die Anfangsworte vorsagte.

Die beiden Beispiele sind uns sehr erwünscht. Lipsius verstand den Tacitus, wie Wenige ihn verstanden haben. Von des blinden Jamie exegetischen Kenntnissen schweigt die Geschichte. Jacotot spricht von Auswendigwissen und Verstehen; und zwar vom Verstehen von Grund aus.

Aber ist's möglich, und wenn es wäre, ist's vernünftig, sechs Bücher des Telemach auswendig zu lernen? Ist's möglich, fragen wir dagegen, Vocabeln auswendig zu lernen, wie Ihr Alle gethan habt, die Ihr Griechisch, Lateinisch, Englisch, Französisch, Italiänisch gelernt habt? Es thut uns in Wahrheit leid, Euch in der Erinnerung, auch nach Verlauf vieler Jahre "unsäglichen Schmerz zu erneuern"; aber wir können Euch die Frage nicht erlassen — war es möglich, war es vernünftig, Regeln aus der Grammatik auswendig zu lernen? Ihr habt es Alle gethan — wißt Ihr sie noch zu wiederholen? wißt Ihr sie zu gebrauchen? wißt Ihr, sofern Ihr nicht Sprachmeister seid von Profession, Andern ihre Anwendung zu erklären? Wär' es nicht eben so möglich, und ein gut Theil vernünftiger, sechs Bücher des Telemach auswendig zu lernen, als Vocabeln und Regeln?

Sechs Bücher des Telemach! Was den Telemach betrifft, so wollen wir unsern Lesern unsre Privatansicht in's Ohr sagen. Es hätte nichts schaden können, wenn der gute Erzbischof von Cambray den Telemach was weniges amüsanter gemacht hätte. Aber es giebt viele Bücher, die weit langweiliger sind für Lehrer und Lernende, als der Telemach; und es giebt sehr wenige Bücher, in irgend einer Sprache, die besser geschrieben sind als der Telemach.

Also Auswendiglernen und Verstehen. Der Schüler muß jedes Wort erklären. Versteht er es nicht, so erklärt es der Lehrer. Ist das Wort schon einmal, oder schon mehrere Male vorgekommen, so muß der Schüler seine Erklärung rechtfertigen, indem er die frühere Stelle wiederholt.

"Jeder Mensch kann jedes Buch verstehen," sagt Jacotot. Er hat Recht, denn, setzt er hinzu, man muß es ihm nur zu erklären wissen. Worterklärungen, Definitionen, sind gut; aber sie sind nicht das Beste. Man muß durch Beispiele erläutern; Beispiele machen Alles deutlich. Ist von einer strengen, consequent durchgeführten Policeiordnung die Rede? Ihr könnt lange definieren, bis Ihr die Sache klar macht. Aber gebt ein Beispiel. Es schlägt eilf Uhr. Ein Policeibeamter tritt in ein Caffeehaus; es soll geschlossen werden. Nur noch eine Minute verlangen die Gäste; der eine will sein Glas Punsch leeren, der zweite eine Partie Schach zu Ende spielen — in der Minute wird sein Gegner matt sein; der dritte will den Constitutionnel zu Ende lesen. Sind es verdächtige Leute? Nein — es sind die täglichen, wohlbekannten Gäste — die habitués. Aber die Policeistunde hat geschlagen. Die Gäste ziehen ab: man wird morgen wieder Schach spielen, Punsch trinken, den Constitutionnel lesen, bis die Policeistunde schlägt, und keine Minute länger. — Der Schüler findet den Massillon aufgeschlagen auf dem Tisch des Lehrers. Ein Satz fällt ihm in's Auge, den er nicht versteht. Wie sollte er auch? Es ist dieser: "L'élévation, qui blesse déjà l'orgueil de ceux, qui nous sont soumis, les rend des censeurs plus sévères et plus éclairés de nos vices." Aber sollte der Schüler nicht eines Umstands sich erinnern, ganz in

---

*) Traité complet de la méthode Jacotot. Dieses Handbuch hat (1830) im Verlauf von ein paar Jahren die siebente Auflage erlebt.

der Art, wie Massillon beim Niederschreiben ihn sich dachte? Doch — einer seiner jungen Freunde wird von seinem Hofmeister unablässig gescholten — auf häßliche Weise gescholten. Hoffentlich wird kein Jacotot'scher Lehrer so schelten. Aber der Hofmeister hat diese oder jene Schwachheit — wer ist von Schwachheiten frei, zumal wenn er zu schelten gewohnt ist? Der Zögling bemerkt sie: er ist sehr scharfsichtig — er weiß mehr davon zu erzählen als von seiner Lection; er wird sich darüber lustig machen oder er wird sich darüber beklagen. Ob Jacotot an einen Lehrer dabei gedacht haben mag, der bei der Wiederholung des sechsten Buches vom Telemach einschläft?

.... Operi longo fas est obrepere somnum.

Will indessen der Lehrer auf solche Weise erklären, und nicht bloß auf das Wörterbuch der Akademie verweisen, so wird er nicht schlafen dürfen.

„Aber wird nicht jeder tüchtige Lehrer auf solche Art zu erklären versuchen?" Ganz gewiß. Nur beweiset dieß nicht gegen, sondern für die Methode. Was anderwärts gelegentlich von tüchtigen Lehrern geschieht, wird hier zum Grundsatz gemacht. Es ist nicht mehr als recht und billig; aber es ist recht und billig.

Hat der Schüler die gelesene Stelle verstanden? Er muß sich darüber ausweisen. Kalypso weiß sich nicht zu trösten. Worüber? Ihre Grotte erschallt nicht mehr von ihren lieblichen Liedern. Warum? Ihre Nymphen wagen nicht, sie anzureden. Was fürchten sie? Warum wandelt sie einsam über den blumigen Rasen hin? Warum erwacht ihr Schmerz auf's Neue, wenn sie die Stellen erblickt, die ihr einst so theuer waren?

Es folgt eine eigenthümliche Uebung in Jacotot's Manier. So äußert sich der Schmerz der Kalypso, über des Ulysses Abreise. Es giebt andre Schmerzen. Leontine hat ihre Mutter verloren. Wie wird Leontinen's Schmerz sich äußern? Jacotot's Schüler müssen die Frage beantworten, und die Antwort muß sich so genau als möglich der Stelle im Telemach anschließen. Hr. Durietz theilt eine Antwort mit, die eine Schülerin im Institut der Mme Dumay geliefert hat. „Leontine wußte sich nicht zu trösten über den Tod ihrer Mutter: in ihrem Schmerz fühlte sie sich unglücklich, sie zu überleben. Ihr Zimmer ertönte nicht mehr von ihren Liedern, von ihrem Harfenspiel u. s. w." Jeder Zug ist dem Schmerz der Kalypso nachgebildet; aber jeder Zug muß auch gerechtfertigt werden. Warum fühlte Leontine sich unglücklich, die Mutter zu überleben? Es ist derselbe Grund, der der Kalypso ihre Unsterblichkeit verhaßt macht: sie wünscht nicht zu leben ohne den Gegenstand, der ihr der theuerste war. — Man sieht, daß diese Uebung eine Fertigkeit im Gedanken und im Ausdruck geben muß.

Noch größer ist der Vortheil einer andern Uebung, die etwas später vorgenommen wird. Die erste Aufgabe war sehr leicht; die Züge des Originals dürfen nur schattirt werden. Der Schmerz des Telemach soll geschildert werden, als er wider den Rath des weisen Mentor die Reise nach Sicilien unternommen hatte, und sich einem gefährlichen Seesturm preisgegeben sah. Die Grotte der Kalypso ist im Telemach beschrieben: der Schüler hat jüngst den Park von Ermenonville gesehen; er soll ihn beschreiben; die Beschreibung soll sich wiederum dem Original anschließen. Der Schüler hat die Geschichte des Marschalls Turenne gehört; er soll Turenne's Charakter beschreiben, und den Charakter des Ulysses dabei zu Grunde legen: wo die Charaktere sich gleichen, soll er die Aehnlichkeit, wo möglich, in den Worten des Originals, wiedergeben. —

Man geht weiter. Der Schmerz des Ehrgeizigen, der seine Titel und seine Würden verloren hat, wird beschrieben. Noch einen Schritt weiter. Der Schüler selbst muß den Gegenstand auffinden, der sich zu einer solchen Parallele eignet.

Es werden Reflexionen verlangt über das Gelesene. Die Folgen der Unbesonnenheit, der Entschlossenheit, der Erfahrung werden geschildert, nach den Zügen, die sich in der Geschichte des Telemach vorfinden. — Wie ist der Vorsichtige gewohnt zu handeln? Mentor im Angesicht der trajanischen Flotte mag ein Beispiel geben.

Manche Idee ist im Telemach nur angedeutet: sie soll entwickelt werden. Sprich niemals aus Eitelkeit, sagt Mentor. Warum nicht? Was werden die Folgen sein, wenn der Rath nicht beachtet wird? Was sind, in diesem oder jenem Falle, die Folgen gewesen? —

Die Worterklärung führt zu der Betrachtung der Synonymen. Ein weites, wenig beachtetes Feld. Muth und Tapferkeit — wie unterscheiden sie sich? Wie rechtfertigt man die Unterscheidung? Mentor unter den Barbaren giebt ein Beispiel des einen, Bochoris unter seinen aufrührerischen Unterthanen ein Beispiel der andern. Wie unterscheidet sich misérable von malheureux? franc von sincère? Die Stellen im Telemach, dem den Schülern durchaus geläufigen Telemach, werden nachgewiesen, aus welchen der Unterschied hervorgeht.

Auch die Grammatik wird nicht vergessen. Die Formen sind dem Schüler geläufig; die Beispiele sind ihm zu Hand. Er lernt das Hauptwort vom Zeitwort unterscheiden, u. dgl. Er hört eine grammatische Regel. In welchen Fällen, deren er sich aus seinem Telemach erinnert, findet sie ihre Anwendung? Wo kommen die Ausnahmen vor?

Soll diese Uebung wirklich mit Nutzen ausgeführt werden, so darf sie nicht eher vorgenommen werden, bis der Schüler mehrere Bücher des Telemach zu Ende gelesen hat — das heißt, bis er mit einer bedeutenden Anzahl von Phrasen vertraut geworden ist, die er nun in ihre Bestandtheile zerlegen, und die Formen sowohl als die Eigenthümlichkeiten der Wortfügung u. dgl. nach ihrem grammatischen Zusammenhang übersehen lernt. Jacotot nennt dieß Geschäft sehr richtig — „vérification de la grammaire." Der Schüler muß soviel als möglich selbstthätig dabei sein. Er muß Rechenschaft ablegen von dem, was er gelernt hat. Auf diese Weise wird der grammatische Unterricht, jetzt der zeitraubendste und geisttödtendste von allen, zu einer ebenso leichten als nützlichen Uebung umgewandelt werden. *)

Unsre Leser mögen urtheilen, ob eine solche Methode geeignet ist, das Gedächtniß (gebrauchen wir immerhin Jacotot's Wort) zu „meubliren", ob sie geeignet ist, das Nachdenken zu üben, die Erfindung zu wecken, und Fertigkeit und Richtigkeit im Ausdruck zu befördern.

Jacotot's Wahlspruch, bei jeder Behauptung, ist, „justifiez cela." Wir werden in unserm nächsten Artikel die Theorie andeuten, von welcher Jacotot ausgegangen ist, und zugleich die Anwendung auf den Unterricht in fremden Sprachen entwickeln. Wir haben die praktische Seite nicht ohne Absicht vorangestellt. Durch die Anwendung muß die Sache sich bewähren. Die Prüfung der Resultate wird nicht ausbleiben — am wenigsten in einer volkreichen Stadt, wie diese, wo so viel docirt wird; wo so vielen daran gelegen sein muß, daß gut docirt wird, und ohne Zeitverlust, und wo einer der thätigsten Freunde des Jacotot'schen Systems **) das Publicum zur Prüfung eingeladen hat.

---

*) Den Herren, welche noch immer das Publicum in dem Glauben erhalten wollen, man müsse erst die lateinische Grammatik studiren, (o dura messorum ilia!) um deutsch zu lernen, werden wir nächstens unsre Compliment machen.

**) Hr. Durietz hat eine Wohnung im Jungfernstieg (Nr. 4) bezogen; er hat seine Classen eröffnet.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.



Kritische Blätter der Börsen-Halle.

37. Hamburg. Montag, den 14. März. **1831.**

Inhalt.

Hamilton und Jacotot.

(Vierter und letzter Artikel.)

Den Unterricht in fremden Sprachen beginnt Jacotot, wie Hamilton, damit, daß er dem Schüler ein Buch mit wörtlicher Uebersetzung in die Hand giebt, mit der Grammatik ihn aber für's Erste verschont.

Es sei uns erlaubt, hier an ein Wort zu Gunsten der Uebersetzungen zu erinnern, das in den Schriften eines unsrer tiefsten Denker sich findet. J. G. Hamann sagt: — "Da ich bloß dem Geist der Alten nachspüre, und mir mehr an dem Genie als der Grammatik der griechischen Sprache gelegen: so geht mich das Schulmeistergesicht nichts an, womit G. und E. die Versionen ihren Zuhörern verleiden...... Batteux beschreibt selbige (die Versionen) als eine Art von "dictionnaire continu, toujours ouvert devant ceux qui entendent le texte en partie, mais qui ont besoin de quelque secours pour l'entendre mieux, et présentant le mot dont on a besoin." *)

Sonderbar! Wie Hamann bei seinem ersten Werk in den Hamburgischen W. G. Nachrichten heftigen Widerspruch fand, **) so ereignet es sich, daß in diesen letzten Tagen in demselben Blatt, dessen weitverbreitete Nützlichkeit wir gerne anerkennen, eine Stimme sich vernehmen ließ, welche der Grammatik, der Hamann eben nicht sehr hold war, äußerst lebhaft das Wort redet. †) Vielleicht wird es uns gelingen, mit dem geehrten und gelehrten Einsender in den W. G. N. über die in Frage stehende Ansicht uns zu verständigen: vielleicht wird durch den Widerspruch (wie er selbst es zu erwarten scheint) eine fernere Beleuchtung des, in Wahrheit nicht unwichtigen Gegenstandes, veranlaßt werden. Das Rechte aber und das Gemeinnützige, ob es nun auf seiner oder auf unsrer Seite, oder vielleicht bei einer dritten Ansicht sich finden mag, möge obsiegen!

Der Einsender betrachtet den grammatischen Unterricht als geistiges Bildungsmittel. Hier seine Worte: — "Hier ist die eigentliche Turnschule des scheidenden und verknüpfenden Verstandes; und wem die Schärfe des Urtheils, die Sicherheit der Combination wie die Eindringlichkeit des Denkens nicht unwesentliche Erfordernisse einer tüchtigen Bildung erscheinen, wird mir zugeben, daß neben Mathematik die Grammatik ein unentbehrliches Mittel für dieselbe ist; sie, die Logik für die erste Entwickelung des Verstandes; die erste Führerin zu ernstem, selbständigen Denken."

Wenn wir nun diesen Satz, mit der vollständigsten Anwendung, die ein tüchtiger Lehrer demselben geben kann, zugeben wollten; so tritt uns sogleich ein andrer entgegen, mit dem wir uns nicht zu befreunden wissen. Der Einsender behauptet, die Muttersprache eigne sich nicht, bei solchem Unterricht zu Grunde gelegt zu werden, weil der Schüler mit ihr schon zu vertraut sei, weil es ihm dadurch erschwert werde, die allgemeinen Regeln zu abstrahiren. Wir dagegen möchten behaupten, nur eine solche Sprache eigne sich dazu, mit der der Schüler schon bis auf einen gewissen Grad vertraut ist.

Dem geehrten und gelehrten Einsender ist es nicht unbekannt, daß unser Satz so wenig als sein eigener etwas Neues aussagt. Um die Sache für unsre Leser zu erläutern, führen wir ein paar Aeußerungen an, denen übrigens auch als Autoritäten einiges Gewicht zukommen möchte.

Sicard, ohne Zweifel einer der gründlichsten und geistreichsten Sprachforscher, der die schwierigste Aufgabe, dem Taubstummen das Gebiet der Sprache aufzuschließen, man weiß mit welchem Erfolg, gelöset hat, Sicard sagt: — "On ne peut apprendre la grammaire d'une langue quelconque, même celle de son pays, que quand on sait parler, que quand on sait causer."

Aber das Treffendste, was wir über diesen Gegenstand kennen, steht in dem Tagebuch, das Gibbon während seines Aufenthalts in Lausanne über seine Studien führte. Er las in jenen Tagen den Longin, war also der griechischen Sprache keineswegs fremd, und ging darauf die griechische Grammatik durch. "Jetzt," sagt er, "sehe ich deutlich, welchen Vortheil es bringt, sich mit der Grammatik nur wenig zu beschäftigen, bis man einige Fortschritte in der Sprache selbst gemacht hat. Anstatt daß man Regeln und Beispiele zu lernen braucht, hat man nun nur nöthig, sich mit den allgemeinen Regeln vertraut zu machen, deren Anwendung schon in vielen, und den verschiedenartigsten Fällen, vorgekommen ist. Es ist, als orientirte man sich vermittelst der Karte in einem Lande, durch welches man zuvor schon eine Reise gemacht hat."

Daß der grammatische Unterricht — und gar ein mehrjähriger grammatischer Unterricht — zum Verstehen einer Sprache, zu einer gewissen Fertigkeit im Ausdruck, und zum Genuß der Literatur unentbehrlich sei, hat der Einsender nicht behauptet. Es ist ihm ohne Zweifel nicht entgangen, daß eine solche Behauptung, die man anderwärts so vielfach vertheidigt hat, nicht mehr und nicht weniger vernünftig ist, als wenn man den Aeltern empfehlen wollte, ihre Kinder erst einige wenige Jahre im Seiltanzen gründlich unterrichten zu lassen, um sie zu gewöhnen, auf ebener Erde sich frei und mit Sicherheit zu bewegen.

Nicht als Mittel will der Einsender die Grammatik behandelt wissen, sondern als Zweck. Den Schülern aber soll die Grammatik "durch eine nothwendige und daher unschuldige Täuschung" als Mittel dargestellt werden, das Zugemuthete leicht und schnell zu lernen.

Eine nothwendige und daher unschuldige Täuschung! Es ist dieß "das alte Lied, das alte Lied," das dem Einsender wahrscheinlich noch aus einem seiner römischen Weisen in den Ohren tönt: —

> "Ut puerorum ætas improvida ludificetur,
> Labrorum tenus" ....

Unsre Leser sind Alle, mehr oder weniger, mit der Grammatik gequält worden. Ja, unsre Leserinnen, wenn sie es vielleicht nicht verschmäht haben sollten, auch diesen unsern trockeneren Artikeln ihre Aufmerksamkeit zu schenken, unsre Leserinnen können bezeugen, daß, ein solches selbst "das Loos des Schönen ist auf Erden." Sie mögen Alle entscheiden, ob die Täuschung, von der der Einsender spricht, nicht eine höchst unnöthige, eine höchst schädliche Täuschung war. Eine unnöthige Täuschung; denn sie sehen es jetzt ein, daß sie nicht der Grammatik ihre

*) Kreuzzüge des Philologen. S. 111 der Ausg. von 1762.

**) Nachspiel zu den Sokratischen Denkwürdigkeiten (1761) S. 11.

†) W. G. Nachrichten vom 28. Febr.

Sprachkenntnisse verdanken; sie sind lebendig überzeugt, daß sie denken gelernt haben würden, ohne die Grammatik, scharf genug, um diese und andre liebenswürdigen Täuschungen zu durchschauen. Und ist es nicht eine schädliche Täuschung, die so viele Stunden geraubt, und die Eindrücke eines unwillkommenen Zwangs selbst den Talentvollsten, durch die Art der Behandlung, nicht ferne gehalten hat?

Aber der Verf. wünscht eine andre, eine leichtere, eine freiere Art der Behandlung. Dank dafür, daß er sie wünscht; dreidoppelten Dank, wenn er sie den Sprachmeistern ebenso lebendig an's Herz legen will, wie er sie begriffen hat. Eine solche Art der Behandlung wird förderlich sein, wenn sie zur rechten Zeit begonnen wird: nämlich nicht als Täuschung am Anfang des Erlernens einer Sprache, sondern als ein Mittel, um in der Sprache, mit der man schon einigermaaßen vertraut ist, und um "im Denken sich zu orientiren."

Daß wir es mit einem Worte heraussagen: die Grammatik, am Anfang des Sprachunterrichts, ist eine Beschäftigung mit abstracten Dingen, ist also der Jugend unwillkommen und wenig angemessen; die Grammatik, wenn das Sprachmaterial schon durch Uebung geläufig geworden ist, lehrt von dem Gegebenen, von dem Geläufigen, abstrahiren, ist also der Jugend ebenso förderlich, als ihren erwachenden geistigen Kräften eine angemessene, und nicht unerwünschte Uebung.

Will nun der Einsender sein Turnziel vorzugsweise doch vermittelst einer fremden Sprache erreichen, so mag es immerhin geschehen; nur möge die Sprache, sei es eine lebende, oder ausgestorbene, erst auf andre Weise, und in andrer, ansprechender Gestalt dem Schüler vertraut geworden sein. Wenn er die lateinische Sprache dazu vorschlägt, so können wir ihm nicht beistimmen. Er giebt zu verstehen, daß man für die neueren Sprachen seltener wissenschaftlich gebildete Lehrer antrifft; daß die Routine einer gewissen empirischen Methode hier genügend erscheint. Aber wenn die Grammatik zum Denkenlernen unentbehrlich ist, sollen die jungen Damen auch Latein lernen? oder sollen sie gar nicht denken lernen? oder soll man Rath schaffen für vernünftigen Unterricht auch in den neueren Sprachen? Wir möchten uns doch am liebsten für den letzten Fall entscheiden.

Das Latein aber und das Griechische möchten wir aus den unteren Classen der Schulen verbannen. Aber die Verbannung soll eine ehrende sein. Eben weil wir, was der Einsender uns erlauben möge zu bekennen, weil wir der Literatur des Alterthums mit Liebe zugethan sind, und den Genuß, den wir derselben verdanken, zu den liebsten Abwechselungen der Beschäftigung mit der Literatur und den flüchtigen Interessen des Tages zählen, eben darum möchten wir auch Andern, und recht Vielen, denselben Genuß gönnen, möchten wir wünschen, daß die alten Sprachen (todte Sprachen sollen sie uns nicht sein!) nicht in den untersten Schulen durch die Grammatik verleidet, von der Mehrzahl nicht mit der Aussicht erlernt werden sollten, so schnell als möglich wieder vergessen zu werden. Wir werden bei einer andern Gelegenheit unsre Ideen über diesen Gegenstand auseinandersetzen. —

Wenden wir uns noch einmal zu Jacotot.

Der Natur selbst, dem Entwickelungsgange des menschlichen Geistes will er seine Grundsätze abgelernt haben. Ist unsre Kenntniß der Natur durch eine neue Entdeckung erweitert worden? Die Thatsache ward erst der Gegenstand der aufmerksamen Beobachtung, der sorgsamen Analyse; sie ward mit ähnlichen in Verbindung gebracht und verglichen; es ward ihr in dem großen Ganzen ihre Stelle angewiesen; nicht nur eine Lücke ward ausgefüllt, ein Ring ward eingefügt, der rechts und links an die nächsten sich schließend die Kette ergänzt. Ist das Gebiet der ausübenden Kunst durch eine Erfindung bereichert worden? Die Analyse des schon Bekannten gab ein neues Element an die Hand; mit den früher angewandten combinirt, bringt es ein Resultat, das nur aus solcher Combination entstehen konnte. Hat ein neues System sich Bahn gebrochen, und seine Anhänger mit überzeugender Kraft gewonnen? Es ist, weil der Meister den vorhandenen Vorrath des Wissens zu überschauen, auf neue Weise das Einzelne zu combiniren, und von einem gewählten Standpunct aus das Ganze in neues Licht zu setzen verstand.

Dieß ist die Geschichte der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie der letzten Jahrhunderte. Es ist, sagt Jacotot, die Geschichte alles Lernens und alles geistigen Besitzthums. Es wird nicht uninteressant sein, bei Herrn Durietz die Ausführung des Satzes nachzulesen.

Die Analyse, sagt Condillac, ist das einzige Geheimniß der Entdeckungen. Aber was ist das Geheimniß der Analyse? Die Verbindung der Ideen unter sich.

Jacotot's ausgebreitete und pünctliche Gedächtnißübung, seine erschöpfende Erklärungsweise, sein unermüdetes Aufsuchen verwandter Gegenstände, hat zum Zweck, die Analyse des Materials, durch Verfolgung der Ideen-Association, zu erleichtern und zu vervollständigen. Die Verbindung der Elemente zu einem neuen Ganzen, die Nachahmungen, die Nachbildungen, die Parallelen, die Reflexionen, entsprechen dem synthetischen Grundsatz. Wie jener — der analytische — unsre vielfache Beziehung zu dem, was auf uns einwirkt, was uns anregt, so repräsentirt dieser unsre Selbständigkeit. Hat der Zögling Worte, Phrasen, Begriffe sich bekannt gemacht? Er soll sie combiniren und anwenden lernen; Beobachtung, Nachdenken, Empfindung giebt ihm in jedem Augenblick den Stoff an die Hand; er soll Redner werden, sagt Jacotot; Redner nämlich in dem Sinn, in dem nicht gar zu Viele unter den Deutschen es sind; er soll gut sprechen, und schreiben, wie er spricht.

Die Uzkokin. Novelle mit historischen Erläuterungen, von Dr. Richard Otto Spazier. Leipzig, Dyk. 1831. 285 S. 8.

Einige unsrer Leser sind geneigt zu fragen — quel animal? Andern ist eine flüchtige Erinnerung des Gegenstandes aus der italienischen Geschichte geblieben — Alle aber, die sich in den historischen Erläuterungen umsehen wollen, werden mit uns dem Verf. Glück wünschen zu der Wahl, man möchte fast sagen, zu der Entdeckung, eines so wenig beachteten Stoffes. Daß zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts eine Handvoll Räuber im adriatischen Meer ihr Unwesen mit beispielloser Frechheit und Grausamkeit trieben — daß Venedig, damals nicht mehr auf der höchsten Stufe des Ruhmes und der Macht, aber doch noch kräftig genug, um Fra Paolo's weisen und männlichen Rath zu hören und dem Interdict zu trotzen, daß die Republik umsonst sich bemühte, von der österreichischen Regierung die Bestrafung ihrer räuberischen Unterthanen zu erlangen — daß das ausweichende Benehmen des kaiserlichen Hofes, und die unerträgliche Frechheit der Räuber endlich die Republik zum offenen Kriege nöthigte — dieses sind die Thatsachen, die man in historischen Uebersichten jener Periode unter der Rubrik der "Uzkoken" anzutreffen pflegt. Der Verf. hat den Verdacht zu großer Wahrscheinlichkeit gesteigert, daß die österreichische Politik der Uzkoken, die einst im Kriege gegen die Türken sich ausgezeichnet hatten, sich bediente, um den Venetianern vielfach zu schaden, die Küsten unsicher zu machen, und die Meerschifffahrt durch grausame Ueberfälle zu stören. Er fügt hinzu, daß die Hofhaltung zu Grätz die geraubten Summen oder Kostbarkeiten den Räubern, wie es scheint, wieder abzunehmen gewohnt war, um sie in der Dürftigkeit zu erhalten, und zur Verfolgung ihres Gewerbes immer wieder auf's Neue zu reizen.*)

---

*) Der Verf. wünschte, daß seine Arbeit die Veranlassung werden möge, den Gegenstand durch die Mit-

Von diesem Standpunct ausgehend, hat der Verf. Dichtung und Wahrheit zu verschlingen, und eine interessante Novelle auf wenige historische Data zu begründen gewußt. Es kann nicht fehlen, ein solcher Stoff mußte Gelegenheit geben, um Scenen zu schildern, die durch die Umgebungen und den Charakter der handelnden Personen originell genug erscheinen. Schade nur, daß ein Mißverhältniß zwischen einzelnen Theilen der Novelle sich findet, das sich durch die wie es scheint, stückweise Entstehung der Arbeit erklärt. Die einleitenden Scenen wird man kaum von dem Vorwurf der Breite retten, den ferneren Schilderungen aber das Verdienst des rascheren, anziehenderen Ganges nicht absprechen.

Als Probe wird am besten die Beschreibung des Nicolottentages hier stehen — eines venetianischen Festes, an welchem die Uzkoken einen ihrer Anführer aus den Gefängnissen der Republik, unter der Verwirrung der Menge, zu befreien hofften. Der junge Maler Antonio Marcello sucht unter der Menschenmasse nur eine Gestalt, deren wundervolle Formen, mit abstoßend häßlichen Zügen seltsam versetzt, ihm bei flüchtigem Anblick sich tief eingeprägt hatten. Die Gestalt (er selbst ahnt es nicht) gehört einer Uzkokin an, der Tochter des gefangenen Häuptlings, der Heldin der Novelle: —

"In dem Getümmel seiner Aufregung hatte Antonio ganz vergessen, daß schon seit vielen Wochen auf heut der Tag zu jenem berühmten tragisch-freudigen Volksfeste angesagt war, von dem die alten Geschichtschreiber Venedig's mit solchem Enthusiasmus sprechen, das jedesmal Monate lang die Venetianer vom höchsten bis niedrigsten Stande, jedes Geschlechts und Alters, beschäftigte, und dem beizuwohnen Antonio aus mehr als einem Grunde nie verfehlt hatte. Aus den Zeiten der beiden großen Parteien der Guelfen und Gibellinen, deren Haß im Laufe der Jahrhunderte verschwunden, deren Andenken aber noch lebendig in den Urenkeln der Kämpfer fortlebte, stammte es her, daß Venedig sich in zwei große Parteien schied, welche der Canale grande von einander trennte. Die nach Abend zu, nach dem festen Lande hin wohnten, hießen die Nicoloti, von der Parochie San Nicolai, die nach dem Meere zu, nach Morgen, die Castellani, von dem Hauptbezirke Castello.

"Die Gewohnheit früherer ernster Kämpfe hatte sich in einem Volksfeste forterhalten, das jährlich einigemal, gewöhnlich im Herbst, in den Monaten September und October, oder im Frühjahr, in denen die Hitze nicht so groß, und die, wie ein alter Schriftsteller sagt, 'das Blut der Kämpfenden sonst zu sehr erhitzen und die Kämpfe gefährlicher machen würde,' — an nebligen Tagen, 'damit die Zuschauer nicht von der Sonne belästigt,' — an Sonn- und Festtagen, 'damit das Volk von der Arbeit dadurch nicht abgehalten würde,' — auf einer der Brücken, wo die breiten Ufer an den Canälen den Parteien Stehraum, und den Zuschauern eine Aussicht auf das Schauspiel gewährten, unter Aufsicht selbst gewählter Aedilen abgehalten wurde; und wo die eine Partei die andere im Faustkampfe zu überwinden suchte.

"Nicht das Volk bloß theilte sich in eine oder die andere Partei; die Orte, wo die Paläste der Edlen standen, theilten auch diese, wiewohl bei ihnen nur der Scherz obwaltete, und ihr Antheil sich nur in Begünstigung und Unterstützung der Streiter offenbarte, während bei dem Volke oft bitterer Ernst mit gefährlichen Folgen sich in das Spiel mischte. Aber nicht Venetianer allein, auch die umwohnenden Bewohner der Stadt nahmen an den Parteien wie an den Kämpfen Antheil; die von Mestre und dem Continent waren Nicoloti, die von den Inseln, Castellani; und nur der Wunsch, das Volk dadurch kriegerisch zu erhalten, vielleicht auch durch die Gestattung einer so zügellosen Freiheit einmal dasselbe den Druck, unter dem sie gehalten wurden, durch scheinbare Freiheit vergessen zu machen, konnte wohl nur die Signoria bewegen, ein Schauspiel zu gestatten, das bei den örtlichen Verhältnissen Venedigs, der Enge der Brücken und Straßen, der Tiefe der Canäle, nur zu lebensgefährlich oft werden mußte.

"Eilig sprang Antonio in die Kleider und mit dem treuen Diener in die Gondel, um nach dem Ponte di San Barnaba, dem Palaste Foscarini und der Chiesa di Barnaba gegenüber zu schiffen, wo heute das Schauspiel gehalten werden sollte. Hunderte von Gondeln segelten bereits über den Canale della Guidecca mit lautem Geschrei der wetteifernden Gondolieri, und im schwarzen Gewimmel fuhren sie, an einander stoßend, bei der Dogana da mare in den Canale grande ein. Unmöglich war es, von dieser Seite mehr durchzukommen, so daß der schlaue Jacobo bei Zeiten umlenkte, von der Meerseite in den Rio de San Trovaso einfuhr, und durch unzählige enge Gäßchen glücklich noch an Ort und Stelle eintraf.

"Noch waren die Kämpfer in der Messe; aber wunderbar war das Andringen des neugierigen Volkes. Seit Sonnenaufgang dauerte hier schon das Gewimmel. Eßkörbe, zur Zehrung für den ganzen Tag bepackt, wurden an Stricken von den, auf Giebeln, Schornsteinen, Dächern, jedem möglichen Vorsprunge in höchster Höhe befindlichen Leuten aufgezogen. Hier kletterten ganze Reihen die planen Häuser hinan, wo andre kaum auf Leitern hätten hinklimmen können; einer hielt dem andern die Schultern, und die schon Obenstehenden halfen mit den Händen hinaufziehen. So groß der Lärm, das Gedränge, die Gefahr, so groß war auch die Gewandtheit des Masten erklimmenden Seevolks, so daß man hierbei nirgends von einem Unglück hörte. — Die mit rothen Sonnendächern bedeckten Balkone, Fenster, flachen Dächer zierten unübersehbare Gruppen der in reichsten Gewändern und Schmuck glänzenden Frauen, wogegen die tiefschwarze Kleidung der Edlen einen merkwürdigen Abstich machte. Doch auch hier trübte den festlichen Anblick die, von der Furcht vor der, in die heimlichsten Angelegenheiten sich mischenden Staatsinquisition allgemein gebotene Sitte des Maskentragens, so daß fast weniger Menschen, als deren Nachäffungen versammelt zu sein schienen. Kopf an Kopf standen sie die breiten Ufer des langen Rio hinab, und die Gondeln boten nur einen breiten, schwarzen Strich dem Auge, wo man sonst die grünlichen Wellen des Meeres gesehen.

"Venedig, im Anfang des 17ten Jahrhunderts nur erst allmählich tiefer von seinem Welthandel herabsinkend, sah bei ähnlichen Gelegenheiten noch die verschiedensten Völker friedlich in seinen Canälen. Dort sah von einem Giebel ein Türke herab, mit roth leuchtendem Kaftan und Turban, dort ein Armenier im langen schwarzen Gewande; hier ein Jude, auf dessen Gesicht heut der gewöhnliche habsüchtig-listige Ausdruck einer allgemein neugierigen Freude Platz gemacht hatte. Der Handelsgeist des Volkes beachtete an den Einzelnen die Feindseligkeit der Staaten nicht. Venedig war damals mit Spanien noch im Kriege; doch mit stolzer Granbezza stand ein Hidalgo neben venetianischen Seesoldaten, und bemühete sich, die Schmähungen, in die einer oder der andere wegen gehabter Verluste durch spanische Galeeren aus-

---

theilung von weiteren Nachweisungen aufzuhellen. Ueber die Thatsachen selbst mögen Diejenigen, denen der Gebrauch großer Bibliotheken zur Hand ist, sich bemühen, erweiterte Notizen zu sammeln. In der mittlern Weile erlauben wir uns, den Verf. darauf aufmerksam zu machen, daß Griselini, in seinen Denkwürdigkeiten von Fra Paolo Sarpi (vor uns liegt die deutsche Uebers. durch Joh. Fr. Lebret, Ulm, 1761.) die Sache entschieden in demselben Lichte anzusehen scheint. Er bringt den Verdacht gegen die österreichische Regierung mit dem Umstand in Verbindung, daß in jenen Jahren die Ansprüche auf das adriatische Meer mit so vieler Heftigkeit durchgekämpft wurden. Uebrigens behauptet er, Sarpi habe seine Fortsetzung der von Minucci angefangenen Geschichte der Uzkoken "auf öffentlichen Befehl" unternommen. (S. 159; vergl. 169; 174.)

brach, zu überhören. Nur hier und da bemerkte das Falkenauge Antonio's sonnverbrannte Gesichter mit den auffallendsten Zügen verstohlen aus den langen Mänteln, in die sie sich sorgfältig verhüllt hatten, da, wo die Vorsprünge der Häuser Versteckwinkel bildeten, hervorlugen; zu der einzigen Gattung von Menschen gehörig, deren Anwesenheit in Venedig bei der erregten Menge ihnen unfehlbaren Tod bringen konnte — und auf die der Lauf unserer Geschichte schon unsere Aufmerksamkeit lenkte. Vergebens schweiften Antonio's Blicke unter den Frauen umher, irgend etwas zu erspähen, wonach seine rege Einbildungskraft sich sehnte. Oft, wenn ein weißes Gewand aus der Menge hervorflatterte, und seine Aufmerksamkeit nach dem Orte hinzog, bebte sein Herz, in Erinnerung der wunderbaren, ihm in seine Träume gefolgten Gestalt. Doch stets blickte ihn ein gewöhnliches jugendliches Italiener-Gesicht an, und seltsam, seiner kranken Phantasie war Jugend des Kopfes ein ihn nicht rührender Reiz.

"Auf der Brücke gaben Knaben mit nackten Armen bereits ein Vorspiel des Kampfes; manchmal trieb der Parteigeist Aeltere, dem Unterliegenden zu helfen; und der Beifallruf und das Geschrei des dadurch unterhaltenen Volkes betäubte jetzt schon das Ohr. Aus der Mostra, der ersten Gattung dieser Kämpfe, wo nur zwei mit einander stritten, wurde oft dadurch die Frotta oder zweite, wo mehrere ohne Ordnung und plötzlich auf einander eindrangen. Streng beobachteten die an den Enden der Brücke aufgestellten Kampf-Aedilen die geltenden Gesetze. Der erste Grad des Sieges war, wenn dem einen das Blut, und wäre es nur ein Tropfen, aus dem Munde oder der Nase drang. Lauterer Jubel der Zuschauer erscholl, wenn der Besiegte in den Canal herabgedrängt wurde, und beschämt an das Ufer schwamm. Von schreiendem Jauchzen erdröhnte aber die Luft, wenn der höchste Grad des Sieges dem zuerkannt werden mußte, dem auf seine Aufforderung, wenn er auf die Mitte der Brücke getreten war, keiner der Gegenpartei zu stehen wagte. Mit dem zierlichsten Beugen und Schwenken der Kopfbedeckung gegen die Beifall gebenden Zuschauer entfernte sich dann langsam, den Triumph des Augenblickes recht auszukosten, der gerühmte Sieger.

"Endlich erklang von dem hohen Campanile, dem hohen einsam stehenden Thurme vom San Marco-Platze, der weit über die Dächer der Häuser, so fern er auch von dem Stadttheile stand, herüberragte, und auf den der Blick der Menge seit Stunden lang sich unaufhörlich gerichtet, das Zeichen mit der Glocke, daß die Messe beendet. Aus einem Seitengäßchen, das frei gelassen ward, drangen nun in lautem Getümmel die Kämpfer, mit nackten Armen, die Brust mit ledernen Panzern geschützt, mit von festen Kappen bedecktem Haupte, sonst aber leicht und unbeschwert, auf die Brücke zu. Eine erwartungsvolle Todtenstille folgte, als die Aedilen sie gereiht, als die Vorderreihen, mit vorgestreckter Brust, fest gewurzelten Füßen und geballten, vorwärts gestreckten Fäusten sich drohend gegenüber standen.

"Endlich erscholl mit der Trompete das Angriffssignal, das manchen der Kämpfer wie der Zuschauer durch Mark und Bein drang. Denn so gefährlich war das Spiel, daß mancher, wie bei den alten Turnieren, die Sonne nicht mehr untergehen sah. Mit unbeschreiblichem Ungestüm stürzten die Parteien auf einander ein. Ungeheuer war der Stoß, den sie beim Anprallen einander gaben. Aber so fest wurzelte die noch ungeschwächte Kraft in dem Boden, daß keiner einen Zoll breit von seinem Standpuncte sich rückte. Doch war die Brücke bis an den äußersten Rand von Männern erfüllt, obschon sie keine Barriere hatte, und unten wogten die Wellen, den Herabstürzenden aufzunehmen bereit. Nach einer halben Stunde nutzlosen Drängens zogen die Parteien auf gegebenes Zeichen beide zurück. Die Hintersten, die bloß angedrängt, kamen nun in die Vorderreihen, die Vordern hinter, und von Neuem tobte der Kampf eben so fruchtlos. Nachdem man aber oft so gewechselt, sah Antonio um die Mittagsstunde hier und da erst manche Knie schon beim Anstürmen einknicken; immer erhitzter und wilder wurde nun die Schaar; kein Signal ward mehr gehört; bald stürzte einer in den Fluß, bald der andere; dort war er, von Schweiß triefend, Tod oder lange Krankheit sich zuzuziehen gewiß. So lange noch Einzelne fielen, zogen sie Verwandte schnell aus der Fluth. Unter den Zuschauern selbst ward Verwirrung, als die Opfer des Spiels, blutend, von der plötzlichen Kälte des Wassers gelähmt, mit todbleichem Gesicht durch sie durchgetragen wurden. Auf der Brücke ballte sich aber Alles wie ein Knäuel unter einander. Das Schreien, Rufen war unbeschreiblich. Die Zuschauer schienen so erhitzt zu werden wie die Kämpfer. Hier ermahnten Frauen die Zurückgedrängten, die Kraft noch einmal zu versuchen, dort jauchzten Andere den Vordringenden Triumph und Ermunterung zu. Haufenweise stürzten sie in den Fluß, und ihrer wurde nicht mehr geachtet, da Alles auf den Ausgang sich spannte. Kein Erfolg entschied. Immer von Neuem rafften, durch frische Zuläufer verstärkt, die besiegt Scheinenden sich auf, und drangen ihrentheils wieder siegreicher hervor.

"Als die Verwirrung des Kampfes gegen Abend größer wurde, eine Heftigkeit erlangte, die man seit Jahren nicht gesehen, sah Antonio einen nach dem andern jener verhüllten Männer aus ihren Winkeln sich entfernen. Selbst auf der Brücke glaubte er deren zu schauen, und wo sie waren, unerkannt von dem Wuthverblendeten Auge der Parteien und Zuschauer, wogte der Kampf am hartnäckigsten, boshaftesten. Plötzlich ward das Getöse fürchterlich, ein Angstgeschrei durchzuckte die Luft von Seiten der Zuschauer.

"'Ein Schwerdt, ein bloßes Schwerdt!' erscholl es von der Brücke. Und plötzlich, Niemand wußte woher sie gekommen waren, zuckten Waffen, Dolche aller Art auf einander ein. Die Zuschauer stürmten nach allen Seiten fort, sich zu retten. Die flüchtige Menge stürzte sich in Schaaren von den Ufern mit Gewalt in die Gondeln, um unter deren Bedachungen Schutz zu finden. Kein Rang, kein Ansehen, kein Befehl konnte die zum Tod Erschrocknen abhalten, und manche Gondel sank, vom Gewicht der Menschenmasse herabgedrückt, tief in's Wasser."

Der Schluß ist nicht sehr befriedigend; der Contrast zwischen den entarteten Venetianern und den kräftiger aufstrebenden Türken ist in grellen Zügen angedeutet, aber nicht in einem entsprechenden Bilde ausgeführt: der Türkenjüngling, der seinen Stamm repräsentiren soll, bemüht sich um die räthselhafte Uskokin, wenn sie schön und jugendlich erscheint, sobald er aber häßliche Züge gewahr wird, läuft er eiligst davon: und man muß es ohne weiteren Beweis dem Verf. auf's Wort glauben, daß "ein starkes Volk ihn zum Starken aufgezogen hat."

Wir wünschen, daß es dem Verf. gelingen möge, sich in den Besitz fernerer Thatsachen zu setzen; daß er es dann der Mühe werth halten möge, das Interesse der Novelle in einer neuen Bearbeitung zu erhöhen. Es wird sich das Publicum, dem ein ganz neuer historischer Stoff selten in einer Novelle geboten wird, zu großem Dank verpflichten.

Ging die Irrfahrt des Ulysses nach Gibraltar oder nach Kolchis? Eine antiquarische Abhandlung von M. Schuster. Mit drei Kärtchen. Neiße und Leipzig, 1830. Hennings. 38 S. 8.

Die Frage nach den Ländern und Meeren, welche den Schauplatz der Irrsale des Ulysses darboten, zählt Seneca in der Reihe jener müssigen Fragen auf, "deren Untersuchung unter

der Würde eines weisen Mannes sei." Nun wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß in den Kritischen Blättern bedeutendere Dinge zur Sprache gebracht werden könnten, und wollen namentlich nicht verbergen, daß in dem Augenblick, da wir schreiben, der Inhalt der nächsten Warschauer Post und die Entscheidung der polnischen Sache uns lebhafter interessirt, als die Abhandlung des gelehrten Magisters, und der Reiseplan des "göttlichen Dulder Odysseus." *) Aber vielleicht werden unsre Leser uns erlauben, zur Abwechselung, und im Gegensatz zu der Geschichte des Tages, sie von den Heldensagen der ältesten Vorzeit zu unterhalten. Ein Vergleichungspunct indessen zwischen diesen neuesten und jenen urältesten Nachrichten dringt sich auf: man muß auf seiner Hut sein gegen die Angaben, denen alle Welt Glauben beimißt, ob sie nun von Alterthumsforschern herrühren, oder von Börsenspeculanten; denn, in homerischer Phrase,

"unser Wissen ist Nichts: wir horchen allein dem Gerüchte."

Nichts bekannter, als daß man insgemein den Ulysses im Mittelmeer kreuzen läßt, oder gar bis Gibraltar verschlagen werden. Die liparischen Inseln, Sicilien, und namentlich die Scylla und Charybdis, so wie das circäische Vorgebirge, schienen selbst die Ungläubigsten über diesen Theil seiner unfreiwilligen Reiseroute zu beruhigen, wenn auch manches im Einzelnen unerklärt blieb, und Manches, wenn man es mit der jetzigen Gestalt der Dinge in jenen Gegenden zusammenhält, auf Rechnung der dichterischen Phantasie geschrieben werden mußte. Nun erscheint aber der gelehrte Magister, und giebt sich in einer ganz kleinen Abhandlung sehr große Mühe, uns glauben zu machen, es sei nicht andem: Ulysses sei nicht nach Westen verschlagen worden, sondern nach Osten hin; im Osten finden sich Spuren seiner Wanderungen, nach denen der Scharfblick der Kritiker im Westen Jahrtausende lang vergebens gespäht habe; zu Homer's Zeit (und das ist ein überaus wahres Wort) sei es mit der Geographie weit dürftiger bestellt gewesen, als in unserm aufgeklärten Jahrhundert; was insbesondere den Westen betreffe, so sei er vom Osten her bevölkert, also auch später als die östlichen Länder den Griechen bekannt geworden; und wenn manche Namen, die ursprünglich im Osten zu Hause gewesen, durch Uebersiedelung im tiefen Westen heimisch geworden seien, so habe das nicht mehr noch weniger zu bedeuten, als wenn englische, spanische, deutsche Städtenamen in der Karte von America sich nach und nach eingebürgert haben.

Was nun die Beweise betrifft, welche der Verf. vorbringt, so läßt sich im Allgemeinen sagen, der Verf. habe in allen Fällen erwiesen, daß seine Meinung die richtige sein *könne*; in mehreren Fällen habe er sie als die *wahrscheinlich* richtigere geltend gemacht; in den meisten aber wisse er die spärlichen vorhandenen Data mit einiger Zuversichtlichkeit seiner Voraussetzung anzupassen.

Wir wollen den Zug des Ulysses in seinen bedeutendsten Abenteuern nach der Erläuterung des Verfassers verfolgen, und wir werden die kleine Arbeit nicht für verloren erachten, wenn sie einen oder den andern unserer Leser veranlassen sollte, Voß' Odyssee wieder in die Hand zu nehmen, und sich wieder in dem immer anziehenden Gedicht umzusehen, das der größte unter den Kritikern des Alterthums, mit Recht, "den schönsten Spiegel des menschlichen Lebens" genannt hat.

Zunächst von Troja kam Ulysses zu den *Kikonen*. Ein kriegerischer Stamm; daß sie in Thrakien gewohnt, darüber ist kein Streit. Ihre Stadt Ismaros ward genommen, und die Gefährten achteten nicht auf die Warnung des Führers "eilenden Fußes weiter zu zieh'n;" es gefiel den Unbesonnenen zu wohl: —

"Viel ward jetzo des Weines verschwelgt, viel Ziegen und Schafe
An dem Gestade geschlachtet, und viel schwerwandelndes Hornvieh."

Darüber kam eine Schaar von Kikonen aus dem Innern des Landes herbei; ihre Uebermacht warf die Griechen; sechs von jedem Schiffe fielen, die Uebrigen entflohen dem Verhängniß. Aber ein Nordsturm jagte die Schiffe wieder an's Gestade; Strömung und Fluth trieb sie neun Tage umher, am zehnten gelangten sie zu den Lotosessern. Ein schönes Kraut, der Lotos: —

...."wer das Gewächs nun kostete, süßer denn Honig,
Solcher gedachte nicht mehr der Verkündigung oder der Heimkehr;
Sondern sie trachteten dort in der Lotophagen Gesellschaft
Lotos pflückend zu bleiben, und abzusagen der Heimath."

Wo nun die Lotophagen gewohnt haben mögen? Herodot findet sie an der africanischen Küste. "Die Frucht des Lotos," sagt er (4, 177) "ist etwa von der Größe einer Meerzwiebel; aber sie ist süß, wie eine Dattel; die Lotophagen bereiten auch eine Art von Wein daraus." Von den africanischen Lotophagen will unser Verf. nichts wissen. Er hätte für seinen Widerspruch anführen können, daß schon die alten Geographen nicht begreifen konnten, wie Ulysses in neun Tagen nach einem Lande gelangt sei, das jenseits der Säulen des Herkules liege. Wie, meinte schon Eratosthenes (Strab. 1.) tagtäglich sollte Ulysses 2500 Stadien zurückgelegt haben? (an 63 deutsche Meilen). Aber der Verfasser beruft sich darauf, daß auch anderwärts der Lotos sich finde: nach Homer selbst in Lakedämon und am Berg Ida, und an dem Fluß Xanthos — also eben in den Gegenden, wo Ulysses vorbeifahren mußte. Freilich, ob der dortige Lotos ebenso süß gewesen, und die Griechen in der Gestalt eines lieblichen Trankes der Heimkehr vergessen gemacht, ist uns nicht bekannt.

Sofort kam Ulysses zu den Kyklopen. Man kennt diese Patrone; man war gewohnt, sie an der sicilischen Küste zu suchen; der Verf. führt uns aber in eben solche schlechte Gesellschaft in der Nähe des Pontos; dort hauseten die menschenfressenden Skythen; dort, was nicht zu vergessen, die einäugigen Arimaspen: und die Taurer, berüchtigt durch ihre Fremdenopfer. Eben dort fanden die Argonauten, deren Zug nach der Idee des Verfassers dem des Ulysses parallel ging, die Bebryken, ein Volk ruchlosen Sinnes, und wenig sich kümmernd um Zeus' heilige Gebote. Von diesen schlimmen Gesellen bekam auch der Pontos den Namen des *unwirthbaren* mit Fug und Recht.

Ferner kömmt Ulysses nach der äolischen Insel;

......"welche bewohnte
Aeolos, Hippotes Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter:
Schwimmend war die Insel; die ganz einschließende Mauer
Starrte von Erz, unzerbrechlich, und glatt umlief sie der Felsen."

Es folgt ein Familiengemälde ganz eigener Art: —

"Ihm sind auch zwölf Kinder daheim im Palaste geboren,
Sechs der lieblichen Töchter, und sechs aufblühende Söhne;
Und er gab den Söhnen die lieblichen Töchter zu Weibern.
Stets um den liebenden Vater gesellt und die sorgsame Mutter
Feiern sie Schmaus, und es steh'n unzählbare Speisen vor ihnen:
Aber der Saal voll Dufts erschallt ringsum von der Flöte
Jeglichen Tag" u. s. w. u. s. w.

Schwimmende Inseln sind den alten Geographen nichts sehr Ungewöhnliches; unser Verf. hat auch welche gefunden, wo er sie gerade zu haben wünscht, nämlich die symplegadischen im Pontos, wo die äolische Familie allerdings nicht unbekannt war. Diese Inseln (sie seien sehr groß, sagt der Dichter der Argonautenfahrt, und werden von Stürmen gegeneinander

---

*) Da wir einmal Altes und Neues zusammengestellt haben, so ergreifen wir die Gelegenheit, um auf einen sehr sauber gearbeiteten *Plan von Warschau und Praga mit der Umgegend auf zwei Meilen*, aufmerksam zu machen, den die Verlagshandlung von *Hoffmann und Campe* eben im rechten Augenblick an's Licht gestellt hat.

gestoßen) hießen auch die kyaneischen, und Kyane war des Aeolos Gattin.

Man erinnert sich, wie Ulysses als Gastgeschenk einen Schlauch mitnahm, in welchem die gefährlichen Winde gebannt waren, und wie der Neid der Gefährten, während er selbst schlief, den Schlauch öffnete, in thörichtem Wahn, er enthalte Silber und Gold; wie darauf schon im Angesicht der Heimath, die befreiten übeln Gäste das Schiff weit abtrieben von den fernher leuchtenden Wachtfeuern Ithaka's, zurück nach der äolischen Insel. Die Fahrt wird erneuert, und nach sechs Tagen und Nächten gelangen die Müden "zur lästrygonischen Veste." Die ausgehenden Boten begegnen in der Stadt der Königin —

> "übergroß, wie ein Haupt des Gebirgs, und erstarrten vor Grauen."

Mit den Männern geht es noch schlimmer — der König läßt einen der Boten greifen, und bestimmt ihn zur Nachtkost — es nahen

> "Tausende, gleich nicht Männern von Anseh'n, sondern Giganten.
> Jetzt von den Felsen herab unmenschliche Steine des Feldes
> Werfen sie, daß grauvolles Getös' in den Schiffen emporstieg,
> Sterbender Männer Geschrei, und Gekrach der zerschmetterten Schiffe."

Diese Unholde will der Verf. ebenfalls nicht im Mittelmeere, sondern in der Propontis finden; etwa am Vorgebirg Karambe, das mit der Beschreibung des Hafens ziemlich übereinstimmt.

Von hier geht es zur Insel Aeaeo, wo die Kirke wohnt, die böse Zauberin. *) Eine Insel desselben Namens lag im östlichen Pontos; und, was ebenfalls nicht unbedeutend, die Zauberin Kirke war die Schwester des Aeetes, also in Kolchis zu Hause, und Vaterschwester der Medea. **)

Nachdem es dem Ulysses, nicht ohne den Beistand der Götter gelungen, die Gefährten der Gewalt der Zauberin zu entreißen, wird die Fahrt fortgesetzt, "bis zu den Enden des tiefen Stroms Okeanos." Dort liegt

> ". . . das Land und Gebiet kimmerischer Männer,
> Eingehüllt in Nebel und Finsterniß: nimmer auf Jene
> Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
> Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
> Noch wenn er wieder zur Erde hinab vom Himmel sich wendet;
> Sondern entsetzliche Nacht umruht die elenden Menschen."

Kimmerer aber wohnten wiederum am Pontos: und dorthin setzt denn auch der Verf. den homerischen Eingang zur Unterwelt, den man so lang im westlichen Italien, am Acheron, gesucht hatte. Die Schlußfolge gehört zu den bündigsten im ganzen Buche; und es kömmt ihm dabei der Satz zu statten, der sich durch seine Natürlichkeit empfiehlt, daß man den Eingang zur Unterwelt immer weiter entfernt gedacht habe, je weiter man, in späterer Zeit, westwärts gedrungen sei. Wir können nicht umhin, uns dabei einer Anekdote zu erinnern, die Denen, welchen die örtlichen Verhältnisse von London bekannt sind, die Sache am deutlichsten machen wird. Der Erbauer von Northumberland-House ward gefragt, warum er seine Wohnung am äußersten Ende gewählt habe? Er versetzte — eben weil ich am alleräußersten Ende wohnen will, denn weiterhin wird es doch Keinem einfallen, sich anbauen zu wollen. Aber man wird sich nicht ohne einige Ermüdung, wenn man bis an's Ende der Stadt wandern will, überzeugen, daß man noch ein ziemliches Stück westwärts gebaut hat. So mag denn der Acheron auch westwärts gerückt worden sein, "in der rollenden Jahre Vollendung."

Einige Beachtung verdient es auch, daß die Zendvölker ihren Orcus (Duzak von ihnen genannt) in dieselben Gegenden versetzten.

Den Sirenengesang sucht der Verf., wie es uns scheint, nicht sehr glücklich, durch eine Naturerscheinung zu erklären: er führt aus Wagener's Buch über das Leben des Erdballs viele Beispiele an von Tönen, räthselhaften Ursprungs, von klingenden Steinen, vom wilden Heer, und selbst die Herren des Rotthals (unsern Lesern aus unsrer letzten Nummer bekannt) sind nicht vergessen. Man muß nicht Alles erklären wollen. Die natürlichen Erklärungen haben fast immer etwas, was die Dichtung zerstört. Man thut dem Dichter großes Unrecht, und verhängt über ihn ein Zwangsgesetz, von dem die Phantasie nichts weiß, wenn man ihm bloß erlauben will, ein nacktes Factum auszuschmücken. Die rationalistische Manier ist der Poesie eben so unwürdig, als der Religion. Die abscheuliche Nüchternheit der Köppen'schen Erklärung des Homer ist eine Sünde wider den Geist aller Poesie. Schon unter den Alten war eine rationalisirende Partei, die an Abgeschmacktheit den neueren Pedanten wenig nachgiebt. So hat z. B. ein gewisser Paläphatos (man streitet sich um seine Abkunft, wie um die Zeit seiner Blüthe, wenn man bei einem so dürren Talent überall von Blüthe reden kann) ein kleines Buch "von den unglaublichen Dingen" verfaßt, in welchem eine unerträgliche Prosa ausgeboten wird. Jede Mythe behandelt er auf diese Weise: "die Dichter erzählen so und so; das ist aber eine ganz lächerliche Geschichte; denn wie könnte das möglich sein? Es ist gar nicht denkbar, sondern eine bloße Fabel. Die Sache selbst verhält sich folgendergestalt." Dann kömmt irgend eine jämmerliche Erklärung, und der Mann hält sich für einen Philosophen, weil er Alles besser weiß. Es war eine Zeit, da man diesen elenden Scribenten in den Schulen las. Man kann nicht genug sich gegen die Barbarei ereifern, welche der Jugend allen Sinn für die Dichtung, alle Regsamkeit der Phantasie lähmt; eine Barbarei, die keine Gespenster zu glauben vermeint, und doch überall ein Gespenst sieht, nämlich das des Aberglaubens. Es sollte uns leid thun, wenn ein scharfsinniger Gelehrter ein so verkehrtes Verfahren noch einmal bei der alten Poesie in Anwendung bringen wollte.

Glücklicher ist der Verf. bei der Skylla und Charybdis gewesen. Daß dieser eine Naturerscheinung zum Grunde liegt, ist in jeder Hinsicht glaublich. Nun hat man aber von wenigen homerischen Scenen so gewiß geglaubt, den rechten Ort nachgewiesen zu haben, als von diesem berühmten Strudel. Dagegen zeigt uns der Verf. bei einer Insel an der taurischen Küste, (Taman, was er für die Sireneninsel hält) noch in neuerer Zeit Erscheinungen, die allerdings dem homerischen Gemälde sehr ähnlich sind. Die Stelle ist aus Wagener's angeführtem Werk: sie lautet wie folgt: —

"'Am 17. August 1818 — so berichtet der Lieutenant v. Stier — aus Fanegoria (Taman) einer russischen Festung und Insel in der Provinz Taurien (Krimm) — entstieg den eine halbe Deutsche Meile von Fanegoria entfernten Anhöhen eine lichte Flamme, dem Augenmaaße nach 125 Faden breit, und 30 — 40 Faden hoch. Gleichzeitig verspürte man eine Erschütterung des Bodens, und vernahm ein starkes Getöse. Als nach Verlauf einiger Minuten die Flamme und das Getöse merklich abgenommen hatten, ward eine Scholle von 24 Cubikfuß auf 12 Faden weit fortgeschleudert. Am 18. August früh um drei Uhr erfolgte, 80 Faden weit von der vorigen Stelle, ein ähnlicher Durchbruch der Unterweltstoffe. Die Ueberfahrt nach Fanegoria, obgleich nur 18 Werste, ist doch, wegen der unerwartet aus der Tiefe hervorbrechenden Windstöße, der vielen Untiefen, und der, selbst bei stillem Wetter bemerklichen, gleichsam kochenden Bewegung des Meeres, das hier stets mit kur-

*) Wäre der Corrector der Schuster'schen Abhandlung jemals nach dieser Insel gekommen, es ist kein Zweifel, daß die Zauberin ihn in einen Maulwurf verwandelt haben würde: so viele und so heillose Druckfehler hat der Mann stehen lassen. Selbst in den Zahlen ist große Verwirrung, und wir haben Mühe gehabt, viele der Citationen in den Autoren aufzufinden. Die Verlagshandlung sollte sich schämen, eine so nachlässige Besorgung zuzugeben.

**) Nach welchen Gewährsmännern Creuzer (Symbolik 4, 23) sie die Schwester der Medea nennt, ist uns nicht bekannt; in der Stelle des Diodor, die er anführt, steht nichts davon zu lesen.

zen Wellen arbeitet, ziemlich gefährlich. Bei windstiller Witterung sieht man einen Höhenrauch über dieser Insel ruhen, gleich einem dicken Nebel. Hinter dem alten Taman trifft man auf eine Reihe zusammenhängender Hügel, deren vierter voller Schlammquellen ist, aus welchen, nach 10 — 20 Secunden, Blasen von der Größe eines Hutkopfs aufsteigen, die bei ihrem Zerspringen ein lautes Klatschen verursachen. Dem alten Temruck gegenüber, trat am 5. Sept. 1799 im asowschen Meere, etwa 150 Faden vom Ufer, Angesichts vieler Zuschauer, durch schreckliches Donnern herbeigelockt, eine Insel, wie ein Grabhügel aus einer Tiefe von 5 — 6 Klaftern hervor, die im folgenden Jahre wieder verschwand. Auf der breiten, der Stadt Taman gegenüber liegenden Landdecke ist ein Schlammvulcan, den die Tartaren den blauen Hügel, die Kosacken aber Preckla (Hölle) nennen. Am 27. Febr. 1794 halb 9 Uhr ließ sich ein Zischen und Brausen in der Luft vernehmen. Zugleich ein heftiger Windstoß, Donner. — Mit diesem Schlage zeigte sich ein weißer Dampf, später ein schwarzer Rauch, durch welchen eine roth und blaßgelb spielende Feuersäule hervorschoß u. s. w.' Kann es eine überraschendere Uebereinstimmung geben? Allein, sagt man vielleicht — dasselbe ist vielleicht auch bei der Scylla und Charybdis in Italien. Aber ist dem erst also? und kann es nicht der Aehnlichkeit der Namen wegen dorthin gebracht worden sein, so wie die Hercules-Säulen an die Gibraltar-Straße?"

Die Insel Trinakia, wo die Heerden des Helios weiden, ist dem Verf. nicht Sicilien, sondern Taurica, was vormals eine Insel gewesen sein soll, und der Form nach mit Sicilien, dem später der Name beigelegt wurde, übereinstimmte. Bei der Insel Ogygia, dem Aufenthalt der Kalypso, fragt der Verf., nicht ohne Grund, ob Homer überall dabei eine bestimmte Insel sich möge gedacht haben? Indessen glaubt er auch für diese Insel im Pontos Rath schaffen zu können.

Das muntere Volk der Phäaken, kolchischen Ursprungs, wie er meint, wohnt auf der Insel Scheria, "eine Tagereise von Euböa, oder eine halbe", nach Homer's Bezeichnung. Ob es Korfu gewesen, will der Verf. nicht entscheiden; stimmt aber doch für einen Ort im adriatischen Meer, und sucht durch die geographische Unkunde jener Zeiten einen Uebelstand zu erklären, der auf einer Verwechselung und Verwirrung der örtlichen Verhältnisse zu beruhen scheint. Eine ähnliche Verwirrung ward schon von den Alten bei der Heimfahrt der Argonauten angemerkt. Diodor von Sicilien sagt am Schluß des Berichts über die letztere Fahrt auf seine gewohnte bedächtige Weise: — "Wir dürfen auch nicht vergessen, der Nachricht zu widersprechen, daß die Argonauten den Ister (die Donau) hinaufgefahren seien bis zu den Quellen, und wieder herab in entgegengesetzter Richtung in's adriatische Meer. Die Erfahrung hat nämlich die Meinung widerlegt, daß der Ister, der sich in mehreren Mündungen in den Pontus ergieße, mit dem Fluß dieses Namens, der in's adriatische Meer fällt, aus einerlei Gegend herkomme. Nachdem die Römer das Volk der Istrier bezwungen hatten, fand man die Quellen des letzteren Flusses nur vierzig Stadien vom Meere entfernt. Man glaubt, die Geschichtschreiber haben sich durch die Gleichheit des Namens beider Flüsse täuschen lassen." So kamen zu jeder Zeit die Ausleger der alten Sagen in's Gedränge. Wenn man die Mühe, die man auf ihre Ausgleichung mit den Verhältnissen der Wirklichkeit verwendet, nicht immer verloren halten darf, so wird man doch häufig auf das Resultat kommen, das derselbe Diodor an einem andern Orte gezogen hat: — "Es findet sich überhaupt in den alten Sagen keine Uebereinstimmung und keine Einheit der Erzählung. Man darf sich daher nicht wundern, wenn wir bei manchen Begebenheiten aus der Urzeit nicht mit den Angaben aller Dichter und Geschichtschreiber zusammentreffen." *)

Die Untersuchung des Verf. schließt mit der Heimkehr des Ulysses nach Ithaka. Von den Zweifeln, die neuerdings durch Völker über die Oertlichkeit von Ithaka und den benachbarten Inseln erhoben worden sind, und durch welche der schöne Glaube erschüttert wird, den uns Sir William Gell so einschmeichelnd beigebracht hat, daß noch jetzt der Fels Korax, die Quelle Arethusa, die Grotte der Najaden, die Spuren von dem Palast des vielgeprüften Wanderers zu erkennen seien — von diesen Einwendungen hat der Verf. keine Notiz genommen. **) Wir erwähnen sie nur, um unsern Lesern, denen die Literatur der Alterthumskunde ferner liegt, zu zeigen, wie neben dem regen Interesse des Augenblicks, das Alles zu verdrängen droht, doch noch ein Interesse für das Aelteste, das Ungewisseste, und am schwersten zu Ermittelnde fortbesteht — ein Interesse, dem man, wenn es durch Geschmack und Gelehrsamkeit zugleich unterstützt, und zur Aufhellung der ältesten und ewigjungen Denkmale des menschlichen Geistes aufgeboten wird, auch ohne in seine vielverschlungenen Wendungen einzugehen, doch weder seine Aufmerksamkeit ganz vorenthalten, noch seinen Beifall, wenn gleich nur als Zuschauer von ferne stehend, versagen darf.

*) Diodor's historische Bibliothek 4. 56; 44. Uebers. von Jul. Friedr. Wurm. Stuttgart, 1829.

**) Interessante Bemerkungen darüber findet man im neuesten Heft des Quarterly Review, (Januar 1831) in einem sehr lesenswerthen Aufsatz über den Ursprung der homerischen Gesänge, in welchem auch der griechische Professor Konstantin Koliades nicht vergessen wird, der es, wie er selbst meint, bis zur Evidenz erwiesen hat, daß Homer und Ulysses eine und dieselbe Person gewesen seien; d. h., daß Ulysses die Iliade und Odyssee gedichtet. Der Professor hält sich selbst für den letzten Abkömmling des göttlichen Sauhirten Eumäos auf Ithaka. S. Ulysse Homère. Par Constantine Koliades. Paris, 1829. Fol.

Ueber das bevorstehende Provisorium von Rathständen in Schleswig-Holstein. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe. 11 Seiten. 8.

Diese kleine Schrift scheint die Arbeit eines eifrigen, in seinen politischen Erwartungen desappointirten Patrioten zu sein. Er fragt: — "werden die Schleswig-Holsteiner sich freuen, daß sie im Jahr 1831 öffentliche Einrichtungen erhalten, gebildet und gemodelt nach den preußischen aus dem Jahre 1823?" Nach seiner Ansicht hätten die Schleswig-Holsteiner Ursache, der neuen Einrichtung mit einiger Besorgniß entgegenzusehen. Der Verf. giebt sich keine Mühe, diese seine Ansicht zu verdecken; aber man wird ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, es anzuerkennen, daß er sie nicht auf eine Weise darlegt, welche die Volksleidenschaften aufzuregen geeignet wäre; er wendet sich an die Denkenden unter seinen Mitbürgern. Unter diesen wird seine Schrift gewiß reife Erwägung der neuen Einrichtung veranlassen, eine Erwägung, die uns ganz im Einklang mit dem Sinn der königlichen Verordnung zu sein scheint. Und während man sich der Hoffnung überlassen darf, daß die Mitbürger des Verf. seinen Resultaten weit weniger unbedingt, als er vielleicht erwartet, sich anschließen werden, so ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß auch eine Schrift, wie die seinige, frei und unangefochten cursirt; das Vertrauen zu den Gesinnungen der Regierung, das Bewußtsein der reifenden Selbständigkeit, das in unüberlegten Schritten oder in grundloser Eifersucht sich so wenig gefallen kann, als in serviler Meinungslosigkeit, wird Alles ausgleichen, wird die Aussicht in eine gesicherte und heilbringende Zukunft eröffnen.

In einem Punct scheint der Verf. uns wesentlich gefehlt zu haben. Er erwähnt gar nicht des Umstandes, daß die Verordnung vom 11ten Febr. von einer Maaßregel begleitet war, welche von allen Seiten nur mit aufrichtiger Freude aufgenommen werden kann, und die zugleich auf den Sinn und Zweck der Verordnung das beruhigendste Licht wirft. Wir meinen die Trennung der Administration von der Justiz,

wodurch ein längst empfundenes Bedürfniß berücksichtigt, und so manche Beschwerde erledigt werden wird. Daß ferner der König, aus freiem Entschluß, aus inniger Ueberzeugung, daß das Wohl des Staates dadurch gefördert werde, für Dänemark dieselbe Einrichtung von Rathständen verfügt, ist uns ein neuer Beweis für die Gesinnungen, die eines Monarchen ebenso würdig sind, als der Zeit, in welcher er seine Aufgabe erkannt und zu lösen unternommen — der Zeit, deren Anforderungen er wie die eigne Würde ehrt, indem er den Wünschen des Volks begegnet. Dieses Verhältniß, wir gestehen es, gilt uns in bewegter Zeit für eine der würdigsten Erscheinungen. Man braucht den grellen Contrast mit den Resultaten einer Volksaufregung nicht auszuführen; es genügt, ihn, wie man nicht anders kann, anzudeuten, um einer Grundansicht sich zu befreunden, der der Verf. sehr ferne steht, wenn er nicht, was uns leid thun sollte, am entgegengesetzten Extrem sich befindet.

Dagegen ereifert sich der Verf., um die Mängel einer Repräsentation durch berathende Stände zu schildern. "Moderne Rathstände," sagt er, "sind ein Kunstproduct, das leicht in eine täuschende Komödie ausarten kann." Sehr richtig; wenn man sie nämlich als permanente Einrichtung betrachtet, und die Absicht der Täuschung hineinträgt. Wird der Verf. vielleicht die erste dieser Voraussetzungen erweisen, wird er zu der zweiten sich bekennen? Er fährt fort; "sie sind eine Versammlung ohne Recht und ohne Macht; sie haben Rath, vielleicht den besten, aber keine Entscheidung; Sitz und keine Stimme, Wünsche und keinen Willen; ihre Verhandlung und ihr eidlicher Rathschluß verliert sich in ein papiernes Gutachten, wie der Steppenfluß in den Sand." Nicht schlecht gesagt; aber grell gedacht. Würde der Verf. denn den bisherigen Zustand der Herzogthümer, den die Regierung zu verbessern und heben zu müssen geglaubt hat, permanent wünschen? Oder würde er eine improvisirte, in der Eile octroyirte Repräsentativ-Verfassung vorziehen? Eröffnet nicht die Einrichtung von Rathständen den Weg der Berathung, also die Bahn des Fortschreitens im Gegensatz zu stereotypen Mißbräuchen? Daß durch Rathstände die Aufgabe der Volksvertretung nicht gelöset, ihre Vortheile dem Volke noch nicht effectiv zugewendet sind, ist sehr wahr. Aber wer hat es geläugnet? Es hat nirgends verlautet, daß der König von Preußen den jüngst ausgesprochenen, in einer Petition niedergelegten Wunsch der Stände einer Provinz als eine, dem Zweck der Stände unangemessene Aeußerung aufgenommen hätte. Wird der Verf. uns überreden wollen, daß die dänische Regierung, wenn etwas Aehnliches einmal bei den Rathständen zur Sprache kommen sollte, in solchen ehrerbietigen Aeußerungen, denen keine Art der Volksaufregung zur Folie dient, etwas weniger Angemessenes sehen würde?

Aber wenn eine allgemeine Volksvertretung sich später organisiren sollte, so perhorrescirt der Verf. die Idee einer mit dem Königreiche gemeinsamen Repräsentation, und hebt die unterscheidenden charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Herzogthümer hervor. "Die deutschen Herzogthümer, grundgesetzlich vereinigt, und als ein eigener Staat mit dem dänischen Königreiche verbunden, sind an Stärke und Volkszahl wenig, dagegen in ihren natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, in ihrer Sprache und Volksart, in ihren Sitten und Ansichten, in ihrem Rechtssystem und Münzwesen, in ihren Verwaltungsformen und allen anderen öffentlichen Beziehungen auf das stärkste von diesem abweichend. Der Däne macht sich mit den schleswig-holsteinischen Lebensverhältnissen nicht vertraut, der Schleswig-Holsteiner eben so wenig mit den dänischen; die Nationalität verbietet und verhindert die Verschmelzung, sie erlaubt nur gleiche und gerechte Verbindung. In welcher Sprache sollte in einer beiden Theilen gemeinschaftlichen Reichsversammlung schriftlich oder mündlich verhandelt werden? Wollte man beide Sprachen, die dänische und die deutsche, mit- und durcheinander als babylonische Verwirrung zulassen, so wäre von einer wahren und reellen Volks- und Landesvertretung nicht mehr die Rede. Einen solchen Reichstag muß jeder dänische und schleswig-holsteinische Praktiker von gesundem Sinn für ein unausführbares oder unhaltbares Phantasiestück erklären."

Ebenso wie eine Vereinigung mit dem Königreich ist ihm eine getrennte Repräsentation der beiden Herzogthümer ein Grund der Besorgniß. Daß nicht dieselben äußeren Verhältnisse, wie im Preußischen, obwalten, ist Alles, was er erwiesen hat, und was wiederum Niemand bezweifelt. Aber die Nothwendigkeit einer vereinigten Repräsentation für den Augenblick scheint er uns nicht dargethan zu haben. Ob hier die Trennung permanent sein sollte, müßte natürlich die Erfahrung der Folgezeit bestimmen. Aber wenn man, der bloßen Voraussetzung zu lieb, auf seinen Standpunct eingehen, wenn man voraussetzen wollte, daß die Trennung wirklich, wie er meint, auf einer "Fiction, einer unnatürlichen und verderblichen Spaltung" beruhte, so würde das am entschiedensten auf dem Wege der Berathung sich zu erkennen geben, und auf demselben Wege könnte auch der Uebelstand am leichtesten beseitigt werden.

Den Schluß der kleinen Schrift wissen wir nicht zu billigen. Wir führen ihn an, lediglich um nicht eine Ausnahme von unsrem Grundsatz zu machen, dem Verf. für seine eigenthümliche Ansicht, wie sehr sie von der unsrigen abweichen mag, selbst das Wort zu gönnen: —

"Würde überdieß die Wählbarkeit durch unverbesserlichen Aristokratismus oder aristokratisirenden Idealismus bestimmt, das Mittelalter mit Rücksicht auf das Grundeigenthum als Bedingung der Standschaft noch überboten, die Repräsentation eisern an die Erdscholle und an materielles Vermögen gekettet, der Intelligenz aber keine eigene und gehörige Vertretung zugestanden: so wäre von solcher ständischen Versammlung, die recht eigentlich auf guten Rath berechnet ist, mithin um ihren Zweck zu erfüllen, zuvörderst einsichtsvoll und kenntnißreich sein muß, meistens nichts Erfreuliches zu erwarten. Es könnten unter andern die Aerzte und Advocaten, welche durch Stellung und Bildung unabhängig, durch ihren Beruf und ihre Erfahrung mit dem Leben vertraut, manchmal guten selbständigen Rath zu ertheilen vermögen, ohne weiteres ausgeschlossen werden. Durch Ausschließungen dieser Art müßte sich denn aber auch unfehlbar eine begründete Opposition bilden, gegen welche geistig es aufzunehmen und sich zu halten, auf die Dauer nicht leicht sein möchte."

Was sollen diese gehäuften Voraussetzungen des nicht Vorauszusetzenden, des Schlimmsten? Was soll die Erwähnung einer Opposition gegen ein noch nicht bestehendes, sondern nur als möglich gedachtes Uebel? Selbst an Klarheit scheint es den Ansichten des Verfassers zu mangeln, wenn er einerseits das Erlöschen der Vorrechte von "Prälaten und Ritterschaft" beklagt, anderseits dem Mittelalter, dem Grundeigenthum, der Erdscholle, dem materiellen Vermögen die Faust entgegenballt, und der Intelligenz ihre Rechte vindicirt, Rechte die man neuerdings nicht mehr zu verkennen gewohnt ist, während das Eigenthum, und namentlich das Grundeigenthum, noch immer den einzigen materiellen Maaßstab darbietet, dessen noch keine europäische Verfassung entbehren zu können geglaubt hat. Weiß der Verf. einen besseren, würdigeren, mit Consequenz durchzuführenden Maaßstab anzugeben, alle Freunde des Repräsentativ-Systems werden ihm für die Entdeckung Dank wissen: die englischen Reformers selbst werden es bewundernd anerkennen, wenn sie von einem so eifrigen und sinnreichen Mitstreiter auf dem Continent überflügelt werden. Man muß es erwarten: den Preis wird ihm Keiner streitig machen: —

"........ vestra autem munera vobis
Certa manent: palmam interea movet ordine nemo!"

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

38. Hamburg. Montag, den 21. März. **1831.**

Inhalt.

Ueber die Abschaffung der Todesstrafen, aus Veranlassung des Antrags der Kammer der Abgeordneten von Frankreich. Von Professor Eschenmayer. Tübingen, 1831. Laupp. 71 S. 8.

Auf welche Weise in der vorliegenden Schrift die Frage entschieden wird, darüber wird schon der Name des Verfassers kaum einen Zweifel übrig lassen — eines Mannes, der der philosophischen Welt nicht minder durch combinatorischen Scharfsinn, als dem größeren Publicum durch Tiefe des Gemüths, und durch eine gewisse Innigkeit der Darstellung bekannt ist. Haben doch, seit der lebhafteren Anregung des Gegenstandes, die achtungswerthesten Denker mit Wärme sich im Sinn der fortschreitenden Humanität ausgesprochen. Und wenn, nach so zahlreichen, und zum Theil äußerst bemerkenswerthen Betrachtungen die Sache erschöpft, und die Debatten, oder um in deutscher Weise zu reden, die Acten als geschlossen anzusehen sind, so wird doch ein Résumé der Gründe für die Abschaffung der Todesstrafe aus der Feder eines Philosophen, der sich schon längere Zeit mit der Untersuchung beschäftigt hatte, noch einige Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen — um so mehr, da nicht leicht anderwärts eine so bündige Darstellung des Strafrechts, in seinen Grundzügen, anzutreffen ist.

Der Verf. beginnt mit dem Unterschied zwischen dem Civilrecht und dem Criminalrecht. Jenes schlichtet den Streit um das Recht — dieses beschäftigt sich mit der Verletzung des Rechts. Jenes setzt einen Irrthum voraus, und soll ihn durch die Entscheidung entfernen; dieses setzt die Schuld voraus, und soll sie durch die Entscheidung bestrafen. Jenes hält sich mit seinen Untersuchungen durchaus in der Sphäre des Rechtes: Jedem das Seine, ist der oberste Grundsatz; dieses greift in das sittliche Gebiet hinüber. — Der Richter in Civilsachen hat dafür zu sorgen, daß Unrecht wieder gut gemacht wird; der Criminalrichter dafür, daß Unrecht, so weit es möglich, seinen Folgen nach, wieder gut gemacht, und daß es, seiner Absicht nach, bestraft werde.

Der Criminalrichter soll über die Absicht, über den inneren Willen, über die sittliche Verschuldung entscheiden, nach äußeren Anzeichen. Mangelhaft, wie diese sind, bleibt ihm neben der Ermittelung des Thatbestandes noch die moralische Ueberzeugung.

Wenn die moralische Ueberzeugung Milderungsgründe anerkennt, so mag der Richter sein gesetzliches Strafurtheil dem Regenten zur Milderung empfehlen. Schön und würdig ist, was der Verf. von dem Begnadigungsrechte sagt. "Durch die Gerechtigkeit steht der Monarch dem Gesetze gleich, durch die Begnadigung steht er höher als das Gesetz. Verzeihung erschüttert mächtig das schuldbewußte Gemüth, und ist oft allein hinreichend, den ersten Impuls zur Besserung zu geben. Auch nur einen Menschen auf diese Weise gerettet zu haben, wiegt hundert fehlgeschlagene Versuche auf."*)

In dem Begnadigungsrecht sieht der Verf. die sittliche, und die religiöse Vollendung der Grundsätze, auf welchen das Strafrecht beruht. "Das Begnadigungsrecht," sagt er unter andern, "ist die wahre Ergänzung der der Justiz fehlenden Ethik, und wenn ein Regent einem Verbrecher das Leben schenkt, so ersetzt er nur das, was dem Criminalcoder an moralischen Grundsätzen abgeht."

Aber er scheint die Begriffe nicht bestimmt genug geschieden, oder den Rechtsgang sich nicht klar genug gedacht zu haben, wenn er die moralische Ueberzeugung im Conflict mit dem Gesetz darstellt, und wenn er hinzufügt: "eben diese Mitstimme des moralischen Gefühls, zugleich in Betracht der Unvollkommenheit von Urtheil und Gesetz, giebt der Einführung der Geschwornengerichte einen großen Stützpunct, weil in ihnen die moralische Ueberzeugung mit dem Gesetz in Uebereinstimmung kommen soll." Die moralische Ueberzeugung der Geschwornen hat nichts mit dem Gesetz und seiner Anwendung, sie hat es einzig und allein mit der Ausmittlung des Thatbestandes zu thun. Nicht mit dem Gesetz, sondern nur mit irgend einer hergebrachten Beweistheorie könnte sie in einigen Conflict kommen. Als Ausnahme könnte man höchstens die Fälle, in welchen ein Geschwornengericht über Schadenersatz (damages) zu erkennen hat, mit einigem Schein geltend machen. Aber diese Fälle gehören nicht eigentlich vor das Forum des Strafrechts; es handelt sich nicht um die Bestrafung des bösen Willens, sondern um die Vergütung des zugefügten Nachtheils; die Geschwornen sollen nach Billigkeitsgründen, mit Rücksicht auf die Verhältnisse entscheiden; sie sind so wenig an ein Gesetz gebunden, daß sie bekanntlich in manchen Fällen bloß auf nominellen Ersatz erkennen. Wenn auch gelegentlich ein Advocat mit grellen Farben die Größe des, vielleicht muthwillig zugefügten Unrechts ausmalt, und den sittlichen Abscheu der Geschwornen wider den Uebelthäter zu bewaffnen sucht, so ist doch, streng genommen, die Größe des Schadens, und nicht die Größe der Schuld, der Gegenstand, den die Geschwornen in's Auge zu fassen haben.

Was aber die sittlichen Grundsätze betrifft, die dem Gesetzbuch abgehen sollen, so darf nicht vorausgesetzt werden, daß irgend eine im Gesetzbuch definirte Handlung eine geringere Strafe verdient, als die dort verhängte. Das Gesetzbuch kann nur nicht jede Handlung definiren, die zwischen die aufgeführten Grade der Strafbarkeit fällt. Die unendlich mannichfaltigen Schattirungen z. B., die zwischen dem eigentlich vorbedachten Mord und dem absichtslosen, zufälligen Todtschlag (manslaughter) vorkommen, können der Natur der Sache nach, im Gesetzbuch nicht in allen ihren verschiedenen Abstufungen berücksichtigt werden. Aber ein vorbedachter Mord, bei welchem Milderungsgründe sich aufdrängen, ist

*) Die Schmeichelei hat zu allen Zeiten an diesem Thema ihre Beredsamkeit erschöpft, und die Großen der Erde pflichtschuldigst mit Göttern verglichen. Man erinnere sich der Stelle aus dem Tasso (III. 1): —

.... Il torre altrui la vita
È facoltà commune
Al più vil della terra: il darla è solo
De' numi e de' regnanti.

Und schon Cicero rief dem Cäsar zu: — "Unter deinen Tugenden, so groß auch ihre Zahl, ist doch die bewundernswürdigste, die schönste, diese deine Huld und Gnade. Nichts stellt den Menschen den Göttern näher, als wenn er dem Menschen das Leben schirmt und schenkt. Dein Glück selbst konnte Dir nichts Höheres verleihen, als die Macht, deine Tugend nichts Herrlicheres, als den Willen, der Dir ward, so manchem Sterblichen seine Tage zu fristen." Pro Q. Ligar. XII. 38.

nicht der vorbedachte Mord, den das Gesetzbuch im Sinne hat. Das Schwankende dieser Classification, wenn bald die Motive in einem andern Licht erscheinen, bald der Gemüthszustand, oder auch die Stufe der geistigen Entwickelung in Erwägung genommen, bald die Größe der Versuchung mit dem Maaß der menschlichen Schwäche gemessen werden soll, dieses Schwankende ist das Gebiet, auf welchem hauptsächlich die moralische Ueberzeugung eintritt — es gehören dahin wohl die Werthe, die nach dem Ausdruck des Verfassers, sich besser am Gefühl als am Begriffe messen lassen. Das Gesetz ist in solchen Fällen nicht der Härte anzuklagen: es hat den Fall nicht gemeint, für den es zu hart wäre: für den Fall, den es gemeint hat, ist es nicht zu hart.*) Soll nun der Willkür des Richters nicht ganz freier Lauf gelassen werden, so läßt sich im Strafcodex für gewisse definirte Fälle ein Maximum von Strafe festsetzen, und der Richter mag nach seiner moralischen Ueberzeugung durch Annäherung die Anwendung auf jeden vorliegenden Fall bestimmen.

Der Verf. geht zur Deduction des Strafrechts über. Sein religiöser Sinn läßt ihn die Sanction des Strafrechts darin finden, daß in der geselligen Ordnung jenes Princip der göttlichen Weltordnung aufgenommen werden müsse, "nach welchem jedes verübte Uebel auf seinen Urheber, sei es in dieser oder jener Welt, zurückkehrt, und seine Nichtigkeit in sich selbst erfährt, damit mit der Büßung zugleich die Besserung eintreten möge."**) Dieses Princip, das er bald als Reaction, bald als Compensation bezeichnet, giebt in seinem Sinn dem Rechtsbegriff eine höhere Bedeutung.

Der erste Zweck der Strafe ist demnach, das Uebel auf das Gefühl des Urhebers zurückzuwälzen: der zweite, die Gesellschaft, den durch die Rechtsgrundsätze zusammengehaltenen geselligen Verband, vor weiteren Angriffen des bösen Willens sicher zu stellen.

Der Verf. beschäftigt sich sofort damit, nachzuweisen, wie in dieser Deduction die wesentlichen Züge der verschiedenen Theorieen, der Wiedervergeltung, der Abschreckung, der Prävention, sich wiederfinden, und faßt die Resultate in einige kurze Sätze zusammen, die zugleich den Uebergang zu der Frage über die Todesstrafe bilden: —

"Das Recht zu strafen ist eine aus der moralischen Ordnung in die sociale herübergenommene Befugniß.

"Das menschliche Gericht ist das Abbild der göttlichen Gerechtigkeit.

"Büßung des unrechtlichen Willens und zugleich Besserung desselben soll in der socialen wie in der moralischen Ordnung der Zweck der Strafe sein.

"Die Rechte, die der Grundvertrag giebt, kann er auch wieder entziehen, und die daraus hervorgehenden Uebel sind natürliche Folgen des unrechtlichen Willens.

"Die Objecte des Grundvertrags sind in Beziehung der Criminaljustiz persönliche Freiheit, Eigenthum, Ehre und Leben.

"Das Uebel der Verletzung derselben soll nach Maaßgabe der Schuld auf den Verletzer zurückfallen, und dieß geschieht, wenn das, was er bei dem andern antastet, ihm selbst entzogen wird.

"Das Leben allein macht hiebei eine Ausnahme, und dieß führt uns auf die Frage über die Todesstrafe."

In diesem Uebergang scheint uns eine Einseitigkeit zu liegen, die der Beweisführung des Verf. für die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe überall im Wege steht.

Seine Idee ist offenbar diese: "der Grundvertrag der Gesellschaft kann das Leben nicht verleihen, wie er das Eigenthum, und die bürgerliche Ehre verleiht: er kann es also auch nicht wieder entziehen."

Aber, möchten wir fragen, verleiht denn der Grundvertrag das Eigenthum, die Ehre? — Keineswegs — er schützt sie nur; er sichert ihren Genuß. Ebenso sichert er den Genuß des Daseins. Wollte man den Schluß des Verf. mit aller Strenge in Anspruch nehmen, so dürfte daraus folgen, daß der Staat ebensowenig ein Recht hat, das Eigenthum durch Confiscation oder Geldbuße, die Ehre durch infamirende Strafen zu entziehen, als das Leben durch die Todesstrafe. Wenn der Verf. Beccaria's Grund unzulänglich findet "daß dem Staat das Recht zur Todesstrafe darum abzusprechen sei, weil nicht präsumirt werden könne, daß im gesellschaftlichen Vertrage die Einwilligung der Individuen, sich tödten zu lassen, enthalten sei:" wenn er dagegen mit Recht erinnert, daß in Demokratieen das Volk ja befugt gewesen wäre, die Todesstrafe abzuschaffen, dem Staat das Recht abzusprechen und factisch zu entreißen; so ließe sich, scheint es uns, sein eigener Satz, daß das Leben nicht ein Object des Rechtsgesetzes werden könne, ebenso unhaltbar darstellen.

Es bedarf aber, nach unsrer Ueberzeugung, der genannten Beweisführung des Verfassers ebensowenig, als der des Beccaria, um die Todesstrafe als unnöthig und dem Staatszweck, wie dem sittlichen Princip zuwiderlaufend zu erweisen. Der Verf. selbst hat schlagendere Gründe in nicht geringer Anzahl beigebracht, und mit überzeugender Wärme entwickelt.

Der Zweck der Büßung und Besserung des Willens fällt bei der Todesstrafe weg.*)

Der Zweck der Abschreckung Andrer wird, wie die Erfahrung lehrt, ebensowenig dadurch erreicht: ja es ist die fortdauernde Anwendung der Todesstrafe in ihrer jetzigen Gestalt als ein Uebel zu betrachten, das entschieden das sittliche Gefühl verletzt. Darüber hat der Verfasser wahre und wohlbegründete Worte gesprochen: —

"Die legitimste Abschreckung ist ein öffentliches, dem Volke verständlich geschriebenes Strafgesetzbuch, damit es die unrechtliche Handlung mit der darauf gesetzten Strafe beständig vor Augen hat, nicht aber die zu einem öffentlichen Schauspiel gemachte Hinrichtung, die den Guten nicht besser, aber den Rohen noch roher macht. Die Blutscenen sind in ihren psychischen und moralischen Wirkungen sehr verdächtig, und die pädagogische Wendung der Criminaljustiz, indem sie dem etwa in der Erziehung versäumten Gemüth und dem etwa abgestumpften moralischen Gefühl des Volks in diesen öffentlichen Blutscenen abschreckende Exempel statuiren will, steht ihr sehr übel an. Erziehet vorher das Volk besser und dann braucht ihr durch kein blutiges Schauspiel sein Herz zu rühren. Eine öffentliche Hinrichtung ist eine Celebrität für den Verbrecher, die die rohen Menschen mehr anzieht als abschreckt.

*) Wir reden natürlich hier von einem im Sinn der Humanität revidirten Gesetzbuch. Die moralische Ueberzeugung, die durch ein mit Blut geschriebenes Gesetzbuch revoltirt wird, gehört nicht hieher.

**) Die moralische Seite dieses Princips (ganz abgesehen von der religiösen) ist von den Alten vielfach dargestellt worden, vielleicht am treffendsten von Seneca: "Die erste, und die größte Strafe alles Unrechts liegt in dem Bewußtsein, Unrecht gethan zu haben; kein Verbrecher, wenn auch die Gunst des Glücks ihn erhöht, ihn schützt, und aller Verantwortung entzieht, entgeht darum der Strafe: denn seine Strafe trägt der Verbrecher in sich selbst" (Ep. 97.) Es ist nicht uninteressant, mit einer Ansicht, wie die unsres Verf., den Versuch zu vergleichen, den Cicero (im ersten Buch von den Gesetzen) gemacht hat, das religiöse Element in die Entwickelung des Rechtsbegriffs aufzunehmen. Was dort, und an andern Orten (z. B. II. 7. 16.) über die Nützlichkeit religiöser Begriffe im Sinn des Gesetzgebers gesagt ist, muß man nicht mit jener beliebten modernen Vorstellungsweise verwechseln, die in der Religion eine erträglich zweckmäßige Polizeianstalt sieht.

*) In ganz andrem Sinn läugnet eine leichtfertigere Ansicht, daß der Tod überall dem Verbrecher als Strafe empfindlich sein könne. Sallust hat sie dem Cäsar in jener meisterhaft entworfenen Rede in den Mund gelegt, durch welche die Mitverschwornen des Catilina dem äußersten Spruch des Gesetzes entzogen werden sollten: "Von der Strafe können wir mit Recht aussagen, daß die Sache sich also verhält: daß in Kummer und Elend, in der Lage des Verbrechers, der Tod nicht eine Buße ist, sondern daß er die Ruhe bringt nach dem Elend; denn er befreit den Sterblichen von allem Uebel; und weiterhin giebt es für ihn nicht Schmerz noch Freude." (Catil. LI. 20.)

"Die Absicht wird größtentheils verfehlt; der meiste Theil der Zuschauer besteht aus Neugierigen, welchen es gleich ist, ob es ins Schauspiel oder auf den Richtplatz geht, sie wollen sehen und nicht fühlen; Jeder hält sich für zu gut, als daß ihm das Beispiel gelte, und Derjenige, der etwa zu gleichen Uebelthaten den Willen hat, für zu schlau, als daß ihm ein Aehnliches begegnen könne. Diejenigen, die es zu Herzen nehmen, brauchen den Eindruck nicht, und Diejenigen, die ihn brauchen, nehmen es nicht zu Herzen."

Nicht schwer konnte es dem Verf. werden, Diejenigen zu widerlegen, die, nach einigen Stellen der h. Schrift, dem Bluturtheil eine religiöse Sanction geben wollen. Auf diesem Gebiet ist der Verf. vorzugsweise heimisch: er führt mit Liebe den Beweis, wie der Geist des neuen eine Aeußerung in den Büchern des alten Bundes (1. Mos. 9, 6), wie so manchen dunkleren Schatten der auf dem Gesetz ruhen mochte, aufgehellt. Und eine vielbesprochene Stelle (Matth. 26, 52) giebt ihm Veranlassung, eine dem Leser in dieser Verbindung unerwartete Bemerkung anzuknüpfen — daß der Widerstand gegen die verordnete Obrigkeit den Widersetzlichen dem Schutze des Gesetzes entziehe, und daß in solchen Fällen — so folgert er weiter, auf das politische Gebiet überspringend — das Kriegsgesetz entscheiden, und, zumal wo Gefahr auf dem Verzug hafte, ein Menschenleben zur Erhaltung von Tausenden wohl geopfert werden dürfe und müsse. Wir sind vielleicht ebenso wenig als der Verf. der Anarchie und der Gesetzlosigkeit hold: wir finden aber in seiner Schrift, vor Allen in seinen Aeußerungen über die Julitage, die Bürgschaft, daß er der verordneten Obrigkeit kein "göttliches Recht" zuschieben will, das wiederum das Gesetz durchbrechen, den Staat gefährden, und das Volk den Gräueln des Bürgerkriegs preis geben könnte.

Nachdem der Verf. solchergestalt die Gründe beseitigt, durch welche man das Bluturtheil zu rechtfertigen versucht hat, entwickelt er die Gründe, welche direct für die Abschaffung desselben sprechen.

"Wäre das Leben," sagt er, "dem Recht zu lieb, und, um den bürgerlichen Vertrag zu erfüllen, auf der Welt, so könnte man es allerdings demselben zum Opfer bringen, aber es trägt als Subject der geistigen Existenz des Menschen noch höhere Verhältnisse in sich als das rechtliche."

Diese höheren Verhältnisse — das sittliche sowohl als das religiöse — durch welche der Mensch einer andern Sphäre noch angehören soll, führen dann zu der Idee einer fortgehenden Läuterung des menschlichen Wesens, die kein Richter das Recht hat zu verneinen und durch Verkürzung der Lebensdauer innerhalb des Erdenlebens abzuschneiden. Dem traditionellen Recht, welches, vom Despotismus ausgehend, unter vielen andern Mißbräuchen auch die Todesstrafe zu sanctioniren unternimmt, wird das Vernunftrecht entgegengestellt, das den bürgerlichen und sittlichen Werth des Menschen anerkennt, und die Rechtsphilosophie mit einem neuen Element bereichert: —

"Diese Rechte haben es mit der Vervollkommnung des Einzelnen wie des Ganzen zu thun; sie arbeiten darauf hin, Leben und Bewegung in den ganzen Rechtszustand zu bringen, damit er nie als ein in sich beschlossener Mechanismus stehen bleibe. Durch die verfassungsmäßige Revision der Gesetze und Institutionen suchen sie alles Schadhafte und Todte auszutreiben und neue gestählte Triebfedern einzusetzen; durch die Ausübung dieses schönen Rechts wird jede Revolution in eine bloße Reformation umgewandelt. Publicität ist der große Hebel, wodurch Meinungen, allmählig zu Wahrheiten geläutert, aus dem Eigenthum des Einzelnen in den Besitz der ganzen Nation übergehen; durch die Bildung der öffentlichen Meinung wollen sie das Interesse des Einzelnen am Ganzen erhöhen, und geben dem Patriotismus seine wahre Richtung; sie sind es, welche die intellectuelle, sittliche und religiöse Bildung begünstigen und die Anstalten dazu errichten. Das ganze Naturrecht nehmen sie als Grundlage in sich auf, suchen aber durch ihren positiven Gehalt dasselbe mit den höhern Grundverhältnissen des Menschen in Uebereinstimmung zu setzen. Sollte wohl über den rechtlich-politischen Mächten nicht noch eine sittliche Macht stehen, die wie ein versöhnendes Princip sich zwischen den Streit der Staaten hineinlegt? Wer soll den Streit des Rechts mit dem Recht schlichten und die Sentenz fällen? Ueberall steht der Richter über den Parteien, wer soll hier Richter sein? Nur das Vernunftrecht vermag es, insofern es das Rechtsverhältniß im sittlichen veredelt und vervollkommnet, und seinen Zwang in Liebe, Einigkeit, Verträglichkeit und Zutrauen verwandelt.

"Kommt es in der Verfassungs-Epoche bis zu dieser Höhe, alsdann treten auch die höheren Momente heraus, welche auch eine Revision des Rechts der Todesstrafen und seiner Gesetze verlangen."

Die Schätzung des Menschenlebens, und die damit verbundenen Rücksichten führen dann zu dem Vorschlag der Deportation, nach Abbüßung der Strafe in einer Strafanstalt. Es lag nicht in dem Zweck der kleinen Schrift die Zweckmäßigkeit der einsamen Haft, und die, der Erfahrung nach, in Neu-Süd-Wales wenigstens precären Vortheile der Deportation umständlich zu erörtern. Wir werden eine andre Gelegenheit erwarten, um unsern Lesern die Resultate der neuerdings vervielfältigten Untersuchungen im Abriß mitzutheilen.

Der Verf. schließt mit den besten Erwartungen von der in Frankreich erfolgten öffentlichen Anregung der Sache, und mit einem Blick auf die sittliche Reaction, die unsre Zeit, unbewußt, oder nur halbbewußt, zu begründen bestimmt ist: —

"Der Geist der Zeit ist ernst, ungeduldig und mürrisch geworden, er bewegt seine Schwingen so heftig und eilig, daß in drei Tagen ein Werk da steht, was sonst einem ganzen Jahrhundert nicht gelingen mochte. Die Zeit ist gebärend und nicht bloß wachsend, sie trägt eine neue Ordnung der Dinge im Schooß und nicht eine bloße Entwickelung der alten; darum hilft auch die politische Kunst nichts mehr, weil sie ihren Anhaltspunct an der alten Ordnung verloren hat. Die neue Gestalt ist ihr fremd, und sie steht nun arm und jämmerlich da, und weiß ihre Blöße nicht mehr zu decken. Sie glaubt sich zwar klug, und selbstgenügsam, kennt aber den höheren Plan nicht, dem sie wider Willen dienen muß."

Angehängt sind einige Sätze über die Casuistik des peinlichen Rechts. Ein Auszug würde uns zu weit führen: aber sie verdienen nachgelesen zu werden: und man wird am Schluß nur bedauern, daß der Anhang nicht ausführlicher ausgefallen ist, da er der kleinen Schrift eigenthümlichen Werth giebt.

~~~~~~~~~~~~

Fabeln und vermischte Gedichte, zum Besten des Blinden-Instituts in Braunschweig herausgegeben von Juliane Seebode, geb. Brückmann. Mit vier Kupfern. Braunschweig, 1830. Druck und Papier von Fr. Vieweg und Sohn. XXXII. und 142 S. 8.

Die Verfasserin entläßt ihre Lieder mit dem Zuruf: —

"Euch, meines Geistes Kinder send' ich hin
In alle Welt; braucht eure schwachen Gaben,
Die die Natur euch lieh, jetzt zum Gewinn
Für Blinde, die da keinen Führer haben,
Für arme Kinder geht als Bettler fort,
Erdreistet euch! ja geht von Ort zu Ort. —

Die Welt ist reich, an Armen ist sie reich;
Doch reicher noch an guten, milden Herzen,
Durch Christi Lehren, durch die Bibel weich,
Verkennen sie nicht ihrer Brüder Schmerzen,
Sie fühlen darum tiefer ihre Pflicht,
Verlassen sicher arme Brüder nicht."

Für Fälle, wie der vorliegende, haben die Recensenten eine stehende Phrase — die Kritik sei
~~~~~~~~~~~~

durch die wohlwollende Absicht entwaffnet. Wir werden sie nicht gebrauchen, diese Phrase. Die Kritik wird mit wenigen Worten, und mit Wahrheit sagen dürfen, daß der Leser, bei den äußerst bescheidenen Ansprüchen, mit welchen dieses Bändchen auftritt, sich doch nicht über das Talent täuschen wird, das seinen Umgebungen gewiß manche frohe Stunde geschenkt hat, und das sehr Recht hatte, wenn es einem so schönen Zweck galt, den weiteren Kreis, den es sonst wohl nicht gesucht haben würde, nicht zu scheuen. Auch wird man den gemüthlichen Sinn nicht verkennen, der aus manchem harmlosen Spiele hervorleuchtet, und die Empfindung, die, selbst ungekünstelt, in keinem andern, als dem einfachsten Ausdruck, sich gefällt. Wer hat bei einem Gelegenheitslied nach der Reinheit des Reims gefragt, wenn nur der Ton getroffen, und die Rede leicht und fließend war? Daß es daran nicht fehlt, mögen einige Strophen aus einem kleinen Gedicht "an einem Hochzeittage, im Namen eines Bauermädchens" beweisen.

"Schon lange dacht' ich hin und her,
Wie fängst du es wohl an,
Hoch sprechen wird dir etwas schwer,
Da denk' nur gar nicht dran.

Und gratuliren möchtest du
Doch gar zu herzlich gern
Der Mamsell Braut, und auch dazu
Dem lieben jungen Herrn.

Vom Dorfschulmeister dacht' ich noch:
Der weiß wie sich's gehört;
Doch was er schrieb, war viel zu hoch,
Und für mich zu gelehrt.

Drum dacht' ich weiter, schreib's nur hin,
Wie's dir dein Herz jetzt sagt;
Ja, das gelang nach meinem Sinn,
Drum hab' ich's frisch gewagt.

. . . .

Wollt' Euch ein Mädchen aus der Stadt
Nur Wiesenblumen schenken,
Wenn sie doch zehnmal beff're hat,
Was würdet Ihr wohl denken?

Doch brächt' ich Euch so einen Strauß
Von Wiesenblumen nur,
Ihr lachtet mich gewiß nicht aus,
Denn die nur schenkt die Flur. —

Seht also hier jetzt mein Gedicht
Als Wiesenblume an,
Denkt: etwas Beff'res hat sie nicht,
Sie giebt nur, was sie kann.

. . . .

Was sich der Städter wünschen mag,
Wünsch' ich von Herzen Euch:
Der Himmel segn' Euch jeden Tag,
Mach' Euch beglückt und reich.

Dies war mein Wunsch für Euch — doch mich
Geh' ich nicht ganz vorbei;
Das liebe Paar erinn're sich,
Wer ich gewesen sei.

Euch, lieben Gäste, bitt' ich hier,
Sagt's doch der jungen Frau,
Daß sie in Zukunft nur von mir
Dem Rahm zum Kaffee trau'.

Denn keine würd' ihn je so gut,
Als ich es thue, bringen,
Ja, wenn Sie das ins Künft'ge thut,
Will ich noch öfter singen."

Aber eines wird die Kritik verrathen dürfen, da es ihr verrathen worden ist, und da auch das ansehnliche Subscribentenverzeichniß darauf hindeutet, — daß es der Verfasserin gelungen ist, recht Viele in und um Braunschweig, und auch Manche in entfernteren Städten, für die Unglücklichen zu interessiren, deren sie so freundlich gedacht hat — ein Resultat, an dem ihr billigerweise mehr gelegen sein mag, als an aller und jeder Kritik. Wenn wir Hamburg unter den Städten, in welchen das Bändchen schon vor der Herausgabe beachtet worden ist, vermissen, so wird es wenigstens nicht zu spät sein, unter unsern Lesern besonders Diejenigen darauf aufmerksam zu machen, die an Allem, was Braunschweig und seine Anstalten berührt, ein näheres oder entfernteres Interesse nehmen.

Naturhistorische Alpenreise. Von Fr. Jos. Hugi.

(Zweiter Artikel.)

Wir beginnen dießmal unsre Auszüge mit der Beschreibung der Wettkämpfe (Schwingfeste, oder Dorfet in der Volkssprache) unter den Aelplern auf dem Grindelwald:—

"Diese Schwingfeste, sonst immer an Sonntagen abgehalten, sind jetzt nach höherer Anordnung auf Montage verlegt. Die Alp, der Ort, wo sie zusammenkommen, heißt Dorf. Den ersten Montag im August ist ein Dorfet auf Stadtalp (Stadtdorf) auf der Höhe an den Landmarken zwischen Bern und Unterwalden. Hier treten die Hasler und Unterwaldner in Kampf zusammen. Acht Tage später ist der Dorfet an der großen Scheidecke zwischen den Haslern und Grindelwaldern. Wieder acht Tage später ist er auf Itramenalp zwischen den Grindelwaldern und Lauterbrunnern. So hat es jährlich jede Thalschaft zwei Mal zu thun, das eine Mal mit der östlichen, das andere mit der westlichen Thalschaft. Das Fest bei Unspunnen, im Centrum des Oberlandes, ist dann allgemein."

"Auf der Höhe des Grates hob sich eine außerordentliche Menge in buntem Gewirre hervor. Allenthalben hörte man Johlen und Gesang. Der Kampf war längst vorbei, da ich die Menge erreichte. Längs dem Itramengrate saß eine Menge Verkäufer und Verkäuferinnen von allerhand Eß- und Trinkwaaren. Einzelne Partieen kauften Wein, Brod, Fleisch u. s. w., und lagerten dann familienweise sich in's Grüne der Alp hin. Auf dem Kampfplatz waren an zwei Stellen auf Gerüsten von Hutten und Körben drei Musicanten erhoben, der eine mit einer Schalmeie, der andere mit einem Hackbrett, der dritte mit einer Geige. Sie hackten in voller Leibesbewegung aus allen Kräften zu. Jede Partei schien die andere übertönen zu wollen. Rings um diese gellenden Burschen bewegte in weiten Kreisen sich das lustige Volk paarweise in kräftigen Sprüngen und hochaufjauchzend. Wohl am besten hat Wyß die Scene bezeichnet:

Es tanzt ein bunter Ring mit umgeschlung'nen Händen
In dem zertretnen Gras bei einer Dorfschalmei;
Und lehrt sie nicht die Kunst, sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bei.
Das graue Alter selbst sitzt hin in langen Reihen,
An seiner Kinder Lust sich neidlos zu erfreuen.

"Etwas entfernt hatten die Buben beider Thalschaften mit vielen Zuschauern sich gesammelt, und waren im heftigsten Kampfe begriffen. Nie wollte da der Besiegte, war er auch rechtlich zwei Mal auf den Boden geworfen, besiegt sein. Immer packte er auf's Neue wieder den Gegner an. Oft glaubte ich, nun müsse schnell die ganze Menge gegen einander in blutigen Kampf gerathen; allein immer wurde gemittelt, und einzelne Kämpfer begannen auf's Neue wieder mit äußerster Anstrengung. — Da nun Regen einbrach, späheten Väter und emsige Mütterchen ringsumher, ihre Hausgenossen zu sammeln. Man jauchzte hoch auf zum Abschiede, drückte gegenseitig sich die Hände, und stieg dann familienweise westlich hinab über schroffe Felsen nach Lauterbrunnen, das im nahen Abgrunde als dumpfes Tobel sich hinzog. Oestlich eilte man haufenweise über sanft geneigte Alpen hinunter nach dem weiteren Grindelwald. Der Regen wurde äußerst heftig, und verfolgte uns in vollem Gusse, bis wir Nachts das Dorf erreichten. — Das trübe und nasse Wetter störte sehr die Ordnung und Festlichkeit des Tages.

"In jeder Hinsicht schön nennt man den 14 Tage früher gehaltenen Dorfet auf Stadtalp. Die Unterwaldner, auf 500 Mann stark, zogen in Ordnung hinauf gegen die Marken des Landes, Ortsvorgesetzte und zwei Pfarrer begleiteten sie, was auch immer bei den Haslern und Grindelwaldern der Fall ist. Während die Hasler, von einem Schwinger angeführt, sich um den Kampfplatz sammelten, waren die Unterwaldner auf einer Anhöhe aufgestellt, ihre Schwinger in der Mitte. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie unter Jubel herab. Beiderseits traten nun die

gewählten Kampfrichter, begrüßend, zusammen. Die Hasler, ihren Vortheil berechnend, stellten gleich Anfangs ihren ersten Schwinger auf, weil man unbedingten Sieg von ihm hoffte. Die Unterwaldner gaben ihm auch ihren Mann. Bald war der Hasler auf dem Rücken, und der halbe Kreis brach in Jubel aus. Nun gab man, alles gegen den Sieger aufbietend, ihm andere Kämpfer, denen es nicht besser ging, bis Unterwalden seinen Helden zurückzog, wogegen Anfangs Hasle protestirte. Es wurde fortwährend mit äußerster Kraftanstrengung fortgerungen. Am Ende hatte Unterwalden mehr gewonnene Schwünge, als Hasle, und war mithin Sieger. Nun gingen Sieger und Besiegte Hand in Hand zum Essen und Trinken. Schon nach einer halben Stunde blies das Unterwaldnerhorn. In 10 Minuten standen die Unterwaldner oben in Ordnung. Keiner durfte ohne Strafe zurückbleiben. Allgemein jauchzend, nahm man Abschied. Die Unterwaldner zogen unter dem Geschmetter ihres Hornes hinab in ihr Land, während die Hasler ebenfalls sich zu Thal begaben.

"Früher liefen diese Feste sehr oft mit blutigen Zwisten ab. In letzterer Zeit nie mehr. Die beiderseitigen Anführer und Kampfrichter kennen es als ihre Pflicht, gegenseitige Freundschaft zwischen den Landschaften zu erhalten und zu nähren. Ist die eine Thalschaft besiegt, sucht sie, nächstes Jahr zu siegen. Es giebt kräftige Schwinger, gewandte und listige. Die erste Kunst der Anführer ist, dem aufgestellten Gegner einen angemessenen Mann entgegen zu setzen. Nicht immer wird Kraft mit Kraft besiegt.

"Diese Schwingfeste sind für die Alpenbewohner nicht ohne Wichtigkeit. In jenen Hochgebirgen wohnen die Menschen außerordentlich zerstreut, oft einsiedlerisch. Dadurch werden sie einander näher gebracht; sie lernen sich kennen; es hebt sich Sinn für das Ganze und Verträglichkeit. Der aufblühende Aelpler ist in fortwährender Uebung seiner sich entwickelnden Kräfte, der ein gemeinsames, geselliges Streben zu Grunde liegt. Wohl einen gleichen Sinn haben die Schützen- und manche andere vaterländischen Vereine, denen mit gleicher Trefflichkeit die wissenschaftlichen zur Seite stehen, und mit ihnen beitragen, daß die Einwohner der getrennten Staaten freundeidgenössisch sich kennen als Bürger Eines Landes."

Die folgenden Bemerkungen werden manchen unsrer Leser neu sein — die Erklärung ist der Verfasser, wie seine Vorgänger, uns schuldig geblieben.

"In hohen Regionen der Atmosphäre tritt die Nacht früher ein, als in tiefern, und später erscheint dort der Tag. Um 9 Uhr hatten wir schon schwarze Nacht, und um 6 Uhr früh kaum noch Tag, was schon auf der Grimsel nicht ganz der Fall war. Mein ausgezeichneter Chronometer trügte nicht, was aus nachheriger Vergleichung und selbst aus den Uhren der Gefährten hervorging. Freilich war das Wetter stürmisch und trüb; allein die Tage vor- und nachher erlebte ich in der Tiefe Gleiches. Daß auf sehr hohen Gebirgen bei gutem Wetter weder Morgen- noch Abendroth gesehen wird, ist ohnehin bekannte Thatsache. Und doch hört man oft, daß auf den höchsten Alpen die Nacht nur etwa 3 Stunden daure; daß, wenn das lange dauernde Abendroth endlich verglimmt, man bald das Morgenroth gesehen haben will. Der Gebirgsforscher sieht in jenen Hochregionen die Nacht immer schnell ohne allmähliges Verglimmen, ohne Abendroth bald nach Untergang der Sonne einbrechen. Da ich vor einem Jahre über das schauervolle Sulzband zog, sah ich nahe unter uns die Alp, wo wir die Nacht zubringen wollten. Wir waren überzeugt, die Hütte vor völliger Nacht zu erreichen; allein die Sonne ging unter am wolkenleeren Himmel, und schnell war die Nacht so schwarz, daß ich von den nur 6 — 8 Schritte entfernten Begleitern keine Spur sehen konnte. So hatten wir bis Mitternacht zu tappen. Ebenso plötzlich erscheint der Tag mit der Sonne, da man ihn von oben herab in den Thälern zuerst erwachsen sieht, wohin auch der oben verschwundene Tag sich zurückzuziehen scheint. Auch am schönsten Tage herrscht, nach Saussure, auf dem Mont-Blanc ein gewisses unnennbarmagisches Dunkel; die Sonne erscheint matt, ohne Kraft, und mehr dem Monde ähnlich."

Führen wir nun unsre Leser in die Regionen des ewigen Schnees, denen der Verf. einen seiner interessantesten Abschnitte gewidmet hat. Voran die allgemeinen Erklärungen: —

"Das deutsche Wort Firner bezeichnet die mit ewigem Schnee, der in gekörnte Masse übergegangen, eingehüllten Berge und Gebirgsköpfe; der in den Alpen übliche und das deutsche Bürgerrecht eben so gut verdienende Ausdruck Firn hingegen bezeichnet die um das Gebirge sich anlagernde, ewige, körnige Schneemasse selbst. Weite Strecken zusammenhängender Firne, welche von ihrem untern Rande die Gletscher durch Tobel herab gegen die bewohnte Welt senden, pflegt man auch Eismeere zu nennen. Unter diesen zeichnet sich das um den Mont-Blanc, das um den Mont-Cervin und jenes um das Finsteraarhorn aus. Alle übrigen von Savoyen bis in's Tyrol sind von geringerer Ausdehnung und Bedeutung, und die größere Anzahl nur einzelne Firne, welche im Herabsteigen in Gletscher sich wandeln. Wenn der Firn nur Einen Gletscher aussendet, so stößt das Eis- oder Firnmeer mehrere, und zwar nach entgegengesetzten Richtungen herab in die Tiefe.

"Die größte Anzahl von Gletschern, sowohl gegen Norden und Süden, als gegen Osten und Westen, besitzt wohl rings um seinen untern Rand das Eismeer zwischen Grindelwald und Wallis, Hasle und Lötsch. Den Durchmesser jener zusammenhängenden, ewigen Eis- und Firnmasse mag man von Süden nach Norden zu 4½ Stunden, und jenen von Osten nach Westen zu 8½ annehmen. Gewiß ist die Annahme von 38 □ Stunden nicht übertrieben. Hat man doch diesem Gletschergebiete 100 □ Stunden zugeschrieben."

Der Unterschied zwischen Firn und Gletscher, der insgemein so wenig beachtet wird, daß man in Deutschland das Wort Firn nur als ein poetisches Surrogat für den prosaischeren Gletscher anzusehen gewohnt ist, geht noch deutlicher hervor aus dem Nachstehenden:

"Jeder Gletscher wird ursprünglich als Firn geboren; als Gletscher ist er nur im Abnehmen begriffen, er reist nur der Auflösung entgegen. Wenn in einer Folge von schneereichen Jahren die Firnmeere ungewöhnlich sich anhäufen, werden sie auch um ihren untern Saum gewaltigere Gletschermasse herabstoßen gegen die Unterwelt. Solche Riesenglieder, in jedem Umfange gewaltiger, als sie sonst zu sein pflegen, brauchen auch längere Zeit zur Vernichtung, woher sie auch, weil das Vorrücken immer fortgesetzt Statt findet, weiter herab in die bewohnten Thäler geschoben werden. Magere Firne hingegen können nie fette Gletscher ausstoßen; daher sind die Gletscher in ihrer Schmächtigkeit aufgelößt, bevor sie tief ins Thal gelangen, und sie ziehen sich zurück. Bei allem diesem wirkt freilich auch die Temperatur kalter oder warmer Jahre; allein alle Verhältnisse zeigen, daß dieses Wirken sehr untergeordnet ist.

"Alle bisherigen, mir bekannten Messungen der Gletscherbewegung sind unrichtig, weil sie die Entfernung ihres Ausganges von einem Puncte bestimmten, ohne das dortige Abschmelzen in Rechnung zu bringen. Schreibt man daher einem Gletscher jährlich 40 — 50 Fuß Bewegung zu, so würde bei genauerer Messung selbe wohl weit größer ausfallen. Die Puncte zur Beobachtung können nur auf dem Gletscher selbst und an den beiderseitigen Ufern angenommen werden. Werden sie an ihrem untern Rand angenommen, kömmt zugleich das Abschmelzen in Rechnung, was sehr wichtig ist, wenn zugleich genaue Puncte auf dem Gletscher selbst bestimmt sind. Nach den genauen angestellten Messungen ist diesen Winter der Unteraargletscher 21 Fuß vorgerückt. Gegenwärtig

ist das Vorrücken etwas schneller, obwohl er wegen dem Abschmelzen am untern Rand stille zu stehen scheint."

Zum Schluß die Beobachtungen des Verfassers über die so viel besprochene Erscheinung des rothen Schnees, die der Verf., auf viele Versuche gestützt, in einem ganz andern Lichte betrachtet, als seine Vorgänger: —

"Der sogenannte rothe Schnee, Protococos oder Palmella nivalis, ist allgemein bekannt, aber so wenig mit forschendem Blicke untersucht, daß man sich nur mit höchstem Unwillen auch der neuesten Mittheilungen darüber erinnern kann. Männer, welche wieder die Sache als Flechtenstaub oder gar als Insectenauswurf erklären, müssen wahrlich sich nicht die Mühe des Niederbeugens auf die Fläche genommen, noch weniger aber allseitig die Verhältnisse des Vorkommens aufgefaßt haben. Wenn ich die Sache auch nicht botanisch zu behandeln weiß, so wußte ich sie doch mit gesundem Auge anzusehen.

"Auf allen meinen Gletscherwanderungen wallte ich fast täglich über weite Strecken rosigen Firnes hin. Wohl hundert mal untersuchte ich den Gegenstand; und mehr als zwanzig Mal ließ ich Gruben in den Firn einhauen, in welche ich mich steckte, mit einem Rasiermesser die rothe Firnfläche senkrecht abschnitt, und das sonderbare Aufkeimen dieser Pflanzenform so im Profilschnitt untersuchte. Die Resultate sind mit einigen Worten diese:

"Die Palmella nivalis erscheint in der Regel nur von der Firnlinie bis 1000 Fuß ob derselben; bei 9000 Fuß Meereshöhe wenigst fand ich sie nie mehr. Nie erscheint sie im Gletscher und nie im Schnee, sondern immer im Firn, und am liebsten an solchen sonnigen Abhängen, wo der Schnee rasch in Firn sich wandelt. Im August ist sie um die Firnlinie schon in schwarzen Moder übergegangen, während sie 8200 Fuß hoch in voller Entwickelung und gegen 9000 Fuß erst im Aufkeimen sich befindet; schattige Lage indessen, die Menge des neuen Schnees und tiefe oder hohe Temperatur machen hier nicht selten eine Ausnahme.

"Bei ihrem Aufkeimen entdeckt man im Firn eine äußerst zarte und schwach durchscheinende Carminfarbe; und wenn man sich auf den Firn legt, und über seine Fläche blickt, entdeckt man nichts. Alles ist noch unter der obersten Fläche des Firns. Bei ihrer höchsten Blüthe prangt dann die ganze Firnfläche in lebhaftem Hochrothe, das zwischen Carmin und Zinnober steht. Später trübt sich die Farbe, und geht endlich in Schwarz über, das sich in den Firn einsenkt, und oft strichweise selben durchfurcht. Wenn ich die Pflanze in ihrer ersten Periode genauer untersuchte, so fand ich im Querschnitt etwa 1½ Linie unter der Fläche des Firnes gleichsam ein äußerst zartes, rothes Stämmchen, das, nach unten verjüngt, zwischen zwei Firnkörner sich herabsenkte, ohne sich zu verzweigen. Ueber die zwei Körner lag dann das Korn, welches zur Oberfläche gehörte. Das Stämmchen theilte sich gerade unter diesem Korn Y förmig in zwei Aeste, die es, ebenfalls verjüngt, um das Korn herum nach der freien Luft zu drängen suchte. Sehr selten nur konnte ich drei Zweige entdecken. Andere Verzweigungen fand ich nie. Unter der Lupe entdeckte ich äußerst zarte, arterienartige Zäserchen, die selbst den Körnern sich einzusenken schienen, und dem Pflänzchen das Ansehen vom Zerfließen in die Firnmasse gaben. Alles war so zart, daß nur die so ausgezeichnete rothe Farbe es möglich machte, das Individuum zu unterscheiden. Wenn ich eine Masse dieses rothen Firnes aushob und in einem Gefäße schmelzte, so war das Pflänzchen vor dem Eiskorne verflossen, und am Ende hatte ich das Gefäß mit hochrothem Wasser angefüllt, das, durch Löschpapier filtrirt, auch nicht den geringsten Rückstand zeigte. Erst drei Wochen nach meiner Heimkunft klärte das Wasser sich ab, indem eine rothe, gallertartige Masse sich auf den Grund setzte, die im Wasser erst nach 4 — 5 Monaten zu schwarzer Dammerde wurde. — Untersuchte ich die Entwickelung dieses Gebildes näher, so fand ich, daß jene zwei Aestchen sich bald zwischen den Körnern durch an die freie Luft drängten. Man fand ich auch mit freiem Auge auf jedem Aestchen ein sehr bestimmtes Korn, das unter der Lupe unförmlich warzig sich zeigte, die Carminfarbe verloren, und dagegen eine hellbraune angenommen hatte. Wenn ich nach dem Schmelzen dieser Masse das Wasser filtrirte, so war das Filtrum mit diesen Körnern angefüllt. Das Durchgeflossene verhielt sich, wie das eben Angeführte. Die Körner waren bei meiner Rückkunft in Fäulniß übergegangen. Dieses Aufkeimen und Blühen dauert nur wenige Tage, und dann zerfällt diese sonderbare Pflanzenform in schwarze Masse, die das Gewand des Firnes trübt, und in selbes sich einnagt."

Entwurf der Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen. (In der Leipziger Zeitung No. 54, 55 und 56; auch besonders abgedruckt.)

In diesem Augenblick, da die Ereignisse sich drängen, haben die wenigsten politischen Blätter es möglich gefunden, dieses Actenstück mitzutheilen. Vielleicht wird eine gedrängte Uebersicht des Entwurfes, sofern er sich auf die repräsentativen Einrichtungen bezieht, unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Wir werden sie mit einigen wenigen Bemerkungen begleiten, da der Gegenstand in mehr als einem deutschen Staat die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich gezogen hat.

Der Entwurf selbst enthält folgende wesentliche Bestimmungen über die Ständeversammlung: —

Die Ständeversammlung für das ganze Königreich besteht aus zwei Kammern. Neben derselben wird der Oberlausitzer Provinciallandtag, und der Kreistag in den alten Erblanden, jedoch mit Modificationen, fortbestehen. — Beide Kammern sind in ihren Rechten und Befugnissen einander gleich. Zur ersten Kammer gehören, die Deputirten dreier Stifte (Meißen, St. Petri zu Budissin, Wurzen); die Besitzer von fünf besonders bezeichneten Herrschaften; zehn Abgeordnete der Rittergutsbesitzer; die Besitzer von Rittergütern, mit einem Fideicommiß von wenigstens 4000 Thalern jährlichen reinen Ertrags, sofern der König ihnen die erbliche Standschaft verleiht; ein Abgeordneter der Universität Leipzig, aus den ordentlichen Professoren gewählt; der evangelische Oberhofprediger; der Superintendent zu Leipzig; die 6 Oberbürgermeister der Städte Dresden, Leipzig, Zwickau, Chemnitz, Plauen, Budissin. — Die zweite Kammer besteht aus 15 Abgeordneten der Rittergutsbesitzer; 25 Abgeordneten der Städte; 25 Abgeordneten des Bauernstandes. Alle drei Jahre wird ein ordentlicher Landtag berufen, und es treten 5 Abgeordnete der Rittergutsbesitzer, 8 von denen der Städte und 8 von denen des Bauernstandes aus; die Ausgetretenen können wiederum gewählt werden. Die Auflösung und Vertagung steht dem König zu; die letztere soll nicht über 6 Monate dauern; innerhalb 6 Monate nach der ersteren soll ein neuer Landtag einberufen werden.

Was hier zunächst auffällt, ist die eigenthümliche Zusammensetzung der ersten Kammer.

Es scheint auf den ersten Anblick, daß man dabei von dem Grundsatz ausgegangen ist, sämtliche Mitglieder, die nicht durch Wahl sondern durch ihre bürgerliche Stellung und Würde, also mittelbar durch den Einfluß der Regierung berufen worden, der ersten Kammer einzuverleiben. Man ist aber noch weiter gegangen. Der Abgeordnete der Universität, der von den ordentlichen Professoren aus ihrer Mitte gewählt, also nur sehr mittelbar unter dem Einfluß der Regierung berufen sein konnte, und die Oberbürgermeister von sechs Städten (sollten diese nicht ganz unabhängig von der Regierung, von den Bürgern jener Städte ernannt werden?) fin-

den wir in der ersten Kammer. Es sind demnach die *besonderen Interessen*, die der Universität und der sechs bedeutenden Städte, deren Repräsentation man von der des Bürgerstandes im Allgemeinen geglanbt hat trennen zu müssen.

Vergleichen wir damit andre Verfassungen — z. B. die würtembergische — so finden wir in der *zweiten Kammer* die protestantischen Generalsuperintendenten, den (katholischen) Landesbischof, und den Kanzler (als einzigen Repräsentanten) der Landesuniversitäte. Da Jene sowohl als Dieser von der Regierung ernannt werden, so würde allerdings ihre Stelle eher in der ersten Kammer zu suchen sein, und das Princip des sächsischen Entwurfs wird den Vorzug der Consequenz und der Zweckmäßigkeit für sich haben.

Dagegen finden wir in der würtembergischen Verfassung die Bestimmung, die in der sächsischen fehlt, und vielleicht durch die Natur der Sache überflüssig wird: "die Zahl sämtlicher von dem König erblich oder auf lebenslang ernannten Mitglieder kann den dritten Theil der übrigen Mitglieder der ersten Kammer nicht übersteigen."

Das sächsische Wahlgesetz ist der Verfassung beigelegt; es kann ohne Einwilligung der Stände nicht abgeändert werden. Wir geben den Hauptinhalt nach der Leipziger Zeitung: —

"Das beigefügte '*Wahlgesetz*' enthält in 4 Abschnitten und 105 Paragraphen folgende wesentliche Bestimmungen. I. Abschnitt: '*Allgemeine Vorschriften.*' Die Wahl von Landtagsabgeordneten der Rittergutsbesitzer, der Städte und des Bauernstandes erfolgt unter der Leitung der königlichen Regierungsbehörde. Die von derselben damit beauftragten Personen haben nur auf Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften und Formen zu sehen, eines Einflusses auf die Wahlen selbst aber sich zu enthalten. *Die Abgeordneten der Rittergutsbesitzer werden von diesen unmittelbar gewählt; die der Städte und des Bauernstandes durch Wahlmänner*, welche von den Stimmberechtigten aus ihrer Mitte dazu ernannt werden.

"Zur *Stimmberechtigung* in allen drei Classen wird vorausgesetzt: die Ansässigkeit; das erfüllte 25. Lebensjahr; das Bekenntniß der christlichen Religion ohne Unterschied der Confession. (Sieben Fälle entziehen diese Berechtigung.) — Die Wahlmänner wählen, ohne auf ihr eignes Mittel beschränkt zu sein, die Landtags-Abgeordneten aus der gesammten Anzahl der Wählbaren in ihrer Classe und in ihrem Wahlbezirke. Zur *Wahlfähigkeit* als Landtagsabgeordneter in allen drei Classen ist, außer den Eigenschaften der Stimmberechtigung, ein Alter von 30 Jahren erforderlich. Ein in ausländischem activen Dienste Stehender ist als Abgeordneter schlechterdings wahlunfähig, als Wählender aber wie andere stimmberechtigt. — Die Stimmberechtigten und Wahlmänner können sich nur in Folge landesherrlicher Aufforderungen versammeln; ein nicht angeordneter Zusammentritt, um unter sich eine Verabredung über Gegenstände der Wahlhandlungen zu treffen, ist gesetzwidrig und strafbar. Wer die freie Ueberzeugung der Wählenden durch Geschenke oder Versprechungen abzulenken suchen sollte, verliert für immer das Recht zu wählen oder gewählt zu werden, und ist er ein öffentlicher Beamter, so hat er Dienst-Entsetzung zu erwarten. — Eine Bevollmächtigung zur Abgabe einer Wahlstimme findet nicht statt. — Zur Wahl eines Landtagsabgeordneten müssen aber mindestens $\frac{2}{3}$ aller bestellten Wahlmänner anwesend sein. — Hof- und Staatsbeamte, active Militairs oder Geistliche bedürfen, ehe sie die Wahl als Landtagsabgeordnete annehmen, der landesherrlichen Erlaubniß, welche jedoch ohne erhebliche Ursache nicht versagt werden wird. Diensthuende Minister können nicht zu Abgeordneten gewählt werden. — II. Abschnitt. '*Vorschriften für die Wahlen der Rittergutsbesitzer.*' Um in der Classe der Rittergutsbesitzer *wahlberechtigt* zu sein, ist neben den allgemeinen Eigenschaften der Stimmberechtigung der Besitz eines Rittergutes erforderlich, ohne Unterschied der adeligen und nicht adeligen Geburt des Besitzers; um aber wählbar für die zweite Kammer zu sein, ist der Besitz eines Rittergutes von wenigstens 600 Thalern jährlich reinen Einkommens nöthig. — Der Besitzer mehrerer stimmfähiger Güter im Kreise kann nur *eine* Stimme abgeben. — Sobald vom Landesherrn eine Wahl von Abgeordneten angeordnet ist, veranlaßt die Regierungsbehörde den Vorsitzenden der Ritterschaft eines Kreises oder der Oberlausitz, Listen der wahlberechtigten und der wählbaren Rittergutsbesitzer zu fertigen und zur Prüfung und Genehmigung einzureichen. — Bei der Stimmenzählung entscheidet die *relative Stimmenmehrheit*; bei Gleichheit der Stimmen das Loos. — Für die Abgeordneten in die erste Kammer findet die Wahl von Stellvertretern nicht statt. III. Abschnitt. '*Vorschriften für die Wahl der städtischen Abgeordneten.*' — Die Städte Dresden und Leipzig ernennen jede zwei Abgeordnete; die Städte Budissin, Friberg, Zittau, Chemnitz und Plauen, jede einen. Die übrigen Städte werden in 16 möglichst gleiche Wahlbezirke, deren jeder zwischen 16 und 19000 Einwohner enthält, getheilt; jeder dieser Wahlbezirke ernennt gemeinschaftlich einen Abgeordneten. — Ein königl. Commissarius veranlaßt bei der Ortsbehörde die Fertigung der Grundlisten und die Bestellung von Wahlmännern. — Jede Obrigkeit hat für ihren Ort mit Zuziehung der Stadtverordneten eine Liste der Stimmberechtigten und eine zweite Liste der zu Abgeordneten Wählbaren zu fertigen. — Die Ernennung der *Wahlmänner* erfolgt in derselben Art, wie die Wahl der Stadtverordneten. In den oben genannten sieben Städten ist die Zahl der zu ernennenden Wahlmänner derjenigen gleich, welche daselbst zur Wahl der Stadtverordneten nöthig sind; auf die zu einem gemeinschaftlichen Wahlbezirk zusammengeschlagenen Städte werden so viel Wahlmänner gerechnet, als die Zahl der Häuser daselbst in der Zahl 25 aufgeht. — Zur *Wählbarkeit* ist Ansässigkeit mit einem Hause in der Stadt und deren Weichbilde, und die Entrichtung von wenigstens zehn Thalern jährlich an Grundsteuer erfoderlich. Wenn in einem Wahlbezirke nicht wenigstens 30 Wahlfähige vorhanden sind, die jenen Census entrichten, so sind die nächst ihnen am höchsten Besteuerten in die Wahlliste mit aufzunehmen. — Den *Mitgliedern der Stadträthe, der Stadtgerichte und den Stadtverordneten* wird, wegen der bei ihnen vorausgesetzten Kenntnisse von den Stadtverhältnissen, auch *ohne Rücksicht auf Ansässigkeit und Census, die Fähigkeit bewilligt, in beiden Wahlen mit zustimmen, auch als Wahlmänner und als Abgeordnete erwählt zu werden.* — Aus den Listen der Wahlmänner sämmtlicher zu einem Bezirke gehörigen Orte fertigt der königl. Commissarius ein gemeinschaftliches Verzeichniß und ein gleiches für die Wählbaren des Bezirks. — Den Wahltag setzt der königl. Commissarius an. — Das Stimmrecht kann nur durch persönliche Anwesenheit ausgeübt werden. *Bei der Wahlhandlung selbst zieht der königl. Commissarius 5 Mitglieder der Stadtverordneten des Wahlortes zu.* — Jeder Wahlmann erhält einen numerirten Stimmzettel, welchen er eigenhändig mit des von ihm Gewählten Namen, Stand und Wohnorte versiehet und darauf in ein hierzu bestimmtes verschlossenes Gefäß legt. — Die relative Stimmenmehrheit entscheidet; bei Stimmengleichheit das Loos. Die Stellvertreter werden durch einen zweiten Wahlact ernannt. — Die Regierung prüft die Wahlhandlung und zeigt das Ergebniß dem Landesherrn an. — Jede neue Wahl erfordert neue Wahlmänner. — IV. Abth. '*Vorschriften für die Wahlen der Abgeordneten des Bauernstandes.*' — Es werden 25 Wahlbezirke gebildet, von denen jeder einen Landtagsabgeordneten zu wählen hat. — *An der Bestellung von Wahlmännern*

nehmen auf dem Lande alle diejenigen Theil, welche neben den persönlichen Erfordernissen jedes Wahlberechtigten, Eigenthümer eines mit Wohnsitz versehenen und mit Grundsteuern belegten Land-Grundstückes sind. Eine mehrfache Angesessenheit in demselben Wahlbezirke gewährt nur eine Stimme. Die beiden Wahlhandlungen auf dem Lande werden ebenfalls durch Commissarien, oder deren Delegirte, geleitet. Jeder Wahlbezirk zerfällt in mehrere nach der Zahl von ungefähr 500 Einwohnern abgetheilte Wahlabtheilungen. — Die Commissarien lassen von der Ortsobrigkeit für jede Wahlabtheilung eine Grundliste fertigen. — Jede Wahlabtheilung wählt einen Wahlmann aus der Mitte der in der Grundliste aufgeführten Mitglieder der Abtheilung, entweder durch einzelnes mündliches Stimmabgeben zum Protocoll, oder schriftlich mittelst Wahlzettel. — Für die Ernennung der Wahlmänner entscheidet relative Stimmenmehrheit und bei Stimmengleichheit die Loosziehung. — Der Commissarius stellt die Namen sämmtlicher Wahlmänner des Bezirks zusammen. Um ein Abgeordneter des Bauernstandes sein zu können, muß man neben den persönlichen Eigenschaften jedes Wählbaren, ein jährliches Steuerquantum an Schocken und Grundquatembern und Cavallerie-Verpflegungsgeldern, oder in der Oberlausitz an Rauch- und Grundsteuern und Milizsteuern, von mindestens 50 Thlrn. entrichten, auch das landwirthschaftliche Gewerbe oder ein Fabrikgeschäft auf dem Lande als Hauptgewerbe treiben. Sind in einem Wahlbezirke nicht wenigstens dreißig Wahlfähige vorhanden, so sind zur Erfüllung gedachter Anzahl, noch die nächst ihnen am höchsten Besteuerten in die Wahlliste mit aufzunehmen. Rittergutsbesitzer sind wegen ihrer Schock- und Quatember- oder respectiven Rauch- und Grundbesitzungen zu Abgeordneten des Bauernstandes wählbar. — Die Commissarien haben die Steuer- und Wahlliste der Wählbaren für ihren ganzen Wahlbezirk auszufertigen. — Zu dem Wahltage der Abgeordneten ladet der Commissarius die früher ernannten Wahlmänner des Bezirks, an einem Orte dieses Bezirks vor. Er wählt sich aus den ältern Ortsgerichtspersonen für die zweite, wie für die erste Wahlhandlung einige Beistände. Die Regierung prüft die stattgefundenen Wahlhandlungen und zeigt dann die Ergebnisse dem Landesherrn an. Jedem Abgeordneten in allen drei Classen wird nach erfolgter Genehmigung der Wahlen von der Regierungsbehörde ein Wahldecret zu seiner Legitimation ausgefertigt."

Die Trennung des Bürger- und Bauernstandes hat, wie man sieht, nicht etwa den Zweck einer besondern Vertretung des landwirthschaftlichen Interesse: denn wählbar sind auch Diejenigen, welche ein Fabrikgeschäft auf dem Lande treiben. Es wäre also nur die Trennung der städtischen Interessen von denen der Landbewohner dabei beabsichtigt; eine Trennung, die man in andern Staaten weder nothwendig noch rathsam gefunden hat. Es trifft sich auch, daß einige Städte doppelt (in der ersten und der zweiten Kammer) repräsentirt sind.

Die Ernennung der Wahlmänner für einen Abgeordneten des Bürgerstandes schließt sich der bereits gangbaren Einrichtung der Wahlen von Stadtverordneten an. In Würtemberg finden wir eine Bestimmung über diesen Punct, die, wie wir glauben, jenem Staat eigenthümlich ist, und darauf zu zielen scheint, die Befähigung nicht ganz allein vom Census abhängig zu machen. Die Würtembergische Verfassungsurkunde sagt (§. 138 ff.): "Die Zahl der Wählenden verhält sich zur Zahl der sämmtlichen Bürger einer Gemeinde wie eins zu sieben, so daß z. B. auf 140 Bürger (ungefähr 700 Einwohner) zwanzig Wahlmänner kommen. Zwei Drittheile der Wahlmänner bestehen aus denjenigen Bürgern, welche im nächst vorhergegangenen Finanzjahre die höchste ordentliche directe Steuer, sei es aus eigenem oder aus nutznießlichem Vermögen, an den Staat zu entrichten hatten. Der letzte Drittheil der Wahlmänner wird von den übrigen Steuer-Contribuenten, unter der Leitung des Ortsvorstehers gewählt."

In der würtembergischen zweiten Kammer finden wir dreizehn Mitglieder des ritterschaftlichen Adels, von diesem, wie in Sachsen, aus seiner Mitte gewählt; dagegen sind Rittergutsbesitzer nicht wie in Sachsen, als Vertreter für andre Stände wählbar.

Hamann und die Hamburgischen Nachrichten.

Kaum war unsre letzte Nummer ausgegeben, als wir durch Freunde, die mit der Hamburgischen Literatur des vorigen Jahrhunderts vertrauter sind, auf einen Irrthum aufmerksam gemacht wurden, der sich in den ersten Artikel eingeschlichen hatte. Es war uns nämlich begegnet, irriger Weise vorauszusetzen, daß die N. G. Nachrichten, über deren Entstehung wir versäumt hatten Erkundigungen einzuziehen, an die Stelle der früheren Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit getreten seien. Durch diese Voraussetzung ließen wir uns verleiten, zwischen der früheren Opposition gegen Hamann und den neuerdings in den N. G. N. kund gegebenen grammatischen Prädilectionen eine Parallele zu ziehen.

Wir ergreifen die eheste Gelegenheit, um einen Irrthum zu berichtigen, den man vielleicht verzeihlich finden wird, der uns aber so mehr leid thut, da es scheint, daß wir die N. G. N. durch jene Parallele nicht eben in die beste Gesellschaft versetzt haben. Wir sind veranlaßt worden, Hamann's Gegenrede *), die wir aus dem Gedächtniß citirt hatten, wieder nachzuschlagen, und ersehen daraus, daß jene früheren Nachrichten gegen die Gesetze der literarischen Courtoisie sich ziemlich gröblich verfehlt hatten. "Kein Alchymist, (sagen sie) kein Jacob Böhme, kein wahnsinniger Schwärmer, kann unverständlicheres und unsinnigeres Zeug reden, als man da (in den Sokratischen Denkwürdigkeiten) zu lesen bekommt." Sie geben ferner zu verstehen, daß ein Recensent desselben Buches im Hamb. Correspondenten von der Tollheit des Verf. angesteckt worden sei. "Gewisse Recensenten" heißt es, und man bemerke dabei die diplomatische Wendung einer Kritik des vorigen Jahrhunderts — "gewisse Recensenten haben solche Merkmale von sich gegeben, daß wir wegen ihrer gesunden Beurtheilungskraft sehr in Sorgen sind." Dagegen hat Hamann diese Kritik auch nicht auf die manierlichste Weise erwidert. Er begrüßt den damaligen Redacteur (den M. Christian Ziegra, einen Anhänger von Goeze) als den "Hamburgischen Nachrichter aus dem Reich der Gelehrsamkeit", und setzt noch mehrere schöne Sachen hinzu, die wir lieber nicht wiederholen wollen.

Lange Jahre nun (so sind wir belehrt worden) nachdem jenes gelehrte Orakel verstummt war, begann, unter ähnlichem Titel, ein Journal, das seine vielgelesenen Spalten vorzugsweise der Besprechung von praktischen Interessen gewidmet hat — ein Tausch, zu dem man dem gelehrten und ungelehrten Publicum nur Glück wünschen kann.

---

*) Die Recension der Sokr. Denkwürdigkeiten ist abgedruckt in Hamann's sämtlichen Werken 2, 57 ff.; die der Kreuzzüge des Philologen 2, 451 ff. Hamann's Bemerkungen stehen unter dem Texte.

Ein besonderer Abdruck der vier Artikel über Hamilton und Jacotot wird nächstens, mit Zusätzen, im Verlag von August Campe erscheinen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

39. Hamburg. Montag, den 28. März. **1831.**

Inhalt.

Rom im Concordate mit den Regierungen. Aus dem Holländischen übersetzt, und mit Anmerkungen des deutschen Herausgebers begleitet. Leipzig, 1831. Wolbrecht. 70 S. 8.

Kurz vor der letzten Papstwahl trug man in Rom sich mit einer Prophezeiung, der nun zu wählende werde der letzte Papst sein. Ob die Prophezeiung in Erfüllung gehen, ob der gelehrte und, allen Zeugnissen zu Folge, in Wahrheit würdige Priester, der auf den Stuhl Petri erhöht worden, wirklich der letzte römische Bischof sein soll, dessen Reich von dieser Welt war — ob der finstre Dämon, der dem Volk dießmal die hüpfenden Moccoli ausgeblasen hat, auch den Glanz der dreifachen Krone auslöschen wird, das muß die nächste Zukunft entscheiden. Aber wenn auch unsere Leser von dem Strohfeuer einer italienischen Insurrection kein anderes Resultat erwarten, als daß es verrauchen, und der Rauch im Winde verwehen wird, wie er vordem gethan hat*), so wird ihnen doch vielleicht ein Rückblick auf das Verhältniß der Curie zu den Regierungen, namentlich den deutschen, zeitgemäß erscheinen.

Die vorliegende kleine Schrift giebt uns die nächste Veranlassung dazu. Der Verf. ist Herr Royaards, Professor des Kirchenrechts in Utrecht. Wir wissen nicht, warum sein Name auf dem Titel der Uebersetzung, die, wie das Vorwort uns belehrt, der Verleger selbst bearbeitet hat, nicht, wie auf dem des Originals, genannt ist. Der Verf. hatte zunächst eine Vergleichung der verschiedenen europäischen Concordate mit dem niederländischen im Auge. Seine Arbeit ist etwas trocken ausgefallen; es wird unser Geschäft sein, einige der wesentlichen Momente unseren Lesern im Abriß vorzulegen, und sie mit solchen Bemerkungen zu begleiten, wie der Charakter der Zeitverhältnisse sie an die Hand giebt.

Die eigentliche Bestimmung der Concordate wird am leichtesten sich durch einen flüchtigen Blick auf jene früheren, vor der Reformation, also mit katholischen Fürsten geschlossenen Concordate erläutern lassen, die der Verf. nur erwähnt hat, ohne ihre Tendenz und ihre Resultate anzudeuten.

An der Spitze der Concordate steht das Wormser von 1122, durch welches der Streit geschlichtet werden sollte, der lange Jahre die geistliche und weltliche Macht entzweit hatte. Die Anmaßungen der ersteren waren hohen Hauptes einher getreten; Kaiser Heinrich hatte zu Canossa gekniet; sein großer Gegner, nicht zufrieden mit der persönlichen Demüthigung des ersten Fürsten der Christenheit, sprach den Satz aus, kein Geistlicher dürfe von einem Weltlichen ein Lehen empfangen, und um die Geistlichkeit von allen weltlichen Interessen abzuziehen, und ihre Habe, (man weiß, wie sie erworben, wie sie vermehrt, wie sie verwaltet worden) um diese Güter der Kirche zum ewigen Eigenthum zu gewinnen, bestand er mit einer bis dahin beispiellosen Strenge auf der Einführung des Coelibats, das früher als Observanz empfohlen und gepriesen, nun aber als Gesetz geboten wurde. Der Streit um die Belehnung der Geistlichen — der sogenannte Investiturstreit — dauerte fort, nachdem die beiden Gegner vom Kampfplatz getreten waren; er beschäftigte alle Federn, setzte alle Leidenschaften in Bewegung, und ermüdete endlich die Parteien, ohne daß äußere Gewalt oder überzeugende Gründe auf einer Seite den Ausschlag gegeben hätten. Ein andrer Papst, und ein andrer Kaiser — Calixt II. und Heinrich V. — entschlossen sich zum Vergleich. Dieser kam zu Worms im Jahr 1122 zu Stande — ein Vergleich, insofern jeder von beiden Theilen einbüßte, was er gerne bewahrt, und keiner gewann, was er gerne errungen hätte. Ein Vergleich aber um die Hauptsache ist dieses Concordat nicht zu nennen. Nur die Erschöpfung der Parteien konnte sie vermögen, bei Bestimmungen, welche bloß die Nebendinge, bloß äußere Zeichen und die Form der Belehnung betreffen, sich zu beruhigen. Wenn der Kaiser nicht mehr mit Ring und Kreuz, sondern nur durch die Berührung mit dem Scepter belehnen sollte, so war zwar die Investitur auf die Symbole der weltlichen Macht beschränkt — aber doch blieb dem Kaiser die Oberaufsicht bei der Bischofswahl, es blieb ihm ein Theil des von Gregor abgestrittenen Rechts, und ein wesentlicher Punct, ob die Investitur vor oder nach der Weihe stattfinden sollte, blieb unerörtert. Kein Wunder, wenn ein solches Concordat die Eintracht auf die Dauer nicht zu sichern vermochte, wenn schon 10 Jahre später der Streit auf's Neue losbrach.

Als üble Vorbedeutung mag dieses ungenügende erste Concordat erscheinen, wenn man es mit der Geschichte der nachfolgenden zusammenhält. Hatte die Ermüdung zum Vergleich geführt, so führte später die Schlauheit zum Sieg.

Im Jahre 1418 finden wir den Papst Martin V. von allen Seiten mit der Forderung bestürmt, die herrschenden Mißbräuche zu untersuchen und zu beseitigen. "Martin" sagt Spittler K. G. 331, "versprach eine Reformation, aber wie Leute von bösem Gewissen, nur nicht sogleich, sondern erst in fünf Jahren. Als Palliativ sollten einige Concordate dienen, die er einzeln mit verschiedenen Nationen schloß." Die Nationen, die er für nöthig fand, auf solche Weise zufrieden zu stellen, waren die deutsche und die englische: denn in England hatte Wicliffe, in Deutschland Huß die Geister dem römischen Zwang, und die Gemüther dem römischen Formenwesen zu entwöhnen gesucht.

Wenn das Concordat in einem solchen Fall den Namen des Vergleichs nicht verdiente, so kam es in dem späteren Fall von 1448 in Deutschland einem entschiedenen Sieg der Curie gleich. Die Baseler Synode (1432) decretirte, sie sei über den Papst erhaben, und faßte Beschlüsse, im Sinn der Kirchenreform. Vergebens versuchte der Papst ihre Sitzungen zu unterbrechen; er sah sich gezwungen seine Bulle zu widerrufen, er ward (1438) von der Synode suspendirt. Alle Vortheile aber, die durch den

*) Man hat neuerdings wieder an den famösen Kriegsbericht des neapolitanischen Pulcinell erinnert — wir wissen uns aber nur noch auf einige Zeilen davon zu besinnen —

Pulcinella, malcontento
Disertor del regimento,
Scrive à Mamma à Benevento
Della patria il triste evento.
. . . .
Gran fermento, poco argento;
Siam fuggiti come il vento.
Me ne pento, me ne pento!
Mamma mia, Mamma bella,
Prega Dio per Pulcinella!

Muth der zu Basel versammelten Väter errungen waren, gingen wieder verloren, als ein schwacher Kaiser (Friedrich III.) von einem schlauen Priester (Nikolaus V.) sich bereden ließ, für die deutsche Nation, aber ohne ihr Vorwissen, angeblich zu ihren Gunsten, in Wahrheit aber zu ihrem und der deutschen Kirche großem Nachtheil, ein Concordat zu Aschaffenburg, oder eigentlich zu Wien abzuschließen, (1448) durch welches dem Papste noch mehr eingeräumt ward, als ihm zuvor in Basel entzogen worden war.

Nicht glücklicher war Frankreich. Leo X. spielte dieselbe Rolle — und es fand sich ein König (Franz I.) "dessen Politik das Werk zernichtete, das in Deutschland die Schläfrigkeit des Kaisers hatte zu Grunde gehen lassen." Die Freiheiten der gallicanischen Kirche wurden im Jahr 1516 (nicht, wie der Verf. angiebt, 1517) jener Politik zum Opfer gebracht, durch ein Concordat, ähnlich dem deutschen von 1448.

Auf solche Vorgänge ließ sich denn der freilich etwas triviale Spruch bauen, den der Herausgeber der kleinen Schrift als Motto vorangestellt hat — "Concordieen heißt Verlieren."

Durch die Reformation, und ihre Folgen, ward eine Art der Uebereinkunft mit dem römischen Stuhl nothwendig, nach welcher nicht nur die Verhältnisse der weltlichen Macht zu der geistlichen, sondern auch die noch mehr verwickelten Verhältnisse katholischer Unterthanen zu protestantischen Regierungen, und umgekehrt, zu bestimmen waren. Es konnte nicht anders sein, die Regierungen mußten mit verdoppelter Eifersucht die Einmischung einer fremden Macht betrachten, die sich unmittelbar an das Gewissen ihrer Unterthanen zu wenden, und eine, dem Staatszweck nicht leicht vereinbare Abhängigkeit als Religionspflicht darzustellen gewohnt war. Selbst katholische Regierungen erneuerten den alten, lange vor der Reformation gemachten Versuch, diese Verhältnisse so zu ordnen, daß die Sicherheit des Staats und die Würde des Thrones nicht gefährdet, die religiöse Neigung des Volkes aber nicht durch Schritte, die gegen das Religionsoberhaupt feindselig erscheinen konnten, den Herrschern entfremdet würde. Das alte Mittel der Concordate ward, am häufigsten in diesem Jahrhundert, wieder hervorgesucht. Wo kein Vertrag zu Stande kam, der als Concordat hätte betrachtet werden können, da begnügten sich zumal die protestantischen Regierungen, mit einer Staatsübereinkunft, die oft durch lange hingehaltene Unterhandlungen, durch kleinliche Ehrenpuncte (z. B. ob in dem lateinischen Gruß der Name des Papstes oder der seines gekrönten Correspondenten voranstehen sollte) verzögert, und dann vom Papst in einer Bulle, ihrem Hauptinhalt nach, den Gläubigen bekannt gemacht würde.

Die Geschichte der vier französischen Concordate ist merkwürdig; es würde aber zu weit führen, sie zu verfolgen. Eine Curiosität bleibt indessen immer das von 1813, der nach drei Tagen von Papste widerrufen wurde, weil er nur nothgedrungen seine Zustimmung gegeben habe. Für unsern Zweck ist es genug, zu bemerken, daß Baiern im Jahr 1817 durch ein Concordat sich band, daß 1827 die Niederlande folgten, und 1828 die Schweizercantone; daß im Jahr 1821 eine Bulle (De salute animarum, 16. Jul.) die mit Preußen, 1824 eine andre (Impensa Romanorum pontificum solicitudo, 26. März) die mit Hannover getroffene Uebereinkunft verkündigte, und daß die Resultate der langwierigen Verhandlungen, die im Namen von Würtemberg, Baden, und andern deutschen Staaten*) geführt worden waren, endlich im Jahr 1828 beendigt worden sind.

Was bei einer Vergleichung zuerst in die Augen fällt, ist, daß Baiern, nicht ohne Widerstreben, ein von dem Gesandten Häffelin abgeschlossenes Concordat angenommen hat, das zu den gelungensten Operationen der römischen Kirche zu zählen ist. In demselben wird bestimmt, daß "die römisch-katholisch-apostolische Kirche in dem ganzen Umfang des Königreichs Baiern und in den dazu gehörigen Gebieten unversehrt bewahret werden solle mit allen den Rechten und Prärogativen, welche sie nach göttlicher Ordnung und den kanonischen Satzungen zu genießen hat." (Art. 1) Wie ganz anders spricht das französische Concordat — "die katholisch-apostolisch-römische Religion soll *unbehindert* in diesem Reiche geübt werden, der Gottesdienst öffentlich, und mit denjenigen Staatsgesetzen übereinstimmend sein, welche die Regierung zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe für nöthig erachten wird." (Art. 1.) Offenbar ist dieses nicht ohne Rücksicht auf die früher gegründete Charte ausgesprochen, während in Baiern das Concordat von 1817 der ein Jahr später gegebenen Verfassung vorausgeht und derselben vorgreift. Man sieht, wäre Béranger ein Baier, so hätte es erst der Mühe gelohnt, zu singen: —

"Gloria Tibi Domine!
Le concordat nous est donné!"

Einer weiten Ausdehnung ist ferner im bairischen Concordat die Bestimmung des 14. Artikels fähig: — "Se. Maj. soll dafür sorgen, daß der katholische Gottesdienst und dessen Ceremonien weder durch Worte, Thaten, noch Schriften, verächtlich gemacht, daß die Diener der Kirche in der Ausübung ihres Dienstes nicht behindert werden: vor Allem aber nicht in Ansehung *der Lehre, des Glaubens*, der kirchlichen Gebräuche und der Zucht." Wenn für jedes im Volk bestehende Glaubensbekenntniß ein gleicher Schutz gegen äußere Beeinträchtigung stipulirt ist, so wird nichts einzuwenden sein; den Schutz des Staates mag jede Glaubensgemeinschaft für sich in Anspruch nehmen. Aber man erräth, daß hier bei solcher hervorgehobenen Garantie noch etwas Weiteres gemeint ist, nämlich nichts weniger, als eine Art bischöflicher Censur.*) Daß ein so schönes System nicht ohne Früchte geblieben ist, läßt sich unter Anderm daraus ersehen, daß im Laufe des vorigen Jahrs das *Handbuch des Kirchenrechts von Alex. Müller* in Baiern wirklich *verboten* worden ist.

Wir haben Müller's Handbuch nicht gelesen, können also nicht entscheiden, wiefern das angebliche Motiv des Verbots "weil das Buch unwürdige und leidenschaftliche Aeußerungen über Lehrsätze der katholischen Kirche enthalte" irgend gegründet ist. Aber setzen wir voraus, daß es wirklich gegründet sei. Wir möchten doch fragen, ob es wahrscheinlich ist, daß ein Handbuch des Kirchenrechts, was es immer auch enthalten möge, unter der Menge einigen Schaden anrichten würde; ob es nicht Sache der Kritik gewesen wäre, den Verf. zu widerlegen, und Sache des akademischen Lehrers, der das Buch etwa als Leitfaden gebraucht haben würde, seine übertriebenen Behauptungen zu mildern und zu ermäßigen. Wir möchten fragen, ob darum Religionskriege geführt und Religionsverträge geschlossen sind, um im neunzehnten Jahrhundert, in einem Staat, der so viele protestantische Bürger zählt, wie der bairische, die Lehrbücher der protestantischen Theologie der Censur katholischer Bischöfe zu überantworten? Wir möchten fragen, was bei solchen Vorgängen aus der bairischen Landesverfassung, was aus der *deutschen Bundesacte* werden soll, wenn der römische Einfluß den Rechten andrer Religionsbekenntnisse Hohn spricht? Man muß es nicht versäumen, solche Dinge an's Licht zu ziehen. Die öffentliche Meinung wird das Uebrige thun. —

---

*) Nämlich: Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Homburg, Mecklenburg, Nassau, die Herzogthümer Sachsen, Oldenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt. Die Resultate sind in den beiden Bullen Provida solersque, von 1821, und Ad dominici gregis custodiam, von 1827 enthalten.

*) Quoties Archiepiscopi et Episcopi libros aut in regno impressos aut in illud introductos Gubernio indicabunt, qui aliquid Fidei, bonis moribus aut ecclesiasticae disciplinae contrarium contineant, Gubernium curabit, ut eorum divulgatio debito modo impediatur. Art. 12.

Ein wesentliches Recht der Krone ist das sogenannte *Placet* (placitum regium) — vermöge dessen kein von der römischen Curie ausgehender Erlaß in fremdem Lande zur öffentlichen Kunde oder zur Ausführung gebracht werden kann, ohne zuvor die Zustimmung der Regierung erlangt zu haben. Frankreich, Preußen, die Niederlande, die meisten deutschen Staaten, haben dieses Recht sich theils ausdrücklich vorbehalten, theils in ihren Grundgesetzen ausgesprochen. Auch das bairische Grundgesetz bestimmt, "daß keine Kirchengesetze ohne das königliche Placet bekannt gemacht werden dürfen." Dagegen sagt das Concordat "die Bischöfe mögen ihre Instructionen ungehindert bekannt machen, und der Verkehr mit dem heiligen Stuhl soll frei sein." Wenn es nun den heiligen Männern gefallen sollte, in diesen Worten eine Abschaffung des Placet zu finden, so wird ihnen die Erklärung der Regierung dabei zu statten kommen — "daß die Constitution, insoweit sie mit der Convention nicht in Uebereinstimmung zu stehen scheine, nur in bürgerlicher Beziehung anwendbar sein könne."

Man hört so oft bairische Schriftsteller über den geheimen Einfluß einer Congregation klagen. Wir sind geneigt, in der Lehre von den optischen Täuschungen das Capitel von der Jesuitenfurcht unmittelbar nach dem von der Gespensterfurcht abzuhandeln. Aber wir glauben, daß es an der Zeit ist, den *offnen, eingestandenen* Einfluß nachzuweisen, den in jenem Lande, mehr als in irgend einem andern deutschen Staat, die römische Curie ausübt. —

Einer der wesentlichsten Puncte bleibt immer der Einfluß, den die Regierung einerseits, oder andrerseits der heilige Vater auf die Wahl der Bischöfe ausübt. Unser Verfasser sagt darüber Folgendes: —

"Was hierüber in der preußischen Bulle vorkommt, ist von allen übrigen Staaten angenommen worden und umfaßt auch die allgemeinen Regeln der Kirchendisciplin. Alle setzen fest, daß die Bischöfe aus der Landesgeistlichkeit gewählt werden müssen; denn, wenn in der Bulle für Baden rc. festgesetzt worden, daß dieselben aus der Geistlichkeit des Bisthums (Dioeceseos clerus) erwählt werden sollen, so liegt darin keine Einschränkung, weil in jedem der Staaten, auf welche die Bulle sich bezieht, sich wenigstens ein Bisthum befindet, und weil damit die Geistlichkeit des ganzen Staats gemeint ist. Allein sie weichen sehr von einander ab, hinsichtlich des Einflusses, den der Staat auf die Wahl der Bischöfe hat, und das ist für ihn von der höchsten Wichtigkeit. Die Niederlande, Hannover, Baden rc., geben dem Fürsten das Recht, *zu streichen*, oder besser, das Recht, dem Capitel anzudeuten, daß es *einige* der Candidaten für den bischöflichen Sitz streichen solle, die dem Fürsten vielleicht nicht besonders angenehm sind. Doch auch dieses Recht ist beschränkt. Es erstreckt sich nur auf *einige* der auf der Liste stehenden Candidaten, nicht auf *alle*. Die dann übrigbleibenden müssen hinreichend sein, daß daraus eine Wahl getroffen werden könne. Bestände daher die ganze Liste der Candidaten, deren Anzahl nicht bestimmt ist, aus solchen, die dem Fürsten nicht besonders angenehm sind, so würde in solchem Falle dieses Recht nicht als genügend erscheinen, um den Staat sicher zu stellen. Indessen haben dadurch jene Staaten jedenfalls mehr Einfluß in dieser Beziehung erhalten, als die preußische Bulle zugesteht, worin über das Ausstreichen nichts erwähnt wird, obschon daselbst die Mitwirkung des Staats nicht ausgeschlossen ist, vorzüglich in so fern die vorhergehende Genehmigung des Königs verlangt wird.

"Aber selbst dieses scheint in den Niederlanden nicht unbekannt zu sein. Was in Preußen in einem apostolischen Breve ausgesprochen worden ist, ist in den Niederlanden, nur nicht auf officiellem Wege, bekannt worden. Es ist eine Uebereinkunft vorhanden, welche festsetzt, 'daß ein besonderes Breve des Papstes diesen Capiteln vorschreiben soll, den König vor der Ernennung zu fragen, wie derselbe wünsche, daß gewählt werden solle? damit die Capitel dieses Verlangen des Königs beachten möchten.' Da nun hierdurch für die Niederlande dasselbe bestimmt wird, wie für Preußen, und da auch dieselben Ausdrücke sich in dem Breve für Preußen befinden, welche in der zweiten Uebereinkunft mit der Regierung der Niederlande vorkommen, so kann der Fürst sich versichert halten, daß er keine andere, als ihm wohlgefällige, Bischöfe in seinem Reiche erhalten wird. Dadurch gewinnt er den Einfluß, welchen eine weise Staatspolitik in unserm Jahrhunderte *hierbei* als unerläßlich erachtet.

"Ob aber hierdurch die Rechte der Fürsten vollkommen gesichert seien, so lange dem Papste das Recht zusteht, den auf diese Weise, nach dem Wunsche des Königs und durch die Capitel, erwählten Bischof als unpaßlich zu erklären (wie solches früher bei dem erleuchteten und durch den Landesfürsten genehmigten *von Wessenberg* in dem später aufgehobenen Bisthume Constanz Statt fand); ob dadurch keine Ursache zu fortdauernden Streitigkeiten, zu verlängerten Vacanzen der Sitze gegeben wird; ja ob es für unsere Zeiten nicht wünschenswerth wäre, daß solche Zusicherungen des Rechts und des Einflusses des Fürsten eben so gut, wie die der Capitel und des Papstes, nicht sowohl in Breven, welche täglich widerrufen werden können, sondern in die Concordate und Concordatsbullen aufgenommen würden, damit auf diese Weise für unsere jetzigen Zeiten sowohl der Kirche wie dem Staate ihre Stelle angewiesen wäre? — dieses sind Fragen, welche vielleicht von mehreren Seiten widersprechend beantwortet werden dürften. Wir müssen deren Lösung der Staatskunst überlassen, mögen aber uns selbst damit nicht befassen, da wir nur *vergleichen*, nicht *beurtheilen* wollen."

Es würde sehr leicht sein, vom protestantischen Gesichtspunct aus diese Fragen zu beantworten. Aber wir wollen Das nicht thun. Wir wollen unsern Lesern die Ansicht eines *katholischen* Geistlichen, und zwar eines *spanischen* katholischen Geistlichen mittheilen.

Der Mann, dessen Ansicht wir im Auge haben, ist Don Joaquin Lorenzo Villanueva,*) ein eben so gelehrter als energischer Streiter für seine Ueberzeugung und gegen die Anmaaßungen der Curie. Wir freuen uns, die Gelegenheit zu finden, des ehrwürdigen Greisen hier zu erwähnen, dessen persönliche Bekanntschaft wir in London im Jahr 1826 gemacht. Die Stunden, die wir seiner belehrenden Unterhaltung verdanken, werden uns immer unvergeßlich bleiben.

Villanueva hatte sich bei den Cortes von 1820 ausgezeichnet, und ward im Aug. 1822 zum bevollmächtigten Minister bei der Curie ernannt. Der Papst weigerte sich, ihn anzuerkennen, weil eines seiner früheren Werke dem römischen Hofe sehr unerwünscht, und auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt war. Es entspann sich ein ziemlich heftiger Notenwechsel zwischen dem spanischen Cabinet und dem römischen Hofe, in Folge dessen dem Nuncius in Madrid seine Pässe zugeschickt wurden. Bei der Contrerevolution blieb Villanueva seinen Grundsätzen treu; er war genöthigt, mit Zurücklassung seiner Habe, und, was ihm am schmerzlichsten war, des größten Theils einer ansehnlichen Bibliothek, auf englischem Boden Schutz zu suchen.

In seinen Memoiren **) spricht er sich unter Andrem entschieden gegen das Vorrecht des Papstes aus, den erwählten Bischöfen seine Sanction zu ertheilen oder vorzuenthalten. "Es folgt daraus," sagt er, "eins von zwei Uebeln, die beide für Rom gleich erwünscht, und für Spanien

*) Er ist geboren am 10. Aug. 1757 zu Jàtiva, dem alten, von den Phöniciern gegründeten Setabis.

**) Sie sind 1825 in London erschienen, unter dem Titel: Vida literaria de Don J. L. Villanueva, o memoria de sus escritos y de sus opiniones eclesiasticas y politicas, y de algunos sucesos notables de su tiempo. Escrita por el mismo. Zwei Bände 8. Es wäre zu wünschen, daß ein deutscher Theologe sich zu der Bearbeitung eines gedrängten Auszugs entschließen möchte, der bei der Reichhaltigkeit der eingestreuten Erörterun-

gleich nachtheilig sind. Entweder wird diese unglückliche Nation immer nur Bischöfe haben, welche die kanonischen Freiheiten ihrer Kirche, die Grundgesetze und Kronrechte des Staates verschlingen;*) oder ihre Diöcesen werden ohne Hirten bleiben."

Er entwickelt umständlich die Gefahren, denen Spanien zu verschiedenen Zeiten ausgesetzt war, indem es die Bestätigung seiner Bischöfe "der Willkür des Papstes anvertraut, d. h., eines **gemischten**, weltlichen und geistlichen, und, was die Hauptsache ist, eines **fremden** Fürsten."

In die früheren Zeiten zurückgehend, weiset dieser Gelehrte nicht nur die, dem protestantischen Theologen geläufige, Entstehung der jetzigen Gewalt des römischen Bischofs nach, die er ohne alle Umstände als "auf Neuerungen beruhend, und dem Geiste des Evangeliums zuwiderlaufend" darstellt; sondern er erörtert auch mit vieler Belesenheit die früheren Verhältnisse Spaniens zur Curie, nennt die Summen, die für Indulgenzen nach Rom gegangen, ein Handel, den er verweist, und den schon früher spanische Bischöfe mit den stärksten Ausdrücken bezeichnet; er zeigt, wie selbst der "heilige König" Philipp II. das Verdammungsurtheil des Papstes wider einige Bücher umgestoßen; er vertheidigt das königliche Placet, durch welches mehreren Bullen der Eingang in Spanien verwehrt worden; er findet endlich in den Concordaten nur "eine Ausgeburt der angemaaßten Weltherrschaft, die sich, wie schon Vargas bemerkt, den Anschein geben möchte, als schenke sie aus der Fülle ihrer Gnade, was sie nur nicht länger vorenthalten kann."

Wenn man der ergreifenden Wahrheit des vielgesungenen Refrains sich nicht erwehren kann —

"Roma! Roma! Roma! Roma non é più come era prima!" —

so wird ganz andern, und nicht minder wichtigen, Betrachtungen das Wort des Spaniers Raum geben: "**Das Rom von Jetzt ist noch das Rom von Vormals!**"**)

---

gen über das katholische Kirchenrechte sehr interessant sein würde. Namentlich würde der Anhang, bestehend aus **ungedruckten** Documenten zur Geschichte des **tridentinischen Concils** ein äußerst schätzbares Supplement zu allen vorhandenen Sammlungen bilden, auch zu der neuesten von Planck. Wir würden mit Vergnügen zu einem solchen Zweck unser Exemplar anbieten, da es vielleicht schwer halten dürfte, von der nicht starken Auflage noch eins aus London zu erhalten.

*) "*Obispos devoradores de las libertades etc.*" 2. 250.

**) "La Roma de aora es la Roma de entonces." 2. 246.

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien, im Jahr 1828. Von **Joh. Schopenhauer**. Zwei Theile. Leipzig, 1831. Brockhaus. 316 S.; 319 S. 8.

Wir haben noch nicht Zeit gefunden, die beiden Bände der Ordnung nach durchzugehen. Wir ersparen daher den umständlicheren Bericht für unsre nächste Nummer, können uns aber das Vergnügen nicht versagen, schon in der gegenwärtigen unsern Lesern durch einige Auszüge den Beweis zu geben, was sie von dieser neuesten Arbeit einer der beliebtesten deutschen Schriftstellerinnen erwarten dürfen.

Besonders glücklich scheint uns die Verfasserin die Art getroffen zu haben, wie sie der manchmal nicht sehr ansprechenden Gegenwart durch die Erinnerung an eine bedeutendere Vergangenheit ein gewisses **Relief** zu geben weiß. So hat sie uns in eine Scene zurückversetzt, die zwanzig Jahre vor ihrer letzten Anwesenheit in Erfurt, in dem dortigen Theater statt fand — eine Scene, deren man sich nicht ohne Beschämung, aber gewiß auch nicht ohne ein lebhaftes Interesse erinnern konnte: —

"Nahe vor der Bühne waren im Parquet zwei Fauteuils für die beiden Kaiser, und neben diese zu beiden Seiten gewöhnliche Stühle für die Könige und regierenden Fürsten gestellt. Der Raum hinter denselben begann nun sich zu beleben. In Galakleidern mit Orden und Sternen überdeckt, traten berühmte Staatsmänner und Generale, aus fast allen europäischen Ländern, in das Parquet, lauter Männer, deren damals auf allen Zungen schwebende Namen schon jetzt größtentheils der Geschichte anheimgefallen sind. Die von Gold starrenden Uniformen, der nicht zu verhehlende Uebermuth, welcher sowohl in jeder ihrer Bewegungen, als in ihren lebhaften, größtentheils sehr markirten Gesichtszügen sich deutlich aussprach, zeichnete die Franzosen vor den ernsteren prunklosen Deutschen merklich aus. Berthier, Soult, Caulincourt, Savary, Lannes, Duroc und noch viele Andere von gleicher Bedeutsamkeit standen da in dichten Reihen; der Abglanz der Herrlichkeit ihres Kaisers verklärte auf eine ganz eigenthümliche Weise das Gesicht eines jeden unter ihnen, und mitten unter diesen stand Göthe, mit dem vollen Ausdruck unerborgter stiller Hoheit und Würde in den edlen Zügen, und neben ihm Wieland's ehrwürdige Gestalt. Der Großherzog von Weimar, der, ihre Nähe ungern entbehrend, Beide zu sich nach Erfurt geladen, der geistreiche, von seiner Zeit so wenig anerkannte Herzog von Gotha, mehrere deutsche Fürsten und königlichen Häusern nahverwandte Prinzen gesellten sich zu jenen Beiden und bildeten einen Kreis um sie her, wie ihn die Welt sobald nicht wiedersehen wird.

"Draußen wurde die Trommel gerührt; der Kaiser kommt! ging es flüsternd durch die Reihen in dem übervollen Hause. 'Bêtes que vous êtes, que faites vous, ce n'est qu'un roi,' donnerte die zürnende Stimme des commandirenden Officiers, und ein deutscher König trat in's Parquet, noch drei folgten ihm nach und nach, die Könige von Sachsen, von Baiern, von Würtemberg traten still und prunklos herein, der weit später ihnen folgende König von Westphalen überstrahlte sie alle im schimmernden Glanze der reichen Stickerei und der Juwelen. Auch Kaiser Alexander erschien in ernster hoher Majestät; die große Loge dem Theater gegenüber erglänzte im blendendsten Schimmer; in der Mitte derselben thronte die Königin von Westphalen, mit Diamanten übersäet, neben ihr leuchtete wie ein Stern die Großherzogin von Baden, die schöne Stephanie, durch Anmuth und Grazie den blendenden Glanz des reichen Schmuckes bei weitem überstrahlend, den sie trug. Einige zum Besuch gekommene deutsche Fürstinnen saßen jenen Beiden zur Seite, den Hintergrund der Loge füllten die zum Hofstaat gehörenden Damen und Herren. Das geblendete Auge vermochte kaum den von ihr ausgehenden Gold- und Juwelenschimmer zu ertragen.

"Auch Talleyrand zeigte sich jetzt in der dem vordern Theil des Parquets dicht zur Seite angebrachten kleinen Parterreloge, die für ihn eingerichtet worden war, weil seine mißgestalteten Füße ihm nicht erlaubten, lange zu stehen. Kaiser und Könige standen vor der Brüstung derselben, um sich mit dem ganz bequem Dasitzenden zu unterhalten. Alles war versammelt, nur er allein, der alle diese Großen und Hohen hiehergeladen, fehlte noch und ließ lange auf sich warten.

"Endlich wirbelten draußen die Trommeln mit verdoppeltem Getöse, Aller Augen wandten dem Eintritt sich zu, in stiller, fast ängstlicher Erwartung. Die wunderbarste, unbegreiflichste Erscheinung jener wunderbaren, unbegreiflichen Zeit zeigte sich endlich. Schmucklos wie immer, fast zu einfach, in seiner gewöhnlichen Kleidung, wie man in jedem Bilderladen ihn abgebildet sieht, begrüßte Napoleon ziemlich obenhin die anwesenden Monarchen, die so lange auf ihn hatten harren müssen, und nahm zur Rechten des russischen Kaisers seinen Armstuhl ein. Seine kurze, etwas unförmlich gewordene Figur contrastirte auffallend mit Kaiser Alexanders hoher, männlichschöner Heldengestalt. Auch dieses Götterbild ist nun dahin.

"Die vier Könige vertheilten sich auf ihren nicht sehr bequem scheinenden Stühlen ohne Sei-

tenlehne; und das Schauspiel begann. Doch vergebens bot Talma alle seine Kunst auf, Jokaste-Raucourt, deren Schönheit und Talent schon vor 50 Jahren den Baron Grimm in Paris entzückte, jammerte vergebens über das gröbliche Unheil, das ihre 'foibles appas' angestiftet, wir hatten nur Augen und Sinn für das Parquet dicht vor uns. Die Gensdarmen an unsrer Logenthüre gaben sich indessen alle Mühe, unserer vernachlässigten Erziehung nachzuhelfen und uns während der Zwischenacte zu einem schicklichen Betragen in Gegenwart des Herrn der Welt anzuhalten; 'a bas la lorgnette, l'empereur ne le vaut pas!' rief einer von ihnen, über alle hinter uns sitzende Damen sich hinbeugend, uns zu: 'tenez vous droite, n'allongez pas le cou, l'empereur n'aime pas cela!' rief ein anderer. Es war viel, aber wir nahmen uns ein Beispiel an den Königen und Fürsten dicht vor uns und ertrugen geduldig die französische Impertinenz, weil wir eben den Augenblick es nicht abändern konnten.

"Gleich bei der Exposition der vielleicht hundertmal von ihm gesehenen Tragödie hatte Napoleon sich indessen in seinem Lehnstuhl recht bequem zurückgelehnt und war fest eingeschlafen. Daß dieses zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht von seinem bloßen Wollen abhing, ist bekannt; Augenzeugen versichern, daß er selbst mitten in einer entscheidenden Schlacht sich vorsätzlich auf eine oder ein Paar Stunden dem Schlaf ergab, um neue Kräfte zu sammeln, und immer zu der von ihm im voraus dazu bestimmten Zeit von selbst wiedererwachte. Heute aber hatte er beim Exercieren seiner Truppen sich viele Stunden lang im freien Felde ermüdet.

"Den Furchtbaren, Gewaltigen so aufgelöst im sanftesten Schlummer, so ganz aller seiner, das Glück oder Unheil einer halben Welt bestimmenden Pläne vergessend zu sehen, machte auf uns einen ganz eignen ergreifenden Eindruck. Wir konnten nicht aufhören ihn mit scheuer Bewunderung zu betrachten; denn es liegt nun einmal in der menschlichen Natur, bei ausgezeichneten Menschen gerade durch das Allernatürlichste, wodurch sie Andern sich völlig gleichstellen, sich in Erstaunen versetzen zu lassen, als wäre dergleichen etwas ganz undenkbar Unerwartetes. Die dunkle Uniform des auf der andern Seite neben ihm sitzenden Kaisers von Rußland erhob auffallend Napoleons antik-schönes Profil, indem sie demselben zum Hintergrunde diente. Das tiefe, düsterglühende Auge war von den Augenliedern dicht verschleiert, die schmalen Lippen noch fester als gewöhnlich geschlossen; er lag augenscheinlich so harmlos, so wehrlos da, wie jeder andere Schlafende; und in solcher Umgebung!"

In Brüssel schildert uns die Verfasserin den Eindruck der Arembergischen Sammlungen, der durch das eigenthümlich trübe Geschick des vorigen Besitzers erhöht wird: —

"Ich habe viele Paläste der Könige und der Großen gesehen, bin geblendet von Pracht und Glanz durch die weiten Säle gegangen, habe bewundernd, entzückt in ihren weiten langen Gallerien vor den Meisterwerken der Kunst gestanden; aber keines dieser Prachtgebäude hat gleich beim Eintritt einen so rein harmonischen erfreulichen Eindruck auf mich gemacht, als dieses fürstliche Haus, denn einen Palast kann man es nicht nennen. Indem man die Schwelle desselben überschreitet, glaubt man ein Asyl der Kunst und Wissenschaft und alles Schönen zu betreten.

"Gleich unten in der Hausflur, so darf man den Eingang wohl nennen, denn diese Fürstenwohnung ist wirklich nur ein schönes geräumiges Haus; gleich unten sieht man den weiten Raum mit vorzüglichen Gypsabgüssen antiker Statuen geschmückt, unter denen auch der berühmte Eber sich befindet. Das eiserne Geländer der sehr breiten steinernen Treppe ist zur Aufnahme von Blumenvasen verschiedener Größe eingerichtet. Während der Anwesenheit des Herzogs wird es von oben bis unten mit duftenden und blühenden Gewächsen, Orangenbäumen und allem Reichthum der Treibhäuser besetzt, und die weiten Räume werden im Winter geheizt. An der andern Seite der Treppe, längs der Wand, sind auf Consolen eine Reihe Marmorbüsten, größtentheils Antiken von seltnem Kunstwerth, aufgestellt, bei denen wir nur flüchtig vorübereilen konnten.

"Die mehr durch ihren Kunstwerth als durch die Anzahl der Gemälde sich auszeichnende Bildersammlung schmückt einige nicht große Zimmer, denen man es ansieht, daß sie nicht bloß zum Prunk dienen, sondern von ihrem Eigner bewohnt werden. Das von einem guten neueren Meister sehr brav gemalte Portrait des letztverstorbenen Herzogs erweckt ein ganz besonderes Interesse. Mit unendlicher Kunstliebe hatte dieser Fürst den größten Theil des vielen Herrlichen und Schönen, das hier versammelt ist, zusammengebracht, hatte weder Zeit noch Kosten dabei gespart, seine Reisen in Italien und anderen Ländern hauptsächlich zu diesem Zwecke benutzt und fand, umgeben von diesen Meisterwerken, in ihrem Anschauen das Glück seines Lebens, als in der Mitte seines kräftig blühenden männlichen Alters ein unglücklicher Schuß auf der Jagd ihn hoffnungslos des Gesichtes beraubte. Doch dieser schmerzliche Verlust vermochte weder seiner Freude an seinen Kunstwerken noch der inneren Heiterkeit seines Gemüthes Abbruch zu thun; täglich ließ er von einem seiner Lieblingsbilder zum andern sich führen, verweilte, in seinem Lehnstuhl sitzend, oft stundenlang mit dem Ausdruck des gewohnten Genusses vor denselben, sprach mit ihn besuchenden Kunstfreunden über die Gemälde, in die kleinsten Details eingehend, auf eine Weise, die es unmöglich machte, sein Unglück zu errathen. Er sah mit den Augen seines Geistes, was sein körperlich erloschenes Auge nicht mehr zu sehen vermochte. So ist er denn auch von geschickter Künstlerhand hier abgebildet, in seinem Lehnstuhle sitzend, wie ihn seine Freunde sahen; ein noch kräftiger wohlgebildeter Mann, mit dem Ausdruck stiller Zufriedenheit in allen seinen Zügen. Die nicht verhüllten umdunkelten Augen blicken glanzlos vor sich hin, die ganze Stellung deutet ihr Erblinden an, aber auf durchaus nicht verletzende Weise. Es ist ein schönes Portrait, vor dem man ohne tiefe Rührung nicht verweilen kann."

Auch hier wird durch eine historische Erinnerung der Eindruck vollendet: —

"Daß dieses Haus einst die Wohnung Egmont's war, daß der Held von hier aus dem Untergange entgegenging, gab ihm für uns ein eignes tief ergreifendes Interesse. Zwar wird gewöhnlich ein anderes Gebäude als Egmont's Wohnung dem Fremden bezeichnet, und die jetzigen Besitzer des Hauses Aremberg wollen aus Rücksichten für ihre zur Zeit jener Unthat lebenden Vorfahren, oder aus anderen Gründen, dieser Angabe wenigstens nicht widersprechen; aber alte unwiderlegbare Beweise verbürgen, daß jener edle Geist zwischen diesen Wänden einst waltete, sich freute, sich betrübte und endlich von ihnen aus dem Schafotte zuging, das ihm zur Ehrensäule ward. Von Dem, was es zu seiner Zeit gewesen, mag außer den Grundmauern wenig oder gar nichts übrig geblieben sein; ich suchte aus den Fenstern einen Gegenstand zu erblicken, auf dem auch Egmont's Auge geruht haben konnte; Alles, was ich sah, schien einer weit neueren Zeit anzugehören, außer dem die ganze Stadt überragenden Thurm des Rathhauses, mit dem kolossalen goldnen Standbilde auf der Spitze, das vielleicht seinen letzten zum Himmel gewendeten Blick auffing, ehe er blutend niedersank."

Wir haben nur noch Raum für einen Schwank, der sich des für einen Schwank ehrwürdigen Alters von hundert Jahren rühmen kann, übrigens den noch immer lebendigen Hang der Kölner zur gutmüthigen Mystification in das heiterste Licht stellt: —

"Gegen das Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts lebte in Köln ein Domherr, ein heitrer, freundlicher, allgeachteter Mann, der, ohne die Armen dabei zu vergessen, sein reiches Einkommen auf das Allergastfreiste mit seinen Freunden theilte; denn damals waren den geistlichen Herren die Flügel noch nicht so

beschnitten wie in unsern Tagen. Alle, die ihn kannten, befanden sich gern in seiner Nähe, denn er galt allgemein für einen ebenso witzigen als unterrichteten und gutmüthigen Gesellschafter. Nur eine einzige üble Angewohnheit, durch die er, besonders seinen näheren Freunden, oft über die Gebühr lästig wurde, verdunkelte seine übrigen guten Eigenschaften; er sprach gar zu gern, zu oft und zu lange von frühern vornehmen Bekanntschaften, von Reichsgrafen, Fürsten sogar, mit denen er in ganz vertrauten Verhältnissen gelebt haben wollte. Es war ein Thema, über welches auf das Weitschweifigste sich zu verbreiten er nie aufhören konnte, wenn er einmal darauf gekommen war, und dieses geschah leider nur zu oft für seine, durch diese ewige Wiederholung des oft Gehörten auf das Höchste gelangweilten Freunde.

"Vor Allem pflegte er oft des Baron von Neuhof*) und der zwischen ihm und diesem berühmten Manne, der damals die Augen von ganz Europa auf sich zog, bestehenden Jugendfreundschaft zu erwähnen, nicht minder der lustigen Streiche, die Beide mit einander ausgeführt, als sie noch im Jesuitergymnasium, erst in Münster und später in Köln zusammen studirten; als nun vollends um das Jahr 1736 Baron Neuhof unter dem Namen Theodor zum Könige von Corsica erwählt wurde, war mit dem guten Domherrn gar kein Auskommen mehr.

"König Theodor war von nun an sein einziger Gedanke, er sprach fast von nichts Anderm mehr; seine Freunde wollten vor Langeweile darüber verzweifeln, aber ärger noch wurde es, als im nächstfolgenden Jahre der neue König eine Reise antrat, die nach Holland ihn brachte.

"Daß der königliche Freund seines Jugendgenossen sich noch mit alter Wärme erinnere, daran ließ der Domherr keinen Zweifel weder in sich noch Andern aufkommen; aber ob er jetzt, da er ihm so nahe sei, nicht auf den Gedanken kommen würde, ihn zu besuchen, und ob es von Seiten des Domherrn nicht schicklich, ja sogar gewissermaaßen Pflicht wäre, Se. Majestät durch eine förmliche Einladung zu diesem Besuche zu bewegen: das waren Fragen, mit deren Entscheidung die Freunde täglich von neuem geplagt wurden, ohne dieselbe endlich bewirken zu können.

"Ein sehr huldvoller Brief des Königs Theodor, der mit der Post von Amsterdam an den Domherrn anlangte, machte endlich den Zweifeln desselben ein Ende und verwandelte sie in fröhlichen Jubel; der königliche Freund meldete wirklich zum Besuche bei ihm sich an, ohne indessen gleich vor der Hand den Tag seiner Ankunft bestimmen zu können. Alle Freunde wurden auf der Stelle herbeigerufen, um diese große Nachricht ihnen mitzutheilen und zugleich ihren Rath bei den zum Empfange eines so hohen Gastes zu treffenden Anstalten in Anspruch zu nehmen.

"Auf der ganzen Welt gab es in diesen Tagen kein geschäftigeres, aber auch kein glücklicheres Wesen als den Domherrn. Die Besuchzimmer seines Hauses wurden in möglichster Eile auf das kostbarste meublirt; die Bedienten erhielten neue Staatslivreen; ein ganzes Heer von Köchen wurde in Beschlag genommen; die köstlichsten Weine, die ausgesuchtesten Seltenheiten für die Tafel wurden aus der Nähe und Ferne durch Eilboten herbeigeschafft. Der gute Domherr kam vor freudiger Geschäftigkeit vom Morgen bis zum Abend nicht zu sich selbst.

"Ein zweiter Brief seines königlichen Freundes, der den Tag der Ankunft desselben ihm mit Gewißheit bestimmte, versetzte ihn vollends in einen wahren Taumel des Entzückens und verdoppelte seinen Eifer, Alles auf das Herrlichste vorzubereiten. Es war, als ob er keinen andern Gedanken mehr fassen könne, und es kostete ihm wirklich einige Mühe, für einen seiner ältesten und treusten Freunde sich auf eine halbe Stunde von seiner frohen Geschäftigkeit loszureißen, um diesem seine dringende Bitte um eine Unterredung unter vier Augen zu gewähren.

"'Mach' es nur kurz,' rief er ihm zu, 'und sieh' nur nicht so trübselig aus, kann ich etwas für Dich thun, so sage es ohne Umschweife gerade heraus, Du kennst mich ja, und ich habe noch tausenderlei zu thun; denn wenn ich nicht selbst bei Allem bin, geht doch Alles die Quere.'

"Zögernd, stotternd, mit allen Zeichen der drückendsten Verlegenheit brachte jetzt der Freund ein Bekenntniß hervor, daß den Domherrn wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft treffen mußte. König Theodor dachte mit keinem Gedanken daran, den erwarteten Besuch bei seinem Jugendfreunde abzulegen; die Briefe, welche dieser von ihm erhalten, waren erdichtet; ein Anderer, ein Fremder, sollte bei dem Feste die Rolle des erwarteten Königs spielen; das Ganze war ein von des Domherrn Freunden ersonnenes Complott, theils, um ihn wo möglich von der einzigen Schwäche zu heilen, die seinen sonst liebenswürdigen Charakter entstellte.

"'Ich selbst gehöre unter die gegen Dich Verschwornen,' sprach der Reuevolle; 'die komische Seite des mir vorgelegten Planes hat mich anfangs verlockt, doch nun, da er zu Ausführung kommen soll, sinkt mir der Muth. Meine treue Liebe zu Dir zwingt mich, Dich vor den muthwilligen Planen unsrer gemeinschaftlichen Freunde zu warnen, so lange es noch Zeit ist, die völlige Ausführung derselben zu verhindern.'

"Des Domherrn Stirne hatte bei diesem Bekenntniß seines Freundes sich anfänglich freilich etwas umdüstert; ohne eine Sylbe darauf zu erwiedern, ging er einige Mal sinnend und in sich gekehrt im Zimmer auf und ab, dann aber wandte er plötzlich, völlig erheitert, sich dem Freunde wieder zu, der ihn mit unverhehltem Erstaunen betrachtete. Der Domherr suchte auf die freundlichste Weise ihn zuerst über die Folgen seines Bekenntnisses zu beruhigen, beschwor ihn dann, zu schweigen, ruhig zu sein und ihn nur gewähren zu lassen, vor allen Dingen aber bei der Ankunft des Königs und dem diesem zu gebenden Feste unter keinerlei Art von Vorwande zu fehlen.

"Der außer aller Fassung gebrachte Freund wußte gar nicht, woran er eigentlich sei. Hatte der Domherr ihm Glauben geschenkt oder nicht? Leider schien ihm letzteres der Fall zu sein, denn die Anstalten zum Empfange des königlichen Besuches wurden jetzt noch eifriger betrieben als zuvor; Eilboten wurden auf geheimnißvolle Weise abgesendet, Kisten und Kasten kamen an, von deren Inhalt Niemand etwas erfuhr; je mehr der Tag des Festes sich näherte, je fröhlicher zeigte sich der Domherr. Der Gedanke, den königlichen Jugendfreund in seinem Hause zu empfangen, schien bei ihm zur fixen Idee geworden zu sein, und der um ihn immer besorgter werdende Freund fing an, von diesem allzukecken Scherz die traurigsten Folgen für künftige Geistes- und Gemüthsstimmung des braven Mannes zu befürchten.

"Der lange erwartete Tag kam herbei, schon von frühem Morgen an prangte das Haus im festlichsten Glanze; der Domherr war überall gegenwärtig und überschaute seine wohlgelungenen Anstalten mit triumphirenden Blicken. Festlich gekleidet versammelte er seine nicht weniger geschmückten Freunde um sich her, um in seinem besten Putzzimmer die Ankunft des Königs in ihrer Gesellschaft abzuwarten. Um die Mittagsstunde fuhr der Reisewagen vor, König Theodor, mit dem von ihm selbst gestifteten Orden der Erlösung geschmückt, stieg in Begleitung zweier seiner, ebenfalls mit Band und Stern prunkenden Kammerherren, aus demselben heraus, wurde unten an der Treppe mit aller seinem hohen Range gebührenden Ehrfurcht von dem Herrn des Hauses empfangen und dann in den Saal zu der in ganz eigener Spannung seiner harrenden Gesellschaft eingeführt.

*) Wenn vielleicht Einzelnen unsrer Leser die Schicksale dieses merkwürdigen Abenteurers nicht gegenwärtig sein sollten, so können sie nicht besser thun, als sein Leben im ersten Band der "Biographischen Denkmale von Varnhagen v. Ense" nachzulesen — eine der anziehendsten Biographieen, die wir gelesen zu haben uns erinnern. Red.

Die ersten Begrüßungsformeln waren kaum vorüber, als auf einen Wink des Domherrn die Flügelthüren des Speisesaals sich öffneten; die Majestät wurde an den ihr gebührenden Ehrenplatz begleitet; auf ihr huldreiches Verlangen mußte der Jugendfreund, der erst Miene machte, sie bei der Tafel selbst bedienen zu wollen, sich neben ihr setzen; die übrigen Gäste ordneten selbst nach Rang und Alter sich um die überreich besetzte Tafel her, die, auf die lockendste Weise zubereitet, dem Auge Alles bot, was Luft, Erde und Meer Auserlesenes für die Befriedigung des erprobtesten Feinschmeckers darbringen können. Diese überreiche Pracht hatten die Gäste dennoch nicht erwartet; lüsterne Blicke schweiften bewundernd durch die langen Reihen der auf das zierlichste aufgeputzten Schüsseln und über den großen, mit den seltensten und köstlichsten Früchten ferner Zonen prangenden Tafelaufsatz in der Mitte des Tisches, die nur mit unendlichem Aufwande aus den Treibhäusern benachbarter Städte herbeigeschafft sein konnten. Heimliches schadenfrohes Lächeln zuckte über die Gesichter der Gäste, nur einer derselben saß trübe und in sich gekehrt da; der Hausherr aber überschaute zufrieden lächelnd die Tafel und seine Gäste mit einem ganz eignen vielsagenden Blick, dann erhob er sich wieder von seinem Platz neben dem Könige mit einer um geneigtes Gehör bittenden Bewegung. Alle wandten mit gebührender Aufmerksamkeit sich ihm zu, heimlich wünschend, daß die Anrede an den König, die sie von ihm zu vernehmen erwarteten, nicht so lang ausfallen möge, daß die Speisen darüber in Gefahr geriethen zu erkalten.

"'Geehrte Herren und Freunde,' sprach der Domherr ernst, aber nicht unfreundlich, würdevoll in Haltung und Ton: 'geehrte Herren und Freunde, Ihr habt für gut gefunden, mich an dem heutigen Tage durch die Gegenwart eines Scheinkönigs überraschen zu wollen; und ich, weit davon entfernt, diesen Einfall Euch zu mißdeuten, habe meinerseits mich ebenfalls bemüht, in den Sinn desselben einzugehen und die Majestät auf die ihr angemessenste Weise zu bewirthen. Sowie der König mir zu Seite, so ist auch Alles, was Ihr auf der Tafel vor Euch erblickt, eitler gehaltloser Schein, dem das Wesen fehlt; der blinkende Wein gefärbtes Wasser, die köstlichsten Früchte gemaltes Wachs, die Gerichte ungenießbare hohle Schauessen, wer Lust dazu hat, mag sich davon selbst überzeugen; ich hoffe, Ihr werdet mir Euren Beifall nicht versagen und eingestehen, daß ich den rechten Weg eingeschlagen habe, um einen so hohen Gast nach Würden aufzunehmen.

"Der Domherr schwieg, alle Anwesenden ebenfalls, kein Laut wurde hörbar, der König sah aus, als wünsche er sich hundert Meilen weit davon, keiner der übrigen Gäste wagte zu reden, in tödtlicher Verlegenheit saßen Alle wie festgebannt und mochten nur heimliche Blicke miteinander wechseln. Der Domherr, um sie aus dieser peinlichen Lage zu erlösen, gab endlich selbst das Zeichen zum Aufstehen von der Tafel, das von Allen mit ängstlicher Eile befolgt wurde. Jeder suchte seinen Hut, um sich eilends zu entfernen; aber der Hausherr wußte dieses zu verhindern.

"Herzlich lachend stellte er sich in die Thüre: 'Nein, meine werthen Freunde,' rief er mit voller fröhlicher Stimme, 'so war es nicht gemeint! Kein von mir geladener Gast darf auf diese Weise mein Haus verlassen, der hohle Scherz ist vorüber, die substanziellere Wirklichkeit führe der Vergessenheit ihn zu.'

"Die Thüre eines zweiten Speisesaals öffnete sich, aus welchem von einer, der ersten ganz ähnlichen Tafel alle Genüsse, deren Scheinbild sie dort getäuscht, den Gästen aufs köstlichste entgegendufteten und dampften. Auf das Freundlichste dazu eingeladen, nahmen Alle, auch der König und sein Gefolge an derselben ihre Plätze wieder ein. Die Gläser erklangen dem heitern Wirthe zu Ehren, die beruhigten Gemüther erlangten ihr gewohntes Gleichgewicht wieder, und das unter mancherlei wunderlichen Andeutungen begonnene Fest endete erst in der Nacht auf die fröhlichste Weise.

"'Hab' ich es recht gemacht?' fragte leise der Domherr seinen treuen Warner beim Abschiede. 'Ich habe Dich nicht verrathen und werde es auch nicht, aber schweige auch Du, wenn Du mich wirklich liebst,' setzte er hinzu."

Für unsre nächste Nummer versprechen wir unsern Lesern ein bedeutenderes Bild aus derselben Stadt — das Bild einer höchst interessanten und achtungswerthen Persönlichkeit, das die Verfasserin mit Liebe ausgeführt hat.

Die Hamburgische Kunstausstellung.

Erster Bericht.

Von einem Laien für Laien. *)

Von **Ernst Fries**, dessen Arbeiten bei der vorigen Ausstellung so allgemein bewundert wurden, finden wir fünf Landschaften; die italiänische (113) mit der Betcapelle, und die Brücke bei Tivoli, mit den Cascaden und der Sirenengrotte (112) zeichnen sich besonders aus. Hier sind die gepriesenen kühlen Schatten des alten Tibur; von oben schaut auf die Cascade der Sibyllentempel herab. In der Nebellandschaft (115) stiehlt sich doch ein lieblicher Sonnenstrahl aus dem herbstlichen Gewölk, über das Grüne hin. **Faber** giebt fünf Bilder; darunter Virgil's Grabmal auf dem Posilippo, mit der Ansicht des Castel S. Elmo (97). Auf diesen Höhen, sagt der aus dem Griechischen verderbte Name, **schwindet** aller **Gram**. Die Urne und die Säulen, die noch 1560 vorhanden gewesen sein sollen, sind nicht mehr zu sehen. Aber die Lorbeeren, die der Sage nach, von selbst aufgesproßt, und nicht zu vertilgen sind, umgeben noch den Eingang der seltsamen Höhle.

"Sur l'urne de Virgile un immortel laurier
De l'outrage des tems seul a su se defendre,
Toujours verd et toujours entier" —

so sang die Markgräfin von Baireuth, und schickte mit den Versen einen Zweig dieser Lorbeeren an ihren Bruder, den großen Friedrich. — Ferner: der Spiegel der Diana zu Nemi (96); es hätte des alten Priesters nicht bedurft, um uns zu bedeuten, daß die Gegend des Ansehens werth ist. Von **Schelfhout**, der das letzte Mal das große Seestück geliefert, ist eine Landschaft vorhanden (333). Ueberhaupt begegnen wir dießmal häufiger holländischen Namen.

Ender, von der letzten Ausstellung her ebenfalls vortheilhaft bekannt, hat wiederum Mehreres gegeben; Einiges (92, 93) scheint durch Einfärbigkeit ermüdend. Von **C. Heß** empfehlen sich ein paar Stücke (178, 180) besonders letzteres durch Composition und Ausführung. Der Golf von Salerno (389) von Thöming interessirt durch die bewegte See; rechts steigt der Felsen mit dem Kloster San Francesco auf. Das Cascatellenthal (271) von **Merly** hörten wir "wegen der Composition" loben; die Natur mag sich das Lob gefallen lassen, die es mit den Umgebungen von Tivoli so gut gemeint hat: der kleinen Gruppe, die der Künstler dazu "componirt" und sie an den rechten Fleck gestellt hat, hat sie sich wenigstens nicht zu schämen. Die Cascatella ist von der großen Cascade, die Fries dargestellt hat, zu unterscheiden: man sieht auch, daß die Umgegend, von dem Standpunct aus manchfaltiger, freier und freundlicher erscheint. Das Bild scheint uns bei längerer Betrachtung mehr und mehr zu gewinnen.

Ueber den italiänischen sind die deutschen Naturscenen nicht vergessen worden. Von Elbgegenden ließe sich ein eigner kleiner Katalog ausfertigen. Auch **Faber** hat eine geliefert — die Aussicht

---

*) Von den Kunstkritiken, die ohne Zweifel von Kennern für andre Journale vorbereitet werden, versprechen wir uns viele Belehrung. In der mittleren Weile, und bis anderwärts das schwere Geschütz aufgepflanzt sein wird, werden vielleicht auch diese flüchtigen Bemerkungen, die bald den Gegenstand einzelner Bilder betreffen, bald einen (individuellen) Eindruck andeuten, einige Duldung in Anspruch nehmen dürfen.

von Rainville's. Helgoland ist mehrfach dargestellt; von Bendixen zweimal, das eine Mal in sehr guter Gesellschaft; die Naturforscher vertrauen sich (nicht sämtlich mit dem frohesten Muth, wie es scheinen will) dem Element wieder an. Auch Vollmer zeigt uns in zwei Ansichten die aufstrebenden Felsenmassen der Insel; wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir die im Vordergrund am Strand geschäftigen Personen für keine Naturforscher halten.

Hasenpflug's deutsche Stadt aus dem 14. Jahrhundert (160; Composition) nimmt sich in der Abendbeleuchtung ganz gut aus. Der Professor Borsati aus Venedig hat eine Ansicht seiner Vaterstadt mit schönem perspectivischen Effect geliefert. A propos von Städten muß man aber nicht versäumen den Fischmarkt von Utrecht (396) in Augenschein zu nehmen. Es ist der Mühe werth die Scheiben zu zählen; Verheyen hat es auch gethan; wie wäre sonst Alles, auch das Geringste, von dem Kleinkünstler*) so meisterhaft ausgeführt.

Demselben Ruhm des Kleinkünstlers, dessen Erreichung für eine große Kunst gelten mag, scheint Schröter nachgestrebt zu haben, der den Topfflechter (350) und seine Umgebungen componirt, und dabei in Töpfen, Krügen, Henkelgläsern, und manchfachen auf dem Tisch zusammengehäuften Utensilien excellirt hat. Daß sein Alter (351), der in der Postille lieset, nicht noch eine andere Jacke im Besitz hat, werden wir nimmermehr glauben; er hat die bunt und seltsam ausgeflickte zu keinem andern Zweck angelegt, als um sich darin malen zu lassen. Der Kesselflicker (304) von Pistorius ist in ähnlicher Manier; —

... "schön der Erfindung Pracht
Auf die Kessel verstreut: schöner ein froh Gesicht.
Das des blanken Geschirres
Schönen Gedanken noch einmal denkt."

Ungleich mehr Verdienst scheint uns Weller's Laube (414) von Terracina zu haben; im Einzelnen ein allerliebstes Bild, das den heitersten Eindruck giebt, voll Leben, und Bewegung. Agricola's Zeitungsleser (27) und Reichenbach's Quacksalber (314) stehen nicht uneben neben einander; ersterer ist besser charakterisirt, auch besser als der Postillenleser. Engelhard's Nürnberger Handwerker (95) und die Politiker in der Schenke (118) von Fues sind gut gruppirt; etwas manierirt der schwäbische Bauerntanz (117) des Letzteren; etwas unangenehm seine Zigeunerin (119). Das Mädchen im Thorweg (127) von Geraerd wird es sich schwerlich zu großer Ehre anrechnen, daß sie von dem Vorübergehenden angesprochen wird. Auf Schröder's Kirchweihfest (348) wird tapfer getanzt; "und", bemerkte ein Zuschauer, "das Tanzen giebt vielen Staub, davon ist das Bild etwas grau geworden;" aber das stört nicht im geringsten die Freude. Klein's schöne Pferde und Maulthiere (229, 230) wird Niemand übersehen. Schade, daß die beiden Bilder getrennt werden sollen. — Ein originelles (ob ein wahres?) Licht ist den Schiffern von Rügen geworden, (349) von A. Schrödter; Haltung und Costüme würden übrigens auf ein südlicheres Klima schließen lassen. — Die drei Kriegsleute (25) die vom Brand von Moskau beleuchtet werden, und durch ihre Reflexionen den Brand wiederum zu beleuchten scheinen, von Adam, sind gut charakterisirt. — Unter den widerlichen Scenen, die hie und da mit wenigem Geschmack gewählt worden, ist uns der Angriff auf die Banditen (390) aufgefallen. — An Tyrolerscenen ist kein Mangel; leider ist das Thema etwas abgegriffen, und schwerlich wird eins der vorliegenden Bilder ein neues Interesse dafür wecken. Am besten gefällt uns noch das Wirthshaus (311) von Lorenz Quaglio. —

Unter der großen Anzahl von Portraits machen wir dießmal nur auf zwei aufmerksam, die schon durch den Gegenstand interessiren — Thorwaldsen von Suhrlandt (384), gemalt im Jahr 1812; und Immermann von Schadow (332).

Und die Historie? Die Profanhistorie tritt mit minder hohen Ansprüchen auf, und befriedigt im Durchschnitt mehr, als die heilige. Von den beiden Kerkerscenen von Bendixen spricht Effie Deans (41) im Kerker von Edinburgh am meisten an; der Advocat ist wohl nicht ohne Absicht in etwas zur Caricatur geworden, allerdings aber zur äußerst charakteristischen Caricatur; auch ist Effie zu verwirrt, zu sehr niedergedrückt von Angst, Zweifel und Sorge, um sich daran zu kehren, welche Persönlichkeit ihr gegenübersitzt. — Es ist uns besonders angenehm gewesen, aus dem Katalog zu ersehen, daß die Figur in den weiten Hallen (269) die Agnes Bernauerin vorstellt; der Maler scheint sich Martin's Verhältnisse aneignen zu wollen, aber ohne Martin's Beleuchtung. — Weder Hamlet und Horatio (145), noch Klärchen (320) und Gretchen (321) scheinen sich mit den Dichtern befreundet zu haben, denen sie huldigen sollen.

Förster's befreite Hellas (106) ist eine rüstige Person; der Maler hat wohl eine Stelle im Terenz im Sinn gehabt: —

"Haud similis virgo est virginum nostrarum, quas matres student
Demissis humeris esse, vincto pectore, ut graciles sient.
Si qua est habitior paullo, pugilem esse ajunt .."

Dem bairischen Parnaß gehört das Urtheil des Paris (164) und eine Venus nebst Amor an (265).

Den Uebergang vom Classischen zum Heiligen möchte am schicklichsten Rafaël vermitteln — nur nicht der Rafaël, den uns F. und J. Riepenhausen darstellen, ein unidealischer Patron, bis auf die plumpen Schuhe herab (323, 324).

Die Predigt (128) im Schiffe, am See Genezareth, von Glinck, hat gelungene, ansprechende Gruppen; aber die Hauptfigur ist doch viel zu unbedeutend. — Die Mutter des vom Tode erweckten Samuel (130) hat eine ganz bewunderuswürdige lächelnde Fassung. — Vieler Herzen wird ein schön gemaltes Stück Atlas gewinnen, am Gewand einer etwas pretiösen Cäcilia (240) von Krigar. — Der alte Jacob mit dem blutigen Gewand, (238) von Koopmann, von dem wir so manches Schöne und zart Aufgefaßte gesehen haben, ist uns doch zu blutig. — Der junge Tobias (277) ist offenbar der Meinung, es wäre großer Schade, wenn er vom Fisch aufgefressen, und somit dem sichtbaren Kunstgebiet entrückt würde; der junge Tobias kann sich irren. — Zwei lange und breite Bilder von Petter: auf dem einen stirbt man, auf dem andern wird man wieder lebendig: auf beiden (285, 286) wie schön und sorgfältig man auch gemalt sein mag, ist man etwas starr, etwas unschön.

*) Vielleicht wird es erlaubt sein, bei dieser Gelegenheit an eine Eintheilung zu erinnern, die Goethe in den Briefen des Sammlers (Werke 38, 128 ff.) angedeutet hat, und deren Anwendung auf eine Sammlung nicht verfehlen könnte, interessante Vergleichungspuncte darzubieten. Es werden sechs einseitige Richtungen angegeben, von denen je zwei als Extreme sich gegenüberstehen: der Nachahmer wird dem Imaginanten, der Charakteristiker dem Undulisten, der Kleinkünstler dem Skizzisten entgegengesetzt. Das Rechte liegt, als reiner Kunstgewinn, in der Mitte zwischen den Extremen; oder, wenn man will, es stehe über denselben. So mag die ängstliche Treue des Copisten, und das ungebundene Spiel der Einbildungskraft der Kunstwahrheit weichen: das strenge, nicht selten pedantische Markiren einer Individualität, wie das haltungslose "Nebeln und Schwebeln" soll der Anschauung, der Darstellung des Schönen zum Opfer gebracht werden: die Aemsigkeit des Kleinkünstlers aber und die hingeworfenen Ideen des Skizzisten einem freieren, aber bewußten Streben nach Vollendung Raum geben.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

40. Hamburg. Montag, den 4. April. **1831.**

Inhalt.

Deutschlands Vergangenheit und Zukunft. Ein Wort der Zeit, des Friedens und der Einigung an die Regierungen und an die Nation. Von Dr. Ernst Münch. Zweite verbesserte, und mit einem neuen Sendschreiben vermehrte Auflage. Haag, Hartmann. 1831. 120 S. 8.

Der rücksichtslose Freimuth, mit welchem der Verf. auftritt, wird nur die Engherzigen schrecken, und nur die Schuldbewußten verwunden. Wohl ist die Stunde da, wo man offen und unumwunden reden muß, wenn man es ernst und redlich meint; und selbst der schlimmste Verdacht wird immer Denjenigen treffen, der sich scheut (eine Scheu die sich niemals verläugnet) seinen ganzen Gedanken auszusprechen. Die Regierungen selbst haben diesem Grundsatz wenigstens ihre stillschweigende Anerkennung gegeben. Sie haben sie dadurch gegeben, daß Schriften, wie die vorliegende, frei und ungehindert in den deutschen Bundesstaaten von Hand zu Hand gehen. Und nicht nur dem Verf., sondern jedem Freunde der gesetzlichen Freiheit muß es zur Genugthuung gereichen, daß er versichern darf, "die freie und kühne Sprache der Wahrheit, die er darin geführt, habe selbst in höheren Kreisen nicht nur keinen Anstoß, sondern selbst Billigung und Beifall gefunden." Einer kommenden Zeit aber mag es vorbehalten bleiben, über die Freude zu lächeln, mit welchen wir jetzt jeden Fortschritt der freien Rede im deutschen Bunde auszeichnen. Mag man sich dann erinnern, daß das Elend und der Zwang, den eine begünstigtere Periode nur aus den Blättern einer vergangenen Zeit kennen wird, daß dieser Zwang wenigstens nicht ohne das Widerstreben der Redlichen getragen worden, und daß die ersten Spuren seines Verschwindens mit jener einstimmigen Freude der Besseren begrüßt worden sind, die auch den kräftigeren Geistern des Alterthums nicht fremd war, wenn sie das Glück — das seltne Glück der Zeiten priesen, "da man denken mag wie man will, und reden wie man denkt!"

Ein Publicist, der sich anschickt, die Gebrechen der bestehenden Einrichtungen aufzudecken, und verjährte Mißbräuche zu verfolgen, muß sich klar bewußt sein, daß er seine Mission nur dann überschreiten würde, wenn er nicht an die ruhige Prüfung der Besonnenen seine Rede wenden, sondern sie auf die leicht zu reizende und schwer zu zügelnde Leidenschaft der Menge berechnen wollte. Die Wahrheit läßt sich auf einfache und harmlose Weise sagen — harmlos wenigstens in dem Sinn, daß sie nur den Mann des bösen Gewissens verletzt.

Aber so gewiß es strafbar ist, die Leidenschaften zu entflammen; so gewiß es schwer zu verantworten sein würde, selbst dem Rechtsgefühl der Menge eine Richtung zu geben, die zu einem gewaltsamen Ausbruch, wenn auch im Sinne des Rechten, führen könnte; ebenso gewiß ist es Pflicht, wenn es um Thatsachen sich handelt — und die Wünsche des Volkes, die Ueberzeugungen der Denkenden, sind auch Thatsachen — diese ohne Rückhalt auszusprechen. Wenn Derjenige mit Recht ein Verräther genannt wird, der einen Fürsten über die Stimmung seiner Unterthanen zu täuschen, und die öffentliche Meinung zu fälschen unternimmt, so würde der guten Sache auch jener Andre einen schlechten Dienst leisten, der Mißgriffe bemänteln, und die Folgen von Maaßregeln, die sich überlebt haben, vor dem Volke zu beschönigen versuchen würde. Keiner Regierung kann die öffentliche Meinung gleichgültig sein. Keine Regierung hat sich auch nur den Anschein gegeben, als verachtete sie die Presse. Jene Maaßregeln selbst, welche ihre Wirksamkeit mit Hindernissen umstellen, sind eine Anerkennung ihres Einflusses und ihrer Bedeutung. Und es geht eben aus dieser von allen Seiten erkannten Bedeutung der Presse für Diejenigen, in deren Händen sie ist, eine große Pflicht hervor — eine gedoppelte Pflicht, des Eifers und der Mäßigung.

Wir haben in der letzten Zeit mehr als eine Regierung einem neuen System sich zuneigen, wir haben sie auf althergebrachte Prärogativen verzichten, und Rechte einräumen sehen, welche der Geist des Jahrhunderts verlangte. Wie Vieles ist geschehen, was den Staatsmännern der alten Schule ein Gräuel schien! Wie Vieles ist anerkannt worden, was man für gefährlich, für verwerflich ausgeschrieen hatte! Und wie ist jeder Schritt dieser Art vom Volke anerkannt, und dadurch das Band des Vertrauens hier neu geknüpft, und dort fester geschlungen worden! Der Anzeichen sind zu viele, als daß man noch zweifeln könnte — das alte System — das System des Zwangs, der Heimlichkeit, des Ignorirens der reifenden Selbständigkeit, geht zu Grabe. Wenn die Regierungen durch ihre Handlungen beweisen, daß sie dem engherzigen Princip nicht länger opfern, daß sie Vertrauen um Vertrauen geben, und eine großartigere Ansicht in ihre Maxime aufnehmen wollen, so wird es auch den Bürgern nicht verdacht werden, wenn sie ohne Umschweife die Folgen der Maaßregeln bezeichnen, von denen man umsonst das Heil der Nation gehofft hatte.

Es ist wahr, noch ist die Verantwortlichkeit der Minister nicht in allen deutschen Staaten eingeführt; aber noch ist auch die Infallibilität der Cabinette in keinem deutschen Staate decretirt worden. Es ist ein Pasquill auf die Regierungen, eine Censurverordnung in solchem Sinn zu deuten oder gar anzuwenden. Der Hohn und die Verachtung, oder das achselzuckende Bedauern, womit fremde Journalisten der deutschen Politik Erwähnung zu thun pflegen, bezieht sich großentheils auf diese unsinnige Voraussetzung. Mögen diese Journalisten aus Aeußerungen, wie die nachstehenden, abnehmen, ob die deutschen Regierungen wirklich jedes freiere Urtheil zu erdrücken, ob sie die Mißgriffe von oben der Beleuchtung von unten beharrlich zu entziehen bemüht sind. Sie werden finden, daß das deutsche Volk zwischen den Anschuldigungen gegen einzelne Staats- und Hofdiener, und zwischen den Gesinnungen seiner Fürsten zu unterscheiden weiß. Sie werden finden, daß im preußischen Staat z. B. das Vertrauen selbst durch die klare Einsicht in die Mißgriffe einzelner, zum Theil subalterner Staatsdiener, keinen Augenblick geschwächt worden ist. Sie werden endlich finden, daß das deutsche Volk in den meisten Fällen nur eines Organs bedarf, um seine Beschwerden, Wünsche, Vorstellungen auszusprechen, und daß die meisten Regierungen von der Verwerflichkeit der Maaßregeln, durch welche ein solches Organ entfernt oder beschränkt wurde, sich überzeugt haben. Wenn uns nicht Alles

trägt, so ist die Zeit nicht fern, wo consequente und durchgreifende Maaßregeln diese Ueberzeugung bewähren, und wo Schilderungen, wie die folgende unsres Verfassers, zu den verschollenen Erinnerungen gehören: —

"Die erhaltenden Ideen, welche der Wiener-Congreß und die heilige Allianz einer wild-zerstörerischen, rein-verneinenden Kraft, wie sie in dem französischen Jacobinismus und in der bonapartischen Militairherrschaft sich darstellte, entgegengesetzt, waren, an und für sich betrachtet, so großartig als nothwendig, so gerecht als nützlich; aber, indem man diese Kraft zu hemmen sich vorgenommen, hatte man zugleich vergessen, dasjenige aus dem Wege zu räumen, was als naturgemäße Gegenwirkung zu allen Zeiten sie in Bewegung gesetzt hat. Man hatte das Werk nach einem Bauriß, der schwerlich von allen Kunstverständigen des gleichen Beifalls sich erfreute, in zu großer Eile für dauerhaften Bestand, und mit zu großer Zögerung für das Bedürfniß und die Begeisterung des Augenblicks, aufgeführt, und auch so nur zur Hälfte; denn als von den Bauleuten jeder seinen Antheil vom Lohne erhalten hatte, bekümmerte man sich nicht mehr, so wenig um die Güte der Grundlage, als um die Erhaltung der äußern Form, und um die Bewahrung des errungenen Antheils. Man schützte zwar gegenseitig die einzelnen Theile des Gebäudes gegen Angriffe und Stürme der Erdgeister, welche im Innern zurückgedrängt worden; aber man vergaß, daß es Stürme von Außen und Schicksale, von oben her geleitet, geben könne, die auch die angestrengteste Wachsamkeit täuschen, und die tapferste Gegenwehr vereiteln. Man trachtete nicht nur, die trügerischen Irrlichter zerstörender und unheilbringender Theorien zu ersticken, sondern man wollte das Licht selbst, das ewige, himmlische, von Prometheus heruntergeholte, mit auslöschen, und glaubte durch völlige Finsterniß im Hause die Gefahr eines Brandes von demselben entfernt zu haben. Darin lag der erste ungeheure Irrthum. Denn es stahl sich fortwährend Licht genug durch die Ritzen, welche man zugestopft zu haben meinte, und selbst die bessern Geister borgten von den Erdgeistern das Licht, welches man gewaltsam ihnen vorenthielt. Man wendete die Politik der Baumeister gegen sie selber an, und der Erfolg segnete die Bemühungen. Die Finsterniß, die sie angerichtet, machte ihre eigenen Arbeiter verwirrt; feindlich begegnete man sich in den unerhellten Gängen, und gerieth hadernd aneinander. Man hatte diejenigen, welche die Verwirrung und Irrthümer des Bauplanes nach edlern Ansichten zu verbessern gedacht, mehrmals siegreich zurückgedrängt, aber man hatte vergessen, selbst Verbesserungen vorzunehmen, welche vor den Angriffen der Verzweiflung künftig sichern konnten. Man hatte die monarchischen Grundsätze in ihrer Reinheit factisch ringsum überall hergestellt; aber man unterließ, die innere Heiligkeit durch Sicherstellung des Rechtes zu begründen. Man bekämpfte die Anarchie; aber man duldete auf einzelnen Puncten den Despotismus. Für die Erhaltung einer einzigen unverbesserlichen Familie opferte man die Sicherheit vieler andern Dynastien und die Bedürfnisse, Wünsche und Forderungen der europäischen Gesammtfamilie hin. Man erdrückte den Aufstand von unten; aber man ließ den Meineid von oben ungestraft."

Der Mangel an Consequenz, der in dem Verfolg schonungslos gerügt wird, findet seinen Grund doch wohl hauptsächlich darin, daß an den meisten Orten die Absicht weit besser war als das System: —

"Man befehdete den Zeitgeist aus Kräften, und doch gestand man ihm gewisse Rechte zu; man nahm eine öffentliche Meinung an, und doch mißhandelte man sie täglich. Man wollte den Despotismus in der Ausübung selber nicht, den man in der Theorie doch aufgestellt; man sprach von gesetzlichen Freiheiten, und gab ihnen weder Unterlage noch Richtung. Man erklärte die Völker unmündig, und ließ ihnen doch so viel Waffen in den Händen, mit denen sie im Nothfall sich wehren konnten. So brachte man sich um den Beistand von Kräften, welche, mit dem gesetzlichen Thron vereinigt, ihn stärker hätten befestigen können, und machte von den Kräften keinen Gebrauch, über die dem Absolutismus in seiner Reinheit volle Befugniß zugestanden wäre. Die Inconsequenz und die Halbheit waren es demnach, die dem Throne Gefahr gebracht, ohne der Freiheit im Geringsten zu nützen; und die Regierungen machten mäßigen Gebrauch von unbeschränkter Gewalt, ohne sich den Dank der Legalität ganz verdient zu haben."

Bei allen diesen Uebelständen muß man die Schwierigkeit der Verhältnisse, und die übertriebenen Forderungen und theoretisirenden Ideale nicht aus dem Auge verlieren, denen man zu begegnen hatte. Der Verfasser hat selbst daran erinnert: —

"Der deutsche Bund, in der beschlossenen Gestalt, bot höchst wenige Garantien, selbst da, wo er eingesehenen Bedürfnissen entgegengekommen zu sein schien; er hatte noch viele andere, wesentliche, vernachlässigt, welche der Zeitgeist und die Nationalstimmung gebieterisch foderten. Auch hierüber findet keine besondere Beschwerde Statt; mehr oder minder hatten alle gefehlt; die Einen wollten dem Ungestüm der Zeit gar nichts einräumen, die Andern übertrieben die Foderungen zum Unmöglichen, und erschreckten auch die, welche freundlich und versöhnend mit Ausgleichungs-Entwürfen sich nähern gewollt. Das aber foderten im Volke fast alle Parteien: Organisirung eines kräftigen, mit hinreichenden und definitiven Vollmachten ausgerüsteten, National-Senates oder National-Congresses des unter föderativer Form zu einem Gesammtstaat, nicht zu einem Staaten-Amalgama, vereinigten Deutschlands, gebildet aus Abgeordneten der verschiedenen souverainen Fürsten und Städte; Bildung einer ehrfurchtgebietenden militairischen Bundesmacht, zusammengesetzt aus einem mäßigen Cadre von stehenden Truppen, und zur Mehrzahl aus Landwehr; Sicherung der Landesgränzen durch zweckmäßige Anlage von Festungen, und treue Verwendung der Bundesgelder; allgemeine Handelsfreiheit durch alle deutschen Länder, und freie Schiffahrt des Rheins bis ins Meer; Einführung landständischer Verfassungen, mit gehöriger Rücksichtnahme auf die veränderte Zeitlage und die fortgeschrittene Bildung; religiöse Freiheit im Protestantismus, und Bildung einer deutschen Nationalkirche für den katholischen Theil der Bevölkerung; endlich Preßfreiheit, mit gehörigen Gesetzen gegen deren Mißbrauch, oder im schlimmsten Fall doch eine milde Censur, mit einer Art Jury, wie in Preußen, bei streitigen Fällen; öffentliche Gerichtspflege und Verbesserung der Gesetzbücher, und, je nach dem Wunsch und Bedürfniß der einzelnen Völker, entweder Geschwornengerichte, oder doch wenigstens Oeffentlichkeit der Verhandlungen."

Die Stellung des Augenblicks hat der Verf. auf eine Weise entwickelt, die wir unsern Lesern mittheilen werden, weil sie gewissermaaßen die Veranlassung seiner Schrift erklärt, die wir aber, was die Besorgnisse einer unmittelbar drohenden Gefahr betrifft, nicht unterschreiben.

"Die deutsche Nation befindet sich am Vorabende großer Ereignisse. Nicht revolutionair in ihren Gesinnungen und Gefühlen, könnte sie es gleichwohl durch den Drang der Umstände werden, wenn die, welche am Ruder stehen, nicht Mittel finden, den drohenden Stürmen zu begegnen und dem Staatsschiffe eine andere Richtung zu geben. Die Stimmung ist alle Gauen hindurch mehr oder minder aufgeregt; in dem einen hat sie sich Luft gemacht; in dem andern dagegen concentrirt sich die zerstörerische Kraft, um desto wirksamer hervorzubrechen. Auf manchen Puncten scheint die tiefste Stille zu herrschen und das freundlichste Wetter; aber es ist die Stille, die einem furchtbaren Gewitter

vorangeht, und oft tönt der Donner von heiterm Himmel herab."

"Die deutsche Nation; wenn nicht alle Zeichen trügen, und wenn der Verf. dieses Aufsatzes seine Beobachtungen der Zeitereignisse zusammenhält, will keine Revolution; aber sie will wirklich eine Nation sein, repräsentirt nach Außen, als großer, zusammenhängender politischer Körper, mit compacter Masse, mit einem kräftigen Central-Senat, mit einer Achtung gebietenden Bundesmacht; sie will, daß Deutschland, als solches, wieder in die Reihe der europäischen Großmächte trete, aus der man es vertrieben hat. Die deutsche Nation will ihre Wiedergeburt mit größtmöglicher Schonung aller einzelnen Interessen, aber mit Sicherstellung aller staatsrechtlichen Garantieen. Diese edle, hochherzige, begeisterte, philosophische, hochgebildete, kriegerische Nation, welche mit ihrem Herzblut und mit ihrem Nothpfennig sich ihre Fürsten einst erstritten hat, will, daß ihre Fürsten sie selbst wieder sich erstreiten; sie will nicht länger der Spott der Fremden, noch der Spielball der Launen derselben sein. Sie will, daß man ihr von oben her helfe; oder sie hilft sich selbst von unten auf.

"Es besteht in Deutschland keine Verschwörung, aber die Revolution lebt in den Geistern; sie herrscht in den Massen, wie in den gebildeten Ständen. Die verschiedenartigsten Interessen vereinigten sich in der Ueberzeugung, daß die Sachen, so wie sie jetzt stehen, nicht bleiben dürfen, und eine würdigere Lage der Dinge sich gestalten müsse. Ueber das wie? wo? und wann? und mit welchen Mitteln? — darüber schwanken noch die Ansichten, aber das ob? ist einmüthig entschieden."

Die Ideen, welche der Verf. entwickelt hat, sofern sie auf die Gesammtinteressen der deutschen Staaten sich beziehen, scheinen uns im deutschen Volke keineswegs so allgemein angeregt zu sein, als der Verf. voraussetzt. Die Erscheinungen, auf welche er den Schluß baut, daß wir auf vulcanischem Boden wandeln, hatten specielle Veranlassungen nicht nur, sondern auch specielle Ursachen. Daß z. B. der Wunsch nach Oeffentlichkeit allgemein verbreitet ist, beweiset nichts dagegen. Ueberall hat man Grund gehabt, den Mangel an Oeffentlichkeit zu beklagen. Eine gänzliche Entziehung der Oeffentlichkeit kann höchst gefährlich werden; man hat ihre Früchte gesehen; die Ereignisse von Braunschweig, um nur den einen Fall zu nennen, haben sie dargethan. Aber wo findet sich jenes Streben nach deutscher Nationalität, auf welches der Verf. so vielen Werth legt, im Volke lebendig? Die Reform im Innern wird genügen, um die zerstörenden Elemente zur Ruhe zu verweisen. Die Gebildeten, und unter diesen hauptsächlich die enthusiasmirten Politiker — also die Wenigsten nur aus der Minderzahl — haben jene Ideen zu einem gewissen Grade von Klarheit des Bewußtseins gebracht. Die große Mehrzahl — das Volk — wird sich nicht durch jene Ideen zu einer convulsivischen Bewegung hinreißen lassen, denn sie sind ihr, wenn nicht ganz fremd, doch nicht so vertraut, nicht so zum Palladium des Heils geworden, wie der Verf. meint. Mit einem Wort; das deutsche Volk wird nicht revolutioniren, um ein deutsches Volk zu werden.

Sollen darum die warnenden Worte des Verfassers in den Wind gesprochen sein? Ermangeln sie darum aller factischen Grundlage? wird es darum rathsam, wird es besonnen, wird es auch nur möglich sein, das gegenwärtige System unverändert fortbestehen zu lassen?

Wir haben bis jetzt in der Voraussetzung gesprochen, daß der europäische Friede wird erhalten werden. Die Regierung, die ihn muthwilliger Weise bricht, wird der Fluch des Welttheils treffen. Aber auch wenn er, wie wir hoffen und wünschen, nicht gestört werden soll — wer will es läugnen, daß in den jetzigen Verhältnissen die Garantieen nicht liegen, die ein Staatenbund, wie der deutsche, sollte aufzuweisen haben! Das Volk wird es vielleicht nicht klar einsehen, aber den Regierungen selbst muß es unter den gegenwärtigen Umständen mehr als jemals klar werden, daß ein festeres, ein innigeres, ein ganz andres Band erfordert wird, um nach außen hin der deutschen Volkskraft ihre Haltung zu sichern. Ein solches Band, wir hoffen und wünschen es, wird im Frieden sich schlingen — nicht mit unbesonnener Uebereilung, aber auch nicht mit gleichgültiger Zögerung vorbereitet.

Für jenen unglücklichen Fall aber, daß Europa's Ruhe gestört werden sollte, sehen wir nicht die Gefahr, nicht die verzweifelte Lage, die man von einigen Seiten her voraussetzt.

Der deutsche Volkscharakter berechtigt zu einer gedoppelten Ueberzeugung. Das deutsche Volk wird sich nie und nimmermehr bewaffnen im Sinn des Absolutismus, um fremde Freiheit anzufechten. Für so schimpflichen, nur einer Nation von Söldnern anzumuthenden Zweck trägt der Deutsche kein Herz. Wo ist der Rathgeber eines Fürsten, der es wagen würde, solchen Zweck im Fürstenrath zu nennen, oder dem vernichtenden Richterspruch der öffentlichen Meinung mit solcher Anmuthung gegenüberzutreten? — Aber wenn in Frankreich eine wahnwitzige Partei — wahnwitzig nicht minder als Polignac und seine Gesellen — die Oberhand gewinnen sollte: wenn sie es im trunkenen Taumel versuchen sollte, mit den Waffen in der Faust ihre espèces von Freiheit an den Rhein und über den Rhein zu tragen, so würde nur eine Gesinnung in allen deutschen Staaten leben, und das Volk, wenn es auch über einheimische Beschwerden sich nicht täuschen würde, doch nie der unseligsten Verblendung sich leihen, die von fremder Macht das Heil und die Freiheit erwartet.

In dieser Ueberzeugung stark, mag Deutschland wohl erkennen, daß es an der Zeit ist, seine inneren Angelegenheiten zu ordnen, aber es bedarf nicht jener athemlosen Hast, die im Angesicht der drohenden Gefahr, im Augenblick vor einer verhängnißvollen Entscheidung, durch eine Art von militairischem Testament für die nächste Zukunft zu sorgen bemüht ist.

In dieser Ueberzeugung glauben wir auch, daß den Vorschlägen unsres Verfassers, die aus ernstem und redlichem Sinn hervorgegangen, wenn auch durch übertriebene Besorgnisse veranlaßt sind, eine ruhige Prüfung zuzuwenden ist.

Unter diesen Vorschlägen steht obenan dieser — "daß die Bundesacte revidirt, oder vielmehr, daß ein neuer germanischer Bund gestiftet werde."

Was die Revision betrifft, so ist offenbar die Meinung des Verfassers, daß die in der Bundesacte angedeuteten Einrichtungen wirklich in's Leben treten, und daß die noch fehlenden näheren Bestimmungen ergänzt werden sollen.

Ueber die Reorganisation des Bundes selbst aber enthalten folgende Sätze das Wesentliche: —

"Das Interesse des Bundes erfodert einen kräftigen Protector an der Spitze; dies ist eine Wahrheit, die Niemand bestreiten wird; soll daher ein deutscher Bund und ein eigentliches Deutschland fortbestehen — und dahin drängen sich die Wünsche der entschiedenen Mehrheit der Nation — so muß eine der beiden Hauptmächte, welche Mitglieder des Bundes sind, mit entschiedenem Charakter hervortreten, und eine Präponderanz üben, oder vielmehr das Präsidium zu einer Art Dictatur, wenigstens in allen gemeinsam-nationalen, völkerrechtlichen Beziehungen, in Folge freiwilliger Uebereinkunft aller übrigen Bundesglieder, erheben. Allein, fragt man, welcher von beiden diese Rolle mit dem meisten Recht zukomme? so ist die Antwort schwer. Weit entfernt, gehässige Anspielungen uns zu erlauben, in einem Momente, wo alle Freunde des Guten sich hüten sollen, Gluten der Eifersucht und des Hasses weiter zu tragen, müssen wir doch gleichwol offen bekennen, daß die Volksstimmung in Deutschland, durch manche Seiten der österreichischen Politik allzusehr verletzt, oder doch verstimmt, nicht dieser Macht, sondern mehr Preußen zugewendet ist."

Diese Idee ist mit besonderer Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse ausgeführt. Während Oesterreich, außer der Sorge für seine eigenen ausgebreiteten Besitzungen auf die Ordnung der italiänischen Angelegenheiten, und das Protectorat über die Staaten der Halbinsel angewiesen wird, ist mit Liebe der Fortschritte gedacht, die Preußen zur Uebernahme des Primats in Deutschland als den geeignetsten Staat bezeichnen. Wir haben mehr als einmal Gelegenheit gehabt, uns über die jedem Deutschen erfreulichen Grundsätze der inneren Verwaltung auszusprechen, welchen der preußische Staat seine intellectuelle und sittliche Würde verdankt. In einer Zeit der großen Aufregung, wenn es sich darum handeln sollte, gegen einen auswärtigen Angriff sich zu einigen, würde ohne Zweifel die Sympathie des deutschen Volkes für Preußen auf unzweideutige Weise sich darthun, und das Vertrauen, das es durch seine loyale, und, was man auch sagen mag, *constitutionelle* Richtung sich erworben hat, würde unter solchen Umständen die Nation leicht mit der Idee versöhnen, in Preußens Hände die temporäre Dictatur niederzulegen.

. . . . . . "Uni parere decebit,
Si faciet partes pro libertate, Catoni."

Aber leichter, dünkt es uns, würde eine solche augenblickliche Dictatur zu Stande kommen, als eine fortgesetzte — Hegemonie. Der Verf. hat das Wort nicht gebraucht — aber es dringt sich unwillkürlich auf, weil die Erinnerung an die getheilten Interessen, an die zersplitterte Macht, an das schwankende Gleichgewicht unter den altgriechischen Staaten vielfach sich aufdringt. Selbst *der* Umstand fehlt nicht, um die Parallele zu ergänzen, daß nicht bloß die Idee der Herrschaft jenen Kämpfen und jenem Anschließen der "Bundesgenossen" bald an diesen, bald an jenen mächtigeren Staat zu Grunde lag, sondern daß politische Grundsätze sich in's Spiel mischten. Aristoteles sagt es mit wenigen und einfachen Worten (Politik 5. 7): "Ueberall wo sie es fanden, haben die Athener das oligarchische, die Lacedämonier das demokratische System gestürzt." *) Und Demosthenes betrachtet das Bestehen der athenischen Demokratie als die letzte Stütze griechischer Freiheit. "Wohl weiß Philipp, daß er die Alleinherrschaft nicht gewinnen, daß er in seinem jetzigen Besitz nicht sicher sein kann, so lange eure freie Verfassung besteht . . . . Zu Euch werden Alle sich flüchten, die er nun bedrängt; denn eure Sache ist es nicht, zu Herren Euch aufzuwerfen, wohl aber seid Ihr mächtig, jedem Andern, der danach trachtet, in den Weg zu treten, und, was er gewonnen, ihm wieder zu entreißen. Denn Ihr vor Allen seid berufen, die Herrschsucht niederzukämpfen, und allen Sterblichen ihre Freiheit zu wahren." *)

Wenn wir den Verf. recht verstanden haben, so hat er eine ähnliche Suprematie zu Gunsten der Aufrechthaltung des constitutionellen Princips im Sinn.

Der Verf. hat seine Idee weiter ausgesponnen. Die Staaten des ersten und zweiten Ranges sollen dem Protector des Bundes als Ephorat zur Seite stehen, die Bevollmächtigten der übrigen Staaten aber, und die der freien Städte, als Mitglieder des Nationalsenates auftreten. Ferner sollen in die neue Föderation die Niederlande, Dänemark und die Schweiz aufgenommen, Frankfurt a. M. zur Residenz des Bundes, die vier freien Städte, ferner Köln und Königsberg, Nürnberg, Augsburg, Mannheim, Amsterdam, Kopenhagen, und Basel oder Zürich, zu Hansastädten erklärt werden. So sehr in's Einzelne hat er den Plan verfolgt, daß er eine Bundesmünze in der Idee ausprägt, mit dem Reichsadler als Phönix, und mit der Umschrift: "*Eintracht schafft Macht*," und daß er den deutschen und den Malteser-Orden wieder herstellt, um dem deutschen Adel einigen Ersatz zu geben, mit der Bestimmung, Kolonisationen in Nord-Africa und Griechenland zu befördern.

Lassen wir diese Dinge auf sich beruhen, und wenden uns zu einem andern, auch früher schon angeregten Vorschlag: —

"Sämmtliche Landstände der Staaten der Conföderation wählen je einen oder zwei Abgeordnete, welche in der Residenz des Bundes zusammenkommen, und ein Tribunat bilden, dessen Zweck sein soll, die Interessen der Völker und der Verfassungen zu überwachen und zu vertheidigen. Dieses *Tribunat* entspricht dem *National- oder Fürsten-Senat*; es muß das *Recht der Petition* und *Consultation* besitzen, und eine Art *Veto*, oder doch das Recht der *Vorstellung, Reclamation*, oder wie man's nennen will, gegen Beschlüsse des Senates üben können, welche verletzend für die Sicherheit des Ganzen, oder die Rechte irgend eines Staates und seiner Verfassung scheinen.

"Das Tribunat muß alle zwei oder drei Jahre neu besetzt werden.

"Das Veto des Tribunates kann in Fällen eines Krieges, wo dem Protector der Conföderation die Dictatur übertragen wird, nicht ausgeübt werden."

Wir gestehen, daß uns die Zweckmäßigkeit einer gedoppelten Repräsentation niemals hat einleuchten wollen. Wir sehen recht gut ein, welche Art von Garantie der Verf. bei dem gegenwärtigen System vermißt. Aber wäre diese Garantie nicht auf anderem, die Einheit der Berathung und Beschließung weniger hemmenden Wege zu erreichen?

Laßt die Oeffentlichkeit der Bundesberathungen wieder hergestellt werden. Laßt überall *verantwortliche* Minister stehen — verantwortlich also den Ständen auch für jeden Schritt, der durch die Bevollmächtigten bei der Bundesversammlung unternommen wird. Ohne solche Oeffentlichkeit, ohne solche Verantwortlichkeit, wird die Nation nicht repräsentirt, wird kein deutscher Fürst gewiß sein, daß nur das Heil der Nation, das seinen Wünschen das oberste Gesetz sein soll, bei der Bundesversammlung unverwandt im Auge gehalten wird. Mit dieser Oeffentlichkeit und Verantwortlichkeit wird aber jede Beschränkung durch ein Tribunat, das nicht ohne große Schwierigkeit sich in seine Stellung, den Diplomaten gegenüber, finden würde, überflüssig erscheinen. Ein getheiltes Interesse der Regierung und der Nation darf man nicht voraussetzen. Aber so lange man noch keine infallibeln Minister gefunden hat, (was freilich das Bequemste wäre) so wird eine *ständische Controlle, die jetzt fehlt*, wohlthätig und beruhigend wirken; sie wird es zu Wege bringen, daß die Nation, mit einem Grad des Vertrauens, der bei einem System ohne Oeffentlichkeit, ohne Verantwortlichkeit kaum erwartet werden kann, die Instructionen der Regierung überläßt. —

Die übrigen Vorschläge des Verf., sofern sie auf Repräsentation, auf Handelsverhältnisse, Rechtspflege und öffentliches Leben sich beziehen, stehen mit den Wünschen der meisten Patrioten, die neuerdings die Sache der constitutionellen Reform geführt haben, im Einklang. Wir erwarten von solchen Verbesserungen, die auch in diesen Blättern vielfach zur Sprache gebracht worden sind, mehr Heil als von weitaussehenden, idealischen Organisationen.

---

*) Noch entschiedener sagt er in einer andern Stelle: "Unter den Mächten, die in Griechenland die Hegemonie erlangt, hat die eine die Volksherrschaft, die andre aber die Oligarchie in den übrigen Staaten eingeführt — und zwar hatten sie dabei keineswegs die Verhältnisse der andern Staaten, sondern nur ihren eigenen Vortheil im Auge, indem sie im Geiste ihres eigenen Systems handelten." Politik 4. 11. Zu allen Zeiten, und in allen Ländern, hat das Spiel sich wiederholt. So berichtet Tacitus, der Partherkönig Artabazus habe in Seleucia "nach seiner Art, das Volk in die Gewalt der Aristokraten gegeben: denn die Volksherrschaft stehe der Freiheit, die Herrschaft einiger Wenigen aber der königlichen Willkür am nächsten." Ann. 6. 42.

*) Demosthenes in der Rede über die Vorfälle auf dem Chersones. S. 100 d. Frankf. Ausg.

Die Insel der Glückseligkeit. Sagenspiel in fünf Abenteuren. Von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Erste Abtheilung. Leipzig, 1831. Brockhaus. 294 S. 8.

Es ist uns lange keine so originelle, an mannichfachen Schönheiten so reiche Dichtung vorgekommen, wie diese romantische Blüthe des tiefen Nordens. Wir heissen den geistreichen Dichter freundlich willkommen auf deutschem Boden — denn, wenn er auch, wie wir vernehmen, mit deutscher Literatur innig vertraut, und manchen Denkern und Dichtern deutscher Zunge durch früheren Verkehr verbunden ist, so müssen wir doch voraussetzen, daß das größere Publicum mit uns zuerst durch diese Arbeit seine Bekanntschaft machen wird. Ein wackerer Uebersetzer, der mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, hat sie zu uns herübergebracht; kein geringes Verdienst, das wohl Nacheiferung erwecken dürfte, um eine bis jetzt noch wenig gekannte Literatur bei uns heimischer zu machen.

Wir werden es versuchen, von der Anlage des Stückes eine Idee zu geben — unser Zweck wird erreicht sein, wenn unsre Leser auf die Arbeit selbst aufmerksam, und auf die zweite, zur Messe versprochene Abtheilung begierig werden.

Die erste Abenteure (die Luftreise) beginnt mit einer Bärenjagd — in der Nähe des Nordpols. Die Jäger trennen sich, eilen zur Eisbucht hin —

"Ein auserlesen Volk hat dort geankert;
Spitzberger sind's, mit Klau'n und weissen Pelzen,
Auf blanker Flotte, die der letzte Sturm
Vorgestern zimmert' aus zerbroch'nem Eise."

Florio tritt auf, ein wälscher Citherspieler, jetzt von dem jungen König Astolf, dem er seine Lieder gelehrt, zum Hofmarschall umgewandelt. Ob der Italiäner sich acclimatisirt hat? Die Andern meinen, er sei ein Grillensänger; des Königs Leibarzt, ein Rationalist von Grund aus, schreit, er sei ein Mystiker, denn er glaubt ja eine Seele —

......................"und dann
Steht offen aller Schwärmerei die Thür,
Papisterei, Naturphilosophie,
Phantasmen, Mystik, Inquisition,
Und einer höhmischen Selbstklugheit, welche
Erfahrung toll verachtet" —

aber die Jäger meinen, er sei doch ein braver Kerl; denn er hat acht Bären erlegt,

"Und denke — um Mittag sah man ihn auf's Wohl
Des Eismeers trinken, selber schlug er's vor;
Da hob zum Mund er eine Bowle, leerte
Den Inhalt, und in seine Lederkappe
Gehüllet, legt' er sich zur Mittagsruhe
Auf Schnee und schlief so ruhig als im Bette,
Zum Kissen für das Haupt der Bären einen.

Florio ist aber doch nicht ganz Nordländer geworden — die Sehnsucht ist ihm geblieben nach dem "lorbeergrünen Lenz des Vaterlandes" — sie wird neu geweckt, durch ein Lied, das man aus der Ferne hört — das erste Lied, das er in der fremden Sprache gesungen; auch die Weise ist von ihm, denn die Musik "ist noch ein Windelkind in diesem Land." Hier ist die letzte Strophe: —

"Gehe der säumende
Jäger heim;
Blinke der schäumende
Becher Wein.
Und vom blinkenden
Dom die sinkenden
Sagen verkünden der Jugend Schein."

Wohl — fällt Florio ein, als der Gesang verhallt —

". . . . verkünd' all, was du weißt, Natur,
Du Born der Uerinnerung der Seele!
Und laß mich dann, in deiner Huldgestalt,
Dich drücken, eine Braut, an meine Brust!
Allmuttee Erd'! auch hier bist du so prachtvoll!
Der Sonne Feuerball taucht in den Meerschaum
Den Rand, in kurzem hoffend zu entzünden
Den Tag, der dieser Fluren Sommer ist —
Den langen Tag, der selber zwingt die Nacht
Mit Siegerblick zu ändern ihre Farbe,
Und leihend ihres Feindes Glanz zu tragen.
Eisvögel spielen in den rothen Strahlen
Mit goldnem Federschmuck, das Schneehuhn trippelt
Auf eis'gem Felsen, weißer selbst als Schnee,
Und schaut mich an vollkommen unbesorgt
Mit seinen freundlichen tiefschwarzen Augen.
Der Schneefink schläft noch immer nicht. Sein Lied!
Es ist kein Nachtigallenton; doch geht's
Zu Herzen von dem Herzen der Natur. —
Von nah und fern Erinnerungen! kommt
Und krönt mit euerm Abendglanz den Tag,
Der niedersinkt in der verfloßnen Meer
Zu seinen Brüdern, um zu schlafen — ewig!"

Aus seinen Träumen wird er durch Zetergeschrei ganz in der Nähe aufgestört.

........"Wer schreit denn so,
Als spielt' er eine griechische Tragödie?"

Es ist ein Diplomat der auf dem Eise nicht weiter zu finden weiß. Der Diplomat ist äußerst unzufrieden mit dem Klima: —

"Die ganze Erde gleicht hier einer Leiche,
Und wie ein Mördee, also steht der Himmel
In blut'gem Schmuck, sein Opfer kalt betrachtend."

Florio bietet ihm Schlittschuhe an; der Diplomat schlägt sie aus, es läuft der Etikette zuwider, endlich entschließt er sich an Florio's Rockschößen sich fest zu halten, und so fährt das Paar zu Hof. —

Der junge König wird vermißt. Hat er im tiefen Wald sich verirrt? Im Wald, wo, dem Unglauben des Leibarztes zum Trotz, das Volk eine unheimliche Zaubermacht ahnt? Man geht ihn zu suchen — man stimmt zum Hörnerklang ein Lied an, das ihn erreichen, ihn zu seinen Getreuen führen soll. Hier ist das Lied: —

"Mägdlein im Wald an dem Jagdnetze band,
Morgenfrisch goldnes Kind!
Eisvogel saß auf der Hand.
Rufte der Jäger: 'mein Mädchen, sitz still,'
Den von der Hand ich nun schießen dir will;
Werde nicht bleich! ist ja süß doch sein Loos:
Bette hart, Bette lind!
Wie so lieblich ist Tod dir im Schooß!' —

'Schieß!' sprach die Maid; vor dem Blitz doch so roth
Sprang sie auf bang, geschwind,
Flog in die Brust ihr der Tod.
'Gerne gabst,' seufzte sie, 'Küsse du mir;
So ist der Tod auch ein Kuß nur von dir!
Steh' nicht so bleich; ist ja süß doch mein Loos:
Bette hart, Bette lind!
Wie so lieblich ist Tod dir im Schooß!'

Aufzog der Jäger und sah in das Rohr;
Winkte dann leis' und blind
Tödlich die Kugel empor.
Blutend zum Liebchen im grünenden Grund
Sinkt er, und sterbend noch lächelt sein Mund:
'Sei nicht so bleich; ist doch süß unser Loos:
Bette hart, Bette lind!
Wie so lieblich ist Tod dir im Schooß!'

In einer andern Scene, in wüster Waldeinsamkeit, tritt der verirrte König Astolf auf. Die Nacht ist durch ein starkes Nordlicht erhellt. Aus seinen ersten Reden spricht sein ganzes träumerisches, sehnsuchtvolles, aber reines Wesen: —

"Und du, des Poles klarer Stern, o leuchte,
Wie früher, meinem Gang zu holdem Schluß!
Die Mutter hielt dich lieb. Sie sagte mir,
Die Sterne wären Engel, und du jener,
Der unsern Nord lenk' auf des Herrn Geheiß.
Seitdem nun trank mein Auge jeden Abend
Mit Rührung deinen milden Königsglanz.
Gelehrte sagen, du seist eine Welt.
Vielleicht wohnt meine Mutter nun auf dir
Und sieht auf dieses Schneegefild und mich!
Dein ist noch meine Seel'. Ich kann annoch,
O Mutterstern! ertragen deinen Blick. —
Sieh doch nicht so auf mich. Zu hold, zu stark
Ist dein Magnet. Ich darf nicht mehr ein Kind sein.

"Jetzt schwört man dreist, daß hier der Lenz beginne.
Wo? Im Kalender! — Welche Jahrzeit! — Ja,
Viel lieber will ich jene denn ertragen,
Die nicht macht Anspruch auf des Südens Namen,
Die tiefe Nacht, wo sich der Himmel krönt
Mit ungekränkter Abendröthe Schmuck,
Und wo der Felsen Stirn aus Abgrundstiefen,
Da Dunkel ihren Fuß, die Seiten hüllt,
Aufrichtet stolz die hartgestählten Schläfen
Zum finstern Himmel, Feuerflammen gleich,
In ungeseh'ner Sonne Glanz zu waschen
Die schneebeschwerten, tausendjähr'gen Locken.
Komm, milder Mond, sowie alsdann, und stelle
Dich führend an der Silbersterne Tanz,
Und wecke lieblich auf des Herzens Laute
Die reinen Saiten, die im Lärm des Tages
Nicht mögen künden seine Wonn' und Klage.
Erbebest du vor diesen Nordlichtflinten,
Die ostenher mit blut'gem Sprühen nahn?
Wie vielmal sah ich dich erblassend fliehn,
Wenn über todtenbleiche Berg' und Fluren
Ihr Purpurschein floß von des Himmels Dom,
Wo Schwert und Spieß allüberall sich rührte,
Und roth des Nordes Woge schien zu brausen! —

Ja, Herr der Macht! ein solches ist das Leben,
Das uns vergönnt ward, armen Sterblichen.
Vergebens hoffen üben wir zu können
So Brust als Hand am Saitenspiel des Friedens;
Schnell faßt uns eine feindlich wilde Macht:
Die meisten sinken dann; der Held nur geht
Dem düstern Ziele zu, gehobnen Schwertes,
Und Ströme Bluts bezeichnen seine Bahn."

". . . . . Vielleicht
Begehr' ich Etwas, was die ganze Erde,
Der Menschen ganz Geschlecht nicht geben mag.
Ja, möglich, daß für einen Geist, wie meiner,
Kein anderer Genuß sich beut als der,
Zu schlafen und zu träumen. Ist es also,
Du Eisnatur! so hat die Winternacht
In Wahrheit einen Zweck, der trefflich. Lang
Ward sie, für lange Träume zuzureichen.
Von ihnen lernt' ich viel; vielleicht das Meiste,
Von dem ich weiß. O gäb' es einen Zauber,
Der all die nackte Wirklichkeit so tief
Eintauchet in der Traumwelt Ocean,
Daß keine Brück' aus unserer Erde langte
Zum ewig sommergrünen Land der Dichtung,
Das dort, in Blumenschleiern, sonnbeglänzt,
Empor dem Herzen quoll ein Landungsplatz,
Mit allen Kindheitsengeln, welche spielen
Um klare Quellen, unter hohen Palmen!
Ich möchte gleich, für welchen Preis es wäre,
Umtauschen gegen solche Träumerei
Mein waches Leben mit dem Heldennamen,
Die heim'sche Würdeburg, den schweren Scepter."

Astolf gelangt an den Eingang einer Grotte. Ihm tritt Anemotis entgegen, die Mutter der Winde, des Aeolus Gattin. Der Empfang ist freundlich: —

"Mein Anschau'n kann Dich nimmer mehr be-
fremden,
Als deines mich befremdet, schönes Bild!
Wenn du dich einen Menschen nennst, so wisse,
Der erste bist Du dann, der jemals hat
Den Fuß gesetzt in mein verborgen Haus."

Anemotis erwartet ihre Söhne zurück —

"Im Grunde sind sie Ehrenmänner alle,
Obwohl im Anfang etwas derb sie scheinen,
Das ist nun ihre Art. — Du armer Junge,
Was meinem Lieblingskind Du gleichst, dem Zephyr!
Mit ihm trinkst Du zur Stunde, ganz gewiß,
Herzlichen Brudertrunk."

Er soll bleiben; soll sich ausruhen, sich erquicken. Die Söhne treten auf; Osten, ein Riese in südasiatischer Tracht, mit einem Kranz von Lotosblumen um den Turban; Norden, ein Ritter in stahlglänzender Rüstung; Süden, als vornehmer Wilder von den Südseeinseln, in wunderlich farbiger Federkleidung. Die Mutter stellt den Prinzen vor; sie erwartet von ihren Söhnen, daß sie die feine Bildung nicht verläugnen werden, die sie ihnen gegeben, daß sie dem Fremdling manierlich begegnen werden; sie umringen ihn, und wollen ihn anreden; die Mutter muß dazwischentreten: —

. . . . "Hör, Herr Prinz,
Nimm mir's nicht übel, aber steig gelassen
Dort hinter jenen hohen Schirm im Winkel,
Bis Zephyr kömmt. Hier giebt's im Hause sehr
So etwas Zug; schnell wäre deine Lunge
Erkältet in dem Athemzug der Söhne."

Endlich erscheint Zephyr — ein schöner Knabe mit langem, blondgelockten Haar und weißschimmernden Schwingen. Er hat sich verspätet, auf der Glückseligkeitsinsel: —

"Land, wo, was die Erde Schönes je gedacht,
Herrscht, den Zeiten trotzend, ewig jung in Pracht;
Wo zu jedem Morgen hold das Gestern spreche:
'Bruder! Dir wird leuchten höh'rer Wonnen Licht!'
Wo ich hin auch schwebe, folgt dein Geistesflug,
Lockt zurück mich wieder mit der Liebe Zug!"

. . . .

"Sieh, und in dem Garten der Prinzeß ich war!
Ringsum sprang, wie freudig, ihrer Nymphen Schaar.
Um den Springborn spielten Falk und Tauben wir:
Ich war Falk und fing sie haschend alle mir.
Mancher Mund, wie Rosen morgenfrisch und roth,
Hinter mancher Hecke schweigsam Küsse bot.

Ich begann; so führten einen Tanz wie auf;
Spielleut' in den Wipfeln wiegten sich zu Hauf.
Nachtigall erschien mit ihrer Singkapell',
Und ihr Lieb, die Drossel, war ausnehmend schnell.
Castagnetten schlugen, denen kein Gesang,
Mit den zarten Schwingen; ei, welch muntrer Klang!

All des Grases Kinder, blüt- und blumenschön,
Nickten Beifall lustig der Musik Getön.
Auch die Sternenblumen, aus der blauen Flut,
Lauschten, seit die Sonne schied in Purpurglut.
Neigt sich auch der Lilien gar vornehm Geschlecht,
Mond erglänzt und sagte: 'Mädchen, so war's recht!'

Da — ringsum ein Flüstern. — 'Die Prinzessin?'
— 'Ja!' —
'Ihre Stimm' und Laute!' — 'O, Felicia!'
Und aus tiefer Ferne hohen Lorbeergangs
Schwollen Wohllautwogen eines Himmelsangs.
Wo er zog, sich lieblich Spiegelglanz ergoß,
Wie uns Aller Seelen klar umher er floß.

Saß sie unter Palmen an dem Wasserfall;
Der vergaß, ein Bogen, seiner Wellen Schwall.
Leben, Herz, das Räthsel, Weltzusammenhang
Glüht' im Ton der Lippen, in der Laute Klang.
Als sie schloß, sah lange sie zum Himmel klar;
Doch in ihren Augen doppelt selbst er war."

. . . .

"Gut doch, daß ein Geist so nimmer lieben kann,
Als ein menschlich Herze, als ein wahrer Mann.
Hätte dieser Schwachen einer sie erkannt,
Schnell zur Asche wäre seine Glut verbrannt.
Willst, was Erd' und Himmel jemals Schönstes sah,
Willst's in einem Namen, sprich: — Felicia!"

Astolf hat mit steigender, athemloser Spannung zugehört: der Knabe Zephyr, die Insel, die wunderschöne Prinzessin sind ihm zuvor im Traum erschienen. Also es giebt ein solches Land! Also das Wunderbild lebt! Zephyr soll ihn geleiten, ihm seine Schwingen leihen.

Zephyr verspricht es; nur müsse der Gast sich gedulden; er selbst, der Kleine, bedarf der Ruhe. Sie werden zusammen quartiert in einem Grottenzimmer. Astolf läßt ihn nicht ruhen; er erzählt dem Schläfrigen seinen Traum, er unterhält ihn von seinen Wünschen, seinen Ahnungen, von seiner trostlosen Prinzenphilosophie. Astolf spricht wie ein Buch; aber für Zephyr ein chaldäisch Buch; das er nicht zu deuten weiß, über dem er sanft entschlummert.

In einer neuen Scene erzählt der Süd und der Nord das gestrige Tagewerk — sie haben Tod und Verderben den Menschen gebracht: der Süd hat sie erstickt, der Nord kann sie in seinem Palast nicht beherbergen — denn

"Auf Säulen von Granite, gewölbt aus blauem Eis,
Gemau'rt sind meine Saalen nicht ohne Kunst und
Fleiß;
Und überall hin spielet der Lüfte Freigewalt
Um mich und meine Mannen: das nennen Menschen
kalt."

Ganz anders die Kunde des Ostens: —

"Persien ist mir aller Länder liebstes auf der Erde
Rund;
Ganze Tag' in seinen Parken tumml' ich meinen
Schecken rund."

Dort traf er einen Sultan, der vor der Grabmoschee seiner Geliebten hält, und verzweifelnd sich die Haare rauft:

"Denn der Rosengarten zierlich, reich bepflanzt von
seiner Hand,
War nur Reis noch, fast verdorret vor des Bruder
Südens Brand.

'Allah!' schrie er, 'spielst Du also grausam meinem
Leide mit?' —
Da schlich mitleidsvoll zur Hecke leis' ich hin mit
lust'gem Tritt,
Haucht' auf Blatt und Zweige: hastig Knosp' auf
Knospe sprang hervor,
Gleich wie der Beweinten Kinder, Ros' auf Rose
blühte empor.

Einen Springborn ließ ich sprudeln aus der Erde
tiefem Grund,
Mächtige Zypressen schlossen drüber schirmend ihren
Bund.
Nun erklären Nachtigallen Rosen ihrer Liebe Pein,
Turteltauben gehn, Gazellen, nach der Murmelwellen
Schein."

Zephyr und Astolf schicken sich zur Reise an; sie fahren ab, durch die Lüfte. Wir Andern aber werden zum Schluß der ersten Abenteure in den Königspalast geführt, wo im Frauengemach die Prinzessin Swanhwit einsam um Astolf's Ausbleiben sich grämt, und ihr eignes Loos beweint —

". . . . des schwachen Mädchens Zähren
Sind gleich dem Regen, der in Julinächten
Auf Blüthen fällt, kurz vor der Erntezeit;
In ihren halbgeschloss'nen Augen zittern
Die Tropfen, welche Niemand sieht und zählt!" —

Wir müssen abbrechen; das politische, und das Kunstinteresse des Tages, nehmen unsre Spalten in Anspruch. Also —

"Ora non più! ritorni un' altra volta
Chi volontier la bella istoria ascolta!"

Goethe und die Mara.

Am 25. Febr. ward in Reval das 81ste Geburtsfest der Sängerin Mme Mara gefeiert, die einst ganz Europa entzückt hatte. Unter den vielen Huldigungen fanden sich auch einige Zeilen von Goethe's Hand, die zugleich mit dem früheren Ausdruck seiner Bewunderung, den er vor sechzig Jahren ihr gewidmet hatte, nach einer von Hummel gesetzten Musik abgesungen wurden. Die beiden kleinen Gedichte sind in der Petersburger Zeitung vom 19. März abgedruckt; es wird unsern Lesern nicht unwillkommen sein, sie hier mitgetheilt zu finden: —

Der Dlle. Schmehling.
nach Aufführung der Hassischen Sta. Elena al Calvario.
Leipzig, 1771.

"Klarster Stimme, froh an Sinn,
Reinster Jugendgabe,
Zogst du mit der Kaiserin
Nach dem heiligen Grabe.
Dort, wo Alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten."

An Madame Mara,
zum frohen Jahresfeste. Weimar, 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritte erheiternd.
Nah dem Ziele denk' ich heue
Jener Zeit, der Süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend Dich zu grüßen.

Die Hamburgische Kunstausstellung.

Zweiter Bericht.*)

Von einem Reisenden an die Baronesse C**** in P—g.

Hamburg, den 29. März 1831

Gnädige Frau!

Heute ist der Gegenstand meines Berichts die Kunstausstellung, welche seit einigen Tagen eröffnet, und voll von Bildern und Zuschauern ist, unter denen Beiden ich allerwegen auf Bekannte stoße. Welch ein Genuß für den Kunstenthusiasten, die Leistungen aus so vielen Orten des Vaterlandes mit den hiesigen neuen Freunden in Verhältniß treten zu sehen. Ueber Beide erhält man interessante Aufschlüsse. Denn erinnern Sie sich nur gefälligst des Kaleidoskopartigen Versetzungsversuchs, den wie einst in Ihrem Salon mit den Dutzend Bildern machten, wie verschieden da ein Jedes bei neuer Zusammenstellung mit den Andern erschien, und gewiß werden Sie mir zugestehen, wie ganz anders mir wiederum die bekannten Meister allhier erscheinen müssen, wenn ich außer der neuen Umgebung in welche sie jetzt gekommen, noch das Spiegelbild in Betracht ziehe, welches sie auf den hiesigen Gesichtern hervorbringen. Ja wie viel Spaßiges werde ich Ihnen von der absonderlichen Schleifung mancher Ihnen persönlich bekannten Individualitäten zu erzählen haben. Heute darf ich meine Weisheit jedoch nicht verzetteln, da Ew. Gnaden von uns Männern vor allen Dingen das Resultat, welches wir aus Vorkommnissen ziehen, zu verlangen gewohnt sind, um nach Ihrer Liebhaberei, die Zustände und Capacitäten, welche das Urtheil zu Wege brachten, dann rückwärts wieder entziffern zu können.

Es sind, wie Sie aus dem beigesandten Katalog ersehen, über 400 Originalbilder hier zu schauen; um Ihnen nun diese Masse einigermaaßen zu entwirren, will ich das Hervorstechende nach den Orten classificiren, woher es gesandt ist.

Zuerst von Berlin: Siebert, ein Schüler von Wach: lebensgroßes Kniestück. Selten wird man heut zu Tage, von einem historischen Bilde, die vielverlangenden Ansprüche unsrer Zeit so befriedigt finden, als durch dieses schöne und einfache Bild. Edle Zeichnung, Ruhe und Klarheit in der Färbung, und Wärme des Ausdrucks, sind die Vorzüge, welche hier erreicht sind. Die beiden Evangelisten aus derselben Schule erinnern mehr an schon da Gewesenes, doch nicht ohne eignes Verdienst.

Unmittelbar hieher gehört wohl das Portrait Immermann's von Schadow, jetzt in Düsseldorf. Dieß Bild ist so grandios als es beabsichtigt wurde, sowohl in gewaltiger Miene, als eintöniger Behandlung der Carnation. Der mit Prätension über die Schulter geworfene Mantel, bei entblößtem Haupte, ist nachgerade Typus für preußische Heroen-Portraits geworden. In der Hand die Rolle mit Friedrich II. und einem Lorbeerzweig dazu, lassen uns keineswegs im Zweifel, daß man unbedingt es ertrotzen will, einen imponirenden Dichter zu besitzen.

Zwei Bilder von Schröter scheinen besonders viele Verehrer zu finden, und Tante Lucie würde ganz entzückt davon sein. Sie wissen, das reicht schon hin, mich dagegen aufzubringen. Diese Ausdrechselung zusammengewürgelter Formen, weder Zeichnung noch Ton, soll derartige Niederländer, durch Mühseligkeitskünste noch überbieten; doch glücklicherweise ist ein Jagdstück von demselben Meister da, welches den Bewunderern solcher Raritäten die Augen öffnen kann. Und das Bessere wird sich am Janson aus Amsterdam, so wie am nicht unebenen Bild von Pistorius zeigen lassen.

Wenden wir uns nach Dresden, so ist der aus dieser Schule hervorgegangene Schumacher, jetzt in Schwerin, hieher zu rechnen (die drei Marien am Grabe Christi). Leider sind Häßlichkeit, Steifheit der Bewegung, und Glätte der Arbeit bei deutschen Darstellungen so gewöhnlich, daß man kaum diese tugendhaften Fehler dem Einzelnen anrechnen mag. — Eine Madonna von Baumgarten ist angenehmer, doch wissen Ew. Gnaden wohl, daß wenn nichts Individuelles bei diesem so durchgebildeten Vorwurfe geleistet wird, er uns nicht mehr anzuziehen im Stande ist. — Egmonts Traum von Rensch ist nur mäßiges Machwerk, ohne feinere Charakteristik, und läßt uns daher ruhig vorübergehen. Sonst hat die altersstumpfe Dresdner Schule nicht viel mehr her gesandt. Keine Landschaften voll Frische von Dahl. Dagegen drei Friedrichs. Gottlob, über die Zeit, wo rührende Gedanken, durch knalleffectvolle Bilder, ohne durchgeführte Naturerfassung, ausgedrückt werden sollten, sind wir nachgerade hinaus.

Von Wien tritt zuerst Herr Director Petter mit historischen Stücken im französischen Akademiestyl vor. Diese Gattung Bilder, Gegenstände aus der Geschichte des Alterthums darstellend, nehmen sich noch heute nicht schlecht in dem Saale eines Staatsgebäudes aus. Dagegen haben biblische Vorwürfe, auf diese Weise dargestellt, sich nie gut in Kirchen gemacht, und in Ausstellungen, wo naturvolle Landschaften und anmuthige Genrestücke vorherrschen, übersieht man derlei Bilder fast mit Ungerechtigkeit. Sehr bemerkbar sind die Landschaften von Ender. Keck hingesetzt, markig in Farbe, fest in der Zeichnung, aber sonderbar ist's, wenn ein Wiener das abstruse Colorit der Engländer nachaffectirt; — vielleicht die beste Verkaufsempfehlung bei der gentlemanisirenden Wiener Noblesse.

Machen wir unsern Giro von hier gleich nach Rom. Signor Reely ist Ihnen schon durch ein Paar radirte Blätter rühmlichst bekannt. Die Höhen um das Tivoleserthal sind mächtig vor uns gelagert, der Zug des Wassers voll Bewegung, und ich wage es nicht zu entscheiden, woran es liegen mag, daß dieses Bild überhaupt entfernt von der kleinlichen Portraitähnlichkeit moderner Landschaftereien ist. Weniger werden sich Manche in das Colorit finden können, und die Kraft im Vorgrund dürfte wohl vernachlässigt sein.

Ein Genrebild von Weller, eine Laube auf der Höhe von Terracina darstellend, ist in der reizenden Manier der neuesten Franzosen dargestellt. Angenehme Linien, gelungene Charakteristik des Volks, Helle im Schatten, blumigte Harmonie im Colorit der Gewänder, und absichtsvolle Abdämpfung um das Brillirende, liefern hier ein höchst liebliches Resultat.

Ueber die Riepenhausen erlassen Sie es mir wohl zu reden; man hat sich schon genug über sie ausgesprochen.

*) Mitgetheilt.

Vom Altonaer Meyer, eine alte Albaneserin, um deren Stuhl, Kriegvater spielende Kinder, ganz wacker vorgestellt sind. Eine die Natur überschreitende Vierschrötigkeit der Figuren, scheint als besonderes Kennzeichen bei künftiger Auffindung der Bilder dieses Meisters dienen zu können.

Ein kleines Bild von Retzer, der zwar jetzt in München, gehört auch wohl hieher, und empfiehlt sich durch Zartheit eines leichten Vortrags.

Ebenso ist hier Fries anzuführen, der sich in Italien zuerst als Maler bekannt gemacht hat. Fries gehört zu den wenigen Künstlern, welche durch Tüchtigkeit ihrer Arbeit sich ein unabhängiges Leben sichern werden, und dafür muß man den größten Respect haben. Seine Landschaften sind nobel, in vielen Theilen vortrefflich, und in schwächeren nicht häßlich, voll Wärme und Kraft im Ton, und leisten, mit einem Worte, was heutzutage die Meisten zu verlangen sich bewußt sind.

Nun nach München. Da sieht's bunt aus in den Bildern, und meistens trocken. Dieser Ort liefert Genre und Tyrolereien fürs ganze Deutschland fast genug, und man sagt, daß auch die jungen Hamburger fast allesamt dorthin ziehen, wahrscheinlich weil dort die Lernmittel leicht zu haben sind, und weil obendrein sich's lustig und wohlfeil dort leben läßt.

Zuerst von hier vorhandenen historischen Bildern dieser Schule, die freilich in eine andre als die oben bezeichnete Kategorie gehören.

Der Fischzug Tobiä von Fr. Olivier, einem Genossen der Entwickelungsperiode der Neudeutschen Schule in den Jahren 16 — 19, ist doch zu spreizend und gereckt in den Figuren, und macht daher eine nicht angenehme Raumausfüllung der Bildfläche.

Die componirte Landschaft seines Bruders Ferdinand erregt beim gefühlvollen Beschauer wohl die beabsichtigte Stimmung des Dankes gegen den Herrn, für die gesegneten Saaten, welche dem arbeitstreuen Menschen überall hervor wachsen.

Die Schiffspredigt von Glinck. O du zu beklagender Maler, mit manchen nicht leicht zu erreichenden Mitteln, warum ist das Ganze deiner Bilder, gerade heraus gesagt, so schlecht, und Einzelnes so lieb, wie's nur den Besten gelingen kann? Vielleicht kömmt man dahin, wenn man zu früh auf eigenen Füßen stehen will, und doch nicht Gelenkigkeit des Geistes genug besitzt, um die Schwächen seiner Arbeiten, durch Vergleichung mit denen Anderer heraus finden zu können.

Von Adam sind drei Franzosen auf dem frisch gedüngten Schlachtfelde des nun brennenden Moskau. Man weiß, daß dieser Meister sich dermaaßen in die damalige Soldatenzeit hineingesehen hat, daß er fast den Franzosen Genügendes hierin leistet, und vielleicht mit mehr Anspruchslosigkeit als diese.

Petzel's Tyrolereien sind voll Leben und weniger farbhart als sonstige Münchner.

Von Neefe aus Braunschweig sind ähnliche Scenen da, ruhiger aber platter im Landschaftlichen, mit sehr braven Figuren, welche jedoch mehr die Kleinheit einer Staffirung erreichen.

Einer Landschaft von Kaiser muß ich noch erwähnen. Der naßkalte Nebel mit dem falben Vorgrund machen es sehr wünschenswerth, mehr von diesem schon im Ruf stehenden Künstler zu Gesicht zu bekommen. Sonst könnte ich über die anderen Münchner Landschaften und Genristen schweigen, wenn mir hier nicht Carl Heß schon vor der Ausstellung als ein besonderes Talent bezeichnet wäre, das meine Neugierde aber keineswegs befriedigt hat. Denn bei seinen Bildern ist das nicht in der Natur Erfaßte mit demselben Anspruch vorgetragen, als das Erfaßte, welches ganz gelungene Einzelnheiten liefert. Die Malerei ist jedoch durchgehends porcellanartig. Die ein bischen sehr componirte Zusammenstellung zum Ausdruck einer ländlichen Behaglichkeit, ist nicht ohne sinnvolle Beziehung.

Der Nürnberger Klein ist leider ein viel besserer Zeichner und Radirer als Maler, sagte mir ein feiner Kunstkenner, als ich mich einst begierig zeigte, ein Gemälde dieses durch seine Radirungen sich so früh empfehlenden Meisters zu sehen; und das erste wie das letzte Bild, was ich von ihm sehe, beweisen mir die Wahrheit jener Behauptung.

Vom verstorbenen Kunz aus Carlsruh, sind ältere Bilder da, von denen das Größere zu seinen Besten gehört, und es wahrscheinlich macht, daß die Arbeiten dieses Meisters, der sich am unvergleichlichen Potter herangebildet hat, allezeit in Achtung bleiben werden.

Noch einen Sprung weiter — nach Paris; von woher drei Landschaften von Fräulein Rosa von Osterwald gesandt sind. Nur in Paris habe ich die Malerinnen eine solche Meisterschaft erreichen sehen, das beweisen auch diese Bilder, von denen eines bei vorzüglichem Vortrag sehr gelungen in Farbe ist.

Den Kreis des Auswärtigen beschließen die Niederländer, und ich kann Ew. Gnaden versichern, daß die Selbstgenügsamkeit, mit welcher uns öfters die Herren Niederländer, welche uns in Gesellschaften zu Gesicht kamen, auch über ihre heutigen Maler sprachen, nicht ohne Grund ist. Ruhe in den Linien, Einfachheit des Tons, Schöpfen des Kunstvorwurfs aus der Erscheinung, und nicht aus dem, für die bildende Kunst so gefährlichen Bereiche durchgebildeter Verstandesbegriffe; sind Tugenden, welche sie von ihren Vorfahren zu ererben gewußt haben, und welche sie berechtigen, stolz auf solchen Besitz zu sein. Man wird den Hamburgern kein größeres Compliment machen können, als wenn man auswärts erzählt, daß fast alle niederländischen Bilder in den ersten Paar Tagen verkauft waren, und daß die Hamburger also, um mich des neuesten Ausdrucks zu bedienen, die ihnen so natürliche Sympathie für das ihnen ganz Erfaßbare gleich so tactvoll bewährten. — Von den jungen hamburger Künstlern jedoch, denen wohl hier, wie überall in Deutschland das Talent nicht fehlt, gerade was anders zu treiben, als was ihnen Naturgemäß, soll noch kein Einziger nach den Niederlanden in die Schule gegangen sein.

Von Schelfhout hatte ich hier schon Gelegenheit ein größeres schönes Bild bei einem Liebhaber zu Gesicht zu bekommen. Auf der Ausstellung ist ein kleines. — Aus dem Holz in den umzäunten Hof der rechtsstehenden Kathe, treibt der Hirte, bei heißem Sonnenschein, die Schaafheerde; einige davon sind schon herein getrippelt; dahinter wühlt die Masse den im Sonnenstrahl leicht aufsteigenden Sand dermaaßen auf, daß von Heerde und Hirte im Gebrödel nur wenig mehr zu sehen ist. Ob dieß wahrer, in harmonischerem Farbenschmelz, und treffenderem Grade der Vollendung, darzustellen sei, steht zu bezweifeln, und ich hab' es wiederum recht empfunden, mit welcher Seligkeit das wahre Kunstwerk uns überschüttet.

Zwei Seestücke von Morel sind auch recht wacker, wohl noch besser das von Weeboeckhoven.

Verheyen ist dagegen so steif und gedüftelt wie ein Deutscher, und so porcellanen in Farbe wie mancher Franzose.

Geraerd ist massig und weich, wie man's nur wünschen mag.

Ew. Gnaden freuen sich gewiß mit mir, daß durch die glückliche Einrichtung der Ausstellungen so Schönes in allen größeren Städten Deutschlands von Zeit zu Zeit den Leuten vor's Auge gestellt wird, was nicht ohne die umfassendste Wirkung für das Erwachen des Formen- und Farbensinns bei Künstlern sowohl als bei Laien bleiben wird. Im nächsten Schreiben werde ich noch über die Leistungen der Hamburger Künstler nachholend zu berichten haben, welche, als an Ort und Stelle wirkend, in besondere Betrachtung zu nehmen sind.

Ew. Gnaden ergebenster
L. T.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

41. Hamburg. Montag, den 11. April. 1831.

Inhalt.

Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Von E. M. Arndt. (Motto: Lieber den Wolf, der reißt, Als den Fuchs, der gleißt.) Leipzig. im März 1831. Weidmann. 92 S. 8.

Nichts kann weniger zeitgemäß sein, als der Ton, den diese Flugschrift anstimmt, als der crasse Franzosenhaß von 1813, den der Verf. den Gemüthern wiederum einimpfen möchte. Die Ansprüche sind uns nicht unbekannt, die Ernst Moritz Arndt auf den Dank der Nation sich erworben hat — einer der tüchtigsten Männer, wenn es galt, das Nationalgefühl zu wecken, und der Erniedrigung unter fremdes Joch ein Ziel zu setzen. Aber es ist nicht erlaubt, auf solche Ansprüche trotzend, den Geist der rastlos fortschreitenden Zeit zu verkennen, und ein Volk zu verhöhnen, das im Angesicht der Welt so Großes geleistet, und den glänzendsten Sieg bis jetzt mit Mäßigung gebraucht hat. Es ist nicht erlaubt, die Gesinnungen von zwei und dreißig Millionen Franzosen mit den leidenschaftlichen Verirrungen einer Faction zu verwechseln, und in absurdem Hochmuth auf den deutschen Namen zu pochen, als wär' es ein Verdienst, den deutschen Namen zu führen. Die abenteuerliche Diction des Verfassers wird, man darf es von dem gesunden Geschmack der Deutschen hoffen, heutzutage kein Glück mehr machen; und der gesunde Tact des Volkes bürgt dafür, daß die leidenschaftlichen Ausforderungen des Verfassers in den Gesinnungen der Nation kein Echo finden werden. Der Verf. scheint den Krieg für unvermeidlich zu halten. Wir leben der Hoffnung, daß er sich täuscht. Aber wenn er sich nicht täuschen, wenn er, wie er meint, "weissagen und wahrsagen" sollte, so bedarf es nicht seiner heftigen Beredsamkeit, noch seines blinden Eifers, um das deutsche Volk zu den Waffen zu rufen, wenn es gilt, den fremden Angriff abzuwehren.

"Non tali auxilio, non defensoribus istis
Tempus eget"............

Denn von der Abwehrung eines feindlichen Angriffs, und davon allein, kann die Rede sein. Nimmermehr wird das deutsche Volk einen Kreuzzug wider die fremde Freiheit beginnen. Die Zeiten sind vorüber, wo ein Manifest, wie jenes unselige von 1792, zur Wiederherstellung der Willkür deutsche Krieger bewaffnen, und sie der gewissen Schmach und dem unvermeidlichen Untergang entgegenführen konnte. Wir setzen selbst in die Absichten des Verf. ein besseres Vertrauen, als daß wir bei ihm den Gedanken an einen solchen Kreuzzug voraussetzen möchten. Aber wir glauben, daß seine Rathschläge, wenn sie Eingang finden sollten, die beiden Nationen in einen Abgrund von Mißverständnissen, in einen zerstörenden Krieg stürzen würden, während doch beiden nur ein Ziel vorgesteckt ist — ein Ziel, dessen zu erwähnen dem Verf. nicht beliebt, das sie aber darum nicht aus dem Auge verlieren werden — das unablässige Fortschreiten auf der Bahn der constitutionellen Reform: also die Erhaltung der Ruhe, der gesetzlichen Ordnung, des europäischen Friedens.

Schon der Eingang der Flugschrift ist charakteristisch für die Art und Weise, in welcher durchgängig von dem französischen Volk gesprochen wird: —

"Wir hatten das Füchslein vor 16 Jahren in den Eisen, und es war mit Schwanz und Klauen fest; es geberdete sich aber so freundlich unschuldig, so liebenswürdig reuig, wie jener alte Bewohner von Schloß Malapart, der gelobte Pilgrimacien zu gehen, daß wir es herausließen und daß es kaum ein paar Schwanzhaare im Stiche ließ. Nun ist es wieder da und macht sich mit seinen alten Künsten wieder lustig, und schwänzelt und füchselt umher, wo und wen es überlisten könne."

Wir längnen es nicht, dieser Ton hat für unser Gefühl etwas Empörendes. Weiterhin werden denn aus der Rüstkammer kerndeutscher Schimpfworte noch Phrasen hervorgezogen wie die folgenden: "der gauklerische und gefährliche Wälsche"; "die habsüchtigen auflaurischen und hinterlistigen Nachbaren, die mit der Treue wie mit dem Winde Handel treiben"; "schlaue und unverschämte Diebe"; und im Tone des Vorwurfs hält der Verf. den Franzosen eine Standrede über ihre Abstammung: "Ihr waret in einigen Jahrhunderten ganz andere Menschen, ja ein ganz anderes Volk geworden; was sage ich? Ihr waret Bastarde oder gar Wechselbälge, und von ganz anderen Vätern und Müttern entsprossen: indem ihr Alle Franken, später Franzosen, genannt wurdet, waren gewiß Dreiviertel eurer Bestandtheile ganz andern Blutes und Stoffes als des germanischen." Ein großes Unglück fürwahr, und ein noch größeres Verbrechen! Es ist dieß indessen nicht die einzige Stelle, die ein würdiges Seitenstück abgeben kann zu der Frage des Pater Bouhours — "Peut-on être Allemand?" Wenn den Franzosen vorgeworfen wird, daß sie sich beständig als die große Nation ankündigen, und ihr eig'nes Lob singen, so hat der Verf. es auch nicht daran fehlen lassen, das deutsche Volk als das "edelste, älteste, größte, gerechteste, gesittetste und wissenschaftlichste Volk Europa's" zu affichiren. Unsern westlichen Nachbaren wird es überlassen bleiben, sich zu abstrahiren, daß der Redner, der eine solche Sprache führt, unter den Rednern seiner Nation dasteht, mit Milton's berühmten Superlativen begabt —

"wisest, virtuousest, discreetest, best."

Wir sind sonst nicht gewohnt, von dem Ton, in welchem eine Schrift abgefaßt ist, zuerst, und als von einer Hauptsache, zu reden. Aber jede Aufregung des blinden Nationalhasses hat etwas so unaussprechlich Widerliches, und jeder Versuch dieser Art, in dem gegenwärtigen Augenblick, etwas so Verwerfliches, daß wir geglaubt haben, den Geist der Feindseligkeit, der sich durch die ganze Schrift hinzieht, als ihr unglückliches charakteristisches Merkmal hervorheben zu müssen. Wenden wir uns nun zu den praktischen Lehren, die der Verf. verspricht.

"Fas est, et ab hoste doceri."

Und wir können nicht umhin, einen Versuch, wie sehr er auch aus mißverstandenem Patriotismus entsprungen sein mag, der, wenn auch absichtslos, auf die Aufregung der Volksleidenschaft zielt — einen solchen Versuch können wir nicht umhin, als einen, den besten Interessen des Vaterlandes feindseligen zu bezeichnen.

Als einen großen politischen Fehler betrachtet es der Verf., daß auf dem Wiener Congreß die Landschaften des burgundischen Kreises, das Bisthum Lüttich nebst Stablo und Malmedy als Anhang zu dem neuen Königreich der Niederlande geschlagen wurden. "Vergebens riefen und warnten, ja weinten und fluchten wir Andern, welchen weder Habsucht noch Schelmerei

die Augen getrübt hatte, über das Ungeschick und das Mißgeschick. Das Reich der Niederlande war und blieb gebildet." Es folgt eine Deduction, um zu erweisen, daß es recht und billig, daß es umsichtig und politisch gewesen wäre, sie dem deutschen Staatskörper einzuverleiben. Nun soll die belgische Revolution "das Land wo Gaukler und Buben ein unerhörtes Ballspiel spielen dürfen" der französischen Habgier als ein erwünschtes Opfer darbieten. Der Londoner Congreß erbaut den Verf. ebensowenig als die "übrigen Verhandlungen mit Worten und Redensarten schlimmster Art und nach dem Gebrauche, den man von ihnen macht, gräulichster Bedeutung: Volkssouverainetät, Intervention und Nichtintervention, und allerlei anderes ähnliches Teufelszeug." Was soll nun werden, und unter welchen Bedingungen erwartet der Verf. die Garantie des europäischen Friedens?

"Wir meinen und hoffen bis jetzt immer noch, daß 1) die tollen und bösen Narren und Narrengenossen, die diesen Aufruhr muthwillig anzetteln halfen und ihn täglich frevelhafter fortsetzten, werden zur Ordnung zurückgezwungen werden müssen; daß die fünf hohen Mächte, die in London darüber zu Rathe sitzen, doch endlich dahin werden interveniren müssen; und 2) daß, wenn auch die nördlichen und südlichen Niederlande als zwei besondere Staaten für immer getrennt werden sollten, doch ein Fürst aus dem Hause Oranien, aller souverainsten Volkssouverainetät zum Trotz, auch in dem abgetrennten südlichen Theile wieder der Herr werden müsse: denn Ludwig Philipp von Frankreich ist nur unter dem Titel anerkannt, daß er ein Bourbon war, und zwar das Haupt der nächsten Linie nach der ältern entthronten, und man muß den heillosen Brauch bei den Völkern nicht einreißen lassen, Könige und Fürsten gleich alten vertragenen Kleidern mit freveler Willkür abzuthun, bloß weil sie ihnen nicht gefallen: denn solches den Völkern selbst in der Regel verderblichste Unheil ist nur als letzte Nothwehr zu dulden, wenn ein Caligula oder Michel und wer sonst alles Heilige und Menschliche unter die Füße tritt und sich durch Tollheit und Wütherei aus dem Menschen- und Christen-Rechte herausgesetzt hat; daß 3) auf jeden Fall die Verhältnisse des Herzogthums Luxemburg, als eines Theils des deutschen Bundesstaates, so wie die Bestimmungen der Gränzhut der Festungen gegen Frankreich, vor dem Angesichte aller Völker Europens und unsers Vaterlandes so klar und fest müssen geordnet und gesichert werden, als sie in Wien von den Guten gemeint, aber leider aus lauter zarter Schonung gegen Frankreich, und England und die leisen und verkappten Mitspieler unter ihrer Decke weder ausgesprochen noch festgestellt wurden."

Also ein Fürst aus dem Hause Oranien soll den Belgiern aufgedrängt werden, und dafür sollen nöthigen Falls die Deutschen sich bewaffnen! Als wenn die Legitimität, die diesem politischen Raisonnement als Leitstern vorleuchtet, durch die Absetzung des alten Herrschers minder gefährdet wäre, als durch die Ausschließung seiner Familie. Der Verf. kann in dem civilisirten Europa weithin reisen, in allen Richtungen, bis er auf ein Volk stoßen wird, das der Thronfolge eines fremden Fürsten in fremdem Lande zulieb Lust hat eine Lanze zu brechen. Die Völker werden sich nicht wieder zu einem Kreuzzug für die Idee der Legitimität hergeben.

Aber Frankreich? Wird es nicht Belgien in die Tasche stecken, heute, morgen oder übermorgen? Man kann es nicht wissen. Ludwig Philipp hat zwar die Krone für seinen Sohn, den erwählten König der Belgier, nicht angenommen, um Frieden zu halten; aber

"der Autor sagt, daß er voll Herrschsucht ist;
der Autor ist ein ehrenwerther Mann."

Aber Luxemburg? Die gute Treue der Verträge wird nicht mehr gekränkt werden, wenn der König von Belgien (es wird ja endlich ein König von Belgien sich finden) das Großherzogthum bei dem Bundestage repräsentiren läßt, als wenn der König von Holland seine übrigen belgischen Provinzen einbüßt, wie er nach den Protocollen des Londoner Congresses sie einbüßen wird. Die Luxemburger werden nicht bessere Bürger des deutschen Bundes sein unter einem aufgedrängten Monarchen, als unter dem Monarchen ihrer Wahl. Sollte es sich aber zeigen, daß die Luxemburger wirklich der oranischen Dynastie zugethan sind, daß eine Verbindung mit Holland ihrer Industrie förderlicher sein wird, so laßt sie holländisch bleiben. "Oranje-Boven" hat einen so guten Klang als irgend ein andrer Ruf; aber es muß aus voller Brust erschallen, und mit freier Wahl. Dem deutschen Volke kann es gleichgültig sein, was man in Luxemburg ruft.

Es ist nur ein praktisches Interesse, um welches es der Mühe lohnt, und für welches es unvermeidlich werden kann, das Schwert zu ziehen. Luxemburg ist Bundesfestung und muß es bleiben. Wenn es auch nicht eine der bedeutendsten Bundesfestungen wäre, *) so ist doch dieß nicht der Augenblick, in welchem von der Verzichtung auf einen solchen Punct die Rede sein könnte. Deutschland rüstet, und schickt Truppen in jene Gegenden, um gegen jeden möglichen Angriff seine Feste zu behaupten. Sollte aber ein Krieg entstehen, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß die Franzosen ihre alte Diversion in der Gegend von Kehl wiederholen würden. Man darf hoffen, daß durch eine Truppensendung nach dem südlichen Deutschland auch jener Punct hinlänglich bewacht werden wird, um einem möglichen Angriff zu begegnen. Man rüstet, nicht um den Krieg zu veranlassen, sondern um den Frieden zu sichern.

Was nun die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Frankreich betrifft, so ist Grund genug vorhanden, zu glauben, daß in Frankreich eine Faction besteht, der der Eroberungskrieg willkommen wäre. Aber man muß sich erinnern, daß es mächtige Interessen in Frankreich giebt, die, ganz abgesehen von der guten Treue, bei jedem Krieg auf dem Spiele stehen. In keinem Lande wird der Handel durch einen Krieg so sehr leiden, in keinem wird dieses Leiden des Handels so unmittelbar auch unter den nicht mercantilen Classen empfunden werden, wie in Frankreich. Diejenigen werden uns Recht geben, denen es bekannt ist, wie in Frankreich die bedeutendsten Häuser keineswegs mit eigenem Gelde wirthschaften, sondern wie es sehr gewöhnlich ist, daß Capitalisten eine bestimmte Summe, gegen bestimmte Procente, bei einem Hause niederlegen, das nach eigener Discretion damit speculirt. Man begreift, wie es kommen muß, daß jede Convulsion rechts und links den Credit erschüttert, daß man niemals sicher ist, wohin, und wie weithin der Schlag treffen wird, weil die wirklichen Verhältnisse nur erst bei einem Unfall der Betheiligten bekannt werden. Das beständige Sinken der Fonds spricht am lautesten für die Besorgnisse, mit denen alles Eigenthumsinteresse einem Krieg entgegensieht.

Wie mächtig jetzt die kriegslustige Faction ist, wagen wir nicht zu bestimmen, so wenig als wir die Minderzahl der "guten, frommen, verständigen Männer" zu bestimmen vermögen, die vor des Verf. Augen Gnade gefunden haben, und von denen er unter Andrem rühmt — "einige der Eurigen haben meinen Namen zuweilen genannt, daß ich den neuen Geist und Sinn unsres Volkes Euch zuerst richtig und voll, wie er jetzt lebt und blüht, geschildert habe, daß ich auch euer Leben und Streben

*) Schon vor dem Jahr 1584 war Luxemburg durch die Antwerper stark befestigt. Wie in der Folgezeit die Vortheile der Lage dieses Ortes immer vollständiger benutzt wurden, findet man entwickelt in der zu den Elzevir'schen Republiken gehörigen Beschreibung von Belgien, S. 317 ff. (Leiden 1630.) Im Jahr 1794 als das ganze Land von den Franzosen überschwemmt war, hielt außer Mainz nur Luxemburg aus; und als es am 6. Juni 1795, nach heldenmüthiger Vertheidigung, übergeben wurde, war es nur, weil es durch Hunger sich zur Capitulation genöthigt sah.

nicht ganz mißverstanden habe." Schade, daß wir nicht im Stande sind, die Namen der guten, frommen, verständigen Männer mit einem Male der Publicität zu übergeben; unsterblicher Ruhm wird ihnen nicht fehlen.

Eines aber müssen wir aufrichtig bedauern, daß Lafayette von der Faction vorangestellt zu werden scheint. Unsre Leser erinnern sich vielleicht, daß wir in Ausdrücken der Verehrung von Lafayette gesprochen haben. Aber sie werden uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erwarten, daß wir keinem politischen Idol unser Glaubensbekenntniß zu Füßen gelegt haben. Die Associationen, die, von der Regierung unabhängig, über Krieg und Frieden entscheiden, und die Mittel dazu in die Hände einer nicht anerkannten Gewalt legen wollen, können nicht in einem wohlgeordneten Staate geduldet werden. Der General Lafayette wird das Vertrauen seiner Mitbürger nicht länger verdienen, wenn er nicht im Stande ist, seine individuellen Sympathieen der gesetzlichen Ordnung zum Opfer zu bringen. Laßt ihn diese Sympathieen auf den Thron von Frankreich setzen, wenn er es vermag — das heißt, wenn es der Wille der Nation ist. Aber laßt ihn nicht eine Unternehmung fördern, in welcher das erste Symptom der Anarchie sich verräth.

Da wir einmal des Mannes gedacht haben, der für das Haupt der republicanischen Partei gilt, so wollen wir auch einer glänzenden Entdeckung Erwähnung thun, die unser Verf. auf dem Felde der Staatswissenschaft gemacht hat. Er hat ausfindig gemacht — und wer es nicht begreift, den läßt er "unter der Fahne des überschwänglichen Unverstandes aufmarschieren" — woher es eigentlich komme, daß es mit nordamericanischen Institutionen in Frankreich und anderwärts nicht recht gehen will. "Es bestehet zwischen der großen Eidgenossenschaft Nordamerica's und unserm Europa jener allerwesentlichste Unterschied, daß, wer in jenem Lande nur drei, vier Stunden des Tages mäßig arbeiten mag, sich reichlich satt essen kann, während auf den Straßen von Paris, Antwerpen, London und Berlin viele Menschen, welche von 24 Stunden 15 fleißig arbeiten, kaum finden, wovon sie sich und die ihrigen kümmerlich ernähren können." Prodigiös! Davon aber hat der Verf. keine Notiz genommen, daß die Einrichtung der Staatsmaschine, daß Civilliste, Beamten- und andre stehenden Heere, vermittelst der benöthigten Besteuerung einigen geringen Einfluß auf die Leichtigkeit und Gemächlichkeit, ja auf die Möglichkeit des Erwerbs ausüben. Auch von der Repräsentation, von englischen Korngesetzen nimmt er keine Notiz — nicht er; er deducirt bloß der Gegner "überschwänglichen Unverstand," und schimpft auf die Franzosen.

Seine früheren Ideen über den Rheinstrom, als "Deutschlands Strom, nicht Deutschland's Gränze," hat der Verf. hier reproducirt. Seine Entwickelung der Gränzbildung durch Sprache und Abstammung, verdient nachgelesen zu werden. Was aber die französische Politik in Hinsicht auf den Rhein betrifft, so werden wir vielleicht dem Verf., und gewiß unsern Lesern, einen Dienst thun, wenn wir hersetzen, was vor beinahe hundert Jahren (1736) Friedrich der Große als Kronprinz über diesen Gegenstand geschrieben hat. *) —

So, wie Friedrich sie in meisterhaften Zügen gezeichnet hat, war die französische Politik unter ehrgeizigen Ministern und eiteln Königen. Frankreich am Anfang der Revolution, das freie aber noch constitutionelle Frankreich, kannte keine solche Politik. Die fremden Cabinette begannen in thörichtem Wahn den Vertilgungskampf gegen die Freiheit. Es erschien jenes unvergeßlich schimpfliche Manifest: und die Antwort ward tausendstimmig abgesungen in der Marseillaise. —

Im Siegestaumel ward die äußerste Willkür entfesselt. Ludwig des Sechszehnten Haupt fiel ein Opfer der fremden Intervention. Wüste Zeiten folgten: bis ein Feldherr von gleichem Genie und Glück den Dämon der Anarchie durch den Glanz des Ruhmes zu blenden wußte. Die Restauration, mit allen ihren Gebrechen, legte den Grund zur Ausbildung des öffentlichen Lebens. Das Bewußtsein des Volkes war rege; das Frankreich von der letzten Revolution erkannte seine Bestimmung, die edelsten Früchte von 89 zu sammeln und zur Reife zu bringen. Die Tendenz des Eroberungskriegs war nicht unter den Erstlingen von 89. Die Mehrzahl der Franzosen will sie nicht, diese Tendenz. Die Mehrzahl der Franzosen will Garantieen — Garantieen für das Gesetz, für den öffentlichen Wohlstand.

Und das deutsche Volk, was will es anders? Es strebt nach Garantieen, die kein äußeres Bündniß, keine Convention geben kann, sondern nur die Entwickelung des constitutionellen Lebens. Durch die leidenschaftliche Faction unter den Franzosen wird es sich nicht verwirren lassen, nicht im Frieden, und nicht im Kriege, den der Himmel abwenden wolle. Das deutsche Volk hofft, daß die Regierungen den Augenblick verstehen, daß sie es begreifen, wie die Zeit des Temporisirens, der halben Maaßregeln, des Mißtrauens vorüber ist; daß jene Acte, mit den Zusagen vom letzten Befreiungskriege her "sera désormais une vérité."

*) L'océan sert de bornes au côté septentrional de la France, la mer Méditerranée & les Alpes au midi; mais du côté de l'orient elle n'a d'autres limites que celles de sa moderation & de sa justice. L'Alsace & la Lorraine, démembrées de l'Empire, ont reculé les bornes de la domination de la France jusqu'au Rhin. Il seroit à souhaiter que le Rhin pût continuer à faire la lisière de leur monarchie. Pour cet effet il se trouveroit un petit duché de Luxembourg à envahir, un petit électorat de Trèves à acquérir par quelque traité, un duché de Liége par droit de bienséance, les Places de la Barrière, la Flandre & quelques bagatelles semblables devroient être nécessairement comprises dans cette réunion; & il ne faudra à la France que le ministère de quelque homme modéré & doux, qui prêtant, s'il m'est permis de m'exprimer ainsi, son caractère à la politique de sa cour, & qui rejetant toutes les ruses & tous les détours de ses artifices sur le compte des ministres subalternes, conduise à l'abri de dehors respectables ses desseins à une heureuse issue." (*Considerations sur l'état présent du corps politique de l'Europe.*) Oeuvres Posthumes 6. 28.

Die Insel der Glückseligkeit. Von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Erste Abtheilung. Leipzig, 1831. Brockhaus.

(Zweiter Artikel.)

Dießmal nur einen flüchtigen Besuch auf der Insel der Glückseligkeit. — Wir finden sieben Nymphen, — es sind, wenn man will, die Musen der sieben freien Künste — um den Quell der Jugend versammelt, der aus der Nische eines Smaragdfelsens herabrieselt. Im Wechselgesang und Reigen nahen sie sich dem Quell, und füllen die Chrystallpocale. Felicia, die Königin, ist ferne, nur selten besucht sie den Ort, und nur bei Nacht —

"Dann giebt in einsamen Hainen sich kund
Wohl ihr die Mutter, die dunkle der Nächte,
Welcher die Tochter gern nimmer gedächte."

Zephyr und Astolf kommen an, durch die Lüfte her. Auch Zephyr ist von der Liebe hergeführt, aber nicht die Königin ist die Angebetete, sondern eine kleine Nymphe, Spinarosa — und der Arme ist sehr eifersüchtig auf einen Nebenbuhler, auf die kleine graue, aber liederreiche Nachtigall. In einer dritten Scene erzählt Felicia einen Traum. Auf der Insel kennt man zwar und lieset die Ritterromane, aber man hat nie einen Mann, nie einen wirklichen sterblichen Ritter gesehen. Man ist neugierig wie ein solcher aussieht. Felicia hat im Traum einen Ritter gesehen. Und wie sieht er aus? "Grad wie der Vogel Phönix." Die Nymphen sind wenig bewandert in der Ornithologie. Felicia beschreibt ihn:

"Im Morgenscheine, der mit Wog' auf Woge
Umgoß des Tempels schimmernde Rotunde,
Sank durch die Oeffnung des Gewölbes nieder

Ein großer prächt'ger Vogel, dessen Gleichen
Ich nie gesehn, und kreiste ringsumher
Das Rundgewölb' in sanftem Flügelschlag.
Er sei von dem Geschlechte der Fasanen,
Meint' ich zuerst; doch schöner viel und größer
Erschien die Bildung; wie ein Vogelkönig
Trug auf dem Haupt er eine goldne Krone,
Um Hals und Rücken einen Scharlachmantel
Von spiegelblanken Federn, deren Farbe
Sich in Smaragdgrün an der Brust verlor,
Doch an den Schwingen und dem Schwanz dagegen
In alle Regenbogenlichter brach.
Ein Paar von Augen, schwarzen, klaren, klugen,
Von überird'schem Ausdruck, schlug er bald
Zum Himmel auf, und wieder bald auf mich;
Und aus dem Schnabel, glänzender und weißer
Als Elfenbein und Perlenmutter, sandt' er
Der zaubervollen Stimme linden Ton,
Indeß er zum Gesange langsam rührete
Die blanken Schwingen und die goldnen Füße."

Und hier das Lied, das er gesungen: —

"Hast Du gehört vom Paradies verkünden,
Der Erde schönem, ostgeleg'nem Land?
Mir mocht' allein das Glück sich hold verbünden,
Daß ich noch weiß, wie seine Freud' empfand.
Mit Früchten, deren Kraft die Welt durchglühet,
Zwei hohe Bäum' in seinem Garten stehn,
Der Baum des Lebens, der Erkenntniß blühet,
Und unter beiden mag ich heimisch gehn.

Ich komme jung nun aus der Heimath Ferne,
Wo mich verwandelt hold der Flamme Glut;
Zu fliehn der Asche kurzen Schlaf so gerne,
Trieb ew'ge Lust des Herzens warmes Blut.
Auf Deiner Insel lüstet mich zu weilen
Die tausend Jahr, die ich nun jung und roth;
Und bis heran die letzten Stunden eilen,
Sei aufgespart, der mich verzehrt, der Tod.

Denn, alternd, mag ich nicht die Heimath meiden,
Zum Flammenbett such' ich mir Zweige sacht;
Es seufzt der Zimmt, weinend die Myrrhen leiden,
Bis wieder ich erwach' in neuer Pracht.
Tod wird der Baum mir der Erkenntniß geben,
Der andere verleiht dem Staube Kraft,
Daß ich mich schwing' empor zu neuem Leben
Im Sang aus seines dunkeln Schooßes Haft.

Und willst du hören, wie die Welt mich nennet?
Den einen Phönix je die Erde trug;
Die Ahnung doch, die Dir im Herzen brennet,
Ist der Verwandtschaft Zeuge mir und Zug.
Und wenn ein Bild, mir gleich, Dir weckt Verlangen,
Die Hoffnung wird zu liebender Begier,
So sinkt der Nebel, der Dir hält gefangen
Den Blick, und Du erkennst den Weg zu mir."

Die Fee Peribanou erscheint, als Abgesandte der Feen von Ginnistan, und ersucht die Königin um Hülfe gegen ihre bösen Nachbaren, die Diven. Felicia will ein Heer von Salamandern in's Feld stellen. Astolf ist eingetreten, unsichtbar; er vergißt sich, ruft laut —

"O gönne mir, zum Streite sie zu führen!
Für Dich will ich die ganze Welt erobern,
Den Himmel und die Hölle selbst dazu!"

Zephyr's Mantel fällt ihm von der Schulter, der ihn unsichtbar gemacht — er steht in einem Scharlachmantel da, die Nymphen erkennen ihn — "sieh da, der Vogel Phönix"! Er wird als Vogel Phönix auch von der Königin begrüßt; er versichert, er sei ein Mann. "Ein Mann?" Die Fee Peribanou bestätigt es.

Nicht neu ist die Erscheinung uns. Wir Feen,
Wir sind bei weitem klüger doch als diese,
Die Nymphen der Glückseligkeit. Auf Ehre,
Solche Unwissenheit begreif' ich nicht!
So simpel ist man nicht in Ginnistan!"

Des Ritters Glück ist gemacht — ein neuer Amadis, muß er schwören, das Land nicht wieder zu verlassen; bei der Mutter Felicias, bei der Sternenmutter muß er schwören: dafür soll ihm ewige Jugend blühen und die Gewährung jeglichen Wunsches.

Vielleicht entschließen wir uns, wenn prosaischere Dinge uns Raum geben, ein andermal unsern Lesern die Liebe Astolf's und Felicia's zu verrathen.

Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien. Von Johanna Schopenhauer. Leipzig, 1831. Brockhaus. Zwei Theile.

(Zweiter Artikel.)

Wir holen den versprochenen Auszug einer Episode nach, die zu den interessantesten Partieen dieser, an interessanten Darstellungen so reichen, Bände gehört.

Sie betrifft den Kölner Kunstpatriarchen Wallraf, dessen Namen keinem Kunstfreund unbekannt geblieben ist, und der ein merkwürdiges Beispiel leidenschaftlicher Hingebung, und ausdauernder Aufopferung darbietet, für einen Zweck, der als Lebenszweck erkannt worden ist.

"Ferdinand Wallraf" — so beginnt die von der Verfasserin mitgetheilte Skizze seines Lebens — "wurde in dem nämlichen Jahre wie Goethe, und nur einen Monat früher als dieser geboren. Ein besonders günstiger Stern muß den Kindern des Sommers im Jahr 1749 geleuchtet haben, denn auch Wallraf kam mit den glücklichsten Anlagen reich begabt zur Welt, welche während seines Heranwachsens so schnell und kräftig sich entwickelten, daß er schon in seinem einundzwanzigsten Jahre als Lehrer bei dem sehr reich dotirten Montanergymnasium in seiner Vaterstadt angestellt werden konnte."

Wallraf's Existenz in diesem seinen ersten Wirkungskreis war sorgenfrei, und war in mehr als einer Hinsicht glücklich zu nennen. Mit Eifer widmete er sich seinem Beruf als Jugendlehrer, fand aber dabei noch Muße, um die Naturkunde durch fortgesetzte Studien sich vertraut zu machen, und mit den Alten, an denen seine Seele hing, in geistigem Verkehr zu leben. Nicht als das geringste Glück seiner Lage ist die Beziehung zu nennen, in welche er zu einer mütterlichen Freundin trat: ein Glück, das von Männern, deren Jugend durch den Einfluß edler Frauen aufgemuntert, gesittigt und geadelt worden ist, auch in späteren Jahren nicht verkannt zu werden pflegt. Es war die Gattin des geschätzten Arztes Mendt, die sich für Wallraf interessirte, der er seine geistigen Bestrebungen und seine Lieblingspläne vertraute. Als das Ziel der letzteren gestaltete sich immer lebhafter die Idee, für seine Vaterstadt, in der so manche Ueberreste alter Kunst zerstreut vorhanden waren, eine Sammlung von Kunstwerken zu gewinnen, die unter den deutschen Museen einen ehrenvollen Platz einnehmen könnte. Wallraf begann zu sammeln: —

"Kein Liebender hat jemals inniger, treuer an der Geliebten gehangen als Wallraf an der Kunst, Keiner ihr je schwerere Opfer gebracht als er dieser Göttin seines Lebens bis an das Ende desselben. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging von nun an nur darauf hinaus, zu sammeln, zu retten, zu bewahren, was unerkannt und unbenutzt im Staube unterzugehen drohte. Er versagte sich nicht nur jede Bequemlichkeit, sondern auch jedes nicht durchaus unentbehrliche Bedürfniß des Lebens; im Winter blieb sein Zimmer unerwärmt; er hungerte, er fror im eigentlichen Sinne des Wortes, aber er kaufte Handzeichnungen, Kupferstiche, alte Gemälde, geschnittene Steine von dem auf diese Weise ersparten Gelde und fühlte keinen Mangel."

Seine Freundin versuchte umsonst, ihm das Mißverhältniß begreiflich zu machen, in welchem seine Mittel zu dem Plane standen. Es blieb ihr nichts übrig, als dafür zu sorgen, daß ihm wenigstens einige Erleichterung und Unterstützung zu Theil wurde für den Riesenplan, von dem er nicht abzuwenden war. Es gelang ihr, ihm eine Professur der Botanik an der Universität zu verschaffen, die, verbunden mit einer geistlichen Präbende, ihm einen nicht unansehnlichen Gehalt sicherte. Aber ihr Zweck war nur halb erreicht. Wallraf fuhr fort zu hungern und zu frieren. Er wußte auch Mittel zu finden, um durch einen Tauschhandel werthvolle Stücke für seine Sammlung zu erwerben. Er kaufte Heiligenbilder, Gipsbüsten, geschnittene Steine u. dgl. an, und tauschte dafür Gegenstände ein, die den Besitzern von geringerem, ihm selbst aber von unendlich größerem Werthe sein mußten. Seine Freunde erhoben Zweifel gegen die Rechtlichkeit einer solchen Speculation: —

"Sie waren zugegen, als er einst für einen, den heiligen Franziscus vorstellenden Kupferstich eine auf Kupfer trefflich gemalte schlummernde Diana an sich brachte; ein ungefähr viertehalb Fuß langes und etwas über zwei Fuß hohes

Bildchen, das, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, für einen ächten Correggio galt. Der Kauf schien den Freunden doch ein wenig zu ungleich, und sie konnten sich nicht enthalten, ihm die Gewissensfrage vorzulegen, ob es wohl ganz rechtlich wäre, für einen Kupferstich, der ihm zwölf Frank koste, ein Gemälde zu nehmen, das kaum mit zweihundert Karolin für bezahlt zu achten sei.

"Kunstwerke haben keinen absoluten Werth, erwiederte Wallraf gelassen; Alles hängt von Geschmack, Cultur, Zeit, Verhältnissen und sonstigen Umständen dabei ab. Fragt selbst den bisherigen Besitzer dieses Bildes, ob ihm der heilige Franciscus nicht lieber sei als diese Diana.

"Allerdings, fiel dieser ein, ist mir das Bild meines heiligen Schutzpatrons weit mehr werth als dort die nackte heidnische Göttin. Nun habe ich sie alle drei glücklich beisammen, meinen Schutzpatron, den meiner Frau und den meiner Tochter, setzte er wie triumphirend hinzu und ging, seelenvergnügt über den glücklichen Tausch, mit seinem heiligen Franciscus nach Hause.

"Lachend gratulirten jetzt die Freunde dem guten Wallraf zu dem Kauf; ihre Zweifel in Hinsicht der Rechtlichkeit desselben waren völlig gehoben, sie erboten sich sogar, ihm zu ähnlichen zu verhelfen zu suchen.

"Das kann mit gutem Gewissen auch der Redlichste und Rechtlichste unter euch, erwiederte Wallraf freundlich aber ernst. Nichts von allen den Kunstsachen, die ich zusammenbringe, ist mein Eigenthum, Alles gehört meinen Mitbürgern, meiner Vaterstadt. Ich nehme es nur in einstweilige Bewahrung, damit unkundige Hände es nicht beschädigen, oder es endlich gar aus Köln weggeführt werde."

Im Jahr 1796 ward Wallraf zum Rector der Universität erwählt, und behielt die Würde unter der Oberherrschaft der Franzosen sieben Jahre lang. Die Behörde war ihm geneigt, dagegen ward er auf empörende Weise von seinen ehemaligen Amtsgenossen angefeindet: —

"Bis er zum Rectorat ernannt wurde, hatte er, auch als Professor der Botanik, die mit seiner ehemaligen Lehrerstelle am Montanergymnasium verbundene Wohnung beibehalten. Sie war groß und geräumig genug, um alle die zahllosen Bücher und Kunstsachen aufzubewahren, die im Laufe der Jahre sich dermaßen chaotisch um ihn angehäuft hatten, daß der genügsame Mann kaum Raum genug für seine persönliche Bequemlichkeit übrig behielt; das Gymnasium konnte ihrer entbehren und ließ ihn ungestört im Besitz. Nun aber wurden Neid, Scheelsucht, kleinliche Nebenabsichten in dem Gemüth seiner ehemaligen Collegen plötzlich rege; man fing an, ihn wiederholentlich zur möglichst schnellen Räumung der Wohnung aufzufordern. Wallraf ergab sich darein, wenn gleich ungern; er bat nur um Frist, bis er eine für ihn passende Wohnung gefunden; auch gab er sich Mühe darum und mochte wol dabei oft sorgenvoll an das mühselige und gefährliche Ausräumen aller seiner unendlichen Habseligkeiten gedenken.

"Seinen ehemaligen Herren Collegen verging indessen darüber die Geduld; sie beschlossen, ihm einen Theil der Mühe, vor welcher ihm graute, zu ersparen, und Wallraf fand eines Tages beim Nachhausekommen zu seinem größten Entsetzen sein sämmtlich Mobiliar im Hofe unter freiem Himmel, seine Kunstschätze, Gemälde, Bücher, Kupferstiche, geschnittenen Steine längs der Wände des unten aller Welt offenstehenden Corridors unter- und übereinandergehäuft; es war ein Anblick, von welchem man kaum begreift, wie er ihn überleben konnte. Seine Herren Collegen hatten mit Hülfe einer Unzahl dazu angenommener Arbeitsleute dieses große Werk in wenigen Stunden vollbracht, zu dessen Ausführung Wallraf vielleicht Wochen gebraucht haben würde, um es mit aller dabei nöthigen Sorgfalt zu vollbringen."

Indessen nahm die Policei sich seiner an, die eigenmächtigen Ruhestörer wurden für jede Beschädigung verantwortlich gemacht, und der Präfect wies ihm die sehr geräumige Domprobstei als freie Wohnung an.

Im Jahr 1798 ward er von Paris aus zum conservateur des arts et des antiquités ernannt. Aber dasselbe Jahr schlug ihm eine schmerzliche Wunde durch den Verlust seiner geliebten Gattin. "Bleich, krank, völlig gebrochenen Muthes wankte er lange einher; sein Schmerz ergoß sich nicht in Klagen, aber sein ganzes Aeußere verkündete, was er in tiefbetrübter Seele litt."

In diese Zeit fällt auch eine abenteuerliche, aber wohl berechnete Speculation französischer Kunstliebhaber. Es hatte verlautet, daß Köln in seinen Mauern noch manchen Kunstschatz verberge, der wohl an's Licht gezogen, und in den Säälen der Weltstadt ausgestellt zu werden verdiene. Man schickte eine große Anzahl ausgestopfter ausländischer Vögel nach Köln, und ließ einige zuvor wohl instruirte Leute damit hausiren gehen. Die bunte Waare fand besonders unter dem Mittelstande viele Liebhaber: aber es fehlte an dem leidigen Geld; man hätte gar zu gerne seine Zimmer mit den Raritäten ausgeschmückt. Die Hausirer geben zu verstehen, daß sie in Ermangelung baaren Geldes wohl auch zur Noth mit Geldeswerth sich begnügen würden. Verräucherte Bilder, gemalte Fenster, altes Schnitzwerk, ward aus Rumpelkammern hervorgesucht; nicht ohne Aengstlichkeit ward der Plunder an Zahlungsstatt geboten, nicht ohne Achselzucken von den fremden Herren angenommen.

Mehrere Kisten, mit zum Theil unersetzlichen Kunstwerken vollgepackt, waren bereits auf dem Wege nach Paris, als Wallraf von der Sache in Kenntniß gesetzt ward. Er war untröstlich; seine Freunde wanderten von Straße zu Straße, die Bürger wurden über den Anschlag aufgeklärt, und der Handel hatte ein Ende. Aber nicht Wallraf's Sorgen und Mühseligkeiten: —

"Die großen Räume seiner neuen Wohnung verleiteten indessen den guten Wallraf zu immer bedeutenderen Ankäufen, die den Werth seiner Sammlung vermehrten, durch die er aber zugleich in eine drückende Schuldenlast versank. Bei fortgesetzter strenger Sparsamkeit und der frugalsten Lebensweise reichte dennoch sein Einkommen bei weitem nicht hin, um seiner Lieblingsneigung und zugleich den immer sich steigernden Ansprüchen zu genügen, die von einer andern Seite an ihn gemacht wurden. Wallraf hatte eine einzige früh verwittwete Schwester, als Mutter von neun lebenden Kindern, bei sehr geringen Vermögensumständen, bedurfte sie seines Beistandes, den er ihr als treuer Bruder von jeher sehr liebevoll gewährte. Er selbst versagte sich Alles, die Schwester aber bewahrte er vor Mangel und Noth; er leitete die Erziehung ihrer Kinder, und als diese heranwuchsen, ließ er vier ihrer Söhne auf seine Kosten studiren. Er that es gern mit willigem, freudigem Herzen, aber seine Sorgen wurden dadurch vermehrt, seine Lage immer drückender, und außer der Freude an der Kunst, die ihn nie verließ, hatte er wenig Freude und Frieden mehr in der Welt. Seine Freundin war bei den Todten, und von Seiten seiner Verwandten erntete er späterhin nur Undank und Kummer, wo er Freude und Dank für sein späteres Alter zu gewinnen gehofft hatte."

Dazu kam noch eine andre Sorge. Die desappointirten Vogelhändler waren in Paris dafür thätig, den eigensinnigen Kölner conservateur zu entfernen: die Aufhebung der Klöster und geistlichen Stiftungen war schon so gut als gewiß: welche Aussicht, wenn nun Alles, was dort sich vorfinden mochte, ohne Widerspruch für Paris zu gewinnen wäre! Man machte an Wallraf das Ansinnen, den Eid als Bürger der französischen Republik zu leisten: das sollte die Bedingung sein, unter welcher er seinen Posten beibehalten könnte. Man zweifelte nicht, daß er das Ansinnen, als unvereinbar mit seiner Ueberzeugung, verwerfen würde. Ein angesehener Geistlicher in Köln hatte noch kurz zuvor in den stärksten Ausdrücken an heiliger Stätte die Leistung des Eides verdammt. Diesem Geistlichen ward nun auf dieselbe Bedingung hin ein aus-

gedehnter und, wie er hoffen durfte, segensreicher Wirkungskreis angetragen. So war denn Wallraf nicht der Einzige, der einen schweren Kampf kämpfte: er war auch nicht der Einzige, der sich für Dasjenige entschied, was seine Gesinnungen verdächtigen, aber ihm zugleich die Möglichkeit sichern konnte, für das Wohl seiner Vaterstadt thätig zu sein. Wallraf blieb conservateur.

Im April 1802 wurden sämmtliche geistliche Stiftungen am linken Rheinufer aufgelöst, und ihre Mitglieder auf Pension gesetzt. Auch Wallraf verlor seine Präbenden. Statt der Universität ward eine Centralschule errichtet, und Wallraf erhielt die Professur der Aesthetik, mit einem Gehalt von nahe an tausend Thalern. Aus den aufgehobenen Klöstern rettete er, was an Kunstsachen zu retten war. Aber bei vermindertem Einkommen ward seine Schuldenlast immer drükkender. Die Schwester, für die er fortgefahren hatte zu thun was er nur konnte, ward durch Uebelwollende verleitet, ihn durch Vorwürfe zu quälen. Es scheint, daß ein Plan im Werke war, eine Versteigerung seiner Sammlung herbeizuführen.

Aber wiederum hatte Wallraf die Genugthuung, seine Absichten anerkannt, und Gutes entspringen zu sehen "als die Menschen gedachten es böse mit ihm zu machen." —

"Der Magistrat der von dem Joche der Franzosen endlich wieder frei gewordenen Stadt wurde von der traurigen Lage des patriotischgesinnten Greises unterrichtet, er trat hülfreich ein, um ihn aus derselben zu ziehen und zugleich der Stadt das mit so großer Aufopferung erworbene Geschenk desselben zu erhalten. Alles, was Wallraf an Kunstsachen gesammelt hatte, wurde von diesem zu Begründung eines städtischen Museums dem Senat feierlich übergeben, blieb aber unter seiner Verwaltung. Die Stadt übernahm dagegen alle seine Schulden und sicherte ihm auf eine, sein muthmaßliches Lebensziel übersteigende Reihe von Jahren eine sehr anständige Pension zu, von welcher nach seinem Tode, bis zum Ablauf der bestimmten Zeit, seine Schwester einen bedeutenden Theil genießen sollte. Diese gab sich damit zufrieden, besonders da Wallraf sogleich Anstalt traf, ihr einen bestimmten Antheil seines Einkommens noch bei seinen Lebzeiten zuzusichern.

"Wallraf fühlte durch diese neue Einrichtung sich sehr glücklich. Von drückenden Sorgen befreit, konnte er heitern Muthes dem Spätabende seines Lebens entgegengehen. Er war jetzt ein achtundsechzigjähriger Greis, lebte aber fast noch sparsamer als zuvor, anstatt sich die Pflege und Bequemlichkeit zu gewähren, die sein höheres Alter erforderte. Er selbst behauptete, durch die Länge der Jahre dieser frugalen Lebensweise so gewohnt zu sein, daß es ihm schwer fallen würde, von derselben abzugehen; eigentlich aber ging sein ganzes Streben nur darauf aus, die seiner Vaterstadt jetzt angehörende Sammlung durch neue Ankäufe noch zu vermehren."

"Sein gewöhnliches Mittagsmahl bestand in einem Teller Kartoffeln oder gelbe Rüben, die er im Winter in seinem Zimmer auf einem dazu eingerichteten eisernen Ofen schmoren ließ. Er lebte mitten in einer neuen Generation, den Söhnen und Töchtern älterer ihm vorangegangener Freunde, die ihm zum Theil ihre Bildung verdankten und ihn wie ihren Vater liebten und ehrten. Die Tochter eines seiner edelsten und vertrautesten Freunde war sein Liebling; als Kind hatte sie ihn umspielt, und mit seinen Lehren war auch seine warme Kunstliebe in ihre junge Seele übergegangen. Als junge Frau sorgte sie mit kindlicher Liebe für ihn und suchte Alles hervor, um ihn zu erfreuen. Diese war bei seinen frugalen Mahlzeiten zuweilen gegenwärtig; dann pflegte er wol aus seinem reichen Schatze eine antike, aus edeln Steinen gebildete Trinkschale herbeizuholen, sie mit seltenem feurigen Weine zu füllen, dem einzigen Geschenke, das seine Freunde ihm darzubringen wagen durften, und, indem er sie sich von seiner jungen Freundin kredenzen ließ, fröhlichen Muthes auszurufen: jetzt frühstücke ich wie ein alter Römer!"

Im Jahr 1818 kam ein Schiff an die Stadt, mit römischen Marmorantiken reich beladen. Wallraf kam, sah, und war hingerissen. Ein auswärtiger Kunstfreund war ihm mit dem Ankaufe des Bedeutendsten zuvorgekommen: aber durch Wallraf's Enthusiasmus gerührt, stand er von seinem guten Recht ab, und ließ dem Sammler die Wonne, auch diese Schätze für seine Mitbürger zu gewinnen.

Heiter und ungetrübt war von nun an der Abend seines Lebens. Die verbündeten Monarchen "ehrten ihn und sich selbst" durch wiederholte Besuche bei ihrer Anwesenheit in Köln. Seine Mitbürger gaben ihm unzweideutige Beweise ihrer Verehrung, die sich während seiner letzten Krankheit noch vermehrten. Am 18. März 1821 schlummerte er sanft und schmerzlos hinüber. Sein letzter Blick hing noch an den Gemälden, die auch in seinem Krankenzimmer ihm die Erinnerung an seinen glücklich erreichten Lebenszweck vor's Auge stellten. Der Trauerzug gehörte zu den feierlichsten, die Köln je gesehen.

Die Verfasserin berichtet, daß zur Zeit ihres Besuches in Köln (1828) Wallraf's Schüler und Freund, de Noel, noch beschäftigt war, die Sammlung zu ordnen. Unter den vielen Berichten, die dem Kunstinteresse gewidmet sind, hat sie mit sichtbarer Liebe den vorliegenden gearbeitet, von dem wir unseren Lesern einen flüchtigen Umriß mitgetheilt haben. Er wird genügen, um, mit unseren früheren Auszügen zusammengehalten, dem Publicum die Reisebeschreibung, der sie entnommen sind, als eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen des Tages zu bezeichnen. Möge es nicht die letzte Reise sein, die uns die Verfasserin erzählt!

Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Zweiter Theil. Stuttgart, 1830. Cotta. 8.

Dieser zweite und letzte Theil eines schätzbaren Buchs ist dem ersten so schnell gefolgt, und ihm so gleich an Wärme, Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, daß es fast hinreicht, sein Dasein anzuzeigen, um alle würdigen Theilnehmer zu eigner Lesung dessen aufzufordern, was durch keinen Bericht ersetzt werden kann. —

Neben den geschichtlichen Arbeiten, die Schillern, seit dem Mai 1789, seine Professur in Jena zur Pflicht machte, beschäftigten ihn auch dichterische, und er trug sich mit dem Gedanken, König Friedrich II. zum Gegenstand eines singbaren Epos in Ottave rime zu machen. Auch Gustav Adolph sollte ihm Stoff zu einem Heldengedicht geben. "In einem solchen, das von der Schlacht bei Leipzig bis zu der von Lützen geht, läßt sich die ganze Geschichte der Menschheit einzwängen, und zwar mit mehr Interesse behandeln, als wenn dieß der Hauptzweck gewesen wäre." —

Mit dem Professorat scheint anfangs gar kein Gehalt, oder wenigstens ein ganz unbedeutender verbunden gewesen zu sein, da die Gewährung eines sehr geringen hinreichte, ihm am 20. Febr. 1790 den Besitz seiner Gattin herbeizuführen. Glänzende Aussichten eröffneten sich seiner Zukunft, wenn Dalberg, damals Coadjutor von Mainz, einst Churfürst geworden wäre, der ihm eine Anstellung ganz nach seinem Wunsch und Sinn und einen Gehalt von 4000 Gulden zudachte. Der edle Fürst hat seine Gesinnungen nie geändert, das Schicksal hat ihm nie erlaubt, ihnen im vollen Maaße zu genügen. Seine Briefe sind ein Schmuck dieser Biographie. Wie er Schillern beurtheilte, liegt in einem eigenen, von Schillern erbetenen Gutachten vor Augen. "Der aufmerkende, prüfende, sammelnde Forschungsgeist ist Element des Geschichtschreibers; der Genius höchst lebender Darstellung Element des dramatischen Dichters. Hohes Darstellungs-, Bildungs-Vermögen ist seltenes Geschenk der Natur. Forschungsgeist ist Werk des Fleißes, kann eher erworben werden. Schiller vereinigt

beides, Bildungskraft und das schätzbare Ausdauern des Fleißes. Doch wünsche ich, daß er in ganzer Fülle dasjenige leiste, wirke, was nur er leisten kann, und das ist Drama. Wirkung auf die Menschheit hängt von dem Grade der Kraft ab, den der Verfasser in sein Werk legt. Thukydides und Xenophon würden nicht läugnen, daß Homer und Sophokles wenigstens eben so viel, wie sie, gewirkt haben."

Aristoteles' Poetik wirkte sehr vortheilhaft auf Schiller. "Sie hat mich nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie ihn die Franzosen nehmen und seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und findet gerade das Gegentheil. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster die er vor Augen hat, giebt seinen empirischen Ausdrücken allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität einer Gesetze." Man sieht, Schiller ist durch eigne Prüfung auf die nämlichen Resultate gekommen, welche Lessing, mehr als zwanzig Jahr früher, in seiner Dramaturgie niedergelegt hatte, und muß zu gleicher Zeit fast bedauern, daß ein solcher Kunstrichter einem solchen Dichter unbeachtet geblieben sei. Was hilft es, daß wir von ihm lernen, wenn nicht die, welche gemacht sind, ihn zu gebrauchen! Beruht der ganze Wortstreit über klassische und romantische Dichtkunst, in Frankreich erhoben und in Deutschland nachgebetet, auf etwas anderem als auf Entstellung aller Begriffe?

Lange beschäftigte Schillern die Idee einer poetischen Theodicee. "Ich freue mich sehr darauf, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnitzische viel poetischer, und hat einen größeren Charakter." Einen größeren? — 1791 ergriff ihn in Jena eine Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand leider für seine ganze Lebenszeit zerrüttete, und Veranlassung gab, daß Unordnung in Schlaf und Wachen bei ihm einriß. Hypochondrisch ward er nicht dadurch, und für edleren Lebensgenuß nichts weniger als unempfänglich. Kant's System, durch seinen Freund Reinhold begünstigt, zog ihn mehr und mehr an. Damals schon dachte er an Wallenstein, und besprach sich viel darüber mit Dalberg in Erfurt. Im November 1792 überraschten ihn der Erbprinz von Augustenburg und der Finanzminister Graf Schimmelmann, die ihn nicht persönlich kannten, durch einen auf drei Jahr bestimmten Jahrgehalt von tausend Thalern. Daran schloßen sich Anerbietungen zu einer Beförderung in Dänemark nach eigner Wahl, aber Mißtrauen gegen seine Gesundheit erlaubte Schillern nicht Gebrauch davon zu machen, oder auch nur so zuvorkommende Freunde in ihrer Heimath zu besuchen. Mit der Gräfin und dem Erbprinzen trat er in fortgesetzten Briefwechsel. Der französische Nationalconvent schickte ihm das Bürgerdiplom. Dieses hielt ihn jedoch nicht ab, im December 1792, eine Schutzschrift für Ludwig XVI. entwerfen zu wollen, aber der schnell herbei geführte Tod des unglücklichen Monarchen vereitelte diese Absicht. 1793 reisete Schiller nach Schwaben, sogar nach Stuttgart. Der Herzog, von ihm deßhalb benachrichtigt, that nicht als ob er darum wisse. Er starb während Schillers Anwesenheit in Ludwigsburg, und Schiller trauerte über seinen Tod, als wär's der eines Freundes. Auch vermied er, sich an dessen geschätzten Nachfolger zu drängen, um nicht mißverstanden zu werden. "Da ruht er," sagt' er seinem Freunde von Hoven, "dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften überwogen, und das Andenken der letzten muß mit dem Todten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch Jemand nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht; er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch."

Von dem französischen Freiheitswesen, dem Götzen des Tages, war Schiller kein Freund. "Er hielt die Revolution für eine Wirkung der Leidenschaften, nicht für ein Werk der Weisheit, die allein wahre Freiheit zur Folge haben kann. Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er komme woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird. Wie prophetisch zeigte sich Schiller's Genius in diesen Worten, zehn Jahr vor Napoleons Kaiserkrönung gesprochen!" Der wahre Dichter war von jeher der wahre Seher.

In dieser Zeit entstund Schiller's Bekanntschaft mit Cotta, und der Plan zu den Horen, auch zu der Allgemeinen Zeitung, auf deren Reduction Sch. jedoch bald Verzicht leistete, da sie ihn seinen dichterischen Arbeiten zu sehr entfremdet haben würde. Es fehlte ihm nicht an lockenden Anträgen im Vaterlande zu bleiben, aber die Vorliebe seiner Gattin für die Weimar'schen Verhältnisse bewog ihn sie abzulehnen. Dannecker modellirte die Büste seines Freundes. Als sie vollendet war, traten dem großen und bescheidenen Künstler Thränen in die Augen: "Ach!" sprach er, "es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe!" Seit Sch's. Zurückkehr nach Jena gelangten 1794 die Horen in's Dasein, und führten bekanntlich seine nähere Verbindung mit Goethe herbei, die von Sch's. Freundinnen lange gewünscht und thätig befördert ward. Schiller täuschte sich nicht darüber. "Wir sind in wichtigen Sachen einstimmig," sagt' er, "doch ganz verschiedene Individualitäten." Die Elegie, 1795 gedichtet, hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke. Der Musenalmanach brachte reges Leben in die Poesie. Sowohl an diesem, als an den Horen, nahm Herder freundschaftlichen Antheil. Mittheilungen dieses edeln Geistes beweisen, daß Sch. und er sich nicht verkannten. Im Grunde standen sie einander geistig überaus nah, und nur daß Herder, freilich nicht ungereizt, als Kämpfer gegen die Kantische Philosophie in die Schranken trat, verhinderte ihre innige persönliche Verbindung. Wie Schiller's Wallenstein nach und nach seine gegenwärtige Gestaltung gewann, ist anziehend dargestellt. Geschichte der Xenien. Anfangs sollten ihrer Tausend werden. Die bitterbösen darunter, bemerkt die Verf., verdanken ihre Entstehung dem Unwillen, den Schiller darüber empfand, daß die Horen, wofür er sich begeistert hatte, mit Kälte und Geringschätzung aufgenommen wurden. Das ist die einzige Stelle im Buch, die wir nicht verstehen. Sie wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen; überall gelesen, und die ersten Schriftsteller der Nation waren stolz darauf, ihre Beiträge darin aufgenommen zu sehen. Ließ sich von der besten Zeitschrift der besten Köpfe mit Billigkeit mehr erwarten und fordern? Sollten vor diesem Orakel alle geringeren verstummen? Sollte ein Zauberschlag alle Menschen umgestalten?

1796 starben an einem epidemischen Fieber, auf der Solitude, Schiller's Vater und beide unverheiratheten Schwestern, von denen die jüngste sich dem Schauspielertalent leidenschaftlich widmen wollte. Seine Mutter stand allein. Schiller's Kränklichkeit verhinderte ihn zu ihr zu eilen. Der Gatte der Frau von Wolzogen, Schiller's Jugendfreund, trat als Kammerherr und Kammerrath in Weimarsche Dienste. Mit Fichte, Schelling und Niethammer stand Sch. in Jena in näherer Berührung. 1797 bezog er seinen Garten vor Jena. 1798 ward Wallenstein beendigt. 1799 wohnten der König und die Königin von Preußen einer Vorstellung desselben in Weimar bei. Sch. ward der liebenswürdigen Fürstin vorgestellt, und bezeugte, sie sei sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtung einge-

brungen. 1800 vertauschte er Jena mit Weimar, wobei ihn des Herzogs Entgegenkommen und reelle Hülfe unterstützte. Sein und seiner Gattin Kränklichkeit verlor sich nie ganz und kehrte oft zurück, doch war sein Leben im Ganzen heiter und bewegt, wozu seine Einwirkung auf's Theater viel beitrug. Das kann nicht jedem Theater nachgerühmt werden. Maria Stuart erschien 1800, die Jungfrau von Orleans 1801, die Braut von Messina 1803, Wilhelm Tell 1804. Dazwischen Shakspeare's Macbeth, Gozzi's Turandot, Racine's Phädra, und zwei französische Lustspiele. "Ich glaube mich," schrieb Schiller, "derjenigen Komödie gewachsen, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." Das letzte hat er richtig eingesehen; aber theilnehmende Leser seiner Schauspiele dürften wohl in Versuchung gerathen, ihnen Humor und Auffassung ächtkomischer Charakterzüge unbedingter einzuräumen, als die muthwillige Zusammensetzung eines durchaus komischen Theaterstücks.

Wieland, der gefeierte Genius der Herzogin Amalia, blieb Schillern unverbrüchlich befreundet. Die literarischen Freunde, welche Schiller in Weimar vorfand, werden anschaulich vorübergeführt. Das 1801 geschriebene Tagebuch einer Freundin und Hausgenossin, nachherigen Gattin des Professors Abeken zu Osnabrück, hat schätzbare Erinnerungen aus Schillers Unterhaltung aufgespart. Im Herbst 1801 besuchte Schiller Dresden und Leipzig. In diesem Jahr starb seine Mutter. Ohne Schiller's Vorwissen bewirkte 1802 der Herzog einen Adelsbrief für ihn, um ihn und seine Gattin bei allen Gelegenheiten in seiner Nähe sehen zu können. Der Geadelte fühlte das mit Erkenntlichkeit, doch war es ihm nicht gelegen, und kein Besonnener hat ihn deßhalb verkannt. Briefe aus Lauchstedt im Sommer 1803 während der Anwesenheit der Weimarschen Schauspieler, enthalten auch Sch. Urtheil über einige Hallische Gelehrte, unter denen ihn Schmalz sehr ansprach. Der entthronte Gustav IV. bewies sich in Weimar sehr freundschaftlich gegen Schiller, und beschenkte ihn für seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges mit einem Brillantring. "Wir Poeten sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschieht's, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren. Staats- und Geschäftsleute haben eine größere Affinität zu diesen Kostbarkeiten, aber unser Reich ist nicht von dieser Welt." Es ist doch wohl, wie Schiller's eigenes Beispiel beweiset, und alle Poeten und ihre Parteigänger haben von jeher bitterlich übel genommen, wenn sie es nicht so gefunden haben.

Herders 1803 erfolgter Tod riß die erste Lücke in den schönen Kranz der vorzüglichsten Geister Weimars; Schiller fühlte seinen Verlust tief und schmerzlich. Frau von Staël in Weimar; Schiller fand besonders anmuthig an ihr, daß sie in ihrem Umgange gar nicht an ihre Schriften erinnerte. Mit Benjamin Constant unterhielt er sich gern und theilnehmend. Gleich nach Beendigung des Tell wendete sich Schiller an den leider nicht vollendeten Demetrius. Im Frühling 1804 reisete er nach Berlin, wo er allgemeine Bewunderung und herzliche Theilnahme fand. Man that alles, um ihn dort festzuhalten. Dalberg entsagte mit eigenthümlicher Selbstüberwindung auf Schillers Besitz, Schiller schwankte sehr, aber der Herzog von Weimar sorgte mit ächtem stolzen Fürstengefühl für die Sicherung seiner unbeengten Zukunft, und so entschied er sich, die Nähe eines solchen Schutzherrn nicht zu verlassen. Sein letztes dramatisches Gedicht war 1804 die Huldigung der Künste, zu Ehren der Erbprinzessin von Weimar, Großfürstin von Rußland. Am 1. Mai 1805 meldete sich das Katarrhfieber, welches seinem Leben am 8ten ein Ende machte. Bei der Leichenöffnung ergab sich aus dem Zustande der Lunge, er habe höchstens noch ein halbes Jahr länger, unter schweren Beängstigungen, fortsiechen können. Die letzten von ihm geschriebenen Zeilen waren Marfa's Monolog im Demetrius. Alles beeiferte sich um die Nachgelassenen. Die Großfürstin sorgte edelmüthig für die Erziehung der Söhne, Fürst Primas Dalberg bewies der Familie seine Theilnahme durch ein reichliches Jahrgehalt. Cotta fuhr fort, sie zu unterstützen, Schillers frommer Wunsch, die Seinigen in Wohlstand versetzt zu sehen, ward erfüllt. Gereimte und ungereimte Vorwürfe allgemeiner Undankbarkeit erhalten dadurch ihre Abfertigung. Ueberhaupt aber finden Geisteswerke ihren eigentlichen Lohn in sich selbst, Stunden der Weihe sind auch Lebensgenuß, und der hat sie nie gekannt, der ihren Werth bloß nach dem Metall abmißt, mit dem sie aufgewogen werden sollen, oder nach dem großentheils unreinen Weihrauch, der ihnen folgt.

Schillers Charakter und Persönlichkeit. Wahrhaft, herzlich und geistreich, jede Zeile gediegen. Lavater sagte, nachdem er ihn gesehen, zu Schillers Gattin: "Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht, jede Muskel seines Gesichts drückt Delicatesse aus."

"Unterwerfung unter irgend eine, nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht, war ganz gegen seine Natur. Hätte Schiller dem Welteroberer gegenüber gestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtsein der Menschen- und Dichterwürde, von jener hohlen, kolossalen Größe ungeblendet geblieben sein, die zusammen stürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte."

"Mit der Feder konnte Schiller viel schärfer sein, und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es Angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Ueberwindung, etwas bittres und hartes zu sagen." Musterhaft ist das nicht: denn das gesprochene Wort läßt sich mildern, zurücknehmen, vergessen; das geschriebene, vollends das gedruckte, bleibt, und wird von der Schadenfreude mißbraucht, um für das Fetfa eines bedeutenden Mannes zu gelten.

"Die welthistorische Wirkung des Christenthums, die reine heilige Gestalt seines Stifters, die unendliche Tiefe der Natur, erfüllten ihn mit Ehrfurcht, die gegen Ende seines Lebens immer inniger und tiefer ward."

Wenige sind edler gewesen, Wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt als er.

Schillers Gebeine ruhen in dem fürstlichen Grabgewölbe zu Weimar. Seine treffliche Gattin starb 1826, und ruht in Bonn an den Ufern des Rheins. Sein ältester Sohn, Carl, machte im Armeecorps des Herzogs von Weimar, als Uhlanenofficier 1813 den Befreiungskrieg mit, trat darauf in preußische Kriegsdienste, erfreute sich der Gunst des Generals Kleist von Nollendorf, und erhielt eine Anstellung im Würtembergischen als Forstbeamter. Er hat einen Sohn, bis jetzt den einzigen Enkel des Dichters. Dessen zweiter Sohn ist preußischer Landesgerichtsrath in Trier, die älteste Tochter Erzieherin der Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg, die jüngste, glückliche Gattin des Freiherrn von Gleichen, lebt auf ihrem Gute Bonnland in Baiern.

Das sind dürre, kalte, flüchtige Andeutungen aus einem schönen Ganzen; Unersetzliches verliert, wer es nicht selbst zur Hand nimmt.

Fr.

Erklärung.

..... Haud opinor commode
Finem statuisse orationi viatorem.
Terent. Hec. I. 2.

Unsre Freunde haben sich viele vergebliche Mühe gemacht, den Correspondenten der Baronesse im Adreßbuch aufzufinden. Wenn sie es noch mit der Fremdenliste versucht hätten! Zum Beweis, daß unser Reisender ein veritabler Reisender ist, führen wir die betrübende Thatsache an, daß er nach Berlin abgegangen ist, ohne weiteres Manuscript zu hinterlassen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.
In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

42. Hamburg. Montag, den 18. April. 1831.

Inhalt.

Demosthenes' erste philippische Rede. Im Auszug übersetzt von B. G. Niebuhr. Neuer Abdruck, mit einem Vorwort. Hamburg, Perthes. 1831. 19 S. Groß Octav.

Demosthenes' Beredsamkeit in Niebuhr's Uebersetzung kömmt nie zur Unzeit, und so nehmen wir auch dieses Vermächtniß eines hochverdienten Deutschen mit Erkenntlichkeit auf. Zufolge des Vorberichts ward es schon einmal, nach dem Unglück von Ulm im November 1805, gedruckt und dem Kaiser Alexander gewidmet, kam aber, durch die Zeitumstände niedergehalten, nicht eigentlich in den Buchhandel, und ward nur wenigen Literaturfreunden bekannt. Damals war es geradezu an der Tagesordnung, ein würdiger Vorläufer des Meisterwerks, welches der staatskluge Graf von Antraigues, nicht lange nachher, als Bruchstück des Polybius in die Welt schickte. Denn alles was Demosthenes seinen Landsleuten gegen den Macedonischen Philipp an's Herz legt, ließ sich buchstäblich, und mit noch größerem Recht, auf den unersättlichen und schamlosen Gewalträuber anwenden, der Frankreich unterjocht hatte, und nichts geringeres bezweckte als alle Staaten seiner Willkür zu unterwerfen. Die Geschichte beweist, daß es ebenso beschwerlich war mit ihm verbunden zu sein, als ihm zu widerstreben. Er ließ seine Freunde an der Auszehrung, seine Feinde am Schlagfluß sterben, und fiel zuletzt, nicht sowohl durch den Widerstand menschlicher Weisheit, als durch seinen Eigensinn. Aber so blendend ist der Glanz augenblicklich glücklicher Erfolge, so verführerisch die Hoffnung, als Helfershelfer eines begünstigten Siegers, auf der gefährlichen Bahn Vortheil oder Ruhm zu erbeuten, daß es ihm, nicht zur Ehre der menschlichen Natur, auch jetzt noch nicht an feilen Bewunderern gebricht, die freilich nicht die Talente des Feldherrn, wohl aber die Heuchelworte des falschen Propheten, der andre desto sicherer betrog, weil er sich selbst zuerst betrogen hatte, als Grundsätze ewiger Wahrheit, mit empörender Leichtigkeit wiederholen. Das timeo Danaos et dona ferentes wird sogar von Besonnenen nur mit Mühe festgehalten, so oft ein heiliger und geweihter Name Unruhstiftern zur Losung dient, und die, welche nichts zu verlieren haben, bedürfen keiner großen Anstrengung, um selbst Redlichgesinnte gegen Güter der Gegenwart gleichgültig zu machen, wenn sie ihnen künftige herrlichere als zugänglich vorspiegeln. Der Traum kann freilich nicht lange dauern, das soll er aber auch nicht, und hat indessen seinem Zweck genügt. Das sind die wirklichen Gefahren jeder sich aufgeklärt dünkenden Zeit, dagegen sichert keine Schriftstellerei, wär' es auch die eines Demosthenes, und ob wir gleich unserm würdigen Landsmann willig zugestehen, daß jede große Erscheinung der Geschichte in unendlichen Modificationen wiederkehrt, und daß nichts denkbarer ist als das Erstehen eines neuen Philipp aus den Trümmern endlich zu fühlbarer Zerrüttung, so wagen wir dennoch nicht an den unzweifelhaften Sieg einer Klugheit zu glauben, gegen welche unzählige Leidenschaften bewaffnet sind. Eine einzige Tugend giebt es, die, wenn sie nicht alles Glück erreicht, doch für manches entschädigt, unverbrüchliches Sittlichkeitsgefühl und dessen unausbleibliche Begleiterin, Mäßigung der Ansprüche. In dieser Rücksicht bietet Franklin's armer Richard, der genug hat, in seinen leitenden Grundsätzen, mehr anwendbare Weisheit für alle Verhältnisse, als tausend höher klingende Reden. So lange aber Niemand sich selbst bessert und Jedermann die ganze Welt bessern will, wird Niemand sich selbst glücklich fühlen und Andre glücklich machen.

Fr.

Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung, seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I. Von H. von Moltke. Berlin, 1831. Mittler. 55 S. 8.

Als der spanische Hof, erschöpft durch langen Krieg, und durch Ludwig XIV. siegreiche Waffen geängstigt, die belgischen Provinzen dem Statthalter erb- und eigenthümlich anbot, so hatte dieser — es war Wilhelm III. — die Besonnenheit die zweideutige Gabe abzulehnen: denn die unübersteiglichen Hindernisse der Verschmelzung beider Völker blieben ihm nicht verborgen.

So urtheilte ein umsichtiger und scharfblickender Staatsmann im Jahr 1691. Ein und ein viertel Jahrhundert haben die Völker eins dem andern nicht näher gebracht: das ist durch die neuesten Ereignisse außer allen Zweifel gestellt. Hält man aber mit diesen neuesten Erfahrungen jenes ältere Urtheil zusammen, welch' ein Feld für die politische Betrachtung! Der historische Abriß, dessen Titel wir diesem Aufsatze vorangestellt haben, wird dazu dienen, die Uebersicht zu erleichtern. Er ist um so mehr zu empfehlen, da er nicht mit den Ansprüchen oder der Tendenz einer Parteischrift auftritt, sondern mit eigenthümlicher Selbstüberwindung das nahe liegende Raisonnement an mehr als einer Stelle zurückhält. Vielleicht werden wir der Absicht des Verfassers begegnen, wenn wir einige Resultate ziehen, die aus den Thatsachen selbst, die er theils ausgeführt, theils angedeutet hat, hervorgehen.

Der Charakter der holländischen Geschichte ist ein stetes, und nicht erfolgloses, Streben nach politischer Selbständigkeit. Fassen wir die Motive in's Auge, denen ein solches Streben entsprang, so finden wir auf der einen Seite das geistige Element der religiösen Ueberzeugung, auf der andern den dem Volksstamm angeborenen Sinn für eine behagliche Existenz, der der Arbeit nicht abhold, auch kein Opfer scheut, der aber seinen Zweck gegen jede willkürliche und drückende Beschränkung durchzusetzen weiß. Man muß diese Motive nicht zu schneidend mit einander contrastiren, wenn man dem Volk nicht Unrecht thun will. Wohl mag Rotteck (7, 219. Siebente Auflage) nicht ohne Indignation ausrufen: "Der zehnte Pfennig — es ist niederschlagend es zu sagen — der zehnte Pfennig hat Holland frei gemacht. Gegen die dadurch Allen ohne Ausnahme zugehende Bedrückung erhoben sich auch Alle." Der edle und freisinnige Geschichtforscher hat doch selbst dem erwachenden Princip der geistigen Unabhängigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der Protestantismus, wie in anderen Ländern, so auch in jenem angeregt.

Erfreulicher ist es, die Wechselwirkung zu verfolgen, durch welche die Protestanten in großer Zahl ihrer belgischen Heimath entsagten, und wiederum durch den Gewerbfleiß, den sie in die kämpfenden Provinzen trugen, den Wohlstand der neuen Heimath mehrten.

Die Erhaltung der politischen Selbständigkeit war aber nicht wenig erschwert durch den Umstand, daß die Rettung des Vaterlandes aus drohender Gefahr mehr als einmal von den Sprößlingen einer Familie abhing, deren Macht und Einfluß gute Bürger mit Eifersucht und Besorgniß sich steigern sahen. Das Haus Oranien, das in Söhnen und Enkeln das Genie sich verjüngen sah, welches bei der Gründung des Freistaates vorangeleuchtet hatte — dieses vielbegünstigte Haus schien der Freiheit selbst Gefahr zu bringen durch sein dauerndes Ansehen. Die aristokratische Repräsentation sah ihre Ansprüche in den Schatten gestellt; aber das Volk nahm mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Partei der Männer, von deren Arm, von deren Namen schon es im Augenblick der Bedrängniß Heil und Rettung zu hoffen gewohnt war. Zwar schien die Gewaltthätigkeit Wilhelms II., mit welcher er sechs Deputirte aufheben ließ, und selbst einen Anschlag wider Amsterdam wagte, tieferen Eindruck gemacht zu haben. Aber vergebens ward nach seinem Tode (1650) die Statthalterwürde aufgehoben; vergebens ward (1654) das Haus Oranien von der Statthalterwürde ausgeschlossen; vergebens erließ Holland noch 1667 das "ewige Edict" gegen die Wiedererweckung der verhaßten und gefürchteten Gewalt. Ludwig XIV., im Bunde mit dem treulosen Carl II. von England, drohte die Republik zu vernichten. Der zweiundzwanzigjährige Oranien ward zum Generalcapitain berufen; als Preis der Rettung verlangte und erhielt er (1672) die Statthalterschaft, von der unbegränzten Anhänglichkeit des Volkes sogar (1674) die erbliche Statthalterschaft. Das war das Volk, so unbesonnen großmüthig, das den edeln Oldenbarnevelt auf's Blutgerüste hatte steigen sehen, weil er für das Volk und wider den Usurpator gesprochen hatte — das, ein halbes Jahrhundert später, in blinder Wuth, die hochherzigen Brüder de Witt schändlich ermordete, weil sie gewarnt und widerstrebt hatten, so lang es noch Zeit war zu warnen und zu widerstreben. Freilich war diese Volkswuth nur ein Hebel einer mächtigeren Partei. Erst ein Jahrhundert später, als eine Partei von demokratischen Institutionen zu sprechen versucht hatte, fanden die Aristokraten sich mit der Herrschaft eines Einzigen ausgesöhnt, erst da ward ihnen Oranien eine willkommene Losung, und sie lehnten sich an die Gewalt, von der sie doch noch Schonung für ihre Vorrechte, und Niederhaltung der Volksansprüche hoffen konnten. Endlich waren es preußische Soldaten, unter der Führung des Herzogs Carl Ferdinand von Braunschweig, die den Beweis führten, daß die Erbstatthalterschaft den Bedürfnissen des Landes und dem Geiste der Zeit (1787) in allwege am angemessensten sei.

Man erstaunt, wenn man außer diesen verderblichen inneren Spaltungen noch die äußeren Gewalten erwägt, von deren Uebermacht die Existenz der Republik beinahe fortwährend bedroht war. Wenn, zumal in späteren Zeiten, das Landheer nicht so vollkommen organisirt war, wie die kriegerischen Umstände es erforderten, so war dieß großentheils die Folge der Eifersucht, die nicht ohne Grund in großen stehenden Heeren ein bereites Werkzeug des Despotismus erblickte. Indessen wurden, mit unerhörten Anstrengungen, Heere geschaffen, wenn die Gefahr drängte. Aber das Element des holländischen Freiheitskampfes und des Nationalruhms war das Meer. Dort haben die van Tromps und Ruyters ihre Triumphe gefeiert; dort sah Spanien am empfindlichsten sich gedemüthigt, und England sah selbst seine Hauptstadt in Gefahr, wenn man nicht bei Chatham Schiffe versenkt hätte, um dem holländischen Admiral das Vordringen auf der Themse zu verwehren. Auch sah man, wie durch ein Wunder, die Natur selbst dem bedrängten Volk zu Hülfe kommen — dem Volk, das die Sicherheit seiner Heimath auch im Streit mit dem Elemente zu behaupten wußte. *) Ueberschwemmungen verhinderten mehr als einmal das Vorrücken feindlicher Heere; ein plötzliches Thauwetter vereitelte (1674) den Plan des Marschalls von Luxemburg, über das Eis nach dem Haag in Eilmärschen zu gelangen. Und in demselben Augenblick, als eine furchtbare englische Flotte sich zur Landung anschickte, trat eine gedoppelte Ebbe von 12 Stunden ein, im Sommer ein unerhörtes Ereigniß, und ein darauf folgender Orcan zerstreute die Flotte.

In der Periode immerwährender Kriege fand der holländische Handel sein bestes Gedeihen. Die Maaßregel selbst, durch welche Spanien ihn zu erdrücken geglaubt hatte, ließ ihn zum Welthandel werden. Von den spanischen Stapelplätzen und der Vermittlung spanischer Flotten ausgeschlossen, begannen die Holländer den gewinnreichen, directen Verkehr mit Ostindien.

Auch Kunst und Wissenschaft blieben nicht zurück: jenen seltenen Blüthen vergleichbar, die dem Sturm nicht weniger sich erschließen, als der milden Frühlingssonne: —

"mulcent auræ, firmat sol, educat imber."

*) "Tellurem fecere Dii, sua littora Belgæ."

Der Verf. hat einen Ueberblick der Anstrengungen gegeben, durch welche die Volkskraft bis zum Utrechter Frieden (1715) sich stets gehoben hatte: —

"Seit dem Entstehen des Staats der vereinigten Niederlande durch das Bündniß zu Utrecht bis zum Utrechter Frieden waren 134 Jahre verflossen, und von diesen 30 Jahre Friede, 104 J. aber Krieg gewesen. Jene waren außerdem durch fortwährende innere Händel, durch Kriege in Ostindien und durch Hülfsleistungen an andre Staaten gestört. Diese hatten einen Aufwand von Kräften erfordert, welcher außer allem Verhältniß mit der Größe des Staats zu stehen schien.

"Im Jahre 1672 hatte die vereinigte englisch-französische Flotte, welche gegen den Staat auslief, aus 101 großen Kriegsschiffen bestanden, welche mit mehr als 6000 Geschützen bewaffnet und mit 35,000 Mann besetzt waren. Die Staaten stellten ihr 91 Kriegsschiffe mit 65 Brandern und Jachten entgegen, und bestanden den Kampf.

"Dieß waren die größten Flotten, welche je vorher und nachher auf dem Meere gesehen worden sind. Jede derselben übertraf an Größe die berühmte Armada Philipps II.

"Im Jahre 1672 rüsteten die Niederlande 75 Kriegsschiffe, 43 kleinere Schiffe mit 1300 Kanonen und 20,000 Mann aus; und als Wilhelm III. das Heer neu geschaffen, stellte es sogar 66,000 Mann ins Feld.

"Diese stürmische und thatenreiche Periode in der Geschichte der Niederlande ist zugleich die ihres höchsten Glanzes und ihrer Blüthe. Die Schulden der Regierung selbst, und diese waren die einzige Spur, welche im Lande von so vielen Kriegen gefunden wurde, waren ein Vortheil für die Individuen. Die Menge des baaren Geldes war so groß und der Credit der Regierung so wenig erschüttert, daß sie jeden Augenblick zu geringen Zinsen die größten Summen im Lande selbst erhalten konnte. Eben dieser Ueberfluß an Gelde machte auch, daß man die Abzahlung der Staatsschulden nicht einmal wünschte. Ein solcher Reichthum und die riesenhaften Leistungen und Kraftanstrengungen der Staaten hatten ihnen ein Ansehen und einen Einfluß in der politischen Welt verschafft, der wenig mit der vornehmen Geringschätzigkeit stimmte, mit welcher andre Mächte, und namentlich Frankreich, den 'Kaufmann-Staat' zu behandeln sich angelegen sein ließen. Und wenn sie es den Staaten als eine Beleidigung anrechneten, daß sie auf einer ihrer Medaillen behaupteten, 'Königen beigestanden, sie beschützt und versöhnt, die Freiheit der Meere behauptet, und die Ruhe Europa's wieder hergestellt zu haben,' so war der Anlaß dazu wohl nur der, daß eine so kleine Macht es gewagt, die Wahrheit zu sagen."

Von Opfern und Anstrengungen, wie sie der Holländer für den eignen Heerd mit Freuden machte, weiß die Geschichte der belgischen Provinzen nichts zu melden. Ihr Charakter ist der der Abhängigkeit: keine Spur von Selbständigkeit: und wo sie versucht ward, war es auf verkehrtem Wege. Wie war die Armuth, die gänzliche Hülflosigkeit der belgischen Städte im Contrast mit dem Wohlstand der Holländer, mit ihrem eigenen Flor in besseren Tagen! Wie bitter mochte dem Bürger von Antwerpen die Erinnerung sein, daß einst — im sechszehnten Jahrhundert — seine Vaterstadt "in einem Monat mehr und größere Geschäfte zu machen pflegte, als Venedig in zwei Jahren seiner glänzendsten Zeit"! Wenn der Holländer Kriege führte für sein eignes bestes Interesse, und fast durchgängig auf fremdem Gebiet, oder zur See: so war des Belgiers unglückliche Heimath der Schauplatz blutiger Schlachten, zerstörender Heereszüge, und Alles für fremdes Interesse. Selbst seine Festungen mußten den fremden Nachbaren zur Gränzhut dienen. Wenn der Holländer nicht ohne Widerstreben den Beschlüssen einer Aristokratie sich fügte, deren Glanz doch vom Wohlstand des Landes unzertrennlich schien, so war der Belgier der muthlose Sclave einer ebenso unmächtigen als willkürlichen Verwaltung. Wenn dort der Protestantismus dem nüchternen Nachdenken zusagte, und dem Gemüth durch seine einfache und ansprechende Lehre einen sittlichen Halt verlieh, so trieb in Belgien das Pfaffenthum sein Spiel mit der Leichtgläubigkeit nicht minder als mit der Ausgelassenheit, die es schilt und schont und nützt, anstatt sie wirksam zu bekämpfen. Ein Spielball war Belgien in den Händen fremder Priester, fremder Diplomaten, ein Tummelplatz der Leidenschaft und der Unordnung, ein Anhängsel zu entlegenen Gebieten.

Wie es nicht selten sich trifft, daß die späteren Ereignisse die zuverlässigste Kunde geben von früheren Zuständen, so auch hier. Im Jahr 1715 kamen die belgischen Provinzen an das Haus Oestreich, unter Bedingungen, die ihre Ausbildung, ja selbst ihre Nutzbarkeit für den neuen Besitzer vielfach hemmen mußten. Durch den "Barrieretractat" ward der holländischen Republik das ausschließende Besatzungsrecht eingeräumt in sieben festen Plätzen, das mit Oestreich gemeinsame in einem (Dendermonde, an der Schelde, zwischen Gent und Antwerpen); zugleich versprach Oesterreich mäßige Subsidien (500,000 Patacons) für die Erhaltung der Festungen. Allerdings keine besonders reichliche Entschädigung für die Opfer, welche die Holländer während des Krieges gebracht hatten; aber doch drückend genug für den Hof, der die ungetheilte Herrschaft der neuen Provinz wollte. Joseph II. verweigerte die Subsidien, verlangte die Festungen für sich, und verlangte die freie Schiffahrt der Schelde. Der letzte Punct war den Holländern der unwillkommenste. Kaunitz hatte es vorhergesehen. Joseph meinte die Sache zu erzwingen. "Mein lieber Fürst," sagte er, "die Holländer werden nicht feuern." Aber Kaunitz konnte, als der Versuch (8. Oct. 1784) gemacht worden, in seiner lakonischen Manier erwidern — "Sire, die Holländer haben gefeuert.". Durch französische Vermittelung — Joseph zwar hatte auf französischen Beistand gezählt — ward die Sache beigelegt. Gegen Zahlung von 10 Millionen holl. Gulden stand der Kaiser von seinen Forderungen ab. Die Forts an der inneren Schelde wurden ihm abgetreten, einige andre geschleift, und die Beleidigung der österreichischen Flagge ward förmlich entschuldigt (zu Paris, 20. Sept. 1785.)

Um dieselbe Zeit beschäftigte der österreichische Hof sich mit einem Gedanken, der in diesen Blättern bei einer anderen Gelegenheit (Nr. 20) erwähnt worden ist. Er wünschte, durch die Acquisition von Baiern seine Gränzen zu arrondiren, und dagegen sollte Carl Theodor die Krone eines neu zu errichtenden burgundischen Königreichs, und die Herrschaft über die österreichischen Niederlande haben, Namur, Luxemburg und Limburg ausgenommen. Schon Eugen hatte diesen Gedanken gehabt; er wollte dem Churfürsten Max Emanuel Brüssel zur Hauptstadt geben statt München. Der Plan zerschlug sich auch dieses Mal. Joseph war zu sehr Philosoph, um an Tractate und historische Verhältnisse sich zu kehren; er war zu wenig Philosoph, um daran zu denken, die Völker zu befragen, ob es nun einen Tausch galt oder eine Reform. Das Empörende, was eine solche von oben herab ordnende Willkür haben konnte, ist ihm selbst bei dem abscheulichsten Unrecht, das das achtzehnte Jahrhundert gesehen, nicht aufgefallen.

Anderwärts wollen die Völker die Reform, und erzwingen sie durch eine Revolution. In Belgien wollte Joseph die Reform, und das Volk zerstörte sie durch eine Revolution. Es ist kein Zweifel, daß Joseph durch seine neuen Einrichtungen die Grundgesetze Brabants, die joyeuse entrée, verletzte. Aber es ist ebensowenig einem Zweifel unterworfen, daß er sie den Interessen des Volkes mehr als seinen eigenen Interessen zulieb, verletzte. Wohl war die Duldung besser, als der Religionshaß; aber die Duldung läßt sich nicht erzwingen. Wohl war die Geistesfreiheit wünschenswerth; aber wie läßt sie sich befehlen! Wohl waren die Privilegien der begünstigten Caste dem Wohlstande der Provinzen zuwider; aber nur der Rechtssinn Aller kann sie umstoßen, nicht das Machtgebot eines Einzigen. Man würde vielleicht Joseph's Gesinnung ausdrücken, wenn man das Wort eines griechischen Tragikers parodirt: —

"Wird's Recht gebeugt, so sei's der Freiheit wegen!"

Die Empörung der Belgier brach Joseph's Herz. Auf seinem Sterbebette sagte er zum Fürsten von Ligne: "Votre pays m'a tué: Gand pris a été mon agonie: et Bruxelles abandonné, ma mort. Quelle avanie pour moi! J'en meurs; il faudrait être de bois pour que cela ne fût pas." *) Ihm konnte das Benehmen seiner Unterthanen nur als der schwärzeste Undank erscheinen. Aber die Geschichte wird es nicht vergessen, die Regierungen anzuklagen, unter deren Verwaltung die Belgier in jenem Zustande der tiefsten Erniedrigung erhalten wurden, der selbst für die eigne Schmach wie für die Rettung verblendet ist.

Wie die Belgier sowohl als die Holländer von den französischen Revolutionskriegen fortgerissen wurden, ist bekannt. Nur an einen Umstand möchten wir im Vorbeigehen erinnern: das constitutionelle Frankreich hatte vor dem Angriff der Coalition das Bündniß der belgischen Rebellen ausgeschlagen, um nicht auswärtigen Mächten Anstoß zu geben.

Die einst berüchtigten Demagogen von 1791, van der Noodt und van Eupen, sind vergessen. Leicht möglich, daß einigen der lärmendsten Demagogen des Tages ein gleiches Loos beschieden ist. Aber was man auch von den nächsten Veranlassungen der letzten belgischen Umwälzung urtheilen mag, ihre wahren Gründe wird darum Keiner mit denen der früheren Empörung gegen Joseph in eine Classe werfen.

Wir setzen die Entwickelung jener Gründe in den Worten des Verfassers her, weil wir keine Darstellung kennen, der man den Vorwurf der Leidenschaftlichkeit, oder der Parteilichkeit für die Belgier so wenig zu machen geneigt sein würde: —

"Die Holländer hatten sich einen König aus ihrer Mitte gewählt, an den sie durch geschichtliche Erinnerungen und gemeinsames Interesse innig gebunden waren. Und wirklich, wenn die Souverainetät durch legitime Erbschaft

*) Der Fürst erzählt dieses in seinem ersten Brief an die Kaiserin Katharina. Mémoires I. 230. Der Fürst sagte seinen Landsleuten das Bitterste, als er die Stände im Hennegau, in seiner Eigenschaft als Erbmarschall, eröffnete. "Si je n'avais pas été en Crimée avec l'empereur Joseph II. et l'impératrice de Russie, j'aurais arrêté votre rebellion, ou en vous parlant en compatriote zélé et raisonnable, ou, si je n'avais pas réussi, en général autrichien, à coups de canon, sans boulets, qui vous eussent fait mourir de peur." Mémoires I. xv.

oder durch Wahl rechtlich begründet ist, so vereinte König Wilhelm I. beide Ansprüche in seiner Person. Belgien erhielt seinen König durch Europa, und betrachtete sich von Anfang an weniger als integrirenden Theil des neuen Staats, denn als ein dem Alten Hinzugefügtes, was sein National-Gefühl um so mehr verletzte, da es an Areal und an Volksmenge der größere Theil war.

"Es fehlte auch in Holland nicht an einer Partei, welche wünschte, den Sohn des letzten Erbstatthalters in der Eigenschaft seines Vaters und unter denselben Bedingungen wiederkehren zu sehen. Von 600 Notabeln, die zur Annahme der neuen Verfassung berufen wurden, stellten sich nur 475 ein, unter denen viele ihre Zustimmung nur bedingungsweise gaben. Da aber die Bedingungen nicht mit verzeichnet wurden, so ging die neue Ordnung mit 449 gegen 26 Stimmen durch.

"Wirklich konnte der Königstitel, als Titel, kaum ein Gegenstand erheblicher Einwürfe sein, was aber die höchste Gewalt ihrem Wesen nach betrifft, so mußte wohl ein Jeder, der sein Vaterland liebte und die Geschichte desselben kannte, fühlen, wie nothwendig es sei, jene Gewalt auf eine Weise zu consolidiren, durch welche allein das Land gegen die Stürme der Parteienwuth gesichert werden konnte, die es so oft und so lange verheert hatten. — Denjenigen aber, die aus einer zu großen Ausdehnung der obersten Gewalt Gefahr fürchteten, hatte der neue Regent eine Probe seiner Gesinnungen gegeben, indem er es selbst war, der auf die Einführung einer Constitution drang, durch welche alle Rechte des Bürgers gesichert werden sollten, und die er zur ausdrücklichen Bedingung machte, unter welcher er die ihm dargebotene Souverainetät annahm.

"Als nun Belgien dem Königreich der Niederlande einverleibt ward, dehnte man die Constitution, welche ursprünglich für Holland gegeben, mit den erforderlichen Modificationen auf beide Länder aus. Man berief 1603 Notabeln, um über die Annahme des Fundamental-Gesetzes zu stimmen. Von diesen Männern, die nicht ohne Einwirkung der Regierung gewählt wurden, blieben sogleich 280 ganz fort und 796 stimmten gegen eine Constitution, von welcher selbst das Foreign Quarterly Review meint, sie sei in ihren Grundzügen freisinnig gewesen, und die Fehler, deren man sie zeihen könne, bestehen weniger in Dem, was sie bestimme, als was sie nicht bestimme. Bedenkt man nun, daß die Belgier unter der Kaiserherrschaft wahrlich durch constitutionelle Behandlung nicht verzärtelt waren, so geben diese Vorgänge schon einen ungefähren Maaßstab der Gesinnung, mit welcher Belgien seine Convenienz-Heirath mit Holland betrachtete.

"Wenn hierauf die Regierung 126 der negativen Stimmen strich, die wegen der Religion des Staats-Oberhaupts abgegeben, und demnächst die 280 Fehlenden als stillschweigend bejahend annahm, um so eine Majorität von 11 Stimmen zu erzeugen, so bediente man sich dieser etwas seltsamen Arithmetik wohl hauptsächlich nur um das öffentliche Aergerniß zu vermeiden, welches ein Volk gab, indem es die Freiheit, die seine Regierung ihm wohlmeinend darbot, mit störrigem Trotz von der Hand wies.

"Großen Anstoß nahmen die Belgier daran, daß sie, die doch dem Flächenraum, wie der Bevölkerung nach, zwei Drittheile des Königreichs ausmachten, dennoch durch dieselbe Zahl von 55 Deputirten, wie Holland, vertreten werden sollten. — Wirklich gingen nachmals mehrere Gesetzvorschläge mit einer schwachen Majorität von 2 Stimmen durch, die, wie man es in Brüssel nannte, der Sache des Vaterlands ungetreu geworden. — Die Holländer erwiedern hierauf, daß die ganze Verfassung ursprünglich darauf abgezweckt habe: daß kein Theil den andern beherrsche und ihm Gesetze vorschreiben könne, damit nie das Interesse des Einen auf Kosten des Andern gefördert werde. Wenn nun sie gleich anfangs freiwillig einer Präponderanz über Belgien entsagt, so wäre es doch auch wohl nicht weise gewesen, ihren neuen Brüdern durch 66 belgische Stimmen gegen 44 holländische jenes Uebergewicht über sich selbst einzuräumen.

"Wir haben oben gesagt, die holländische Staatsschuld sei ungeheuer gewesen. Sie betrug 12 bis 13000 Millionen Gulden. Zwar hatte Napoleon mit einem Federstrich ein Drittel derselben vernichtet (tiercé), aber da eine Menge von Privatleuten, von Waisen, Armen und Unmündigen durch diese Maaßregel ihr Letztes einbüßten, theils auch um den Credit für die dringend nothwendig gewordenen neuen Anleihen zu erhalten, rief der König zwei Drittel dieser dette morte wieder ins Leben. — Nun war Belgiens Schuld sehr geringe, und wenn sie die holländische gleichmäßig auf sich mit übertragen sahen, so fanden sie hierin eine um so größere Härte, als sie das Aequivalent für solche Anforderungen nirgends finden zu können behaupteten. Als solches rechneten die Holländer aber die Entschädigung Schwedens durch indirecte Abtretung mehrerer Colonien und Verzichtleistung auf sehr beträchtliche Forderungen an mehrere Mächte. Sie rechneten dahin die Theilnahme Belgiens an dem holländischen Colonialhandel und die bedeutenden Summen, welche verwendet wurden zur Aufhülfe des tief darniederliegenden belgischen Betriebwesens. Unverkennbar hob sich auch der ganze industrielle und commerzielle Verkehr dieser Provinz seit der Vereinigung mit Holland auf eine entschiedene Weise. Antwerpen hatte den Colonialhandel in dem Maaße an sich gebracht, daß die Einfuhr des Caffee unter andern der von Amsterdam, Rotterdam und Hamburg zusammengenommen fast gleich kam; es führte beinahe doppelt so viel Baumwolle ein, und Häute aus, als Hamburg; und Amsterdam sah nicht ohne Eifersucht die ältere Handelsschwester im Süden, welche ihre glänzende Jugendblüthe schon einmal überlebt, sich anschicken, zum zweiten Mal den Sieg davon zu tragen. — Doch diesen Befürchtungen sind die Belgier selbst zuvorgekommen, indem sie die Thätigkeit aus den Fabriken, und den Handel aus ihren Städten siegreich verjagten. Der zum Theil künstlich hervorgerufene Stand ihres Betriebwesens ist aufs Neue tief erschüttert, und mit Recht erwartet der Belgier große und segenreiche Resultate von der politischen Wiedergeburt, deren Herbeiführung so namenloses Unglück über sein Land hervorgerufen, und Denen, die jene Krisis gewaltsam herbeiführten, wird allerdings die Verantwortlichkeit obliegen, ihre Landsleute für so unermeßliche Opfer zu entschädigen."

Nur ein Umstand ist in dieser Darstellung mit Stillschweigen übergangen, es ist derjenige, der, nach unsrer Ansicht, das Zwangsverhältniß in das unzweideutigste Licht stellt. Die Regierung hatte für nöthig erachtet, zur systematischen Verfolgung der Presse ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Ansehen und ihre Existenz zu sichern. "An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Wie sehr man auch bei den belgischen Bewegungen, bei ihren öffentlichen und diplomatischen Verhandlungen, die Würde und die Mäßigung vermissen mag, durch welche eine Revolution imponiren kann: ein großer Vortheil ist doch für die Aufhellung des alten Systems der Politik hervorgegangen: es ist nur eine Stimme über die rechtlose Willkür, die nach Gutdünken über Land und Leute, als über absolutes Eigenthum verfügt. Kein Preßzwang, keine Berufung auf, der Himmel weiß was für göttliche, Rechte hat diese Stimme zu unterdrücken vermocht. Die Völker aber sind es nicht allein, die die alte Lehre als eine verwerfliche, als eine unter keiner Bedingung zu erneuernde, bezeichnet haben. Die Cabinette selbst haben entschieden, daß nicht Gewalt das Werk der Willkür schützen sollte, nachdem die Völker gesprochen und gehandelt hatten. Und unter den allzeit fertigen Dienern des Absolutismus ist Keiner mehr, der es wagt, das alte Recht vom Partagiren und Verschenken zu predigen.

Die Insel der Glückseligkeit. Von D. A. Atterbom. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Neus. Erste Abtheilung. Leipzig, 1831. Brockhaus.

(Dritter Artikel.)

Kehren wir noch einmal in's Feenland zurück. — Eine ganz eigene Figur ist Osten, von den vier Winden der gelehrteste, und, die Wahrheit zu sagen, der Pedant in der Familie. Zephyr sitzt auf der Insel, und sieht plötzlich irgend etwas durch die Lüfte ankommen, in seltsamen Purzelbäumen. Es ist Bruder Osten. Er hat ihn nicht erkannt —

"Die Füße sah ich nur, sie zappelten
Wie Schleuder in den Lüften auf und nieder."

Der aber hat seine guten Gründe, sich eine etwas gewaltsamere Motion zu verschaffen: —

"Ich hab' im Allgemeinen eine Zeit her
Zu viel gesessen stille, und bedarf jetzt
All der Bewegung, die ich haben kann.
Wenn man mit Menu, mit Pythagoras
Sich abgiebt, so wie ich" . . . . . .

Uebrigens bringt Osten Kunde von der Prinzessin Swanhwit, die sich über Astolf's Außenbleiben zu Tode grämen will. Mit einem Wort, sie liebt Astolf. Nun deutet man leicht die Sorge, die sie in einer früheren Scene ausgesprochen, und den Trost, den sie in den Liedern gesucht, die Florio gesungen:

"Es wird erzählt, gewisse Seeen gäb' es,
Verborgen, dunkel, oben engbegränzt,
Mit Weiden und mit Trauerbirken kenntlich
Bewachsen an des Ufers Rand, doch unten
So tief, daß ihnen, meint man, sei kein Grund;
Aus diesen Seeen, zu gewissen Zeiten,
Am Sonntagmorgen, oder heil'gen Abend,
Soll aus der Tief' ein seltsam Klingen steigen
Wie ein Geläute von der Glocken Erz
Aus längst versunk'nen Schlössern oder Kirchen.
Tritt hin der Wand'rer, hört er immer näher
Und klarer das Getön, als dräng' es aus
Der Unterwelt in ungemeßner Klage;
Doch ruhig ist des Wassers Spiegel oben
Und scheint in stiller Wollust selbst zu lauschen,
Wie klingend der verborgene Grund sich hebt.
So will ich auch versuchen nun, zu dämpfen
Des Herzens dunkle Wallung mit Gesang."

Sie singt darauf das Lied vom Tausendschön, das vom frühen Winter unbarmherzig überrascht ward.

"Stille, o Stille!
Schlafe vor Sturm und Schnee!
Blümchen der Stille,
Zeit ist zu schlafen, weh!
Kalt ist so Thal als See;
Stille, o stille!

Eilende Stunden
Bringen die letzte her;
Ruh' ist gefunden!
Stirb' wie die andern eh'r! —
Herze, was willst du mehr?
Ruh' ist gefunden!

Dunkel umschlei're
All deine Wonn' und Pein;
Fei're, o fei're!
Blühn nur im Sonnenschein!
Sink' in die Nacht hinein,
Fei're, o fei're!

Schlummer' in Frieden!
Schnee ist dein süßes Lied;
Schlaf dir beschieden,
Frühling dahinten blieb.
Herz, dich zur Ruhe gieb!
Schlummer' in Frieden!

Lasse die Klage!
Hauche die Seel' aus sacht,
Ach! und entsage!
Hin ist des Lebens Pracht;
Arme, schlaf' wohl, gut' Nacht!
Lasse die Klage!"

Osten, der wahrscheinlich früher, wie wir eben gethan haben, den Klaggesang der Prinzessin belauscht hat, nimmt an ihrem Schicksal ungemein lebhaften Antheil, als er vernimmt, daß Astolf eben der Königin Felicia seine Liebe erklärt hat. Er ruft mit großer Gravität aus:

"Das ist doch ganz gewiß und wahr, daß nichts
Auf Erden schöne Mädchen übertrifft!"

Zephyr zieht ihn auf mit seiner Entdeckung.

"Wie klug Du bist! Das hast Du denn entdeckt?
Steht das im Menu, im Pythagoras?" —

Die Liebeserklärung Astolf's und Felicia's ist enthalten in einem Wechselgesang in ottave rime; hier einige Strophen davon; sie gehören zu den minder gelungenen, aber auch zu den schwierigsten Partieen der Uebersetzung.

Astolf.

Ich floh hieher — schnell mich Dein Ruf entdeckte,
So wohlbekannt, Du Herzensnachtigall!
Von der Musik, die eh' die Zeit aufweckte, —
Wenn sie der Ruhe Saal verließ, ein all
Ermunternd Kind, und ihre Schwingen streckte —
Wie Echo klingt's in Deiner Worte Schall;
Jung hört' ich ihn durch heim'sche Tannen dringen,
Ihn nun der Jugend Morgen wiederbringen.

Felicia.

Ihn nun der Jugend Morgen wiederbringen,
So lang die Zeit noch selbst ein Kindlein ziert.
Sie altert nicht auf diesen Blumenringen,
Ihr erstes Antlitz trägt sie ewig hier.
Von Dir zu mir dieselben Echo klingen;
Mich dünkt, Du warst in jenem Saal bei mir,
Wo meine Mutter tief mich hielte drinnen;
Du meine Ahnung, ich Dein alt Besinnen.

Astolf.

Du meine Ahnung, ich Dein alt Besinnen
Im Lichtland, das verborgen sich genießt,
Wo unsrer Seelen ewig eines Innen
Die Götterkunst in zwei Gestalten gießt.
Der Künstler freut sich, wenn wir Licht gewinnen,
Hier Blick in Blick gedenkend überfließt,
Dann springen Federn in den Sternenuhren
Zur schönsten Stund' im Alle der Naturen!

Felicia.

Zur schönsten Stund' im Alle der Naturen,
Hör! wie jedwedes Rad der Uhren fliegt!
Wie Welt an Welten klingt! auf Sternenspuren
Ein Wohllaut Stuf' auf Stufe stolz ersiegt!
Wenn ihre Freundschaft, die sie ewig schwuren,
In allen Sphären klingend fromm sich wiegt:
Wie selig ist's, dem Lärm des Tags entfliehen,
Im Dunkel, wo Du und das Herz nur glühen!

Astolf.

Im Dunkel, wo Du und das Herz nur glühen,
Ihr Freudenopfer jede Blume bringe,
Das schönste Lied, indeß Violen blühen,
Die treue Wachtel der Gefährtin singt,
Orangendüfte, Beifallhauche ziehen,
Und leis' mit Murmelwellen hüpft und springt
Der Bach die Felsenwänd' herab, die steilen:
Die Kinder wiegt Natur in Ruh und Weilen.

Felicia.

Die Kinder wiegt Natur in Ruh und Weilen;
Es schläft der Wind, der ihrem Winke schweigt.
Der Tag sucht müde nach des Lichtes Pfeilen,
Den Köcher von Rubin zum West geneigt.
Gazellen, sieh! durch Thau und Funken eilen
Zum Lager, das sich in der Grotte zeigt;
Mit Silbernetz sich Palm' und Ceder schmücken;
Mit träumet Alles still unser Entzücken."

Noch ein Lied — der Wechselgesang der sieben Musen (es giebt ja nur sieben auf der Glückseligkeitsinsel), der das Leben des Schmetterlings besingt: —

Laura.

"Sylphe schön; was fliegst Du nur?
Von den Lippen der Natur
Als ein Freudenach entflogen?
Sieh, sein Schimmerkleid umzogen
Ist von Gold und Purpurschein;
Solch Gewebe ist nur fein!

Cäcilia.

Ewig jung und ewig froh,
Schwebt er über Blüten so,
Selbst ein Blümchen leicht beschwinget;
Lauscht, ob West ihm Kunden bringet;
Bett und Schirm vor Licht und Glanz
Spinnt ihm Flora's grüner Kranz.

Erolna.

Frei von irdischem Bedarf,
Sucht er, wenn er fliegen darf,
Nimmer ird'scher Kost Genüsse;
Wein des Thaus und Rosenküsse
Glühn und locken hold und mild,
Nähren leicht das Luftgebild.

Niobe.

Kennend einzig eine Pflicht,
Winkt ihm jeder Blüte Licht

Wie zum süßen Liebesglücke;
Vorwärts sieht er, sieht zurücke,
Flüstert mit betrübtem Sinn:
Ach, wo floh sie doch nur hin?

Lucinde.

Sieh! auf dunkeln Laubes Gold
Sitzt ein Liebchen bang und hold:
Fliehend, wie er läßt die Ferne,
Sieht sie sich verfolgen gerne —
Bald an blauer Wellen Rand,
Wehrt sie ihm nicht mehr die Hand.

Rusblon.

Düfte, Geralen ohne Zahl,
Preisen seine stumme Wahl;
Lacht die Sonn' am Himmelsbogen,
Klang die Wälder, Sang die Wogen;
Lüftchen flüstern und dabei:
'Kurze, schöne Freierei!'

Theano.

Eins beengt ihm nur die Brust:
Daß er seiner Qualen Lust
Nicht kann künden, nicht kann singen;
Nur ein Herz hat er und Schwingen,
Doch kein Wort dem lieben Kind —
Stumm und fromm, wie Blumen sind.

Laura.

Ein Verdienst das Glück ihm gab:
Daß er muthig fiele sein Grab
In der Liebsten Schoos erkoren;
Einzig dafür nur geboren,
Sprang er aus der Erde Traum,
Lichtgeschmückt der Flügel Saum.

Cäcilia.

Lieb' und Tod im sel'gen Bund
Bilden ihm die Schäferstund';
Arm in Armen fest verschlungen,
Arm in Armen gluthdurchdrungen,
Sehnsucht ist das Leben hier
Und erlische mit der Begier.

Theano.

All die Elfen groß und klein,
Stellen sich zur Trauer ein,
Klagen mit der Liebe Locken,
Läuten still der Blumen Glocken,
Und versenken treu und lang
Seinen Leib beim Drosselklang.

Alle.

Sommerlust und Himmelsblau,
Sonnenglanz und Rosenthau,
Goldne Schwingen, lichtbestralet,
Lebensglück vor's Aug' gemalet;
Dann ein Schlaf, den Liebe bot —
Welch ein Leben! welch ein Tod!"

Dieses Lied hat uns an die schönen Verse eines neueren französischen Dichters erinnert (wenn uns nicht Alles trügt, so ist es de Lamartine): —

"Naître avec le printems, mourir avec les roses,
Sur l'aile du Zéphyre nager dans un ciel pur:
Balancé sur le sein des fleurs à peine écloses
S'enivrer de parfums, de lumière et d'azur;
Secouant jeune encore la poudre de ses ailes
S'envoler comme un souffle aux voûtes éternelles,
Voilà du papillon le destin enchanté."

Zum Schluß noch das Klage- und Trostlied der Nachtigall: —

"Hold ist doch, zu schwärmen
Lebend kurzen Flug!
Und ich soll mich härmen,
Daß die Lust ein Trug? —

Ob dein Seufzen dringe
Zweifelnd zu den Höhn:
Wenn nicht Mai verginge,
Wär er dann noch schön?

Rosen, die nicht wichen,
Lägen starr und todt;
Rosen, die nicht blichen,
Glühten minder roth.

Wenn das Herz dir glühte
Wonnig immerdar,
Glänzt auch seine Blüte
Nicht so morgenklar.

Schöner blinken Thränen,
Blitzen sie im Fall;
Lenz lockt recht dein Sehnen,
Schwand sein süßer Schall."

Wir glauben durch unsere Auszüge den abenteuerlich-romantischen Charakter der Fabel, und die poetischen Schönheiten des Stückes genugsam dargestellt zu haben, ohne doch jenen in seiner ganzen Ausdehnung zu verrathen, oder diese zu erschöpfen. In dieser Dürre der deutschen Poesie war uns der geistvolle Nachbar doppelt willkommen; möge er es unsern Lesern auch gewesen sein!

Zeitungen und Zeitschriften in Rußland. (Im Literärischen Begleiter zum Russischen Mercur. Nr. 8, 9 und 10; 20. Febr. — 6. März 1831.)

Der russische Mercur, und der jedesmal zugleich erscheinende Literarische Begleiter, erwerben sich ein Verdienst durch die Sammlung von Thatsachen, besonders von statistischen Thatsachen. Wenn der Mercur auch nicht eben auf ein großes Publicum in Deutschland zählen kann, so wird er doch den Bibliotheken nicht fehlen dürfen, er wird den Zeitungsredactionen, und Lese-instituten, bei welchen auf Länder- und Völkerkunde Rücksicht genommen wird, willkommen sein.

Die Nummern 8—10 enthalten eine Uebersicht der Journalistik im russischen Reich. Sie scheint wenigstens weit die vollständigste zu sein, die bis jetzt in's Publicum gekommen ist. Wir werden die Resultate mittheilen, und die Titel einiger Journale ausheben. Der Redacteur des Mercur giebt die Titel in extenso, auch die russischen im Original; das Letztere werden wir ihm aus den besten Gründen von der Welt, nicht nachthun.

In russischer Sprache sind 43 Journale aufgezählt; in deutscher 21; in französischer 4; in polnischer 5; in lettischer 2; im Ganzen also 75 Journale. *)

Davon zählt St. Petersburg 28 russische Journale, 4 deutsche, 2 polnische, 3 französische. Unter den russischen bemerkt man die Senatszeitung, die Commerzzeitung, mehrere Monatschriften, dem Handel, dem Bergbau, der Industrie gewidmet; ein Journal der Wegverbindungen (russisch und französisch); eine Kinderbibliothek; ein militairisch-medicinisches Journal; ein Militairjournal; eine Monatschrift für "christliche Lecture"; eine "Kriegszeitung", der russische Invalide betitelt, mit literarischen Beilagen; ein Journal (jährlich 6 Hefte) für Naturwissenschaften; redigirt vom Professor Schtscheglow; die Nordische Biene, herausgegeben von Gretsch und Bulgarin; mehrere literarische Journale, darunter eins für ausländische Literatur, redigirt von Platon Wolkow. — Französisch erscheint, außer dem bekannten Journal de St. Pétersbourg, ein Furet de St. P., zweimal wöchentlich. — Polnisch erscheint ein Wochenblatt, und ein literarisches Blatt, Balamut (der Schwätzer). — Die deutschen Blätter sind die St. Petersburgische Zeitung, die Handelszeitung, der Mercur, und das Magazin für deutsche Leser.

Moskau zählt 11 russische Journale: darunter eine Zeitung, die seit 1756 unter den Auspicien der Universität erschien: ein Damenjournal, und mehrere naturwissenschaftliche. — Kasan hat zwei russische Blätter, Odessa einen russischen Herold, und den französischen Courier. Die Tiflis'sche Zeitung spricht persisch, meint der Redacteur, soviel er davon weiß. — Wilna hat drei polnische Blätter, zwei Zeitungen, und ein medicinisches Journal. — Dorpat hat eine Zeitung, landwirthschaftliche Mittheilungen (von

*) Stein sagt in der 4. Auflage seines Handbuchs (3, 49): "Im Jahr 1816 erschienen in Rußland an Zeitschriften und öffentlichen Blättern, in St. Petersburg 8, in Moskau 3, in Astrachan 1, in Kasan 1, in Charkow 1, in Riga 1." — Wenn auch diese Angaben zur Zeit nicht erschöpfend waren, so geht doch mit Gewißheit daraus hervor, daß in den letzten 15 Jahren die Journalistik sich sehr bedeutend (vielleicht um das Sechsfache) vermehrt hat.

Prof. Schmalz) und Jahrbücher der Landwirthschaft, sämmtlich in deutscher Zunge. Libau hat ein deutsches Wochenblatt; Pernau 1; Reval 1. Mitau zwei deutsche Zeitungen, eine literarische Zeitschrift, und ein lettisches Blatt. Etwas Lettisches druckt man auch zu Lemsal. In Riga florirt der "kleine Merkel," als Redacteur von drei Journalen. Ueber den Zuschauer sagt der Redacteur des Mercur, naiv genug: "Diese politische Zeitung ist unstreitig ein literarisches Phänomen, denn seit ihrem ersten Erscheinen hat sie fortdauernd ihren Werth behauptet. Sämmtliche Nachrichten sind in gehaltvoller Kürze aufgestellt, doch dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Alles sehr natürlich ist, denn der Herr Dr. Merkel ist ein ausgezeichneter politischer Schriftsteller." Im ganzen zählt Riga acht Blätter. — Durch sechs musikalische Zeitschriften (haben wir in Deutschland deren drei?) ist für die Harmonie im Kaiserreiche gesorgt.

Gedanken eines Laien,

veranlaßt

durch die Hamburgische Kunstausstellung.

Ist es wirklich mit der Historienmalerei vorüber? Man hört so häufig dem Publicum den Sinn, den Künstlern das Talent dafür absprechen. Ich finde, daß das hiesige Publicum wenigstens insofern Sinn dafür bewiesen hat, als es sich über den Werth des Vorhandenen nicht verblendet. Man geht an den historischen Bildern mit der wenigsten Theilnahme vorüber, man wendet sich ohne Bedenken zu den übrigen, ungleich besser besetzten Partieen der Ausstellung. Auch darüber scheint man einverstanden zu sein, daß man einem historischen Bilde lieber große Fehler verzeihen würde, als eine tadellose Mittelmäßigkeit. Wenn es den Künstlern, deren Ruf etwas Vorzüglicheres erwarten ließ, nicht gefallen hat, der Einladung zu folgen, und das Publicum von ihrem Verdienst anschaulich zu überzeugen, so ist das nicht die Schuld des Publicums, das es wahrlich an Theilnahme — an thätiger Theilnahme — nicht hat fehlen lassen. Stellt uns etwas Ausgezeichnetes vor Augen, und dann entscheidet, ob uns der Sinn dafür abgeht.

Was die Künstler betrifft, so ist unter den zahlreichen Anforderungen an den Historienmaler eine, die ich voranstellen möchte, ohne welche all sein Bemühen und all sein Talent vergeblich sein wird: Ich meine die Begeisterung. Nicht daß ich die übrigen Eigenschaften zur Vollendung seines Werkes für entbehrlich halte; aber ich fürchte, sie werden nichts ausrichten ohne die eine, die sie alle belebt und ihnen ihre wahre Geltung giebt.*) Die technische Vollendung allein will bei einem historischen Bilde weniger bedeuten, als bei irgend einem andern. Der Ausdruck kann anziehen; aber er wird nicht fesseln. Die Erfindung kann befriedigen; hinreißen wird sie nicht. Aber die idealische Schönheit? Ich halte sie jedem Bemühen für unerreichbar, wenn es nicht durch Begeisterung getragen wird. Keine trübseligere Erscheinung, als ein mittelmäßiger Historienmaler, selbst wenn er "gute Pointen" hat; die Raupach'schen und andre Tragödien haben sie auch. Alles Talent, aller Fleiß, der ohne Begeisterung auf solche Arbeiten verwendet wird, ist verschwendet, ist verloren, und könnte mit Gewinn anderen Zweigen der Kunst zugewendet werden.

Noch ein Umstand, durch welchen, wie mir scheint, die Begeisterung doppelt unerläßlich wird. Es ist nicht von der Fortbildung einer blühenden, es ist von der Wiederherstellung einer gesunkenen Kunst die Rede. Ist der Sinn dafür wirklich nicht mehr so allgemein verbreitet? Nur die ausgezeichnete Leistung kann ihn aufs Neue beleben. Findet man, außer in den Gallerieen, nur wenige Gelegenheit, vorzügliche historische Gemälde zu sehen? Die Künstler müssen sie in die Ausstellungen wieder einführen, müssen sie einem ganz andern Publicum nahe bringen, als demjenigen, das gewohnt ist, Gallerieen zu besuchen. Ist es denn eines Künstlers unwürdig, in einer großen Stadt, wo kein Hofton sondern nur das einstimmige Urtheil aller Gebildeten über den Eindruck eines Kunstwerkes entscheidet, ein Kunstwerk hinzustellen, mit dem Bewußtsein, daß es Anerkennung finden muß? Freilich ist dieses Bewußtsein, diese Gewißheit des Eindrucks auch bei den Laien, die im Jargon des Kunstkenners weder zu loben noch zu tadeln verstehen, nur dann möglich, wenn ein Künstler sein Werk mit inniger Begeisterung begonnen und vollendet hat; denn das Gefühl der Tausende wird er nicht anders anregen, als wenn ihn selbst ein des Künstlers würdiges Gefühl durchdrang.

Ich habe bis jetzt von dem Künstler gesprochen, der vereinzelt steht und wirkt. Er ist nichts ohne die Begeisterung. Aber es giebt Mittel, die Begeisterung in Andern zu wecken, und ihr thätiges Talent für die Kunst zu gewinnen. Ich meine das Zusammenwirken vieler jungen Künstler unter der Leitung eines genialen Meisters. Hier ist es die Persönlichkeit des Meisters, deren Einfluß nicht zu berechnen ist, um große Künstler zu bilden und talentvolle über die Sphäre, in der sie verkommen sein würden, zu heben. Ich will in dieser Beziehung nur an das unerreichte und über aller Vergleichung stehende Beispiel Rafaëls erinnern. Vasari hat ganz Recht, es unter seinen bewundernswürdigsten Eigenschaften aufzuzählen, daß der Meister durch seine Nähe die verschiedensten Charaktere angezogen, und mit Verbannung jedes unwürdigen Gedankens sie Alle zu edlem Streben hingerissen.*)

In der Wahl des Gegenstandes endlich scheint mir der Historienmaler so beschränkt nicht zu sein, wie man wohl behauptet hat. Allerdings wird er, außer den seltenen Fällen, in welchen ein Liebhaber die Allegorie oder die Mythologie verlangt, die vorherrschenden Richtungen der Zeit beachten. Er wird das erwachende politische, das wiedererwachende religiöse Leben im Auge halten. Er hat die Mittel, beides zu fördern, wenn er in den Geist desselben einzugehen, und das künstlerische Element aufzufassen und auszubilden weiß. Dazu kömmt noch eine unerschöpfliche Quelle — die Behandlung der Stoffe, die durch Dichter, zumal durch vaterländische Dichter, dem Publicum schon in das poetische, dem Künstler erwünschte, Licht gestellt sind.

Die Kunstkenner pflegen mit großer Verachtung auf uns Laien herunterzusehen, wenn es uns einmal begegnet, vor einem Bilde zu verweilen, weil der Gegenstand und die Auffassung uns interessirt. Ich möchte vorschlagen, daß wir statt aller andern Rache uns gewöhnen, ihnen ihren Enthusiasmus für Dasjenige was, wie sie

---

*) Wenn Goethe (Winkelmann u. s. Jahrh. S. 211) sagt, die neuere Kunst habe "vornehmlich auf das Bedeutende und Charakteristische sich beschränkt," so hat er eben damit jene Einseitigkeit bezeichnet, die von der Begeisterung und dem ächten Künstlerberuf nichts weiß, sondern durch berechnete Mittel einen bestimmten Effect zu erreichen sucht. Aber man darf zweifeln, ob die neuere Kunst mit bewußter Verzweiflung "die höhere Schönheit, als ein für sie unerreichbares Gut, zur Seite legen ließ."

*) E certo fra le sue doti singolari ne scorgo una di tal valore, che in me stesso stupisco, che il cielo gli diede forza di poter mostrare nell' arte nostra un' affetto si contrario alle complessioni di noi pittori, questo è, che naturalmente gli artefici nostri, non dico solo i bassi, ma quelli, che hanno humore d'esser grandi (come di questo humore l'arte ne produce infiniti) lavorando nell' opere in compagnia di Rafaelle, stavano uniti, e di concordia tale, che tutti i mali humori nel veder lui s'ammorzavano, ed ogni vile e basso pensiero cadeva loro di mente. — *Vite de' Pittori* etc. III. 1. 91.

sagen, "gut, vortrefflich gemacht ist," zu lassen, ohne ihn jemals nachzusprechen oder nachzuäffen. Aber was auch uns Laien zum Enthusiasmus hinreißen kann, ist die Begeisterung des Künstlers. Denn es kann nicht fehlen, ein Kunstwerk, das daraus hervorgegangen ist, wird durch idealische Schönheit Jeden anziehen, und jeden Gebildeten fesseln durch den Sinn, der daraus spricht.

Vielleicht ist hier der Ort, von den Gegenständen zu reden, die in unserer Zeit dem Bildhauer zu Gebot stehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der größere Theil des Publicums in den ausgestellten Basreliefs und den Figuren mehr eine Art von Verzierung sieht, die am passenden Ort in einem großen Saal angebracht, durch die Neuheit einer solchen Decoration anziehen wird. Aber meines Erachtens müßte ein Künstler durch eine solche Ansicht sich nicht irre machen lassen. Er müßte fortfahren, das Schöne darzustellen, und dem Publicum nach und nach die Ueberzeugung zu geben, daß ein Kunstwerk noch eine ganz andere Bestimmung, und ein ganz anderes Verdienst hat, als die Ergänzung und Veredlung einer Decoration. — Ganz anders verhält es sich mit Arbeiten, wie z. B. Repsold's Büste. Der Werth einer solchen Arbeit bleibt Keinem verborgen. Sie weckt in Jedem die Freude, die Züge eines Mannes, dem der schönste Tod das Ziel des thätigsten Lebens gesetzt hat, festgehalten und in einem würdigen Bilde wiedergegeben zu sehen. Gegenstände dieser Art werden der Theilnahme des größeren Publicums stets gewiß sein: sie gehören nicht nur zu dem populärsten, sondern auch zu dem dankbarsten Theil der bildenden Kunst.

Ich wende mich zu der Landschaft- und der Portraitmalerei. Ich will es versuchen, die Zusammenstellung der beiden zu rechtfertigen, und dabei das Wenige, was ich darüber zu sagen habe, vorzubringen.

Weder der Landschaft- noch der Portraitmaler soll bloßer Copist Dessen sein, was er sieht und malt. Der Landschaftmaler muß den Standpunct und die Beleuchtung zu wählen wissen. Dadurch wird, ganz abgesehen von der Staffage, die er noch anbringen mag, die Auffassung eigenthümlich. Dadurch wird das Bild zum Kunstwerk. Es ist klar, daß die technische Vollendung, ohne jene Rücksichten, das Bild zwar vielleicht zu einem gelungenen, aber gewiß nicht zu dem gelungensten machen wird, das von dem Gegenstande denkbar ist. Und der Portraitmaler? Ich will allen Ernstes die Parallele behaupten. Ist's etwa nur der zufällige Ausdruck eines Gesichts, in dem Augenblick, da der Maler seine Arbeit anfängt, den er wiedergeben soll? Gewiß nicht; sondern Jedermann verlangt etwas mehr, wenn er auch gleich sich nicht klar bewußt ist, was. Den Meisten wird zuerst die Bemerkung einfallen, daß man unbegreiflich stupid auszusehen pflegt, während man gemalt wird. Also wird der Maler doch wohl noch etwas mehr thun müssen, als das Gesicht "topographisch, wie eine Festung, aufzunehmen." Es giebt einen gewissen Gesammtausdruck der Züge, der selbst in dem Augenblick der Verstimmung, der Aufregung, der Leidenschaft sich nicht verläugnet. Diesen Gesammtausdruck mag man mit einem Worte den Geist der Züge nennen, oder wenn man lieber will, den Charakter. Jedem muß es aufgefallen sein, daß die sogenannte "sprechende Aehnlichkeit" hauptsächlich in Dem besteht, was ich eben genannt habe. Das aber eben ist es, was der Künstler eigenthümlich auffassen muß. Die besten Portraits sind gewöhnlich in den Fällen entstanden, wenn der Maler auch außer den Stunden des "Sitzens" das Individuum gesehen und beobachtet hatte. Die alten Meister lebten mit den ausgezeichneten Individuen, deren Portraits sie uns überliefert haben. Sie wurden von ihnen geschätzt und geliebt, sie wurden auch in jene höheren Kreise gezogen, in welchen der Genius ohne Adelsbrief Zugang findet. Ein gleiches ist in der neuesten Zeit z. B. von Sir Thomas Lawrence bekannt, der die schönsten Frauen und die bedeutendsten Männer seines Vaterlandes zu malen berufen war.

Aber es ist ganz unnöthig, sich in so hohe Kreise zu versteigen, um den Satz zu begründen, den ich andeuten wollte. Die künstlerische Auffassung der Züge, sei es nun eines lebenden Individuums, oder "der stummen Jungfrau, der Natur", diese Auffassung soll eine charakteristische sein; und um dieß leisten zu können, erfordert sie bei dem Maler nicht nur technische Fertigkeit, sondern auch Geist. Eine solche Auffassung giebt eine ganz andere Wahrheit, als die gewöhnliche Aehnlichkeit.*) Sie giebt mehr zu empfinden, als die meisten componirten Landschaften und allegorischen Figuren.

Ich habe noch von der Genremalerei ein paar Worte zu sagen. Man hat sie nicht selten mit der Novelle verglichen, die, dem Epos oder dem höhern Drama gegenüber, allerdings dem Geschmack der Zeit mehr zusagt. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß der Verfall der Historienmalerei durch den Beifall bedingt ist, den man gelungenen Genrebildern zollt. Sind denn diese zu etwas Anderem bestimmt, als den poetischen Sinn zu wecken durch die Darstellung von Scenen aus dem Leben? Diese Scenen mögen noch so unbedeutend, die Darstellung noch so anspruchslos sein, es giebt eine Wahrheit, durch welche sie anziehen, und sogar hinreißen können. Diese Wahrheit entspringt aber einem geistigen Vermögen, das der Maler zu seiner Arbeit mitbringen muß. Hier, wo die gefällige Ausführung so Vieles thut, thut doch die Erfindung noch mehr, und der Ausdruck das Meiste. Und wie eine Novelle selbst an poetischen Schönheiten reich sein kann, ebenso kann es ein Genrebild. Es ist unstreitig dieses eines der weitesten Felder, auf welchen ein Künstler sich als solcher bewähren kann. Wenn er auf den größeren, den an sich effectvolleren Gegenstand verzichtet, so mag er sein Verdienst um das minder bestechende Material um so mehr geltend machen.

"In tenui labor; at tenuis non gloria; si quem
Numina læva sinunt, auditque vocatus Apollo."

Es wäre sehr zu wünschen, daß Manche unserer jungen Künstler sich bewußt würden, um wie Vieles höher ein verdienstvoller Genremaler steht, als ein mittelmäßiger Historienmaler.

Noch ein Umstand ist mir aufgefallen, von dem ich nicht umhin kann zu reden. Es ist betrübt, daß noch immer Bilder gemalt und ausgestellt werden, die "recht brav gemacht" sein mögen, aber schon durch die Wahl des Sujets allen Schönheitssinn beleidigen. Es ist immer eine Verkehrtheit des Geschmacks, an das Affreuse und Widerliche seine Zeit und sein Talent zu verschwenden. Wer die Ausstellung besucht hat, — und wer, hier in Hamburg, hat sie nicht besucht? — den brauche ich nicht an unterschiedliche griechische Gebilde, an die Metzeleien u. dgl., zu erinnern.

Ich habe hier nur von der Beziehung gesprochen, in welche die Kunst zu dem Geschmack des Publicums getreten ist, treten kann, oder treten soll. Die Kunstrichter mögen sie immerhin ignoriren, diese Beziehung. Aber vielleicht werden die Laien, und einige Künstler, zugeben, daß es dem Laien verzeihlich und erlaubt ist, sie zur Sprache zu bringen.

*) Ich werde mich keiner gehässigen Hervorhebung schuldig machen, wenn ich unter den Hamburgischen Künstlern hier an den früh vollendeten Oldach erinnere.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.



Kritische Blätter der Börsen-Halle.

43. Hamburg. Montag, den 25. April. **1831.**

Inhalt.

Europa und Polen. Altona, 1831. Karl Aue. 16 S. 8.

Nie war die öffentliche Meinung in Europa einstimmiger, als sie es in diesem Augenblick in dem Wunsch ist, den Krieg im Osten beendigt, und Polen unabhängig zu sehen. Die Sympathieen der Völker sind mächtig aufgeregt durch das Schauspiel des großartigen Kampfes. In einem solchen Augenblick gilt es, nicht die Aufregung noch zu vermehren, sondern den klaren und leidenschaftlosen Ausdruck für die öffentliche Meinung zu finden.

Wie sehen in den Polen ein Volk, das entschlossen ist, für seine Unabhängigkeit unterzugehen; ein Volk also, das, wenn nicht jede Erwähnung sittlicher Würde eine bloße Phrase sein soll, seine Unabhängigkeit verdient. Aber wir sehen darum in dem Kaiser von Rußland weder einen blutigen Despoten, noch in seinen Unterthanen eine gesetzlose Rotte von Hunnen, bestimmt, die Freiheit aus Europa zu verdrängen. Wenn man als Freund der Freiheit auftreten will, so muß man vor Allem ein Freund der Wahrheit sein. Wo sind die Thatsachen, aus welchen ein Anschlag des russischen Cabinets auf das constitutionelle System sich darthun ließe? Die Völker kennen ihre heiligsten Güter; sie werden sie zu wahren wissen. Aber sie werden durch keine Redekünste, durch keinen unerwiesenen Verdacht sich bewegen lassen, einen Feind zu suchen und herauszufordern.*) Wo sind die Thatsachen, die auf die peesönliche Gesinnung des Kaisers Nikolaus den Verdacht werfen könnten, als sei dieselbe der Humanität fremd, und dee europäischen Civilisation abhold? Der ganze Verlauf des Krieges gegen die Türken liefeet den Gegenbeweis. Wenn jenee Krieg duech iegend einen Zug in der Geschichte der Zeit ausgezeichnet dasteht, so ist es durch die unzweideutige Rücksicht auf die Anforderungen der Humanität. Es ist die Gerechtigkeit, die dieß Zugeständniß verlangt — die Gerechtigkeit, vor welcher die blinde Anschuldigung des russischen Chaeakters so wenig bestehen kann, als der blinde Franzosenhaß.

Aber der Moment ist gekommen, wo die Humanität des russischen Kaisers, und sein Sinn füe Recht und Billigkeit schönee sich bewähren kann, als im türkischen Krieg — der Moment, wo es in seiner Macht stehen wird, glänzendee als in jenem, jede Beschuldigung niederzuschlagen.

Es ist klae, daß dee Kaiser, wie über die Verwaltung des Königreichs Polen, so auch über die Stimmung des Volkes getäuscht worden ist. Diese Täuschung kann nicht länger dauern. Der Kaiser hat seinen besten Feldherrn hingesandt — was hat sein bester Feldherr ausgerichtet? Ueberall tönt ihm der Schlachtgesang entgegen, Jachowicz' begeistertes Lied von Polens letzter Hoffnung: —

"Noch ist Polen nicht verschwunden,
Ob's auch Nacht umzogen,
Denn es hat die braven Söhne
Trefflich auferzogen.
Wo Ihr hin die Blicke wendet
Blitzen Wehr und Waffen,
Und der gnäd'ge Gott vollendet
Was die Guten schaffen.

"Noch ist Polen nicht gestorben,
Wird auch nimmer sterben,
Polens Blut, Polens Muth
Soll der Enkel erben.
Und wenn je das Schicksal neidisch
Droht sein Untergeh'n:
Wie Verzweiflung Wunder wirke,
Sollt Ihr staunend seh'n!"

Eine Handvoll Empöeer schlägt sich nicht, wie das polnische Heer sich geschlagen hat. Ein Schock jugendlicher Brauseköpfe überredet eine Nation nimmermehr, das Aeußerste zu wagen, und der Uebermacht mit unerschüttertem Muthe zu trotzen. Der Kaiser ist Soldat, und weiß die Tapferkeit zu schätzen. Der Kaiser veeachtet die öffentliche Meinung von Europa nicht: wird ee sie unversöhnlich beleidigen? Der Kaiser kennt die Geschichte — wird ihm das Urtheil der Jahrhunderte gleichgültig sein?

Es handelt sich jetzt nicht darum, ob er Polen beherrschen, sondern ob ee es verderben will. Es ist keine Schmeichelei, sondern wohlbegründetes Vertrauen, wenn man sagt: der Kaiser wird sich nicht berufen fühlen, einen weiten Landstrich zu verheeren, und mit jener Uebermacht, die ihm ohne Zweifel zu Gebot steht, bis zue Erschöpfung der letzten polnischen Streiter, die ja, nach menschlichee Wahrscheinlichkeit, endlich eintreten müßte, die Spuren des Widerstandes in ruhmlosen aber nicht minder blutigen Siegen zu vertilgen. Adrianopel mag bezeugen, das er zu etwas Besserem sich berufen fühlt, als seinen Namen in das blutigste Blatt der Zeitgeschichte einzuschreiben.

Wenn wir etwas Andres glaubten, so würden wir, nicht etwa in behutsamen Winken das Bitterste andeuten, sondern wir würden schweigen: und es sind nicht unsre Leser, die ein solches Schweigen mißverstehen würden. Aber ein besserer Glauben ist dee unsrige. Es weht ein Hauch dee Freiheit in der Geschichte, der selbst den Purpur Derer, die auf den Thronen sitzen, wenn auch nur leise, berührt. Es ist der Morgenhauch des Tages, wo man die Völker nicht mehr kaufen noch verkaufen, nicht mehr rauben noch verschenken wird.

Sprechen wie unsern ganzen Gedanken aus. Wir reden nicht von Schonung, nicht von Gnade. Aber es giebt eine Scheu vor dem eücksichtslos vergossenen Blute. Die Existenz eines Volkes steht auf dem Spiel. Welcher Regent unsrer Zeit möchte wohl sein Gewissen zur Theilnahme an dem "offenbaeen Unrecht" der Theilung Polens hergegeben haben? Es sind nicht unseee Worte: es sind die Woete dee Kaiserin Maeia Theresia, deren widerstrebendes Gewissen das "offenbaee Unrecht" mit Namen genannt.

Die Theilung Polens! Der wohlgesinnte Veef. der Brochüre, deren Titel diesem Aufsatz voransteht, hat es versucht, diese Theilung zu rechtfertigen. Hören wir ihn. Er spricht von der Anarchie, der Rechtlosigkeit, dee Gesetzlosigkeit in einem Staate, welche den Nachbarstaaten das Recht des Einschreitens gebe: —

"Darum bedueste und bedarf es von Seiten irgend einee europäischen Macht wedee einee Kriegserklärung, noch deren besonderer Recht-

*) Zeitungsgerüchte, denen ein Minimum von Glaubwürdigkeit zukömmt, haben von einer Aeußerung des Feldmarschall Diebitsch über einen Feldzug "an der Elbe und Oder" gesprochen. Wenn, was nicht denkbar, der Feldmarschall solcher Worte sich bedient hätte, so würde er in diesem Augenblick die Unbesonnenheit sich selbst nicht verzeihen, während es ihm vielleicht selbst eher möglich erscheint, daß er als Flüchtiger an den Ufern der Donau Schutz suchen, oder gar, daß er zum zweitenmal als Sieger über den Balkan schreiten könnte, als daß ihn sein kaiserlicher Gebieter beordern würde, die Rodomontade wahr zu machen.

fertigung, der sogenannten hohen Pforte gegenüber, und darum ist jeder Angriff auf sie von Seiten näherer und entfernterer Nachbarn, wenn er nicht etwa ein kleinliches Abzwacken, sondern Organisirung beabsichtigt, der gerechteste; und darum war auch die Theilung Polens vor Gott und Menschen im hohen Grade, besonders von Seiten des großen Königes, gerechtfertiget; schon allein deswegen, weil jener ohnmächtige, verworrene Staat weder Kraft noch Willen hatte, diesen von einem ganzen Welttheile schwer bedrängten Nachbarn, der Heiligkeit der Verträge gemäß, von dieser Seite zu sichern, den östlichen Nachbarn zu hindern, das kornreiche, neutrale Zwischenland zur Niederlage aller seiner Kriegs- und Mundvorräthe zu machen, in ihm seine Winterquartiere zu nehmen, und von hier aus ungleich zeitiger, als es im Norden auf dem ehrlichen Wege möglich geworden sein würde, den fast Erliegenden anzufallen."

Wir hätten nicht geglaubt, daß man die Geschichte so gründlich ignoriren könne, um von solchen Motiven zu reden. Laßt diesen Schriftsteller die Erzählung des von ihm so hoch gefeierten "großen Königs" nachlesen. Kein Wort von solchen Motiven. Sondern der König spricht von der schönen Gelegenheit, sich zu entschädigen, und die Monarchie zu vergrößern: er erzählt, daß die Oesterreicher Zips besetzt, daß Katharina gegen den Prinzen Heinrich die Idee geäußert, wenn die Oestreicher das thun, so haben die andern Nachbaren ein Recht, es ebenso zu machen; daß er die Sache gefördert; daß man mit großer Schwierigkeit über die Ansprüche, deren Rechtmäßigkeit er nicht ausführen wolle, sich endlich verständigt, und dadurch einen allgemeinen Krieg abgewendet habe.*)

Auf ähnliche Weise sucht denn der Verf. ein natürliches Recht der Polen darzuthun, ihre Freiheit sich, wenn sie es vermögen, zu erkämpfen. Man kann noch weiter gehen. Man kann die Consequenz der neuesten Politik in Anspruch nehmen.

Man erinnert sich der Ausdrücke, in welchen einst der österreichische Beobachter von den griechischen Freiheitskämpfern sprach. Es sind dieselben, die jetzt ein Petersburger Journal*) auf die Polen anwendet. Aber war es nicht durch die Siege der russischen Waffen, und durch Rußlands mit den andern Mächten gemeinsame Beschlüsse, daß die Unabhängigkeit der Griechen garantirt ward? Polen war noch frei, als die Griechen seit Jahrhunderten das türkische Joch getragen. Und doch ward das verjährte Hoheitsrecht der Pforte umgestoßen.

Belgien ist durch die Mächte als unabhängig anerkannt. Wenn man die Tractate anführen will: war der Schluß des Wiener Congresses, der Belgien mit Holland verband, etwa weniger heilig, als jener andre, der Polen dem russischen Monarchen zutheilte?

Die Mächte haben nicht gewollt, daß Belgien durch Waffengewalt zu der verhaßten Vereinigung gezwungen werde. Werden dieselben Mächte die Vernichtung von Polen schweigend erwarten, wenn ihre Vermittelung sie abwenden kann?

Skizzenbuch von Franz Kugler. Berlin, 1830. Reimer.

Dieses Skizzenbuch enthält Gedichte, Melodien, und Radirungen: Alles von demselben Verfasser. Eine seltene Vereinigung schöner Talente! Wem die Himmlischen so gütig bei der Geburt gelächelt, der hat eine Mission, die er frühe und klar erkennen muß — er soll Herzen gewinnen für die Kunst. Unser Sänger und Maler hat sie nicht verkannt. Dafür zeugt die Anspruchslosigkeit, der reine und lebensheitere Sinn, mit dem er auftritt, und das tiefe Gemüth, in das er uns blicken läßt. Wie er seine Arabesken leicht und zierlich hinwirft, und doch geistreich, so auch seine Lieder. Chamisso und Uhland haben ihn begeistert; auch verläugnen sich nicht Anklänge aus den früheren Liedern von Heine, die zu dem Schönsten gehören, was man in jener Art im Deutschen besitzt. Ob man ihn als Dichter wird gelten lassen, ob nicht, was kümmert es ihn? Die Kunst ist ihm Lebenselement; was er ist, und was er hat, verdankt er ihr: —

"quod spiro et placeo — si placeo — tuum est!"

Eigentlich, meint er, sei er nur zum Maler bestimmt gewesen: und nur die Freude habe ihn zum Sänger gemacht: —

"Zum Maler hat mich nur allein
Der liebe Gott gemacht,
Und Sänger nebenbei zu sein,
Dran hab' ich nie gedacht.
Doch sing' aus voller Brust ich heut,
So gut es gehen will,
Und wer sich dessen nicht erfreut,
Ei nun, der schweige still.

Mir ist so frisch und ist so frei
Im Kopf und in der Brust,
Beginnen könnt' ich mancherlei
Vor übergroßer Lust.
Das macht, weil mir's so wohl gefällt
Auf dieser Erde hier,
Und keine andre, bessre Welt
Vorläufig wünsch' ich mir.

Der Himmel oben ist so blau,
Die Erde ist so grün,
Und auf der lieben Frühlingsau
Die schönsten Blumen blühn;
Und singt und springet überall
So Vogel, Fisch, als Thier,
Und mittendrunter allzumal,
Ihr guten Freunde, wir.

Und wenn ich alles recht und fein
Bedenk' in meinem Sinn,
So ist die Erde eben mein,
Und ich bin König drin.
So weit mein Auge, nah und fern
Von Berg zu Bergen schaut,
So weit erkenn' ich mich als Herrn,
Und ich verkünd' es laut.

Zu meinen Bildern nehm' ich mir
Das beste Ackerland;
Mir dienet Fluß- und Waldes-Zier,
Sammt Hagel, Sturm und Brand;
Mir dienet manches Königskind
Und mancher Kriegesheld,
Und Weiber, die die schönsten sind,
Und aller Knuff*) der Welt.

Der Kaiser Buonaparte war
Auch reich an Volk und Land,
Und starb doch, aller Freuden baar,
Aufs stille Meer verbannt.
So schlimmen Wechsel fürcht' ich nicht;
Mein Königreich steht fest,
So lange meiner Augen Licht
Mich treulos nicht verläßt.

---

*) Une nouvelle carrière venant à s'ouvrir, il falloit être sans adresse, ou enseveli dans un engourdissement stupide, pour ne point profiter d'une occasion aussi avantageuse. J'avois lu la belle allégorie du Boyardo; je saisis donc aux cheveux l'occasion qui se présentait, et à force de négocier, je parvins à indemniser notre monarchie de ses pertes passées, en incorporant la Prusse polonoise dans mes anciennes provinces ..... L'Impératrice de Russie, irritée de ce que d'autres troupes que les siennes osoient faire la loi en Pologne, dit au Prince Henri, que si la cour de Vienne voulait démembrer la Pologne, les autres voisins de ce royaume étoient en droit d'en faire autant .... Pour profiter de combinaisons aussi favorables, le Roi résolut de pousser l'affaire du partage .... L'Impératrice était flattée de l'idée qu'elle pourrait sans danger étendre les limites de son empire ...... Nous ne voulons pas détailler ici les droits de ces trois puissances; il fallait de conjonctures singulières pour amener les esprits à ce point et les réunir pour ce partage, par lequel seulement on pouvait éviter une guerre générale. — *Oeuvres posthumes de Frédéric II.* V., 9, 60, 63. 64, 82.

*) Die Nordische Biene nimmt Schimpfworte als Ballast für ihr politisches Raisonnement, das sich dieses Mal über die Gränzen ihrer nächsten Umgebungen hinaus wagt; das hat sie wahrscheinlich den classischen Bienen abgelernt: —

... "Circum tuta sub moenibus urbis aquantur,
Excursusque breves tentant, et saepe lapillos,
Ut cymbae instabiles fluctu jactante saburram,
Tollunt; his sese per inania nubila librant."

Georg. 4 192.

*) Kunstausdruck für das sogenannte Genrefach.

Drum mein' ich, hab' ich wohl ein Recht,
Von Herzen froh zu sein;
Und ist mein Singen auch nur schlecht,
Doch stell' ich's heut nicht ein.
Und wer, wie ich, sich ist bewußt
So reicher Gottesgunst,
Der singe mit aus voller Brust
Und preise seine Kunst!"

Von seinen Naturstudien, unter der Anleitung eines ehrbaren Meisters, erzählt er ein curioses Exempel: —

"Junge, sprach zu mir der Alte —
Damals mocht' ich Vierzehn sein, —
Laß von heute das Copiren,
Die Natur sollst du studiren,
Halte dich an ihr allein.

Und auf einem kleinen Tische
Baut' er ein Stillleben auf:
Kaviar und Hummerscheeren,
Aprikosen, Stachelbeeren,
Mohn und Astern oben drauf.

Dieses, sprach er, ist dein eigen,
Wenn du es abkonterfeit.
Das ließ ich nicht zweimal sagen,
Sondern malte mit Behagen
Alles nach in kurzer Zeit.

Und zuletzt noch in die Mitte
Setzt' er ein Champagnerglas.
Aber kaum, daß ich gezogen
Nur drei Striche, und verflogen
War im Augenblick das Gas.

Schaum gehöret zum Champagner,
Sprach der wunderliche Mann;
Trink' ihn aus, weil er verraucht ist,
Frischen, der noch nicht gebraucht ist,
Nimm, und fang von vornen an.

Und ich that wie er befohlen,
Aber mit dem neuen Wein
Bin ich auch nicht weit gekommen,
Wieder war der Schaum zerronnen,
Und zum dritten schenkt' ich ein.

Noch zu wiederholten Malen
Uebt' ich dieß Experiment;
Bis hernieder auf die Dielen
Pinsel und Palette fielen,
Und ich selber drauf am End." —

Doch muß ihm zu andern Zeiten der Wein förderlicher gewesen sein bei seiner Kunst: sonst würd' er nicht so große Stücke auf ihn halten. Versöhnt er sich doch selbst mit dem nordischen Himmel, und singt nach der Weise "Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust" den Freunden einstweiligen Trost zu: —

"Italien ist ein schönes Land,
Da ist der Himmel blau;
Und hier, wie Männiglich bekannt,
Hier ist er meistens grau.
Doch liegt auch Nebel vor der Thür
Das liebe, lange Jahr,
Ihr Freunde, was thut dieses mir?
Der Wein, der Wein ist klar!"

. . . .

"Berlin ist nicht Italia,
Das hilft nun einmal nicht;
Und geht es euch, ihr Freunde, nah,
Macht drob nur kein Gesicht.
Denn bis ihr zieht ins heil'ge Land,
Giebt's einen Tröster noch:
Der Wein, ist Männiglich bekannt,
Der Wein der lebe hoch!"

In dem vaterländischen Trinklied hat er dieser Materie noch weiteren Fleiß zugewendet: er feiert den guten Bischof Otto — denselben, der zuerst die Pommern bekehrt, und Reben im Land gepflanzt hat, und an dessen Grab (zu Bamberg) zur Stunde noch Fieberkranke genesen: —

"Es legen die Gelehrten
Der Vorzeit Wunder dar,
Sie schreiben zum Exempel,
Daß Pommern heidnisch war;
Deß mag manch Chronikante
Ein guter Zeuge sein,
Und in den Hühnengräbern
Manch alter Feuerstein.

Mir scheint ein solch Studiren
Im Ganzen gut und recht;
Nur sind die Resultate
Zuweilen etwas schlecht.
Die Heiden, heißt es, waren
Nicht Christen, so wie wir:
Sie schlachteten die Leute,
Und brauten schlechtes Bier.

Doch als ich war zu Bamberg,
Ging ich den Berg hinauf
Und suchte die Kapelle
Des heil'gen Otto auf;
Da kniet' ich hin und küßte
Das Grab mit meinem Mund,
Solch ein Mirakel-Marmor
Macht Seel' und Leib gesund.

O laßt nur, ihr Gelehrten,
Den Heiden ihre Nacht;
Der Bischof Otto hat uns
Das Leben erst gebracht.
Er taufte Jung und Alte
In unserm Pommerland,
Er pflanzte gute Reben
Am grünen Oderstrand.

Den Reben freilich war es
Am Weinberg hier zu kalt,
Der Bischof ist gestorben,
Und unsre Zeit ist alt.
Allein wir wollen dessen
Nicht viel bekümmert sein:
Wir bleiben gute Christen,
Und trinken guten Wein."

Daß er aber nicht nur fidele Lieder zu singen weiß, mag unter Andern ein Sonnett beweisen: —

Welt und Kunst.

"Wenn in der Zeit sich Neues will entfalten,
Wenn still Gereiftes will zum Lichte dringen,
Dann seh'n wirs gährend durch einander ringen,
Dann kämpft das Neue mächtig mit dem Alten.

Wer wagt's, den Schritt des Gottes aufzuhalten?
Wer schaut nur nach den vergangnen Dingen?
Doch gilt's, manch theures Opfer darzubringen,
Manch warmes, frohes Leben muß erkalten.

Es weichet nicht der bittre Kelch von hinnen,
Ob auch das bange Herz davor verzagt,
Doch ist uns Kraft von Gottes Hand gegeben:

Wir müssen solchem Schmerz Gestalt gewinnen,
Zum Wort verklären unsres Busens Klage, —
Die Kunst versöhnt den Geist, versöhnt das Leben."

Auch im Kreise der kunstverwandten Freunde läßt er am Dürersfest die Empfindung sprechen, mit der er die alten Meister lieben und ehren gelernt hat: —

"Ich grüße dich in Treuen,
Du schöne, alte Zeit;
Dein Denkmal zu erneuen
Sei dieses Lied geweiht.
Die alten Sagen melden
Von deiner Herrlichkeit,
Von lobelichen Helden,
Von Liebeslust und Leid.

Und euch will ich begrüßen,
Ihr Zeugen sturmumweht,
Die ihr an unsern Flüssen,
Ihr Deutschen Dome, steht;
Ihr zeigt an euren Wänden
Des alten Lebens Kern,
Die heiligen Legenden
Und manch ein Bild des Herrn.

Es wehte durch die Lande
In heller Frühlingslust;
Und fromme Sehnsuchtsbande
Umfingen jede Brust;
Und wie sich ernst und milder
Das Herz hineingetaucht,
So ist durch ihre Bilder
Der junge Lenz gehaucht.

Der Meister viele kamen
Voll Kraft und Innigkeit;
Wer nennet ihre Namen?
Wer kennet ihre Zeit?
Doch Einer wohl ist Führer,
An Ehren reich und fest:
Wir preisen Albrecht Dürer,
Und heut ist Dürer-Fest!

O Meister! wollest schauen
Mit hochverklärtem Blick
Von Paradieses Auen
Auf unser Thun zurück.
Dich meinet unser Singen,
Du bist der Deinen Zier:
Ein Lebehoch wir bringen
Der Deutschen Kunst und Dir!"

Bei Uebersendung zweier Portraits hat er angedeutet, was dem Künstler zu Hülfe kommen muß — nämlich der Sinn und Blick des Beschauers: —

"Wenn wir einsam uns befinden,
Reden oftmals wir so gerne
Mit den Lieben in der Ferne,
Gleich als ob sie vor uns stünden.

Doch nicht alle Stunden taugen,
Daß ihr Bildniß ohne Schwanken
Aus dem Nebel der Gedanken
Trete vor die innern Augen.

Darum lob' ich jene Sitte,
Wenn wir suchen festzuhalten
Die befreundeten Gestalten
Im Gemäld' in unsrer Mitte.

Sieh! und solche Bilder send' ich
Dir zum lieben Weihnachtsfeste,
Freilich noch als stumme Gäste,
Kalt und nicht von sich lebendig.

Doch mit deinen lebenhellen
Augen wollest sie betrachten, —
Als ob lebend sie erwachten,
Wird ihr Bild sich vor Dir stellen."

Noch manches frohe Lied, noch manchen frohen Schwank wüßten wir mitzutheilen: aber wir erwähnen unter jenen nur des allerliebsten Wanderliedes, das gewiß noch manchen Zug von Musensöhnen — die Künstler sind es ja auch, und wer ist es mehr als sie? — auf ihren Wanderungen geleiten, und den unübertrefflichen Fußgängertact der Weise "Turner zieh'n froh dahin" wieder zu neuen Ehren bringen wird. Wir setzen die ersten Strophen und die letzte her: —

"Frischer Muth,
Leichtes Blut
Ist des rüst'gen Wandrers Gut;
Sonnenpracht,
Waldesnacht,
Rings entgegenlacht.
Welt ist reich und groß und weit,
Schnell entfliehet die frohe Zeit:
Immerzu,
Immerzu,
Ohne Rast und Ruh!

Himmelsplan,
Wolkenbahn,
Felsen steigen stolz hinan;
Windessaus,
Wettergraus,
Fegt das alte Haus.
Felsen bleiben fest am Ort,
Wolken ziehen weiter fort:
Immerzu,
Immerzu,
Ohne Rast und Ruh!

....

"Heimathort,
Jugendhort,
In der Fremde wandr' ich fort;
Liebchen mein,
Fromm und fein,
Täglich denk' ich dein.
Geht die Wanderschaft zu End,
Wandrer sich zurücke wend't:
Dann zur Ruh,
Dann zur Ruh,
Müder Wandrer du!"

Unter den Schwänken aber ziehen wir keinen dem Polterabend im April vor — "suited to the season." Der April, von der Hore in die Scene geführt, spricht zur Gesellschaft: —

"Unter alle den Gestalten
Möcht' ich just nur mich behalten,
Will mir keine so behagen: —
Frisch hinein ins Leben jagen, —
Windeslust und grauer Regen, —
Kömmt dann Sonnenschein entgegen, —
Blümchen aus dem Grase necket, —
Plautz! liegt es von Schnee bedecket; —
Wieder scheint die Sonne heiter, —
Wieder Regen, — und so weiter.
Nie bist du der Sorge müßig,
Nie des Lebens überdrüßig."

Und zur Braut gewendet fährt er fort: —

"Schwester, höre was ich sage,
Folge meiner guten Leitung;
Nahmst April zum Hochzeittage,
Kind, nicht ohne Vorbedeutung.

Liebchen, glaub'! in deinen Händen
Ruhe gewiß dein eigen Schicksal:
Will sich Lieb' auf ewig wenden,
Schleunig bringst du sie zum Rückfall.

Aber schau, du mußt auch richtig
Gleich von Anfang manoeuvriren;
Denn es ist vor Allem wichtig,
Nicht den Willen zu verlieren.

Nie, selbst in den kleinsten Sachen,
Darfst du dich dem Liebsten fügen;
Zur Gesetzesfessel machen
Gleich die Männer solch ein Schmiegen.

Wird dir dieser da zu herrisch,
Meint, er sei der Herr vom Hause, —
Augenblicklich wirst du störrisch,
Schließest dich in deine Klause.

Fleht er dann vor deinen Füßen
Hundertmal, ihm zu vergeben, —
Mag er seine Sünde büßen,
Nicht verziehn! du läßt ihn eben.

Doch sollt' er nicht daran denken,
Dann ihn zärtlich überraschen,
Dann ihm Blick und Küsse schenken,
Frei die flücht'ge Liebe haschen.

Denn wir freun uns recht der Sonne,
Wenn sie durch die Wolken bricht;
Immer neue Liebeswonne,
Liebchen, die erkaltet nicht."

Den Männern zum Trost sei es gesagt, daß der milde, lächelnde Mai, den April mit einem Spruch von besserer Bedeutung ablöset.

Den Ton und Sinn der übrigen Lieder und Balladen werden wir nicht umständlicher bezeichnen. Angedeutet ist er in der Zueignung an Chamisso — was ihn in Dessen Liedern angesprochen, hat er wiederzugeben versucht — und wem die Gunst der Musen Chamisso's Freundschaft gewonnen hat, der ist der Gunst deutscher Leser gewiß, auch ohne die Vermittlung kritischer Blätter. Hier also, zum Schluß, die Zueignung: —

"In der Natur geheimes Walten
Hast du mit ernstem Sinn geschaut;
Du bist mit den verborgnen Falten
Des Menschenherzens wohl vertraut.

Die Welt hat sich mit ihrer Fülle
Dem kühnen Segler offenbart;
Und manchen Sturm und manche Stille
Erfuhrest Du auf des Lebens Fahrt.

In Deinen Liedern spricht lebendig
Der Mensch in seiner Menschlichkeit;
Was je zuweilen uns nothwendig
Bedünken will in dieser Zeit. —

Und somit wag' ich es und lege
Dieß bunte Buch in deine Hand,
Daß es zum Freund Dich haben möge
Wie schon den Dichter Du genannt."

Schreiben des Herrn Durietz.

(An den Redacteur der Kritischen Blätter.*)

Ein Journal, das vorzugsweise bestimmt ist, auf dem Gebiete der Literatur die Ausbildung freisinniger Ideen und gemeinnütziger Vorschläge zu fördern, konnte seine Aufmerksamkeit auch einer Lehrmethode nicht entziehen, die einen so entschiedenen Einfluß auf die Jugendbildung zu gewinnen verspricht, und die sich täglich durch überraschende Resultate bewährt. Diesen eigenthümlichen Charakter der Methode haben Sie in Ihrer Parallele zwischen den Leistungen von Hamilton und Jacotot entwickelt. Erlauben Sie mir, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Unser Jahrhundert bietet ein Schauspiel dar, das zu den schönsten gehört, die man sich denken kann: eine überraschende Thätigkeit hat sich, nach jeder Richtung hin wirkend, der Intelligenz bemächtigt. Die Wissenschaften streiten sich um die Ehre, die Wohlthaten der Civilisation durch neue Entdeckungen zu mehren.

Im Verhältniß, wie die nützlichen Künste sich ausbilden, wird die Bewunderung der Mehrzahl immer auf die würdigste übergetragen. Man darf dieses Motiv unter die mächtigsten Hebel der Vervollkommnung zählen. Denn wenn die Lehren, die durch die Zeit geheiligt sind, unsre Achtung verdienen, so oft sie auf den Grundlagen der Wahrheit und der Vernunft beruhen, so würde dagegen nur das engherzige Vorurtheil sich der allgemeinen Tendenz des Fortschreitens entgegenstellen.

Der glänzende Erfolg unsrer Vorgänger hat uns die rechte Bahn bezeichnet, auf welcher

*) Da wir uns die Mühe genommen haben, diese Epistel zu übersetzen, so haben wir uns auch die Freiheit erlaubt, die schönen Sachen, die uns Herr Durietz über unsre Parallele von H. und J. gesagt hat, auszulassen. — Uebrigens haben wir dieses Schreiben mit Vergnügen aufgenommen, da wir gerne, wenn es irgend möglich ist, einem Jeden Gelegenheit geben, seine Sache selbst, und in seiner eigenen Manier, zu führen. Red.

wir die Erfahrung zur Führerin wählen und die Beobachtung zum Anfangspunct. Was unsre neuesten Bestrebungen unterscheidet, ist, daß sie von blendenden Speculationen sich lossagen, und positiven Ergebnissen und praktischen Verbesserungen sich zuwenden. Mit jedem Tag wird das Bedürfniß dringender, mehr zu lernen, und es besser zu lernen. Jede Forschung, jede Combination, muß dazu führen, die Production zu beschleunigen, und das Product vollkommener zu machen.

Der Umfang der Wissenschaften hat sich so sehr erweitert, daß eine raschere Methode unumgänglich nothwendig geworden ist.

Unter die günstigen Ereignisse, die am mächtigsten auf ganze Generationen einwirken, gehört das Erscheinen von ausgezeichneten Geistern. Ein einziger hat nicht selten einen neuen Tag über sein Vaterland verbreitet, und hat Lichtfunken auf seiner Bahn zurückgelassen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert fortleuchten.

So hat Baco die ganze Ausdehnung der philosophischen Gebiete umfaßt, und hat den philosophischen Charakter der Sprache durch seine Andeutungen zuerst der unverdienten Vergessenheit entzogen: so hat der hochberühmte Locke und unser großer des Cartes diese Andeutungen zu verfolgen, zu erweitern, anzuwenden gewußt: und als die Bahn gebrochen war, durchlief Condillac sie mit ebensoviel Kühnheit als Glück.

Auf solche Weise wurden nicht nur neue Resultate gewonnen, sondern der Geist ward mächtig zu fortgeführten Combinationen aufgeregt.

Jacotot hat diese Richtung, die von so bedeutenden Köpfen bezeichnet war, sich angeeignet. Er hat uns zu der natürlichen Quelle der Ideen zurückgeführt, und läßt vor unsern Augen das Licht entstehen, das die Intelligenz aufhellt und sie belebt. Indem sie ihre Zöglinge mit ebenso raschen als sichern Schritten über die Gränzen ihres Alters hinausführt, hat Jacotot's Methode ihren Anspruch auf den Namen der geistentfesselnden gerechtfertigt.

In meinen verschiedenen Schriften habe ich mich von jenem Enthusiasmus frei zu erhalten gesucht, der stets die Schranken der Wirklichkeit überschreitet, glaube aber dargethan zu haben, daß Jacotot's Methode, einfach wie die Natur selbst, eine unbezweifelte Wahrheit ist, den mathematischen vergleichbar; daß sie ein praktisches, durch die Erfahrung bewährtes Mittel in Anwendung setzt; daß Jacotot durch die glückliche Entwickelung der Grundsätze seiner drei großen Vorgänger, Schwierigkeiten überwunden hat, die nur in vier oder fünf Jahren erreichen ließen, was man jetzt in zwei oder drei Monathen leistet, daß er den Bedürfnissen der heranwachsenden Generation begegnet ist, indem er durch solche Zeitersparniß ihr die Möglichkeit zusichert, andre Zweige des Unterrichts sich durch ihre einmal angeregte geistige Thätigkeit vertraut zu machen. —

Die Methode besteht, wie Sie bemerkt haben, aus drei Theilen.

Der mnemonische Theil besteht darin, daß man ein Buch dem Gedächtniß anvertraut, daß man jeden Tag wiederholt. Die Wahl des Telemach darf man nach allen Versuchen als gerechtfertigt betrachten.

Der analytische Theil läßt den Zögling über das Auswendiggelernte durch Nachdenken sich klar werden, läßt ihn die Worte und die Beziehungen zwischen dem Begriff und dem Ausdruck unterscheiden.

Der dritte Theil ist synthetisch zu nennen, insofern er die Materialien die der Zögling kennen gelernt hat, wieder verbinden, und in Versuchen der Nachahmung, der Parallelen, der Beschreibungen, u. dgl. anwenden lehrt.

So bildet sich dem Zögling ein Lichtkern der Ideen, den er in jedem Augenblick wieder zu finden weiß, indem er jede neugewonnene Kenntniß daran knüpft. Alles Gelernte ist bei ihm durch ein natürliches Band verbunden; dadurch steht es ihm in jedem Augenblicke zu Gebot. Die Anwendung dieser Methode auf den Unterricht in fremden Sprachen habe ich in meinem "Traité complet" gegeben, von welchem so eben die sechste Auflage erschienen ist.

Die Analyse, die Condillac empfohlen hat, reicht hin, um von jedem Gegenstand ein vollkommnes Bild zu erhalten. So wird das Ganze, das in Form, Farbe, und Lage sich auflöset, eine Landschaft so genau darstellen, daß die Einbildungskraft sie leicht aus der Erinnerung oder durch Combination zusammensetzt.

So wird, vermittelst der Analyse, die Bedeutung von Worten und Phrasen, und die Kenntniß der äußern Gegenstände gewonnen. Und der einzige Telemach, wenn er beleuchtet und analysirt wird, wie er es werden soll, wird Gelegenheit zur vollkommenen Kenntniß der Sprache darbieten.

Dieß ist das Geheimniß der Methode, die ich befolge. Dem Talent des Lehrers, und seinem geläuterten Geschmack bleibt es vorbehalten, für die "Blüthe des reinen Accents" und die Eleganz im Ausdrucke zu sorgen, die der guten Gesellschaft angehört.

Diese Grundsätze werden mich bei den öffentlichen Vorlesungen und bei dem Privatunterricht leiten, den ich hier angekündigt habe. Was auch die Bestimmung der jungen Leute sein mag, es muß ihnen daran gelegen sein, durch eine Methode sich vorzubereiten, welche ihre geistige Kraft in Thätigkeit setzt, ihnen den Zugang zu den Ideen des Wahren, des Schönen und Nützlichen öffnet, und ihnen die Schwierigkeiten ihres Fortschreitens zu ebnen bemüht ist.

Für den Unterricht im Französischen habe ich Uebungen im Sprechen, im lauten Lesen, in der Composition, in der Correspondenz u. dgl. bestimmt, welche jeden Tag abwechseln. Für die Vortheile meiner Methode darf ich mich auf das Zeugniß mehrerer angesehenen Familien dieser Stadt berufen.

Die Schriften, die Sie dem Publicum bereits genannt haben, sind in meiner Wohnung zu erhalten.

Genehmigen Sie u. s. w.

Jungfernstieg Nr. 4. Duriez.

19. April, 1831.

Ulrika's Flucht. Ein dänisches Sittengemälde aus dem letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts. Von J. H. Smidth. In's Deutsche übergetragen durch L. Kruse. Drei Theile. Hamburg, 1831. Herold.

Diese Erzählung bildet eine Ausnahme von dem herrschenden Geschmack: sie erinnert in mehr als einer Beziehung an die Romane von Fielding und Smollett. Nachdem mit abwechselndem Glück das poetische und das philosophische Element sich der Romanliteratur, als eines willkommenen Vehikels, bemächtigt, nachdem die einfache Schilderung der Dinge, wie sie sind, dem Bestreben Platz gemacht hatte, das Publicum durch Lectionen der feineren Weltbildung zu erbauen, sehen wir uns hier, auf unerwartete, aber nicht unangenehme Weise in die Manier jener früheren Meister zurückversetzt. Nicht nur sind es Scenen aus dem wirklichen Leben, die uns hier vor's Auge geführt werden, sondern die Verhältnisse, in welchen die Geschichte sich bewegt, sind theils die der mittleren und unteren Classen, theils, sofern der Adel berührt wird, die Verhältnisse von Landedelleuten, denen der Hofton und die Sitte der höheren Kreise nicht minder fremd ist, als dem schlichten Bürger und dem ehrbaren Landgeistlichen. Die Begebenheiten sind zum Theil abenteuerlich, aber sie sind nicht unwahrscheinlich; und das Legendenhafte und Schauerliche, das in die Erzählung verwebt ist, wird nicht bis zum Modebegriff des "Hereintragens einer Geisterwelt in die unsrige" gesteigert. Aber die Charaktere? Auch hier ist die naturtreue Zeichnung der originellen Erfindung vorgezogen. Wenn der großartigere Kampf mit dem Schicksal, und der gewaltige Sturm der

Leidenschaft in dem Plan des Verfassers keine Stelle fand, so bemerkt der Uebersetzer mit Recht, daß er dem Charakter der Volksclasse, und selbst dem Charakter der äußeren umgebenden Naturscenen wenig angemessen sein würde. Er bezeichnet den Letzteren mit den Worten seines geistreichen Landsmanns, S. S. Blicher: —

"'Die dänischen Inseln haben ein so anmuthiges, freundliches, friedliches Ansehen, daß man, in den Gedanken zu ihrem Ursprunge zurückgehend, nie an irgend eine gewaltsame Naturbegebenheit erinnert wird. Sie scheinen durch kein Erdbeben hervorgebracht, auch nicht durch gewaltige Wasserfluthen von einander getrennt worden, sondern vielmehr aus dem sinkenden Meere heraufgetaucht zu sein. Die Ebenen sind groß und flach, die wenigen Berge klein und sanft abgerundet. Keine jähen Abstürze, keine tiefen Höhlen zeugen von dem Geburtskampf der Erde. Die Wälder hängen nicht wild von wolkenhohen Felsenwänden hinab, sondern lagern sich wie lebendige Zäune um die fruchtbaren Felder. Die Bäche stürzen nicht in schäumenden Fällen, durch tiefe und finstre Schluchten mit Geräusch hinab, sondern gleiten still und klar, die segelnden Wolken abspiegelnd, durch Rohe und Gebüsch hin. Wenn man von der anmuthigen Insel Fyen (Fühnen) nach Jütland hinüber segelt, glaubt man anfangs nur einen Strom passirt zu haben und kann sich nur schwer überzeugen, daß man schon das Festland betreten habe, so ähnlich und nahe verwandt mit der Insel erscheint die Gestaltung der Halbinsel. Tiefer hinein aber verändern sich allmählig die Gegenden. Die Thäler werden tiefer, die Berge höher; wir stoßen auf viele Rohrbewachsene Seen, auf viele mit kurzer Haide bedeckte Ebenen; u. s. w." —

Die Manier jener englischen Romanschreiber ist auch in manchen Einzelnheiten nachgeahmt, besonders, wenn der Erzähler in seinem eigenen Namen zu den Lesern spricht; und hier nicht immer mit Glück; denn sie hat zu einigen Breiten geführt, welche besser vermieden worden wären. Wenn dagegen der Geschmack einiger Leser an einzelnen Partieen der Erzählung Anstoß nehmen sollte, z. B. an der unverdeckten Erwähnung der Verhältnisse, durch welche die Flucht der Heldin veranlaßt ist, so wird man doch versichern dürfen, daß der Sinn für Sittlichkeit nirgends in diesen Bänden verletzt wird — eine Versicherung, die auch durch den Umstand verbürgt werden mag, daß der Verf. ein würdiger Geistlicher ist.

Die Geschichte spielt ganz kurze Zeit nach Struensee's unglücklichem Ende. Doch sind die Anspielungen auf diese Katastrophe nur sparsam und mit großer Behutsamkeit hingeworfen. Indessen war es ein glücklicher Gedanke, der flüchtigen Heldin durch das tausendzüngige Gerücht die Rolle der Königin zutheilen zu lassen, von der das Volk erwartet, daß sie nun bald wieder in allem Glanz auftreten, und natürlich auch Diejenigen dann nicht vergessen werde, die während ihres Unglücks sich ihr freundlich bezeugt.

Stellen wir einige Züge des Bildes zusammen, das der Verf. von dem Zustand seines Vaterlandes in jenen Zeiten entwirft.

Die Justiz ist auf dem Lande willkürlich verwaltet, die Gefängnisse sind über die Maaßen vernachlässigt. Die Policei der Hauptstadt läßt sich bestimmen, einen armen Teufel von französischem Sprachmeister binnen 24 Stunden zu entfernen, nicht weil er Händel gehabt hat, das würde nicht viel zu sagen haben, sondern weil er anfängt, einigen Familien ein nicht ganz willkommener Gast zu sein. Die Trennung einer Ehe soll durch eine Cabinetsordre, und diese wiederum durch Verbindungen in der Hauptstadt ausgewirkt werden.

Auf dem Lande finden wir überall den Glauben an "kluge Frauen" verbreitet, und der Verf. hat der Versuchung nicht widerstanden, uns zu überzeugen, daß Meg Merrilies, wenn nicht auch in Arkadien, so doch in Thyerswinkel gewesen. Dieser Umstand hat ihm Gelegenheit gegeben, den Pfarrer Ludolf seine Ansichten über die Bekämpfung des Aberglaubens entwickeln zu lassen. "Im Kriege gegen den Aberglauben muß man, als ein kluger General, keine Schlacht wagen, die man nicht ganz sicher ist zu gewinnen." Ludolf hat übrigens seine eignen Ideen über die Verbindung des Menschen mit guten und bösen Geistern, und will de bonne foi deren Einfluß nicht so geradehin läugnen. Eine andere hiehergehörige Meinung hat der Verf. in seinem eigenen Namen geäußert: daß nämlich der Glaube an Schutzengel, die nicht nur das physische, sondern auch das moralische Heil der Kinder in ihre Obhut nehmen, sich rechtfertigen läßt: —

"Wenn man erwägt, wie viel Albernes und Böses ein Kind von seiner zartesten Jugend an hört und sieht; wie sehr seine moralische und intellectuelle Bildung versäumt wird; wie die Leidenschaften erregt und gereizt werden, und überhaupt wie sehr einfältige Eltern den Hochmuthsteufel in dem jungen Herzen pflegen und nähren, so muß man dieses unter einer besonderen Obhut gestellt glauben, wenn es nicht eine Quelle von Verirrungen, ja selbst von Verbrechen werden soll. Könnte man sich in der menschlichen Gesellschaft ein Kind denken, das gar nicht erzogen würde, so würde es ohne Zweifel unter Jene gezählt werden können, welche die größten Hoffnungen erregten. Stellt man dagegen unter die Anzahl der Schlechterzogenen auch diejenigen, an welchen entweder empfindelnde, oder eitle Pedanterei ihre Künste versucht, wodurch der Charakter verkehrt und verstimmt wird; so muß es Verwunderung erregen, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft nicht schlimmer hergeht. Ja man sieht sich beinahe gezwungen zu glauben, daß die menschliche Seele entweder unter einer mächtigen und liebevollen Obhut aus der verwandten Geisterwelt steht, oder auch, daß sie an sich so ursprünglich gut ist, daß sie, trotz der, von der unmündigen Kindheit bis zum Ende aller irdischen Erziehung, durch das Grab, darauf verwendeten Mühe, nur sehr schwer verdorben werden kann."

Der Schluß dieser Tirade ließe sich vielleicht mit einem Motto aus Rousseau, oder auch aus Seneca vereinigen: aber der Verf. mag selbst zusehen, wie er sie mit den, im vorigen Jahr durch Lindberg neu herausgegebenen, symbolischen Büchern seiner Kirche in Einklang bringt. Ludolf indessen hat für diese Dinge einen Maaßstab der Toleranz, der wohl einige Beachtung verdient. "Kein Lehrer, und das beweiset am deutlichsten die Geschichte des Katholicismus, sollte ein größeres Ansehen besitzen, als das, was ihm die Wahrscheinlichkeit seiner Lehre giebt; erhält er mehr, so beherrscht er die Seelen, aber leitet sie nicht, und diese Beherrschung ist ungerechter und schädlicher, als die unvernünftigste Meinung, wenn diese nur g e s e l l i g ist, wodurch ich verstehe, daß sie die Freiheit und Sicherheit Anderer nicht störe. Ist sie nicht gesellig, so erklärt man sich mit Recht laut und tüchtig gegen sie; dieß geschieht aber nicht, weil sie unrichtig ist, sondern weil Jedermann das Recht hat, seine Sicherheit zu vertheidigen .... Ich sehe voraus, daß eine Zeit kommen wird, wo die hiesigen Bauern nicht mehr glauben werden, daß ein Reichstag auf dem Blocksberg statt findet, aber dieser Glaube wird dann nicht von irgend einem Ansehen, sondern von einer anderen Gedankenreihe bei den Gläubigen selbst herrühren. Indessen habe ich mir mein Recht selbst vorbehalten, jede Meinung, die mir unrichtig erscheint, als unwahrscheinlich und lächerlich darzustellen. Gründe und Spott sind die einzigen Waffen gegen Irrthümer; aber ich muß auch verstehen, sie am rechten Orte und auf die rechte Weise zu gebrauchen. Gegen den eisernen Panzer der Gewalt und das Rhinocerosfell der Dummheit kämpft man immerhin ohne Nutzen. Ich mache von diesen Waffen immer einen schlechten Gebrauch, wenn nicht Liebe, sondern Hochmuth und Selbstsucht meine Hand oder meine Zunge leitet."

Einigen Lesern zum Trost wollen wir hier anmerken, daß solche Erörterungen nur selten den

Gang der Erzählung unterbrechen. Anderen wird es nicht unangenehm sein, zu sehen, daß der Roman, den wir ihnen empfehlen, aus der Feder eines denkenden Mannes geflossen ist, und daß ein individueller, ziemlich entschieden gefaßter Gesichtspunct seine Lebensansicht markirt. *)

Von der dänischen Gastfreiheit jener Zeiten erhält man nicht den glänzendsten Begriff, wenn man die Fata eines Reisenden erwägt, der um neun Uhr Abends in einem Dorfe anlangt. "Er klopfte an dem ersten besten Hofthor an, bekam aber zur Antwort: 'Um diese Zeit machen wir Niemanden auf.' An dem zweiten wurden viele Fragen gemacht: wer er sei, woher er komme und wohin er wolle? und ihm zuletzt der fromme Wunsch mitgegeben: 'reise er mit Gott weiter, Freund!' an dem dritten hieß man ihn zum Teufel gehen; endlich an dem siebenten erhielt er von der Hausfrau den Bescheid, daß keiner der hiesigen Bauern irgend einen Reisenden aufnehmen dürfe, aus Furcht vor der Herrschaft, die solches auf das strengste verboten habe; er könnte aber einen Jungen mit bekommen, um ihn den Weg zu zeigen, entweder nach dem, eine Viertelstunde entfernten Edelhofe, oder nach der Pfarre, am andern Ende des Dorfes." Bei dem Pfarrer indessen findet er liebreiche Aufnahme, wird aber durch einen nächtlichen Ueberfall von Dieben aufgestört.

Die ländliche Oekonomie, und das Verhältniß des Adels zu seinen Untergebenen wird hin und wieder berührt. Die Felder der Bauerdörfer sind noch nicht an die Eigenthümer vertheilt, und die Höfe noch nicht unmittelbar auf dem jedem Einzelnen angewiesenen Gebiete hingebaut. Aber die Idee einer solchen Vertheilung, und einer gesetzlichen Bestimmung des früher äußerst willkürlichen Frohndienstes fing damals an, Eingang in Dänemark zu finden, wenn gleich die Ausführung noch ein Jahrzehend verspätet würde. Bei dem Repräsentanten der besseren Classe des Landadels, dem Baron Palmskiold, finden wir eine wohlwollende Gesinnung, die den Verbesserungen der Lage des Landmanns keinesweges abgeneigt ist, aber doch mit vieler Bestimmtheit an den Vorrechten der Caste hängt, und diese um keinen Preis, auch wenn es nur das Jagdrecht beträfe, will antasten lassen. In derselben Familie findet sich ein halbes Jahrhundert früher, ein solcher Abscheu gegen eine Mésalliance, daß eine solche durch eine empörende Grausamkeit verhindert wird, eine Grausamkeit, welche selbst das ruhigere Temperament der gekränkten Bürgerfamilie zu dem Plan einer auf die Söhne sich vererbenden Blutrache aufreizt. Die Versöhnung gehört natürlich der Geschichte an, die vor unsern Augen sich zuträgt.

Eine ziemlich bedeutende Nebenrolle spielen die damals in Dänemark zahlreichen Verfälscher des Papiergeldes. Es wird auf verschiedene Weise zu verstehen gegeben, daß mehrere Edelleute solche Personen als Werkzeuge zu politischen Zwecken, und auch des Geldgewinns wegen, in strengem Incognito zu beschäftigen wußten.

Wir haben uns so lange bei diesen Gegenständen verweilt, daß wir dem Verf. schuldig sind, eine der romantischen Partieen auszuheben. Baron Palmskiold ist von einem Jagdfrevler verwundet worden. Sein Schützling August, den er als Gärtner in seine Dienste genommen, der sich aber, aus einer guten Familie entsprossen, und durch seine Kenntnisse ausgezeichnet, zu seinem Secretair und gewissermaaßen zu seinem Vertrauten gehoben hatte, hat ihm das Leben gerettet. Seine Nichte Julie — ihr Wesen ist unten sehr lebhaft geschildert — ist von dem Schreck erkrankt, gesundet aber plötzlich durch die Idee, daß sie den Oheim selbst verpflegen muß, wenn er genesen soll. Man wird gleich ersehen, daß August, ihr Musiklehrer, auf dem Weg ist, der St. Preux dieser Julie zu werden: —

"Von der Stunde an, wo Julie angefangen hatte den Oheim zu pflegen, schien er täglich besser zu werden. August und der Arzt wurden leicht einig, dieses aus natürlichen Ursachen zu erklären; dazu war aber die Dienerschaft gar nicht geneigt. Die plötzliche Herstellung des Fräuleins kam sowohl dem männlichen als weiblichen Gesinde sonderbar vor; die zuversichtliche Behauptung, daß ihre Pflege die Besserung des Kranken herbeiführen würde, wurde anfangs als eine eigensinnige Kinderei angesehen; als sie nun aber in Erfüllung ging, wurden die Herzen zur bangen Ehrfurcht vor ihr gestimmt. Sie hatte ohnedieß, in ihrer Art zu reden und zu sein, etwas, das nicht verfehlte, Eindruck auf ihre Umgebung zu machen. Wenn sie etwas gebot, war es, als mußte es nothwendig geschehen. Man fand Vergnügen daran, es zu fördern, selbst wenn man dem auch nicht beipflichtete. Man hörte sie selten um etwas bitten. Der Oheim selbst war gewohnt, daß sie, wenn sie etwas von ihm wünschte, die Rede immer damit anfing: 'ich muß dieß oder jenes haben,' oder: 'ich brauche.' Wenn sie sich eines Nothleidenden annahm, hieß es immer: 'das muß ihm werden,' oder: 'es ist kein Zweifel, es wäre Unrecht ihm nicht zu helfen.' Nur wenn sie einen Strafschuldigen begnadigt wünschte, klang es etwas mehr bittend: 'Der liebe Oheim könnte wohl die Strafe dießmal erlassen', und selten wurde ein anderer Grund als der angeführt: 'Er hat mir versprochen sich ganz gewiß bessern zu wollen.' Abschlägige Antwort oder eine Weigerung brachte immer die Wirkung hervor, daß sie in den ersten acht Tagen sicher nicht den geringsten Wunsch äußerte, der sonst plötzlich, wie ein Blitz und ohne Vorbereitung, sich aussprach. Sie konnte den kalten, besonnenen Verwalter, der — sie mochte wünschen, was sie wollte — das gnädige Fräulein immer unterthänigst auf die höchstgünstige Resolution des Herrn Barons verwies, und sich von ihrer bestimmten Erklärung, daß es so sein müsse, nicht im geringsten anfechten ließ, gar nicht ausstehen. Wurde ihr ein Dienst geleistet, oder ein Geschenk gemacht, hörte man sie nie danken; aber die Art, wie sie jenen empfing und wie sie oft die Gabe verwendete, flößte dem Geber Zufriedenheit und Wohlwollen ein, obgleich sie nicht selten mit kindischem Muthwillen einen komischen Gebrauch von recht kostbaren Geschenken machte, ja sogar über eine wohlwollende Dienstleistung, die mit Mühe oder Aufopferung verbunden war, zu spötteln schien. Wer in einem solchen Verhältnisse mit ihr stand, ergötzte sich an ihrem Muthwillen, obgleich dieser ihn in eine Lage brachte, in der er nicht vermuthet hatte, sich zu sehen; worüber man aber lachte, ohne sich erniedrigt zu fühlen. Es war beinahe, als hätte Julie eben dieß Benehmen gewählt, um auf eine scherzhafte und ausgezeichnete Weise zu danken. Vielleicht wird es Mehrere bedünken, als sei ihnen auch ein Mädchen begegnet, das Julien in dieser Hinsicht glich. Indessen mißlingt es am öftesten und ermüdet bald, wenn nicht ihre Gutmüthigkeit und ihr Talent damit vereint ist. Tante Beatrix, die im Bitten und Danksagen sich sehr genau an die alten Formen hielt, konnte Julie nicht leiden, und nahm aus ihrem Betragen Anlaß, ihr nie etwas zu verehren, ja sie hieß sie wohl auch mitunter, ein albernes, boshaftes Ding. Uebrigens stand Julie in großer Gunst

*) Etwas auffallend war uns bei einem Geistlichen die Vorstellung, daß die protestantischen Prediger einen jungen Menschen umgetauft haben wollen, der in der katholischen Religion getauft, und in der protestantischen erzogen worden ist. Haben doch selbst die Katholiken die Ketzertaufe nicht für nothwendig erklärt. "Non tollit efficaciam sacramenti error ministri circa ecclesiam, sed defectus intentionis. Atque hinc est, quod in ecclesia catholica non rebaptizantur baptizati a Genevensibus." Bellarmin. de sacram. in gen. 1, 27. — Da wir einmal in das Capitel der Kleinlichkeiten hineingerathen sind, das wir lieber in den Noten als im Text abhandeln, so fügen wir noch eine, an sich sehr heterogene, Bemerkung hinzu. Der Corrector des Romans hätte mit einiger Aufmerksamkeit dafür besorgt sein müssen, daß nicht das Auge beständig durch barbarische Verwechselungen des Accusativs und Dativs beleidigt würde. Man wird sie dem Uebersetzer um so weniger zur Last legen, da seine Arbeiten, die von einer, bei dem Ausländer seltenen Meisterschaft der deutschen Sprache zeugen, von solchen Verstößen frei zu sein pflegen.

bei dem ganzen weiblichen Personale im Schlosse, das, an ihre Launen gewöhnt, sich durch ihee Gegenwart geehrt und erheitert fühlte. Dennach war diese, in der spätern Zeit, als sie Geschmack an Bücheen und Musik fand, seltenee aber auch liebenswürdiger geworden. Mit den Fräulein und Mamsellen der Nachbarschaft dagegen, kam Julie, wie gesagt, nie in ein freundliches Veehältniß, denn sie machten ihr Langeweile, fürchteten ihren Spott, und kannten ihre Gutmüthigkeit nicht. Auf Kienhügel und in dessen Umgebung befand sich kein junger Mann, August ausgenommen, der Eindruck auf Julien machen konnte.

"Eine Nacht hatte Julie bis nach der Mitternachtsstunde geschlafen. Es war eine der freundlichen Nächte, die uns der September mitunter zuführt, damit wir einen freundlichen Abschied von dem milden aber kurzen dänischen Sommer nehmen können. Sie war erwacht, heiter und blühend, wie eine reizende Herbstrose, aber noch reizender als sie. Eine Nachahmung von Miltons Worten beschreibt sie ganz:

'Anmuth wandelte, wohin sie trat,
In dem Blick der Himmel ganz sich malte,
Hoheit unter Liebe sich verbarg,
Jede süß' aus jeder Miene straite.'

"August konnte dießmal mit allem dem, was er ihr zu sagen hatte, gar nicht fertig weeden; er sprach mit ihe, nue um sie desto längee zu sehen, und schwieg, nur um sie anzuhören. Mit Freude bemerkte sie den Zauber, den sie hervoebrachte; aber es ergötzte sie, seine Ruhestunden zu beschleunigen. Gewiß hatte August seine Empfindungen zu sehr vor ihr verrathen; denn bisher hatte sie ihn als ihren Lehrer betrachtet, und er hatte sich in den Schranken demüthiger Höflichkeit gehalten, die er iheer Geburt, iheen Aussichten und ihrem Geschlechte schuldig zu sein glaubte. Man fühlt sich leicht und wohl ums Herz, wenn man diese Fessel einmal abgestreift hat, aber man kann dann auch leicht seine Freiheit mißbrauchen. Endlich ließ sich August in dem Großvateestuhl nieder, und wenige Augenblicke darauf kam es Julie vor, als schliefe er. Sie stellte das Licht so, daß der Schein seitwärts auf das Gesicht des Schlafenden fiel und dessen schöne mänaliche Umrisse deutlich zeigte. Im Genuß dieses Anblickes saß sie lange versunken und still. Jede sie darin störende Bewegung war ihe zuwider, und endlich schickte sie die Wartfrau mit einem unbedeutenden aber langedauernden Auftrag fort. Nun setzte sie ein Anschauen fort, das ihr zu anziehend war, um sich davon losreißen zu können. Ihr Blick wurde immer durchdringender, ihr Athemholen immer mehr einem Seufzer ähnlich. Leise erhob sie sich und trat furchtsam an den Schlafenden hin. Dieser lag in dem Sessel ausgestreckt, den Kopf zurückgebogen. Ihr Antlitz nahete dem seinen immer mehe, und ihr Athem, nicht ihre Lippen, begegneten sich in einem Kusse. Julie, entsetzt übee ihee eigene Dreistigkeit, wollte nach ihrem Stuhl zurück eilen, aber in dem Zittern, das sie überfiel, rollte eine ihrer schwarzen Locken auf seine Wangen hinab. Erschrocken fuhe er schlaftrunken in die Höhe, und hielt, noch bevor er es selber wußte, Julien in seinen Armen. Er wollte sie loslassen, sie aber taumelte; er mußte sie halten. So sank sie zernichtet auf seinen Schooß nieder und verbarg ihe Gesicht an seiner Brust. Nur einige Secunden verweilte sie in dieser Lage, da fuhren Beide, mit einem Ausruf des Kranken, der sie heftig zu nennen schien, erschrocken in die Höhe. Keines von ihnen wußte recht, ob sie sich dem Baron nähern durften; aber in demselben Augenblicke gewann Julie ihee Fassung wieder, und eilte zu ihm hin. Zu iheer großen Verwunderung fand sie ihn in einem tiefen ruhigen Schlaf. Statt sich darüber zu freuen, ängstigte sie dieser Anblick, denn sie hielt den unwillkürlichen Ausruf füe eine unglückliche Vorbedeutung; wobei sie sowohl, als August, in eine drückende Stimmung gerieth, der sich zu entreißen, als nun die Waetfrau zurückkehete, sie keine Gelegenheit fanden. Sie mußten sich stellen, als wäre gar nichts vorgefallen, und in ihrer Veelegenheit fürchteten sie, sich anzusehen. August konnte nicht wieder einschlafen, und Julie an's Fenster tretend, starrte in die Nacht hinaus, wo die Gestirne ihr wehmüthig entgegen lächelten, ohne ihre Brust abzukühlen, oder ihr Herz zu beruhigen.

"Das Eeeigniß dieser Nacht beachte ein ganz neues Verhältniß zwischen August und Julien hervor. Sie hatten, wie die ersten Menschen, vom Baume der Erkenntniß genossen, und konnten nicht länger in dem Paradiese bleiben, in welchem sie sich bisher so glücklich gefühlt hatten. Sie fühlten sich gedrungen, ihre Empfindungen in Worte zu kleiden. Welche Worte aber vermochten das, was sie wünschten und befüechteten, auszudrücken? Sie hatten einander viel Wichtiges zu sagen; Julie aber, als Mädchen, konnte nicht den Anfang machen, und August fehlte es an Muth, das, was er sollte, zu sagen, und noch mehr, das, was er wünschte, zu äußern. Sie bemüheten sich daher Beide, von gleichgültigen Sachen zu sprechen, und ein Dritter, der sie so sah, hätte unmöglich ihee gegenseitigen Gesinnungen ahnen können. Er schien nur höflich; sie kalt und herablassend.

"Ein solches Verhältniß mußte für Beide zu schwer, zu peinlich sein, um lange dauern zu können. August fühlte, daß es anders werden sollte und müßte. Dennoch gab Julie zuerst Anlaß dazu; denn sie zürnte auf August. Sie hielt seine Verlegenheit für Kälte, sein wortkarges und zurückhaltendes Benehmen für den Entschluß, sich von jeder freundlichen Verbindung mit ihr loszureißen. Wir wollen uns bei ihrem gegenseitigen Schmollen nicht aufhalten, und den Leser nur auf den alten Spruch aufmerksam machen: daß Amor zu dem Zorn der Liebenden lächelt, und daß ein solcher Zorn gewöhnlich mit einer Versöhnung endet, welcher die Verbindung noch fester und inniger knüpft. Aber wir sind August das Zeugniß schuldig, daß er Julien um ihee Genehmigung bat, fliehen und in den entferntesten Winkel der Eede sich verbeegen zu dürfen, um den Oheim nicht zu erzürnen und ihre künftige Ruhe zu stöeen. Sie gebot ihm, sie flehte ihn an, zu bleiben. 'Wir wollen warten,' sagte sie, 'jede gewaltsame odee freiwillige Trennung wüede unser Schicksal nicht verbessern. Ich werde Dich, obgleich abwesend, dennoch sehen; und dann sehe ich Dich vom Geame niedergedeückt, von Sehnsucht gequält. Nein! ich will Dich selbst sehen, Dich und keinen Andern lieben. Ist es der Wille des Schicksals, daß ich mit Dir nicht vereint werden soll, so verkürze nicht die Tage meines Glückes, von dem die Erinnerung allein meine Zukunft erträglich machen kann. Bleibe, August, oder nimm mich mit Dir.'

"Wer könnte einer solchen Aufforderung von so schönen und geliebten Lippen wideestehen? Er sollte, wird dee Moealist sagen, ohne zu fragen, geflohen sein; er aber blieb und fühlte sich immer wenigee fähig, jenen Entschluß auszuführen. Ee schmeichelte sich mit der Vorstellung von Juliens tiefer und inniger Liebe; ee befüechtete ihre Verzweiflung, wenn er floh. Wohin sollte ee sich auch gewendet haben. Ee hatte sich einmal von allen seinen Verbindungen in der Welt losgerissen, hatte eine feeundliche und angenehme Freistätte auf Kienhügel gefunden, lebte hier unter Menschen, an welche sein Herz auf mannichfache Weise gebunden war. Es gehörte mehr als ein gewöhnlichee Muth dazu, eine ungewisse und planlose Wanderung aufs Neue anzufangen."

Die "ungewisse und planlose Wanderung" des Helden, und seine vielfachen Abenteuer, haben ohne Zweifel den Titel veranlaßt, der dem Roman erst zugedacht war, abee in den Exemplaren cassirt worden ist — "der dänische Gilblas". Ein anspeuchsloser Titel ist an die Stelle desselben getreten. Die deutschen Leser werden dem Uebersetzer, dee ihnen schon so manche inteeessante Dichtung aus den Schätzen seiner eigenen Erfindung geschenkt hat, auch für die Mittheilung dieses dänischen Sittengemäldes Dank wissen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

44. Hamburg. Montag, den 2. May. **1831.**

Inhalt.

Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried, geb. Timm. Nach erfolgtem Straferkenntnisse höherer Instanz herausgegeben von dem Defensor derselben, Dr. F. L. Voget. Bremen, 1831. Kaiser. XII. und 302 S. 8.

Die Gottfried hat im Verlauf von fünfzehn Jahren mehr als dreißig Personen vergiftet — darunter ihre beiden Aeltern, ihre drei Kinder, ihren Bruder, ihren ersten und zweiten Mann, und später einen jungen Mann, der sich mit ihr verlobt hatte.

Man fragt sich mit Entsetzen, welche Motive alles natürliche Gefühl so zurückdrängen, und zu solchen, und so zahlreichen Unthaten führen konnten. Es ist nicht leicht, aus den Thatsachen, die sich in dem sehr weitschweifig geschriebenen Buche finden, ein Resultat zu ziehen.

Am nächsten liegt die Antwort: die Gottfried war unmäßig eitel: sie war habsüchtig. Aber es läßt sich erwidern: ihre Eitelkeit war nicht rücksichtlos. Einen kostbaren Shawl giebt sie einem Liebhaber zurück, weil sie kein Aufsehen erregen will. Einen Brillantring giebt sie ebenfalls zurück, weil er mit dem Namen des Liebhabers bezeichnet war. — Es ist wahr, sie begeht Mordthaten, um sich in den Besitz von Häusern, oder von baarem Geld, (zum Theil von kleinen Summen) zu setzen; aber sie legt keinen Werth auf das Geld als solches; sie theilt gerne mit; sie ist entschieden wohlthätig.

L e i d e n s c h a f t l i c h k e i t ist durchaus nicht ein Zug ihres Charakters. Leidenschaftlicher Haß ist ihr nicht minder fremd als leidenschaftliche Liebe, oder Eifersucht. Nur zwei Beispiele erinnern wir uns in dem ganzen Buche gefunden zu haben, wo es heißt, sie habe Gift gegeben "bloß aus einer gehässigen Gesinnung;" aber es ist keine Spur von R a c h s u c h t dabei bemerkbar.

Wir wissen für ihre Handlungsweise keine andere Erklärung zu finden als diese: sie scheint durchaus keine Rücksicht gekannt zu haben, als allein für ihre äußere Ehre, für ihren guten, unverdächtigen Ruf. Sie scheint keinen Wunsch gehabt zu haben, wie zufällig und an sich unwesentlich, wie abscheulich und pflichtvergessen er auch sein mochte, den sie nicht befriedigt hätte, wenn es ihr möglich war, ohne ihren Ruf geradezu zu gefährden. Diese Rücksicht hat sie nie verlassen: eine andre hat sie nie gekannt.

Wer ihren Wünschen im Wege stand, den räumte sie weg durch Vergiftung. Das erste Opfer war Miltenberg, ihr erster Mann. Was über Miltenbergs erste Ehe, mit einem abscheulichen Weibe, mitgetheilt ist, läßt in einen Abgrund von Scheußlichkeiten blicken. Seine Verbindung mit der Gottfried würde, auch ohne Schuld von ihrer Seite, schwerlich eine glückliche gewesen sein. Wie wenig er der Mann war, auch nur ihre Achtung zu gewinnen, geht schon daraus hervor, daß er ein strafbares Verhältniß seiner Frau zu zwei Liebhabern — dem Kaufmann Gottfried, und einem Weinhändler Kassow nicht nur duldete, sondern begünstigte. Sie hatte Mittel gefunden, ihre Putzsucht zu befriedigen — sie war aus dem beschränkten Kreise des älterlichen Hauses in einen weiteren getreten, wo sie selbständig und in einem gewissen äußeren Wohlstand sich bewegen konnte. Das war das Einzige, was sie bei der Ehe mit Miltenberg als Freude und Gewinn erachten mochte. Aber sie wäre lieber die Gattin des Kaufmanns Gottfried gewesen. Um dieses Ziel zu erreichen — um aus einem ihr unangenehmen, und nicht mit Unrecht unangenehmen Verhältniß in ein erwünschtes zu treten, räumte sie den Sattler Miltenberg aus dem Wege. Ihr Vater hatte eine Trennung der Ehe vorgeschlagen. Ob sie das Aufsehen vermeiden wollte, geht aus dem Buche nicht mit Bestimmtheit hervor. Aber sie zog ein andres Mittel vor. "Mit einer Freude, wie wenn man ein Räthsel löset, mit dem behaglichen Gefühle der siegenden List, welches sie früher bei der glücklichen Oeffnung der verschiedenen Cassen empfunden hatte, durchzuckte sie plötzlich der Gedanke, in der Kraft des Giftes den Schlüssel zur Erreichung Dessen gefunden zu haben, was ihrem Glücke fehlte." Der Verf. vermuthet, der Eindruck von Kotzebue's Benjowsky, den sie einige Monate zuvor auf dem Theater gesehen hatte, möge ihr den Gedanken des Giftes an die Hand gegeben haben. Man wird seine Gründe schwerlich wahrscheinlich finden. Was sie von dem Interesse des Stückes zu wiederholen wußte, bezieht sich nicht auf die Vergiftung, sondern nur auf die "Liebe eines jungen Mädchens zu einem Manne, der Gatte und Vater war." Die Gottfried hat dem dramatischen Interesse der Theaterstücke wenige Aufmerksamkeit geschenkt. Von Hamlet war ihr ganz und gar nichts erinnerlich. Von der ersten Vorstellung, die sie in ihrem Leben gesehen hatte, wußte sie nur anzugeben, daß sie glaube, Elise Bürger habe darin gespielt, "eine schöne Person." Von was das Stück gehandelt, habe sie vergessen. Nicht minder aus der Luft gegriffen scheint die Vermuthung, des Verfassers, daß die Räuber, die sie nach Miltenberg's Tode gesehen, sie mit dem Gedanken der Vergiftungen noch vertrauter gemacht haben. Seine Gründe sind: Schwarz sagt, "kann man nicht immer ein Pülverchen mit sich führen, das einen so im Stillen über den Acheron fördert, wo kein Hahn danach kräht?" — Spiegelberg sagt "dein Register hat ein Loch, Du hast das Gift vergessen" — es ist in dem Stück noch ferner von Giftmischerei die Rede — und die Gottfried hat erzählt, kein Stück habe je einen solchen Eindruck auf sie gemacht, und es gäbe wohl auch kein zweites so schönes Schauspiel. "Damals noch, im Sept. 1829, verlor sie sich erzählend in die lebhafteste Rückerinnerung, und führte selbst, eitel auf ihr gutes Gedächtniß, wörtlich eine Stelle an, mit der Frage — 'wer sagt es noch, Franz oder Karl?'" Wenn diese oder andre Stücke ihr die Idee der Vergiftung näher gebracht hätten, so würde sie wohl nicht versäumt haben, es zu erzählen. Sie ist sonst nicht karg in der Aufzählung aller und jeder Versuchungen. Und wenn das Vergiftungswesen auf dem Theater sie interessirte, wie kam es, daß der Hamlet ihr so gleichgültig war? Aber wer, wie der Verf., Jahrelang mit den Gräueln der Gottfried sich beschäftigt hat, dem muß man es nicht hoch anrechnen, wenn er manchmal auch Gespenster sieht.

Von dem Schauder, den die meisten Menschen bei dem Anblick des Todes empfinden, hatte die Gottfried bei dem Tode ihres Schwiegervaters nichts gefühlt. Diese Erfahrung ließ sie um so dreister ihren ersten Vergiftungsplan betreiben. Durch ihre Mutter verschaffte sie sich Rattenkraut,

und gab ihrem Manne davon bei'm Frühstück. Sie war mit der Wirkung einer bestimmten Dosis unbekannt: sie dachte, er würde, da er gleich nachher ausgegangen war, unterwegs sterben. Er ward aber nur unwohl, und nach und nach bettlägerig. Sie wiederholte die Gabe. Er starb unter furchtbaren Qualen. Sie war nicht zugegen — sie machte in dem Augenblick Toilette.

Nun erklärten ihre Aeltern, mit ihrem Willen werde sie Gottfried nicht heirathen. Sie wurden beide vergiftet, erst die Mutter, dann der Vater. Ein paar Züge über die Vergiftung der Mutter: "Ich will etwas Kleidung für Mutter herüberholen, gehe vor'm Schrank, sehe ein Papier mit Zwirn zugebunden, und darauf geschrieben R — (Ratzenkraut) — gleich erinnere ich mich des seligen Miltenberg's; lasse das Papier unberührt. Ich weiß es," fährt sie fort, „daß ich die Nacht mich immer damit herum quälte, wenn Du nun doch keine Aeltern hättest, so könnte Dich doch Niemand hindern." Ferner: "ich darf es Ihnen sagen, denken Sie: während ich das Gift einmache, giebt mir der liebe Gott ein herzliches lautes Lachen, daß ich erst mich selbst davor erschrack. Aber gleich besann ich mich, dieß gebe mir der liebe Gott ein, zum Beweise, daß so Mutter nun bald im Himmel lachen werde." Endlich: "bei der Leiche meiner Mutter war ich so besonders ruhig! auch sah sie immer aus, als ob sie schliefe." Und eine Zeugin sagte aus — "bei ihrer Mutter Tode war die Gottfried lustig."

Als nach Vergiftung ihrer beiden Aeltern Gottfried noch immer keine Lust zu einer Verbindung bezeugte, so fiel es ihr ein, ihre Kinder möchten im Wege stehen. Ihre drei Kinder wurden vergiftet. Ebenso ihr aus Frankreich zurückgekehrter Bruder. Das Sattlergeschäft endlich, weil auch dieses vielleicht anstößig sein konnte, ward aufgegeben.

Ob die Gottfried den Mann, dem sie solche Opfer brachte, wirklich mit Leidenschaft, mit ganzer Seele geliebt? Sie hat nicht aufgehört, mit Kassow zu intriguiren. Als Gottfried erkrankt, so erinnert sie sich mit Verwunderung, daß sie ihn nicht ohne Umstände vergiftet — "denken Sie, damals hatte ich Gift in der Commode, und doch fiel es mir nicht ein, Gottfried etwas zu geben!" Endlich — wir wollen die degoutirenden Einzelnheiten nicht wiederholen — als Gottfried überredet worden ist, ihr seine Hand zu bieten, giebt sie ihm schleunigst Ratzenkraut, und läßt mit dem schon Vergifteten sich trauen, um ihn — zu beerben.

Sie erbte — Gottfried's Schulden. Geldverlegenheiten bedrängen sie. Sie hilft sich durch List, durch Lüge, Meineid, Mord. Mehrere Partieen schlägt sie aus — eine ihrer Geldquellen wäre versiegt, hätte sie anders gehandelt. Aber mit Paul Zimmermann verlobt sie sich — giebt ihm Mäusebutter, die in den wöchentlichen Nachrichten zum Verkauf ausgeboten war, *) und läßt sich in des Bräutigams letztem Willen als Erbin einsetzen.

Aber es folgt nun eine Periode, in welcher die Gottfried Gift reichte, ohne bestimmten äußeren Zweck. "Ich gab es nicht mit Wahl der Personen, sondern den Personen, die der Zufall mir zuführte. Zuweilen war ich Monate lang von dem Triebe, etwas zu geben, frei; dann kam aber wieder eine Periode, wo ich mit dem Gedanken aufwachte: wenn die oder die Person kommen sollte, sollst Du ihr etwas geben. — Sehr häufig, und am häufigsten gab ich die Mäusebutter Personen, die mich allein besuchten, wo ich denn am häufigsten den Trieb fühlte. — Ich wunderte mich manchmal auch selbst, daß die Sache immer unentdeckt blieb. — Wenn ich schlimme Nachrichten über Diejenigen erhielt, denen ich, ohne Absicht zu tödten, etwas gegeben hatte, so wurde ich wohl einmal ängstlich, und ich ging dann gewöhnlich Abends hin, um selbst zuzusehen." Noch einige Züge: — "Als am 31. Jan. 1828 ihre Freundin Marie mit deren Pflegesohn, Wilhelm Suhring, einem eilfjährigen Knaben, sie besuchte, reicht sie demselben ein vergiftetes Butterbrot in demselben Augenblick, wo sie ihre Freude an dem 'wahren Johanniskopfe' des Kindes ausgesprochen hatte, mit der Frage, 'was meinst Du, Marie, wenn Du Den einmal verlieren müßtest!'" — Der Knabe erholte sich wieder. "Einer seiner ersten Wege war, am 27. Febr., zur 'Tante Gottfried'; sie empfing ihn mit Liebkosungen, beklagte seine ausgestandenen Leiden, und erquickte ihn dann mit gekochten Pflaumen — zur abermaligen Vergiftung. Seine Krankheit erneuerte sich mit aller Stärke; aber er trug das Leben davon." — "So erhielt ein junges Mädchen, welches ihr zu ihrem Geburtstage gratulirte, auf der Stelle den Dank — in einer Gabe Mäusebutter."

Wie war es möglich, daß bei so vielen Vergiftungen die Sache unentdeckt blieb? Die Gottfried beobachtete die Vorsicht, beinahe jedesmal einen andern Arzt rufen zu lassen. Einmal, bei ihrem letzten Kinde, ward die Section vorgenommen, weil man ihr vorstellte, "sie sei diese Rechtfertigung von allem Verdacht ihrer eigenen Ehre, und ihren Freunden schuldig." Der Bescheid lautete: das Kind sei an einer Verschlingung der Eingeweide gestorben. Aber dagegen feierte die gerichtliche Medicin ihren glänzenden Triumph, indem, nach beendigtem Bekenntniß der Mörderin, "über dreißig Leichen ausgegraben wurden, um daran, mehr oder weniger, Spuren der Vergiftung zu entdecken." Man glaubt es dem gelehrten Verf. auf sein Wort, daß das "weitläuftige Verhandlungen" gewesen sind. Die eclatante Gründlichkeit der Untersuchungen wird indessen erst vollständig zu Tage liegen, wenn der Verf. uns mit seinem zweiten Band, der "Geschichte der Gottfried während ihrer Gefangenschaft" beschenkt haben wird.

Wenden wir uns noch einmal zu den moralischen Zuständen der Mörderin. Sie wußte den Verdacht abzuwenden, durch ihr leutseliges, freundliches, wohlthätiges Betragen, durch ihre Phrasen von den dunkeln Wegen der Vorsehung, durch ihr Ersuchen um öffentliche Fürbitte für sie, die "schwer Geprüfte."

Von eigentlicher Reue scheint sie, nach den einzelnen Unthaten, frei geblieben zu sein. Wohl aber klagt sie, von Zeit zu Zeit durch Visionen geängstet worden zu sein. Im Allgemeinen indessen schildert sie ihr Inneres als vollkommen ruhig. "Mir war gar nicht schlimm bei dem Vergiften zu Muthe. Ich konnte das Gift ohne die mindesten Gewissensbisse und mit völliger Seelenruhe geben. Es war mir, als wenn eine Stimme zu mir sagte, ich müsse es thun; ich hatte gewissermaaßen Wohlgefallen daran. Ich schlief ruhig, und alle diese ungerechten Handlungen drückten mich nicht. Man schaudert doch sonst vor dem Bösen; allein dieß war nicht bei mir der Fall; ich konnte mit Lust Böses thun."

Sollte es möglich sein, aus ihrer Jugendgeschichte das gänzliche Verknöchern des Gefühls, das Hingeben an ein böses Princip, den unnatürlichen Zustand des Innern zu erklären? Die Versuche, die der Verf. angestellt hat, scheinen uns zu den mißlungensten Partieen des Buches zu gehören.

Der Verf. bemüht sich, einen verderblichen Einfluß auf ihr Gemüth während des Verweilens im älterlichen Hause nachzuweisen. Nichts kann unbilliger gegen ihre Aeltern sein, so wie sie nach den von ihm selbst verzeichneten Thatsachen erscheinen. Man höre, was er von ihren Aeltern sagt, dem Schneider Timm und seiner Frau: —

"Beide Aeltern Timm scheinen, obwohl einige Ungleichheit der Jahre zwischen ihnen obwaltete, — denn die Frau war drei Jahre älter, als ihr Mann, — vollkommen für einander gepaßt

*) Hoffentlich ist es jetzt, nach solchen Vorgängen, nicht mehr nöthig, die Bürger der Schwesterstadt daran zu erinnern, daß der Debit von Giftstoffen selbst in Zeiten und an Orten, wo die Policei keineswegs musterhaft zu nennen, durch das Gesetz verboten war. "Venenum leges habere, emere, nosse denique vetant, inevitabilem postem occulta fraude grassantem." Quintil. Declam. 13, 230.

zu haben. Nie störte Uneinigkeit den Frieden ihres Hausstandes. Wie der Vater, so war auch die Mutter, bei höchst eingeschränkter Geistesbildung überhaupt, klug genug, wo es auf den **Vortheil** ankam, wo es galt, **Geld** zu verdienen. Natürlich! je ärmer sie ihr Etablissement anfingen, je schwerer ihnen die Ersparung eines kleinen Vermögens wurde, um desto größeren Werth setzten sie hierauf. Jeder Groten wurde zu Rathe gehalten; eine Ausgabe, die nicht schlechterdings nothwendig war, erlaubte man sich nie. Solche übertriebene Werthschätzung des Geldes frißt aber wie ein Wurm an dem edelsten Leben im Herzen des Menschen, dem Vertrauen mehr auf die Wirkung der täglichen Bitte um's Brodt, als auf den unseligen Trost eines sicheren Capitals. Dann erwächst leichtlich jene feine Abgötterei zum förmlichen Geiz, und diese Wurzel alles Uebels treibt bald die gefährlichsten Keime. Aus solcher Herzens-Gesinnung der alten Timm's sproßten, hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder und der Ausübung ihrer älterlichen Autorität über dieselben, wie wir wiederholentlich zu bemerken Gelegenheit haben werden, die unglückseligsten Früchte."

Nach dieser Tirade erwartet man Beweise eines schmutzigen Geizes. Aber der Verf. hat eine bewunderuswürdige Fertigkeit darin, sich selbst zu widerlegen. Er fährt fort: —

"Dabei waren übrigens Timm's als gutmüthige, brave, wie man, im Allgemeinen wohl zu freigebig mit diesem Lobe, sagt, rechtschaffene Leute bekannt. Sie galten sogar für **fromm** oder **religiös**, denn sie führten ein ehrbares Leben, in aller gesetzmäßigen Strenge und Werkgerechtigkeit. Wo sie konnten, hielten sie zu helfen für ihre Pflicht; den Armen thaten sie regelmäßig wohl, und kein Morgen verging, wo nicht Vater Timm's früher Lobgesang das Haus erweckte."

Nun wieder ein Stückchen Commentar, im entgegengesetzten Sinn: —

"Wie sehr solche äußere Uebungen, wenn sich darin das wahrhaftige Bedürfniß des Herzens offenbart, zur Förderung der Frömmigkeit dienen mögen, so widrige Folgen bringen sie hervor, wenn man sie dem tönenden Erze, der klingenden Schelle, dem todten Werke ohne Liebe in der Seele, gleich achten muß.

"Anders war's aber nicht im Timm'schen Hause: äußere Werkheiligkeit herrschte darin, die mit einer Menge innerer Geistes-Schlacken, als Geld- und Eigenliebe, Aberglauben ꝛc. wohlverträglich zusammenfloß und deren Gehaltlosigkeit sich dann am sichersten erkennen ließ, wenn ihre Ausübung irgend mit äußerem Vortheil in Collision trat. Wie z. B. Timm's in der Regel fleißig die Kirche besuchten, so setzten sie dieselbe doch allzeit hintan, wenn sie auch Sonntags zu arbeiten hatten, und gestatteten fortwährend auch an diesem Tage ihren Gesellen die Arbeit. Dieser Umstand wird dadurch um so mehr bemerkenswerth, daß Timm's unglückliche Tochter später mehrere ihrer furchtbarsten Verbrechen gerade **an einem Sonntage vollbracht hat!**"

Für diese sämmtlichen Anklagen giebt der Verf. auch nicht einen Schatten von Beweis. Nichts, was die Wohlthätigkeit der alten Leute verdächtigen könnte. Nichts, was seinen Vorwurf der "todten Werke," oder den ganzen Sermon rechtfertigen könnte. Wären Timm's **werkheilig** gewesen, so sollte man denken, sie würden es ängstlich vermieden haben, **jemals** am Sonntag zu arbeiten. War der alte Timm schmutzig geizig? Erlaubte er sich nie eine Ausgabe, die nicht schlechterdings nothwendig war? Wir wollen nichts von dem Urtheil des gelehrten Verfassers sagen. Aber was soll man von seinem Gedächtniß denken, wenn er 17 Seiten weiter unten erzählt, daß die Tochter während zwölf Monate für französischen Unterricht dem Vater an Honorar und Anschaffung von Büchern etwa hundert Thaler gekostet? Wir fragen, ist es einem gelehrten Juristen erlaubt, mit solcher Gedankenlosigkeit an die Ausarbeitung eines dicken Buches zu gehen, mit dem er alle Welt zu belehren übernimmt? Ist es erlaubt, ein so liebloses Urtheil über Leute zu fällen, die sich nicht mehr vertheidigen können, und eine Gutherzigkeit, die durch nichts verdächtigt ist, in salbungsvollen Phrasen zu verdammen? Das **Einzige**, was dem alten Timm vorgeworfen werden könnte, ist, daß er sich nach Miltenberg's Tode bemüht hat, für seine Tochter mit Miltenberg's Gläubigern einen Nachlaßcontract zu Stande zu bringen. Aber der Verf. muß es uns nicht verargen, wenn wir nach den genauen Angaben fragen, und zu wissen begehren, inwiefern sie "durch den Besitz der kaum mit drittehalbtausend Thaler beschwerten Immobilien noch reich zu nennen war." Auch sind die nachgelassenen Procente nicht genannt. Miltenberg scheint von seinem übrigbleibenden Vermögen keinen großen Begriff gehabt zu haben. Vor seinem Tode hatte er zu dem alten Timm gesagt: "Vater, Sie haben einen schweren Berg vor sich; sehen Sie zu, wie Sie hinüber kommen." Aber wenn dem alten Timm hier etwas zu Schulden kommen sollte, so müßte die Sache doch erst viel genauer erwiesen sein, um die Benennung einer "betrügerischen Mummerei" zu rechtfertigen, die er zu Gunsten der Wittwe mit drei Kindern sich erlaubt habe. Auf keinen Fall konnte ihm selbst ein Vortheil davon zu Gute kommen. Er hörte nicht auf, die Tochter zu unterstützen. "Ach, wenn mein Vater mir die Hand zum guten Morgen reichte, so war gewöhnlich eine kleine Gabe darin." Schon früher, als sie noch im älterlichen Hause war, "hatte er öfters heimlich den auf der Krone seiner Bettstelle aufbewahrten Spartopf seines Lieblings mit einem Geldstücke zur einstigen Ausstattung bereichert, und hinterher die so Beschenkte auf den verschobenen Deckel der Casse, als ein bedeutsames Zeichen, aufmerksam gemacht." Nicht minder gutherzig gegen die Tochter war die Mutter. Noch kurz vor ihrem Tode sagt sie zu Timm: "drei und ein halber Thaler befinden sich in meiner Tasche, die habe ich für die Miltenberg's erspart zu einer Bettdecke."

Aber der Verf. sieht dennoch Gespenster, und spricht wiederholt von dem Kargsinn der Aeltern. Als die Gottfried in die Schule geschickt ward, bemerkt er: —

"Hier war es, wo der Kargsinn der Aeltern zur Entwicklung des ersten Sünden-Stoffes in dem Herzen der Tochter die Veranlassung gab. Gesche war dort nämlich mit andern Mädchen in Berührung gekommen, welche, von ihren Aeltern mit Kleinigkeiten an Gelde beschenkt, sich dann und wann eine kleine Nascherei zu verschaffen im Stande waren. **Ihr** wurde aber solche Freigebigkeit der Aeltern nicht zu Theil; denn ohne die größte Noth gaben Timm's keinen Groten aus."

Bei der letzten Behauptung muß man wiederum den Mangel an Gedächtniß bedauern, an dem der Verf. laborirt. Uebrigens war die Folge für das Mädchen, daß sie heimlich Geld entwendete, bis ihre Mutter bei einem bedeutenden Diebstahl äußerte, eine kluge Frau habe ihr im Spiegel das Bild des Diebes gezeigt. Das heilte die Tochter von ihrer diebischen Angewöhnung. Sie war arbeitsam, und "es war nicht der Reiz des Gelderverdienstes, was sie dazu trieb; ihr Herz hing, wie später niemals, so auch in der Jugend nicht besonders am Gelde; gerne theilte sie vielmehr von dem ihrigen Andern mit, oder war, wie ihre Freundinnen ihr bezeugen, freigebig ihr Lebenlang."

Man lese ferner die Schilderungen des weichen Gefühls der Gottfried in jüngern Jahren: —

"Unsere nachherige Verbrecherin gehört zu den weichen, reizbaren Seelen, die jedem Gefühl und aufregenden Eindruck offen, leicht zu Thränen gerührt werden. Des Vaters frommes Morgenlied, die stille Ordnung des Hauswesens, die Eintracht, welche Aeltern und Kinder umschlang, alles dieses erfüllte oft das Herz des Mädchens mit lebhafter Rührung, und warf aus jener zufriedenen, gemüthlichen Jugend-Zeit

oft Strahlen wehmüthiger Erinnerung in den Kerker der Gefangenen.

"Diese weiche Gemüths-Stimmung konnte unmöglich auch einzelnen religiösen Eindrücken verschlossen bleiben. Die Hände des Kindes, die später das Unerhörteste vollbrachten, haben nicht selten zu herzlichen Gebeten sich gefaltet; dieselben Augen, welche nachher den gräßlichen Anblick selbst bereiteter namenloser Qualen, schmerzvoller Thränen und entstellter Leichen, ohne sich zu verrathen, ertragen konnten, haben selbst oft in Thränen geschwommen, wenn die mit fast unbegnügbarem Interesse gelesenen 'Biblischen Historien,' — das einzige Buch neben der Bibel im Aelternhause, — ihr Herz erschütterten.

"Aber an sich ist die Fülle des Gefühls, wie außer dem Bereiche freier Selbstbestimmung, so auch ohne allen Tugend-Werth. Der Same göttlicher Wahrheit, mit dem Gleichnisse der Bibel zu reden, schießt in solchen gefühlvollen Herzen scheinbarlich leicht und schnell empor; aber er hat nicht Wurzel, und die Hitze des Mittags findet Alles verwelkt.

"Timm's Tochter hatte nicht das Glück, weise, treue Bearbeiter ihres weichen Herzens-Bodens zu finden; ihr sollte im Gegentheile das unheilvollste Verderben daraus erwachsen, in dem täuschenden Scheine von Werth, den sie nicht besaß."

Wir könnten leicht die Stellen häufen, in welchen Aehnliches von der Erregbarkeit ihres Gefühls ausgesagt wird. Soll man nun die spätere Fühllosigkeit als Krankheit betrachten? Soll man dem Verdacht Raum geben, daß sie sich darin gefallen habe, Widersprechendes von sich selbst auszusagen? Oder soll man Alles auf Rechnung der Verstellungskunst schreiben, in welcher sie ohne Zweifel Meisterin war? Der Verf. ist sich offenbar selbst nicht klar darüber. Aber er ist gleich zur Hand, den Umstand, daß die Gottfried als Mädchen, Sonntags manchmal Komödie gespielt, als eine "förmliche Schule der Verstellungskunst" zu beleuchten. Wir sind weit entfernt, dem Verf. in seinen Ansichten über die Schädlichkeit des Einflusses der Schaubühne beizustimmen. Er hat anderwärts gar zu "viel Lärmen um Nichts" gemacht. Indessen sind doch einige Aeußerungen der Gottfried merkwürdig genug. Wenn Andre durch eine tragische Vorstellung gerührt waren, so sagte sie — "sie thun ja nur so!" — "Ich habe eigentlich noch nicht gelebt," bekannte sie, "nur Komödie gespielt, mit Andern und mit mir selbst. Nachts im Schlafe versammeln sich oft junge Mädchen um mein Bette; sie rufen mir zu: Du Schauspielerin, und vor Schrecken erwache ich."

Nur um unsern Lesern die Widersprüche einigermaßen anschaulich zu machen, von welchen bis jetzt die Geschichte der Gottfried noch voll ist, und um zu zeigen, wie fest der Verf. an das Dasein dieser Widersprüche glaubt, führen wir noch eine Stelle an.

Die Gottfried ließ als Mädchen ihre französischen Uebungsstücke durch einen in der Sprache wohlbewanderten Tischlergesellen ausarbeiten, und schrieb sie dann ab, jedoch mit der Vorsicht, einige Fehler wieder anzubringen, um eine Entdeckung zu vermeiden. Dazu sagt der Verf.: — "Statt sich also an eine ernstere geistige Beschäftigung zu gewöhnen, gewann sie die listig ersparte Zeit zum Schwärmen in ihrer Gemüthswelt, und lachte heimlich in's Fäustchen über das Gelingen ihres Betrugs."

Wir werden die Erscheinung des zweiten Bandes erwarten, und werden es dann versuchen, den Charakter der Gottfried, der durch das vorliegende Buch noch keineswegs in's Klare gebracht ist, hauptsächlich durch ihren eigenen Vertheidigungsplan, dessen Mittheilung versprochen ist, und der als sehr listig bezeichnet wird, zu beleuchten. Daß dieser Plan sehr listig war, glauben wir sehr gerne. Daß der Verf. aber ihren Charakter nicht verstanden hat, davon liefert sein Buch den sprechenden Beweis.

Die Gottfried hat Komödie gespielt ihr Lebenlang — mit Andern und mit sich selbst. Hat sie es im Kerker nicht auch noch gethan?

Renea von Este, und ihre Töchter: Anna von Guise, Lucrezia von Urbino, und Leonore von Este. Von Ernst Münch. Aachen und Leipzig, 1831. Mayer. 401 S. 8.

Unter diesen Frauen war die Mutter eine der frühesten und eifrigsten Freundinnen der Reformation: die älteste Tochter ward durch politische Verbindungen in den Stürmen der Zeit fortgerissen, und den Bekennern der neuen Lehre entfremdet: die zweite schmückte einen italischen Hof, ehrte, selbst talentvoll, das Talent und zog es nach der Stadt hin, wo ein Jahrhundert zuvor Rafaël das Licht der Welt erblickt hatte: der Name der dritten ist durch Tasso's schönste Lieder der Unsterblichkeit geweiht. Die Töchter, wie die Mutter, glänzen durch kein gewöhnliches Maaß von Geist und Charakter, unter den ersten Frauen des Jahrhunderts.

So mag denn ihr Leben nicht unwürdig die Gallerie eröffnen, die der Verf. unter dem Titel "Erinnerungen an ausgezeichnete Frauen Italiens" mit diesem ersten Bande begonnen hat. Aber so glücklich der Gedanke einer solchen Gallerie sein mag, so könnte man doch wünschen, daß der Verf., ein überaus rüstiger und nicht ungewandter Vielschreiber, bei der Ausführung mit mehr Umsicht einen bestimmten Kreis von Lesern im Auge gehalten hätte. Das größere Publicum wird sich schwerlich durch die Darstellung so sehr angezogen fühlen, um eine Masse von Documenten mitzukaufen, die nur den Geschichtforscher interessiren, und die Dieser in andern, wenn auch zum Theil seltenen Büchern zu finden weiß (S. 199 — 401). Ueberhaupt scheint uns durch eigenthümliche historische Untersuchungen nur wenig neues Licht über den Gegenstand verbreitet zu sein. Ueber das Leben der Herzogin Renée und über die Guisen hat Bayle die Hauptthatsachen gesammelt, und mit seiner gewaltigen Kritik gesichtet. Den beiden jüngeren Schwestern haben sämmtliche Biographen Tasso's ihre nicht sparsamen Huldigungen dargebracht. — Wir werden einige Züge aus dem Bilde der vier ausgezeichneten Frauen zusammenstellen.

Renée, die zweite Tochter des Königs Ludwig XII. und Annens von Bretagne, war geboren den 15. Oct., 1510. Die geschäftige Diplomatie jener Tage verlobte die dreijährige Prinzessin ihrem Vetter Don Carlos von Spanien, lösete das beabsichtigte Bündniß wieder, und versprach sie dem Infanten Don Fernando, verhandelte sie zum drittenmal an den Markgrafen von Brandenburg, und vermählte sie endlich, nach reifer Ueberlegung, im Jahr 1528 dem Herzog von Ferrara, Ercole II. In Ferrara fanden sich die ausgezeichnetsten Männer Italiens zusammen, die leicht den Mangel an äußeren Reizen bei der jungen Fürstin übersahen, und den Vorzügen ihres hellen und vielseitig gebildeten Geistes huldigten.*)

Die Universität von Ferrara zählte mehrere Gelehrte, die eine, der protestantischen verwandte

---

*) Bayle meint, ihre Häßlichkeit sowohl als ihre Gelehrsamkeit habe der Ruf übertrieben geschildert. Brantome sagt, sie habe wenig Aeußeres gehabt (à cause de la gâture de son corps), aber doch den Ausdruck der Majestät. Varillas erklärt sie ohne Weiteres für die häßlichste Prinzessin jener Zeit (la princesse de son siècle la plus disgraciée pour ce qui regardoit le corps). — Was ihre wunderbare Gelehrsamkeit betrifft, so überbietet auch hier Varillas noch den Gascogner Brantome. Der letztere berichtet nur, daß Catharina v. Medicis (freilich keine besondre Autorität) versichert habe, der größte Philosoph könnte nicht besser über Astronomie reden, als Madame Renée. Varillas aber schreibt, Niemand habe tiefere Kenntniß der Philosophie, der Mathematik und der Sternwissenschaft gehabt.

Richtung verfolgten. Eine solche Richtung nahm immer entschiedener auch das Nachdenken der jungen Herzogin. Fremde, die um ihrer Meinungen willen verbannt waren, fanden an dem Hofe Schutz: unter Andern Clement Marot, den die Sorbonne als Lutheraner verschrieen hatte, ungeachtet er nur wider kirchliche Mißbräuche und unbiblische Lehrsätze eiferte, ohne einer der neuen Secten sich anzuschließen. Er sagt in seiner versificirten Apologie: —

> . . . . . . "Point ne suis Luthériste,
> Ni Zwinglien, et moins Anabaptiste.
> Je suis de Dieu par son fils Jesus-Christ."

Auch Calvin verweilte einige Zeit zu Ferrara (1535) — lange genug, um der schändlichsten Verläumdungssucht Beschäftigung zu geben. Uebelwollende waren jeder Zeit bemüht, den Gesinnungen der Fürstin eine gehässige Deutung unterzulegen. Ihre Anhänglichkeit für die neue Lehre, hieß es, sei nur eine Folie für ihren Haß gegen den römischen Hof, für ihre Rache wegen der Beleidigungen, die der Papst Julius II. ihrem Vater zugefügt. Bayle hat ihre Rechtfertigung übernommen: er verschweigt nicht die wenigen Umstände, die gegen sie zu sprechen scheinen. *)

Aber wenn irgend Etwas die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung bewähret, so ist es der Entschluß, für die Ueberzeugung zu leiden. Die Herzogin hat diese Probe bestanden. Vielfache Chicanen duldete sie ruhig. Die Erzieherin ihrer Kinder, die Soubise, ward als heimliche Protestantin entfernt. Sie selbst ward auf Befehl des Königs Heinrich II. von einem Priester mit Bekehrungsversuchen bestürmt, mit erniedrigenden Verfügungen bedroht, und Unwürdigkeiten aller Art ausgesetzt. Aber sie blieb standhaft, und lebte nach dem Tode ihres heftig gegen sie eingenommenen Gatten in gänzlicher Zurückgezogenheit auf dem Schlosse Montargis in der Gascogne. Die freie Uebung ihrer Religion war ihr zugesichert: sie wußte durch ihren Muth selbst gewaltsame Angriffe zurückzuweisen,**) schützte ihre flüchtigen Glaubensgenossen, sprach laut für den eingekerkerten Condé, und beschloß ihre Tage (1575) ohne einen Augenblick ihre Ueberzeugung, oder den Stolz der Königstochter verläugnet zu haben.

Ihre älteste Tochter Anna war im Jahr 1531 geboren. Ihre Erziehung war geeignet, jedes Talent zu wecken, und ihrem Geiste jenen Schwung zu geben, der bei günstiger Naturanlage in der Umgebung eines wirklich hochgebildeten Kreises sich so leicht mittheilt. Die Gewohnheit jener Zeit, und das neubelebte Interesse für das classische Alterthum, rechtfertigte ihre frühe Einweihung in die griechische und römische Literatur. Bei einem Besuch des Papstes Paul IV. zu Ferrara (1543) ward unter den vielen prunkvollen Festen auch eine Komödie des Terenz von den Kindern des fürstlichen Hauses vorgestellt. Auch die Schönheit der Prinzessin zog frühe die Aufmerksamkeit der Männer auf sich. "Schöner als Maria Stuart" war in jenen Tagen ein ebenso großes Wort, wie einst der Ruhm "glücklicher als August, gütiger als Trajan." Der Preis ward ihr von den Zeitgenossen zuerkannt. Was Wunder, wenn die Poeten sie als die "christliche Venus" feierten?

Franz von Lothringen, Herzog von Guise, genannt der Balafré, warb um ihre Hand und erhielt sie (1549). Die Verbindung war glücklich durch gegenseitige Zärtlichkeit, und, wo eine Meinungsverschiedenheit obwaltete, durch Duldung. Sie selbst war, dem Einfluß der Mutter, wenn nicht ihrem offenen Beispiel folgend, der neuen Lehre im Stillen zugethan. Ihr Gemahl verfolgte zwar die Hugenotten, und befleckte seinen Ruhm durch das Blutbad von Vassy. *) Aber er übersah die Vorliebe seiner Gattin, ihrer Treue und Ergebenheit gewiß, und durch den Anblick blühender Söhne und Töchter ward er mit den eigenthümlichen Ideen der Mutter ausgesöhnt. Die Guisen, die als Fremdlinge in Frankreich sich eingedrängt, und Mühe hatten, ihre Fürstenwürde zu behaupten **), wußten sich doch eine mächtige Partei zu schaffen. Dem Balafré indessen kostete der Ruhm, als Parteihaupt die Gegner niedergehalten zu haben, das Leben.

Wir haben nur noch Raum, mit den Worten des Verf. die Beschreibung dieses Vorfalls zu geben, der eine Epoche in dem Leben der Fürstin macht: —

"Im Jahr 1566 begab sich ein Ereigniß, welches ihr tiefstes Wesen erschütterte, die bisherigen rein-religiösen Verhältnisse auch für sie in rein-politische umschuf und das aus ihrem Frieden und ihren Freuden herausgerissene Weib mit manchen vorher unbekannten Gefühlen des Hasses und der Rache erfüllte. Der Herzog von Guise war nach der Schlacht bei Dreux mehr als je mit der Belagerung von Orleans beschäftigt. In seinem Lager befand sich ein Edelmann, Jean Poltrot, Hugenotte von Geburt, welcher jedoch auf allerlei Weise das Zutrauen des Balafré gewonnen und während der letzten Affairen durch ungewöhnlichen Muth sich ausgezeichnet hatte. Dieser Mensch sann auf einen Anschlag, man weiß nicht ob aus eignem Religionshaß, oder ob gewonnen durch politische Gegner des Herzogs. Der nahe Fall von Orleans beschleunigte die Vollführung.

"Poltrot hatte bemerkt, daß Guise jeden Abend die Loire in einem Nachen übersetzte, und fast ohne Begleitung nach dem Schlosse Crenay ging, wo er sein gewöhnliches Nachtlager hielt und wohin er in letzter Zeit seine Gemahlin mit dem ältesten Sohn Heinrich bestellt hatte. Am 18. Februar hatte er ein Aehnliches vor und sendete den Herrn von Crenay, seinen regelmäßigen Begleiter, voraus, um Annen über die späte Rückkehr zu beruhigen und von seiner nahen Ankunft vorläufig zu benachrichtigen. Als dieser den Fluß übersetzt hatte, fand er Poltrot gerade am Ufer auf- und abwandeln, welcher ihn zugleich fragte, wann der Fürst kommen werde, und zur Antwort erhielt: er sei schon ganz nahe. Während der andere weiter ging, traf Poltrot Anstalt, sein Opfer sicher zu treffen. Er sprengte, sobald er am diesseitigen Ufer ihn sah, einem Hohlweg zu, verbarg sich dort und drückte, als er in gehöriger Nähe bei ihm war, drei Kugeln aus einer Pistole auf ihn ab, welche unter der

---

*) Brantome behauptet, sie selbst habe Aehnliches geäußert. Und Marot, der in einem Gedicht mit mehr Eifer als Delicatesse einen künftigen Sprößling des Hauses Este begrüßte, schildert mit Wärme die Aussicht einer nahenden anderen Gestaltung der Dinge, und den Fall der Curie, die dem Haus Este feindlich gesinnt. Die stärksten Ausdrücke, die le Laboureur aus einer unterdrückten Handschrift entlehnt haben will, finden sich nicht in der gedruckten Ausgabe. Le Laboureur schimpft tüchtig auf Marot, und scheint ein sehr befangener Zeuge.

**) Einmal erschienen vier Compagnieen Reiter vor ihrem Schloß, Kanonen wurden aufgepflanzt, und sie ward zur Auslieferung von Flüchtlingen aufgefordert. Mezerai hat ihre Antwort aufbewahrt. "Avisez bien à ce que vous ferez: sachez que personne n'a droit de me commander que le Roi même, et, que si vous en venez là, je me mettrai la première à la brèche, où j'essayerai, si vous aurez l'audace de tuer la fille d'un Roi." Die Reiter ließen es auf den Versuch nicht ankommen.

*) Man hat sich viele Mühe gegeben, den Ueberfall friedlicher Leute, die ihre Andacht unter dem Schutze des Edicts "vom Januar" (1562) ausübten, als unvorbereitet und zufällig, auch als minder blutig in seinen Folgen darzustellen. Aber die andre Ansicht scheint nur zu sehr erwiesen zu sein, welche jene Handlung als eine des Helden unwürdige und als die erste Veranlassung der späteren Verfolgungen und Schreckensscenen bezeichnet.

**) Eigentlich sollte nur den Prinzen von Geblüt der Prinzentitel in Frankreich zukommen. Franz I. brachte bei einigen Gelegenheiten dieses in Erinnerung. Er war überall den Guisen abgeneigt und warnte noch auf dem Todtbette seinen Nachfolger vor ihrem Ehrgeiz. (Thuan. p. 490.) Ihre eigene Partei dagegen erhob sie auf Kosten der eingebornen Prinzen. "Ils avaient si bonne mine, ces princes Lorrains, qu'auprès d'eux, les autres princes paraissaient peuple." S. Bayle, Art. Guise II., 1350. Rotterd. Ausg. von 1697. Bayle hat so manche Züge aufbewahrt, die der Verf. seinem Werke wohl hätte einverleiben dürfen.

rechten Schulter und etwas weiter unten, so tief und heftig ihm hineingingen, daß Guise bis auf den Hals seines Pferdes vor Schmerz sich bückte, jedoch mechanisch zum Schwerte noch griff, um dem Meuchler Widerstand zu bieten. Der Herzog sagte jedoch zu seinen Begleitern, welche jammernd ihm zu Hülfe eilten, ganz kaltblütig: das hab' ich wohl verdient; an einem Posten, wo ich so viele Feinde habe, hätt' ich mich vorsehen sollen. Der Mörder entfloh und hatte volle Zeit dazu, denn man kümmerte sich mehr um die Wunde, als um den Urheber derselben. Allein die Rachegeister versperrten ihm den Weg; war er auch noch so weit davon geritten, so befand er sich zuletzt doch immer wieder am alten Orte, der sein Verbrechen gesehen und fiel der Gerechtigkeit somit in die Arme.

"Guise ward nunmehr in sein Schloß Crenay getragen. Anna, welche in freudiger Sehnsucht ihn jede Stunde erwartet, und ihre Arme zum Empfang schon öffnete, ward beim Anblick des blutbespritzten Gemahls wie vom Donner gerührt und unterlag fast dem Schmerz und dem Jammer. Der Herzog küßte und tröstete sie und sagte ruhig zu ihr: "Meine Freundin, ich bringe Euch eine schlechte Nachricht; aber gut oder schlimm, man muß sie empfangen, wie sie von der Hand Gottes kömmt. Dem Willen desselben muß man sich unterwerfen." Er theilte nun mit, daß er ohnweit des Hotels verrätherisch durchschossen worden, beklagte es, daß in den Menschen so viel Bosheit stecke, und bedauerte nicht so sehr, daß er sterben müsse, als daß ein Mensch von seiner Nation solch eine That verübt.

"Anna, in Thränen schwimmend und dem Jammer fast erliegend, rief feierlich aus, daß sie Gott um Rache bitten werde; allein Guise verwies ihr solches sanft und erklärte: Gott allein gebühre die Rache; ihn, Der geboten habe, denen, welche uns Uebles thun, zu verzeih'n, dürfe man nicht beleidigen, sondern vielmehr müsse man das Rachegefühl, als das Theuerste, was ein Christ darzubringen im Stande sei, willig opfern. 'Für Gottes Ehre, — so schloß er — und für den König zu sterben, bin ich bereit, obgleich nicht geringer Schmerz Euretwegen mich ergreift, da ich Euch so sehr geliebt habe und noch liebe.' Der erste und schwerste Verdacht fiel alsbald auf den Hauptgegner des Hauses Guise, den Admiral Coligny, und der Herzog schien denselben wirklich bezeichnet zu haben. —

"Es war in diesen Guisen, obgleich Fremdlingen von Ursprung, etwas Imposantes und Nationales, was die Franzosen begeisterte und öfters selbst Widerstreitende unter ihre Fahne brachte. Sie stellten in ihrem Wesen mehr, als irgend eine politische Partei, die französischen Eigenthümlichkeiten dar, und da sie (Katharinen abgerechnet) die einzigen entschlossenen Charaktere waren und stets zur rechten Zeit zu handeln wußten, so begleitete sie Glück und Ruhm; die Religion ergriffen sie, als bequemen Vorwand, um als Partheihäupter sich geltend zu machen. Der Verstorbene jedoch war in jeder Beziehung der erste und wohl auch der achtungswertheste unter den sieben Brüdern.

"So glänzend Franz von Lothringen, Herzog von Guise, seine Wittwe in seinem Letztwillen bedacht zu haben schien, so hinterließ er gleichwohl mehr Ruhm und Schulden, als Güter und Finanzen. Anna sah sich genöthigt, über 200,000 Thaler zu bezahlen und die Erziehung im Collegium von Navarra, besonders des Herzogs von Mayenne und des nachmaligen dritten Cardinals der Familie, welche die Mutter dem Wunsche des Verstorbenen gemäß besorgte, kostete ebenfalls nicht unbedeutende Summen. Eben so auch die Aussteuer des ältesten Sohnes, welcher an den königlichen Hof nun ging. Wenn es daher später hieß, die Guisen hätten die Könige von Frankreich und ihre Kinder bis auf's Hemd ausgezogen, so konnte dies nur von den Cardinälen ihres Namens gelten, welche wirklich die Blutsauger des Landes waren und ungestüme Gläubiger durch den Galgen fern zu halten wußten. Anna sah sich nicht nur von dieser Seite (es scheint nicht, daß ihre priesterlichen Schwäger besonders hülfreich dazwischen getreten) sehr verkürzt, sondern auch in ihren Ansprüchen, die sie von ihrer Mutter und Großmutter her, wegen Bretagne, zu machen hatte. Es blieb ihr fast nichts als Montargis."

Wir behalten uns vor, in einem zweiten Artikel die neue Laufbahn, in welcher die Fürstin nun auftritt, und ihre angeschuldigte Theilnahme an den Gräueln der Bartholomäusnacht zu beleuchten, und die erfreulicheren Schicksale ihrer beiden Schwestern zu erzählen.

Ueber die polnische Frage. Paris, 1831. Heideloff. 32 S. 8.

Diese kleine Schrift ist bestimmt großes Aufsehen zu erregen, und schwerlich wird sie ihren Zweck verfehlen. Sie gehört zu den gewandtesten Parteischriften, die wir noch gelesen haben. Sie sucht zu erweisen, daß es in hohem Grade Preußen's und Oesterreich's Interesse sei, jetzt vermittelnd einzugreifen, um einen längst eingeleiteten Vergrößerungsplan der russischen Politik abzuschneiden. Die Zuversichtlichkeit, mit welcher der Verf. auftritt, die Menge von Einzelnheiten, die er berichtet, und die, wenn sie gegründet sein sollten, nur Wenigen bekannt sein könnten, die Geschicklichkeit, mit welcher persönliche Züge eingestreut sind, die Behutsamkeit endlich, mit welcher der "leider gleichzeitigen revolutionairen Zuckungen im Westen" gedacht ist, dieß Alles mag auf die Kreise schließen lassen, in welchen der Verf. sich bewegt, und auf jene andere Kreise, in welchen seine Schrift, nächst der Anregung der öffentlichen Meinung, noch insbesondere zu wirken bestimmt ist.

Die erste Theilung Polens soll — so wird behauptet — von russischer Seite der erste Schritt gewesen sein, *den gesammten slavischen Osten* unter russischem Scepter zu vereinigen. Man habe darauf gezählt, daß ein slavischer Stamm der Germanisirung heftig widerstreben, und, nur um der fremden Herrschaft los zu werden, der gleichartigeren sich ohne Zögern unterwerfen werde. Niemals sei ein solcher Plan ganz aufgegeben worden. Mehrere Abgeordnete der westlichen Slaven (unter andern ein Serbe und ein österreichischer Dalmatier) seien noch im vorigen Spätjahr in Petersburg gewesen: ein Andrer sei bei seinem Aufenthalt in Wien den Blicken der dortigen Policei entgangen, habe aber das Hotel des Gesandten, den er aufgesucht, wohl zu finden und sich dort Zutritt zu verschaffen gewußt. Bedeutende Summen, heißt es ferner, werden von dem russischen Cabinet an slavische Gelehrte in jenen Landen verwendet, und in den Völkern der Glaube geweckt, daß alle Stämme slavischer Zunge nur von Rußland ihr Heil zu erwarten haben.

Mag immerhin in diplomatischen und diplomatisirenden Kreisen eine solche Würze der Unterhaltung willkommen sein — die öffentliche Meinung ist noch nicht so fieberisch reizbar, um durch die Anschuldigungen anonymer Pamphlets zu immer neuen Besorgnissen sich aufschrecken zu lassen. Die Sympathie der Völker für die Polen entspringt aus ganz andern Quellen, als aus jener Furcht vor russischer Größe. Ein Volk, das die Freiheit liebt, und der Freiheit werth ist, erbleicht nicht vor dem Phantom eines allesverschlingenden Riesen, das man ihm vorzaubert. Hat doch der großartige Kampf im Osten selbst die Kleingläubigen dahin gebracht, daß sie anfangen, ihrer Besorgnisse sich zu schämen. Unendlich größere Gefahr droht im Innern die rastlose Leidenschaft, der Heerd der Uneinigkeit, die rücksichtlose Begehrlichkeit. Sind diese erst zur Ruhe verwiesen, — und man sieht mit Freuden in Frankreich die Mehrzahl den Vernünftigen sich anschließen — ist auf solche Weise die Möglichkeit eines Krieges im Herzen von Europa beseitigt, so werden alle Phrasen von "Rußlands *drohender Uebermacht*" in ihrer Nichtigkeit erscheinen. Aber so

wenig die Völker Rußland zu fürchten brauchen, so wenig Grund haben sie, es zu hassen. Die Unabhängigkeit von Polen wird den europäischen Frieden herstellen, indem sie der Gerechtigkeit genügt. Was im Innern des Czaarenthums sich bewegt, mag im Innern geschlichtet werden. Aber wenn eine Nation zu den Waffen greift, um ihr Dasein zu retten, so kann es den Völkern nicht gleichgültig sein, ob ein zerstörender Krieg den Verkehr lähmt, und die Menschenrechte zertritt.

Auch im Innern von Polen wird eine durchgreifende, eine tiefgehende Reform nöthig werden. Der Freund der Freiheit kann seine Wünsche, aber die auswärtigen Völker, als solche, können keine Stimme dabei haben. Ihre Stimme spricht nur — und sie spricht laut — für die Existenz der Nation, die dann gegen ihre einzelnen Stände altes Unrecht wieder gut machen mag. Einen Blick auf die Stimmung des Volkes gegen die Herrschaft aristokratischer Willkür läßt uns eine Anekdote thun, die der Verf. anführt: —

"Als das französische Hauptquartier zu Wilna war, langte in demselben eine Abordnung der südrussischen Bauern an, — der Nachkommen jener Männer, die einst Pugatschew gegen den Despotismus erhoben hatte. General-Kniaziewicz erhielt den Auftrag, sie zu bescheiden. Die Bauern erklärten: sie wären den weiten Weg gekommen, weil sie gehört hatten, der französische Kaiser wolle ihnen die Freiheit bringen; sie wünschten zu wissen, ob dieß wahr wäre. Der General erwiederte: allerdings sei dieß die Absicht des Kaisers. — 'Das ist sehr gut,' nahm hierauf der Aelteste unter den Bauern das Wort, 'und wir sind bereit, Euch allen Vorschub zu leisten; aber Eins wollten wir doch noch erfahren, was denn das für eine Freiheit ist, die Ihr uns bringt? Wird es uns auch erlaubt sein, unsere Herren todt zu schlagen?' — Nein, entgegnete Kniaziewicz, das dürft ihr auf keine Weise thun. — 'So! nun wenn das ist, wollen wir nur wieder nach Hause gehen; wir haben von Eurer Freiheit schon genug.'" —

Ueber den Obristen Nowosilzow, dessen Einfluß für Polen nach der "Restauration" so verderblich gewesen zu sein scheint, theilt der Verf. mehrere Notizen mit. Wir heben einige derselben aus, und bemerken nur noch, daß der Verf. Alexander's persönliche Tendenz als im Widerspruch begriffen darstellt mit der Linie der russischen Politik, von welcher in der kleinen Schrift so häufig die Rede ist. Welcher übermächtige Einfluß seinen Willen gelähmt, ist nicht deutlich ausgesprochen — sondern es wird nur in orakelmäßigen Worten angedeutet, es hänge nicht von dem Willen des Herrschers ab, "die durch Tradition vorgezeichnete Bahn der moskowitischen Politik zu verlassen." Czartoryski hatte den Plan der polnischen Verfassung entworfen — die Vereinigung von Litthauen, Podolien und Wolhynien mit dem Königreich war bei dem Plan vorausgesetzt, und dieser Punct war es, über welchen Nowosilzow zu Rathe gezogen ward: —

"Mit dem Kaiser und dem Großfürsten Konstantin war, wie Fürst Czartoryski, unter andern vornehmen Russen ein Mann erzogen worden, der gegen den Fürsten große Verbindlichkeiten hatte. Obrist Nowosilzow war durch die Ungnade Kaiser Pauls und später wieder durch die Ungnade Alexanders vom Hofe entfernt worden; von allen früheren Freunden verlassen, fand er nur an dem Fürsten Adam Czartoryski eine Stütze, der dem als Verschwender und Trinker übel berüchtigten mit beträchtlichen Summen beisprang, und durch seine edelmüthige Vermittelung zuletzt ihn mit dem Kaiser wieder versöhnte. Von Nowosilzow war daher, schon wegen seiner Freundschaft mit dem Fürsten, am wenigsten ein widerwärtiges Urtheil zu erwarten; überdieß war er, bei vielen tadelnswerthen Eigenschaften, ein äußerst gebildeter Mann, der mit Pitt und mit Fox in Briefwechsel gestanden hatte und daher in niederen Vorurtheilen nicht leicht befangen sein konnte. Aber Nowosilzow war, mehr noch als Freund und als aufgeklärter Staatsmann, vor Allem Russe. Die Constitution des Fürsten Czartoryski würde Polen wahre Freiheit gegeben haben, und dadurch — wie Nowosilzow selbst bei mehr als einer Gelegenheit aussprach — wäre Rußland nach Asien zurückgedrängt worden. 'Wir haben einmal Europa gesehen,' sagte er, 'und sind nicht gemeint, unsern Sitz in dem europäischen Völkerrathe so leichten Kaufes wieder aufzugeben.' Von diesem Standpuncte aus beurtheilte er den Constitutionsentwurf des Fürsten Czartoryski, und seine Bemerkungen bestimmten den Kaiser Alexander, ihm selbst die Ausarbeitung eines anderen zu übertragen. Dieser, mit den mildernden Abänderungen, welche der Kaiser aus dem ersten Entwurfe hinzufügte, ist die im Jahre 1815 Polen verliehene Constitution."

Es wird nun erzählt, daß Nowosilzow intriguirt habe, um den Fürsten Czartoryski zu entfernen, und daß es ihm gelungen.

"Um es zu begreifen, wie dieß bei der dem Kaiser wohl bekannten Treue und Biederkeit des Fürsten und bei der geringen Achtung, in welcher Nowosilzow selbst stand, möglich war, muß man den Charakter dieses Mannes kennen, der, ein vollendeter Diplomat der alten Schule, nie einen Plan eher errathen läßt, bevor er zur Reife gediehen ist, wider den Gegner nie offen zu Felde zieht, sondern verborgen, wie der Maulwurf, den Boden unter seinen Füßen unterwühlt und so langsam, aber sicher, seinen Fall vorbereitet. Einer der erklärtesten Feinde Nowosilzows in Warschau war Julian Niemcewicz, der öffentlich, in jeder Gesellschaft, bei jeder Gelegenheit seine Verachtung gegen den verhaßten Russen aussprach. Nowosilzow ließ sich dadurch in seiner Freundschaft nicht irre machen. Als das Denkmal des Kopernikus auf dem Platze vor dem Palaste der königlichen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften enthüllt wurde, hielt Niemcewicz als Präsident der Gesellschaft eine Rede, die mit den Worten schloß: 'So wird denn heut zum ersten Male die Sonne auf das Denkmal des Mannes herabblicken, der, größer als Josua, ihr für immer einen festen Standpunct am Himmel anwies.' Zum Unglück war der Himmel trübe und umwölkt; aber in dem Augenblicke, wo der Redner jene Worte sprach, drang die Sonne durch die Wolken, und ein voller Strahl verklärte das Monument. Alles schwieg überrascht, gerührt. Nur Nowosilzow, mit seinem immer sich gleich bleibenden Lächeln, drückte dem Dichter freundschaftlich die Hand, indem er ihm das Compliment machte: 'Nichts kann Ihnen widerstehen, sogar die Natur, die Sonne und das Firmament muß ihnen gehorchen.' In einem andern Sinne war er aber inzwischen in St. Petersburg thätig, und als nach der Revolution des 29. Novembers seine Papiere den Patrioten in die Hände fielen, fand sich unter andern das Concept eines Berichtes an den Kaiser, worin es in Bezug auf Niemcewicz hieß: "dergleichen alte Starrköpfe müßten entfernt werden; sie wären wie ein altes verdorbenes Lager, weder zu Wein noch zu Essig tauglich.'

"Kaum brauchte man mehr zu wissen, als daß dieser Mann der vertrauteste Rathgeber des Großfürsten Konstantin war, um alles Unglück, was seit der Wiederherstellung des polnischen Namens über Polen gekommen ist, vorherzusehen. Zwar konnte er vor dem Scharfblick des Kaisers Nikolaus nicht so tief sich verbergen, daß seine Intriguen nicht dennoch zuweilen durchschaut worden wären. So, als die Sache der geheimen Verbindungen, die im Jahe 1826 in Polen entdeckt wurden, dem Reichtagsgerichte zum Spruch übergeben worden war, und zu erwarten stand, daß den Theilnehmern die gelindeste Strafe zuerkannt werden würde. Nowosilzow hatte Alles aufgeboten, um in dem Senate eine möglichst zahlreiche Partei zu gewinnen, die den Tod über die Schuldigen ausspräche. Als dies nicht gelang, bestach er mehrere Senatoren, daß sie für völlige Freisprechung stimmten, um den Kaiser zu überreden, es herrsche in dem Senate übler Wille gegen die Regierung. Die Intrigue wurde indessen entdeckt, und die einzige Folge derselben war ein derber Verweis für Nowosilzow. Damals, im

Unmuthe über fehlgeschlagene Erwartungen, vergaß er seinen Charakter, der ihm doch zur andern Natur geworden schien, so sehr, daß er sich hinreißen ließ, einem Manne, der ihm in geraden Worten die Wahrheit sagte, leidenschaftlich zu entgegnen. Der Finanzminister Fürst Lubecki, der seiner Sparsamkeit wegen bekannt, in anderer Beziehung jedoch als Ehrenmann geachtet war, weigerte sich, seinen Besuch anzunehmen, und warf ihm, als er dennoch zu ihm hindurchdrang, in Gegenwart mehrerer Personen vor, den Kaiser betrogen zu haben. Es entspann sich ein Wortwechsel, der damit endigte, daß der Fürst den ungebetenen Gast einen Trunkenbold (ivrogne) schalt; Nowosilzow erwiederte: 'Geizhals'! (avare!) und zog sich durch die offene Thür zurück."

Nowosilzow's Einfluß auf den Großfürsten soll der verderblichste gewesen sein. Um aber das Maaß seiner Vergehungen voll zu machen, führt der Verf. noch einen Zug an: — "Als Kaiser Nikolaus bald nach seiner Thronbesteigung die Absicht aussprach, die von seinem Bruder den Polen verliehene Constitution ehelich zu halten, zuckte Nowosilzow die Achseln, und erklärte sich mitleidig — der Kaiser fange an, romantischen Schwärmereien nachzuhängen."

Der Verf. schließt mit einer Anrede an die deutschen Fürsten. Wir theilen nicht seinen Standpunct — den der Eifersucht gegen Rußland's Plane. Aber wie stimmen, wenn nicht unbedingt mit dem Schlußsatze, doch um so aufrichtiger mit den Schlußworten überein — "Polen erhalte, was ihm gebührt, die Freiheit; und Rußland erhalte, worauf es nach feierlichen Verträgen Anspruch machen kann, die Krone für ein Mitglied seines Kaiserhauses. Beide Theile werden, so versöhnt, gern das blutige Schwert in die Scheide stecken: und wer das Schwert nicht willig in die Scheide steckt, den zwinge — wie bei Navarino den Türken — die Gewalt. Friede! Friede! Friede!"

Die Hamburgische Kunstausstellung.

Wie beide vorangegangene, so erfreute sich auch die diesjährige Ausstellung des hamburgischen Kunstvereins einer lebhaften Theilnahme. Das Publicum schien nicht weniger jedem einzelnen Werke seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dem Ganzen selbst, welchem Mannigfaltigkeit und Reichthum nicht abzusprechen war. In der That gewähren die nunmehr periodisch festgestellten Ausstellungen des Hamb. Kunstvereins, wie dem Kunstfreunde ein ganz eigenthümliches Interesse, so andererseits auch dem Künstler manche neue Aussicht auf nicht unbeträchtliche Vortheile.

Ein eigenthümliches Interesse gewähren sie durch die Mannigfaltigkeit der Probestücke aus vielen, wenn nicht aus den meisten Schulen unserer Zeit. Dieser Vortheil entsteht aus der Abwesenheit einer autorisirten und dominirenden Schule, welche durch lange Reihen gleichförmiger Producte ermüden könnte, wie es wohl geschieht. Nächst der Vorzüglichkeit verschiedener unter den eingesandten Kunstwerken, wird eben jene Mannigfaltigkeit von Manieren und Richtungen das Publicum besonders angezogen und zum fortgesetzten Besuch der Ausstellung veranlaßt haben.

Die Vortheile aber, welche die Stiftung der Hamb. Kunstausstellung dem Künstler bereits darbietet und für die Zukunft eröffnet, sind erheblich genug, um dessen ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Vor etwa sechs Jahren gab es in den stattlichen Wohnungen dieser Stadt, wenn auch einige Sammlungen älterer Malereien, doch vielleicht kein einziges modernes Bild von einiger Erheblichkeit. Hingegen wurden bereits auf der zweiten Ausstellung einige vierzig Bilder verkauft. In der heurigen gehörte eine gleiche Zahl bereits einem der ausgezeichnetsten Kunstliebhaber Hamburgs, Herrn Senator Jenisch, welcher solche auf einer Reise nach Süddeutschland und Italien im verflossenen Jahre bestellt und anderweitig erworben hat; es wurden zudem, von den eingesandten Bildern, schon in den ersten Tagen der Ausstellung an sechszig Numern von verschiedenen Liebhabern und Kunstfreunden zu den aufgegebenen Preisen erstanden: woraus sich ergiebt, daß im Verlauf dieses Jahres gegen Einhundert, meist sehr schätzbare Malereien gleichzeitiger Künstler in Hamburg ihre Stelle gefunden haben.

Schon früher hatte die Bemerkung sich dargeboten, daß in einer Stadt, wo man Gemälde stets besonders in der Absicht sammeln wird, seiner häuslichen Einrichtung mehr Reiz, wohl auch mehr Glanz zu geben, Harmonie der Behandlung und der Farbe, ein glücklicher Ton und Aehnliches sehr wesentliche, ja fast unerläßliche Bedingungen eines verbreiteten Beifalls sind; doch wird in derselben Beziehung auch die Wahl des Gegenstandes zu berücksichtigen sein. Landschaften, Stillleben und Blumenstücke; mit Jovialität und Sinn für Charakter aufgefaßte Handlungen des alltäglichen Lebens; alle diese Beziehungen des malerischen Talentes, und was denselben etwa als Varietät sich anschließt, eignen sich, wie Alle wissen, ohne Zwang zur Ausschmückung und Erheiterung bürgerlicher Wohnungen. Schwierigkeit entsteht nur bei der Wahl poetischer, aus der Mythologie der alten Völker, oder auch aus christlichen Herkommen und Traditionen entlehnter Gegenstände der Malerei. Bei mythologischen Darstellungen ist jene unbefangene Nacktheit nicht selten unumgänglich, durch welche der nordische Sinn für äußerliche Zucht und Ehrbarkeit meist gestört und verletzt wird. Bei den christlichen Darstellungen hingegen, erscheint dem Einen der Gegenstand an sich selbst zu heilig, um als untergeordnet und bloß verzierend benutzt zu werden; fürchtet der Andre darin einen gewissen mürrischen und sittenrichterlichen Zug wahrzunehmen, in welchen neuere Maler, bei Auffassung von Gegenständen dieser Art, sehr leicht zu verfallen pflegen.

Bis dahin haben auswärtige Künstler die Hamburgische Ausstellung nur höchst spärlich mit Solchem bedacht, was man historische Gemälde nennt; weßhalb es vorgreiflich sein würde, noch bevor das Publicum in dieser Beziehung die schärfeste Geschmacksprobe bestanden hat, schon annehmen zu wollen, daß es historische Kunstwerke jederzeit verschmähen werde.

Setzen wir indeß den Fall, daß man sie künftig mit sehr vorzüglichen Leistungen auch dieser Art beehren werde, so glaub' ich doch vorauszusehen, daß selbst ein vortreffliches historisches Bild, um an hiesiger Stelle anerkannt zu werden, oder als ein wünschenswerther Besitz zu erscheinen, stets durch Harmonie und Ruhe sich empfehlen müsse.

Ueberhaupt möchten historische Gemälde, welche nicht sowohl für Kirchen, Gallerien, noch selbst für höchst großartige Paläste, als vielmehr für die beschränkteren Räume bürgerlicher Wohnungen gemalt werden, dieser letzten Bestimmung auf alle Weise anzupassen sein. Soviel lehren die bisherigen Erfahrungen, daß weder der frostige Pomp akademischer Preisstücke, noch andererseits die mehrfältige Herbigkeit romantischer Zeitproducte sogar leicht als ein wünschenswerther Besitz aufgefaßt werden. Genau genommen eignet sich die historische Malerei nur in einzelnen Fällen zu abgerissenen, unzusammenhängenden Darstellungen. Selbst die Zeitgenossen Raphaels pflegten in den Wohnungen begüterter Privatpersonen Darstellungen jener Art in einen gewissen cyclischen Zusammenhang zu bringen, sowohl die Gemälde auf der Mauer, als die Oelgemälde auf Holz und Leinwand, welche häufig in Vertäfelungen eingelassen wurden.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß eine Stiftung, welche bereits so förderlich auf die Kunstliebe eingewirkt hat, auch künftig in steigendem Verhältniß der Kunst neue Gönner erwerben, den Künstlern mannichfache Begünstigungen zuwenden werde.

Rumohr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

45. Hamburg. Montag, den 9. May. 1831.

Inhalt.

Renea von Este, und ihre Töchter. Von Ernst Münch. Aachen und Leipzig, 1831. Mayer.

(Zweiter Artikel.)

Wir nehmen den abgerissenen Faden der Erzählung wieder auf. Das Ereigniß ist bereits erwähnt worden, wodurch Anna von Guise aus der Zurückgezogenheit häuslichen Glückes herausgerissen, und wodurch ihr ferneres Treiben gewaltsam mit dem Gewirre der kämpfenden Parteien verschlungen ward. Es war die Eemordung ihres Gemahls, die, wenn wir den Geschichtschreibern, und darunter selbst ihren Lobrednern, trauen sollen,

"in gährend Drachengift
Die Milch der frommen Denkart ihr verwandelt."

Aber man hat Grund zu glauben, daß die Anhänglichkeit für ihren Gemahl, und der Gedanke an die frühe verwaiseten Kinder, versöhnt worden wäre, wenn sie nicht vergebens die strenge Untersuchung des Verbrechens und seiner Urheber von den Machthabern verlangt hätte. Was das Gesetz ihr versagte, das sollte die Blutrache gewähren. Der Verf. hat diese Verhältnisse entwickelt: —

"Der Verdacht war, wie schon gesagt, auf den Admiral gefallen, und Poltrot gab ihn unter den Schmerzen der Folter als Veeanlasser an, aber auf eine Weise, welche das Unstatthafte der Aussage bewies. Nichts desto weniger streute man durch ganz Frankreich die Sache als völlig bewiesen aus. Coligny schrieb an die Königin-Mutter, begehrte die strengste Untersuchung in den Formen des Rechts, und wünschte mit dem Mörder confrontirt zu werden. Allein Katharina befahl dem willenlos gehorchenden Paelamente, ohne weiteres sein Urtheil zu fällen und Poltrot wurde auf die grausamste Weise hingerichtet. Damit raubte die Königin dem Admiral eine Hauptwaffe seiner Unschuld; sie hatte den Mörder gestraft, den Vorwurf des Mordes aber auf dem Haupte eines ihrer Gegner gelassen, und zugleich war ihr Anlaß geworden, sowohl den Coligny als die Guisen, die sie ebenfalls nicht liebte, wechselseitig gegen einander zu treiben und beide sich, je nach den Umständen, durch Verfolgung und Unterstützung der Rache, oder durch Vermittlung, zu gewinnen. Daher reizte sie einerseits Anna von Este und ihre Kinder, welche zu den Füßen des Throns sich geworfen und Gerechtigkeit begehrt hatten, auf, den Prozeß wider Coligny beim Parlamente einzuleiten, und sodann schien sie wiederum den Admiral entschuldigen zu wollen, auf eine Art, die alles Gehässige auf ihm lasten ließ, und doch von seiner Seite einige Verbindlichkeiten erzeugte und Katharinen freien Spieleaum ließ. Sie regte von Zeit zu Zeit die Vehöede an, bald die Sache niederzuschlagen, bald wieder vorzunehmen. Endlich, nachdem sie die Wittwe Guise's mannigfach hin und her mißbraucht, nahm sie dem Parlament, mittelst eines Cabinetsbeschluss.s, den ganzen Handel ab und behielt ihn sich selbst zur Entscheidung vor.

"Anna und ihre Söhne, damit sehr unzufrieden, wendeten sich an den König mit Denkscheiften über Denkschriften, bis dieser blinde Sclave seiner Mutter Stillschweigen ihnen auferlegte. Allein Katharina setzte nun ihr Spiel weitee fort und veesicherte ins Geheim die Herzogin ihres kräftigsten Schutzes. Sie foderte Annen selbst zu neuen Schritten um Erneuerung des Prozesses auf und ließ dem Admiral unter der Hand zu wissen thun: wenn er seinen Feieden haben wolle, müsse ee sich ihr in die Arme werfen.

"Der Peinz von Condé, ebenfalls in die Sache hineingezogen, trat jetzt plötzlich mit dee Erklärung auf: die Klagen der Herzogin von Guise dienten zu weiter nichts, als den Büegerkrieg von Neuem anzufachen; gebiete man ihr nicht Schweigen, so werde er sich offen für die Partei des Admirals, und zwar wider alle, erklären. Dasselbe that der Marschall von Montmorency. Diese Eellärung wirkte. Eine neue Cabinetsorder wies die Herzogin zur Ruhe.

"Der Handel blieb, in Folge von Katharinens Politik, soviel als auf sich beruhen, doch äußerte sie der Herzogin fortwährend Theilnahme und Freundschaft, und ließ sie von der Zeit das Beste hoffen. Sie vergiftete mit ihrer Bosheit alle bessern Gefühle und unterhielt planmäßig einen Haß zwischen den Häusern Chatillon und Guise, bis anderweitige Plane gereift sein würden, und dieser Haß ihr dienstbar werden könnte.

"Die schutzlose Anna inzwischen, welche noch in kräftiger Schönheit und Lebensfülle dastand, trotz dem, daß mannbare Söhne ihr erwachsen, reichte ihre Hand zum zweitenmal dem Bruder des ermordeten Gatten, Jakob, Herzog von Nemours-Aumale. Die Familie Guise begünstigte diese Veebindung, da sie das Band unter ihr inniger zog. Nichts desto weniger machte sie im Publicum einiges Aufsehen, und die Feinde des Hauses erklärten sie für ehebrecherisch, als wenn solche Vermählungen zwischen Vornehmen und Geringen nicht zu jeder Zeit ohne Sceupel geschlossen worden wären. Der Heezog von Nemours war ein schöner und tapferer Mann und in vielen Dingen seinem verstorbenen Bruder ähnlich, übrigens von dem politisch-religiösen Fanatismus der Guisen nicht minder angesteckt, nur etwas redlicher und ritterlicher, als die beiden Cardinäle. Auch diese zweite Ehe war glücklich und mit Kindern gesegnet."

Coligny fiel, das erste Opfee der Bartholomäusnacht. Seine Ermordung, die man ziemlich allgemein dem Herzog von Guise, Annen's ältestem Sohn zuschreibt, wae das Zeichen zum Ausbruch jener schändlichsten Grausamkeit, und die Veranlassung, durch welche Annen's Namen mit jenen Gräueln in Verbindung gesetzt ward. Soll man es glauben, daß eine der schönsten und geistreichsten Frauen, und deren Sittenreinheit in jener Zeit, an jenem Hofe, wie ein Wunder dasteht — soll man es glauben, daß sie unter den Theilnehmern der schändlichsten Handlung des Jahehunderts sich fand? Die Versuchung ist groß, sie, wenn es irgend möglich, von dem Verdacht freizusprechen. Unser Verf. hat sich berufen geglaubt, ihre Vertheidigung zu übernehmen.

Unter seinen Gründen steht das Stillschweigen der protestantischen Geschichtschreiber voran. Ihre Sache war es, die Schuldigen dem Richterspruch der Geschichte zu überliefern. Wenn man aber fragt, was für ein Interesse konnten katholische Schriftsteller haben, den falschen Verdacht auf sie zu werfen, so läßt sich erwiedern: nicht zwar die katholischen, als solche; wohl aber die von der Hofpartei:

um das Gehässige der Handlung, und den Fluch des Volkes, von der Königin Mutter und ihren Söhnen abzuwenden, und dem Namen der Guisen aufzubürden. Selbst die, vom Verf. nicht erwähnte, Vermuthung von Davila scheint uns Manches für sich zu haben — daß Katharina gehofft, die Freunde Coligny's werden, in der ersten Aufregung, die Volkswuth zu waffnen und gegen seine alten Feinde, die Guisen, zu wenden wissen, und so das ihr nicht minder als ihnen verhaßte Haus verderben.*) Ausgemacht aber ist es, daß am Abend nach dem Blutbad der König eine Reihe von Schreiben an die Gouverneurs der Provinzen und an seine Gesandten bei den fremden Höfen erließ, in welchen er bemüht ist, den ganzen Vorgang als eine Folge der Fehde zwischen den Häusern Guise und Chatillon (der Admiral Coligny gehörte zu dem letzteren) darzustellen. Am folgenden Tag, dem zweiten nach dem Blutbad, schrieb der König an Schomberg, seinen Geschäftsträger bei den deutschen protestantischen Höfen. Der Widerspruch der Guisen, welche die abscheulichen Beschuldigungen mit Unwillen von sich abwiesen, hatte es nothwendig gemacht, zu einer weiteren Ausschmückung seine Zuflucht zu nehmen, oder, wie ein gleichzeitiger Memoirenschreiber sagt, "eine fernere Lüge zu erfinden." Der König debutirte nun zuerst mit dem Mährchen einer Hugenottenverschwörung, an deren Spitze der Admiral gestanden habe. Um der dringenden Gefahr zu entgehen, habe er die Guisen müssen gewähren lassen.**) Also war er doch der Mitwissenschaft und der indirecten Theilnahme eingeständig. Einige Tage darauf erklärte der König im Parlament, auf seinen Befehl sei die Vertilgung der Hugenotten vollzogen worden, weil man eine Verschwörung gegen das Leben der königlichen Familie entdeckt habe. Daß eine solche Verschwörung wirklich den Gewaltstreich veranlaßt habe, ist eine offenbare Lüge. Denn, wenn es wirklich der Fall war, warum erwähnte der König der Entdeckung noch nicht in seinen ersten Rundschreiben? Warum beklagte er da den Mord seines guten Vetters des Admirals, ohne ein Wort zu sagen von Dessen schwerer Schuld? Jedes Zeugniß über die Theilnahme der Guisen bleibt nach der ersten unwahren, später zurückgenommenen Beschuldigung äußerst verdächtig. Aber es giebt noch eine umständliche Erzählung der Vorbereitungen des Blutbades, die der Herzog von Anjou (nachher König Heinrich III.) in Polen verbreitete. Der Herzog sagt, man habe dem König sehr zugesetzt, den Mord des Admirals gut zu heißen — er habe ungern sich dazu entschlossen, endlich aber in heftiger Bewegung ausgerufen, dann sollte man alle Hugenotten in Frankreich umbringen: darauf sei denn die Ermordung Coligny's dem Herzog von Guise speciell aufgetragen worden.*) Man sieht, daß diese Umstände keineswegs so unwichtig sind, um von dem Verf. keine Berücksichtigung zu verdienen, ungeachtet er nicht für gut gefunden hat, dieselben hervorzuheben.

Der Verf. glaubt ferner annehmen zu dürfen, daß Anna von Guise um die Ermordung Coligny's zwar gewußt haben möge, dem Plane des allgemeinen Blutbades aber fremd geblieben sei, weil den Guisen bloß daran gelegen gewesen, der Häupter der Gegenpartei sich zu entledigen, während die Königin und die Hofpartei die Vertilgung der Massen bezweckt habe.

Diese Bemerkungen erfordern eine etwas weitere Ausführung.

Man würde allerdings sehr irren, wenn man den Guisen religiösen Fanatismus zuschreiben wollte. Es ist eine alte, und keineswegs unwahrscheinliche Vermuthung, daß die Guisen aus rein politischen Gründen sich gegen die Hugenotten entschieden, wenn es sich auch nicht streng erweisen läßt, daß sie wirklich einige Zeit zwischen der Partei der Hugenotten und den Katholiken schwankten. Aehnliche Motive hat man auch dem Prinzen Condé untergelegt, der sich im entgegengesetzten Sinn erklärte. Aus Bayle (II. 1333) lernen wir, daß in einem gleichzeitigen Roman dem Prinzen die Worte in den Mund gelegt werden, in einer Unterredung mit Coligny: "die Religion, zu der Ihr Euch bekennt, und zu der ich mich bekenne, weil die Guisen sich nicht dazu halten (denn wenn es ihnen einfallen sollte, Hugenotten zu werden, so hab' ich kein Hehl, daß ich morgen Katholik werden würde) — sagt mir, verbietet diese Religion einem ehrlichen Mann, die schönste Frau zu lieben, die er finden kann?" Indessen, wenn auch die Guisen bei einer solchen Gesinnung nicht eben zu den geschworenen und fanatisch verblendeten Feinden der Hugenotten gehörten, so haben sie doch wiederholt die schärfsten Maaßregeln wider die Letzteren angerathen, und sie sollen selbst einen Versuch gemacht haben, die Inquisition in Frankreich einzuführen.*)

Das schlecht verhüllte Streben der Guisen war, sich näher an den Thron zu drängen. Die Vorurtheile und Leidenschaften von Freunden sowohl als Feinden mußten diesem Zwecke dienen. Man behauptet, sie haben im Jahr 1560 einen Anschlag ganz eigner Art wider den König von Navarra eingeleitet. Es ward Franz II. bemerklich gemacht, daß er nicht sicher sein werde, so lange noch ein Prinz von Geblüt überlebe, um den hingeopferten Condé zu rächen. Der König von Navarra sollte in einen heftigen Wortwechsel mit dem König verwickelt und dann von Trabanten niedergemacht werden. Franz war zu schwach um den Vorschlag abzuweisen, aber auch zu schwach, um ihn auszuführen. Das Gemetzel von Vassy zeigte, daß es den Guisen auch nicht darauf ankam, die Massen, und wehrlose Massen zu verderben, wenn es galt, eine ihnen selbst unbehagliche, und ihren Planen ungünstige Ruhe zu stören. Dagegen wußten sie auch wieder die Leidenschaftlosen, die Versöhnlichen zu spielen. Unsre Leser erinnern sich, aus unsrer vorigen Nummer, der rührenden Phrasen, in welchen der sterbende Franz seiner Gattin empfiehlt, die Rache einem höheren Richter zu überlassen. Schon früher, als ein Hugenotte bekannt hatte, daß er ihn, den Herzog, um seiner Religion willen habe ermorden wollen, erwiderte Dieser: "geh', wenn deine Religion Dir gebietet, Diejenigen zu tödten, die Dir kein Leid gethan haben, so heißt die meinige mich, Dir das Leben schenken, das Du verwirkt hast: urtheile, welche von beiden die bessere sei." Franz von Guise war nicht der Mann, in dessen Munde solche Redensarten am besten angebracht waren. Auch eine gewisse Duldung wußten die Guisen zu zeigen. Der Cardinal Carl von Lothringen gab den deutschen Fürsten zu verstehen, seine Schwester Anna lasse ihren ältesten Sohn in der Augsburgischen Confession unterrichten, und er, der Cardinal, habe nichts dagegen einzuwenden. Auch werden Beispiele von Schonung angeführt, und namentlich, daß sein Bruder, der Herzog von Aumale

---

*) Es fehlte nicht viel, so wäre der Anschlag geglückt. Nur das Vertrauen des sterbenden Coligny auf die "Gerechtigkeit seines Königs" vermochte seine wüthenden Anhänger von einem Sturm auf das Hotel der Guisen abzuhalten.

**) Pour se garantir d'un danger qui lui était tout certain, il fallait lâcher la main à MM. de la maison de Guise. Der Brief an Schomberg findet sich in der Handschrift 8808 auf der Pariser Bibliothek.

*) Der König habe gesagt "puisque nous trouvions bon qu'on tuât l'Admiral, qu'il le voulait — mais aussi tous les Huguenots de France, à fin qu'il n'en demeurât pas un qui lui puisse reprocher après, et que nous y donnassions l'ordre promptement. . . . . Nous nous assurâmes du prevôt de marchands, des capitaines des quartiers, et autres personnes que nous pensions les plus factieux, desseinant les uns pour exécuter particulièrement sur aucuns, comme fût M. de Guise pour tuer l'Admiral." Petitot, collect. de Mémoires, XLIV. 508. Wir können uns keines eigenen Quellenstudiums über diesen Theil der franz. Geschichte rühmen; wir haben einen Aufsatz von Dr. Allen im Edinburgh Review (LXXXVII. Jun. 1826) vor uns, in welchem Dr. Lingard's Erzählung der Ereignisse der Bartholomäusnacht (im 8ten Band seiner englischen Geschichte) einer sehr strengen Prüfung unterworfen wird.

*) Maimbourg Hist. du Calvinisme p. 144.

eine Reihe von Anklageschriften gegen einzelne Hugenotten habe verbrennen lassen. Bedeutender für unseren Zweck ist der wohlverbürgte Umstand, daß in der Bartholomäusnacht die Guisen mehr als hundert Hugenotten in ihrem Hotel aufgenommen und geschützt. Wenn man diesen Umstand mit der Unwahrscheinlichkeit zusammenhält, daß die Guisen wieder mit der Hofpartei so vertraut geworden sein sollten, um zu gemeinsamen Racheplanen gezogen zu werden; wenn man ferner erwägt, daß die Zeugen, die am besten unterrichtet scheinen, und am entschiedensten sprechen, dieselben sind, in deren Interesse es lag, auf Kosten der Wahrheit die Guisen zu verdächtigen; *) so wird man vielleicht selbst von dem Mordanschlag gegen Coligny, aber ohne Zweifel wenigstens von der planmäßigen Theilnahme an dem allgemeinen Blutbad, die Guisen, und namentlich die Herzogin Anna, freisprechen.

Aber über Annens Ruhe sollte noch ein Sturm hereinbrechen. Im Jahr 1585 starb ihr zweiter Gemahl: und drei Jahre später ließ der König Heinrich III. zwei von ihren Söhnen, Heinrich und den jungen Cardinal von Mayenne, meuchlings ermorden. Mag es sein, daß dieser Gewaltstreich nothwendig war zur Aufrechthaltung der Dynastie; mag es sein, daß die Stände auf dem Punct waren, die Regierung auf Heinrich von Guise überzutragen: eine solche Betrachtung konnte weder das Schändliche der That entschuldigen, noch die Gefühle der Mutter beruhigen. Anna wüthete gegen den Tyrannen. "Halt, was sag' ich; Tyrann? Nein! ich will ihn fernre nicht mehr so nennen, sondern einen höchst gütigen und milden König, so er anders mir auch den Tod, wie meinen Kindern, giebt: dann werd' ich aus allem Jammer erlöset sein, werde in die Seligkeit meines Gottes aufgenommen werden!" Ganz Frankreich war empört. Auf den Kanzeln ward der König verdammt, der Herzog von Guise als Märtyrer gefeiert. Die Sorbonne selbst — die rechtgläubige, loyale Sorbonne — erließ jacobinische Beschlüsse, "nicht ferner solle man auf den Kanzeln für Heinrich Valois beten — und wenn Einer der versammelten Doctoren anderer Meinung sei, so soll eben derselbe aus der Versammlung weggejagt werden." Anna ward nach Amboise abgeführt. Der Weg ging an der Büste ihres Großvaters Ludwig XII. vorbei. "Wäre Er noch am Leben", rief sie, "den dieß Steingebild vorstelle, nimmer mehr würd' er es zugeben, daß seine Enkelin gefangen würde und so gekränkt!" Nach einiger Zeit ward sie frei gelassen, auf das Versprechen hin, daß sie ihre Söhne Mayenne und Nemours zur Einstellung der Feindseligkeiten vermögen wolle. Mayenne fragte sie, ob das ihr ernstlicher Wille sei. "Mein Sohn! ich bin nicht gekommen, um Dir zu rathen, ich wollte einfach den Auftrag ausrichten, womit man mich beschwert. An Dir ist es, zu entscheiden, ob er Gewährung finden soll. Dein Kopf, Dein Herz muß hier richten!" Man blieb in den Waffen, Anna war die Seele der ligistischen Unternehmungen. Sie ging das Verzeichniß der Städte durch, die sich der Ligue angeschlossen hatten. "Mein Sohn! dieß Alles ist nichts: Paris müßt Ihr haben: Wenn Ihr Paris nicht habt, so habt Ihr nichts: darum habt Paris!" Sie hatte die Genugthuung, ihren Sohn Nemours zum Generallieutenant der Krone ernannt zu sehen. Wider Heinrich III. stand der Papst, stand die Ligue, standen die Hugenotten: den Verlassenen traf der Stahl des Fanatikers Clement. Da soll Anna (sie hatte ihr 58stes Jahr vollendet) für den Mörder an den Altären von Paris eine Schutzrede gehalten haben. Heinrich der IV. ward Katholik — die Ligue war der Auflösung nahe; aber wenn auch die Guisen ihr Ziel, die Krone Frankreich's, nicht mehr erreichen sollten, so kannte doch Heinrich ihren Einfluß, und bemühte sich, sie, und namentlich die Herzogin, zu gewinnen. Im September 1594 leistete sie und ihre Schwiegertochter den Eid der Treue. Sie verschmähte es nicht, den Dienst der Kammerfrau, und sofort der ersten Palastdame der Königin anzunehmen. Eine von Heinrich's Launen machte ihr den Dienst unangenehm: es ward ihr der Auftrag: Heinrichs Geliebte, die Herzogin von Vernanil, der Königin vorzustellen. Was sie vorausgesehen hatte, blieb nicht aus; sie fiel in Ungnade: aber sie lebte noch, allgemein geachtet, bis zum 17. Mai 1607. Ihren Körper ließ sie nach Savoyen, in die Gruft ihres zweiten Gemahls bringen: ihr Herz sollte an der Seite des Balafré, des geliebten Helden ihrer Jugend, ruhen. Das war Anna von Este, in ihrer Jugend die schönste Frau, in ihrem Alter die einflußreichste — die "Mutter und Großmutter der Könige" genannt. Es war ihr Unglück, in einer Zeit und in Verhältnissen zu leben, wo die reinsten Charaktere dem Fanatismus verfielen und selbst die berechnende Politik dem Dienste der Leidenschaft sich nicht entziehen mochte.

Minder ereignißvoll, aber auch minder stürmisch, war das Leben ihrer beiden Schwestern. Der Verfasser hat beide in den folgenden Sätzen characterisirt: —

"Die eine dieser Frauen, von heiterm Humor, von lebenslustigem Wesen, blos gedämpft durch die Betrachtung der Kleinfügigkeit des irdischen Lebens, von vieler Welterfahrung, von aufgeklärter Denkart, dem Stolze der Geburt und des Ranges entfremdet, und den Adel der Menschheit im Aufschwung des Geistes und in dem Ruhme der Kunst suchend; die andere von stiller, in sich gekehrter Natur, von gleicher Kunstliebe, aber größerer Schwärmerei des Gefühls, zurückhaltend in Offenbarung desselben, nur kühn für Verfechtung des Schönen und Guten, hochbegeistert für den Glauben, nach dem Beispiel der reinen Magd Maria, lieblich selbst in frommem Aberglauben, eine bescheiden glühende Heliotrop: diese zwei Frauen sind Lucrezia und Leonore von Este."

"Es waren hehre Gestalten mit regelmäßigen Zügen und wohl proportionirten Formen; Lucrezia in Gesichtszügen mehr Spanierin, Leonore mehr Italienerin nach altem Gepräge. Diese ihre Schönheit erhielt sich bei Lucrezien, gleich wie bei ihrer Schwester Anna von Guise am längsten, und noch in ihrem Sommer bewunderte man die reizende Fülle ihres Körpers und die Lieblichkeit und Annehmlichkeit ihrer Züge. Durch Sorgfalt und Kunst geordnete Lebensart hatte ihr, was bei manchen Frauen frühe verwelkt, zu bewahren gewußt und selbst vorübergehende Kränklichkeiten thaten keinen Eintrag hierin. Bei Leonore dagegen, welche den unverwüstlichen Lebenssinn der ältern Schwester nicht besaß, erhielt sich zwar ebenfalls bis über ihr vierzigstes Jahr ein angenehmes Aeußere und Adel der Gestalt; doch kümmerte sie sich weniger um die Toilette; bei ihr herrschte die sittliche, bei Lucrezien ästhetische Grazie vor. Eine sanfte Bläße gab dem leidenden Gesichte einen eignen Zauber, und das geistige Incarnat der Schwermuth drückte den durch innern Seelenfrieden gestempelten Zügen einen eigenthümlichen Werth auf, den nur feinerfühlende Seelen ganz zu beurtheilen vermochten."

Das Ereigniß, welches auf das Leben beider Schwestern ein gewisses romantisches Licht wirft, war die Ankunft Tasso's in Ferrara — am 31. Oct. 1565. Lucrezia zählte damals ein und dreißig Jahre, Eleonore sieben und zwanzig, Tasso selbst ein und zwanzig. Ueber den Ursprung des Verhältnisses, das zwischen ihm und Eleonoren sich entspann, und das die Quelle seiner Freuden und Leiden ward, hat sein neuester englischer Biograph sich in einfachen Worten ausgesprochen, die wahrscheinlich Alles enthalten, was sich mit einiger Bestimmtheit darüber sagen läßt. *)

---

*) Griffet bemerkte sehr richtig von diesen Zeugen: "Plus ils en avaient de connaissance, moins on doit ajouter foi à leur témoignage, puisqu'ils n'en étaient si bien instruits, que parcequ'ils étaient coupables."

*) Leonora was of a delicate constitution. This, while it diminished her bloom, had probably only rendered her more interesting. . . . . In an intercourse

Lucrezia, seit 1570 Fürstin von Urbino, trennte sich sechs Jahre später von ihrem Gemahl, und kehrte nach Ferrara zurück. Sie fuhr fort, den Dichter zu beschützen, bis Alfons, man weiß noch nicht, und wird vielleicht niemals wissen, durch welche Veranlassung, sich zu einer Maaßregel berechtigt glaubte, die immer unter den grausamsten Verfolgungen des Genies genannt werden wird. *) Tasso ward in das Irrenhaus von St Anna gebracht, und dort sieben Jahre lang festgehalten. Während seiner Haft war Eleonore gestorben, am **10. Febr. 1581.** Keine Zeile von Tasso's Hand ward ihrem Andenken geweiht. Ein Schleier ruht, wie über dem ganzen Verhältniß, so auch über ihrer späteren Gesinnung gegen den Dichter. Der Verf. hat mitgetheilt, was Guinguéné darüber zusammengestellt hat. Black's Leben scheint der Verf. gar nicht, und das von Pierantonio Serassi nur aus Guinguéné zu kennen. Unter den Auszügen, die wir früher beim Durchlesen von Serassi's Buch gemacht, finden wir einen, der von Eleonorens exemplarischer Frömmigkeit handelt, und den wir unten anführen. **) Glücklich, daß, wo die Fabeln geschäftig waren und die Geschichte schweigt, die Dichtung die Stelle der letzteren vertreten hat und die ersteren verdrängt!

Briefwechsel baierischer Abgeordneten zum Landtage des Jahres 1831. Herausgegeben von Felix Baum. München, 1831. Lindauer.

Man würde sehr unrecht thun, wenn man über den großen Fragen der europäischen Politik die Fortschritte des constitutionellen Lebens in Deutschland aus dem Auge verlieren wollte. Von den letzteren liefern die Verhandlungen der Landstände in Baiern und Baden die erfreulichsten Beweise. Mag es immerhin Manchem, der die Erscheinungen des öffentlichen Lebens in dessen glücklicher Heimath beobachtet hat, nicht ganz leicht werden, ein Lächeln zu unterdrücken, wenn er die "parlamentarischen Formen" in so sehr verjüngtem Maaßstabe, und nicht immer in den gelungensten Nachbildungen, sich wiederholen sieht: die wackeren Abgeordneten werden sich dadurch nicht irre machen lassen. Sie werden des wahren Wortes eines ebenso verständigen als wohlgesinnten Griechen späterer Zeit sich erinnern — "daß der Bürger nur die eigene Unfähigkeit, und nicht den geringen Umfang seines Vaterlandes anzuklagen hat, wenn es ihm nicht gelingt, durch verdienstvolle Thätigkeit sich rühmlich auszuzeichnen." Aber es ist nicht bloß das würdige Auftreten einzelner Deputirten, es ist hauptsächlich das allgemeine, durch alle Stände verbreitete Interesse an den Fragen der inneren Politik, was von dem erwachenden Selbstbewußtsein des Volkes zeugt, und für die Ausbildung eines gesunden öffentlichen Lebens bürgt.

Wir werden zunächst einige Züge aus den Verhandlungen der baierischen Stände in den ersten fünfzehn Sitzungen ausheben.

Die Debatten über die Censurordonnanz vom **28. Jan. 1831**, und die Entscheidung des Ausschusses, "daß in jener Ordonnanz eine Verletzung der Verfassung von Seiten des Ministers liege" treten von selbst als die bedeutendste Partie der Verhandlungen hervor. Sie haben das Uebergewicht der constitutionellen Opposition über das bestehende Ministerium unwidersprechlich dargethan.

Unsern Lesern ist die Verordnung vom 28. Jan. nicht unbekannt. Vielleicht ist ihnen noch erinnerlich, daß wir einige Verfügungen als drückend und unnöthig hemmend darstellten, im Allgemeinen aber anerkannten, daß die Verordnung den Versuch zu enthalten scheine, die Willkür, soweit die Natur des Instituts es nur irgend zuläßt, zu beschränken.

In Baiern selbst, wo die Censur für innere Angelegenheiten zuvor nicht bestanden hatte, konnte ihre Einführung, selbst unter gemilderten Formen, nur als Rückschritt betrachtet werden. Wie allgemein diese Ansicht verbreitet ist, und wie sehr sie das Vertrauen zu den Gesinnungen des Ministers erschüttert hat, beweiset die Anzahl der Petitionen, und die starke Sprache, die in einigen derselben geführt wird. Einige Tage darauf folgte eine Maaßregel, die das Volksgefühl noch schmerzlicher verletzte — nämlich die ministerielle Vernichtung der Wahl von fünf populären Abgeordneten. Bei der Eröffnung der Stände fand man für gut, sogleich ein Preßgesetz zu versprechen, um die Aufregung und die Besorgnisse im Volk einigermaaßen zu beruhigen, und den schärfsten Gegenreden zu begegnen. Indessen ward schon in der ersten Sitzung die Aeußerung eines Deputirten vernommen "durch die Wiedereinführung der Censur verdunkele die Regierung den über sie aufgegangenen Stern des Ruhmes, und scheine vor aller Welt das Bekenntniß abzulegen, daß sie sich nicht stark genug fühle, der Volksvertretung und der freien periodischen Presse gegenüber zu treten." Der Minister räumte ein, daß die Censurordnung von den Vollzugsorganen mißverstanden werde, und versprach, daß solche darüber belehrt werden sollten. Aber er blieb die Antwort schuldig, als ein andrer Abgeordneter später bemerkte, "die Wiederherstellung des Preßzwanges in Baiern scheine, vermuthlich durch diplomatische Vermittelung, ihre Wirkungen auch auf das Ausland zu erstrecken."

Als ein Umstand ganz eigener Art mußte es erscheinen, daß die Censurordonnanz nur von dem Minister des Innern contrasignirt war. Sollte darüber wirklich im Cabinet eine Meinungsverschiedenheit obwalten, und er auf seine eigene Hand hin durchgegriffen haben? Es fehlte nicht an Andeutungen einer solchen Vermuthung. Der zweite Präsident der Kammer, v. Seuffert, vertheidigte (in der 10ten Sitzung, vom 11. April) die freie Wahl der Plätze, lehnte den Vorwurf ab, daß dadurch Parteiungen gefördert werden könnten, und sagte bei dieser Gelegenheit, wenn ein einiges, von reinem Willen durchdrungenes Ministerium entstehen würde, so würde er der Erste sein, auf den ministeriellen Bänken seine Stelle zu wählen. "Wer aber" — fuhr er fort — "kann sich jetzt, wo wir wohl Minister, aber kein Ministerium haben, — jetzt, wo notorisch keine Harmonie, keine Gleichheit der Gesinnungen unter ihnen herrscht, jetzt, wo mancher Minister seine Stelle verwechselt mit der eines expedirenden Cabinetssecretairs, wer kann sich jetzt auf die Ministerialbänke setzen?" *)

Der Abg. Culmann klagte bei einer andern Gelegenheit über häufige Verletzungen der Verfassung durch den Minister des Innern. Insbesondere führte er an, daß die Uebergriffe der

---

with a person of a different sex there is, in persons of sensibility, a certain involuntary tenderness; and the conduct of Leonora to a handsome youth, distinguished by his genius, might undesignedly have a softness, extremely flattering to the presumption of early years. — *Black's Life of Tasso* p. 135.

*) Man kann nicht mit größerer Bitterkeit von Alfons reden, als Byron (im Childe Harold IV. 36—39) gethan hat. Ob der Dichter an sich selbst gedacht haben mag, als er die schöne Stanze niederschrieb, die mit den Worten anhebt — "Peace to Torquato's injur'd shade!"

**) Sino da primi anni avea preso a condurre una vita molto exemplare e divota .... Si attribuè in gran parte all' efficacia delle di lei preghiere, che quella città (Ferrara) non rimanesse affatto sommersa del Po, e rovinata interamente dal terremoto, di cui fù scossa per alcuni mesi con incredibile spavento di ciascuno. p. 150 (Rom 1785. 4.) Serassi fügt hinzu über das Verhältniß der Prinzessin zu dem Dichter habe Brusoni u. A. "varj fatti ideali e calunniosi" erzählt.

*) Derselbe Redner hat auch Gelegenheit gefunden, den Gesinnungen, die ohne Zweifel eine große Anzahl seiner Collegen theile, Worte zu geben. Ein Mieglied hatte die Besorgniß geäußert, daß durch Freigebung des Wortes (das bisher an die Reihe der Plätze gebunden war) die Ständeversammlung bald zu einem "polnischen Reichstag" werden würde. Der zweite Präsident sagte in seiner Antwort: "Der Beiname 'polnisch' kann jetzt nicht mehr dazu dienen, etwas Unwürdiges zu bezeichnen; nur das Größte, das Edelste, das Muthvollste und das Erhabenste soll damit bezeichnet werden."

Hierarchie geduldet würden, welche den Ehen zwischen Katholiken und Protestanten, den bestehenden Gesetzen zuwider, überall Hindernisse in den Weg legten. Dieses Untergraben der Gewissensfreiheit, das Beschränken der Freiheit der Meinungen durch die Censur, dieses Verletzen der einzelnen, heiligsten Interessen des Volkes sei gefährlicher als ein vollständiger, systematisch angelegter Plan, die Verfassung zu vernichten. "Diese Eingriffe könnten — fuhr der Redner fort — lediglich entweder auf bösem Vorsatz oder auf Unkenntniß der Gesetze von Seite des Hrn. Ministers beruhen. Das Letztere könne man nicht annehmen, da man von dem gemeinsten Staatsbürger die Kenntniß des Gesetzes fordere; es müsse daher um so mehr böser Vorsatz angenommen werden, als die unselige Preßordonnanz, der allgemeinen Stimme des Unwillens im Volke ungeachtet, noch nicht zurückgenommen sei. Die unwandelbare Treue des baierischen Volkes verdiene keine solche Behandlung. Warum nehme man die Censurordonnanz nicht zurück? Bestehe etwa ein geheimer Einfluß, über welchen der Minister des Innern nicht Herr zu werden vermag? Oder glaube der Minister, oder die Regierung, an Vertrauen zu verlieren? In ersterer Beziehung sei nicht viel mehr zu wagen, und in der zweiten Beziehung gebe es ein Mittel, das er aber nicht aussprechen wolle. Die Regierung müsse einen Entschluß fassen. Der Nachfolger des Ministers des Innern würde unter allgemeinem Applaus des Volkes die Censurverordnung zurücknehmen." — Der Minister v. Schenk entgegnete hierauf: daß er seiner Zeit die Discussion über diese Beschuldigungen nicht scheuen werde.

Auffallend genug war eine Aeußerung des Ministerialraths von Abel (in der 12. Sitzung, vom 13. April) "das Ministerium sei der Preßfreiheit ebenso zugethan, als irgend ein Mitglied der Kammer." In der folgenden Sitzung (am 14. April) bestand der ministerielle Redner wiederum darauf, "die Regierung liege in keinem Rechtsstreit wider die Nation, sondern sei von dem Bestreben beseelt, zu erforschen und zu gewähren, was dem Wohle der Nation entspreche. Mit ruhigem Bewußtsein könne die Staatsregierung ihre Handlungsweise dem gerechten Urtheil der Kammer und der Nation unterwerfen." Der Abg. Leinecker entgegnete darauf, trocken genug, aber sehr zur rechten Zeit: "wenn der Regierung so viel daran liege, den Nationalwünschen zu entsprechen, so möge sie nur die Censur unverzüglich aufheben: denn dieß wünsche die ganze Nation." Man konnte nicht umhin, sich früherer Versprechungen zu erinnern, mit denen die Censurordonnanz nicht stimmen will. Auf dem Landtag 1827 — 28 hatte der Bevollmächtigte der Regierung gesagt: — "Die Regierung will Oeffentlichkeit, sie hat dieses oft, und laut genug schon ausgesprochen. Sie erkennt in der Oeffentlichkeit die Grundbedingung für die Entwickelung alles constitutionellen Lebens, und vermag sich Oeffentlichkeit ohne gesetzliche Preßfreiheit nicht zu denken. Nimmermehr wird das Staatsministerium unter der Regierung eines edeln und freisinnigen Königs, wie der unsrige, sich dahin erniedrigen, durch schmählichen Preßzwang das freie Wort, die freie Schrift zu unterdrücken." (Verhandl. XIV. 409.)

Wenn nach solchen Versprechungen, die leider jener Landtag nicht durch gesetzliche Garantieen zu verwirklichen wußte, die Opposition die in die Augen springende Inconsequenz mit schärferen Worten rügt, so thut sie nicht mehr als ihre Pflicht. Am erfreulichsten aber ist es, zu sehen, daß der constitutionelle Standpunct unverwandt im Auge gehalten wird. Kein Versuch der Volksaufregung hat statt gefunden. Die allgemeine Indignation hat sich nicht in Unordnungen, sondern in Petitionen über Petitionen ausgesprochen. Es ist ein Streit zwischen dem Volk und dem Ministerium. Nur dem Minister ist es begegnet, durch die mehrfache Erwähnung der Person des Regenten, in Verbindung mit ministeriellen Maaßregeln, gegen die "parlamentarische Sitte" anzustoßen. Es ist aber hier vor Allem daran gelegen, die Beschlüsse der Minister, oder des Ministers, als solche zu prüfen, und nicht die Person des Regenten damit zu vermengen. Die Beschlüsse der Minister sind weder unumstößlich, noch sind sie der Verantwortlichkeit entzogen. Darauf — auf diesen ersten, aber in der Kindheit repräsentativer Verfassungen selten verstandenen Grundsatz — stützt die baierische Nation in dem gegenwärtigen Kampf ihre Hoffnung.

Auch die Mäßigung muß man billigen, mit welcher der Ausschuß der Kammer seinen Beschluß über die verfassungswidrige Censurordnung gefaßt hat. Das Votum des Referenten, (des Abg. Lösch) war dahin gegangen, "der Staatsminister des Innern sei wegen nachgewiesener Verletzung seiner beschworenen Amtspflichten durch eigenmächtige Anordnung einer Censur u. s. w. des Vergehens der Verletzung besonderer Amtspflichten im ersten Grad anzuklagen." Aber während die Ordonnanz mit sechs Stimmen gegen eine als verfassungswidrig bezeichnet wurde, so entschieden vier Stimmen gegen drei, daß auf Versetzung des Ministers in den Anklagestand nicht anzutragen sei, indem der Vorsatz der Verfassungsverletzung nicht nachzuweisen, sondern es sich um ein schwankendes Verhältniß der Interpretation handle. Um so entschiedener wird natürlich die Kammer auf der Zurücknahme der Ordonnanz bestehen. —

Der Briefwechsel, dessen Titel wir diesem Aufsatze vorangestellt haben, beschäftigt sich in einer Reihe fingirter Briefe mit den Angelegenheiten des Tages, und mit der Charakteristik der verschiedenen Classen von Repräsentanten. Einiges erinnert an die "Hammelburger Reise" — namentlich das Schreiben des Deputirten Karg an den Landrichter Butz. Der ehrenwerthe Deputirte hat die Instructionen des Landrichters sich bestens gemerkt, ist ganz gerührt von der Herablassung der großen Herren, hocherfreut, von angesehenen Beamten als College begrüßt zu werden, und ganz besonders erbaut von der Glyptothek: —

"Ich werde in meinem Leben nicht vergessen, wie schnell mich die Kunstschätze in den von Gold- und Marmorglanz strahlenden Sälen der Glyptothek die häufigen Klagen meiner Mitbürger über den Druck der Abgaben gänzlich vergessen ließen. Wird noch die Pinakothek ganz vollendet sein, was ich bei der nächsten Stände-Versammlung G. G. zu erleben hoffe, so soll mir ein Hammelburger oder Rinderfelder noch ein Wort sagen, daß ihn der Schuh drückt: er soll nur hieher, und es sehen, was mit dem Gelde alles gemacht wird, wozu er ein paar Gulden beiträgt, wovon er so viel Aufhebens macht, und die höchstens als ein Schaugeld für so kostbare Merkwürdigkeiten betrachtet werden können."

Die Censurverordnung, meint der ehrenwerthe Deputirte, sollte der Kammer keinen Anstoß geben: "man hätte sich vielmehr dafür bedanken sollen, weil ja darin den Zeitungsschreibern untersagt ist, auszuposaunen, wenn Einer von uns durch den Herrn Präsidenten zur Ordnung gewiesen wird, was uns doch lieb sein muß!" Der Schluß seines Briefes ist nicht übel: — "Ob ich Ihnen gleich gerne noch manches schreiben könnte und möchte, so muß ich doch um Entschuldigung bitten, weil es Zeit ist, in das Theater zu gehen, wozu ich und noch einige Herren Collegen aus dem blauen Krebs von unserm Gönner Freibillette erhalten haben. Es wird heute das Stück von Belisar von unserm hochverehrten Herrn Minister von Schenk aufgespielt, das eine wahre Geschichte ist, und worin einer blind gemacht wird. Solche böse Stücke sind sonst meine Liebhaberei nicht, und die Teufelsmühl von Mödling auf dem Vorstadt Theater, oder Lippeel, wie sie es hier heißen, zög mich schon mehr an. Aber aus Respect vor dem Herrn Minister muß ich schon in einen sauren Apfel beißen, denn man schaut darauf."

Ein Deputirter von andrem Schlag spricht sich im zweiten Schreiben verständig und mit

Wärme über die Inconvenienzen aus, welche aus der freiwilligen Ablehnung der Wahl von Seiten einzelner Deputirten hervorgehen. Nicht nur wird das Vaterland dadurch ihrer Dienste beraubt, was bei Männern wie die Advocaten v. Holzschuher und v. Königsthal, und der Graf Benzel-Sternau als empfindlicher Verlust bezeichnet wird; sondern es wird auch leicht ein Ersatzmann der Kammer aufgedrängt, den die Mehrzahl der Constituenten nimmermehr gewählt haben würde. Der Verf. schlägt daher vor, die Wahl des Ersatzmanns durch eine gesonderte und selbständige Abstimmung der Wähler vorzunehmen, während sie bisher mit der des Deputirten cumulirt, d. h., der nach diesem von den meisten Stimmen bezeichnete von selbst als Ersatzmann berufen war. Außerdem wünscht der Verf., daß die Gründe für die Ablehnung der Wahl der Kammer vorgelegt, und von dieser über die Gültigkeit entschieden werde. Beide Einrichtungen können bei dem jetzigen Stand der Dinge nur als Verbesserungen betrachtet werden.

Ein dritter Deputirter beschreibt allerlei Feierlichkeiten, und seine eigenen constitutionellen Studien mit gutem Humor. Ein vierter unterrichtet uns über die Art, wie die Verhandlungen in's Publicum gebracht werden:

"Dank sei es dem unermüdeten Gabelsberger und seinem tachygraphischen Cabinet. Zehn Mann hoch zieht er täglich auf die Kammerwache, und schnappt dort den redseligen Deputirten recht eigentlich jedes Wort vom Munde weg. Im Vorsaal hat eine Compagnie ordinärer Schreiber Posto gefaßt, welche die Gabelsbergischen Hieroglyphen ebenfalls schneller als schnell in das reinste Christen-deutsch niederprotocolliren, und vor der Thüre stehen schon sechs leibhafte Buchdrucker, die mit jedem Palmen-Blatt pfeilschnell fortrennen, welches fünfzig Setzer an sich reißen, und durch sechszehn bis zwanzig Presser wieder von sich geben, und das alles ohne Dampf, den der Augsburger Industriosus dabei appliciren wollte.

"Und denken Sie sich nur das Spottgeld, Einen einzigen Kreuzer der Bogen, der im Jahr 1819 zwei Kreuzer gekostet hatte.

"Recht gefreut hat es mich, daß die königl. Ministerien unsere Verhandlungen so fleißig lesen; denn von den 1550 abzuliefernden Exemplaren bekommen sie nicht weniger als 1283, welche füglich so weit reichen können, daß auch, billigerweise, jeder Bote mit einem Exemplar bedacht werden kann. Selbst das k. Kriegs-Ministerium — das doch sonst mit der Constitution nicht mehr zu thun haben will, als nöthig ist, um sich seiner Bedürfnisse zu versichern, verschmäht 125 Exemplare nicht. Vor Freude über diese ministerielle Theilnahme an unsren Geschäften, äußerte Niemand seine Verwunderung über die starke Lieferung: ich war aber desto vergnügter darüber, weil ich doch jetzt sah, daß die Protocolle wirklich Leser fanden, was ich schon bezweifeln wollte, als ich erfuhr, daß im Jahre 1828 nur 150 Exemplare der ständischen Verhandlungen an vier Millionen Baiern und das übrige constitutionelle Europa abgesetzt worden wären."

Der fünfte und letzte Brief beschäftigt sich mit dem Censuredict.

Faust im Gewande der Zeit. Ein Schattenspiel mit Licht. Von Harro Harring, dem Friesen von Ibenshof an der Nordsee. Leipzig, 1831. Literarisches Museum.

Der Carbonaro zu Spoleto. Politisch-satyrische Novelle. Von Harro Harring. Leipzig, 1831. Literarisches Museum.

Harro Paul Harring, der Friese von Ibenshof an der Nordsee, Sohn des weil. Deichgrafen Harro Wilhelm Martens zu Ibenshof im Amte Husum (man muß Niemanden die Titel verkürzen, die er sich selbst beilegt) — mag als Repräsentant einer ziemlich zahlreichen Classe von deutschen Liberalen betrachtet werden. Diese Liberalen befleißigen sich hauptsächlich der Satyre. Damit ist der Kreis ihres Wirkens bestimmt und abgeschlossen. Sie ereifern sich bei jeder Gelegenheit; sie lachen laut und lang. Ihre Tendenz ist achtungswerth; aber ihr wirkliches Verdienst ist beschränkt. Denn sie schreiben mit weit größerem Eifer gegen bestehende Mißbräuche, als für mögliche Verbesserungen. Ihr Abscheu vor dem Schlechten ist heftiger, als ihre Einsicht in das Gute klar. Sie mequiren sich über die Ordensbänder; sie fluchen der begünstigten Ungerechtigkeit: wer thut es nicht? Sie verklagen Dasjenige, was man haßt und verachtet: sie predigen, was allgemein anerkannt ist. Ihre Phrasen sind, wenn es um etwas Positives handelt, ebenso vag als hochtönend; sie machen nicht selten denselben Eindruck, wie ein Redner, der sehr heftig gesticulirt, ohne daß man seine Worte verstehen kann. Mit ganz besonderem Wohlgefallen aber reden sie von sich selbst, und von Dem, was sie "zur Ehre der Menschheit" schreiben und reden. Auch haben sie gar nichts einzuwenden, wenn man ihnen ein Blättchen aus dem Kranz aller edelsten Märtyrer zuwerfen will. Aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man Eitelkeit als die einzige, oder als die Haupttriebfeder ihres Wesens nennen wollte. Sie zählen sich wirklich zur unterdrückten, zur kämpfenden Kirche; und wenn die Verfolgung, von der sie soviel träumen, über sie ergehen sollte, so würden die Besseren unter ihnen keineswegs davonlaufen. Sie haben einen besseren Glauben, und mehr Muth, als man aus dem Umstand schließen könnte, daß sie von Beidem so viele Worte machen. Es ist ein wahres Unglück, daß sie nicht mehrere Gelegenheit finden, ihren Muth zu erproben. Ein satyrisches Treiben unter der Censur ist hauptsächlich auf verdeckte Anspielungen angewiesen, und das ist ein Verderben. Vergleicht man solche Anspielungen mit denen, welche die Journalisten in den Ländern der freien Presse sich erlauben, so werden die deutschen Satyriker sehr im Nachtheil sein. Wenn der Engländer etwas recht sehr Verfängliches will drucken lassen, so denkt er vorher an das Libellgesetz. Er zieht einen Advocaten zu Rath, oder er ist selbst, wie weiland Perry vom Morning Chronicle, ein lebendiges Wörterbuch von solchen Rechtsfällen, und weiß sattsam Bescheid. Seine Anspielungen sind daher, wie man die von Perry zu charakterisiren pflegte, und wie seit seiner Zeit besonders die Times sie auftischen, "coarse but cautious." Ganz anders die deutschen Verfänglichkeiten; sie sind vorsichtig, aber fein — manchmal so fein, daß die Spitze mikroskopisch geschliffen ist. Der Engländer hält sich innerhalb der Gränzen des Gesetzes: der Deutsche muß die bestehende Verordnung umgehen, muß ihr entschlüpfen. Hier unterscheidet sich übrigens unser Verf. rühmlich von Anderen seiner Classe. Er spricht manchmal recht erquicklich gerade heraus. Wir sind zu sehr überzeugt, daß nur allein das Geradeheraussprechen zu etwas führt, als daß wir es ihm nicht zum Verdienst anrechnen sollten. Wenn er nur von längst anerkannten Gemeinplätzen, und von großen Worten kein so großer Freund wäre. Was läßt nicht seine Nachschrift zum Faust alles erwarten! —

"Drum sind vor allen Dingen
Drei Dinge jetzt viel werth;
Die mag ein Jeder bringen —
Weil's so die Zeit begehrt.

Ein Herz von Gluth durchdrungen
Für Wahrheit, Recht und Licht
Das oft im Sturm gerungen,
Und nicht im Zagen bricht!

Ein Herz, das frei sich fühlet
Von Fesseln aller Art,
Das keine Schmach gekühlet,
Das treu sich selbst bewahrt!

Ein Herz, das mit dem Leben
Und mit dem Tod' vertraut,
Der Freiheit sich ergeben,
Und auf die Gottheit baut!

Und aller Maßen beste:
Des Mannes ehrner Muth —
Als Schanz', als Burg, als Veste
Für das allheil'ge Gut!

Der Mund, den nicht das Dräuen
Der Erdenmacht erschreckt,
Der selbst den wilden Leuen
Zum kühnen Zweikampf weckt!

Der Muth in Kraft begründet,
Des Sieges Elemente —
Der, was er schändlich findet,
Aufopfernd schändlich nennt.

Und in der rüst'gen Rechten
Ein wohlgeschliffnes Schwert,
Das Wort auch zu verfechten,
Das die Vernunft uns lehrt.

Ein Schwert vor allen Dingen
Hab' Jedermann zur Hand,
Die Zwingmacht zu bezwingen,
Zu tilgen Schmach und Schand'.

Drum lob' ich die drei Dinge,
Und hab' sie stets bereit:
Das Herz, den Mund, die Klinge —
In unsrer großen Zeit."

Und wie gründlich und anschaulich, trotz Tom Paine's bester Manier, ist nicht die Deduction in einem der unterschiedlichen Mottos seines Carbonaro: —

"Ist der Regent da, des Volkes wegen — oder ist das Volk nach Behauptung der Legitimität nur da, des Regenten wegen?

"Man könnte eben so gut fragen:

"Ist die Lichtputze da, des Lichtes wegen, oder ist das Licht nur da, damit die Lichtputze es putze und ausputze? — Ist der Stiefelknecht da, der Stiefel wegen, oder tragen wir nur Stiefel, um sie am Stiefelknecht auszuziehn? Ist der Kamm da, des Haares wegen, oder sollte bloß deshalb das Haar wachsen, damit der Kamm gebraucht werde? Ist das Rasirmesser da, des Bartes wegen, oder wächst uns der Bart bloß des Rasirmessers wegen?" — —

Aber laßt nur Niemanden erschrecken — Niemanden besorgen, daß man morgen das Buch confisciren werde, wenn er es nicht heute vor Sonnenuntergang noch kauft. So gefährlich ist es nicht. Wenn unsre Leser begierig sind, zu erfahren, was in den beiden Büchern steht, so wollen wir es versuchen, ihnen mit einem kurzen Berichte zu dienen.

Faust im Gewande der Zeit. Es hat vielleicht Leute gegeben, die bis jetzt mit dem Faust von Goethe sich begnügt, und die das Zeitgewand nicht eben schmerzlich vermißt haben. Aber —

"Cedite romani scriptores, cedite graji:
Nescio quid majus nascitur Iliade!"

Oder klingt die eigene Aeußerung des Dichters bescheidner?

"Ich habe nur die Handlung vorgeschoben,
Nur um dreihundert Jahr — in unsre Zeit.
Der Kritiker mög's tadeln oder loben,
Dreihundert Jahr — ist eine Kleinigkeit!
Verzichtend auf ein glänzendes Gelingen,
Trag ich den Vorwurf gern der Travestie.
Ich träume nicht von allzu großen Dingen,
Und anspruchloser war ich wohl noch nie."

Nein, den Vorwurf der Travestie des Faust wird ihm Niemand machen. Es wäre eine Travestie des Hamlet, "die Rolle des Prinzen Hamlet ausgelassen." Faust selbst ist nicht viel bedeutender als die Marqueurs, die hin und wieder in dem Stück auftreten; von seinem Thun und Treiben erfährt man so viel als nichts. Das ist, was wir einen glänzenden Fehler des Dichters nennen. Nun zur Tagesordnung.

Voran steht die Dedication "allen Deutschen, mögen sie sich nennen, wie sie wollen, mit deutschem Gruße gewidmet." Wir lernen daraus, daß der Faust in Warschau geschrieben ist, und daß der Verf. von dem panischen Schrecken vor Rußlands Uebermacht angesteckt ist.

"Dieß Buch enthält nur wenig Ernst — mehr Possen;
's ist eigentlich nicht viel an diesem Buch.
Doch seh'n daraus die lieben Zeitgenossen,
Was ich zu jeder Zeit im Herzen trug.
In Rußland schrieb ich's einst — man nennt das Land
Zwar Polen, wo in düstern Mußestunden,
Zur Kurzweil dieses Faust-Gedicht entstand;
Dreifach zerrissen ist das Reich verschwunden.
Kann ich dafür, daß mich die Ahnung fragt:
Ob nicht an Deutschland auch die Macht sich wagt?" —

Aber wenn gleich der Faust im Zeitgewand erscheint, so ist er doch nicht bloß für die Gegenwart bestimmt. Auch zur Belehrung der deutschen Enkel mag er dienen.

"Seid wach und stark, wenn eure Prüfung kommt!
Und sollten wir den Trödel nicht erleben,
Mögt Ihr in Gottes Namen dies Gedicht
Den lieben Enkeln in die Hände geben,
Falls etwa Deutsch noch ihre Zunge spricht."

Im Vorspiel wird der Geschmack des Publicums und der Eigennutz der Theaterdirectionen beklagt. Im Norden scheint es noch trauriger bestellt zu sein als im Süden:

"Süddeutschland kennt den lust'gen Stabeel zwar,
Und seine Miene selbst wird schon belacht.
Doch droht im Norden ihm nicht die Gefahr,
Daß er umsonst die besten Späße macht?"

In der ersten Scene ruft Faust den Bösen, und bittet:

"Er woll' als Teufel teuflisch sich bequemen
In seinen Bund mich gnädig aufzunehmen."

Er bringt nun allerlei Siebensachen zum Opfer dar — darunter eine Karte von Deutschland, ein französisches Lustspiel, eine verkaufte deutsche Feder, die Kugel, mit der ein in der Liebe getäuschter Jüngling sich das Hirn verbrannte, den Degen, mit dem ein "schwer Touchirter" seinen Gegner durchstoßen, und das Herz eines edeln, deutschen Sängers. Faust führt anzügliche Reden wider Hegel, Rossini, und die Ordensbänder. Ob der Teufel sofort erscheint, bekommt man nicht zu wissen. Aber im zweiten Auftritt spielt Kleinmeister — Mephistopheles die Rolle des Doctors gegen einen Komödienschreiber, und ertheilt ihm guten Rath, er soll seine Stücke selbst recensiren, soll durch Intriguen sie zur Aufführung bringen u. dgl. Auch eine Zeitschrift soll er etabliren — und davon nimmt Kleinmeister Gelegenheit, die ästhetischen Journale mit einer, leider! nur zu wohl verdienten Strenge zu charakterisiren. Aber eben weil der Verf. die Erbärmlichkeit eines solchen Treibens fühlt, sollte er selbst etwas Besseres thun, als in den Tag hinein zu satyrisiren, wenn man ihn auch von dem Vorwurf jener widerlichen Art von Persönlichkeiten freisprechen darf, durch welche die "Unterhaltungsblätter" die Gunst des schlechtesten, und die Verachtung des bessern Theils der deutschen Leser sich erwerben. Was er von der lyrischen Poesie sagt, ist nicht ganz gerecht gegen "den Einen;" aber gewiß nicht zu strenge gegen seine Nachtreter: —

"Doch Einer ist vorzüglich in der Mode.
Ihm folgt ein langer, magrer Reimlerzug.
Ganz himmelleicht ist seiner Kunst Methode!
Ihr wollt ja nur von Form ein Wort vernehmen.
Denn ewig Eins ist der poet'sche Geist.
Drum davon nicht.
Der Vers muß sich bequemen,
Wenn Ihr die Worte nur recht zerrt und reißt.
Das Metrum ist in unsrer Zeit "Pomade!"
Und mit dem Reime geht es oben hin;
Doch das Hauptsächlichste, das ist die Gnade —
Die größte Nebensache bleibt der Sinn —
Den Ton, den Ton! den müßt Ihr wohl Euch merken
Ironisch — das versteht sich! — und zerstört
Im Innern! — nichts gereicht von großen Werken!
Verzweiflung ist's, die man am liebsten hört.
Doch aber müßt ihr kurz — recht kurz verzweifeln,
Wenn immer auch von Neuem; — nur recht kurz.
Ein Laut — als würdet Ihr verfolgt von Teufeln,
Ein Seufzer — als seid Ihr im Engelsturz
Begriffen; als gebräch' es Euch an Zeit —
Das wirkt. Nur müßt Ihr keine Stanzen bringen,
Und auch nicht feilen an der Leichtigkeit,
Wie's kommt, ist's gut — und geht's nicht; — mag es springen.
Am Ende jedes ernsten Liedes nur
Wo möglich einen derben Witz zur Hand.
Des Modeliedes einzige Natur
Ist Krampf.
Bleibt immer bei demselben Gegenstand!
Das wißt Ihr schon. In Eurem wüsten Herzen
Tragt Ihr ein Nest von Molchen, Nattern, Schlangen,
Die wüthend lustig unter wilden Schmerzen
Sich regen, recht verwirrt im Knäuel prangen,
Der leicht zu lösen wär'. Doch laßt das bleiben!
Denn eben dieses Ungeziefer setzt
In Stand Euch, unvergleichlich fortzuschreiben;

Und weil's Euch im Geringsten nicht verletzt,
Weil ihr im Gegentheil Euch wohlbefindet,
So laßt der Welt den Glauben immerhin,
Daß Ihr im Todeskampf Euch ganz erbärmlich windet
Das Honorar ist Euer Hauptgewinn.

Insonderheit ist Euch die Weltverachtung,
Im allerweit'sten Sinn, ein reiches Feld.
Hohnlächelt jeder sühnenden Betrachtung,
Und Alles Heil'ge, Große, Schöne stellt
Als lächerlich nur dar, in Wuth-Grimassen
Erhebt Euch zu was Großem, lästert Gott!
Versucht's, als Meister, dazustehn im Hassen,
Als Haupt-Koloß von Schimpf und Gift und Spott.
Vor allen nütz' Euch trefflich das Gemeine —
Braucht die Gemeinheit wo's nur immer geht:
— Hat doch ein winzig Publicum das Reine! —
Und sicher seid Ihr, daß man Euch versteht."

Die nächste Scene im Rathskeller, ist äußerst schwach. Die Studenten liegen den halben Tag in der Kneipe, touchiren sich, schlagen sich, und trinken wieder tüchtig zusammen, als Kleinmeistee ihnen Johannisberger vorsetzt. Wie wollen zur Ehre einer süddeutschen Universität und Residenzstadt voraussetzen, daß das nicht der Ton ihrer Musensöhne ist, wenn man gleich durch allerlei Details an jene erinnert wird. In einer Note läßt der Verf. der Einigkeit und dem Rechtssinn, den die Studirenden bei den Leipziger Unruhen an den Tag gelegt haben, Gerechtigkeit widerfahren. Aber die Scene, die er uns vor Augen führt, ist doch gar zu fade und gar zu flau. Am besten ist noch das Lied von den drei Wünschen des Baiern: —

"Zum Baier eine Fee thät' sprechen:
Drei Wünsche sind gewäheet dir.
Der will sich nicht den Kopf zerbrechen,
Und ruft: 'Gieb mir zuerst — viel Bier!'
Der Wunsch ward ihm erfüllt. Was weiter
Begehrst du noch? die Fee nun sprach.
Der Baier seufzt glückselig heiter:
'So viel Bier, daß ich nit mehr mag!'
Er trinkt und hat genug getrunken,
Da fragt die Fee: was wünscht du dir?
Der Baier taumelnd hingesunken,
Seufzt: 'Möcht hale noch ein wenig Bier.'"

Kleinmeister verspricht dem Doctor, der Wein werde die geheimen Gesinnungen eines Jeden offenbaren. Man erwartet allerlei Spaßhaftes — findet aber nichts der Art, wenn man nicht das naive Bekenntniß des Kellners dahin zählen will, daß aller Wein von seinem Herrn gefälscht wird — eine Idee, die sich besonders durch ihre Neuheit empfiehlt. Die Gesellschaft ist unbeschreiblich langweilig — die Namen der Herren, die Kleinmeister vorstellt, sind noch unendlich kurzweiliger, als ihe Discurs: —

"Herr Flach, ein Dichter, weltbekannt!
Von Langengang, der practicirt
Im Rechtsfach. Hier Herr Schädelland,
Ein Philosoph. Der Doctor Kraut,
Ein Mediciner, sehr vertraut
Mit Tod und Grab. Herr Stiergebrüll
Ein Hauptacteur vom Hoftheater:
Gar weit berühmt! Herr Argeswill,
Ein Recensent. Von Schuldenvater,
Ein Stabsoff'cier, auch Belletrist.
Von Nüchtern — reist incognito.
Und der im deutschen Rock dort, ist
Ein Bursch, heißt Herrmann, nicht von Stroh.
Hier Staberl, unser Reis'gefährte.
Und dieser ist der hochverehrte
Herr Doctor Faust, mein theurer Freund."

Im Rundgesang singt Kleinmeister eine Strophe — ist sie nicht des Mephistopheles würdig, und zwar des Mephistopheles im Gewande der Zeit? —

"Gebt her ein Privilegium!
Hab' eine Kunst erfunden;
Ich mach' ein Rindvieh, noch so dumm,
Gescheut in wenig Stunden."

Und der Recensent Argeswill singt: —

"Was fördert nicht die Poesie,
Sie cultivirt die Zunge:
'O ungeheure Ironie!'
Ruft jeder Schusterjunge."

Aber der deutsche Jüngling Hermann ist von der fixen Idee des Verfassers geplagt: —

"Recht warm verschwägert und verwandt
Berathen sich die Großen:
Sie haben um das Vaterland
Den Handel schon geschlossen.
Kapusta ist ein fremd Gericht,
Bald wird's der Deutsche kennen.
O wackrer Schwabe laß Dich nicht
Von deiner Suppe trennen!"

Staberl hat allein das Privilegium, Witz zu machen in Prosa. Kleinmeister erzählt, es sei ein Theater errichtet, auf welchem die Bestien agiren — die Gesellschaft zerstreut sich — Kleinmeister bedeutet den Faust, er sei sein, sei willenlos, und werde noch vor dem Grabe sterben. Staberl findet, daß es zu toll und zu rührend wird, und macht dem Publicum sein Schlußcompliment.

Das ist der Faust im Gewande der Zeit, den lieben Zeitgenossen und den lieben Enkeln zur Erbauung gedichtet. —

Dieselbe Formlosigkeit, dasselbe unbefriedigende Spiel mit einer Fabel, die interessant werden könnte, finden wie auch in dem Carbonaro von Spoleto. Hier ist aber dee Mangel noch mehr zu bedauern, indem hier wirklich ein Talent sich verräth, das mit etwas mehr Plan, und etwas weniger in's Blaue gehendem Raisonnement leicht eine ganz anziehende Novelle hätte liefern können. Mit der Novellenform wird dee Leser eigentlich nur geneckt, und wenn nicht der wirklich originelle Humor, der dieses Mal dem Stabeel zugefallen, und einige äußeest lebendig geschilderten Scenen dafür entschädigten, so würde das politisch-satyrische schwerlich dem Buch eine günstige Aufnahme sichern. Dee Traum, in welchem die Jungfrau Europa von unzähligen widerlichen Geschöpfen geängstigt wird, und die Fieberideen eines Kranken, der den Vetturin für einen Ohrwurm, den Lohnbedienten für ein Meerschwein ansieht, und sich nicht überzeugen kann, daß die Kutsche nicht aus Backwerk mit Nürnberger Pferden bespannt und mit Honig beschmiert sei — diese Phantasieen sind etwas zu sehr in's Breite gesponnen. Ein Ministersohn, der bei einer staatsklugen und herzlosen Erziehung durch sittliche Reaction in die Arme der Liberalen geführt wird, erscheint nur auf dee Scene, um wiedee zu verschwinden. So wenig hat der Verf. sich um die Verbindung und Ausführung der Mateeialien bekümmert. Er scheint in dem Wahne befangen zu sein, daß das Publicum angezogen wird, wenn man nur Fragmente darbietet; er wird finden, daß er sich getäuscht hat. So, wie es ist, wird man das Buch mit dem Wunsch aus der Hand legen, von dem Verf. etwas Ganzes, nach einem Plan und mit weniger Prätension angelegt, zu lesen.

Am Schluß des Faust findet sich eine Nachschrift, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen: —

"Es sind verschiedene, erbärmliche Drohbriefe an den Redacteur des Kometen eingegangen, in Betreff einiger meiner Aufsätze in benannter Zeitschrift.

"Vielleicht fühlt sich der Eine oder der Andere, auch in diesem Werke, wie etwa in andern, welche gleichzeitig mit demselben erscheinen, getroffen.

"Lange Processe lieb' ich nicht, da sich nur zu oft die Feigheit hinter sie verkriecht.

"Jedes Wort, welches ich zur Ehre der Menschheit gesprochen, werde ich durch meine Person behaupten und vertheidigen.

"Wer deshalb in Verlegenheit gerathen, wende sich gefälligst an mich, unter der Addresse des Heren Verlegers, und ich werde bereit stehen zu jeglicher Genugthuung.

"Braunschweig, im Februar 1831.

Harro Paul Harring,
Sohn des weil. Deichgrafen Harro
Wilhelm Martens zu Ibenshof im Amte
Husum."

Schwerlich wird der Verf. den Beifall der Verständigen durch eine so hochtrabende Sprache sich erwerben.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

46. Hamburg. Montag, den 16. May. **1831.**

Inhalt.

Napoleon, oder die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen. Von Grabbe. Frankfurt a. M., 1831. Hermann. 322 S.

Der Kitzel, die Schicksale und die Charaktere der Zeitgenossen zu dramatisiren, scheint den neuesten Poeten eigenthümlich. Unter den noch vorhandenen Tragödien des Alterthums ist nur eine einzige, deren Sujet den Zeitereignissen angehört. Schwerlich wird man indessen auf die Perser des Aeschylus*) sich beziehen wollen, um den Gebrauch der Neueren zu rechtfertigen. Aeschylus hatte früher bei Marathon, später bei Salamis und Platäa mitgestritten. Die schöne Gelegenheit, sich selbst zu illustriren, würde die neueste Dichterschule nicht leicht versäumt haben. Ganz anders aber hat der Vater der Tragödie sich aus der Sache gezogen. Er hat gänzlich den Effect verschmäht, den eine wohlgeordnete Rede des Themistokles hätte machen können. Ebensowenig versetzt er seine Zuschauer zurück an die Thermopylen, oder läßt den Leonidas seine "Granitcolonne" haranguiren. Er stört die Phantasie nicht, er will ihr die Anschauung des Nahen und Nächsten nicht aufdrängen. Er führt sie in das ferne, sagenberühmte Perserland, wo sie sich beschäftigen mag, ohne durch einen Widerspruch, oder durch die Nachäffung der wohlbekannten Wirklichkeit verletzt zu werden. Dort, am Grab des Darius, wandert der Chor der Greise, in banger Besorgniß um das Geschick der Jugend Asiens; dort erzählt Atossa, des Königs Mutter, ihren schweren Traum von schlimmster Vorbedeutung; dort bringt der athemlose Bote die Kunde von dem Aergsten, und es erhebt sich auf den Ruf der überlebenden Gattin das Schattenbild des Darius, und beklagt den Frevelmuth des Sohnes, der die heiligen Fluthen des Hellespont zu fesseln wähnte, und die warnenden Winke der Götter nicht achtete; dort erscheint endlich der flüchtige Xerxes, der unfreiwilligste Lobredner hellenischen Muthes. Eine großartigere Anschauung des nichtigen Kampfes der Uebermacht gegen die siegende Gewalt des Rechtes und der Freiheit wird uns kein Dichter geben, und wenn er uns, wie Hr. Grabbe, mitten unter die Donner von Mont Saint Jean versetzt. — Aber nicht nur die Alten, selbst Shakspeare, der mehr als irgend ein anderer Meister auf der Bühne gewagt, hat das Maaß zu halten gewußt, und die Reihe seiner Königsstücke mit dem achten Heinrich geschlossen. Nur jene herrliche Prophezeiung, in Cranmer's Munde, eilt der Gegenwart voran, und enthüllt alle Wunder der Herrschaft der "jungfräulichen Königin" — aber das Ergreifende der Scene läßt über der prophetischen die fingirte, die nachgebildete Wirklichkeit vergessen.

Aber ferne von uns der Gedanke, dem Dichter einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er von dem Beispiel der älteren Meister abgewichen. Ein glänzendes poetisches Verdienst, aber auch nur dieses, vermag die Wahl eines jeden Gegenstandes, und jede ungewohnte Bahn zu rechtfertigen. Der vorliegenden Dichtung geht ein solches Verdienst zu sehr ab, um sie nicht als eine verfehlte erscheinen zu lassen.

Zuerst vermissen wir gänzlich die poetische Einheit. Das Stück schließt mit der Schlacht von Waterloo. Aber es war nicht der unglückliche Ausgang dieser Schlacht, der Bonaparte's Sturz entschied. Er selbst gab noch keineswegs Alles verloren. Er zählte darauf, noch 300,000 Soldaten zu versammeln, und 100,000 aufs Neue auszuheben. "Muth und Festigkeit!" schrieb er mit eigener Hand am Schluß des Briefes, in welchem er Joseph seine Lage entwickelte. Es war nicht der unglückliche Ausgang jener Schlacht, sondern der Widerstand der Kammern, der ihn stürzte. Diese historische Auffassung ist zugleich weit poetischer. Lag es in der Absicht des Dichters, den Kaiser zu feiern? Seine Größe konnte nicht glänzender erscheinen, als in dem Augenblick, da er zum zweitenmale für Frankreich's Ruhe das Opfer seiner Herrschaft bringt. Das ungestüme Drängen der Kammer (eine Stunde Bedenkzeit war ihm zuletzt gestattet, um abzudanken) — die schonungslose Entschlossenheit seiner Minister — jenes Schweigen in der Kammer, als sie nun einsah, was sie gethan, und daß sie die letzte Siegeshoffnung vernichtet — diese Momente, sollte man denken, wären größer und reicher, als die Peroration, mit der Herrn Grabbe's Napoleon abgeht. Man höre: — "Da stürzen die feindlichen Truppen siegjubelnd heran, wähnen die Tyrannen vertrieben, den ewigen Frieden erobert, die goldene Zeit rückgeführt zu haben — die Armen! Statt eines großen Tyrannen, wie sie mich zu nennen belieben, werden sie bald lauter kleine besitzen — statt ihnen ewigen Frieden zu geben, wird man sie in einen ewigen Geistesschlaf einzulullen versuchen, — statt der goldenen Zeit, wird eine sehr irdene, zerbröckliche kommen, voll Halbheit, albernen Lugs und Tandes — von gewaltigen Schlachtthaten und Heroen wird man freilich nichts hören, desto mehr aber von diplomatischen Assembléen, Convenienzbesuchen hoher Häupter, von Komödianten, Geigenspielern, und Operndamen*) — — — bis der Weltgeist ersteht, an die Schleusen rührt, hinter denen die Wogen der Revolution und meines Kaiserthums lauern, und sie von ihnen ausbrechen läßt, daß die Lücke gefüllt werde, welche nach meinem Austritt zurückbleibt." Auf dieses Meisterstück von Hrn. Grabbe's Beredsamkeit folgt noch ein kleines Zwiegespräch, bevor der Held seinen Abschied nimmt: —

"Cambronne. Mein Kaiser, gegenüber nahen die Engländer, seitwärts die Preußen. — Es ist Zeit daß Du fliehest, oder daß —

Napoleon. Oder?

Cambronne. Imperator, falle.

Napoleon. General, mein Glück fällt — Ich falle nicht.

Cambronne. Verzeihung, Kaiser! Du hast Recht!

Napoleon. Den Mantel mir fester zugemacht. — Es regnet immer stärker. — — Bertrand, besteige ein Pferd, — thun Sie ebenso, meine Herren Officiere. — Reitende Gardegrenadiere, bahnt uns den Weg! — Granitcolonne, lebe wohl!"

Möglich, daß Einigen unsrer Leser diese Probe schon genügt. Aber wir müssen sie um fernere Geduld bitten. Hr. Grabbe ist ein renommirter Dichter; und es würde wirklich unbillig sein,

*) Ein Stück gleichen Namens, von Phrynichus, ist verloren gegangen. Wir erinnern uns aus den Verzeichnissen der verlorenen Stücke keines andern hieher gehörigen Sujets.

*) Der handfeste und volksmäßige Geschmack des Hrn. Grabbe hat seinem Helden einen derberen Ausdruck geliehen; wir haben uns die Freiheit genommen, einen andern zu substituiren.

das ganze Stück nach der einzigen Stelle beurtheilen zu wollen.

Wir haben den Fall gesetzt, daß Napoleon's Charakter durch die Darstellung gewinnen sollte. Er würde gewonnen haben, wenn wir statt des flüchtigen Imperators den zurücktretenden Kaiser, den sich selbst opfernden ersten Bürger des Vaterlandes erblickt hätten. Wollte aber der Dichter nicht eine poetische Rettung des Charakters versuchen, wollte er die Geschichte reden lassen und die Wahrheit, so würde wiederum ein besserer Effect sich ergeben haben, wenn er nicht die Schlacht von Waterloo, sondern die Abdankung als Schlußstein des Ganzen gewählt hätte. Henri Lacoste sagte in der Kammer: "Ihr wißt es Alle, wie wir: es ist gegen Napoleon allein, daß Europa den Krieg erklärt hat! Sollen wir die Nation nicht von Napoleon trennen? Was mich betrifft, ich erkläre ohne Umschweif, ich sehe nur einen Menschen zwischen dem Frieden und zwischen uns stehen. Laßt ihn abreisen, und das Vaterland ist gerettet!" Lucian bestritt heftig diese Ansicht, and Lafayette erwiederte: "Ihr klagt uns an, daß wir vergessen, was wir Napoleon schuldig sind. Habt Ihr vergessen, was wir für ihn gethan haben? Habt Ihr vergessen, das wir ihm in die Sandwüsten von Africa, und in Rußland's Einöden gefolgt sind, daß die Gebeine unsrer Söhne, unsere Brüder, überall Zeugniß geben von unsrer Treue? Wir haben genug für ihn gethan; jetzt ist's an uns, das Vaterland zu retten." Diese Betrachtung siegte. Und das Opfer des Einen für die Vielen, das Opfer des Ehrgeizes und der Herrschsucht, der Leidenschaften und des widerstrebenden Einzelnwillens, um die Ruhe der Völker zu sichern, um ihre Geschicke zu versöhnen — welcher Gegenstand wäre der alten Tragödie würdig, wenn nicht dieser?

Aber der Verf. hat keine Tragödie schreiben wollen, sondern "ein Drama," und vielleicht wäre ihm die Freiheit der alten Komödie erwünschter als die Erhabenheit der tragischen Muse. Was ist "ein Drama?" Sollten wir nach dem vorliegenden definiren, so wär' es etwa eine Reihe dialogisirten Scenen, ohne Einheit des Plans, wenn man nicht im Allgemeinen dafür das Bestreben nehmen will, die hervorspringenden Charaktere und die herrschenden Richtungen der Zeit zu zeichnen.

Dieß ist nun unstreitig besser gelungen, so oft der Eindruck ein komischer, als wenn er ein pathetischer sein soll. Die Scenen im Palais Royal haben viel Leben. Eine in die Augen fallende Parallele ist französisch genug? —

"Ausrufer einer Bildergallerie. Hier, meine Herren, ist zu sehen Ludwig der Achtzehnte, König von Frankreich und von Navarra, der Ersehnte.

Ausrufer einer Menagerie. Hier, meine Herren, sehen Sie einen der letzten des aussterbenden Geschlechtes der Dronten, wackeligen Ganges, mit einem Schnabel gleich zwei Löffeln, von Isle de France und Bourbon bei Madagascar, lange von den Naturforschern ersehnt, ihn zu betrachten und zu zerlegen.

Ausrufer der Bildergallerie. Hier ist zu sehen der Monsieur, der Herzog von Angouleme, sein Sohn, die Herzogin, dessen Gemahlin, der Herzog von Berry und das ganze bourbonische Haus.

Ausrufer der Menagerie. Hier erblikken Sie den langen Orang-Outang, gezähmt und fromm, aber noch immer beißig, den Pavian, ähnlichen Naturells, die Meerkatze, etwas toller als die beiden andern, und so genannt, weil sie über die See zu uns gekommen, den gewöhnlichen Affen, nach Linnée simia silvanus, und das ganze Geschlecht der Affen, wie es nicht einmal in dem Pflanzengarten oder den Tuilerien leibt und lebt."

Das Talent des Verfassers, wenn er gut charakterisirt, ist das eines Genremalers. Man vernehme z. B., und sehe vor Augen die alte Putzhändlerin, die dem Advocaten Dücheene zuredet, an ihrem alten, kleinen Tisch die Zeitungen vorzulesen: —

"Der Tisch ist classisch — Auf diesem Fleck fiel zuerst das Fünkchen, welches die Welt entzündete. Hier saß ich am zwölften Juli des Jahres siebenzehnhundert neun und achtzig, Nachmittags gegen halb vier Uhr, an einem sonnigen Tage, und selbst noch jung und heiter verkaufte ich einem fröhlichen Bräutchen aus St. Marceau einige Spitzen. Wir scherzten über den Preis und dachten an nichts als den Hochzeittag. Da kam ein Mann mit wild fluthenden Locken, brennenden Augen, herzzerschmetternder Stimme — es war Camille Desmoulins, — die Thränen rannen ihm aus den Augen, zwei Pistolen riß er aus der Tasche und rief: Necker hat den Abschied, eine Bartholomäusnacht ist wieder da, nehmt Waffen und wählt Cocarden, daß wir einander erkennen. Und seitdem ist er, sind der gewaltige Danton, der erhabene Herault de Sechelles, der schreckliche Robespierre unter dem Messer der Guillotine gefallen, seitdem hat der Kaiser über der Erde geleuchtet, daß man vor dem Glanze die Hand vor die Augen hielt, und ist doch dahin geschwunden wie ein Irrwisch, drei meiner Söhne sind seitdem in den Schlachten geblieben, — viel, viel Blut und unzählige Seufzer hat mir die Revolution gekostet, aber sie ist mir um so theurer geworden, und an diesem Tische lies die wichtigen Zeitungen! — Das ist ja jetzt mein letztes einziges Vergnügen!"

Ein paar zurückgekehrte Emigrirte beseufzen den Untergang des alten Regime, das Volk nimmt es übel, sie setzen sich muthig zur Wehr "für ihren König und ihr Recht, und für die Damen ihrer Jugend;" ein alter Kaisergardist rettet sie, ihres Muthes wegen. Gensd'armen wollen den Advocaten Dücheene verhaften; der Herzog von Orleans befiehlt, ihn frei zu lassen, und spricht: "wehe dem Lande, das sich vor Reden und Rednern zu fürchten hat." Das Volk ruft ihm zu: "hoch Orleans, einst König;" er erwiedert "das Letztere nie, doch stets euer Freund;" und der Kaisergardist meint "würde auch endlich weggejagt, wenn er je König werden sollte." Berry wird um so kälter vom Volk empfangen.

Zu den besseren Figuren gehört auch ein Schneider. Seine Rede, als Ludwig XVIII. sich zeigt, muß man dem Schneider zu Gute halten: "Erhöbe sich der König nur nicht, bliebe er nur ruhig sitzen, und verdeckte seine Frackschöße, denn von allen im Universum sind sie die abscheulichsten. Weit auseinander klaffend! Ist das französisch? Es ist nicht einmal englisch — es ist barbarisch! An dem Kleide den Mann — wer sich albern kleidet, ist albern — Aus mit unserm schönen Lande! — So gewiß die Revolution nicht entstehen konnte, wenn man Reifrock, Perücke und Puder beibehalten und sich daher wohl gehütet hätte, einander auf den Leib oder in die Haare zu kommen, so sicher kann die königliche Würde nicht bestehen, wenn der König durch seine Frackschöße eine Sache zeigt, die zwar auch groß und gewaltig, aber nichts minder als majestätisch ist." Dagegen beweiset der Verfasser, wenn er pathetisch sein will, mehr als einmal seine Meisterschaft in der Kunst zu sinken. Cambronne's Wort "die Garde stirbt und ergiebt sich nicht," hat der Verfasser nach seiner Art aufgefaßt: "Laffe, die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" *)

Wenn er beweglich werden will, so hat er große Neigung, platt zu werden. Eine gar unglückliche Figur macht auf dem Ball in Brüssel der Herzog von Braunschweig. Er nimmt unterschiedliche Schnäpse ("schaffe mir einen Whisky — noch einen Whisky, Becker"), hat Todesahnungen, und spricht also zu seinem Kammerdiener: "schwarzer Becker, vernichte jedes Papier, von

*) Er läßt Cambronne dieß ausrufen, als Antwort auf den Schrei eines englischen Dragonerofficiers "wahnsinniges Volk, ergebt Euch!" In einem Buch, das der Verf. benutzt hat, und das er wohl gethan haben würde, noch besser zu benutzen, wird die Sache folgendergestalt erzählt: "Les Anglais, touchés de leur héroique résistance, les conjurent de se rendre. Non, dit Cambronne, la Garde meurt, et ne se rend pas!" *Fleury de Chaboulon, Mémoires* 2, 116

dem es Dir nicht gut scheint, daß es an das Licht komme — die alten Correspondenzen mit — — — — — — —, und Gott weiß, mit wem sonst noch — fort damit! 's ist alles Lumpenzeug. Becker, ich falle bald, mir sagt's die Ahnung so deutlich, daß ich nicht zweifeln mag. Es thut mir nur leid um meinen unmündigen ältesten Jungen, — man wird ihn vielleicht so — — und sich in solche Schaaffelle zu kleiden wissen, daß, wenn er in die welfischen Brausejahre kommt, und mündig wird, und dann den ganzen Spuk der ausheimischen, einländischen und persönlichen Interessen erblickt, er glaubt, noch toller werden zu dürfen, als die, welche — — *) Wenn ich nicht mehr bin, Becker, so laß Dich nicht im Braunschweigischen nieder, — gieb dann das wild bewegte Leben auf, heirathe irgendwo anderwärts eine tüchtige Person, und denke bisweilen an mich, wenn Du recht glücklich bist."

Was nun die einzelnen Charaktere betrifft, so ist in der Zeichnung des Helden der Fleiß nicht zu verkennen, mit welchem der Verf. eine Menge von Zügen gesammelt hat. Am reichsten vielleicht an solchen Zügen sind die Memoiren von Fleury de Chabonlon: der Verf. scheint sich derselben hauptsächlich bedient zu haben. Dort fanden wir auch Manches begründet, was uns erst apokryphisch geschienen hatte — z. B. daß Bonaparte, als er in Ludwigs XVIII. Arbeitszimmer Gebetbücher antraf, "einen seiner habituellen Refrains" zwischen den Zähnen hersang —

> "S'il est un temps pour la folie,
> Il en est un pour la raison."

Auch die Vielthätigkeit des Kaisers, und die abgebrochene Manier seiner vielsagenden Befehle ist glücklich wiedergegeben. Wenn man aber nach der Entwickelung der Motive fragt, und nach der sittlichen Geltung, die seinen Zwecken zukam, oder die er affectirte, so findet man sich durch das Gegebene minder befriedigt. Mangelhaft scheint uns namentlich das Verhältniß angedeutet zu sein, in welches der Kaiser zu den liberalen Ideen zu treten für gut fand. Daß er nicht an die Rechte der Völker glaubt, daß er den liberalen Institutionen nicht hold ist, und sie für ein Schattenbild hält und für nichts weiter, giebt er wohl zu verstehen. Der ehrliche Republicaner Carnot sagt ihm — "Sire, geben Sie Frankreich eine liberale Constitution, mit sichern Garantieen, und die Despoten Europa's erzittern, während der Bürger von Paris fröhlich sein Vaudeville singt." Napoleon antwortet — "So auch sprach neulich ein braver junger Mann, Labedoyere. 'Liberalismus,' 'Constitution' lauten gut, aber Carnot, Sie erfuhren selbst, wie wenig die Menge davon versteht. Der gute, wohlmeinende Advocat aus Arras, Robespierre, mußte zum Schreckensmann werden, als er die Republik aufrecht erhalten wollte, und Sie selbst waren sein College. Dafür haben die Zeitungsschreiber ihn und Sie so mit Dinte übergossen, daß es lange währen wird, ehe der Strom der Geschichte Beide wieder weiß wäscht. — — — Was ich für den Augenblick thun kann, soll indeß geschehen — die Zukunft schaffe weiter.*) Alles was in der neuen Bourbonischen Charte nach Feudalismus und Pfaffenthum schmeckt, will ich durch eine Zusatzacte wegschaffen, und diese Acte auf einem Maifelde, ähnlich jenem der fränkischen Kaiser, publiciren lassen. Aber, aber, glauben Sie, meine Herren, Charten und Constitutionen sind zerreißbarer als das Papier, auf welches man sie druckt." Was nicht gehörig hervorgehoben ist, das ist die Lüge, die sein ganzes Wiederauftreten in Frankreich bezeichnet, sein Spiel mit der Neigung des Volkes —

> "ludum insolentem ludere pertinax" —

seine Schmeichelei gegen die Menge, die er in seinen Proclamationen von "ihren Institutionen," von dem Volkswillen, als der einzigen Legitimität, unterhielt.

Nichts konnte ihm verhaßter sein, als die Idee einer wirklichen Repräsentation. Unerträglich war ihm schon der Gedanke, sich selbst durch seine Minister repräsentiren zu lassen. Die Minister, die mit einem Portefeuille versehen waren, sollten so wenig als möglich in der Kammer auftreten, man konnte durch sie compromittirt werden: mit den "Staatsministern" war es etwas andres, ihre Aeußerungen ließen sich leichter desavouiren. So oft die Unredlichkeit die repräsentativen Formen wählt, um ein Volk zu täuschen, so wird sie auf solche Weise die absolute Willkür sich selbst vorbehalten, und zugleich ihre Werkzeuge der Verantwortlichkeit entziehen. Napoleon verdiente, durch die Kammer zu fallen: denn sie war ihm nur der Hebel der Willkür, das Werkzeug der Unterdrückung: und es ist gut, daß die Lüge auf eclatante Weise bestraft wird. Die Liberalen unsrer Tage, die sich zu seinen Lobrednern aufwerfen, haben entweder durch seine Phrasen sich blenden lassen: oder ihr eigener, nach der Willkür strebender Sinn hat ihnen den Abscheu gegen das freche Spiel des Gewalthabers abgestumpft.

Freilich, wenn die Verhöhnung der Legitimität den Liberalen ausmacht, so war Napoleon auch ein Liberaler. Sein erstes Decret von Lyon (13. März) klagt die unter den Bourbons zusammengetretene Kammer an, "sie habe alle Rechte des Volkes verletzt, indem sie das Princip geheiligt, daß die Nation für den Thron da sei, und nicht der Thron für die Nation."

Aber der Verf. scheint doch über Napoleon's politisches Glaubensbekenntniß sich nicht ganz klar geworden zu sein, wenn er noch auf Elba ihn zu Bertrand sagen läßt: "Die Thoren! (die "alten Herrschergeschlechter") Sie sehnen sich noch einst nach dieser kleinen Hand, wenn sie längst Asche ist, denn ich, ich bin es, der sie gerettet hat — Ließ ich den empörten Wogen der Revolution ihren Lauf, dämmt' ich sie nicht in ihre Ufer zurück, — schwang ich nicht Schwert und Scepter, statt das Beil der Guillotine immer weiter stürzen zu lassen, — wahrhaftig, wie dort am Strande die Muscheln, wären alle die morschen Throne, sammt den Amphibien, die darin vegetiren, hinweggeschwemmt, und schöner als jenes Abendroth begrüßten wir vielleicht die Aurora einer jungen Zeit. — Ich hielt mich zu stark, und hoffte, sie selbst schaffen zu können." Aehnliche Träumereien — denn man sieht, welchen Tag die Aurora heraufführen sollte — leiht er seinem Helden später, im Gespräch mit Hortense: — "Sind einmal alle Vorurtheile unsrer alten Zeit umgewälzt, so schadet es den Enkeln meines Sohnes noch in späten Jahrhunderten, daß sie von einer als kaiserliche Prinzessin geborenen Mutter entsprangen, und dadurch der Anhänglichkeit an lächerliche Ahnenideen verdächtig sind!" Das im Munde des Mannes, der bei jeder Gelegenheit sich mit dem Glanz der Aristokratie zu umgeben, und dadurch eine Wirkung hervorzubringen suchte, die er nur verfehlen konnte, so wie die Revolution bereits unter den "Vorurtheilen der alten Zeit" gewirthschaftet hatte!

Am meisten vermißt man Napoleon's Beredsamkeit. Was derselben substituirt wird, sind halbpoetische Ergießungen, die zu seinem Wesen schlecht passen. So amüsirt er sich selbst und die Gesellschaft, indem er am letzten Abend auf Elba die Meeresgöttin apostrophirt: — "Amphitrite, gewaltige, blauäugige Jungfrau, — schon lange läßt du mich umsonst um dich buhlen, — ich soll dir schmeicheln, und ich möchte doch lieber als Mann mit Waffen dich den Händen der Krämer entringen, die dich, o Göttin, mit der Elle messen und zur Sclavin machen wollen, — aber ich weiß, du liebst ihn doch, den Sohn der Revolution, — einst vergißest du deine Launen

---

*) Sämmtliche Gedankenstriche stehen im Original. Von der Censur rühren sie übrigens nicht her, das Buch hat 21 Bogen.

*) Im Mai 1815 äußerte Regnault-Warin, als der Kaiser sich dem Volk zeigte, ähnliche Gesinnungen gegen ihn, wie hier Carnot. "Il me sourit, fit un signe de tête affirmatif et répondit, en montrant le ciel: Dieu et le tems!" Cinq mois de l'Histoire de France p. 366. Dieß scheint absichtlich und der umgebenden Menge zu lieb gesagt — "des milliers de témoins ont pu l'entendre."

und trugst ihn mit sichern Armen von den Pyramiden nach dem kleinen Glockenthurm von Frejus, — morgen trägst du mich von Elba noch einmal dahin. — Amphitrite, schlummre süß."

Besser gelungen ist die Charakteristik der königlichen Familie. Ludwig XVIII. dürfte vielleicht mehr den geistreichen und feingebildeten Mann verrathen. Angouleme und Berry sind Beide, Jeder in seiner Art, unbedeutend und ungewandt. Die Herzogin von Angouleme ist mit dem Feuer und der Energie begabt, die sie bei mehr als einer Gelegenheit an den Tag gelegt hat.*) Ihr religiöser Glauben hängt nahe mit ihren Schicksalen zusammen. "Wie kömmt es," fragt der König sie, "daß gerade Du, die des Schicksals Schwere am härtesten empfand, von Allen meines Stammes die Stärkste bist, bloß im Vertrauen auf Gott?" Sie erwidert: "Gott? — Wo es an Menschen fehlt, da erscheint er! — Oheim, ich lernt' ihn kennen, dort in dem Tempel, Tempel, ja des Abgrundes der Revolution, doch für mich des Lichts. — Wer so wie ich, ein zartes Kind, da im Gefängnisse schmachtet, und bangen Ohrs die Häupter des Vaters und der Mutter von den Schaffotten rollen hört — o, wen so wie mich dieses Paris umbraus't, rebellisch, jede Straße von dem Geschrei der Mörderrotten ausdonnernd, knirschend unter den Rädern der ewig auf- und abziehenden Henkerkarren, — wer selbst eine Capet, Tag und Nacht nichts als 'Capet, Capet nieder' rufen hört, — wem, wie mir, die letzten Sterne sinken, und wer dann im unermeßlichen Dunkel gar nichts mehr fühlt, als das Zittern des eignen kleinen Herzens, — dem nahe Gott, wie mir! — Er ist der letzte, einzige, aber größte Trost. Mir nahte er, und ich ward stark und ruhig."

Monsieur (Carl X) ist in einer ganz kurzen Scene nicht übel portraitirt.

"König. Woher Bruder?

Monsieur. Von der Jagd und der Messe. Manches Wildprett hab' ich geschossen.

König. Wenn wir es schmausen, wollen wir der trefflichen Hand denken, die es schoß.

Monsieur. Sire, ich bin müde und kann am Abendessen nicht Theil nehmen. Ich bitte, mich entfernen zu dürfen, nachdem ich Ihnen hiermit meine Aufwartung gemacht. Das Wildprett ist schon in den Küchen. — — Apropos, was fällt mir doch ein? — Ja, eben hör' ich, Bonaparte ist gelandet bei Toulon.

König. Wie?

*) Napoleon's bekanntes Wort über sie "c'est le seul homme de la famille" hat der Verf. in seiner Manier wiedergegeben: "sie ist der einzige bourbonische Sprößling, der Hosen zu tragen verdiente."

Monsieur. Es ist so. Der Mensch scheint durchaus sich verderben zu wollen. — Sire und Bruder, ich küsse Ihnen die Hand. — Schlafen Sie gut, meine Herren."

Der Verf. hat für gut gefunden, einen alten Jacobiner und Kopfabschneider an der Spitze der Vorstädter von St. Antoine auftreten, und allerlei Scheußlichkeiten auf dem Theater verüben zu lassen. Es ist nicht unmöglich, daß in Paris einen Augenblick die Veteranen seiner Schreckenszeit sich wieder geregt haben. Aber wenn die Horde anfängt zu schreien "hoch die Vernunft — die Hölle mit ihr — und der Himmel breche zusammen — der Teufel soll Gott sein — das soll er, er ist ein braver Kerl!" — so erinnert Das nur an das alberne Mährchen, daß in Lyon bei dem Erscheinen des Kaisers, das Volk auf den Straßen geschrieen habe — "vive la mort! vive le crime! à bas la vertu! à bas dieu!" Die ganze Affaire ist aus der Luft gegriffen, und paßt sehr schlecht, wie zu der Wirklichkeit, so zu dem Drama. Jacobiner und Kopfabschneider zu zeichnen, darin besteht des Verf. Stärke nicht. Mit den Damen der Halle ist es schon besser gegangen, die einander expliciren, wer Linné gewesen, und warum im Jardin des Plantes seine Büste steht: "Ein herrlicher Mann, Madame. Erst Schusterjunge in Lyon, dann Fürst von Pommern, Schweden und den Heidschnucken, und immer dabei ein eifriger Republicaner und Beschützer des botanischen Gartens." —

Blücher und Gneisenau, und die ganze preußische Begeisterung, sind äußerst nüchtern ausgefallen. Die Jäger conversiren z. B. wie folgt: — "So kalt der Regen zu tröpfeln beginnt, so rauh der Wind weht, so nahe der corsische Löwe liegt, und vermuthlich schon auf den Hinterfüßen steht, und die Vordertatzen nach uns ausreckt — wahrhaftig, mir ist's hier wohler um's Herz, als wenn ich in der gut geheizten Stube am Theetisch sitze, daselbst Geschwätz vernehme, was die Secunde darauf vergessen ist, oder gar selbstgefällige belletristische Vorlesungen anhöre, bei denen ich mein Aufgähnen in Bewunderungsausrufungen verstecken muß." Ein Andrer antwortet: "Ueberleb' ich diesen Feldzug, so wird mir das Andenken an Euch manche flaue Theevisite, in der ich sonst nichts gefühlt hätte, sehr heiß machen."

Bei weitem die Hauptfigur im Lager der Verbündeten ist ein Berliner, der Berliner Deutsch redet, und "Berliner Witze macht." "Schlesier" fängt er an, "da hast Du zwei Münzgroschen. Hole mich von jene Marketenderin einen blauen Zwirn, und vor Dir einen halben." Vom Feldwebel sagt er: "der Kerl ist, wie ein berühmter Autor sagt, göttlich grob. Statt mir mit ihm zu ennuyiren, will ich lesen und mir bilden." Er lieset — Isabella von Miranda oder die Cuirassierbeute. Wirf's in das Feuer, sagt Blücher. Der Feldwebel meint, er soll den Schlesier nicht wie einen Hund behandeln. Er entgegnet, "es ist man ein Wasserpole, ohne Bildung, aus die Gegend von Ratibor." Ein andermal trifft er den Feldwebel in der Schlacht, und versichert, man müsse sagen "es ist mich lieb." Man sieht, der Verf. ist in seinem Witz eben so reich als neu, er ist unerschöpflich. Nun trifft der Berliner einen Juden, und meint, der sollte nicht so schnell laufen, wundert sich auch, daß er nun wieder auf den Namen Ephrim höre, den er früher verschmäht. Der Jude versetzt: "steckte der liebe Gott hier, er würde viel fragen, wie er hieße, sondern er nähme die Flügel des Sturmwindes und flöge vor die Geschosse davon wie ein Lämmergeier." Auch erzählt der Berliner, daß er einmal Prügel bekommen hat, "ärger als ein junger Gott." Blücher giebt ihm seine Pfeife — er soll sie einige Augenblicke im Brand halten. "Viele Jahrtausende, wenn Sie befehlen." Er giebt die Pfeife zurück, und hat eine Bitte: —

"Lassen Sie mir zu die freiwilligen Jäger, die da dicht mit dem Feinde scharmuziren. Seit die Zeit, daß ich aus Ihre Pfeife rauchte, ists mich, als hätt' ich mir an einem Vulcan voll gesogen, wie ein unmündiges Kind, und ich crepire vor Schlachtwuth — denn außerdem daß mir dieses Rauchen begeistert hat, ist's zweitens klarer als ein reines Bierglas bei Wisotzky, daß mir hier die Franzosen unvermutheter und eher treffen, als wenn ich die Hallunken in das Gesicht sehe, ihre mörderische Bewegungen observire, mir hinter einen Baum stelle, und, selbst ziemlich gesichert, sie zuerst todt zu schießen versuche."

Natürlich, was man auch von "Napoleon und den hundert Tagen" denken mag, der Berliner muß dem Dichter alle Herzen gewinnen.

Ueber die Einigung der Handelsinteressen Deutschlands. Von A. v. Amsberg, herz. Braunschw. Legationsrathe. Braunschweig, 1831. Vieweg. 79 S. 8.

Die wiederkehrende Friedenshoffnung berechtigt zu der Erwartung, daß man ungesäumt in Deutschland zu Reformen schreiten werde, deren Berathung bis jetzt vielleicht durch die Ungewißheit der auswärtigen Verhältnisse verzögert werden konnte. Die Krisen des vorigen Jahres haben genugsam bewiesen, wohin die Zögerung führt und führen muß. Das Vertrauen der

guten Bürger, durch deren Bemühungen die Ruhe, wo sie gestört war, wiederhergestellt worden ist, kann von keiner Regierung, die es ehrlich meint, länger getäuscht und hingehalten werden. Es giebt Reformen, die nur den einzelnen Staat betreffen, und innerhalb seiner Gränzen geräuschlos, aber nicht minder heilbringend, in's Werk gesetzt werden können. Es giebt andre, die das gesammte deutsche Vaterland angehen, die es so nahe angehen, daß es durch die Zögerung sich in einen wahren Nothstand versetzt sieht. Oder ist es etwa nicht ein Nothstand zu nennen, wenn nach funfzehnjährigem Harren die in der Bundesacte feierlich gegebenen Zusagen noch nicht erfüllt, wenn die vor funfzehn Jahren von den Regierungen selbst anerkannten Bedürfnisse der Völker noch nicht berücksichtigt sind? Ist es nicht ein Nothstand zu nennen, wenn noch immer kein Resultat gemeinsamer Berathungen vorliegt, durch welches dem deutschen Handel, dem deutschen Gewerbfleiß, die Hoffnung zugesichert wäre, endlich von drückenden, und erdrückenden Fesseln befreit zu werden? Nicht das Interesse einer Classe von Menschen, das gesammte Staatsinteresse; nicht der Wohlstand eines einzelnen Staates, der des ganzen Staatenbundes steht auf dem Spiel.

Die Theilung der deutschen Staaten, die Zersplitterung in neun und dreißig Gebiete erschwert die Aufgabe. Zugegeben: sie mag sie erschwert haben: aber, kann sie ihre Lösung unmöglich machen? Sie könnte es nur, wenn irgendwo die beschränkteste Kurzsichtigkeit, der kleinlichste und eben darum so widersinnige als unverständige Eigennutz am Staatsruder waltete. Einzelne Schritte von Regierungen, die durch ihre freisinnige Tendenz nicht minder als durch ihre bedeutende Stellung imponiren, ließen den unzweideutigen Beweis, daß zur Einigung — das Wort führt einen Zauber mit sich in jeder, warum nicht auch in deutscher Zunge? — daß zur Einigung die Hand geboten ist.

"Das Gesammtinteresse streitet nie mit dem wohlverstandenen Interesse des Einzelnen." Die große Schwierigkeit, den Satz, von allen geselligen Grundsätzen den ersten, in seiner Anwendung anschaulich zu machen! Müssen Einzelnverträge abgeschlossen, müssen Schriften ohne Zahl, und Recensionen ohne Zahl gedruckt werden, müssen die bittersten Früchte der Zögerung durchgekostet werden, bis die Erfahrung zur späten Einsicht führt, und die Einsicht zum Entschluß!

Daß irgendwo die Einsicht ausgeblieben ist — daß sie noch immer ausgeblieben ist — ist kaum im Ernste vorauszusetzen. Unter den geschätztesten Lehrern der Staatswirthschaft ist über das Verderbliche der Beschränkungen des freien Verkehres nur eine Stimme. Zu entschieden hat die Erfahrung gelehrt, daß die Zwecke, die man durch solche Beschränkungen zu erreichen wähnte, solcher Mittel theils nicht bedürfen, theils durch sie noch erschwert und vereitelt werden.

Will man inländische Fabriken heben, indem man sie gegen fremde Concurrenz schützt? Man zwingt den Bürger, zu höheren Preisen das Wünschenswerthe, das Nothwendige zu kaufen, und man heißt ihn auf die Ansprüche in Hinsicht auf innere Güte, auf Eleganz, auf Auswahl verzichten, die nur die unbeschränkte Concurrenz gewähren kann. Man befördert ein Treibhauswesen — auf die Gefahr hin, zu entdecken, wenn es zu spät ist, daß nicht Alles sich forciren läßt. Man hemmt durch zur Unzeit einschreitende, künstliche Mittel, was am gesundesten sich frei und naturgemäß entwickelt. Dieß ist keine neue, auch in Deutschland nichts weniger als eine neue Lehre. Bereits im Jahr 1808 waren diese Ansichten von der preußischen Regierung anerkannt, und auf's Bündigste in ihren officiellen Instructionen ausgesprochen worden. "Es ist nicht nöthig," heißt es in der Instruction vom 26. Dec 1808, "es ist nicht nöthig den Handel zu begünstigen; er muß nur nicht erschwert werden. Es ist dem Staate und seinen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gange zu überlassen, und keine derselben vorzugsweise durch besondre Unterstützung zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Betrieb und Ausbreiten zu beschränken, insofern das Rechtsprincip dabei nicht verletzt wird, oder sie nicht gegen Religion, gute Sitten und Staatsverfassung anstoßen."

Glaubt man durch hohe Zölle die Staatseinkünfte zu heben, und die Kosten der Verwaltung zu decken? Man wird finden, und man hat gefunden, daß der mäßige Ansatz ein vortheilhafteres Resultat giebt, als der höhere. Aber, ganz abgesehen von dem Verhältniß, in welchem hohe Zölle auf den Handel einwirken, ist es Zeit, von der allerverfehltesten Ansicht sich loszusagen, nach welcher man glaubt, das Staatsinteresse auf Kosten des Handelsinteresse fördern, und des Handels als eines bequemen Hebels zu Finanzoperationen sich bedienen zu können. Den einfachen Stand der Dinge kann man nicht einfacher darlegen, als Montesquieu es gethan hat. "Der Zweck des Handels ist, die Ausfuhr und Einfuhr von Waaren, im Interesse des Staates; der Zweck der Douane, eine Abgabe von diesem Verkehr, ebenfalls im Interesse des Staates. Also kann der Staat nicht Partei nehmen für das Eine gegen das Andere: er muß dafür sorgen, daß Handel und Douane sich nicht kreuzen; das ist die Handelsfreiheit." *)

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat das Uebel in seiner Ausdehnung geschildert. Er geht von gesunden Principien der Staatsökonomie aus, und entwickelt die vielfachen nachtheiligen Folgen des jetzt bestehenden Systems, die sich überall einzeln kund geben, aber selten in ihrem nothwendigen Zusammenhang überblickt werden. Wir können nicht besser thun, als die Hauptresultate in seinen eigenen Worten geben.

Die allgemeinen Wirkungen der Mauthsysteme sind: —

"Der Producent der rohen Erzeugnisse wird durch sie verhindert, diese Erzeugnisse in den Nachbarstaat, oder ins Ausland abzusetzen, und höhere Preise als im Inlande zu gewinnen.

Die Gewerbe sehen sich einerseits gehemmt im freien Ankauf der Bedürfnisse, wie im Absatze des Fabricats. Anstatt jene von daher zu beziehen, wo sie für die billigsten Preise am besten zu erhalten sind, müssen sie solche im Inlande für höhere Preise erstehen. Die Fabricate werden dadurch vertheuert, und gleichwohl müssen die übrigen Classen der Staatsbürger sie zu diesen höheren Preisen im Lande selbst kaufen. Auf der andern Seite verlieren dieselben Gewerbe den Absatz in jene Staaten, mit welchen sie früher den freien Verkehr unterhielten, indem diese gleichfalls Barrieren errichtet haben, und Abgaben fordern, deren hoher Betrag vielleicht nicht ertragen werden kann. Dem Bereiche des Handels aber werden eine Menge von Gegenständen entzogen, mit welchen, zur Zeit des freien Verkehrs, ein vortheilhafter Betrieb gestattet war; er wird beschränkt auf diejenigen Artikel, welche entweder kein Verbot oder keine Sperre trifft, oder er kann nur Statt finden auf verbotenen Wegen.

"Also allenthalben Lähmung in der freien Bewegung und fortschreitenden Ausbildung, dagegen bloß Begünstigung Einzelner auf Kosten der Uebrigen."

Wenn ein Mauthsystem sich vollkommen organisiren ließe, so wär' es ein verderbliches System. So wie es ist, ist es verderblich, und ist dabei noch äußerst mangelhaft, und in seiner Wirkung vielfach unterbrochen und umgangen. Daß die folgende Darstellung nicht übertrieben ist, weiß Jeder, der mit süddeutschen Verhältnissen, wenn auch nur aus Zeitungsberichten, bekannt ist: —

"Tausende von eignen Unterthanen geben sich zu Vermittlern und Werkzeugen des Schleichhandels her, trotzen den Gesetzen, stellen Gewalt der Gewalt entgegen, führen offenen Krieg, verlernen die Scheu vor dem Verbrechen, und

---

*) De l'Esprit des Loix. XX. 14. 420.

erten nach und nach selbst zu Verbrechern aus, die, wenn anfangs nur gegen einzelne verhaßte Einrichtungen, späterhin eben sowohl gegen das Naturgesetz in die Schranken treten und ihre Angriffe gegen die bürgerliche Gesellschaft selbst richten. Wie wenig vermag der Staat, welcher strenge Sperr- und Mauthbarrieren auf seinen Gränzen errichtet, mit Kraft und Nachdruck dem Schleichhandel zu wehren! Das Gewerbe ist leicht geübt; der Verdienst belohnt überreichlich die Mühe; selbst die Gefahr des Verlustes, nicht selten durch förmliche Assecuranz-Anstalten gemildert, ist zu geringfügig, als daß nicht Theilnehmer in Menge sich finden sollten. Stets liegt die Uebermacht auf Seiten der Uebertreter; denn stellt auch der Staat hundert Wachen auf einen Posten, leicht werden sich tausend Frevler gegenüberstellen, und mit Gewalt oder Verschlagenheit ihren Zweck erreichen.

"Man forsche nur oberflächlich umher auf den deutschen Zollgränzen im Innern des Landes, und unzählige Beweise für die Wirklichkeit dieses verderblichen Zustandes werden aller Orten ins Auge fallen. Man bedenke nur die ungeheure Ausdehnung der Zollinien, welche ganz Deutschland in hundert verschiedenen Richtungen durchkreuzen, erwäge dabei, daß beinahe jeder Punct zur Einschwärzung benutzt wird, und man wird sich einen Begriff von den, vielleicht die Militairmacht Deutschlands übersteigenden Heeren der Schleichhändler entwerfen. Man vergleiche endlich die Importen solcher Staaten, welche den Zugang versperren, mit selbigen in den Ländern, welche der Freiheit des Handels huldigen, und man wird erstaunen über den Rückfall der ersteren und über die Unmacht der Regierungen, unnatürliche Einrichtungen und Maximen aufrecht zu halten, welche von Allen gehaßt, und ebendaher von Allen mit List und Gewalt angegriffen werden."

Es wird ferner der Transport der Waaren von einem Ende Deutschlands zum andern erschwert durch die endlosen Plackereien, welche die Willkür in jedem, dem kleinsten Gebiet verhängt, durch welches die Waare passiren muß. Kein europäisches Land kennt eine solche Reihe von Zollinien im Innern. Nirgends kann man so erfolgreicher B a r r i c a d e n gegen den Handel sich rühmen. Man ist sehr versucht, zu fragen, wie dieses sinnreich angelegte Barricadensystem mit der Bestimmung des Pariser Friedens sich verträgt: "Les états de l'Allemagne seront indépendans et unis par un lien fédératif." Unabhängig? Abhängig vielmehr in den Bedingungen eines förderlichen Verkehrs von der Laune eines benachbarten Finanzministers — eines von den neun und dreißig Finanzministern, deren Wink dem deutschen Handel Handkuffen und Fußeisen anlegen, oder die Freiheit geben kann, als Geschenk der Willkür. Durch ein föderatives Band verbunden? Vielmehr einander entfremdet durch widerstreitende und hemmende Verordnungen, und die Nachbaren anfeindend durch Leute, und manchmal recht grobe Leute, in rothen, gelben und blauen Röcken, die, wie die alten Poeten von dem Wächter an einer gewissen fatalen Passage sangen, "auf den Fußtritt horchen, und keinen Schatten unbeschnüffelt vorbei lassen." *) Den ganzen Prozeß hat unser Verf. sehr anschaulich beschrieben: —

"Man rechne, abgesehen von der Abgabe selbst, nur die Menge von Vorschriften, Visitationen, Vexationen und Belästigungen, welchen jeder Transport, und selbst der unbedeutendste, unterliegt, mag er sich im Innern des Landes, oder von außen herein, oder von innen heraus bewegen. Betritt z. B., über's Meer eingehend, die fremde Waare Deutschlands Boden im Norden, und geht ihre Bestimmung in die Mitte Deutschlands, so hat sie sechszehn verschiedene Linien zu überschreiten, und auf jeder Linie neuen Abgaben, neuen Vorschriften, neuen Untersuchungen und neuen Zögerungen sich zu unterwerfen. Begiebt sich ein Transport vom Osten nach dem Westen Deutschlands, so findet dasselbe Verhältniß Statt, und in beiden Fällen betragen die Entfernungen nur funfzig bis sechszig Meilen, wenn in andern großen Staaten auf Hunderten von Meilen sich kein einziges Hinderniß ähnlicher Art entgegenstellt.

"Die unmittelbaren Folgen eines solchen Zustandes fallen von selbst in die Augen. Das fremde Product, vielleicht ein unentbehrliches Bedürfniß deutscher Gewerbe, vielleicht ein Product, dessen geringer Preis allein die Möglichkeit seines Verbrauchs bedingt, wird durch immer sich wiederholende Abgabe-Pflichtigkeit auf jeder neuen Barriere, und eben sowohl durch die Formen der Erhebung, Verlust der Zeit und alle übrigen damit verbundenen Beschwerden vertheuert, und also der Absatz desselben gehemmt. Aber selbst das eigene Product des vaterländischen Bodens, im Innern erzeugt und für den Absatz ins Ausland bestimmt, erfreut sich nicht des geringsten Vorzugs.

"Es wird auf jeder Linie, gleich dem fremden, angehalten, tarifirt, controlirt, visitirt, plombirt, legitimirt, auch wohl vexirt und chicanirt, dann verzollt und endlich expedirt, um wenige Meilen weiter abermals, nach dem Kunstausdrucke, auf gleiche Weise "b e h a n d e l t" zu werden, und so erreicht es nach stets wiederholter ähnlicher "B e h a n d l u n g", nachdem es durch eine große Zahl von Gränzen sich durchgekauft, durchgedrängt und eine Menge Anforderungen aller Art befriedigt hat, endlich erst die d e u t s c h e G r ä n z e.

"Trotz der Verkehrtheit der Handelsmaximen, von welchen man Beispiele auch in andern Staaten zur Genüge vor Augen hat, wird doch von Wenigen gegen die staatswirthschaftliche Hauptregel gesündigt, welche freien, ungehemmten Absatz der eignen Erzeugnisse ins Ausland, als nützlich und nothwendig für den innern Wohlstand bezeichnet.

"Nur Deutschlands Verein verbundener Staaten stellt, wie eben gezeigt ist, den directen Gegensatz als allgemein befolgtes Princip auf, und zerstört dadurch sich selbst in den Grund-Elementen seiner Existenz."

Es folgt nun eine andere Betrachtung: die Art und Weise der Verwaltung: die Kosten, die mit der Bewachung der Mauthlinien nothwendig verbunden sind. Diesen Punct hat der Verf. mit einer Sorgfalt hervorgehoben, die Jedermann einleuchten, und die zwecklose Verschleuderung des Geldes außer allem Zweifel setzen muß. Es ist ja dieses der Götze, dem durch das jetzige System gehuldigt werden soll: laßt uns sehen, wie gröblich dieser Götze selbst dadurch beleidigt, wie wenig er von seinen eifrigen Priestern menagirt wird: —

"Die Gränze Deutschlands mit dem Auslande, eigentlich die Gränze der sämmtlichen deutschen Bundes-Staaten, als ein Ganzes betrachtet, gegen die Seeküsten und die mit dem Bunde gränzenden fremden Staaten, enthält eine Ausdehnung von überhaupt 690 Meilen. Wäre daher Deutschland, wie Frankreich, England u. s. w., ein einziger Staat, oder in Ansehung der Interessen des Handels und der Gewerbe als ein Ganzes zu betrachten, und wäre dieser gesammte Länder-Umfang, zum Behuf der indirecten Abgaben mit einer Zoll- und Steuerlinie, gegen das Ausland umschlossen, so würde diese Linie eine Strecke von 690 Meilen betragen. Nimmt man ferner an, daß ein sogenanntes Gränzgebiet, nämlich ein solcher Flächenraum innerhalb der Zollinie, woselbst der Verkehr zur Sicherung der Abgaben gewöhnlich mit gewissen Formen belegt wird, Statt finden, und dieses Gebiet durchgängig eine Breite von einer Meile haben soll, so würde der Flächen-Inhalt desselben 690 [] Meilen ausmachen, und eine Bevölkerung von etwa 2 Millionen Einwohnern zählen. Rechnet man den Flächenraum dieses Gränzgebiets ab von der gesammten Grundfläche Deutschlands, 10,990 [] Meilen; zieht man die Zahl des Gränzgebiets ab von der Volkszahl

*) . . . ."Sentit motus pedum,
Minimumque captat aure subjecta sonum,
Sentire et umbras solitus."

Senec. Herc. Fur. 792.

von Deutschland, so bleiben 34 Millionen Einwohner übrig.

"In dem angenommenen Falle würden also 34 Millionen Deutsche auf 10,900 [] Meilen vollkommen frei mit einander verkehren, und nur 2 Millionen auf einem Raume von 690 [] M. einem beschränkteren Verkehre unterliegen, die Kosten der Verwaltung und Controle der allgemeinen deutschen Gränze aber sich nach der Ausdehnung derselben bemessen.

"Nun betrachte man dagegen die Verhältnisse, wie sie, da Deutschland in 39 unabhängige Staaten zerfällt, sich gestalten und wirklich vorliegen.

"Die Ausdehnung aller Gränzen der einzelnen Bundesstaaten gegeneinander, mit Abrechnung der Gränzen gegen das Ausland, beträgt nicht weniger, als 2930 Meilen; umstellen sich daher die sämmtlichen deutschen Bundesstaaten, jeder einzeln, wie es die mehrsten bereits gethan, mit Zoll- und Steuer-Linien, so haben sie, die 690 Meilen gegen das Ausland mitgerechnet, insgesammt 3620 Meilen Gränzen zu verwalten und zu bewachen.

"Das sogenannte Gränzgebiet enthält also in diesem Falle einen Flächenraum von 3620 [] M. mit etwa 11 Millionen Einwohnern; auf diese Fläche kann bloß ein beschränkter Verkehr Statt finden, und nur 25 Millionen auf 7980 [] Meilen, also nur zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung Deutschlands bleiben übrig, die wirklich im Binnen-Lande wohnen, und den unmittelbarsten Einwirkungen der Gränzlinie entzogen sind.

"Erwägt man die Verhältnisse einzelner Staaten, so ergiebt sich unter andern, daß die Zollgränze, welche das einzige Königreich Preußen, mit Ausschluß seiner Besitzungen in der Schweiz, umschließt, 210 Meilen länger ist, als die Gränzlinie um die sämmtlichen Staaten des deutschen Bundes, indem diese 690, jene aber mehr als 900 Meilen beträgt; daß die Gränze des einzigen Königreichs Hannover, mit anderthalb Millionen Einwohnern, sich beinahe auf die Hälfte der Ausdehnung der ganzen deutschen Gränze gegen das Ausland beläuft u. s. w.

"Die Anwendung dieser Daten, von deren Richtigkeit ein Jeder sich leicht zu überzeugen vermag, auf die Verwaltung des Zoll- und Mauthwesens in Deutschland, ergiebt sich von selbst. 3620 anstatt 690 Meilen müssen mit den nöthigen Einrichtungen zur Erhebung und Controlirung der Abgaben versehen und bewacht werden.

"Man betrachte in der Praxis diese Einrichtungen, bedenke, daß beinahe jeder Gränzpunct einen Eintrittspunct für den Schleichhandel darbietet, und zähle, abgesehen von allem Verwaltungspersonal im Innern, das Heer von bloßen Gränzbedienten und Gränzwächtern, die in jedem Falle, und je höher die Abgaben, in so größerer Menge nothwendig sind, wenn sich nicht die Einrichtung selbst als völlig zwecklos darstellen soll.

"Mag es von den Finanzmännern theilweise geläugnet, theilweise zugestanden werden, je nachdem sie befangen oder unbefangen über den Gegenstand urtheilen: bekannt und augenfällig sind die enormen Kosten, welche die Erhebung und Verwaltung, nicht der indirecten Abgaben überhaupt, wohl aber der eigentlichen System-Zölle und Zoll-Systeme verursacht.

"Schlägt man den Brutto-Ertrag dieser Abgaben für die Staaten des Bundes nur zu jährlichen 60 Millionen Gulden an, und rechnet nicht mehr als den vierten Theil für die Ausgaben, so erfolgt schon eine Summe von jährlichen 15 Millionen als Beitrag des Volks zu einer einzigen Anstalt des Staats, deren Nutzen noch dazu allgemein in Zweifel gestellt wird.

"Leider gehört Beamten-Uebervölkerung in manchen Staaten ebenfalls zu den Erscheinungen einer neuen Zeitperiode, die dem Aufblühen und Fortstreben des Nationalwohlstandes nicht förderlich sind. Aber so plötzlich und übermäßig wird sie in keinem andern Falle gesteigert, als es durch die Einführung der Schutz-, Zoll- und Mautheinrichtungen geschehen ist. Jene 15 Millionen sind nichts anders, als wahrer Tribut der productiven Stände an eine einzige, unproductive Classe. Was müßten die Anstalten, zu deren Erhaltung diese Classe einzig und allein erforderlich ist, für das Wohl der Nation leisten, um das Opfer solcher Summen zu überwiegen, und was leisten sie dafür? Ist es nicht eine Aufgabe, würdig deutscher, väterlicher Regierungen, ein solches Opfer durch Verringerung der Ueberzahl unproductiver Staatsbürger zu vermindern, und wäre ein Resultat nicht werth des eifrigsten Strebens, wodurch jene Summe nur auf die Hälfte herabgebracht, die andere Hälfte aber den Handels- und Gewerbskräften Deutschlands erhalten würde?

"Will man sich, ohne tief in Einzelnheiten einzugehen, bloß einen allgemeinen Begriff von den Kostenverhältnissen machen, wie sie sind und sein könnten, so stelle man nur die Rechnung einfach so:

"3620 Meilen deutscher Zollgränzen im Innern und nach Außen, erfordern an Gränzerhebungs- und Bewachungskosten, jede Meile nur zu 1500 Gulden angenommen, 5,430,000 Gulden. Wäre dagegen bloß die eigentliche deutsche, häufig durch die Natur selbst gebildete und um so leichter zu beobachtende Gränze gegen das Ausland, 690 Meilen lang, zu bewachen, so würden diese Kosten in demselben Verhältnisse nicht mehr als 1,035,000 Gulden betragen. Hätten die deutschen Bundesstaaten sich wenigstens so viel Vertrauen gegenseitig bewiesen, statt doppelter, nur einfache, gemeinschaftliche Zoll- und Steuergränzen unter einander aufzustellen, so würde die Hälfte der innern Gränzen mit 1465 Meilen, und in demselben Verhältnisse eine Ausgabe von 2,197,500 Gulden hinwegfallen und erspart werden; — den großen Vortheil für den Handel und Verkehr selbst nicht einmal in Anschlag gebracht, welcher hinsichtlich aller Controlen und Belästigungen aus der Verwandlung zweier Zolllinien in eine einzige, hervorgegangen sein würde."

Wir brechen hier ab. Man wird dem Verf. Dank wissen, daß er so unumwunden das bestehende System in seinen Schwächen und offenbaren Sünden dargestellt hat. Die öffentliche Meinung hat diesem System längst den Krieg erklärt. Wo es eine ständische Repräsentation giebt, muß diese nicht aufhören, dagegen anzukämpfen, und auf eine Revision der einzelnen Verordnungen, auf den Versuch einer Einigung der Handelsinteressen Deutschlands zu dringen. Ueberall steht der Weg der Petition offen: der zahlreiche und ehrenwerthe, und der Gesellschaft so unentbehrliche Stand, der zunächst bei der Sache betheiligt ist, muß diesen Weg einschlagen, mit immer erneuerten, immer kräftigeren Vorstellungen. Ueberall giebt es ein gewisses Quantum von Oeffentlichkeit: die Journale müssen die Data verbreiten, müssen Vorschläge zum Besseren an die öffentliche Meinung bringen.

Wir behalten uns vor, auf die Vorschläge des Verf., und eine Vergleichung derselben mit dem Plane, den die Krone Baiern der Bundesversammlung vorgelegt hat, zurückzukommen.

Henrich Steffens und die Universität Christiania.

Wir hatten gehofft, daß eine, dem nächsten Zweck dieser Blätter entsprechende Veranlassung sich darbieten würde, von Steffens zu reden. Aber ein Werk, das schon seit einiger Zeit erwartet wird, dem Vernehmen nach, wie seine letzten größeren Arbeiten ein raisonnirender Roman, findet sich noch nicht im neuesten Meßkatalog. Indessen ergreifen wir mit Vergnügen die Gelegenheit, einen Artikel das Morgenblad von Christiania in einer von Freundeshand uns anvertrauten Uebersetzung mitzutheilen.

Ueber Steffens' philosophische Laufbahn ist es nicht leicht in der Kürze sich auszusprechen. Er ist nicht der Einzige, der unter den Fahnen der Naturphilosophie in den ersten Reihen rüstiger Streiter zuerst erschienen, und später sich einer strengeren, aber von Geist und Leben al-

seitig durchdrungenen, religiösen Ansicht angeschlossen hat. Am nächsten steht ihm in dieser Hinsicht Eschenmayer, der aber in der Annahme von steten Beziehungen zur übersinnlichen Welt durch sein Glaubensbekenntniß über den Magnetismus weiter in's Extrem gegangen ist, als Steffens. Auch der berühmte Urheber der deutschen Naturphilosophie soll in seinen neuesten Ueberzeugungen, die er dem Publicum noch nicht in Schriften dargelegt hat, einer "positiven" Richtung sich genähert haben. Nicht unmerkwürdig ist eine Aeußerung von Friedrich Heinrich Jacobi, in einem Brief an Dohm, die wir aber nur aus dem Gedächtniß citiren können. Er sagt, und zwar ehe Steffens seine spätere Richtung eingeschlagen, noch nie habe ein Mensch seine (Jacobi's) Lehre vom Wissen und vom Glauben so verstanden, wie Henrich Steffens: nur, fügt er hinzu, bleibe ein Bodensatz von Naturphilosophie, daher man dem philosophischen Becher nirgendwo auf den Grund sehe.

Was in dem nachstehenden Artikel über Steffens' Anhänglichkeit an sein Vaterland gesagt, und durch mehr als eine Aeußerung in seinen Schriften bestätigt wird, erinnert an die Empfindungen, mit welchen Scott seinen "letzten Minstrel" auf seine, der norwegischen nicht unähnliche Heimath zurückblicken läßt:

"O Caledonia, rauh und wild —
Dem Sänger bist Du hold und mild;
Mit deinen Höhen, deiner Fluth,
Mit deiner Wälder dunkler Huth —
Land meiner Väter! welche Hand
Trennt je der Liebe kindlich Band
Das mich geknüpft an deinen Strand?
Soll ich das Neue mit dem Alten,
Das Sonst und Jetzt zusammenhalten,
Sind heute mir von meinen Lieben
Dein Wald nur und dein Strom geblieben,
Der frisch und jener unentlaubt;
Doch was mir auch die Zeit geraubt,
Nie hab ich treuer Dein gedacht,
Wenn frische Jugend mir gelacht,
Als jetzt in meines Kummers Nacht!" —

Wir haben die Stelle nicht zerstückeln wollen, aber das Omen der letzten Zeilen mögen alle guten Gewalten abwenden! Der folgende Aufsatz beweiset, daß Steffens in seiner Heimath nicht vergessen ist, und daß ihm, wenn eine geachtete Stellung mit einem ausgebreiteten Wirkungskreis sie zu geben vermag, frohe Tage dort werden können.

(Aus dem Morgenblad von Christiania vom 29. April.)

Durch die, dem Hrn. Professor Möller gegebene Erlaubniß, ein Amt in Danemark zu übernehmen, ist der Lehrstuhl der Philosophie erledigt worden. In einem Staate, der erst so kurze Zeit eine eigene Universität gehabt hat, darf man sich nicht darüber wundern, daß es wenige Subjecte geben möchte, die geeignet wären, eine Stelle zu versehen, deren Einfluß so sehr in die ganze literarische Wirksamkeit der Universität und die Bildung Derer, die auf derselben ihre Erziehung genießen, eingreifen muß. Obgleich es sicher nicht zu bezweifeln ist, daß die Regierung, welche so viele Fürsorge für dieses wichtige Institut, wie für alle Wissenschaftlichkeit, gezeigt hat, die größte Umsicht bei der Wahl von Candidaten zu diesem Amte anwendet, ist es doch vielleicht nicht unbescheiden, öffentlich den Wunsch zu äußern, daß diese Gelegenheit benutzt werden möchte, einen der berühmtesten und verehrtesten Söhne des Vaterlandes, Henrich Steffens, nach demselben zurückzurufen. Der literarische Name, den er nicht weniger durch seine genialen Schriften, als durch seine Vorlesungen, insonderheit auf den Universitäten von Kopenhagen, Berlin und Breslau, sich erworben hat, kann nicht fehlen, den Wunsch zu erwecken, daß unserer Literatur und unserer hohen Schule die Gelegenheit gegeben werden möchte, die Früchte seiner vorzüglichen Talente zu genießen, wie sowohl seine norwegische Geburt, als die Theilnahme, die er für sein Heimathsland bewahrt hat, uns gleichsam ein Recht darauf geben. Obschon Norwegen fürwahr, wenn es auf die Vielen seiner eingebornen Bürger sieht, die sich im Auslande Auszeichnung erworben haben, Grund haben kann, die Worte des dänischen Dichters auf sich anzuwenden:

"Sei stolz, o Heimathland!
Sei stolz in deinem Schmerze,
Da jedes Gut, das Du verlorst, Dich lehrte,
Daß Du viel hast, was Du verlieren kannst,"

so wird doch gewiß Jeder einräumen, daß es wichtig sei, einen Mann wieder zu gewinnen, der Hoffnung giebt, Treschow's Verlust durch Erreichung desselben hohen wissenschaftlichen Standpuncts zu ersetzen. Die politische Erfahrung und wahre Mäßigung, wovon Steffens' Schriften zeugen, daß er solche, als preußischer Beamter und in seinem thätigen Leben sich erworben hat, scheinen gleichfalls seine Anstellung bei unsrer Universität zu einem, durch die Zeitumstände erforderten Vorbauungsmittel gegen Uebertreibungen nach beiden Aeußersten hin machen zu müssen. Wie denn auch der ächte religiöse Geist, der sich in seiner Philosophie ausspricht, jedem Freunde der Wahrheit die frohe Ueberzeugung geben muß, daß seine Talente nie zu Werkzeugen für üble Zwecke werden würden.

Zwar läßt es sich denken, daß Steffens eine Anstellung in Norwegen nicht nachgesucht haben wird, allein es dünkt dem Schreiber Dieses, daß Se. Maj. gerade dadurch, daß sie verordneten, die Professuren sollten zu den Stellen gehören, um welche nicht angesucht würde, angedeutet haben, daß zu solchen Aemtern verdiente Literatoren gewählt werden und daß erforscht werden solle, ob sie den Ruf anzunehmen wünschen würden. So geschieht es auf den berühmtesten Universitäten Deutschlands und Schreiber Dieses irrt vielleicht nicht, wenn er annimmt, daß bei uns das hohe Kirchen- und Unterrichts-Departement dieselbe Methode bei der Besetzung von Universitäts-Lehrerstellen angewendet hat.

Die Ungelegenheiten, welche damit verknüpft sein möchten, das Amt unterdessen provisorisch verwalten zu lassen, dürften, wie Schreiber Dieses anzunehmen wagt, zu übersehen sein, wenn dadurch eine Ernennung zu bewirken stände, die eben so sehr den Sinn der Regierung für Wissenschaftlichkeit, als die Universität ehren würde.

Atlas der Umgebungen der vorzüglichsten Bäder Deutschlands. Entworfen und gezeichnet von Dr. F. W. Streit, k. preuß. Major u. s. w. Erste Lieferung. Vier Blätter. Quer 8. Berlin, 1831. Herbig. (Preis ⅔ Thlr.)

Diese erste Lieferung eines Unternehmens, das nicht verfehlen kann, den Beifall der Badereisenden sich zu erwerben, umfaßt die böhmischen Bäder. Das erste Kärtchen giebt Teplitz, Bilin, Seidschitz und Sedlitz; das zweite Karlsbad, mit der Landstraße von Buchau bis Schlackenwerth, und dem Lauf der Eger von Falkenau bis Buergstädtl; das dritte Franzenbrunn und Marienbad (Schade nur, daß die Umgebungen des Letzteren auf der Süd- und Ostseite durch den nahen Rand begränzt sind); das vierte endlich Schandau, Berg-Gießhübel, und die sächsische Schweiz, mit dem Lauf der Elbe vom großen Zschirnstein bis Pirna. Die Kärtchen sind sehr sauber gezeichnet, nach dem Maaßstab von 16 Pariser Linien auf die geogr. Meile. — Zunächst sollen die schlesischen, dann die rheinischen, dann die Seebäder folgen. Der geschätzte Geograph, der diesen kleinen Atlas entwirft, hat so eben die siebente Auflage von Reichard's Passagier geliefert, dem die Kärtchen, von deren übrigens jede Lieferung sich einzeln verkauft, als zweckmäßige Ausschmückung sich anschließen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hosstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.



Kritische Blätter der Börsen-Halle.

47. Hamburg. Montag, den 23. May. **1831.**

Inhalt.

Immanuel Kant über Aufklärung. Eine Stimme der Vorzeit an die Gegenwart. Mit Noten begleitet von einem katholischen Geistlichen. Leipzig, 1831. Hartmann. 31 S. 8.

Es ist ein seltner Fall, daß sich die Gelegenheit darbietet, in diesen Blättern eine ältere Schrift zur Sprache zu bringen. Wir ergreifen sie mit Freuden, um an einen Schriftsteller zu erinnern, der bei der Classe von Lesern, für die wir schreiben, beinahe ganz vergessen zu sein scheint. Zwar die Gelehrten — die Philosophen von Profession — sehen sich gezwungen, in die Tiefen der Systeme niederzusteigen, sei es, daß sie nach der Weihe sich sehnen, oder auch nur aus dem löblichen Bestreben, als zünftig anerkannt zu werden. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß so tiefgeweihte und vielgeprüfte Blicke den anspruchlosen Gang dieser Blätter einiger Aufmerksamkeit würdigen werden. Wenn wir auf solche Ehre zu verzichten wissen, so denken wir uns dagegen um so lieber eine ganz andre Classe von Lesern. Wir meinen Diejenigen, die sich gerne bescheiden, das „Ding an sich" nicht zu erkennen, ohne sich um alle und jede Gründe zu kümmern, welche die Erkenntniß des „Dinges an sich" unmöglich machen. Solche Leser werden sich schwerlich entschließen, das System der älteren kritischen, oder der neuesten, wie man sagt, etwas unkritischen Philosophie durchzuarbeiten. Sie werden demselben mit einer ähnlichen Empfindung nahen, wie Edgar den Felsen von Dover —

.... „wie schauderhaft
Und schwindelnd ist's, so tief das Auge werfen!" —

und gewiß beneiden sie nicht jene Aermsten,

„Die niederwärts in halber Tiefe schweben,
Und — Safran lesen; gräßliches Geschäft!"

Aber das ist kein Grund warum sie nicht wenigstens mit den kleineren Schriften von Immanuel Kant sich vertraut machen sollten. Zu den kleineren Schriften zählen wir auch die Anthropologie, sofern sie die Bekanntschaft mit den größeren und imponirenden Denkmalen seines Lehrgebäudes nicht nothwendig voraussetzt. Sie werden nicht das grämliche Wesen des Pedanten finden, sondern eine Fülle von gesunder Vernunft, eine ausgebreitete Belesenheit ohne Ostentation, und jene heitre Laune, die auf Einfalt und Reinheit der Sitten schließen läßt, also mit einem Worte, das Gepräge einer interessanten und liebenswürdigen Individualität. Sie werden finden, wie ein geistreicher und tiefer Denker, der niemals am praktischen Leben Antheil genommen, aber auch nicht in den Kreisen abstracter Forschungen sich abgeschlossen hat, die Welt und das Leben zu betrachten pflegte. Sie werden sich überzeugen, daß seine Stimme auch in diese bewegten Zeit vernommen zu werden verdient: so lebendig und warm, so besonnen und klar hat er die höchsten Interessen unseres Geschlechts, und die fortschreitende Bildung der Völker in der Vergangenheit erkannt, und auf das Gebiet der Zukunft verfolgt, die nun, nach einem halben Jahrhundert, zur Gegenwart geworden ist.

Ein „katholischer Geistlicher" — laßt ihn immerhin die Maske tragen, sie macht ihm, und er macht der Maske, keine Unehre — hat Kant's Beantwortung der Frage „was ist Aufklärung?" auf's Neue herausgegeben, und mit einigen Anmerkungen begleitet. Inwiefern diese neue Ausgabe zeitgemäß zu nennen ist, werden unsre Leser leicht beurtheilen, wenn wir ihnen die Hauptgedanken der kleinen Abhandlung vorlegen.

Aufklärung, sagt Kant, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Mangel an Aufklärung setzt also nicht etwa Schwäche des Verstandes voraus, sondern Schwäche des Willens. Man muß seine geistigen Fähigkeiten gebrauchen wollen. „Sapere aude! Habe Muth, Dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist der Wahlspruch der Aufklärung."

Die Hindernisse der Aufklärung entwickelt er im Folgenden: — „Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem die Natur sie längst von fremder Leitung frei gesprochen, dennoch gerne Zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Andern so leicht wird, sich zu Deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich Diät beurtheilt, u. s. w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; Andre werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Theil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht*) den Schritt zur Mündigkeit, außer dem, daß er beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte; dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben."

Auf welche Weise aber soll es anders werden? Kant hat auch anderwärts die Antwort gegeben — durch Freiheit des Gedankens, durch Freiheit der Rede. Man soll nicht meinen, sagt er, daß die Denkfreiheit sich nicht auch verbieten lasse. „Denn wie viel und mit welcher Richtigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit Andern, denen wir unsre und die uns ihre Gedanken mittheilen, dächten! Also kann man wohl sagen, daß diejenige äußere Gewalt, welche die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzutheilen, den Menschen entreißt, ihnen auch die Freiheit zu denken nehme: das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten noch übrig bleibt, und wodurch allein wider alle Uebel dieses Zustandes noch Rath geschafft werden kann." **) Noch bestimmter macht er in einer Abhandlung über die Theorie des Staatsrechts die Anwendung auf bürgerliche Verhältnisse. „Es ist die Freiheit der Feder — in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt, durch die liberale Denkungsart der Unterthanen, die jene noch dazu selbst einflößt, gehalten (und dahin beschränken sich auch die Federn einander von selbst, damit sie nicht ihre Freiheit verlieren) — das einzige Palladium der Volksrechte .... Dem Staatsoberhaupte Besorgniß einzuflößen, daß durch Selbst- und Lautdenken Unruhen im Staate erregt werden dürften, heißt so viel, als ihm Mißtrauen gegen seine eigene Macht, oder auch Haß gegen sein Volk erwecken."

In der vor uns liegenden Abhandlung heißt es: „zur Aufklärung wird nichts erfordert als

*) Kant schrieb vor fünfzig Jahren.
**) Kant's kleine Schriften 3, 297. Königsberger Ausg. v. 1797. Die nächste Stelle 3, 273.

Freiheit; und zwar die unschädlichste unter Allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken *öffentlichen Gebrauch* zu machen." Er bestimmt sogleich, was er unter öffentlichem Vernunftgebrauch verstehe, und wie er der Verwirrung vorbeugt, mit welcher durch tausendfach verschiedene Privatansichten die Ordnung im Staatsorganismus bedroht erscheinen könnte.

"Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: *raisonnirt* nicht! Der Officier sagt: raisonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: raisonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: raisonnirt nicht, sondern glaubt! (Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: *raisonnirt*, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; *aber gehorcht!*) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich? welche nicht, sondern ihr wohl gar beförderlich? — Ich antworte: der *öffentliche* Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zu Stande bringen; der *Privatgebrauch* derselben aber darf öfters sehr strenge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand *als Gelehrter* von ihr vor dem ganzen Publicum der *Lesewelt* macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten *bürgerlichen Posten*, oder Amte, von seiner Vernunft machen darf. Nun ist zu manchen Geschäften, die in das Interesse des gemeinen Wesens laufen, ein gewisser Mechanism nothwendig, vermittelst dessen einige Glieder des gemeinen Wesens sich bloß passiv verhalten müssen, um durch eine künstliche Einhelligkeit von der Regierung zu öffentlichen Zwecken gerichtet, oder wenigstens von der Zerstörung dieser Zwecke abgehalten zu werden. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt, zu raisonniren; sondern man muß gehorchen. So fern sich aber dieser Theil der Maschine zugleich als Glied eines ganzen gemeinen Wesens, ja sogar der Weltbürgergesellschaft ansieht, mithin in der Qualität eines Gelehrten, der sich an ein Publicum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet; kann er allerdings raisonniren, ohne daß dadurch die Geschäfte leiden, zu denen er zum Theile als passives Glied angesetzt ist."

Er macht die Anwendung auf den Officier, der im Felde gehorchen muß, dem es aber frei steht, in Schriften den Plan des Feldherrn zu kritisiren; auf den Bürger, der Steuern nicht verweigern, aber ihre Ungerechtigkeit erweisen darf; auf den Geistlichen, der nach dem Symbol der Kirche unterrichten muß, und wenn er seine Pflicht thun will, auch aus Lehren, die ihm selbst nach seiner Privatansicht zweifelhaft scheinen, "allen praktischen Nutzen ziehen soll."

Es ist der letztere Punct — das Verhältniß des Geistlichen und seiner individuellen Ueberzeugung zu der Kirchenlehre — was bei der Beantwortung der Frage hauptsächlich hervorgehoben wird. Kant setzt voraus, daß der Geistliche in den Lehrsätzen, die er nicht mit voller Ueberzeugung unterschreiben würde, doch auf keinen Fall etwas der inneren Religion Widersprechendes findet. "Denn glaubte er das Letztere darin zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können; er müßte es niederlegen."

Ferne von uns, den rationalistischen Prediger verdammen zu wollen, der auf ein ähnliches Raisonnement gestützt, sein Gewissen beruhigt fühlt, wenn er die Kirchenlehre, auf die er verpflichtet ist, vorträgt, ohne sie mit voller Ueberzeugung zu theilen. Die Schattirungen sind unendlich mannichfach, in welchen die Abweichung der Ueberzeugung von der Kirchenlehre bestehen kann. Das Bewußtsein Gutes zu wirken, und, bei allem Zwiespalt der theologischen Ansicht und der gepredigten Lehrmeinungen, eine segensreiche Thätigkeit zu verfolgen, kann jeden Scrupel überwiegen. Aber — um das Gelindeste zu sagen — ein *Opfer der Wahrheit* findet Statt. Wahrheit, die Seele aller Belehrung, aller Ermunterung, allen Trostes, wird sie ungestraft, selbst wenn es mit der wohlwollendsten, der uneigennützigsten, wenn man will, der *frömmsten* Täuschung geschieht — aber wird sie *ganz ungestraft* verletzt werden? Es sind Hunderte, es sind, bei dem jetzigen Stand der evangelischen Kirche, ohne Zweifel Tausende, die im *Amte stehen* — Tausende, die ihr Gewissen bei dieser, im einzelnen Fall vielleicht unbedeutenden Abweichung von der Wahrheit beruhigt haben.

Nicht von Diesen soll die Rede sein. Aber es giebt Andre, die im Begriff stehen, denselben Schritt zu thun. Mögen sie wohl erwägen, ob es männlich, ob es gerade, ob es dem Wirkungskreis, den sie zu gewinnen wünschen, förderlich sein kann, wenn sie damit anfangen, ein ähnliches Opfer der Wahrheit zu bringen. Für Jeden aber, der, sei es als Laie oder als Geistlicher zu der Kirche sich zählt, entsteht die Frage — ob es für die Kirche selbst anders als verderblich sein kann, den Widerspruch zu nähren, den sie in sich trägt. Es ist Thatsache, die von keiner Seite geläugnet wird, daß eine sehr bedeutende Anzahl von Mitgliedern mit den Symbolen, auf welche die Prediger verpflichtet werden, nicht übereinstimmt. Es würde offenbares Unrecht sein, aus diesem Grunde, und selbst wenn die Zahl der Dissentirenden noch weit größer wäre, den Altgläubigen ihre Symbole entziehen, ihr Beharren dabei verkümmern zu wollen. Aber, ist es geringeres Unrecht, sie den Dissentirenden, *auf Kosten der Wahrheit und strengen Redlichkeit*, aufdrängen zu wollen?

Laßt uns nicht mißverstanden werden. Es ist ebensowenig der Gesichtspunct der Rationalisten, als der der Altgläubigen, der diese Bemerkungen, diese Fragen veranlaßt. Sie sind durch eine Rücksicht hervorgerufen, die uns wichtiger scheint, als irgend eine dogmatische Differenz. Die Aufklärung — die Förderung reiner Erkenntniß — ist ein intellectueller Gewinn. Die Wahrhaftigkeit — die Treue und Redlichkeit, ohne Rückhalt oder Zweideutigkeit, ist eine sittliche, eine *religiöse* Pflicht.

Wir sehen keine Möglichkeit, wie dieser Pflicht allseitig genügt werden kann, so lange nicht der protestantischen Kirche eine Reform — eine *veränderte Gesellschaftsverfassung* zu Theil wird. Darin liegt keine Anklage gegen die Gründer der jetzigen. Es ist nicht ihre Schuld, daß ihr Werk, im neunzehnten Jahrhundert, nicht unverbesserlich erscheint. Aber es würde eine Verschuldung von Seiten der jetztlebenden Generation begründen, wenn sie der Reform sich entziehen wollte, deren Bedürfniß sie lebhaft erkannt. Die Mehrzahl der Denkenden erkennt dieses Bedürfniß. Die Besonnensten und Mildesten reden von einer "Krisis". Ihre Besonnenheit, ihre Milde, die Gewissenhaftigkeit aller Betheiligten möge dafür sorgen, daß die Krisis ohne gewaltsame Revulsion vorübergeht. Es kömmt zunächst darauf an, über die Grundlagen sich zu verständigen: und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die verschiedenen Parteien darüber zum Einverständniß kommen werden.

Haben wir uns eine Abschweifung von dem vor uns liegenden Gegenstand erlaubt? Die Abschweifung führt von selbst darauf zurück: denn die allgemeinsten Grundlagen, um die es sich handelt, finden wir in der kleinen Schrift von Kant niedergelegt.

Wenn es sich trifft, daß dieselben Ideen, die *Kant* im Jahr 1784 aufgestellt hat, von *Neander* im Jahr 1830 ausgesprochen worden sind, so darf man voraussetzen, daß diese Ideen von mehr als einer Partei als leitende Grundsätze anerkannt werden.

Und so ist es. Hören wir Immanuel Kant über das Bindende der Symbole für die Folgezeit: —

"Sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung, oder eine ehrwürdige Classis (wie sie sich unter den Holländern selbst nennt) berechtigt sein, sich eidlich auf

ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unaufhörliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder und vermittelst ihrer über das Volk zu führen, und diese so gar zu verewigen? Ich sage, das ist ganz unmöglich. Ein solcher Contract, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde, ist schlechterdings null und nichtig; und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine (vornehmlich so sehr angelegentliche) Erkenntnisse zu erweitern, von Irrthümern zu reinigen, und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen."

Vernehmen wir nun Neanders Erklärung über denselben Gegenstand: *) —

"Eine todte, unwandelbare Einheit der überlieferten Lehre kann die evangelische Kirche nicht wollen, da, wie sie von dem Princip ausgeht, daß alle Offenbarung des Göttlichen in der menschlichen Natur immerfort durch das noch anklebende Princip der Sünde getrübt wird, darin das Bewußtsein begründet ist, daß sie in Lehre und Leben einer immer fortwirkenden Läuterung durch das Walten des Geistes Christi bedarf. Es muß also fern von ihr sein, durch ein Menschenwerk, welches, wenn auch immer herrliches Zeugniß von einer neuen Offenbarung des christlichen Geistes, doch als menschliches Werk immer unvollkommen bleibt, die fortgehende Entwickelung der Lehre beschränken zu wollen, wie sich Luther so schön dagegen verwahrt in seiner Vorrede zu der ersten Schrift, die als eine Art symbolischer in der evangelischen Kirche entstand, in der Vorrede zu den von Melanchthon verfaßten Visitationsartikeln vom Jahr 1527; 'Wir können solches nicht als strenges Gebot ausgehen lassen, auf daß wir nicht neue, päpstliche Decretales aufwerfen, sondern als eine Historie oder Geschichte, dazu als ein Zeugniß und Bekenntniß unseres Glaubens.'"

Die Verschiedenheit des *Tones* in diesen Aeußerungen, bei aller Uebereinstimmung im wesentlichen Inhalt, ist selbst Denjenigen unserer Leser nicht entgangen, die sich um Untersuchungen dieser Art am wenigsten bekümmert haben. Wem die Entwickelung der theologischen Ansichten einigermaaßen bekannt ist, für Den liegt es am Tage, daß bei consequenter Verfolgung der von Kant anderwärts aufgestellten Ideen nur ein Minimum von Dem übrig bleiben dürfte, was das Christenthum als *positive* von der sogenannten *natürlichen* Religion unterscheidet. Dagegen wird man ebenso wenig in Zweifel ziehen, daß der verehrungswürdige Theologe, dem die aufrichtigste Anerkennung von den verschiedensten Parteien geworden ist, in manchen Fällen (nicht in *allen*) selbst dem Buchstaben der protestantischen Symbole seine Adhäsion nicht entziehen würde, *weil* und *sofern* er darin den Geist der biblischen Lehre wiederfindet. Eben diese Verschiedenheit der Tendenz erhöht die Bedeutung des Zusammentreffens der beiden Autoritäten.

Nicht geringeren Werth legen wir auf die Uebereinstimmung, in Bezug auf einen andern leitenden Grundsatz — daß nämlich die Staatsgewalt sich kein Einschreiten auf das Gebiet der religiösen Ueberzeugung, keine Beschränkung der *Lehrfreiheit* erlauben darf. Kant ist hier wiederum sehr scharf und bestimmt. Kein Volk, sagt er, hat das Recht, sich selbst und den Nachkommen das Gesetz des Beharrens bei gewissen Lehrmeinungen vorzuschreiben. Er fährt fort: —

"Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen; denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt. Wenn er nur darauf sieht, daß alle wahre oder vermeinte Verbesserung mit der bürgerlichen Ordnung zusammen bestehe, so kann er seine Unterthanen übrigens nur selbst machen lassen, was sie um ihres Seelenheils willen zu thun nöthig finden; das geht ihn nichts an, wohl aber zu verhüten, daß nicht einer den andern gewaltthätig hindere, an der Bestimmung und Beförderung desselben nach allem seinen Vermögen zu arbeiten. Es thut selbst seiner Majestät Abbruch, wenn er sich hierein mischt, indem er die Schriften, wodurch seine Unterthanen ihre Einsichten ins Reine zu bringen suchen, seiner Regierungsaufsicht würdigt, sowohl wenn er dieses aus eigener Einsicht thut, wo er sich dem Vorwurf aussetzt: Caesar non est supra Grammaticos, als auch noch weit mehr, wenn er seine oberste Gewalt so weit erniedrigt, den geistlichen Despotism einiger Tyrannen in seinem Staate gegen seine übrigen Unterthanen zu unterstützen."

Wir fügen noch die weitere Entwickelung hinzu, die sich auf die Regierungsgrundsätze Friedrich's II. bezieht — nicht ohne Absicht, denn auch hier wird eine Parallele in Neander's Aeußerungen über das System der jetzigen preußischen Regierung sich darbieten: —

"Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen: daß *er es für Pflicht halte* in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmüthigen Namen der *Toleranz* von sich ablehnt: ist selbst aufgeklärt, und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von Seiten der Regierung, entschlug, und Jedem frei ließ, sich in allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom angenommenen Symbol hier oder da abweichenden Urtheile und Einsichten, in der Qualität der Gelehrten, frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußeren Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu ringen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, daß bei Freiheit, für die öffentliche Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens nicht das mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohigkeit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten."

Neander's Worte, die er von *seinem* Standpunct aus über denselben Gegenstand gesprochen hat, sind zu gehaltvoll und überzeugend, als daß ihre Anführung sich nicht bei unsern Lesern rechtfertigen sollte: *) —

"Seit dem apostolischen Zeitalter hat der Entwickelungsgang der christlichen Lehre durch die mannigfachen Gegensätze menschlicher Geistesrichtungen vermittelst der ihr inwohnenden göttlichen Kraft sich hindurchgekämpft; ein Irrthum leistete dem andern das Gegengewicht und so wurde nach und nach die rechte Ausgleichung der Gegensätze herbeigeführt. Verderblich würde es nur, wenn eine Macht von Außen her durch unberufene Einmischung — und unberufen müssen wir eine jede Einmischung von Außen her in dem Kampfe zwischen Wahrheit und Irrthum nennen — dieser aus dem naturgemäßen Entwickelungsprozesse sich von selbst ergebenden Ausgleichung zuvorkommen wollte, was die Geschichte durch so viele traurige Beispiele in den Lehrstreitigkeiten für alle Zeiten warnend bezeugt. Möge nur nicht unsere Zeit die so oft vergeblich gemachten

*) In seiner zweiten Erklärung über die Grundsätze der evang. Kirchenzeitung. S. Urkunden über die Halle'sche Streitsache S. 41.

*) Urkunden S. 12.

Erfahrungen früherer Zeit wieder vergeblich sein lassen. Es bleibt ein goldenes Wort für alle Zeiten, was *Luther*, der selbst späterhin von den hier ausgesprochenen, ächt christlichen Grundsätzen abtrünnig geworden, im Jahre 1524 an den Churfürsten Friedrich von Sachsen schrieb: 'Das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen; man lasse die Geister auf einander platzen und treffen, man lasse sie predigen wider wen und was sie wollen.' Aber sagt man, es werden durch die falsche Lehre so Viele irregeleitet, die für die Wahrheit hätten gewonnen werden können; mögen wir das bedauern; aber jeder Versuch, es von Außen her anders zu machen, könnte die Sache nur verschlimmern. Denn es steht in keines Menschen Macht, die Wahrheit in der Wissenschaft als etwas Fertiggewordenes dem sich entwickelnden Geschlecht zu überliefern. Der eigene Kampf kann hier Keinem erlassen werden. Es wäre das verkehrteste Beginnen, die sich wissenschaftlich bildende Jugend aus den einmal in der geschichtlichen Entwickelung gegebenen Gegensätzen, durch welche sie sich hindurchkämpfen sollen, in eine willkürlich gebildete geistige Umgebung, durch welche sie aus diesen Gegensätzen enthoben werden sollten, hineinversetzen zu wollen. Wir müssen hier wieder mit *Luther* sagen: 'Werden indeß Etliche verführt, wohlan, so geht es nach rechtem Kriegslauf. Wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und wund werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönt werden.'"

Und an einem andern Ort sagt Neander: *) — "Wo man von außen her die begonnene Krisis der theologischen Entwickelung hemmen wollte, zeigte sich die Unmacht, welche nur eine desto heftigere Reaction hervorbringt. Eine weise Regierung hat besonders in unserem speciellen Vaterlande durch die Praxis, durch die Art, wie sie die Universitäten als Anstalten für die Entwickelung der Jugend zu geistiger Selbstthätigkeit ordnete, besetzte und leitete, zu erkennen gegeben, daß sie hier den besseren Zeitgeist anerkennt, und fern davon ist, verjährte Irrthümer, welche die freie Entwickelung der Kirche lange genug gehemmt haben, wieder in's Leben zurückrufen zu wollen."

Wir begnügen uns, diese Ansichten, die keines Commentars bedürfen, als die Grundlagen zu bezeichnen, durch deren Annahme eine Kirchenreform möglich wird, die auf das geistige Bedürfniß der Zeit Rücksicht nimmt, und die Entwickelung aller Richtungen frei giebt, ohne irgend eine einseitig zu begünstigen. Auf die Vorschläge, wie die Sache in's Werk zu setzen sein möchte, werden wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen.

*) Urkunden S. 40.

Wir haben noch der Anwendung zu erwähnen, die Kant von seinen Principien auf die *politische* Aufklärung der Staatsbürger macht. Es wird nicht sehr befremden, wenn er von einem intelligenten Despotismus für die Geistesfreiheit, und selbst für die Freiheit der Rede, sich günstigere Resultate verspricht, als von einer freieren Verfassung. Ein intelligenter Despotismus, der die Meinungen nicht unterdrückt, aber sein System mit Consequenz durchführt, ist ohne Zweifel die Regierungsform, die dem speculativen Philosophen am meisten zusagt.

Er hat ausdrücklich die freie Discussion der bestehenden Einrichtungen sich vorbehalten. Ein verständiges Staatsoberhaupt, meint er, müsse einsehen "daß selbst in Ansehung seiner *Gesetzgebung* es ohne Gefahr sei, seinen Unterthanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunft *öffentlichen* Gebrauch zu machen, und ihre Gedanken über eine bessere Abfassung derselben, sogar mit einer freimüthigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen; davon wir ein glänzendes Beispiel haben, wodurch noch kein Monarch Demjenigen vorging, welchen wir verehren."

Indessen ist Kant hellsehend genug, um darin nur eine *Uebergangsstufe* zu erblicken. Man kann nicht läugnen, daß in den Fortschritten der preußischen Monarchie Etwas liegt, was seine Ansicht rechtfertigt, so paradox ihr Ausdruck klingen mag: —

"Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des *Geistes* des Volks vortheilhaft, und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach allem seinen Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hülle den Keim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich den Hang und Beruf zum freien *Denken*, ausgewickelt hat; so wirkt dieser allmählig zurück auf die Sinnesart des Volks (wodurch dies der *Freiheit zu handeln* nach und nach fähiger wird), und endlich auch sogar auf die Grundsätze der *Regierung*, die es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun *mehr als Maschine* ist, seiner Würde gemäß zu behandeln."

Auf die Frage, ob wie denn jetzt in einem *aufgeklärten* Zeitalter leben, antwortet er, *nein*, aber in einem *Zeitalter der Aufklärung*: und der Herausgeber meint, es sei diese Antwort auch noch auf die neueste Zeit anzuwenden.

Auf jeden Fall wird man zugeben, daß die Erfahrung der allerneuesten Zeit sehr lebhaft für eine Richtung spricht, die Kant, als einen seiner liebsten Träume, in einem andern Aufsatz *) ausführt, und mit deren Andeutung diese Erinnerungen an Einen unserer größten Denker und wärmsten, aber besonnensten Freunde der Freiheit auf nicht unwürdige Weise schließen mögen: —

"Diese Aufklärung aber, und mit ihr auch ein gewisser Herzensantheil, den der aufgeklärte Mensch am Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden kann, muß nach und nach bis zu den Thronen hinauf gehen, und selbst auf ihre Regierungsgrundsätze Einfluß haben. Obgleich z. B. unsere Weltregierer zu öffentlichen Erziehungsanstalten, und überhaupt zu allem was das Weltbeste betrifft, vorjetzt kein Geld übrig haben, weil alles auf den künftigen Krieg schon zum Voraus verrechnet ist; so werden sie doch ihren eigenen Vortheil darin finden, die ob zwar schwachen und langsamen eigenen Bemühungen ihres Volks in diesem Stücke wenigstens nicht zu hindern. Endlich: wird selbst der Krieg allmählig nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast (einer neuen Erfindung) fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem durch seine Gewerbe so sehr verketteten Welttheil auf alle anderen Staaten thut, so merklich; daß sich diese durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne gesetzliches Ansehen, zu Schiedsrichtern anbieten, und so alles von weitem zu einem künftigen großen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuzeigen hat. Obgleich dieser Staatskörper für jetzt nur noch sehr im rohen Entwurfe dasteht, so fängt sich dennoch gleichsam schon ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen gelegen ist, an zu regen; und dieses giebt Hoffnung, daß, nach manchen Revolutionen der Umbildung, endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner *weltbürgerlicher Zustand*, als der Schooß, worin alle ursprüngliche Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zu Stande kommen werde."

Die Sterner und Psitticher. Novelle von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, 1831. Vereinsbuchhandlung. 94 S. 8.

Zu der einfachsten und kunstlosesten aller historischen Novellen hat der Verf. ein Ereigniß

*) Idee zu einer allgem. Geschichte in weltbürgerlicher Ansicht. Kleine Schriften S. 152.

aus der älteren Geschichte der Stadt Basel benutzt. Wenn auch jede Ausschmückung absichtlich verschmäht, und selbst das, wir wissen nicht ob vorgefundene, ob erdichtete, romantische Interesse mit einiger Nüchternheit behandelt ist, durch welche das Novellenpublicum sich schwerlich angezogen fühlen wird, so erkennt man doch den Verf. der "biographischen Denkmale" an der Lebhaftigkeit, mit welcher die Einleitung in das dreizehnte Jahrhundert zurückversetzt: —

"Große lebenvolle Zeit, da Deutschland im Gemeinwesen freier Städte eine herrliche Stufe seiner Entwickelung bestieg, und edler Bürgergeist aus deren Mitte herrschend emporblühte! Wenig andere Bilder unserer Vorzeit dürfen an Kraft und Fülle diesem gleich stehen, wenige in Dauer der Nachwirkung es übertreffen. Aus rauhen Wildnissen und einsamen Felsburgen zog sich das Leben in das mildere Thal, an reiche Ströme, zum starken Verein innerhalb gemeinsamer Mauern, wo alsbald der Fleiß der Gewerbe, der Geist des Handels und der Erfindung, die Kunst und Uebung jeder Thätigkeit ihr glückliches Gedeihen fanden. Gesetz und Sitte ordneten hier für Alle die Freiheit, die sonst nur das Schwert der Eigenmacht dem Einzelnen erhielt. Der Ritter fand Genossen des Kriegs und der Ehre in streitbaften Bürgern, oft in ihrer Sache neuen Zweck des edlern Kampfes. Weise Einrichtungen, Wohlfahrt und Glanz des Lebens, die sich hier in Sicherheit ausbildeten, schufen Macht und Ansehen, deren Wirkung weithin vordrang. Nicht nur im Norden die Hansa ragte als Städtebund erstaunenswürdig neben Königreichen, auch im Süden von Deutschland bewiesen ähnliche Erscheinungen, mit wechselndem Geschicke, den Stolz und die Macht der freien Städte. Doch nichts Großes wird unter den Menschen ohne Kampf erreicht, und die Bewegung, welche hervorbringt, ist immer auch zerstörend. So sehen wir denn das Bild der freien Städte Deutschlands nicht bloß verherrlicht durch Glück und Ruhm, sondern auch entstellt durch innere Zwietracht, zerrüttet durch Leidenschaften, verfinstert durch Mißverstand der Freiheit. Die Bürger, gegen gemeinsamen Feind stark auf den selbstvertheidigten Mauern, geübt in Waffen und freudig in deren Gebrauche, wandten auch dorthin, wo nur Gesetz und Recht herrschen sollten, die rohe Gewalt; und im Gefühle der Kraft, die sie zur Tapferkeit beseelte, führten sie auch ihre inneren Angelegenheiten nur allzu oft zu blutiger Entscheidung. Die Vornehmen und Reichen strebten bald nach alleiniger Herrschaft, die Geringeren widersetzten sich der Unterdrückung, und in mannigfachen Schwankungen wechselte die Oberhand. Parteiungen erhoben sich, auswärtige Verhältnisse verwebten sich in den Streit. Haß und Rachsucht gährten auch im friedlichen Stillstand, und jeder leichte Vorgang erneuerte den Ausbruch von Kämpfen, deren erster Anlaß oft nicht mehr aufzufinden war. Die lange Dauer solcher Unruhen, die in den meisten Städten Italiens und Deutschlands oft mehrere Jahrhunderte gewüthet haben, beweist nur, wie kraftvoll der Wohlstand und die Freiheit gewesen, die trotz dieser Zerrüttungen sich erhalten konnten." *)

Aber unsre Leser sind ungeduldig, zu erfahren, wer die Sterner denn, und wer die Psitticher gewesen? Die Adelspartei trug in ihrer Fahne den weißen Stern im rothen Felde; die Volkspartei, der auch die geistlichen Herren und einige edle Geschlechter sich anschlossen, erhob die Fahne mit dem grünen Papagei oder Psittich. Man hat nun schon errathen, daß der Sohn eines Sterners die Tochter eines Psittichers liebt. So ist es; und wir wünschten nur, daß in der folgenden Scene, der einzigen, die sich leicht aus dem Zusammenhang trennen läßt, sowohl der Freund des Liebhabers als die Mädchen eine etwas edlere Rolle spielten: —

"Eines Tages gingen sie aufwärts am Ufer des Flusses von Hügel zu Hügel, bis sie plötzlich durch ein umbüschtes Gemäuer den Weg versperrt fanden. Sie stiegen ohne Mühe hinauf. Eine grüne Laubwand breitete sich über dem Rande der Mauer hin, und ein hoher Garten schloß sich an; reizende Aussicht zwischen gewaltigen Bäumen eröffnete sich vorwärts in dem gesenkten Grunde auf den Rhein. Die beiden Freunde betrachteten die Gegend, als sie in ihrer Nähe Stimmen und fröhliches Lachen vernahmen; dazwischen ertönten Liederklänge und munterer Lärm, wie von einem Platze jugendlicher Spiele. Zwei schöne Mädchen traten aus der Laubwand auf den freien Mauerrand hervor, ihre Tritte schallten hell von den festen glatten Steinen; sie riefen unter Scherz und Lachen eine dritte Gespielin, die aus dem innern Garten antwortete. 'Willst Du denn immer träumen' — rief es ihr entgegen, als sie nach einer Weile hervortrat — 'willst Du gar nicht mehr spielen und fröhlich sein? Bist Du verliebt, so sag' es uns zu Deinem eigenen Besten, daß wir uns nicht auch an Deinem Auserwählten versehen, und unbewußt Deine Nebenbuhlerinnen werden!" — Die Freunde standen hinter einem Hollunderbusche, der sie den Blicken der Mädchen einigermaßen verdeckte; doch als keine Antwort auf die neckende Rede erfolgte, und Reinhard sich vorbeugte, um besser zu sehen, wurde er selbst erblickt, und mit schreiendem Lachen rief die Entdeckerin plötzlich: 'Da ist er, da ist er schon, Gertrud, Dein Liebhaber, Dein Herzensbändiger! hieherbestellt oder durch Zufall?' — Und jetzt wo die Mädchen ihre Blicke auf Reinhard hefteten, fielen Gertrud's Augen, die sich unwillkürlich dahin wandten, auf Dietrich, und was ihr selbst noch Geheimniß hatte sein sollen, wurde plötzlich ihr selbst und den Andern in einem Schrei offenbar, der ihre ganze Verwirrung ausdrückte. Die Freunde traten nun zugleich hervor, die Mädchen wollten fliehen, allein Gertrud vermochte kaum sich aufrecht zu halten, ein Strom von Thränen benetzte ihr Antlitz. Dietrich ergriff ihre Hand, er konnte an seinem Glücke nicht zweifeln: er sprach mit Leidenschaft einige Worte, er wollte beruhigen, bitten, aussprechen, vernehmen; ein sanfter Blick schien ihm Vertrauen geben zu wollen, aber Angst und Unruhe erwachten zugleich. Sie sah auf die goldene Kette nieder, die er am Halse trug, einen der Ehrenpreise, die er von ihrer Hand empfangen hatte. 'Ihr habt sie mir gegeben,' sagte Dietrich, 'und sie wäre mir das Theuerste auf der Welt, wenn sie ganz Eure Gabe wäre; aber nun kann ich ihrer nicht recht froh werden, wenn ich bedenke, daß Ihr sie vielleicht mir weniger von Herzen gegeben hat, als wenn ich einer der Eurigen wäre!' — 'Wie redet Ihr!' flüsterte Gertrud bewegt; 'ich bin Euch nicht feind, wie sehr es auch leider unsre Väter einander sind! Ihr kömmt, sagt man, von weiten Reisen zurück, kaum kenne ich Euch, aber eine innere Ueberzeugung sagt mir, daß Ihr Eure Vaterstadt mit allgemeiner Liebe wieder gesehen, Eure Mitbürger in der Ferne nicht in Freunde und Feinde geschieden habt! O vermöchten meine Empfindungen in die Andern überzuströmen, schon längst wäre dieser unselige Zwist versöhnt.' — 'Eure Worte, Gertrud, gehen mir zu Herzen!' erwiederte er; 'Ihr verkennt mich nicht, nein, ich nehme keinen Theil an der traurigen Feindschaft, ich liebe in Euch die Eurigen mit. Könnte mein Vater solchen Engel des Friedens hören, auch sein Herz würde sich wenden! Gertrud, Ihr seid die herrlichste Jungfrau der Stadt, an Macht und Ansehen überwiegt Euer Haus alle andern; ich darf mich den Besten der Meinigen gleichstellen; der finstere Streit kann enden, die Zerrüttung der Vaterstadt redet der Liebe, die ich für Euch empfinde, das Wort: o wendet Euren Blick nicht ab, laßt mich wenigstens hoffen, was Ihr noch

*) Dasselbe Argument, das der Verf. für die inneren und sittlichen Ressourcen der deutschen Städte anführt, hat schon Machiavell für seine Vaterstadt in Anspruch genommen. "E veramente, secondo il giudicio mio, mi pare che niuno altro esempio tanto la potenza della nostra città dimostri, quanto quello cha da queste divisioni depende; le quali hariano havuto forza di annullare ogni grande e potentissima città." *Historie Fiorentine*, Proemio p. 7.

nicht zusagen mögt!' — Sie sah ihn an, sie bebte, und konnte kein Wort hervorbringen; Dietrich sah mit Entzücken in das schöne Antlitz und schien in die beseligendste Zukunft zu schauen.

"Reinhard hatte unterdessen den beiden Mädchen die zufällige Weise erklärt, wie sie hieher gekommen, und so schönen Kindern einen Schreck verursacht, von dem diese doch wohl sich bald erholen würden. Die Mädchen sahen den jungen Mann spöttisch an; was den Schreck beträfe, erwiederte die Eine, so müsse er wohl meinen, recht furchtbar mit seinem Schwerte auszusehen; allein es komme nicht auf die Waffe an, sondern auf den Mann, der sie führe. — 'Und das müßt Ihr gestehen,' entgegnete die Andere, 'daß Ihr, wenn Ihr freilich keine Vögel locken könnt, Euch darum doch noch immer zu viel einbilden möchtet, wenn Ihr als Scheuche etwas zu sein meintet.' — Reinhard erwiederte: daß er in keinem Falle hier so lose Vögel habe erwarten dürfen, indessen gebe es noch wohl schlimmere. — 'Schlimmere?' fiel das Mädchen ein; 'o ja, das wißt Ihr am besten! Ihr kennt die Papageien — unsre Vettern, wie Ihr wißt — mit denen Ihr nicht so dreist zu reden wagt.' — Diese Worte, schon im Zorneseifer ausgesprochen, zogen Dietrichs Aufmerksamkeit herbei; er sah Gertrud zittern bei Erwähnung des Parteistreites, er eilte an Reinhards Seite, um ihn zu verhindern, mit neuer Bitterkeit zu antworten; Gertrud nahte mit besorgten Blicken ihren Gespielinnen, aber vergebens! Die Mädchen, ein geheimes Einverständniß vermuthend und wegen des ganzen Auftrittes mißvergnügt, überließen sich ganz ihrer Aufregung, häuften Schmähungen auf Schmähungen, beschuldigten die Sterner ehrloser Absichten, warfen ihnen Feigheit und Verrätherei vor, und hießen sie ihres Lohnes gewärtig sein. Reinhard, auf's äußerste gebracht, versagte jede Mäßigung, antwortete mit höhnischer Verachtung gegen die Pfitticher, und zuletzt in so schneidenden Worten, daß die Mädchen eilig davongingen, indem sie Gertruden mit fortrissen; sie blickte schmerzlich auf den Geliebten, der sein Auge mit dem ihrigen inbrünstig gen Himmel hob, während Worte des Hasses und der Rache zum Scheiden erklangen. 'Was hast Du gethan!' rief Dietrich seinem Freunde zu, als sie allein standen; 'Du hast den grausamen Streit, den wir zu vernichten sannen, nur heftiger entzündet!'"

Es kömmt zum offenen Kriege; die Sterner lehnen sich an die Macht Rudolph's von Habsburg, und belagern die Stadt. Die Abenteuer, die Fährlichkeiten mehren sich; aber mit Rudolph's plötzlicher Berufung zur Kaiserwürde schließt die Geschichte, und schließt in Frieden und Freude.

Paulus. Epos in sieben Gesängen. Von Carl Schoell. Eine Weihnachtsgabe. Stuttgart, 1830. Löflund und Sohn. VI. und 128 S. 8.

Leichtigkeit des poetischen Ausdrucks, Innigkeit des Gefühls und vor Allem begeisterte Liebe für das Bild seines Helden, spricht schon aus der Zueignung an des Dichters würdigen Vater, der, wie es scheint, die Vollendung des Gedichtes nicht mehr erlebt hat. Ob Bewunderer, mag dahin stehen — aber Freunde wird gewiß dem jungen Dichter sein erster Versuch schaffen. Wie er ihn in Liebe begonnen — wie die Aufgabe zu seinem Eifer für den erstrebten Beruf gesellt, sein Gemüth erfüllt, sagen uns einige Strophen der Zueignung: —

"Ja, das mit Schätzen segnet der Versöhnung,
Des Friedens Amt, das ich an Dir geschaut,
Das Amt der innern, göttlichen Verschönung,
Die mehr nur blüht, wann schon der Leib ergraut —
In früher Liebe seliger Gewöhnung
Durch Deinen Geist ward ich damit vertraut,
Weil Dir, was das erhab'ne mir auch theuer,
Ich nährte mich von Deinem stillen Feuer.

Und als ich's nun, der Wünsche Ziel errungen,
Als es den Sohn zum Freunde Dir geweiht,
Wie stieg ich oft, von gleicher Lust durchdrungen,
Mit Dir hinauf in jene Wunderzeit,
Da Christi Herolde, mit Flammenzungen
Ihn kündigend, die Welt erfüllten weit.
Wie wuchsen sie, des ew'gen Reichs Verbreiter
Vor unsrem Blick, die unbezwungnen Streiter.

Je tiefer wir in jene Räume traten,
So weiter war der Himmel aufgethan.
Zahllose Sterne kreisten ihre Thaten
In vielverschlungner, halbenthüllter Bahn.
Von Einem Herrn mit Einem Geist berathen
Sah'n leuchtend die Unsterblichen uns an.
Doch unter Allen dort, die Großes schufen,
Der Größte stand, den Er zuletzt gerufen.

Von ihm das Auge konnt' ich nimmer wenden,
Sein Leben hatte meinen Blick begränzt,
Und wie, so reines Licht die Sterne senden,
So schön ihr Farbenspiel die Nacht umkränzt,
Der spät're Mond, bis zu den fernsten Enden
Die Nacht durchbrechend, heller noch erglänzt;
So sah und fühlt' ich den gewalt'gen Zeugen
Heraus am Himmel meiner Aussicht steigen.

Und in des Morgens, in des Abends Blicken,
Wo ich durch Wald, im Thal, auf Bergen schritt,
Wo ich geruht in reiner Lust Entzücken,
Und wo ich still in trübem Kampfe stritt,
Ob schönerwachs'ne Frucht ich durfte pflücken,
Ob ich im Schmerz versagter Erndte litt:
Rings nah'te sich mein himmlischer Vertrauter,
Und in mir ward das Rufen immer lauter.

Ich hörte seiner Brust zornvolles Pochen,
Sah ihn sich waffnen zu gewalt'ger Schlacht,
Vom jähen Donnerschlag sein Herz gebrochen,
Vom Gottesgruß zum Leben neu erwacht;
Was er im Sturm, im Frieden er gesprochen,
Des Herrn Verfolger und sein Knecht vollbracht
Vor Allem klang in meinem Ohr die Kunde,
Als käme sie aus seinem eig'nen Munde."

Der Plan ist äußerst einfach — der erste Gesang beginnt mit dem Tode des Stephanus, der für die Kirche den ersten Märtyrerkranz errungen*) — der letzte schließt mit dem Abschied des Apostels von den Gläubigen in Damascus. Der Verf. hat der einfachen, neutestamentlichen Erzählung keine Maschinerie von Geistern hinzugefügt, wenn man die gelegentliche Erwähnung von Paulus' Schutzengel ausnimmt, die vielleicht besser weggeblieben wäre: sie stört zwar nicht, tritt aber auch nicht genug hervor, um sich zum eigentlich poetischen Bilde zu gestalten.

Den Charakter seines Helden hat der Dichter in seinen wesentlichen Zügen den geschichtlichen Urkunden gemäß geschildert. Der Contrast, den dieser Charakter in seiner Erscheinung vor und nach dem Wendepuncte seines Lebens darbietet, ist wohl nicht schärfer aufgefaßt und schlagender dargestellt worden, als in einer geschätzten Schrift eines gelehrten Theologen, aus der wir die Stelle hersetzen**): —

"Vorhin hastig und auffahrend, jetzt nur muthig und entschlossen; vorhin gewaltthätig, jetzt kraftvoll und unternehmend; einst unaufhaltsam widersetzlich gegen Alles, was sich ihm in den Weg legte, jetzt nur beharrlich; einst verwildert und finster, jetzt nur ernsthaft; einst grausam, jetzt nur strenge; einst ein rauher Zelote, nunmehr gottesfürchtig; sonst unerweichlich, verschlossen für Mitgefühl und Erbarmung; nun selbst mit Thränen bekannt, die er an Andern umsonst gesehen hatte. Vorhin Niemands Freund, nun Mitbruder der Menschen, wohlmeinend, theilnehmend, mitleidig; doch nie schwach, immer groß, mitten in Wehmuth und Kummer männlich und edel; so zeigte er sich in seinem erschütternden Abschiede von Milet; er ist, wie der Abschied Mose, wie die Abdankung Samuels, innig und herzlich, voll Selbstbewußtsein, und im Schmerze voll Hoheit."

Wenn nun das anfangs ins Grelle ausgemalte Bild in der Darstellung des Dichters einigermaaßen gemildert erscheint, so ist es hauptsächlich durch ein Motiv, das er seinem Helden geliehen hat — das einzige, das nicht historisch begründet ist. Er läßt ihn als auserlesenes Rüstzeug des Gottes seiner Väter sich betrachten, um an den

*) Die Kirchenväter liebten es, dies Bild, nicht ohne Beziehung auf den Namen des ersten Zeugen, anzuführen. Einer von ihnen sagt: "Durch die Werke der Brüder war das Gewand der Kirche das reinste Weiß: nun ward es purpurn durch das Blut der Märtyrer. So blühen in ihrem Kranz neben den Lilien die Rosen." Cypriani Ep. VIII. I. 21 der Würzb. Ausg.

**) Hug's Einleitung in's N. T. 2, 294.

Römlern die Schmach der Unterdrückung zu rächen; aber um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es der Einheit im Volk: die verirrten Partei-gänger müssen bekämpft, sie müssen vertilgt werden.

"An diesem Werk muß ich die Kraft erproben,
 Muß Kämpfer sammeln, und dem Herrn erzieh'n,
Bis allergreifend auf den Wink von oben,
 Der große Kampf, der letzte, wird entglüh'n;
Nach dessen Stürmen wird kein Sturm mehr toben,
 Des Todes Schatten aus den Landen flieh'n,
Die Völker alle Schwert und Speere senken
Und ihren Haß in ew'ger Lieb' ertränken."

So spricht er zu seinem weisen Lehrer Gamaliel, der den Irrthum des Schwärmers nicht theilt, aber auch nicht ihn zu beruhigen, noch seinen kühnen Ehrgeiz zu dämpfen vermag. Früh Morgens sind sie zusammen vom Oelberg hergewandert — sie haben nun die Stadt erreicht.

"Es hat der volle Tag der Stadt ein Leben,
 Als wogte d'rin ein ew'ges Fest, gelieh'n;
So weit sie geh'n, so weit die Blicke schweben,
 Durchkreuzen Schaaren sich, die her und hin
In bunter Tracht, mit ruhelosem Streben,
 Zum Markte, zum Tempel, durch die Thore zieh'n,
Und in die Hallen strömen, zu den Füßen
Der Meister den gewohnten Kreis zu schließen."

Saulus tritt in den Palast des Hohenpriesters, und erlangt von ihm die Vollmacht zur Verfolgung der nach Damascus geflüchteten Christen. Wir finden ihn wieder mit seiner Schaar auf dem Berg Tabor.

"Dort leuchtet Nazareth auf grünem Hügel
 Und Cana sieht und Nain aus dem Thal,
Hier glänzt Tiberias, des Sees Spiegel
 Und weit des Jordan's Fluth im Morgenstrahl.
Das Land, wo Jesus seinem Wort das Siegel
 Jüngst aufgedrückt durch Wunder ohne Zahl,
Es wiegt die Wanderer in tiefes Schweigen,
Je mehr der Bilder seinem Schooß entsteigen."

Sein Begleiter, Lucas,*) trägt ihm Zweifel vor, ob sie auch recht thun, ob ihr Zorn nicht doch verkehrt und gegen Schuldlose gerichtet sei. Die Antwort ist charakteristisch, und motivirt sehr gut seinen verblendeten Eifer: —

"Dein Zweifel ist verzieh'n auf diesen Höhen,"
 Entgegnet Saul im Ton und Blick mit Ernst,

---

*) Der Dichter hat ihm den voller klingenden Namen Lucanus gegeben. Dagegen ist nichts einzuwenden; nur sollte er nicht in den Noten zuversichtlich behaupten, Lucas sei eine Abkürzung von Lucanus. Es sind nur einige Handschriften einer älteren lateinischen Uebersetzung, die sein Buch "evangelium secundum Lucanum" nennen. Auch hätte der Verf. einer alten Tradition wenigstens gedenken können, mit der er, als Theologe, schwerlich unbekannt ist, und nach welcher Lucas zu jener Zeit bereits Christ war. Theophylakt berichtet in seiner Einleitung zum Evangelium des Lucas: "Lucas war von Antiochien, ein Arzt, und in der classischen sowohl als der hebräischen Gelehrsamkeit wohl erfahren; er wohnte in Jerusalem, während der Herr dort lehrte. Daher behaupten nun Einige, er sei Einer von den siebenzig Jüngern gewesen."

"Denn dieser Wundergegend Lüfte wehen
 Dir manche staunende Erinn'rung zu.
Die Lahmen wandern hier und Blinde sehen,
 Dort werden Sterbende geweckt im Nu,
Aus ihren Särgen stehen auf die Todten
Und gläubig jauchzt das Volk dem Gottesboten.

Wie schwellte diese Wunderthatenkunde
 Auch mein Herz einst mit seligem Gefühl!
Gekommen glaubt' ich des Messias Stunde,
 Das Ende langer Schmach, der Leiden Ziel.
O kurzer Wahn! Noch brennt die alte Wunde,
 Er trieb mit heil'ger Hoffnung blindes Spiel
Betrogener Betrüger, der verlassen
Von seinem Gott am Kreuze mußt' erblassen.

Denn darf am Kreuz das königliche Leben
 Des Retters schmachten, den Jehova schickt,
Aus seines Glückes Schutt sein Volk zu heben,
 Die Fessel zu zerbrechen, die es drückt,
Siegreiches Schwert in seine Hand zu geben,
 Des Ruhmes Kranz, der einst sein Haupt geschmückt,
Ihm frisch zu flechten, und der Güter Fülle
Weit auszugießen in des Friedens Stille?"

Aber bange Besorgniß — Keiner weiß sie zu deuten — bemächtigt sich aller Gemüther.

"Noch eh' der Mittagsstrahl hinabgegangen
 Birgt schon der Tag sein allerfreuend Bild,
Und rings von dunkelgelbem Flor umhangen
 Scheint vor der Zeit zu schlummern das Gefild.
Es weicht die Röthe von der Männer Wangen,
 Der Busen athmet, als von Angst erfüllt."

Es folgt der Wunderstrahl, vor dem Alle niederstürzen, der Ruf an Saul, seine Erblindung, seine Heilung durch Ananias, seine Taufe. Er ist längst in Damascus erwartet; die Christen zagen: die Menge aber wird zweifelhaft, als er an Ananias Seite vor die Versammlung hin tritt. Er spricht — er erinnert an die alten Verheißungen, an die nah geglaubte Erfüllung.

"Noch sann ich das Verheiß'ne recht zu deuten,
 Da hört' ich Stimmen jauchzen, Sagen geh'n:
Erschienen seien des Ersehnten Zeiten,
 Man hab' auf Gipfeln ihn und Bergeshöh'n
Die Menge segnen, über Wellen schreiten,
 Von Gräbern ihn die Steine wälzen seh'n;
Hab' ihn gehört den großen Tag verkünden,
Des Reiches Säulen geh' er schon zu gründen.

Doch nirgends hört' ich den Triumphzug kommen,
 Kein heil'ges Lager wuchs empor um ihn;
Von Angst nur war der Weisen Herz beklommen,
 Man sah das Volk in wilden Sorgen glüh'n:
Sein heilig Kleinod werd' ihm frech genommen,
 Sein Tempel, untergraben, stürze hin;
Und als der Kampf losbrach mit offnen Gluthen,
Sah den Gepriesnen ich am Pfahl verbluten.

War nun ein Schritt zum Siegesfest gethan,
 Als wir gebrochen dieß verschmähte Leben?
Enthüllte sich vor uns des Friedens Bahn,
 Als wir dieß blutig hingeopfert Leben
Vor unsrem dunklen Blick erlöschen sah'n?
 Sprecht, lasset eure Herzen Zeugniß geben!
Ging wohl ein Ruf der Freude durch das Land,
Als jene Kunde in der Nacht verschwand?"

Er hält inne: Keiner wagt zu antworten. Er aber fährt mahnend fort: —

.... "Wenn Ihr das Leid
Des Volkes und sein Heil im Herzen traget,
 Wenn ihr verlanget nach Gerechtigkeit,
So wißt, ihr könnt nicht jenen Mann vermeiden,
An seinem Kreuze müßt' ihr euch entscheiden.

Nicht Alle nennen ihn vom Tod gebunden,
 Und große Worte werden von ihm laut:
Ganz von der Erde sei er nicht verschwunden,
 Und die Verwesung hab' er nicht geschaut,
Unüberwunden hab' Er überwunden,
 Ja, sterbend seinen Tempel aufgebaut,
Und sei nur in des Grabes Nacht gestiegen,
Den Tod mit stillem Siege zu besiegen.

Gesprengt sei jene Gruft, die Stätte leer,
 Gebrochen seines kurzen Schlafes Bande;
Er sei hervorgegangen licht und hehr
 Und hoch entschwebt im reinen Lichtgewande;
Nun thron' auf heil'gem Stuhl, in Höhen Er,
 Ein Herr und König über alle Lande;
Doch denen zeig' er sich, die zu ihm fleh'n,
Sie mit dem Gruß des Friedens zu umweh'n.

Ungläubig schlosset ihr das Herz: ich auch;*)
 Ihr habt als Wahn verlacht die Wunderkunde,
Die immer lauter sich ergoß: ich auch;
 Als Götzendiener mit einstimm'gem Munde
Habt ihr die Seinigen verflucht: ich auch;
 Als sie beharrten im gestraften Bunde,
Da seid ihr zornig wider sie entbrannt:
Geschlagen hab' Ich sie mit ehr'ner Hand."

Noch einmal tritt Paulus auf, in der Versammlung der Gläubigen. Er will in ferne Länder ziehen — den Bleibenden giebt er den Scheidegruß:

"Zieh hin im Frieden, göttliche Gemeine!
 Und schaffe Frucht, die keine Zeit verheert.
Im Geiste sei, in Thaten Du die reine,
 Vom Licht des Reinsten fort und fort genährt.
Dein Heil, dein Ruhm, dein Leid ist auch das meine,
 In Einem Namen bleiben wir verklärt."

Auch wird den Gläubigen ein Zeichen von oben: —

"Da braust mit kurzem, donnergleichem Stoß
 Ein jäher Wind, schnell, wie er kam, enteilend;
Ihm aber folgt aus tiefer Bläue Schooß
 Ein sanftes Säuseln, um den Strand verweilend.
Und, die von Düften schwer ihr Haupt umfloß,
 Die Luft, mit kaum bewegtem Fittig theilend
Tönt's wie ein Gruß, wie Antwort in sein Ohr,
Und in Entzückung schaut er lang empor."

Ananias aber, der greise Seher, sieht im Geist den Helden seinem hohen Ziele zueilen: —

"Dort öffnen hinter Felsen sich die Matten,
 Die einst ihr Gold dem Götterkind gesandt.
Auf ödem Weg wird dort dein Fuß ermatten,
 Wo keine Quelle sprudelt aus dem Sand,
Kein grünendes Gesträuch mit seinen Schatten
 In weiter Ferne wehrt dem Sonnenbrand.

---

*) Die dreimalige Wiederholung wird hier durch den besondern Nachdruck leicht gerechtfertigt werden. Und wenn der Verf., der die ottave rime sonst so leicht und gefällig zu bauen weiß, dieselbe Freiheit sich noch zwei andre Male erlaubt hat, so wird er auch dieß, durch den Vorgang der Italiener entschuldigen können. Bei'm Tasso findet man selbst die, weit weniger zu billigende zweimalige Wiederholung, und nicht eben immer bei schweren Reimen: z. B. Gerus. Liber. III. 9; XII. 62; XIV. 28.

Doch heißer, als der Durst, der Hitze Qualen,
Brennt dein Gemüth, die heilge Schuld zu zahlen.

Du sä'st und wendest dich; in Zion retten
Willst du die Blinden, ach! sie bindet Wahn;
Verdoppelt hat die Zeit um sie die Ketten;
Hinaus bevor der Rachgier Pfeile nah'n.
Zehnfach geschenkt ist dir in fernen Städten,
Was auf Moria nicht der Kampf gewann.
Das Land am Hermon ist dir zugefallen,
Zur Küste seh ich deine Botschaft wallen.

Und immer weiter ist der Kreis gezogen,
Auf hoher Insel werd' ich dein gewahr,
Da wölbt um Städte sich dein Siegesbogen,
Es stürzt Agraulos gräßlicher Altar,
Es sinkt die Göttin wieder in die Wogen,
Aus deren Schaum die Fabel sie gebar,
Und an der Sinnenlust zerbrochner Wiege
Verbürgt ein fürstlich Haupt noch schön're Siege.

In Hütten streckt die Hand, in Königshallen
Nach deinen Perlen sich und deinem Hort.
Vom Taurus hör' ich dein Gerüchte erschallen
Als einen Engel grüßen sie dich dort;
Hier seh' ich Schaaren dir zu Füßen fallen,
Diana's Zauber weichen deinem Wort,
Und ruhelos im ungestillten Sehnen
Drängt sich zu dir die Blüthe der Hellenen."

. . . .

"Und wie gefüllt für hoher Städte Gründung
Mit reichem Gut in immer weit'rem Bett
Durch ungezählte Lande seiner Mündung
Ein weitgekannter Strom entgegengeht:
So läuft mit weltensegnender Verkündung
Dein Fuß bis er auf Roma's Hügeln steht,
Und um den Riesen, der die Welt bezwungen,
Die ersten Bande deine Hand geschlungen.

Spät, wann gezogen durch die fernsten Gränzen
Das große Band schon Myriaden hält,
Im vollen Tag die Städte blüh'n und glänzen,
Darin dein Arm das Panner aufgestellt,
Die Locken dir gebleicht das Haupt umkränzen,
Pflückst du den Lohn, vom blut'gen Schwert gefällt.
Doch deinen Geist hegt Rom mit deinem Staube,
Und zeitlos strahlt dein Kampf, dein Lauf, dein Glaube."

Unsre Leser werden, nach diesen Proben, über das schöne Talent sich nicht täuschen, das eine in unsern Tagen selten, und noch seltener mit Glück betretene Bahn gewählt, das aber eine umständlichere Kritik weder durch höher gespannte Ansprüche herausfordert, noch sich derselben zu entziehen braucht.

Begründung der Motion des Abgeordneten Welcker, Aufhebung der Censur oder Einführung vollkommener Preßfreiheit betreffend. Wörtlicher Abdruck aus dem Protocoll der fünften öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer vom 24. März 1831. Karlsruhe, Braun.

Welcker's Stimme ward von dem wiederholten Beifallrufen seiner Collegen bedeckt. Aber nicht nur im Sitzungssaale der badischen Kammer — im weiten deutschen Vaterlande hat sein freies Wort einen Enthusiasmus geweckt, der nicht rasten noch ruhen wird, bis das entrissene Recht wieder erkämpft — bis es auf **constitutionellem** Wege erkämpft ist, um nie wieder eingebüßt zu werden.

Seit Monaten lag seine Schrift vor den Augen der Nation. Mehr als zwanzig Journale haben ihre Resultate gebilligt. Keine Stimme hat sich dagegen erhoben. Kann Etwas charakteristischer sein? **Unter der Censur** wird von mehr als zwanzig Journalen das Princip der Censur verworfen, kein einziges versucht es, mit Gründen sie zu vertheidigen. Wo sind die Verfechter der Censur? Wo sind die Wiener Jahrbücher, sonst ehrenwerthe Gegner durch wissenschaftlichen Sinn und würdigen Ton? Wo ist Herr Buchholz, der scharfsichtige, unermüdliche Antagonist des constitutionellen Systems? Kann man den Grund ihres Schweigens verkennen?

. . . . "si Pergama dextrâ
Defendi possent, etiam hac defensa fuissent!"

Die Censur ist also von der intellectuellen, von der moralischen Seite aufgegeben. Man verzweifelt daran, sie vor der Intelligenz und dem sittlichen Gefühl der Nation zu rechtfertigen. Aber von der Staatsgewalt **soll** sie und **darf** sie nicht aufgegeben werden, so lange nicht ein **Preßgesetz** in's Leben gerufen ist, unter dessen Garantieen allein die **Preßfreiheit** bestehen kann. Es wird also Zeit sein, an ein Preßgesetz zu denken.

Welcker hat kurz, und bündig, und männlich gesprochen, wie es einem Volksvertreter geziemt. Wir wollen hier nicht seine Gründe wiederholen — Gründe die hundertmal anderwärts mit siegender Gewalt, und nach dem geringen Maaß unsrer Kräfte auch in diesen Blättern vorgetragen worden sind. Aber es ist uns, in der amtlichen Relation seiner Rede, ein Umstand aufgefallen, den wir nicht verschweigen können. Wir finden darin wörtlich folgende Stelle: —

"Ich greife hin zu einer der neuesten Mannheimer Zeitungen (Nr. 71 vom 12. März). Hier finde ich den Preis des großen Glückes, einem großen Staate, wie Rußland, anzugehören, mit den glänzendsten Farben geschildert. Hiergegen habe ich nichts zu erinnern. Ich finde weiter, daß man die Polen für wahnsinnig hält, daß sie dieses Glücks sich nicht erfreuen wollen. Auch hiergegen erinnere ich nichts . . . . . (Hier ward der Redner unterbrochen vom Staatsrath **Winter**. 'Ich muß bitten, daß der geehrte Herr Redner hier abbricht und diesen Gegenstand nicht weiter verfolgt. Wir leben in einem Augenblicke, wo wir nicht wissen können, welchen Ausgang die Angelegenheiten Europa's nehmen werden. Ich möchte nicht den Vorwurf auf das Land laden, daß wir durch Aeußerungen in dieser Versammlung in Zukunft Nachtheile uns zuziehen, die von unberechenbaren Folgen sein können. Ich erlaube mir daher nochmals, den Redner instländigst zu bitten, über diesen Gegegenstand seine Rede abzubrechen. Ich als Beamter der Regierung, als Diener meines Fürsten, muß es sagen, ich muß es aber auch sagen als Bewohner dieses Landes, der die Folgen davon und alles Uebrige mit seiner Familie zu ertragen haben wird.'"

Sind das die "parlamentarischen Formen" der badischen Kammer? Ist das die Sprache eines Staatsdieners, den Repräsentanten gegenüber? Glücklicherweise wird uns kein Staatsrath in die Rede fallen; und wir haben nicht gehört, daß in den Instructionen der Censur, unter welcher wir schreiben, die Autorität eines badischen Staatsraths für unfehlbar, und seine Aeußerungen über alle Prüfung erhaben erklärt sind. Ist es nicht ein Servilismus, der in eben demselben Maaße die Indignation, wie Welcker's Rede den Beifall aller Hörer und Leser wecken mußte? Wir wissen nicht ob in Karlsruhe ein russischer Gesandter residirt. Aber wenn es der Fall ist: ist es nicht eine Beleidigung gegen den russischen Gesandten, vorauszusetzen, daß er seines kaiserlichen Gebieters Ehre nicht anders zu vertreten wisse, als wenn die Redefreiheit auf solche Weise bei unverfänglichen und unvollendeten Phrasen verhöhnt wird? Der sehr ehrenwerthe Staatsrath, hält er denn die badischen Abgeordneten für die Heloten einer fremden Macht? Hält, fragen wir, der sehr ehrenwerthe Herr den "russischen Koloß" für einen Menschenfresser, für einen andern Polyphem, der zuvörderst den Professor Welcker verspeisen wird, sodann die übrige Kammer, sammt Weib und Kind, und zuletzt, vielleicht zum Dank für seine Loyalität, den loyalsten aller Staatsräthe, "mit seiner Familie"? Eins ist klar; wenn eine Beleidigung der russischen Regierung hier Statt fand (und schwerlich kümmert man in St. Petersburg sich sehr um die badischen Protocolle, noch weniger wird man wohl darüber Baden feindlich überziehen, daß ein Professor meint, die Polen seien nicht toll) aber wenn eine Beleidigung Statt fand, so war es nicht von Seiten des ehrenwerthen Abgeordneten, sondern von Seiten des sehr ehrenwerthen Staatsrathes. Wir müssen uns sehr täuschen, wenn nicht von mehr als **einer** Tribüne Welcker's Wort wiederhallen wird: — "Fünfzehn Jahre haben wir geharrt auf die Verwirklichung des heiligverheißenen politischen Rechtes. Als Stellvertreter eines braven deutschen Volkes, wage ich es nicht auszusprechen, daß ich länger harren will."

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

48. Hamburg. Montag, den 30. May. **1831.**

Inhalt.

Der Völkerfrühling und seine Verkünder. Frühlingsgruß an Deutschlands Redner von Jordanus Brunow. Nürnberg, 1831. Hoffmann u. Campe. 84 S. 8.

Wer sind die Verkünder des Völkerfrühlings? Antwort: Heine, Börne und Weitzel; Börne, Heine und Weitzel; Weitzel, Heine und Börne. Es giebt noch sechs andre Ausdrücke für dieselbe erhabene Wahrheit: unsere Leser werden sie, nach den wandellosen Gesetzen der mathematischen Permutation, leicht ergänzen; und die Hauptresultate der Schrift werden vor ihnen zu Tage liegen. Wie man zu diesen Resultaten gelangt, mag die Stelle zeigen, mit welcher der Frühlingsgruß anhebt: —

"Es giebt eine Sache, welche aus dem Meinungskampf auf Tod und Leben mit herkulischer Kraft sich emporwindet, und mit unwiderstehlicher Gewalt der Herzen aller Hochgesinnten sich bemächtigt. Es ist die Sache der Freiheit im Staate und der Gleichheit vor dem Gesetz.

"Es giebt ein Land, dessen Eingeborene die Fesseln sprengten, worin der Geist geschlagen, das Götzenbild einer von Gott geheiligten Tyrannei stürzten, die Souverainetät des Volks predigten, und statt der angeborenen Privilegien und Feudalrechte die Zauberworte Freiheit und Gleichheit um des Herrschers Thron stellten, als die besten Beschützer des liberalen Königthums. Dies Land ist Frankreich.

"Und einen Jüngling giebt's im deutschen Vaterlande, der, jüngst zum Manne gereift, jene Sache und jenes Land mit glühendem Enthusiasmus gepriesen und muthig es ausgesprochen: sein Streben sei's, sein geliebtes Volk zu erheben durch die Gewalt seines Wortes, um es in Grundsätzen und Gesinnungen dem nachbarlichen Volk entgegenzuführen, zu Bruderkuß und gleicher Thatkraft. Dieser Jüngling-Mann ist Heine, und das kühne Wort waltet in den Nachträgen zu den Reisebildern."

Es ist ganz gewiß nicht eine Buchhändleranzeige, die wir unsern Lesern vorgelegt haben: es ist die Stelle, mit welcher der Frühlingsgruß anhebt. Aber der Redner weiß noch Größeres von dem Gegenstand seiner Verehrung zu vermelden. "Pfeile vernichtenden Witzes schleudern dem gefeierten britischen Glückshelden die usurpirte Krone des Ruhmes vom Rumpf, zu der ihm das Haupt nicht gewachsen." Da haben wir's. Lange, lange hatten wir's geahnt, und die schüchterne Ahnung verschwiegen. Einem kühneren Redner war es vorbehalten, sie vor dem staunenden Volk auszusprechen. Der Herzog von Wellington ist gestürzt worden durch die Nachträge zu den Reisebildern. Daß nur das Glück ihn zum Helden gemacht — zum Sieger des Weltbesiegers — wer wird es bezweifeln? Heine hat es gesagt — Er selbst hat es gesagt — die Sonne des Völkerfrühlings hat es in den Nachträgen zu den Reisebildern verkündet.

"Sol tibi signa dabit — falsum quis dicere solem Audeat?" ... .

Heine spricht von Aufopferungen. Der Verf. nimmt es sehr übel, daß man sie bezweifelt hat. Was Er "im Kreise der Nächsten und Nahen vielleicht solchen Tendenzen für Opfer bringt," darüber will der bescheidene Verf. nicht urtheilen: aber "es wird Jedem einleuchten, daß Heine, wenn er dem Industriellen im Fache der Literatur sich anschließen wollte, was selbst Bessere nicht verschmähen, unbestritten größere Vortheile aus seinem schriftstellerischen Talente zu ziehen im Stande wäre." Es ist ungemein delicat, von solchen Dingen das Publicum zu unterhalten. Aber noch viel zarter ist das Folgende: — "Heine ist zum Manne gereift. Freud und Leid früher Jugendtage vergißt er, und die Nachwehen eines seltsamen Liebesgeschicks, um mit der ganzen Kraft seiner hinreißenden Diction und der Gluth einer bisher an ihm ungewohnten edlen Begeisterung, das Wort zu führen für eine Sache, die mit solcher Geistesallgewalt und so unumwunden zu vertreten, in jetziger Zeit so schön ist, als muthig und gefährlich."

Das ist denn doch ein klein wenig zu toll. Entweder der Verf. ist wirklich Heine's Vertrauter: und dann begeht er eine große Indiscretion; oder er ist es nicht: und dann begeht er eine große Impertinenz.

Wenn Etwas den schlechten Geschmack entschuldigen kann, mit welchem der Verf. seine Lobreden auf bekannte deutsche Schriftsteller dem Publicum vorträgt, gleich als wär' er der Einzige, der ihren Werth erkannt, und als wär' er berufen, ihnen als den großen Propheten den Weg zu bahnen in ungläubiger Zeit — wenn Etwas die lächerliche fixe Idee des Verf. entschuldigen kann, so ist es seine Ehelichkeit. Seine Empfindungen sind nicht affectirt. Sein Ausdruck trägt das volle Gepräge der pausbackigen Natürlichkeit. Er ist wirklich außer sich über den Nachträgen zu den Reisebildern. Wenn er die Wirkung solcher Schriften überschätzt, so ist es, weil sein Gefühl dadurch überwältigt worden, weil er mit den Fortschritten und den Eigenthümlichkeiten der liberalen Tendenz in andern Ländern nicht vertraut genug ist. Die Schwächen der Reisebilder kann er nicht bemerken, weil er selbst offenbar zu wenig sich mit der Geschichte bekannt gemacht hat. Die Sorglosigkeit, mit welcher der geistreiche Verf. in den Nachträgen die Zeiten, die Verhältnisse, die Charaktere vermengt, wenn er von der Revolution spricht, diese Sorglosigkeit konnte unserm Verf. nicht auffallen. Er selbst lobpreiset auf dieselbe Weise. Die Adoration für Napoleon stört ihn auch nicht. Sie beruht gewiß nicht auf serviler Gesinnung: aber er gefällt sich darin, mit seinem gleichfalls angebeteten Meister die Geschichte zu ignoriren. Unsre Liberalen haben ein ungemeines Talent für das Kniebeugen. Sie sind Virtuosen in aller Art der orientalischen Verehrung. Sie werden ordentlich gerührt, wenn sie erzählen, wie sie ihre Andacht an dem Grabe des Gewaltherrschers verrichten. Unser Verfasser sagt von Heine: "Gebeugten Knies legt auch hier der Verf. einen duftenden Kranz auf das Grab von St. Helena nieder, und in der Ferne glaubt man den schauerlich erhabenen Trommelschlag des Monsieur Legrand zu vernehmen........" O die bedeutungsvollen acht Puncte! Eine ganze Seelenmesse liegt in diesen bedeutungsvollen acht Puncten. Sie bezeichnen den completen Generalbaß des Liberalismus. Wir möchten aber doch rathen, daß die Herren es versuchen möchten, sich gefälligst auf den Beinen zu erhalten, anstatt allerwege in die Kniee zu sinken. Man

sagt, es kämpfe sich besser, wenn man hübsch fest auf den Beinen steht.

Wir haben die ehrliche Gesinnung des Verfassers anerkannt. Wir müssen mehr thun: wir müssen anerkennen, daß er sich die Mühe genommen hat, seine drei Heroen zu studiren, und ihre Eigenthümlichkeiten gegen einander zu halten. Schade, daß er sich nicht frei machen kann von Bombast: denn seine Vergleichung ist gar nicht uneben, wenn man sich nur bequemen will, die ungezügelte Sprache der allerunterthänigsten Bewunderung einigermaaßen gemäßigt zu denken. Lassen wir den Verf. reden: —

"Börne, Heine, Weitzel. Den Kopf tragen sie hoch alle drei. Schön wäre der Bund, schön das gegenseitige Verhältniß. Der Eine tobt noch im Uebermuth ungezügelter Jugendkraft; die Andern stehen ernst und nachdenkend ihm zur Seite, und auf ihrer Stirn steht geschrieben die Lehre des Lebens und der Erfahrung. Heine, mit der Waffe des ernsten Worts, sowie des vernichtenden Hohns, greift rücksichtslos alles an, was in seinen Augen nicht Gewicht und Maaß der Vernunft hält. Börne achtet den Glauben Aller und duldet unschädliche Vorurtheile. Weitzel verwirft in der reingeistigen Welt Maaß und Gewicht, und heiligt sogar Vorurtheile sobald sie den Menschen beglücken. Ja es giebt für ihn, selbst in der Moral und Religion, keine Irrthümer und Vorurtheile, als die den Menschen unglücklicher und böser machen. Das ist ein edler, aber auch gefährlicher Glaube für unsre Zeit, wo die Gewaltigen jeden Irrthum und jedes Vorurtheil geschäftig benutzen, um Geistesfesseln daraus zu schmieden. Heine und Börne nützen der Zeit, Weitzel wird es dereinst. Was dieser, gleich Rousseau, mit gewaltiger Faust ergreift, wähnt er mit einem einzigen Händedruck zu zermalmen, und schleudert es, in seinem Unmuthe, weit von sich. Giftschlangen aber haben ein zähes Leben; das wissen jene zwei besser, und zerreiben drum, wie Voltaire, alles, was sie erfassen, so lange, bis es in Fetzen oder Staub zerfällt. Diese reuten mühsam den Boden aus, den jener zu frühzeitig mit edler Aussaat bestreut; sie lichten den Wald, der seine schönsten Anpflanzungen im Keim ersticken würde.

"Heine's Styl hat zwar Familienähnlichkeit mit Börne's; Börne's Schreibart trifft zuweilen mit Weitzels Styl zusammen, wiewohl dieser weder dem Einen, noch dem Andern ähnelt; indeß trägt jeder seinen ganz eigenthümlichen Charakter an der Stirn, im Worte sowohl als selbst in der Anschauung. Wenn die Menschheit mit dem leidenden Angesicht auftritt, und den flehenden Blick aussendet, scheint Heine ihrer zu spotten und wird selten gerührt; Börne ergrimmt, und verbirgt seine Rührung; Weitzel schämt sich der seinigen nicht, noch der Wehmuth, in welche sich sein Unwille nicht selten auflöst. Der Eine sieht um sich, erspäht mit scharfem Auge Schwächen und Gebrechen der Menschen und des bürgerlichen Lebens, und schlägt keck und unbarmherzig in die wunden Flecke; er ist der Mann der Gegenwart. Der Andere sieht vor sich, er erschaut die Zukunft, sein Blick ist schnell und bohrend, und wenn er den Arm erhebt, erzittern knechtische Seelen am Throne und unter dem Throne. Der Dritte, mit gesenktem Schwert, wendet den Blick von der Weltbühne ab auf die ferne Vergangenheit, und nährt an Bildern düstrer Abgeschiedenheit mit Schwermuth sein großes Herz. Börne ruft zur Schlacht; Heine stürzt hinein mit Schwert und Dolch; Weitzel schleudert Speere in das Gewühl, aber hat den Glauben an den Sieg verloren. Heine zerschmettert wie der Blitz; Börne erhellt und erfrischt wie nächtlich Wetterleuchten; Weitzel zürnt wie fernhin schwindendes Donnerrollen. Redet der Erste, so fürchtet und bewundert man; man athmet auf und hofft, sobald der Zweite, man ist erschüttert, wenn der Dritte spricht. So wie die beiden ersten Stimmen erschallen, erblicken wir hier die Gegenwart unter ihrer verzerrten grinsenden Larve aus Erhabenem und Gemeinem, aus Großem und Anekelndem zusammengeflickt; dort die Gegenwart, die Larve wegwerfend, ernst auf die ernste Zukunft weisend. Wenn die letzte der Stimmen hallt, dann steigen die Geister vergangener Größe aus dem Schutt ihrer Denkmahle, und ziehen in stummer Beredsamkeit vorüber. . . . . ."

Das Wesentliche freilich ließe sich in weit einfacheren Worten zusammenfassen. Heine ist bei Weitem der Geistreichste, Börne der Gewandteste von den Dreien: Weitzel hat am meisten politische Erfahrung.

Der Verf. hat den frommen Wunsch, den er nach seiner Art etwas zudringlich zu erkennen giebt, die Drei möchten sich doch verbünden, um gemeinsam zu wirken. Man wird es gänzlich dem Ermessen der geschätzten Schriftsteller anheimstellen müssen, ob es ihnen gefallen wird, der Aufforderung Folge zu leisten. An und für sich ist es ganz gut, wenn der Verf. sagt: — "In dieser Zeit eben, wo Deutschland auf dem Pfade ruhiger Besonnenheit friedlich zu erlangen vermag, was Frankreich auf dem Wege blutiger Erkämpfung erringen mußte, ergeht an die Besseren ein Aufruf, durch die Kraft des Wortes im deutschen Vaterlande zu bewirken, was die Franzosen durch die Gewalt des Schwertes erzwangen." Aber bis jetzt hat es in Deutschland mit den Verbindungen der Liberalen unter sich nicht gelingen wollen. Wir haben noch kein Journal, das bei der Mitwirkung mehrerer Mitarbeiter eine entschiedene Farbe behauptet hat. Glücklicher Weise wird die gute Sache gefördert, auch ohne solche Verbindungen. Am wenigsten dürfte es zu erwarten sein, daß ein gewisses Maaß von Originalität, das sicher Keinem der drei Heroen des Verf. abgesprochen werden wird, sich in der genauen Anschließung an fremdes Wirken gefallen würde. Wenn der Verf. eine ehrende Parallele für die Drei gesucht hätte, so würde sich keine glücklichere dargeboten haben, als sie mit Paul Louis Courrier zu vergleichen. Seit Voltaire hat Keiner mit so schlagender Satyre geschrieben, wie Courrier: und Courrier hat mehr Wärme. Aber Courrier stand allein.

Der Verf. hat einen Commentar geliefert über Mirabeau's Wort: "La révolution fera le tour du monde." Sein Commentar ist äußerst gloriös. Mirabeau selbst, der solche Worte in Augenblicken der Erhebung zu sagen pflegte, war zu andern Zeiten unentschieden, unruhig, beinahe mißtrauisch: persönliches Mißverstehen kam hinzu: und kein Redner war vielleicht weniger gemacht, als Mirabeau, mit dem vollen Strom der Revolution zu schwimmen.*) Man thut wohl, sich nicht auf ihn zu berufen, wenn man die Revolution will, die ganze Revolution, Nichts als die Revolution.

Der Verf. hat sich damit amüsirt, den Namen eines berühmten Philosophen und Märtyrers für seine Ueberzeugung anzunehmen und zu germanisiren. Es ist ein harmloses Vergnügen — und harmlos wie seine Schrift ist, mag er auch sicher sein, daß er das beklagenswerthe Loos jenes Mannes nicht theilen wird. Uebrigens scheint er sich ein Exempel an Giordano

*) Wir wollen nicht von dem Argwohn reden, der besonders durch Ferrière's Memoiren auf ihn geworfen, und, soviel uns bekannt, niemals ganz von ihm entfernt worden ist. Aber man muß seine eigne merkwürdigste Rede lesen, über das Recht der Kriegs- und Friedenserklärung. L'espérance a aussi son fanatisme, sagte er, als man erwartete, alle Völker würden sich zur Gründung des tausendjährigen Reiches vereinigen. Noch entschiedener als selbst Cazalès, dem man die Aeußerung so sehr verargt, bestand er auf der Behauptung, daß Nationalversammlungen, daß freie Nationen geneigter seien, aus Leidenschaft den Krieg zu machen, als die Könige es sind. "On vous l'a déjà dit, messieurs, voyez les peuples libres; c'est par des guerres plus ambitieuses, plus barbares, qu'ils se sont toujours distingués." Bei derselben Gelegenheit sprach er das bitterste Wort, mit welchem jemals die Volksleidenschaft angeklagt worden: "Et moi aussi, on voulait, il y a peu de jours, me porter en triomphe, et maintenant l'on crie dans les rues, *La grand trahison du comte de Mirabeau* . . . . . Je n'avais pas besoin de cette leçon pour savoir qu'il est peu de distance du Capitole à la roche Tarpéienne."

Bruno genommen zu haben — denn man darf ja voraussetzen, daß er mit den Schriften Desselben vertraut ist. Bruno's Schwäche war eine gränzenlose Ruhmredigkeit. Der Verf. bescheidet sich, wenn Heine, Börne und Weitzel die Trümmer der Kerker niederreißen, "den Schutt zu räumen, und den Boden zu säubern, im Schweiße seines Angesichts." "Legt an die Hand an das Gebäude, das Ihr der erhöhten Menschennatur zu bauen gedenkt, und ich will Euch die Materialien zutragen, unverdrossen und mit ununterbrochener Anstrengung." Diese Bescheidenheit erinnert doch gar zu sehr an Schiller's "Wenn die Könige bau'n u. s. w."

Auch die Unklarheit Bruno's möge dieser zweite Bruno vermeiden lernen. Sein Vorgänger gefiel sich in der Idee, die Menschheit zu emancipiren: aber er war es auch zufrieden, wenn nur er selbst am Ende sich emancipirt dünkte. *) Vor allen Dingen aber möge er die Geschichte studiren, und in praktischen Verhältnissen heimisch werden. Es frommt nicht, mit einem aus der zweiten Hand entlehnten Enthusiasmus zu debütiren, und das Publicum von Schriftstellern zu unterhalten, die es kennt und liest und schätzt. Will er sich nach Denselben bilden, gut; —

"Ein Jeder muß sich seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet." —

Aber es giebt unter den Freiheitsrednern ältere Muster, nach denen man sich bilden kann, als Heine, Börne und Weitzel; und es wird den Völkerfrühling nicht verspäten, wenn nicht alle Liberalen ihre Uebungsstücke drucken lassen.

Petronella, die polnische Einsiedlerin auf dem Annaberge in Ober-Schlesien. Historische Erzählung aus der Zeit der letzten Unruhen in Polen. Von Daniel Dittmann. Erster Theil. Leipzig, 1831. Wolbrecht. 268 S. 8.

Unter den letzten sind nicht etwa die neuesten, sondern es sind die "alten neuen" Unruhen verstanden, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Auch ist es nothwendig, zu bemerken, daß eine historische Erzählung nicht soviel sagen will, als ein Roman oder eine Novelle; sondern es ist vielmehr eine zerstückte historische Dissertation; die Erzählung selbst, die von der schönen Büßerin in einem Athem vorgetragen wird, ist eine ziemlich gewöhnliche Verführungsgeschichte, das Werk einer alten, bösen Tante, welche die Sitten des Jahrhunderts Ludwigs XIV. repräsentiren soll. Es ist wirklich Schade, daß der Verf. sich nicht entschließen konnte, die von ihm gesammelten Materialien einem unterhaltenderen Buche einzuverleiben. Indessen ist es doch der Mühe werth, sich unter den eingestreuten historischen Bemerkungen etwas umzusehen.

Der Verf. ist offenbar sehr unbekümmert dabei, ob man einen günstigen oder ungünstigen Begriff vom polnischen Nationalcharakter sich bildet. Einige Stellen beweisen, daß er bemüht war, besonders den Hang zu Gasconnaden hervorzuheben, dessen man die Polen so häufig beschuldigen hört, während er ihnen die wirkliche Thatkraft abzusprechen scheint.

Ein ausgewanderter französischer Abbé erzählt, wie die sogenannten polnischen Patrioten, nach einer feierlichen Erklärung, "Keiner von ihnen werde zugeben, daß die Gränzen Polens angerührt würden" sich den Pariser Jacobinern in die Arme geworfen. Dieser Widerspruch wird dann commentirt, und es werden erbauliche Geschichten von dem Reichstag zu Grodno erzählt.

"Es fehlte nicht an Einzelnen, welche den König angingen, er möchte sich selbst kräftig erklären gegen jede fremde Einmischung; allein unser französischer Berichterstatter lobte sehr die Antwort des Königs, welcher sagte: 'Nach dem, was bisher geschehen, nach den geringen Kräften, welche wir entwickelt hatten, nach der wenigen Zuverlässigkeit, mit der ich auf die hochtrabenden Worte rechnen kann, würde jede solche Erklärung von mir als eine leere Rodomontade erscheinen; ich weiß, daß sich meine Landsleute in solcher gefallen; aber ich kenne meine Polen!'

"Diese Worte wurden dem Könige sehr verargt, da der Pole viel auf schöne Worte hält, und die nackte Wahrheit gleich dem Feuer scheut; allein als am 17. Juni 1793 der Reichstag zu Grodno zusammengetreten war, blieb es doch bei leeren Worten. Auf die Anforderungen des russischen Gesandten Sievers, und des preußischen v. Buchholz hörte man in der Versammlung der Stellvertreter der Nation: 'Man droht uns mit Sibirien! Wohl wir gehen dahin, und unsre Tugend soll dort unsre Feinde erbleichen machen! Alles auf! fort nach Sibirien!!!' Und Kanski rief gleich einem Brutus: 'Wenn einer in der Versammlung ist, der das Ansinnen der fremden Mächte genehmigen will, so werde ich der Erste sein, der ihm zeigen wird, welches Loos der Verräther verdient!'

"Doch die Worte des Königs hatten sich bestätigt; schon am 25. Septbr. 1793 war der zweite Theilungsact von Polen vollzogen. Ein Paar Bataillone Russen und die Anwesenheit des Generals Rautenfeld hatte hingereicht, die Genehmigung zu erzwingen, ohne daß Kanski sich beikommen ließ, die Verräther zu bestrafen, die nach und nach anfingen, zur Annahme der vorzüglichsten Bedingungen zu rathen, nachdem man die künftigen Landboten Krasnodemski, Szydlowski, Mikorski und Skarzynski hatte verhaften lassen. Unserem französischen Berichterstatter, obwohl an Theatercoups hinreichend in seinem Vaterlande gewöhnt, war besonders die Art aufgefallen, wie die Versammlung der Landboten sich verwahren wollte vor dem Vorwurf, daß sie sich habe einschüchtern lassen. Er erzählte:

"'General Rautenfeld wollte durch seine persönliche Anwesenheit die Annahme der gemachten Bedingungen beschleunigen. Allein man hatte sich verabredet, kein Wort zu sprechen. So saß die schweigende Versammlung, wie die Senatoren bei dem Einzuge der Gallier in Rom, ohne ein Glied zu rühren, bis Morgens 3 Uhr, wo der russische General ungeduldig ward und hinausging, um diesem stummen Spiel ein Ende zu machen. Da machte der Landbote Ankwicz den Vorschlag, wie man den fremden Anforderungen nachgeben könne, ohne daß Jemand nothwendig habe, seine Meinung auszusprechen. Demgemäß fragte der Reichstags-Marschall Bielinski drei Mal mit lauter Stimme, ob man den Vertrag genehmigen wolle? Niemand antwortete auf diese dreimal wiederholte Frage, und so erklärte der Marschall, daß dies für einstimmige Genehmigung anzusehen und demgemäß der Vorschlag unterzeichnet werden könne. Wenn man dagegen in unserm Frankreich,' schloß der Abbé, 'Tausende mit Heldenmuth ihre Meinung noch unter der Guillotine vertheidigen sieht, so muß man gestehen, daß das Betragen des Reichstags in Grodno zeigt, wie eine Nation sich selbst vernichtet hat, die solche Stellvertreter wählt.'"

Schwerlich wird Jemand so große Worte und so kleinliche Handlungen rechtfertigen wollen. Aber wenn man nicht ganz einseitig urtheilen will, so muß man in Erwägung ziehen, daß dem Verf. so wenig als dem Abbé das Anschließen an die Jacobiner einleuchten mag, und daß dennoch die Idee, an das freie Frankreich sich zu lehnen, näher lag als jede andre. Dort waren wenigstens Grundsätze ausgesprochen wer-

*) Man sehe die wunderlichen Verse in der Einleitung des Buches: De Monade etc.; —

"Non curamus stultorum quid opinio
De nobis serat, aut queis dignetur sedibus:
Alis ascendimus sursum melioribus:
Quid nubes ultra, ventorum ultra est semitas,
Vidimus, quantum satis est.
Procedat nudus, quem non ornant nebulæ,
Sol; non conveniunt quadrupedum phaleræ
Humano dorso. Porro veri species
Quæsita, inventa, et patefacta me efferat,
Etsi nullus intelligat."

den, von welchen einige Achtung für die Selbständigkeit der Nationen, und glühender Haß gegen die verrätherische Diplomatie des Tages zu erwarten war. Wir sind weit entfernt, die Berufung einer fremden Macht zur Ordnung der vaterländischen Angelegenheiten, zur Bekämpfung einer im Innern feindseligen Partei zu billigen. In den Fällen wo sie kein Verbrechen ausmacht, ist sie doch ein großer politischer Irrthum. Aber dieser Irrthum kann verzeihlich sein. Wenn den Fußstapfen einer wohlgesinnten Partei die Verzweiflung folgt, so wird die Verblendung des Augenblicks den Irrthum entschuldigen können. Ein weit schwererer Irrthum war es, von Rußland in jenen Zeiten gute Treue, und ein aufrichtiges Interesse an der Wiederherstellung der polnischen Angelegenheiten zu erwarten. Aber so ist es: einmal getäuscht, wirft man sich nur zu leicht, um der ersten Täuschung zu entgehen, der zweiten in die Arme.

Man muß aber auch erwägen, daß nicht alle Patrioten so große Worte und so geringen Muth sich zu Schulden kommen ließen. Es ist eine Beleidigung des Nationalcharakters, Anekdötchen im Geschmack des Verfassers zu erzählen, und von Kosziusko und seinen Braven zu schweigen. —

In der folgenden Stelle scheint uns wiederum eine große Ungerechtigkeit zu liegen: —

„Rußland war seit 1787 mit den Türken in Krieg verwickelt, woran auch Oesterreich Theil nahm. Der größte Theil der Polen hielt es jetzt für angemessen, seinen alten Bundesgenossen, den Türken, zu Hülfe zu eilen; Schweden, Preußen und Holland waren auf Seiten der Polen und der Erfolg nicht zu bezweifeln. Katharina suchte auf der andern Seite ein Bündniß mit Polen. Allein statt einen entscheidenden Schritt zu thun, zeigte Polen hier als Reich, das, was in dem Charakter des einzelnen Polen so gewöhnlich ist. Es ist nämlich selten möglich, von den Polen eine bestimmte Erklärung zu erhalten. Ein bestimmtes Ja! oder Nein! wird man schwer von ihnen hören. Dazu kömmt das den ungebildeten Nationen eigene Mißtrauen gegen den in der Geistesbildung Vorgeschrittenen; stets glaubt der Pole das Gegentheil von dem wählen zu müssen, was ihm vorgeschlagen wird. Wenn man daher mit dem Polen in Geschäften nicht fertig werden kann; so darf man ihm nur beide Fälle vorlegen und ihm überlassen, selbst zu wählen; so sagt er gewöhnlich, daß er vorziehe, man wähle selbst; dann ist er gleich bereit, alle Schwierigkeiten wider das Gegentheil aufzuzählen, und man kommt am Ende dahin, daß er sich gerade für das entscheidet, was man selbst gewählt hat, weil er glaubt, dieß müsse doch das Bessere sein."

Es ist lächerlich, von den Polen als von einer ungebildeten Nation zu reden, dem Rußland von 1787 gegenüber. Wenn die Diplomatie der Kaiserin Katharina die Bildung ausmacht, große Ehre für die Nation, die einer solchen Bildung sich berühmen kann! Nichts gebildeter, als Aesop's Löwe bei der famösen Theilung der Beute. Die unglückliche Unentschlossenheit der Polen erklärt sich Jedem, der sich an die Parteien erinnern will, von welchen das Land zerrissen war, und durch welche die Einheit, und mit der Einheit die Existenz verloren ging. Wenn im Verlauf langer Leiden nicht jede Lehre spurlos an dem Sinn der Besseren vorüberging, so wird alles Mißgeschick und alle Ungeschicklichkeit jener Tage kein ungünstiges Vorurtheil gegen die Kämpfer begründen, die jetzt der Uebermacht Trotz bieten. —

Die folgende Beschreibung, im Munde einer polnischen Fürstentochter, giebt ein ziemlich lebhaftes Bild von den Verhältnissen des polnischen Adels: —

„Uebrigens war unser ländlicher Aufenthalt keineswegs ein von der Welt abgeschiedener zu nennen. Abgesehen davon, daß unser Haus stets der Aufenthalt von mehreren Verwandten war, welche den Familienkreis selbst schon sehr zahlreich machten; so ward besonders bei uns die Art der geräuschvollen Gastfreiheit geübt, welche ein Mann, wie mein Vater, der sich einen bedeutenden Anhang verschaffen wollte, nicht vernachlässigen konnte. Den einen Tag kamen auf einmal 20 bis 30 Wagen oder Schlitten voll Gäste an. Der Hausherr ging ihnen bis auf die über den Schloßgraben führende Brücke entgegen, die Frau vom Hause erwartete die Frauen unter den Säulen des Portals, und Alles verbreitete sich sogleich freundlich bewillkommnet in den geräumigen Zimmern, welche der kostbarste Hausrath verzierte, der aber manches in Ansehung der Ordnung vermissen ließ, die ich bei Ihnen, meine Freundin, finde. Bald wurden die feurigsten Weine herumgereicht, und vorgelegt, was die Tageszeit selbst erforderte, das Haus lieferte und die Jahreszeit, wozu die Köche ein- für allemal angewiesen waren. Unterdeß verbreitete sich die mitgekommene Dienerschaft von dem Stensen, einer Art Hausknecht, angeführt, in den das Schloß umgebenden kleinen Häusern oder Pavillons, Officinen genannt, welche zur Beherbergung fremder Gäste bestimmt sind. Da Jeder seine Betten mitbringt, ist in diesen Zimmern gewöhnlich nichts als eine Bettstelle, und wenn diese nicht ausreichen, wird auf die Dielen gebettet, auf denen gewöhnlich auch die weibliche Dienerschaft Raum findet, die männliche Dienerschaft nicht selten in demselben Zimmer, wo die Herrschaft schläft, welche letztere ohnehin die ganze Nacht angekleidet bleibt, um des Dienstes des Herrn oder der Frau gewärtig zu sein. Was zur Bedienung der Pferde gehört, bleibt bei diesen, entweder in einem leeren Stalle, oder, wo kein Raum mehr ist, unter freiem Himmel, das Wetter sei wie es wolle.

„Der Sinn für Gastlichkeit war auch in dem Hause meiner Aeltern so groß, daß weder Unbequemlichkeit noch das Bewußtsein gescheut ward, es müsse an etwas fehlen. So weiß ich mich noch zu erinnern, daß einst bei einem solchen Ueberfall von vielen Gästen, mehrere Gerichte nicht für alle zureichten, so wie auch, obwohl wir sonst sehr gut möblirt waren, bei dem Mangel an Stühlen in hinreichender Anzahl ein Brett von einem Stuhl zum andern gelegt ward, um der vornehmsten Gesellschaft an einem reich besetzten Tische ganz anspruchlosen Platz zu verschaffen. Bei Tische ward stark getrunken und sehr oft über den Durst; doch selbst wenn ganz entgegengesetzte politische Parteien sich bei dem Glase trafen, war gewöhnlich aller Zwist vergessen, und Gesundheiten, Freundschafts-Versicherungen und zärtliche Umarmungen waren gewöhnlich die Aeußerungen des Uebermaaßes. Daß die Unterhaltung dabei mitunter etwas laut war, ist natürlich, und unangenehm natürlich für die Frauen, daß bisweilen Aeußerungen vorkamen, welche ihrer Anwesenheit nicht angemessen waren.

„War das Haus auf diese Weise einige Tage gefüllt gewesen und der Vorschlag hatte Beifall gefunden, einen andern Freund zu überfallen; so machten sich meine Eltern mit ihren Gästen plötzlich auf und bleiben aus, so lange es ihnen dort oder in den andern Häusern gefiel, wohin sie etwa noch weiter mitgezogen waren. Zu Hause war gewöhnlich nichts zu versäumen, die Feldwirthschaft hatte ein Jude gepachtet, die Brennereien ebenfalls, die Potaschsiedereien, die Köhlereien und andre Einkünfte, gewöhnlich auch; oder besondere Beamte hatten ihr angewiesenes Departement, und im Hauswesen war alles vollauf, daher Mangel an Ordnung weniger zu bemerken. Es ging freilich viel auf, allein auch die Einkünfte waren bedeutend; denn für ein polnisches Schloß müssen oft Tausende von Bauern arbeiten. Das Kostbarste aber ist die Handarbeit, und gerade diese kostet bei uns wenig oder gar nichts. Darum bleibt dem polnischen Edelmann, wenn er auch noch so sehr verschuldet ist, stets ein großes Capital, wenn er nur viele Bauern hat. Der Bauer aber weiß nicht anders, als daß er zum Dienst des Edelmanns bestimmt ist; beinah wie bei Ihnen hier in Oberschlesien, wo der Bauer schon von weitem seine Mütze abnimmt, wenn er einem anständig gekleideten Menschen begegnet. Ich war daher auch in meinen Kinderjahren der Meinung, daß der Bauer ein Wesen ganz anderer Art wäre,

als die Gesellschaft, welche ich täglich sah, da ich gewöhnt war, ein gutes Pferd weit höher achten zu sehen, als einen Bauer.

"Mein Vater machte darin keinen Unterschied, obwohl er oft äußerte, daß er dies Verhältniß in andern Ländern ganz anders gefunden; daß aber eine solche Verfassung der Bauern nothwendig sei in einem Lande, wo der Adel zu regieren berufen sei. Der Bauer müsse in dem Edelmann seinen König sehen, dann könne der Edelmann nöthigenfalls der Krone selbst die Spitze bieten. Doch als König würde er den Bauern ihre alten Rechte wiedergeben, die der Adel ihnen geraubt. Mein Vater sah wohl ein, daß eine aufgeklärte Nation es mehr mit dem Könige, als mit dem Adel halten würde, da sie unter dem einen Herrn glücklicher sein müsse, als unter vielen. Dies waren auch die Gesinnungen der meisten Vaterlandsfreunde, zu denen die gebildetsten Familien des Landes gehörten. Sie fanden aber ihre größten Widersacher in dem rohen Theile des Adels, welcher die alte Unterdrückung vorzog und von keinem Opfer etwas wissen wollte, daher vorzog, zur russischen Partei zu gehören, welche überhaupt damals die mächtigere war."

Den Verhältnissen der Bauern zu den Gutsbesitzern hat der Verf. eine lobenswerthe Aufmerksamkeit zugewendet. Er contrastirt die slavische und deutsche Leibeigenschaft: —

"Wir finden überall zwei Classen von Leibeigenschaft, die slavische und deutsche; erstere, als die strengere, ist ohne erblichen Besitz der Ländereі. Der Bauer ward von der Gutsherrschaft nach Gutbefinden auf den Hof gesetzt, und mußte früher ihn willkürlich verlassen und einem Andern Platz machen, wenn es der Gutsherr verlangte. Späterhin hatte er, bei einer vorwurfsfreien Bewirthschaftung, das Recht des lebenslänglichen Nießbrauchs erlangt, ohne daß jedoch seine Erben auf den Besitz des Hofes Anspruch machen konnten. Die mildere deutsche Leibeigenschaft gewährte dem Bauer wenigstens die Hoffnung, daß seine Kinder den Hof ihrer Aeltern, wie sie, besitzen würden, und hierin liegt der Hauptunterschied zwischen beiden Arten der Leibeigenschaft. In allen Ländern, wo das Volk slavischen Stammes war, fand sich die erstere; da, wo die deutsche Nation die Mehrzahl ausmachte, war die letzte Leibeigenschaft vorherrschend. Armuth herrschte überall, wo diese Art von Eigenbehörigkeit statt fand, denn der Bauer, welcher kein Eigenthum und keine Hoffnung hatte, sein Gut seinen Kindern zu hinterlassen, that auch nichts für die Verbesserung desselben; da er täglich dienen mußte und nicht Zeit behielt, für sich etwas zu erwerben, so versank er auch in eine Art von Stumpfsinn, der ihn gegen jeden Wohlstand gleichgültig machte."

Mit besonderer Liebe verweilt der Verf. bei den Verbesserungen, welche die preußische Regierung in ihren eigenen sowohl als in den "acquirirten" polnischen Provinzen einführte. Zugleich erinnert er an den früheren Zustand polnischer Bildung, an die glückliche Freiheit der Landbauer unter Casimir dem Großen, und die Rückschritte, die das Land seit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gemacht.

Die Warschauer Journale reden jetzt täglich von der Sympathie der europäischen Völker für ihren Befreiungskampf. Sie haben ein Recht, davon zu reden: denn wenn je ein ganzer Welttheil seine Bewunderung einer Nation zollte, so ist hier der Fall eingetreten. Aber laßt die Polen versichert sein, daß Europa von der freigewordenen Nation ein Opfer erwartet, das selbst ihren hingebenden Heldenmuth verdunkeln soll: eine Umgestaltung der Verhältnisse zwischen der nützlichsten und der mächtigsten Classe der Gesellschaft, um die Schmach, und das Unrecht, und die Sünden der Jahrhunderte zu tilgen.

Esquirol's Bemerkungen über die Mord-Monomanie. Aus dem Französischen mit Zusätzen von Dr. Mathias Jos. Bluff. Nürnberg, 1831. Stein. 105 S. 8.

Der Gegenstand dieser Untersuchung ist von großer Wichtigkeit für die Gesetzgebung. Die Beobachtungen der Aerzte können daher auch nicht den Laien, sie können Keinem in der Gesellschaft gleichgültig sein, dessen Rechtsgefühl sich dagegen auflehnt, daß unsre Gesetze, die noch immer mit Blut geschrieben sind, vielleicht den Justizmord heiligen, daß die Strafe des Verbrechens auch da eintreten könnte, wo kein Mensch von Verschuldung zu reden berechtigt ist.

Das Resultat des Verfassers geht dahin, daß es Mordversuche, und Fälle von wirklich verübtem Mord giebt, welche, durch partiellen Wahnsinn veranlaßt, dem Gesetz, das die verbrecherische Absicht bestrafen soll, nicht verfallen können.

Wenn die schöne Humanität der Betrachtungen zu bestechen scheint, so wird die Bestimmtheit der Beobachtungen, die Schärfe der Definitionen, dem Verdacht begegnen. Esquirol's kleine Schrift hat uns sehr lebhaft an einen beredten und lichtvollen Vortrag von ihm erinnert, den wir so glücklich waren, vor einer Reihe von Jahren bei einem Besuch in der Salpetrière anzuhören, wobei uns zugleich von seiner Güte die Erlaubniß ward, uns seinen Schülern anzuschließen, die unter seiner Leitung die Runde machten. Wer Gelegenheit gehabt hat, größere Anstalten der Art zu sehen, wird mit uns übereinstimmen, daß solche Eindrücke sich nicht leicht verwischen. —

Esquirol unterscheidet die Verirrungen des Verstandes, des Gefühls, und des Willens.

Der Verstandesgebrauch ist keineswegs bei partiellem Wahnsinn nothwendig oder durchgängig gehemmt. Es giebt eine Art der Tollheit, welche von den Franzosen sehr bezeichnend folie raisonnante genannt wird. Man kennt die Beispiele von planmäßiger Verfolgung eines durchaus widersinnigen Zwecks, von List und Verschlagenheit, die von Wahnsinnigen aufgeboten wurden. Auch findet man, daß der Irre einem widerlegenden Raisonnement folgt, und mit der Bemerkung schließt: "Sie haben Recht, aber Sie können mich nicht überzeugen."

Bei der Mordmonomanie insbesondere unterscheidet der Verf. zwei verschiedene Formen.

"In einigen Fällen ist der Mörder durch eine innige, aber wahnsinnige Ueberzeugung getrieben: durch Erhöhung der verwirrten Einbildung: durch ein falsches Urtheil, oder durch irrende Leidenschaften."

Hieher gehören die bekannteren Fälle von Fanatismus: der Unglückliche, der die Menschen durch die Bluttaufe reinigen, die Mutter, die aus ihrem Kinde "einen Engel machen" wollte. Ueber die Beurtheilung solcher Fälle kann kein Zweifel obwalten: schwerlich würde irgend ein Gericht die Wirkung des Wahnsinns verkennen, oder eine strafbare Schuld voraussetzen.

Aber man könnte wünschen, daß die letzte Rubrik — die der irrenden Leidenschaften — bestimmter ausgeschieden wäre. Der Fall eines Doppelmordes aus Eifersucht, wenn gleich im Zustande des Wahnsinns verübt, scheint, streng genommen, nicht hieher zu gehören. Die Leidenschaft war mit Bestimmtheit auf einen Gegenstand gerichtet. Wenn grundlose Eifersucht, durch wirklichen Wahnsinn gesteigert, auch zum Morde führt, so ist doch dieses ein complicirter Fall. Ebenso verhält es sich mit dem unglücklichen Mädchen, die den Professor Esquirol selbst sehr übel behandelte, und ihn ohne Hülfe getödtet haben würde, weil sie ihn in der Verrücktheit für ihren treulosen Liebhaber hielt.

Merkwürdiger aber, und schwieriger zu beurtheilen, sind die Fälle, in welchen keine bedeutende Störung des Verstandes oder der Gefühle sich zeigt, sondern ein blinder Instinct, ein unerklärbares Etwas, zum Morde reizt, und durch den Reiz das Gefühl empört, und dennoch, nicht selten mit widerstrebendem Gefühl, den Menschen zum Mord hinreißt. Diesen Fällen hat der Verf. den größeren Theil seiner Abhandlung gewidmet.

Wir finden hier Berichte über das schaudernde Bewußtsein der Versuchung zum Mord: wir finden Mütter, die flehentlich bitten, ihre Kinder zu entfernen, um nicht der Versuchung zu unterliegen: wir finden einen Mann, der die Zwangsjacke zu tragen verlangt, um nicht seine Frau, mit der er viele Jahre in ungestörter Eintracht gelebt hat, die er noch immer liebt, zu ermorden. Manchmal ist auch hier der Reiz auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet: und meistens sind es theure Personen, zu deren Ermordung der unerklärte Reiz auffordert. Manchmal aber ist es ein unbestimmtes Verlangen, Blut zu vergießen — das Blut des ersten, harmlosen Opfers, das dem Kranken begegnen wird.

"Ein ausgezeichneter Chemiker und liebenswürdiger Dichter, von einem natürlichen, sanften und geselligen Charakter, läßt sich in einem Krankenhause der Vorstadt St. Antoine gefangen setzen. Von dem Trieb zu tödten gequält, wirft er sich vor dem Altar nieder, und bittet die Gottheit, ihn von einem grausamen Vorhaben, dessen Ursprung er nicht kennt, zu befreien. Wenn dieser Kranke fühlte, daß sein Wille der Gewalt des Triebes unterliegen würde, so eilte er zu dem Vorsteher der Anstalt, und ließ sich die Daumen beider Hände mit einem Bande zusammenbinden. Dieses schwache Band reichte hin, den unglücklichen R. zu beruhigen, welcher in einem Anfall von Manie mit Wuth einen Mord an einem seiner Wärter versuchte, und starb."

Wir heben diesen Fall aus, weil er zu beweisen scheint, daß es nicht immer eine physische Nöthigung ist, indem diese leicht das "schwache Band" zerreißen würde. Sondern es mag auch hier mehr krankhafte Einbildung sein, die durch den Schein des Gegenzwangs beschworen wird.

Häufig wollen solche Kranke eine oft wiederkehrende Einflüsterung vernommen haben, die ihnen den Mord gebietet. Dies ist einer der Umstände, durch welche die Beurtheilung erschwert wird. Leicht fließen sie mit den Fällen der ersten Classe zusammen, in welchen ein höheres Gebot für die Vollbringung der That angeführt wird. Manchmal aber werden sie recht bestimmt von dem Kranken als Versuchung des Bösen zum Bösen bezeichnet, gegen welche er nach Kräften, wenn auch nicht immer mit Erfolg, ankämpft.

Die Phantasie spielt überhaupt eine so bedeutende Rolle, daß wir Anstand nehmen, eine Verkehrtheit des Willens anzunehmen, die bei völlig ungestörtem Urtheil und Gefühl den Sieg über Beides davontragen könnte. Wenn der Wille nicht mit bewußtloser, rein mechanischer Regung und Handlung verwechselt werden soll, so gestehen wir, daß wir nicht wissen, welche Kraft des menschlichen Wesens als Willenskraft, unabhängig von dem bestimmenden Urtheil oder dem bewältigenden Gefühl, gedacht werden könnte. Wir sind daher geneigt, auch hier eine Illusion anzunehmen. Der Verf. spricht in solchen Fällen von dem "Trieb ohne Grund." Wenn man sich nicht in psychologische Spitzfindigkeiten einlassen will, so ist der Ausdruck so gut als irgend ein anderer.

Ein ganz eigener, und nicht der am wenigsten schauderhafte Umstand ist es, daß die Erzählung von solchen Verirrungen bei reizbaren Personen den Trieb der Nachahmung angeregt hat.

Die Ursachen solcher Verirrungen, sofern sie in einer Affection des Organismus bedingt, die begleitenden Symptome, durch welche sie sich äußern, und die Mittel, durch welche jene Ursachen zu entfernen sind, gehören vor das ärztliche Forum, wo sie ohne Zweifel ihre Würdigung finden werden.

Lehrreich ist die Vergleichung jener Verirrungen mit den veranlassenden und begleitenden Zeichen des Verbrechens, die der Verf. anstellt. Er legt besonderes Gewicht darauf, daß dem Verbrecher der Mord ein Mittel ist, zu einem eigennützigen Zwecke zu gelangen, und fährt dann fort: —

"Der Verbrecher entzieht sich, wenn er die That begangen hat, den Verfolgungen, er verbirgt sich; wird er gefangen, so läugnet er die That, er braucht jede mögliche List, um zu täuschen; bekennt er, so geschieht es, wenn er auf dem Punkte steht, überwiesen zu werden, und dann noch verschweigt er in seinem Bekenntniß Manches; am häufigsten läugnet er bis zum Augenblick, in welchem er die Strafe erleiden soll, in der steten Hoffnung, dem Schwerte des Gesetzes zu entgehen.

"Wenn der partiell-Wahnsinnige sein Verlangen ausgeführt hat, denkt er nicht mehr daran; er hat getödtet, und nun ist für ihn Alles geendet, das Ziel ist erreicht. Nach dem Mord ist er ruhig, er denkt nicht daran, sich zu verbergen. Manchmal zufrieden gestellt, zeigt er an, was er gethan hat, und geht zum Richter. Einigemale kehrt nach vollbrachtem Mord seine Vernunft wieder, und seine Zuneigungen werden wieder rege; er verzweifelt dann, sucht den Tod, und will sich ihn geben. Ist er der Gerechtigkeit übergeben, so ist er traurig, niedergeschlagen, er braucht weder Verstellung, noch List; er entschleiert sogleich mit Ruhe und Aufrichtigkeit die geheimsten Umstände des Mords.

"Die Verschiedenheiten zwischen den partiell-Mord-Wahnsinnigen und den Verbrechern sind zu bestimmt, die Aehnlichkeiten zwischen diesen partiell-Wahnsinnigen und den Verrückten sind zu beständig, als daß man dieselben mit den Verbrechern zusammenstellen könnte. Man kann sie von den Verrückten mit partiellem und fixem Wahn nicht trennen.

"Aber, wird man einwenden, die partiell-Wahnsinnigen, welche ihrer Neigung widerstreben, beweisen, daß diejenigen, welche ihr unterliegen, Verbrecher sind, weil sie nicht genug Widerstand leisteten, um zu siegen. — Was! man müßte einen Verrückten erst wüthende Handlungen haben begehen sehen, bevor man ihn als verrückt erkennen könnte? Hat die Verrücktheit nicht wie alle andere Krankheiten ihre Stufen? Giebt es keine ruhigen, unschuldigen, und umgekehrt sehr grausame, sehr gefährliche Verrückte? Giebt es keine Verrückte, die wenigstens für einige Augenblicke der Vernunft, der Macht der Freundschaft, oder einem achtungerregenden Ansehen nachgeben, und andere, welche unerschütterlich in ihrer Ueberzeugung, und jedem Mittel zur Ueberredung unzugänglich sind? Giebt es keine partiell-Verrückte, die mehrere Jahre lang gegen den Trieb, sich zu tödten, ankämpfen, und andere, die in dem Augenblicke, in welchem sie den Gedanken faßten, ihn in Ausführung brachten? Ich habe einen 84 Jahre alten General behandelt, der seit seinem 30sten Jahre gegen den Trieb, sich zu tödten, ankämpfte; dieser Trieb verließ ihn, als er bei der Armee seine Brigade befehligte, nicht. Was! Eine Person lebt in Armuth, und hält sich plötzlich für sehr reich! Sie ist verrückt, sagt ihr, weil sie nicht wie andere Menschen über ihre Stellung urtheilt. Ein Student glaubt mit zwei Pferden die Kirche zur heiligen Genovefa wegbringen zu können, um sie anders wohin zu stellen. Er wird für verrückt gehalten, weil er über das Verhältniß zwischen dem Widerstand dieses großen Gebäudes und der Kraft von zwei Pferden falsch urtheilt. Ein dritter sieht überall Feinde, und wird für verrückt gehalten, weil er seine Lage falsch beurtheilt, da nichts zu seinem Glücke fehlt, und er keine Feinde hat."

"Und ihr haltet die Mutter, welche ihr Kind anbetet, und ihm dennoch den Dolch in die Brust stößt, für vernünftig! Bei diesen Unglücklichen wäre weder Störung der Sensibilität noch des Verstandes, da sie gegen ihre Zärtlichkeit, gegen den Abscheu, den ihr Wunsch ihr einflößt, ihrem geliebten Kinde den Tod giebt! Eine verkehrte That sei ein normaler oder ein natürlicher Zustand! Wartet bis der Verstand hergestellt ist, und diese unglückliche Mutter wird eben so gut den vollen Abscheu über den Mord, welchen sie begehen wollte, oder begangen hat, erkennen. Fühle, handelt diese Mutter, wie sie fühlte und handelte, ehe sie in diesen schrecklichen Zustand

verfiel, da sie wie andere Mütter fühlte und handelte? Ohne Zweifel nein. Welchen besseren Beweis des Verrücktseins verlangt ihr?

"Aber, erwiedert man, wenn der Mord von der Gewalt des Triebs abhängt, so hat man keinen freien Willen mehr?

"Gewiß giebt es einen freien Willen, aber weil der Mensch verwirrt ist, hat er keine moralische Freiheit mehr, und ist nicht mehr verantwortlich.

"Aber dieser Mörder netheilt, und ist vorsichtig.

"Leset die Abhandlungen über Verrücktheit, kommt in die Irrenanstalten, und ihr werdet Verrückte finden, welche sehr vernünftig reden, welche völlig zusammenhängende Gespräche halten, welche sehr schwierige Gegenstände besprechen, welche einen Anschlag mit vieler List anzetteln, deren Handlungen aber alle unordentlich sind, deren Neigungen verkehrt sind, und die in Freiheit gesetzt, andern und sich selbst gefährlich sind. *Pinel* spricht von seinem Entsetzen bei sehr gefährlichen Verrückten, die nicht unvernünftig redeten, *Hippokrates* bemerkt den Praktikern, daß beim Delirium nicht stets Verwirrung des Begriffs nothwendig sei, und daß es hinreiche, wenn die Personen Neigungen und Urtheil verändert haben, und wenn sie die Hülfe, welche man ihnen, weil sie wahnsinnig sind, bringt, mit Hartnäckigkeit von sich weisen."

Eine Frage kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, die auch der Uebersetzer in seinen Zusätzen berücksichtigt, wo er Nachweisungen und Auszüge aus der älteren sowohl als der neuen und neuesten Literatur gegeben hat.

Kann nicht die Verierung — zugegeben, daß sie krankhaft ist — kann nicht diese krankhafte Verirrung ihren ersten Grund in einer sittlichen Verkehrtheit haben? Kann nicht die Schuld vorangegangen, die Geisteszerrüttung aber als nothwendiges Ergebniß, oder, wenn man will, als Strafe, eefolgt sein?

Man wird die Frage nicht verneinen; es kann so sein. Aber wer ist der Sterbliche, der es auf sich nehmen will, zu entscheiden, daß es in diesem oder jenem bestimmten Fall, daß es in *allen Fällen* sich so verhält? Wer ist's, der sich befugt hält, den Stab zu brechen, und den ersten Stein zu werfen?

Und wenn Einer, in des Herzens tiefster und wohlgewiegter Ueberzeugung, die Schuld durch das dunkle Gewebe und Gewirre des Unglücks hindurch zu erkennen glaubt: wird er das Gesetz bewaffnen wollen, das nicht die unsittliche Gesinnung bestrafen kann, sondern nur die ausgesprochene Tendenz, die der geselligen Ordnung und dem Rechte widerstreitet?

Der Uebersetzer hat einen Aufsatz angeführt, aus einem Journal, das von vielen und sehr achtungswürdigen Lesern als das Organ religiöser Gesinnungen geschätzt wird. In einem Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung (1828 Nr. 20. S. 155.) heißt es: — "Was die Aerzte für organische Hemmung halten in allen Arten des sogenannten Irreseins, das erkennen wir vom religiös-psychologischen Standpuncte aus für ein *Gebundensein mit Ketten der Finsterniß*, indem durch die Schuld des Menschen der gute Geist von ihm gewichen ist, und der böse völlig von ihm Besitz genommen hat ...... Entweder Leidenschaften, oder Wahn, oder Laster, brechen die Bahn zu solchen Zuständen, als *vorbereitende Ursachen*. Gleichwie aber bei Weitem nicht jeder Saamenkorn aufgeht, so auch bei Weitem nicht jeder Keim zu Seelenstörungen."

Eine solche Behauptung, in solcher *Allgemeinheit* hingestellt, erscheint uns eine große Unbesonnenheit. Der Uebersetzer von Esquirol's Buch fragt sehr mit Recht — "ob auch von dem Menschen, welcher von einem Stein, der ihm auf den Kopf fiel, wahnsinnig ward, und bei dem sich nach dem Tode Ergießung im Gehirn fand, *der gute Geist durch eigene Schuld gewichen sei?*" Man könnte mit gleichem Recht, und größerem Ernst fragen, wer der Mann ist, der "Herzen und Nieren prüft," und ungehört die Unglücklichsten verdammt?

Man erwartet zum Schluß eine andeutende Berücksichtigung des jüngsten traurigsten Falls von wiederholten Mordthaten. Wir halten es für unmöglich, nach den bis jetzt vorliegenden Materialien eine Entscheidung zu ziehen. Wenn der zweite Band die Vertheidigung der Gottfrid darlegen wird, so wird es Zeit sein, eine Analyse zu versuchen. Bis jetzt werden vielleicht nicht wenige Leser geneigt sein, anzunehmen, daß die Selbstsucht nach den ersten wohlberechneten Mordthaten zu immer weiterer Erstarrung des Gefühls geführt, und einen verkehrten, beinahe absichtlosen Reiz entwickelt habe — daß also in diesem Fall die Annahme eines Processes, wie ihn der Aufsatz der Ev. K. Z. nur zu allgemein behauptet, bis zu fernerer Aufhellung der Sache, einige Wahrscheinlichkeit für sich haben mag.

Schutzworte für den Nürnberger Findling Caspar Hauser, gegen die Schrift des Herrn Policeirath Merker, von A. B. Berlin, 1830. Nauck. 40 S. 8. (Mit C. Hausers Bildniß und fac simile.)

Dieses Schriftchen verräth weit mehr Animosität gegen den Berliner Policeirath, als Theilnahme für den Nürnberger Findling. Mit unerträglicher Weitschweifigkeit, und in einem sehr schlechten Styl werden triviale Bemerkungen gemacht, die eben so wenig für Caspar Hauser, als gegen den Policeirath Merker beweisen. Gehen wir die Hauptpuncte durch, an welchen der Verf., der sich einen Juristen nennt, seinen juridischen Scharfsinn exercirt hat.

Meeker hatte den Wunsch ausgesprochen, daß die mit dem Knaben angestellten Verhöre bekannt gemacht werden möchten. Der Verf. meint, es lasse sich sehr leicht vermuthen, daß die Verhöre sehr scharf gewesen sein müssen. Daß sie es *nicht* waren, nach den bekannt gewordenen ärmlichen und widersprechenden Resultaten nicht gewesen sein können, hat von Pirch sowohl, als Merker erwiesen. Die Uebereinstimmung beider Männer, von welchen der Eine *für*, der Andre *gegen* den Findling gestimmt ist, scheint uns von einigem Werth. Ihre Bemerkungen übrigens, die der Verf. nicht beachtet, viel weniger widerlegt hat, liegen dem Publicum vor. Der Verf. meint, die Bekanntmachung der Verhandlungen würde den *Schuldigen* erwünscht sein, und würde dieselben in den Stand setzen, alle Nachforschungen fruchtlos zu machen. Was das bisherige System der Heimlichkeit gefruchtet hat, liegt zu Tage. Daß auf dem gewöhnlichen Wege allgemeiner policeilichen Nachforschungen den Schuldigen nicht beizukommen ist, hat die Erfahrung mehrerer Jahre gelehrt. Die Wahrscheinlichkeit ist eher, daß vielleicht geringfügige Umstände, die in den geheimgehaltenen Verhandlungen sich finden mögen, wenn sie bekannt würden, an einem oder dem andern Orte auf eine Spur leiten könnten. Das *homöopathische* Verfahren gegen das dunkle Verbrechen ist lange genug beobachtet, und ungenügend erfunden worden. Es käme auf den Versuch an, die Publicität wirken zu lassen. Man hat Zeit verloren: soll man noch mehr verlieren?

Ueber die Frage, wie es sich ereignet, daß Caspar Hauser "außer Buben, worunter er nur sich und Denjenigen verstand, bei dem er immer gewesen war, und außer einem Rosse, womit er immer gespielt, lediglich nichts kannte," ergeht sich der Verfasser in vielem unnützen Hin- und Herreden.

Wenn Merker es auffallend findet, daß C. Hauser mit seinen Spielsachen gesprochen haben soll; daß er also, wie es scheint, vor seiner Einkerkerung sprechen gelernt; daß er ferner im Gefängniß lesen und schreiben gelernt, und doch kaum im Stande war, sich in Nürnberg verständlich zu machen: so erzählt der Verf. erst zwei lange und breite Geschichten, von zwei gelehrten Freunden, bei denen plötzlich ein partieller

und temporärer Verlust des Gedächtnisses eingetreten, und dann raisonnirt er ins Blaue über die Schwierigkeiten des Redenlernens, hält Hauser's Dialect für verschieden von dem Nürnbergischen, was er nicht zu sein scheint, citirt den Brief, den Hauser mitbrachte, um zu beweisen, daß sein Lehrmeister kein Sprachgelehrter war, nimmt bald an, er habe früher sprechen gekonnt, und bald ignorirt er diese Annahme — und endlich, nach vielen confusen Anmerkungen, supponirt er Merker's Vermuthung, und sagt: —

"Unter allen nur denkbaren Verstellungen wäre die Verläugnung der Sprache doch wohl die schwierigste, und

es sollte scheinen, daß C. H. sich während der langen Dauer seines Aufenthalts in Nürnberg durchaus müsse längst verrathen haben, oder er verdient als ein vollendeter, natürlicher Schauspieler den höchsten Beifall.

"Sollte dies wirklich der Fall sein, und gäbe er durch sein freiwilliges und offenes Bekenntniß genaue Aufschlüsse über die ganze Sache; so sollte man ihm großmüthig verzeihen, und da er nichts Böses bezweckte, sondern im Gegentheil nach Bildung oder nach einer günstigen Gelegenheit strebte, sich nützlich zu machen, dem Landesfürsten und dem Vaterlande zu dienen; so sollte man ihn auf öffentliche Kosten unterrichten lassen und ihn nach Umständen versorgen."

Freilich! Das Zeitalter der Humanität und Aufklärung kann nicht besser thun, als für den Betrug und die Jahre lang festgehaltene Lüge eine Prämie aussetzen! Der Nürnberger Stadtmagistrat dürfte sich auf solche Weise das Verdienst erwerben, dem Staat eine sehr schätzbare Phalanx von vollendeten jungen Schauspielern zu erziehen.

Die folgende Stelle, die nur den Eingang einer langen Diatribe ausmacht, ist für den Verf. nicht minder charakteristisch: —

"In der Skizze von Hanfstengel findet man folgende Worte: 'Der Unbekannte suchte ihn (C. H.) dadurch, daß er bald zu seinem Vater kommen und wie dieser ein Reiter werden würde zu beruhigen.'

"Hierzu macht nun der Herr Policeirath folgende Frage:

"'Was mochte C. H. sich von diesem Wesen (nämlich von seinem Vater) für einen Begriff machen, daß ihn diese Versicherung sofort beruhigte?'

"Diese Frage ist in der That leicht zu beantworten, und könnte Anlaß geben, manche witzige und bittere Bemerkungen einzustreuen. Man würde wahrlich verlegen sein, wenn man bestimmen sollte, aus welchem Gesichtspunkte diese Frage eigentlich aufgeworfen wurde. Wie viele Dinge sind uns z. B. höchst verehrungswürdig, wünschenswerth u. s. w. bei denen wie auf die Frage: Welchen Begriff machst Du Dir davon? nicht wenig stutzen und den Fragenden sprachlos anglotzen würden. So in Religionssachen, im Moralischen und im gewöhnlichen Leben."

Wir können nicht verschweigen, daß es, nach unsrer besten Ueberzeugung, dem Verf. schwer fallen dürfte, eine witzige Bemerkung zu machen. Aber Keiner unsrer Leser wird bezweifeln, daß die von Merker aufgeworfene Frage bei dem angeblich Ideenarmen oder Ideenlosen Hauser sehr an der rechten Stelle geworfen sein würde.

Viel Lärmen macht der Verf. um die Wasserflasche, die der Unbekannte mit sich geführt haben soll. Es ist besser ihm gewonnenes Spiel zu geben, als sich in eine Kritik seiner Untersuchungen einzulassen.

Zum Schluß giebt der Verf. einen Aufsatz aus der preußischen Staatszeitung, der gegen Merker gerichtet ist, in welchem aber die Geschichte des Nürnberger Mordanschlags als eine Illusion dargestellt wird. Hauser soll vor dem Schornsteinfeger außerordentlich bange sein, und der Anblick des Schornsteinfegers soll ihm, verbunden mit einem Fall, die Einbildung veranlaßt haben, die er nach drei Wochen heftigen Fiebers aussagte, man habe ihn ermorden wollen, und effective vor den Kopf geschlagen. Wo Hauser sich in dem Augenblick befunden, wo er "über die spanische Wand hinüber" den Schornsteinfeger erblickt, oder zu erblicken geglaubt, mag man in dem Buche selbst nachlesen. Wir lassen die Geschichte dahin gestellt sein; wenn sie nichts für Merker's Hypothese beweiset, so beweiset sie doch auch nichts für die Wahrheit von Hauser's Erzählungen.

Auf des Lieutenants von Pirch Beobachtungen, und auf seine Kritik des Nürnberger Verfahrens ist in dem Schriftchen keine Rücksicht genommen; der Verf. hat es lediglich mit dem Policeirath zu thun.

Wir möchten uns jetzt ebensowenig, als wir es bei der Anzeige von Merker's Schrift thaten, für seine Hypothese erklären. Daß Hauser ohne das Vorwissen, oder gegen den Willen seiner Angehörigen sie verlassen, ist uns noch immer höchst unwahrscheinlich, weil keine Reclamation Statt gefunden hat. Aber wenn irgend etwas zur Lösung des Räthsels führen kann: wenn irgend Etwas die, vielleicht nicht ganz gegründeten Zweifel an der Zweckmäßigkeit der Untersuchungen widerlegen kann, so ist es die Publicität der Verhandlungen. Die Nürnberger sind sie dem Unglücklichen, sie sind sie dem Publicum schuldig und sich selbst.

Notiz.

Von St. Petersburg ist uns ein Verzeichniß der nichtrussischen Bücher zugekommen, welche im Verlag der kaiserl. Akademie der Wissenschaften erschienen sind. Das Verzeichniß verdient wohl einen Blick, da es berühmte Namen enthält, und zugleich einen Begriff von dem Fortschritten der Literatur in Rußland giebt.

Voran stehen die Schriften der Akademie von 1728 bis 1830; 62 Bände (bis 1806) in lateinischer, 11 in französischer Sprache; alle 73 Bände kosten 600 Rubel; der einzelne Band 10 Rubel. Fehlende Bände werden neu aufgelegt und nachgeliefert.

Die bedeutendste Erscheinung im ganzen Verzeichniß ist ohne Zweifel die der sämmtlichen Schriften von Euler — 22 Bände, zusammen 97 Rubel; die einzelnen Werke werden aber einzeln verkauft. Diesen Werken schließen vielleicht zunächst an wissenschaftlichem Gehalt die Schriften von Pallas und Gmelin sich an, und die Arbeiten des berühmten Orientalisten C. M. Frähn. — Ferner bemerkt man die staatswirthschaftlichen Schriften von Fuß, Storch und Pfare; das große Werk von Trinius über die Grasarten (bis jetzt 2 Bände, 80 Rubel); Stritter's Untersuchungen über die Anwohner der Donau, nach den Byzantinischen Geschichtschreibern (4 Bde. 4. 1771 — 1779. 25 Rubel); Klaproth's asiatisches Archiv; Preisschriften über die Nutritionskraft von Blumenbach, Born und Grimaud; die Sammlung aller Beobachtungen des Durchgangs der Venus von 1769; und die metrische griechische Uebersetzung des Virgil durch Bulgaris.

Die St. Petersburger Akademie ist wahrscheinlich die einzige in der Welt, die sich, außer dem Verlag einer Zeitung, auch mit dem von Schulbüchern befaßt. Man findet dort französische und englische Abcbücher, ferner Campe's Sittenbüchlein und Sulzer's Vorübungen. Auf den ersten Anblick ist man versucht, zu fragen, ob die Akademie wohl das Verlagsrecht der letztgenannten deutschen Schriften an sich gebracht habe. Aber eine Ausgabe eines deutschen Buchs im Ausland wird auf keinen Fall als Nachdruck betrachtet werden können; und nur die Einfuhr solcher auswärts gedruckten Ausgaben in Deutschland würde, auch nach der Analogie des englischen Gesetzes, als rechtswidrig erscheinen. — Von alten Classikern finden wir nur den Nepos, Plinius' Briefe und Panegyrikus, und Ovid's Metamorphosen, sämmtlich in Schulausgaben.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.
In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

49. Hamburg. Montag, den 6. Juni. **1831.**

Inhalt.

Oliver Cromwell, oder die Republicaner. Historisches Drama in vier Acten. Von Gotthilf Aug. Freiherrn v. Maltitz. Hamburg, 1831. Hoffmann u. Campe. XIV. und 216 S. 8.

Der Gegensatz der Ambition und der Freiheitsliebe — der scheinbare Sieg der Ersteren, und die Demüthigung, durch welche sie, der Letzteren gegenüber, ohne sittlichen Halt in sich selbst zerfällt — diese Momente sind in dem vorliegenden Drama mit einem nicht zu verkennenden Grade von innerer Wahrheit dargestellt.

Folgen wir dem Charakter des Helden in den verschiedenen Situationen, in welche der Dichter, mit mehr oder weniger Rücksicht auf die Geschichte, ihn versetzt hat.

Zum erstenmal finden wir Cromwell im Parlamentssaal, wo er mit dem Obersten Walcott eintritt, ehe noch das Haus versammelt ist. Er ist entschlossen, "den letzten großen Meisterschlag zu führen." Er will das Parlament auflösen. Thurlow hat ihm berichtet, man habe von seiner Entsetzung als Oberbefehlshaber gesprochen. Es gilt seine Existenz — das Gelingen oder Fehlschlagen aller Plane, die er seit Jahren vorbereitet, für die er Opfer gebracht hat, für die er

"den Schnee von Schottland gutwillig durchwadet,
In heißen Schlachten müde sich gekämpft."

Der Schritt muß geschehen: er darf nicht zögern.

"Kann ich auf halbem Wege stehen bleiben?
Und hätt' ich dieses Busens öde Welt
Mit solchen Wesen, die sich Gedankenthaten
Zu nennen pflegen, ganz umsonst bevölkert?
Es hätt' umsonst ein Canterbury, ein
Montrose, ja — ein stolzer Stuart selbst
Das blutige Schafot bestiegen?" .....

Die Deputirten nahen: Cromwell tritt in die Seitenthür. Der Saal hat sich gefüllt: Lenthal, der Sprecher, läßt die Bill zum zweitenmal verlesen, in welcher auf Cromwell's Entsetzung angetragen wird. Die Seitenthüre springt auf, Cromwell mit Bewaffneten, mit klingendem Spiel, erscheint, und haranguirt die Herren.

"Wie lange, meine Herren, werden Sie
In nutzlos-weitläuft'gen Berathschlagungen
Das Wohl der Republik zu Grunde richten?
Ich kenne aller Absichten genau,
Und weiß, wie Sie dem wahren Glück des Volkes
Und dem Gebot des Herren zuwiderstreben.
Nicht länger glaubt sich die Armee verpflichtet,
Allein zu kämpfen, wo Sie müssig geh'n,
D'rum thut sie Ihnen hier, durch meinen Mund
Die Aufhebung des Parlamentes kund."

Eine catilinarische Anrede; aber es würde uns ungemein interessant sein, wenn der Verf. uns nachweisen wollte, bei welchem Geschichtschreiber er eine Spur von der Bill aufgefunden hat, durch welche die Anrede veranlaßt werden. Soviel uns bekannt geworden ist, war das Parlament keineswegs mit einem Beschluß gegen Cromwell, sondern vielmehr mit einem Beschluß seiner eigenen Auflösung beschäftigt. Das verändert denn doch die Lage der Dinge, und die Natur der Motive, sehr bedeutend. Nur noch fünf bis sechs Monate würde durch den Beschluß die Sitzung verlängert worden sein. Die Bill war zweimal verlesen: am 20. April (1653) sollte zur dritten Verlesung geschritten werden. In dem Augenblick war es, daß Cromwell in dem Haus erschien, und gewaltsam es auflösete. Seiner Ungeduld, seiner gereizten Stimmung, genügte der Aufschub nicht, der gesetzlicher Weise eingetreten wäre. Jetzt hielt er sich, und sehr mit Recht, des Heeres so versichert, daß er durch einen Gewaltstreich die einzige noch bestehende gesetzliche Autorität umstoßen konnte. Keinen Tag länger wollte er zögern: nicht den harmlosen, und für seine Plane noch günstigen Schein dulden, als sei durch freien Entschluß die Versammlung auseinandergetreten. Läßt nicht diese rücksichtslose Hast — diese nicht zu rechtfertigende Gewaltthätigkeit — einen weit tieferen Blick in des Mannes herrschsüchtigen Sinn werfen, als die Voraussetzung des Dichters, daß er "gethan, was er nicht lassen konnte," daß er die Macht vernichtet, die seinen Einfluß zu stürzen im Begriff war? Wir sind weit entfernt, dem Dichter einen Vorwurf daraus zu machen, wenn er sich nicht strenge an die Thatsachen hält. Aber darüber läßt sich mit ihm rechten, wenn er die Darstellung der Thatsachen verschmäht, und durch seine willkürlichere Behandlung ein charakteristisches Motiv verloren gehen läßt.

Die Scene der Auflösung selbst ist kurz, und soll rasch gespielt werden. Aber als Cromwell den "Scepter," wenn man ihn so nennen will, des Sprechers mit verächtlichen Worten entfernen heißt, wird es in des Verfassers Parlament mit einem Male lebendig. "In diesem selbigen Moment ziehen beinahe alle Parlamentsglieder, außer Thurlow, Barebone, Pudding und einige Andre, die Schwerter. Ein wildes Geschrei erdröhnt durch den Saal, unter dem man hauptsächlich die Worte vernimmt: Verrath am Reich! Tod dem Verräther! u. dgl." Hören wir dagegen die Bemerkung eines Augenzeugen: "Unter so vielen Parlamentsgliedern, von denen Manche Schwerter trugen, zog auch nicht ein Einziger gegen Cromwell das Schwert, oder bot den geringsten Widerstand; Alle gingen ruhig weg." *) Uebrigens wichen mehrere, und die angesehensten Mitglieder, nur der Gewalt. Lenthal, der Sprecher, behauptete seinen Platz: Harrison legte seine Hand in Lenthal's, und führte ihn die Stufen herab. Algernon Sidney saß zunächst zur Rechten des Sprechers, und wich nicht eher, als bis Harrison die Hand auf seine Schulter legte. Man sieht, die Gewalt sollte sich unzweideutig ankündigen: aber der Tumult ward, wie die Würde des Ortes und der Versammlung erforderte, vermieden. Cromwell wandte sich an die Zurücktretenden: "Ihr seid es, sagte er, die mich hiezu gezwungen: ich habe Tag und Nacht den Herrn gesucht, daß er mich eher tödten möchte, als mir solch Geschäft auferlegen." Er bemächtigte sich noch der Bill, in welcher das Parlament seine eigene Auflösung beschlossen hatte — eine Bill, die später nicht wieder aufzufinden war, und mit welcher dem Parlament die Möglichkeit genommen war, sich vor der Nation zu rechtfertigen. Wir gestehen, daß wir auch hier der Geschichte eher Geschmack abgewinnen, als der Darstellung des Hrn. v. Maltitz.

*) Whitlocke. — Godwin (History of the Commonwealth 3, 455) rechtfertigt die Mitglieder gegen den Vorwurf "eines Mannes, der sein Lebenlang eine Advocatenkutte getragen, und kaum wußte, zu was ein Schwert gut war." Er bemerkt, und man wird ihm Recht geben müssen, daß ein gewaltsamer Tod Cromwell's in jener Zeit, wo er bei der Armee Alles galt, und wo die Armee, auch ohne ihn, gewaltsam verfahren sein würde, durchaus keinen vernünftigen Zweck gehabt haben würde.

Im folgenden Act erscheint vor Cromwell eine Deputation des Parlaments, um den Usurpator zur Rede zu stellen. Das Parlament hat keine solche Deputation abgeordnet: und es würde auf keinen Fall drei Lümmel gewählt haben, wie der Dichter uns will glauben machen. Cromwell trifft sie an: und der Puritaner Barebone, sonst voll von salbungsreichen Sprüchen, verliert absolut die Fassung. Cromwell gewinnt ihn, indem er ein Wort zu Gunsten der Puritaner sagt, denen der Herr vor Allen hold sei. Er gewinnt den Kaufmann Elstuff; das Wohl des unterdrückten Kaufmannstandes hat ihn bestimmt, so zu handeln. Er macht den guten Pudding selig, indem er ihm verspricht, sofort werde Mehl und Rindfleisch billiger werden. Sie finden ihre Sprache wieder, um ihn zu preisen. Der will, sagt Pudding, indem er sich auf den Bauch klopft, ich fühl's, das wahre Heil des Volkes. Barebone meint, er sei

"von Christi süßem Duldungsblut befeuchtet
Vom heil'gen Geiste durch und durch erleuchtet!"

Schade nur, daß keine solche Komödie je Statt gefunden hat. Die innere Wahrheit wollen wir ihr nicht absprechen. Cromwell's Ueberredungskunst ist bekannt. Aber hat der Verf. sie in's rechte Licht zu stellen gewußt? Dann hätte er nicht einen Pudding, Elstuff, und seinen Barebone ihm gegenüberstellen müssen: sondern die Männer von durchdringendem Verstand, von glühender Seele, die Cromwell so gut als einen Pudding zu täuschen wußte. Der Verf. hat die innere Wahrheit nicht verletzt: aber er hat sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung benutzt; er hat einen guten Theil davon seiner willkürlichen Ausschmückung geopfert.

Der Verf. geht in seiner Invention noch weiter. Cromwell läßt das Kleeblatt, als letzte Deputirte, einen Revers ausstellen, durch welchen erklärt wird, "die höchste Gewalt komme nur dem Staatsrath zu, welcher allein die Macht hat, künftig das Parlament zusammenzuberufen." Ein schönes Auskunftsmittel; aber Cromwell hat desselben ebensowenig bedurft, als er sich dessen bediente: er hat nie an etwas Aehnliches gedacht. Oder haben wir einen solchen Act übersehen? Will uns der Verf. seine Quellen nachweisen? Von inneren Gründen kann nicht wohl die Rede sein: wenn Cromwell es verschmähte, irgendwo um Autorisirung nachzusuchen, so war es bei dem verjagten Parlament.

Die drei Deputirten werden zu Mitgliedern des Staatsraths ernannt; diese Aussicht auf der einen, und die Einschüchterung auf der andern Seite, überwinden ihre Skrupel, die sie erst zurückhielten, eine im Namen der Armee verfaßte Schrift zu unterzeichnen.

Keine solche Schrift ward unterzeichnet: keine Deputation kam zu Cromwell; und Barebone — eine historische Person — saß nicht im Staatsrath, sondern war später Mitglied des kleinen Parlaments für London. *)

Dagegen ist ein andrer Umstand historisch, der die Aufmerksamkeit des Verf. wohl verdient hätte. Cromwell erschien, nach der Auflösung des Hauses, im Staatsrath, um auch diesem anzukündigen, daß seine Zeit vorüber sei. Bradshaw erwiderte: "Herr, wir haben vernommen, was Ihr diesen Morgen im Parlament gethan, und ehe viele Stunden verrinnen, wird ganz England es vernehmen: aber, Herr, Ihr seid im Irrthum, wenn Ihr meint, das Parlament sei aufgelöset: denn keine Macht auf Erden, außer seine eigene, vermag es aufzulösen: darum, richtet Euch darnach." Cromwell antwortete nicht.

Aber der Verf. läßt drei Dunsen vor Cromwell erscheinen, und ihn, nachdem er sie abgefertigt, ausrufen — "Und dieß Gesindel nennt sich frech ein Volk!" Solchen Republicanern gegenüber, bricht er denn weiterhin in eine sehr sublime Tirade aus: —

"Doch weil ich einmal fest begonnen hab',
Will ich auch fest das finstre Werk vollführen;
Und jenem tollen, stink'gen Popanz: Volk
Für ein Jahrhundert zeigen was es werth,
Und wie man's dann nur schätzt, wenn man's entehrt!"

Diese Menschenverachtung, die der Verf. seinem Helden geliehen, und sie zu motiviren versucht hat, ist ein Zug, den wir nur aus großer Unkenntniß, oder Geringschätzung der Geschichte zu erklären vermögen. Wir werden sogleich Gelegenheit finden, dieß auszuführen. Auch der Verf. läßt Cromwell auf seinen Mann stoßen, den er achten muß.

Sir Robert Sendercomb **) tritt auf — der schon in einer früheren Scene als eifriger Freiheitsfreund angekündigt worden ist. Er kömmt, um Cromwell'n den Verfasser eines Pasquills zu nennen, in welchem der Usurpator angegriffen ist. Er ist selbst der Verfasser. Sein Wort ist ein Dolchstoß für den Verräther der Freiheit. "Wer seid Ihr, Sir?" fragt Cromwell den verhüllt Eintretenden. Die Antwort:

.... "der Du gewesen —
Republicaner!

Cromwell, der Mann, dem das Heer gehorcht, dem das Volk gehorchen wird und gehorchen muß, will vor dem Einzelnen, vor dem Zürnenden, vor dem gekränkten Freund sich rechtfertigen. Er erinnert ihn an frühere, glückliche Tage — an des Freundes Verpflichtung gegen ihn, den Retter seines Lebens.

"Und nicht gedachtest Du, der Aelternlose,
Der Liebe, welche Dir vergessen machte
Den Vaterrath, die stille Muttersorge?
Gedachtest nicht der Zeiten, da uns später
Das heil'ge Band der Freundschaft fest umschlang?

Sendercomb (unangenehm erregt).
Nein, nicht!

Cromwell.
Auch nicht des Augenblicks, da einstens
Hier dieser Arm, durch Freundschaft riesenstark,
Dich losschlug aus dem offnen Todesrachen,
Der wohl in tausend Feindesschwertern Dich
Angähnte? — Wie? — Auch jener Stunde nicht
Gedachtest Du, als wir zu Huntingdon
Im ländlich-stillen, sorgenlosen Treiben,
Noch rein von jedem läst'gen Weltverhältniß,
Nur ob der Schmach des Vaterlands empört,
Einander fest, mit festem Eide schwuren,
Für wahre Freiheit männlich einst zu kämpfen?
Auch nicht —

Sendercomb.
Halt ein, woran gemahnst Du mich! —
Ja wohl für wahre Freiheit schwuren wir
Das Schwert zu zieh'n und männlich stets zu kämpfen.
O, goldenschöne Zeit, wo bist du hin? —
Wo seid ihr stolzen Plane all' geblieben,

---

*) Der Name des Puritaners — Praisegod Barebone — hat lange genug zur Zielscheibe des Witzes gedient. Er soll, hieß es, zwei Brüder gehabt haben; des Einen Name sei gewesen Christ came into the world to save Barebone, und der Name des Andern If Christ had not died, thou hadst been damned Barebone. Der letzte Name als zu lang und unbequem, sei gemeinhin abgekürzt worden — Damned Barebone. Diese erbauliche Geschichte, nebst anderen Curiositäten, hat Hume sich nicht entblödet, in seinem großen Werke nachzuschreiben. Nun trifft es sich aber, daß des Mannes Name in vier gedruckten gleichzeitigen Listen des Parlaments (im britischen Museum) nicht Barebone lautet, sondern Barbone, wodurch ein schöner Theil des Witzes verloren geht. Was die anderen sauberen Geschichten betrifft, so hat schon Thomas Cromwell (Oliver Cromwell and his Times. p. 315. London, 1821) sie gewürdigt, wie sie es verdienen, und Godwin (3, 524) hat das Mährchen vollends todtgeschlagen.

**) Der Dichter hat sein unbestreitbares Recht benutzt, einen Charakter zu schaffen, wie er ihm paßte: und es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn er den Namen eines nicht unbekannten Zeitgenossen Cromwell's für ihn borgte. Daß er das thun wollte, schließen wir aus dem Umstand, daß ein Sindercombe vorkömmt, von welchem eines der berühmtesten Pamphlets aus jener Zeit (Killing no Murder) sagt: — "Dieser brave Mann hat eine so große Seele gezeigt, als nur das alte Rom sich ihrer rühmen mochte: hätt er dort und damals gelebt, so wäre sein Name neben denen von Brutus und Cato eingetragen, und sein Andenken wie das ihrige, durch Bildsäulen geehrt worden." Dieser Sindercombe ward im Februar 1657 wegen einer Verschwörung gegen Cromwell verurtheilt: man fand ihn todt im Bett, den Morgen vor der Hinrichtung. (Godwin 4, 333.) Sein Vorname war Miles. Banks (Political Life of Cromwell p. 172. London, 1769) schreibt seinen Namen Syndercomb, und läßt ihn verbrannt werden, ohne seinen Gewährsmann anzugeben; Godwin citirt den Mercurius Politicus, das officielle Zeitungsblatt.

Die riesig einst des Jünglings Geist erschuf,
Als er zum ersten Mal in seinem Busen
Die heil'ge Größe wahrer Freiheitshelden
Unendlich süß, unendlich stolz empfand,
Und trunken von der Hoheit ihrer Thaten,
Mit einem Cato unerschrocken sprach,
Mit einem Cicero Verräther schreckte,
Mit Scävola die Hand in's Feuer streckte,
Mit Brutus dreist Tyrannen niederstach,
Mit Sokrates den Freiheitsbecher leerte,
Mit Titus um die Bürgerkrone warb,
Mit Cincinnatus arm zu sein begehrte,
So wie für's Vaterland mit Gracchus starb.
(Nach einer kleinen Pause.)
Wo seid ihr hin, ihr stillen Mondesnächte,
Die mich so oft auf Schottlands Felsenhöh'n
In stolzen Träumen süß versenkt geseh'n.
Wenn ich von manchem grauen Felsenhaupte
Herab sah auf's geliebte Vaterland,
Und vor des Jünglings reger Phantasie
Sich aufthat eine Welt versunk'ner Größe.
Und aus dem Nebel wild verwachs'ner Thäler
Der Urwelt Helden still in ries'ger Hoheit
Aufschwebten, bleich umstrahlt vom Mondeslicht,
Vor des Entzückten innerem Gesicht. —
Dann fühlte ich mit wonnesüßem Beben
Durch Seel' und Nerve das erhab'ne Glück,
Das Glück, dem keines auf der Erde gleichet:
Beherrscher, König, nicht doch! nein! Befreier,
Beglücker eines großen Volks zu sein.
Da stand ich denn mit meinem Riesenwillen,
Und ach! mit meiner schwachen Knabenkraft,
Die Worte nur, nicht aber Thaten schafft,
In einer Wüste bettelarm allein. —
Und Thränen, sie entstürzten meinen Augen,
Starr in die Mondnacht sah der ernste Blick.
Ich zürnte mit dem schrecklichen Geschick,
Das mich nicht stellte auf die Götterhöhe,
Um durch ein Wort Millionen zu beglücken,
Durch eine Sylbe Segen auszustreu'n,
An jedem Abend Herzen zu entzücken,
An jedem Morgen Freuden zu erneu'n.
Mit einem Blick den Schurken zu vernichten,
Mit einem Ton den Edeln anzuzieh'n,
Mit einem Wink die Wahrheit aufzurichten,
Die Menschheit für Jahrtausende zu lichten,
Und dann, nach allem Streben und Bemüh'n,
Wenn Alle ihre Menschenwürde fühlen,
Und Keinen drückt der harten Knechtschaft Pein,
Dies eine Glück allein mir zu erzielen:
Ein Bruder unter Brüdern nur zu sein! —
(Nach einer Pause.)
So träumte ich in wonnesüßen Stunden.
Ich bin erwacht und seh die Wirklichkeit
In ihrer grausen Dürre vor mir liegen.
Verblendet zog für Freiheit ich mein Schwert,
Und hab' für's Wohl der Tyrannei gefochten.
Zertrümmert liegt mein Stolz und meine Hoffnung,
Und meines armen Volkes Glück dazu.
Betrog'ner bin ich, doch Betrüger Du!

Cromwell hat ihn ausreden lassen. Er reicht ihm die von den Deputirten unterzeichnete Schrift hin, um von der Unwürdigkeit des Parlaments ihn zu überzeugen — des Parlaments,

"Das überdies schon mit dem trefflichen
Gedanken umgeht, mir die Königskrone
Demüthig anzubieten. Nun, was sagst Du?
Stellt' ich das brit'sche Volk zu tief? — Thät ich
Nicht wohl, ganz recht, ihr knechtisches Geschick
Zu nehmen, und England in's Joch zu werfen?"

Es folgt ein sehr gut durchgeführter Moment.

Sendercomb.
Sieh', deinen Freund, den Freund des Vaterlandes
Zu deinen Füßen hier. — Verderb' ihn nicht!
Sei größer als Dein Volk und Deine Zeit!
Leb' wen'ger mächtig einst, als groß und edel
In der Geschichte Deines Landes fort!
Zwing' Deinen Stolz; sei Englands erster Bürger,
Damit des Hochlands grauer Barde einst
Ein Ehrenlied der Asche Cromwell's singe!

Cromwell. (Ihn sanft und gerührt aufhebend.)
Und wer hat Dir gesagt, daß Cromwell anders
Zu handeln je im Stande wäre?

Sendercomb (erstaunt).
Wie?
Wär's möglich, was? — Du könnt'st? —

Cromwell (stolz).
Groß denken, Ja! —
Sieh', Robert, ich will offen mit Dir reden:
Wohl glüht in dieser Brust der Herrschsucht Feuer,
Mich treibt's gewaltig, über dieses Volk,
Das meinen Werth zu schätzen nie gewußt,
Das mich nur fürchtet, aber nie geliebt,
Die Geißel des Despoten stolz zu schwingen.
Doch, Robert, sieh', und lerne Cromwell kennen.
Er fand in diesem Volke Einen Menschen,
Der ihn verstand und dessen hohe Seele
Den Werth von ganz Britannien aufwiegt;
Fand einen Robert Sendercomb; und weil
Auch er zu diesem Volk gehört, so sei,
Bei Gott! nur darum —

Sendercomb (tief ergriffen).
Cromwell!!

Cromwell.
England frei!! —
Nun, Robert!
(Breitet nach ihm die Arme aus.)

Sendercomb.
Oliver!!
(Stürzt in seine Arme.)
Glücksel'ge Stunde! —
Frei bist du, Vaterland, mit diesem Bunde.

Nach "langer, stummer Umarmung" fährt Cromwell fort: —

"Ich hob das feige Parlament, das nur
Aus Schwärmern aller Art und platten Wichten
Bestand, darum so schnell gewaltsam auf;
Um bald zum Wohl des Vaterlands ein bess'res
An dessen Platz zu seh'n, in dem nur Männer
Entscheiden sollen, Männer ganz allein,
Und sieh', Du selber sollst sein Sprecher sein.

Sendercomb.
Wie soll ich meine Achtung Dir bezeugen?

Cromwell.
Durch heiliges Vertrau'n und festes Schweigen."

Er schickt Sendercomb nach Irland, um eine Empörung zu dämpfen. Die Scene schließt mit Sendercomb's Wort, das Cromwell feierlich wiederholt: "Volksfreiheit und Vertrauen! immerdar!" Es folgt ein Monolog von Cromwell:

"Fühle sich entlastet doch die bange Brust,
Stets zwischen Zweifeln athmend und Verrath,
Hat sie nur einmal sich vor diesem Menschen
Vertrauungsvoll geöffnet. — Hm! — und dennoch,
Wie wunderbar! Kaum hat er mich verlassen,
Kaum sehe ich nicht mehr sein off'nes Antlitz,
So kehrt auch schon der gift'ge Scorpion:
Mißtrau'n in diese wüste Brust zurück.
Wär' dieses Warnung vom Geschick? — Ja, ja,
Mich ängst'get etwas stets in seiner Nähe.
Er steht zu rein mir da, für Cromwell's Freund.
Ich fühl' mich seiner Größe untergeben,
Und dieses weiß er wohl. Das ist nicht gut. —
O Gott! wer saugt aus dieses Busens Schacht
Des Zweifels Gift mir! — Hm! — Man pflegt zu sagen:
Mißtrauen sei Tyrannen-Eigenthum."

Machen wir hier eine Pause, um auf den Stand der Dinge zurückzublicken. Sendercomb ist der Einzige, den Cromwell noch achten kann. Das Parlament taugte Nichts, und weniger als Nichts. Es ging damit um, die Königswürde dem Usurpator anzubieten. Das Volk verdiente nicht, frei zu sein.

Was das aufgelösete Parlament betrifft, so sind Cromwell's Beschuldigungen von den Geschichtschreibern wiederholt worden: zuletzt noch, was jeden Wahrheitsfreund schmerzen muß, von einem freisinnigen Historiker.*) Es würde uns zu weit führen, wenn wir in eine umständliche Rettung seines Verfahrens eingehen wollten. Unsre Leser werden uns erlauben, auf den neuesten, gründlichsten, und billigsten Geschichtschreiber der englischen Republik zu verweisen.**)

Aber es würde zuviel gefordert sein, wenn wir von dem Verf. verlangen wollten, er möge sich mit der Hinweisung auf ein historisches Werk begnügen, das er in aller Wahrscheinlichkeit nicht kennt, und das er vielleicht keinen Beruf fühlt kennen zu lernen. Es bleibt uns also Nichts übrig, als es seinem Ermessen anheimzustellen, ob er uns einen Act des Servilismus nennen will, dessen das lange Parlament sich schuldig gemacht; ob er nachweisen will, wo es die öffentlichen Gelder schlecht verwaltet, wo es unthätig geblieben, während es hätte handeln sollen, und wo es Reformen versäumt, die an der Zeit, und während der Dauer des Bürgerkriegs ausführbar waren. Wir werden dann, so weit unsre geringe Kenntniß reicht, mit Beziehung auf die Autoritäten zu antworten versuchen.

---

*) Hallam. — Seine Behauptungen sind von Macaulay in einem trefflichen Aufsatz im Edinburgh Review (No. XCV.) widerlegt worden.

**) Godwin 3, 463 — 513. Vergl. Thomas Cromwell's schon angeführtes Buch S. 202 ff.

Aber legt vielleicht der Dichter nur seinem Cromwell die Calumnien in den Mund? Und ist es uns begegnet, was man nur von den stumpfsten aller Kritiker gewohnt ist, die Worte der redend eingeführten Personen mit den Gesinnungen des Dichters zu verwechseln? Wir möchten jeden Leser fragen, ob aus dem Stück — aus dem Ganzen des Stücks — es nicht hervorgeht, daß die Vorstellung des Dichters von dem Parlament, und von der Verworfenheit des Volks im Allgemeinen, mit sehr wenigen Ausnahmen, dieselbe ist, die von seinem Cromwell ausgesprochen wird.

Damit stimmt seine Fiction von der läppischen Deputation, von dem Revers, von dem Entschluß des Parlaments, Cromwell die Krone anzubieten.

Das lange Parlament Cromwell die Krone anbieten! Cromwell würd' es nicht gewagt haben, bei dem langen — nicht einmal bei dem folgenden, bei seinem eigenen, kleinen Parlament würd' er es gewagt haben, die Krone zu verlangen.

Ueber die Stimmung der Republicaner im langen Parlament hatte eine Unterredung mit Whitlocke (im St. James' Park) ihn hinlänglich aufgeklärt.*) Aber nicht einmal von der Armee — von der ihm so treuergebenen Armee — konnte er die Hoffnung gewinnen, daß sie mit einer monarchischen Verfassung sich aussöhnen würde. Fleetwood, Cromwell's Schwiegersohn, war der geschworne Feind der Monarchie, ob nun ein Stuart oder ob Oliver die Krone tragen möchte. Fleetwood's Gattin, Cromwell's älteste Tochter, früher an den gewaltigen Ireton verheirathet, theilte ihres Gatten Haß und seine Gesinnungen. Selbst das Protectorat ihres Vaters war ihr ein Gräuel. Harrison konnte mit stolzem Bewußtsein vor die Richter treten, und sagen: — "Die, so mir waren wie der Apfel meines Auges, wandten sich und sprachen zu mir: sitze zu meiner Rechten: ich aber verschmähete es, als einen Gräuel." Wenn er nicht in Verschwörungen sich einließ, zu denen er oft aufgefordert ward, so war es nur, um nicht das größere Uebel der Anarchie hervorzurufen — es war aus einer Gesinnung, wie sie der Verf. seinem Sendercomb geliehen hat. Bradshaw, Haselrig und Scot beharrten in der Opposition gegen jeden Versuch; und als, vier Jahre nach der Zeit, wo der Verf. dem Protector die Krone anbieten läßt, eine Partei in einem andern Parlament wirklich dafür sich entschied, sah Cromwell, daß Desborough unerschütterlich war in seinem Entschluß, sich zu widersetzen; daß ohne Lambert, Desborough, Fleetwood und Pride in der Armee keine Billigung des Schrittes zu erwarten war; er sah und fühlte schmerzlich, nach einer Zögerung von sechs Wochen, daß es unmöglich sei, die republicanische Partei zu stürzen: er war genöthigt, seinem liebsten Wunsche zu entsagen.

Um all Das kümmert der Verf. sich nicht; er imaginirt den verworfensten Servilismus, zu einer Zeit, in welcher die schönste, die reinste, die erhabenste Freiheitsliebe sich bewährt. Hat der Verf. nie von Algernon Sidney *) reden hören? Hält er ihn etwa für einen Servilen, ihn und Harrington, den später schwer verfolgten Verf. der Oceana, wie er — es ist unbegreiflich, und muß ja wohl ein Druckfehler sein — den Autor der Leviathan unter den "republicanischen Deisten" aufzählt? **) Und Milton — von Milton weiß der Verf. Nichts zu melden, als daß er ihn von Cromwell zufällig gegen eine Dame erwähnt werden läßt;

> ". . . . . soll vielleicht mein Dichter Milton
> Im leichten Reim Euch zeigen, daß die Welt
> Noch nicht so finster aussieht, als man denkt?"

Es dürfte wohl der Mühe werth sein, daß unser Dichter Milton's Wesen noch von einer andern Seite kennen lernte: eins oder das andre seiner Vorurtheile über die servilen Zeitgenossen des Protectors könnte dadurch berichtigt werden. Aber Sir Robert Sendercomb †) für immer! Sir Robert ist der Einzige, der groß dastehen soll in der kleinen, in der niederträchtigen Zeit.

Der Dichter sagt uns in der Vorrede, "er habe mit der allgemeinen großen Masse von Aftertalenten so wenig etwas gemein, als die Zeit, in der er lebe, mit ihm." Es kömmt uns nicht zu, darüber eine Bemerkung zu machen: der Freiherr von Maltitz muß ja selbst am besten wissen, wie er mit der Zeit, in der er lebt, daran ist. Aber er scheint nicht zu wissen, wie er mit der Zeit daran ist, die er darzustellen unternommen hat.

Man muß gerecht sein. Man muß den Dichter nicht wie den Geschichtschreiber beurtheilen. Wenn unsre Leser sich überzeugen sollten, daß durch die Verletzung der historischen Wahrheit die Dichtung gewonnen hat; wenn ein schlagender poetischer Effect dadurch erreicht wäre, daß, außer Sir Robert Sendercomb, nur von dem "tollen, stink'gen Popanz: Volk" Notiz genommen wird; so wird der Dichter über den Schein der Unkenntniß oder Geringschätzung der Geschichte, der stark genug wider ihn spricht, leichter sich trösten dürfen. Unsre Leser mögen entscheiden — nicht nach unserm Bericht, den wir hier abbrechen müssen, und in unserer nächsten Nummer wieder aufnehmen werden — sondern nach dem Eindruck des Stückes selbst.

Memoiren einer Ungenannten. Stuttgart, 1831. Cotta. 325 S. 8.

Ergreifende Scenen, mit selt'ner Kraft dargestellt. Sie versetzen uns in eine große Zeit zurück. Eine deutsche Fürstentochter sieht ihr Geschick unwiderbringlich an den Freiheitskampf des spanischen Volkes geknüpft. Ihr Vater hat seinem Erbtheil entsagt, und, um gegen die Macht des Weltbesiegers zu streiten, den Fahnen der Junta im Süden sich angeschlossen. Zarte, geheimnißvolle Bande halten ihn selbst, wie die Tochter, im Lande der alten Rittersagen fest. Ehre und Liebe, im spanischen Styl, glühender Haß gegen die französischen Adler, sind die belebenden Motive, die das aus Wahrheit und Dichtung nicht leicht zu entwirrende Gewebe durchdringen.

Es würde sehr unrecht sein, den Gang der Memoiren im ungenügenden Abriß geben zu wollen. Die Ueberraschung könnte zwar dadurch gestört, aber der Schleier des Geheimnisses nicht ganz gelüftet werden: denn Das ist es, was man von dem Verfolg der Erzählung noch erwarten muß. Alles, was wir thun können, ist unsern Freunden ein Räthsel vorzulegen — die Lösung mögen sie sich in den Memoiren selbst suchen, wenn sie durch das Fragment des Fragments, wie wir nicht zweifeln, angezogen werden. Dann mögen sie auch entscheiden, ob es wirklich eine Frau ist, die hier die Feder geführt hat. Weitere Schlüsse mögen sie aus einzelnen Phrasen und Wendungen ziehen, die manchmal an

---

*) Whitlocke's Tagebuch vom 7. Nov. 1652.

*) Doch ja: er trennt aber die beiden Namen: die Partei republicanischer Deisten, sagt er, zählt einen Hobbes, Algernon, wie einen Sidney u. s. w. zu ihrem Bunde.

**) Es trifft sich, daß der unglaubliche Verstoß noch greller erscheint, durch einen Umstand, den Wood (Athenæ Oxonienses II. 646.) anführt. "Cromwell war mit mehreren von Hobbes im Leviathan aufgestellten Grundsätzen, die seine Usurpation zu rechtfertigen schienen, so zufrieden, daß er ihm die sehr bedeutende Staats-Secretairstelle anbieten ließ."

†) Im Vorbeigehen einige minutiöse Anmerkungen, die dem Dichter jeder des Englischen einigermaaßen kundige Freund hätte mittheilen, und ihm den unangenehmen Fall ersparen können, jedes des Englischen gewohnte Ohr zu beleidigen. Man kann nicht sagen, Sir Sendercomb, Sir Whitlock, Sir Thurlow; und noch viel lächerlicher klingt es, wenn der Schenkwirth Copel als Sir Copel, der Arzt Naudin als Sir Naudin angeredet wird. Eine Dame wird nicht kurzweg Miß angeredet: und "ein Pence" ist so wenig englisch als deutsch. Es ist kein Vorwurf, diese Dinge nicht zu wissen; so wenig als es ein Verdienst ist, sie zu wissen, am wenigsten in einer Stadt, wo unter den Gebildeten der dritte Mann die Sprache fertig spricht und schreibt.

eine fremde Muttersprache, oder an eine **zweite** Muttersprache zu erinnern scheinen. Vielleicht werden sie auch die Erinnerung an das glänzende Incognito des "Verstorbenen" nicht ganz von der Hand weisen.

Die deutsche Fürstentochter lebt in einem spanischen Kloster; ein schwer verwundeter junger Ritter ist eben genesen; sie hat ihr Interesse für den Unbekannten zurückgedrängt, so weit die Sitte es verlangt; seinem Oheim, Don Rafaël, der in politischen und in noch näheren Beziehungen zu ihrem Vater steht, und zu ihrer im Süden, wie es heißt, vollendeten Mutter gestanden haben mag — ihrer vielgewandten Erzieherin, der Frau von Vaerange, und den frommen Schwestern hat sie seine Pflege überlassen: sein Hündchen Centella, ein Hündchen, das — **hony soit qui mal y pense** — eine große Rolle spielt, hat sich zu ihr geflüchtet, und ihr angeschlossen.

"An einem Sonntag Mittag saß ich am Fenster. Die Sonne schien warm herein. Jeannette hatte mir die Scheiben mit rankendem Immergrün umzogen. Die heißen Strahlen spielten angenehm zwischen den dunkeln Blättern. Ich schrieb an meinen Vater. Ich bat ihn, mich nicht länger in den rauhen Bergen, in der Abgeschiedenheit von allen äußeren Berührungen des Lebens zu lassen. Die Furcht, hier, nach Don Luis' unausbleiblich nahe bevorstehender Entfernung, allein zurückbleiben zu müssen, ängstete mich schon längst. Ich wollte, ich mußte irgend einen entscheidenden Schritt thun, um aus dieser beklemmenden Verlassenheit herauszutreten. Mein Vater konnte mir allein hierzu behülflich sein. Ich drang deßhalb auf das lebhafteste in ihn. Mein Brief, im Tone innerer Erregung geschrieben, erhitzte mich mit jeder Zeile mehr und mehr.

"Centella lag auf meinem Schoß. Ich war es seither gewohnt, mich nicht mehr von ihr zu trennen. In einem Augenblick, da ich die Feder in der Hand nachsinnend die Augen an den grünen Ranken über mir hin und hergehen ließ, klettert das niedliche Thier unruhig an meine Brust heran, winselt, bellt, dreht den kleinen Kopf hin und her, als wolle es mir etwas sagen.

"'Was hast du?' schelte ich. Centella springt auf die Erde, rennt in immer weiteren Kreisen um mich herum, blickt nach der Thür, bellt jetzt hell und lebhaft. Mir schlug das Herz voll ungewisser Ahnung. Indem stürzt Jeannette herein, eilt auf mich zu, umfaßt meine Kniee, ruft mit vor Freude erstickter Stimme: 'Da ist er! Ja gewiß, Mademoiselle, er selbst!'

"Ein Mann, so fein und schlank, wie uns nur je die Sage einen maurischen Ritter geschildert, das schwarze Haar aus der Stirne gestrichen, die schwärmerisch glühenden Augen, halb ermattet, halb zärtlich auf mich gerichtet, steht vor mir. Das kleine braune Mützchen, das ihm den Kopf nur zur Hälfte bedeckt, der Mantel, rückwärts, mehr **gegen**, als auf die Schultern gelegt, erhöhete das Fremde, Pittoreske einer Erscheinung, die mich in diesen einsamen Mauern, überrascht, verstummen ließ. Eine kurze Minute hindurch betrachtete er mich fast eben so aufmerksam als ich ihn. Dann lächelte er, zart, doch schlau, gab mir die Hand, und sagte in geläufigem Französisch: 'Wir sind einander nicht fremd. Ich komme, wie zu einer Freundin, unangemeldet, gewiß, meinen Dank und noch ein wärmeres, lebhafteres Gefühl, das ich nicht sogleich nennen kann, aussprechen zu dürfen.'

"Ohne meine Antwort zu erwarten, hatte er den Mantel abgeworfen, das Mützchen in der Hand, einen Stuhl neben den meinigen, vor welchem ich noch stand, herangezogen, und mit den Worten: 'Verzeihung! aber ich bin noch immer leidend,' neben mir Platz genommen.

"Centella, die schon längst seine Füße leckte und winselnd um ihn herumkroch, sprang jetzt an ihm herauf. Er schien nicht überrascht noch erfreut bei dem Anblick des Thieres. Doch liebkosete er es, ohne weiter dabei etwas zu sagen. Er sah ernst und nachdenklich aus. Es zog ein wehmüthiger Schatten über sein Gesicht.

"Ich überwand endlich die unaussprechlichste Verlegenheit, mit der ich, seit er im Zimmer war, kämpfte. 'Der arme kleine Hund,' sagte ich mit der Hand über dessen Rücken streichelnd, 'war hier ganz verlassen, er hat sich jetzt an mich gewöhnt, ohne Ihnen deßhalb fremd geworden zu sein. Sie sehen das selbst, und entschuldigen es ihn hier zu finden.'

"'Ich wußte es,' entgegnete Don Luis, mehr mit dem Gegenstande, an den er dachte, als mit mir beschäftigt, 'ich wußte, daß Sie Centella bei sich aufgenommen hatten, und, wie dieß einen Theil der Dankbarkeit ausmacht, zu der Sie mich verpflichtet, so ist es auch mit ein Grund, warum ich Ihnen meine Aufwartung jetzt mache.'

"Er sagte das so trocken hin, als wenn es sich von selbst verstehe und nur der Zufall eine Erwähnung herbeiführe.

"Ich sah ihn verwundert an. Er las einen Augenblick schweigend in meinen Augen. Drauf bog er sich ein wenig seitwärts nach mir hin, und auf leichte Weise eine bequeme Stellung in dem Armsessel findend, auf dem er saß, fuhr er wärmer und bewegter fort: 'Um ganz aufrichtig zu sein, mein Dank ist noch von einer Bitte begleitet, zu der mich Ihre Güte erdreistet.' Er hielt inne. Ich horchte sehr gespannt auf. 'Wollen Sie,' fragte er jetzt, 'das arme Geschöpf, das wenig zum Begleiter auf geheimen und verwegenen Pfaden gemacht scheint, wohl noch eine Zeit lang um sich dulden? Ich fürchte ohnehin,' setzte er lächelnd hinzu, 'Centella ist mir ungetreu geworden; ich darf sie darum nicht tadeln; allein ich bin eifersüchtig, und könnte es dem Thiere entgelten lassen, daß es allzu natürlich empfindet. Wollen Sie daher seine Retterin ganz sein, so nehmen Sie es nur sogleich wieder in Ihren Schutz.'

"Er legte bei diesen Worten Centella zu meinen Füßen, fuhr ihr ein paarmal mit der Hand durch das seidene Haar, drückte sie dann still am Boden nieder, und sah sich, wie aus alter Gewohnheit, in dem gehorcht, was er wollte. Der Hund schlief, ohne zu murren, auf der angewiesenen Stelle ein.

"Mir fielen Don Rafaëls Worte wieder ein. 'Aus Ihrer Hand kann er ihn nicht wieder zurückfordern.' — Es that mir zu wohl, sie erfüllt zu sehen, um nicht mit einer Art von Stolz die Gabe nur zur Hälfte anzunehmen.

"'Nun gut,' sagte ich, alle Kraft und Unbefangenheit zusammenraffend, 'ich will großmüthig genug sein, um das, was Ihnen lästig ward, so lange zu bewahren, bis es Ihnen einfällt, es wieder zu besitzen.'

"Er warf einen ernsten, wehmüthigen Blick auf mich. 'O,' rief er, 'Sie kennen mich wenig. Nichts, was mir jemals theuer war, stoße ich kalt von mir. Keine Rücksicht auf Bequemlichkeit kömmt bei mir in Anschlag, und sicher würde ich mich niemals von dem Geschöpfchen hier trennen, wenn dieses nur mich allein, nicht auch Andere den Gefahren der Entdeckung aussetzte.'

"Sein ernster Ton ängstete mich. Ich wollte etwas erwidern. Er war indeß in einem Gefühl verletzt, das er vor Allem rein bewahrte. Ihm lag daran, sich ganz zu rechtfertigen. Er fuhr sehr lebhaft fort: 'ich gehe von hier; nicht um irgendwo zu verweilen, nicht nach diesem oder jenem Ort, mein Weg ist durch Nothwehr und Gewissensruf in eine labyrinthische Zukunft gezeichnet. Vaterland und Mitbürger haben heilige Rechte an meine ganze Besonnenheit. Wenn ich bisher die arme Centella, die, wie ihr Herr, keinen Franzosen wittert, ohne daß sich sein Blut empört, und ihn zu ausgelassener Wuth fortreißt, wenn ich sie treu mit mir im Busen herumtrug, wenn sie mich zweimal meinen Verfolgern verrieth, so würde ich dasselbe noch heute thun, dasselbe wagen, schlösse ich mich von jetzt nicht Mehreren zu verzweifeltem Unternehmen an. 'Und,' fuhr er mit plötzlich erweichter Stimme und einem Blick voll Güte und sanfter Hingebung fort, 'urtheilen Sie nun, wie tief ich es erkenne, eine Freundin gefunden zu haben, deren schönen Händen ich einen Theil meiner Verpflichtungen anvertrauen darf.'

„'Wie?' unterbrach ich ihn, 'Sie machen jetzt schon Vorbereitungen zu Ihrer Abreise? Können Sie im Ernst bei Ihrem jetzigen Gesundheitszustande hieran denken?'

„'Ich denke an nichts als das!' rief er fast heftig aus. Seine Augen glühten; das ganze Gesicht erhellte sich. Es war, als wenn ein Strahl darüber hinführe.

„Ich hatte nicht den Muth, so viel Begeisterung durch unbequeme Erörterungen zu stören.

„Er ergriff in seiner Lebhaftigkeit meine Hand. 'Wären Sie eine Spanierin,' sagte er, ganz nahe zu mir gebeugt, 'Sie würden mit mir empfinden, daß die erschlafften Springfedern dieser Glieder, nur in Thätigkeit gesetzt zu werden brauchen, um dem einzigen Zwecke zu dienen, für den sie dem Tode entrissen wurden; daß es keine andere Heilung für den Mann giebt, als ihm die Bahn der Ehre zu eröffnen; daß jede Stunde hier entscheidet; daß der Widerspruch den Athem der Seele erstickt und ungestillte Wuth der Vernichtung weit eher Preis giebt, als aller Sturm und Drang des Kampfes.'

„Es konnte nicht fehlen, er erschütterte mich; doch die Worte: 'Wären Sie eine Spanierin!' verletzten mein Gefühl. Ich rückte mich unwillkürlich ein wenig tiefer in den Sessel hinein; mit dem Kopf an das Polster gelehnt, sagte ich: 'Wenn Sie nicht glaubten, daß ich Sie verstände, was ließen Sie mich ein Feuer sehen, dessen Heiligkeit mir ohnedieß fremd dünken müßte? Sie wissen es so gut als ich, es giebt eine Region, die keinem Klima angehört. Was Sie treibt, ist keiner Deutschen unbekannt, doch freilich habe ich nicht das Maaß für die Mischung solcher Elemente, wie ich sie hier entbrausen sehe.'

„'Es ist kein französischer Schaum,' fiel er hastig ein, 'verlassen Sie sich darauf. Es ist ein Lavastrom, der aus tausend Vulcanen, gährend wie meine Brust die fremde Brut wegfegen wird.'

„'Ich zweifele nicht daran,' erwiderte ich, schon wieder ganz mit ihm ausgesöhnt. 'Doch jetzt? Was hoffen Sie in diesem Augenblick?'

„Frau von Varange trat, indem ich noch sprach, sehr bewegt, sehr unruhig zu uns herein, um, wie sie sagte, Don Rafaël anzumelden, der ihr auf dem Fuße folge und viel Neues mitbringe.

„Sie war sichtlich durch etwas überrascht, und gedrängt, es uns mitzutheilen.

„Don Luis, der, wie kein andrer Mensch, mit den Augen zu horchen verstand, ließ diese über sie weggehen, ohne daß eine Miene seiner Vermuthungen verrieth.

„Ich mochte nicht fragen. Die Zukunft lag so verworren vor mir, daß ich wohl mit Recht scheute, daran zu rühren.

„Frau von Varange setzte sich ganz erschöpft uns gegenüber. Mein Nachbar neckte sie mit ihrem Geheimniß, und vermaß sich, von ihrem Gesicht, wie von einem beschriebenen Blatte, Alles abzulesen, was sie umsonst zu verschweigen suche.

„Sie lachte, und meinte, das sei keine Kunst, da er wahrscheinlich schon früher durch seinen Oheim von Allem unterrichtet worden. Beide schienen bekannter und vertraulicher mit einander, als mir es Frau von Varange voraussetzen ließ, ob sie gleich den barmherzigen Schwestern einen Theil seiner Pflege streitig machte, und vorzüglich in der letzten Zeit das Krankenzimmer wenig verließ.

„Für manche Männer giebt es eine Art Verhältniß zu allen Frauen, das mehr oder weniger, gleichwohl immer, einen Schein wärmerer Annäherung hat. Mich störte es hier, eins zu entdecken, das, so unbedeutend es auch sein mochte, mir eine Theilbarkeit der Empfindungen verrieth, die ich weit entfernt war zu begreifen.

„Hierdurch weit mehr als durch den Gegenstand, über welchen sie sprachen, beschäftigt, empfing ich Don Rafaël gewissermaßen befangen und hierüber so verlegen, daß er von mir weg, zur Frau von Varange mit einer Miene hinsah, welche sie sogleich durch ein rasches 'Nein, sie weiß noch nichts,' beantwortete.

„'Nun,' fragte ich gespannt, 'habe ich etwas Unangenehmes oder Trauriges zu erfahren, so wickeln sie es nur schnell aus aller Verheimlichung heraus. Lassen Sie mich's ohne so viel Umstände wissen.'

„Don Luis winkte mir hier seinen vollen Beifall zu. Ich fühlte mich noch einmal so stark und sehr geneigt, dem Schicksal Trotz zu bieten, als Frau von Varange ausrief: 'Es kann Ihnen ja auch nichts Neues sein. Sie mußten es immer erwarten. Der Fürst hat sich unter den Schutz der Junta von Sevilla begeben und seine wahre Gesinnung gegen Frankreich unverstellt ausgesprochen.'

„'Gottlob!' sagte ich aus voller Seele. 'So hat das versteckte, schleichende Wesen einmal ein Ende, und wir Alle gehen nur *einen* Weg.'

„Ich reichte Don Luis die Hand, der unruhig und ungewiß an meine Seite getreten war. Er schien so froh, sich nicht in mir geirrt zu haben, daß er mit einer Art Triumph meine Hand in der seinen zum Himmel hob, als mache er ihn zum Zeugen des geschlossenen Bundes.

„Der Oheim lächelte gerührt. 'Recht gut,' sagte er, 'aber liebes Kind, denken Sie auch daran, daß Sie von jetzt das Loos aller spanischen Patrioten zu theilen haben; daß Ihr Name wie Ihr Aufenthalt in diesem Kloster durch frühere Correspondenzen nach Frankreich, wie durch die mit Ihrem Vater bekannt ist, daß die nördliche Provinz in der Insurrection begriffen, den Feind nach diesen Mauern ziehen und Sie der unerbittlichen Rache gegen Abtrünnige bloßstellen kann; daß Sie folglich hier nicht bleiben dürfen, und sich vielleicht einem sehr unruhigen, umherziehenden Leben werden unterwerfen müssen.'

„Die Augen meines jungen Freundes lagen gespannt auf den meinigen. Ich machte eine Bewegung, Don Rafaël zu unterbrechen, doch Dieser fuhr fort: 'Ihr Vater kann unter solchen Umständen wenig für Sie thun. Der Raum, der zwischen Ihnen Beiden liegt, ist jetzt weder von seiner, noch Ihrer Seite zu durchmessen. Er weiß das auch recht gut, und hat Sie meinem Schutze übergeben.'

„Er sprach die letzten Worte etwas leiser und in so großer Rührung, daß ich, ohne zu wissen, was ich that, in seinen Armen, an seiner Brust lag, in einen Strom von Thränen ausbrechend, deren innerste Quelle mir damals verborgen lag.

„Wir brauchten Alle Zeit, uns zu sammeln, auch Don Luis, der in seinen Armsessel zurückgelehnt, den Kopf gegen die aufgestemmte Hand gestützt, nachdenkend vor sich hinsah.

„'Wenn Sie sich mir denn also anvertrauen,' fuhr Don Rafaël nach kurzer Pause fort, 'so erlauben Sie mir, daß ich Sie nach Zaragoza, der Hauptstadt dieser Provinz, führe, die für jetzt alle Sicherheit bietet, welche während eines Volkskrieges zu erwarten ist. In dem Schlosse eines Anverwandten, der nur zu viel heißes Blut besitzt, um an seinem Herde zu verweilen,' fügte er lächelnd hinzu, 'werden Sie das alte römische Gebäude außerhalb der Stadt, an den Ufern des Gallego, frei und ungehindert bewohnen, sich der weiten Aussicht über die Brücke des Augustus erfreuen, Gott Ihre Seele, und dem tapfern Heere, das sich unter Palafox sammelt, Ihre irdische Wohlfahrt empfehlen.'

„Waren es die ungekannten, ernsten Bilder, die so bedeutungsvoll vor meine Seele geführt wurden? war es die fremde Beziehung, in die ich mich verwickelt sah? Genug, ich konnte mich einer Furchtsamkeit nicht erwehren, die mit einem Male alle andern Gefühle niederdrückte, und die Sehnsucht nach meinem Vater, nach Deutschland, nach Allem was zu mir gehörte, gewaltsam hervorrief. In diesem Kampf suchte mein Herz, wie mein Blick, zum ersten Male seit langer Zeit Frau von Varange. Aber ich las auf ihrem Gesicht nur frohe Ungeduld, endlich das peinliche Kloster verlassen, endlich den öffentlichen Bewegungen folgen, mitwirken und sich meinem Vater wichtig, ja nothwendig machen zu können, daß ich mich schnell in mich zurück-

zog, und fast erdrückt von dem Gefühl, ganz losgerissen und allein hier zu stehen, die Hände bittend zu den beiden Männern aufhob, ohne weiter ein Wort sagen zu können, als: 'Sie verlassen mich nicht!'

"'Nein!' rief Don Luis, schnell von seinem Platze aufspringend und zu mir eilend. 'Nein!' wiederholte er noch einmal so kurz und bestimmt, wie er dieß Wort immer sprach. Sein Gesicht schien mir in dem Augenblick wieder so dunkel, als in jener Nacht, da ich ihn das erste Mal sah, seine Augen flammten, der tiefe Ernst einer festen, zornig entschlossenen Seele gab ihnen etwas Geheimnißvolles, vor dem ich innerlich verstummte.

"Don Rafaël umarmte seinen Neffen. Dieser wurde sehr roth, etwas, das im Widerspruch mit der braunen Hautfarbe einen Schein kindlicher Verschämtheit über seine Züge goß, und im Verein mit zwei, auf der Stirn zusammenlaufenden, stark anschwellenden Adern, die raschere Bewegung seines Blutes verrieth.

"Ohne sich dieß irren zu lassen und immer Herr jeder Bewegung, die er beherrschen wollte, hob er uns über das Feierliche des Moments hinaus, indem er mit Leichtigkeit und Anmuth in die Gegenwart zurücktrat, den nächsten Reiseplan entwarf und damit schloß, sich selbst als meinen Beschützer in Zaragoza zu erklären, da kein Andrer, als er, der Inhaber jenes römischen Castells sei, das im Bereiche der Stadt, doch außerhalb ihrer Mauern liege."

Man beschließt, noch dieselbe Nacht aufzubrechen.

"Es schlug eilf. Der Wagen hielt vor der Thür. Don Rafaël und sein Neffe waren eine kurze Strecke vorausgeeilt, um sich von der Sicherheit des Weges zu überzeugen.

"Beklommen und doch mit jugendlicher Ungeduld einer neuen Bestimmung entgegengetrieben, folgte ich Frau von Varange den langen dunkeln Corridor hinunter. Als ich nach der schmalen Stiege einbog, umfaßten mich ein paar weiche Arme. Ich fühlte mich an ein schlagendes Herz gedrückt, das verschleierte Gesicht einer Frau bog sich über mich. Zwei bebende Lippen preßten sich auf die meinigen; mehr ein dumpfer Schrei als ein Seufzer, zerriß mir die Brust. Ich wollte sprechen, fragen; dieß unbekannte Wesen war verschwunden. Meine Reisegefährtin rief; ich kam, flog in den Wagen und hatte das Kloster hinter mir, ehe ich mich besinnen konnte."

Später sieht, und theilt die Heldin Zaragoza's heldenmüthige Vertheidigung: den Fall der Stadt muß sie überleben.

Der Schluß der Erzählung, wie wir schon angedeutet haben, ist nicht befriedigend. Aber schwerlich wird er, selbst vorher gelesen, von der Würdigung des Fragments einen Leser abschrecken.

"Es brach eine neue Zeit an. Was ich von ihrem Beginnen bis zu dieser Stunde sagen könnte, ist zu genau mit dem Geschick vieler lebenden Menschen verknüpft, um es jetzt schon bekannt machen zu dürfen. Vielleicht gestatten mir es die Umstände späterhin.

"Ich sehe dieß flüchtige Fragment mit Wehmuth vor mir liegen. Es ist ein Theil meiner Selbst. Nichts reißt sich vom Herzen los, ohne dieses zu verwunden. — Und was wird die blutende Wunde heilen? Die Welt nicht. Der Gruß einer liebenden Seele vielleicht!"

Verhandlungen der zweiten Kammer der Hannover'schen Ständeversammlung, über die Preßfreiheit. — 41ste Sitzung, vom 2. Mai, 1831.

An die süddeutschen Verhandlungen schließen sich jetzt die der Hannover'schen Stände an. Das deutsche Volk, soweit es repräsentirt wird, verlangt die Preßfreiheit. Wenn irgend ein System durch Achtunggebietende Majoritäten verworfen, wenn irgend Eines als willkürlich, zweckwidrig, verhaßt, als moralisch unhaltbar bezeichnet worden ist, so ist es das Censursystem.

Was die Verhandlungen in Hannover vor den übrigen uns bekannt gewordenen auszeichnet, ist der streng constitutionelle Standpunct, der bei der Berathung festgehalten worden ist. Es handelt sich nicht bloß um die Freiheit der Presse: es handelt sich um die Verfassung, ob sie Wahrheit sein soll oder Lüge. Eine Lüge wird sie sein, so lange die Presse nicht befreit ist. Eine Lüge wird sie aber auch sein, so lange irgend eine Verordnung, welche die Rechte des Staatsbürgers beschränkt, ohne Einwilligung der Volksvertreter dem Volke aufgedrängt, oder gegen ihren entschiedenen Willen, gegen moralisch und rechtlich vernichtende Majoritäten festgehalten werden kann.

Dieser Gesichtspunct ist besonders durch eine Rede des Abgeordneten Christiani entwickelt worden, aus der wir das Wesentliche, nach einem vor uns liegenden beglaubigten Bericht, unsern Lesern vorlegen. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Aeußerungen der Volksvertreter nicht als vor dem einzelnen Bundesstaat, sondern als vor dem gesammten Deutschland gesprochen erscheinen. Ihre Bekanntmachung und Wiederholung in irgend einem Bundesstaat durch irgend ein Organ der öffentlichen Meinung, würde die Censur nicht verhindern können, ohne sich selbst als heilloses Werkzeug eines, jeder Verfassung feindseligen Despotismus zu bezeichnen. Es existirt aber in Deutschland keine Macht, die sich zu einem solchen Despotismus bekennen, viel weniger irgend Eine, die als Pflegerin und Beförderin eines solchen Systems Anerkennung finden könnte. Auf diese Voraussetzung allein stützt sich jeder Versuch, durch Vernunftgründe zu überzeugen, durch Rechtsgründe zu bestimmen. Diese Voraussetzung, durch hundert Zeichen der Zeit bestätigt, war tröstlich, als, vor wenigen Monaten, die Bemühungen der Journalisten noch vereinzelt dastanden: sie ist es nicht minder in diesem Augenblick, wo durch die Majoritäten von Volksvertretern, die ihre Pflicht gethan haben, der Sieg gewiß, und den Repräsentanten der Intelligenz, des Rechtsgefühls, der constitutionellen Grundsätze nicht wieder aus den Händen zu winden ist. Diese Voraussetzung läßt es uns auch bedauern, daß der ehrenwerthe Abgeordnete im Feuer der Rede in seinen einleitenden Bemerkungen über die Carlsbader Beschlüsse einen oder den andern Ausdruck sich erlaubt hat, der vielleicht nicht ganz mit der Mäßigung übereinzustimmen scheint, die den Vertretern des Rechtes immer ziemt, und am meisten in dem Moment, wo der Erfolg, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, nicht mehr zu bezweifeln steht. Denn was Hannover insbesondere betrifft, so wäre es, wie auch der ehrenwerthe Abgeordnete selbst anerkennt, eine Lächerlichkeit zu glauben, daß, soweit die Persönlichkeit des Regenten auf Regierungsmaaßregeln einigen Einfluß ausüben kann, der erste gekrönte Repräsentant der Reform in Europa, daß Wilhelm IV. ein andres Herz im Busen tragen sollte für Großbritannien, und ein anders für Hannover.

Nach jenen einleitenden Bemerkungen fährt der Abg. Christiani folgendermaßen fort: —

"Die Geschichte des Preßzwangs hier zu Lande ist kurz.

"Am 6. Mai 1705 erließ Herzog Georg Ludwig mit seiner eigenhändigen Unterschrift versehen, jedoch ohne Contrasignatur und ohne vorgängige Berathung mit den Ständen, das bekannte, jeglicher Freiheit der Presse in Ketten legende Censur-Edict, welches am 31. Mai 1731 unter Georgs II. Regierung ad Mandatum erneuert ist, und am 18. Decbr. 1813 — zwei Monde nach der Schlacht von Leipzig! — vom Cabinets-Ministerium den so eben von Feindes Herrschaft durch ihre eigene Kraft befreiten Unterthanen gütigst wieder in Erinnerung gebracht wurde. Endlich aber ist dieses Edict in Folge jener Carlsbader Beschlüsse am 14. Octbr. 1819 wieder erneuert und noch immer, wenn auch nicht bei Kraft, so doch als Gesetz angesehen.

"Betrachten wir nun diese Legislatur genau, so findet sich, daß sie keine Gültigkeit haben kann. Das Recht, seine Gedanken zu veröffentlichen durch Rede, Schrift und Druck, ist ein reines Privatrecht jedes einzelnen Bürgers, es gehört ihm so eigentlich an, wie sein Leben und seine Freiheit und ist so unangreifbar, wie die Basis jedes vernünftigen Staats, das Eigenthum. Willkürlich in solche geheiligte Rechte einzugreifen, steht keinem Fürsten in einem andern, als einem despotischen Staate zu; ein solcher Staat ist Hannover aber nie gewesen. Ist eine Beschränkung des einen oder andern jener Rechte zum Wohl des Staates nothwendig, so kann ein Dem entsprechendes Gesetz nie und nimmer ohne Einwilligung der Volksvertreter erlassen werden. Es liegt dieses schon in der Natur der Sache; unsre Verfassung aber gebietet wenigstens, daß alle allgemeinen Gesetze nur nach geschehener Berathung mit den Ständen erlassen werden können. Da nun jenes Censur-Edict unzweifelhaft ein allgemeines Gesetz ist, ihm aber eine solche Berathung nicht vorangegangen ist, so hat dasselbe auch nie eine rechtliche Gültigkeit gehabt. Der Preßzwang hat folglich hier zu Lande nur factisch, nie rechtlich bestanden.

"Jene Pflicht der Regierung, alle allgemeinen Gesetze vor ihrer Erlassung mit den Ständen zu berathen, gestattete einen Beitritt zu den Carlsbader Beschlüssen schlechterdings nur in sofern, als das Gouvernement nach geschehener Berathung mit den Ständen annoch eine solche Beschränkung der Presse für nothwendig halten würde. Da nun aber bis jetzt diese Berathung nicht Statt gefunden hat, so sind jene Carlsbader Preßzwangsbeschlüße, welche tief eingreifen in die durch die Bundesacte besonders geschützte innere Legislatur der einzelnen Bundesstaaten, für Hannover rechtlich ohne alle Gültigkeit. Uebrigens ist bei allem in jenen Beschlüßen enthaltenen Zwang für die Presse keinenfalls die Censur geboten; in ihnen lag folglich, selbst wenn sie Gültigkeit hätten, keine Nothwendigkeit für die Erneuerung jenes Edicts, dessen furchtbare Strenge so weit geht, daß auch nichts, habe es Namen wie es wolle, von der Censur befreit ist.

"Ist nun jemals Freiheit der Presse nöthig gewesen, so bedürfen wir ihrer vor allen Dingen in diesem Augenblick. Wir bedürfen ihrer, damit bei der zu erwartenden Verfassungs-Urkunde die Stimme des Volks von der Legislatur vernommen werden könne.

"Daß es der Wille unsers Königs ist, diese Stimme seines Volks zu hören, ist eine Wahrheit, die ich zu den schönsten Kleinodien des Reichs zähle. Erst vor wenigen Tagen hat Er in Großbritannien seine Gesinnungen darüber mit königlichem Freimuth ausgesprochen. Seine Seele, hell und mild wie der Tag des Mais, aber stark wie die Felsen des Hochlandes und frei wie das sein Vaterland umfluthende Meer, das er schon als Knabe befuhr, kann Alles, nur den Druck seines Volks so dort wie hier nicht tragen.

"Wir haben ihn erscheinen sehen in dem stolzen Hause jener hochfahrenden Pairs von Altengland. Bei seinem Anblick erstarb dem Aristokraten die verfehmende Rede auf den Lippen, und vom Thron herab erklang des Königs mächtig Wort, Schutz verheißend der geheiligten Freiheit seines Volks.

"Auch wir sind sein Volk! Auch wir sind seine Kinder! Auch unsere Freiheiten will er sichern, auch unsere Rechte will er schützen, auch unsere Stimme will er hören!"

Der Redner schloß mit dem Antrag auf vollkommene Preßfreiheit.

Es entspann sich eine interessante Debatte. Nachdem die Herren Lünzel und Stüve kräftig in gleichem Sinne gesprochen hatten, wurden zwei Amendements vorgeschlagen: das Eine von Hrn. Ebell trug nur auf Censurfreiheit für innere Angelegenheiten an, das Andre, von Hrn. Schlegel, wünschte gar ein liberales Censurgesetz; beide Amendements wurden beinahe einstimmig verworfen. Namentlich ward von allen Seiten die Idee einer liberalen Censurverordnung für etwas Unmögliches erklärt.

Wir sind immer der Meinung gewesen, daß die Idee einen Widerspruch enthält. Eine Censur soll nicht und darf nicht liberal sein. Wenn irgendwo Gefahr ist, so ist überall Gefahr. Wenn die Censur nothwendig wäre, so wäre die strengste Censur nothwendig. Man möchte Pope's Wort parodiren —

"Ein bischen Licht ist ein gefährlich Ding."

Othello hat Recht: es muß ausgeputzt werden,

"ganz ausgeputzt, und gänzlich ausgeputzt."

Wenn man von liberaler Censur spricht, so meint man gewöhnlich nur die Ausübung der Censur: also die laxe Beobachtung der Instruktion. Es ist aber lächerlich, was manchmal im Publicum von der Feindseligkeit der Censoren und der Journalisten gefabelt wird. Chicanen wird kein ehrlicher Mann sich erlauben: ebensowenig wird er Nachlässigkeiten mit der zweideutigen Fahne des Liberalismus decken wollen. Das ist die einfache Lösung der Frage. Ebenso einfach ist sie für die Journalisten. Wir haben niemals Bedenken getragen, unsre Opposition gegen das Princip der Censur auszusprechen: wir würden uns selbst verachten müssen, wenn wir es nicht bei jeder Gelegenheit thun wollten: aber nicht weniger würden wir uns selbst verachten, wenn wir die Censur, so lange sie gesetzlich besteht, illudiren wollten. Wenn man loyal ist, so hat man das Recht, sehr ehrlich zu sein, sehr unumwunden seine Meinung zu sagen.

Der Abg. Rose berief sich auf die Censurfreiheit der Göttinger Professoren, um zu zeigen, daß die Regierung nicht geneigt sei, die Presse zu unterdrücken. Aber er glaubte, Hannover sei durch Bundestagsbeschlüsse gebunden, und könne nicht widersprechende Anordnungen geben. Sehr treffend erwiederte der Abg. Christiani, die Censurfreiheit der Göttinger Lehrer sei selbst eine den Bundestagsbeschlüssen widersprechende Anordnung. Aber die Censur sei selbst durch die Carlsbader Beschlüsse nicht vorgeschrieben. (Schon Welcker hatte anderwärts darauf aufmerksam gemacht, daß in jenen Beschlüssen die Censur nicht genannt wird.) Auf die Besorgniß, die der Abg. Rose geäußert hatte, daß censurfreie Besprechung der Angelegenheiten benachbarter Staaten der Einheit und Eintracht der deutschen Völkerschaften nachtheilig werden möchte, erwiderte der Abg. Stüve, gerade die Richtung nach Einheit solle durch die Censur zurückgedrängt werden. Wir wollen nicht läugnen, daß das die Wirkung der Censur gewesen. Aber wir möchten es nicht als Absicht der Censurverordnungen bezeichnen, weil wir nirgendwo Absichten von äußerster Schlechtigkeit vorauszusetzen geneigt sind.

Nachdem noch verschiedene Abgeordnete für die Freiheit der Presse gesprochen hatten, ward der Antrag des Abgeordneten Christiani, nebst einem Amendement vom Abgeordneten Freudentheil, "das Ministerium möge den Ständen den Entwurf zu einem Preßgesetz vorlegen" fast einstimmig angenommen.

In Baiern ist die Sache, nach den letzten Berichten, sogut als entschieden zu betrachten. Es geht zwar eine dunkle Sage, die Faction wolle das Ministerium zu dem äußersten Schritt aufreizen, zur Auflösung der Kammer. Die Sage verdient keinen Glauben. Man wittert dort Jesuiten. Wenn wirklich Jesuiten im Spiele sein sollten (was keineswegs erwiesen ist) so wäre die Sage gewiß ungegründet. Die Jesuiten sind klug: sie sind gewarnt worden. Man sagt, sie haben sehr schlechte Geschäfte gemacht, voriges Jahr, in Frankreich. *)

*) Zum Schluß erhalten wir noch die Nachricht von der Entlassung des Ministers v. Schenk.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

50. Hamburg. Montag, den 13. Juni. **1831.**

Inhalt.

Geschichte Polens unter Stanislaus August. Von Joachim Lelewel, ehemaligen Professor der Geschichte an der Universität in Wilna, gegenw. Mitglied der Polnischen Nationalregierung. Aus der noch ungedruckten Originalhandschrift übersetzt von A. v. Drake. Braunschweig, 1831. Vieweg.

Noch ist Polen nicht verloren! Und wenn das Entsetzlichste sich ereignen sollte: Polen wäre dennoch nicht verloren; es würde fortleben in der Geschichte, die Recht und Unrecht, wahre und falsche Ehre, ... und freier Männer Heldentod mit Namen nennt.

Was die Geschichte vermag, selbst wenn sie auf jeden Schmuck der Rede, auf jeden natürlichen Ausdruck des Gefühls verzichtet, wenn sie dem Unwillen Fesseln anlegt, und durch die einfachste Erzählung der Thatsachen die Bewunderung erzwingt, das wird Jedem klar werden, der Lelewel's Bericht in die Hand nimmt. Dieser Bericht war zu einer Zeit niedergeschrieben, wo keine andre Darstellung zur Oeffentlichkeit gelangen konnte, und wo selbst der einfachsten der Druck schwerlich gestattet worden wäre. Daß er jetzt unverändert erscheint, spricht für das Bewußtsein, daß in jedem Lande die schmucklose Wahrheit mit unwiderstehlicher Kraft sich geltend machen wird. Was Maria Theresia ein "himmelschreiendes Unrecht" nannte, wird hier erzählt, ohne daß der Pole mit einem Wort seinen Abscheu verräth. Wenn der russische Gesandte Repnin (Oct. 1766) erklärt, die Annahme von Reichstagsbeschlüssen, die nur die innern Angelegenheiten Polens betrafen, werde einen Krieg mit Rußland zur Folge haben, so wird man in dem Bericht nicht die leiseste Andeutung des schwergekränkten Nationalgefühls entdecken. Wenn der russische Gesandte Sievers (Sept. 1793) vier Landboten, weil sie Worte der Wahrheit geredet hatten, gefangen nach Lomza führen läßt, und zugleich den Reichstag durch die Erklärung verhöhnt, er beschränke Niemanden in der freien Aeußerung seiner Meinung, so ist hier derselbe ruhige Ton des Berichterstatters. Nur ganz am Schluß des Werkes wird ein gemäßigtes und mildes Urtheil über den ebenso unfähigen als unglücklichen König ausgesprochen: —

"Stanislaus August zeigte sich als ein sehr gütiger, milder und großmüthiger Monarch, so lange er nur an der Ausübung dieser seiner Gesinnungen nicht gehindert wurde; im entgegengesetzten Falle aber verließ er die verdientesten Männer, seine treuesten Anhänger. Er war geduldig und sanft: daher ergab er sich willig in Alles, und verstand es nicht, sich mit männlicher Festigkeit zu widersetzen; so leicht er persönliche Beleidigungen verzieh, eben so geneigt war er auch, die dem Staate zugefügten zu verzeihen; gleichmüthig ertrug er sowohl seine eigene, als die allgemeine Erniedrigung und Beschimpfung. Gefühlvoll trauerte er über die Mißgeschicke der Nation, und ergoß seine Klagen darüber in öffentlichen Reden und Schriften; mit Herzlichkeit drückte er seine Dankbarkeit aus. Er besaß ausgezeichnete Kenntnisse und Geistesbildung, er war ein vorzüglicher Redner und Staatsmann. Durch fremden Einfluß auf den Thron gelangt, sah er sein und der Nation ganzes Heil in der Fortdauer dieses Einflusses. Wenn er ja, in Folge seiner Nachgiebigkeit oder Politik, zuweilen von diesem Wege abwich, so kehrte er doch, so lange derselbe ihm offen stand, stets wieder auf denselben zurück. Als ein einsichtsvoller Politiker kannte er, gleich jedem Polen, sehr wohl die gefährliche Lage seines Landes, und sah alle politischen Ereignisse voraus, nur das sah er nicht vorher, daß ihm der Weg, den er wandelte, zuletzt versagen würde. Er kannte alle Bedürfnisse und Gefühle seines Volks, nur das erkannte er nicht, daß dieses Volk unfähig war, Joch oder Knechtschaft zu ertragen, daß es Unabhängigkeit oder Tod wollte. Als ein vorsichtiger Politiker manövrirte er auf seinem Wege, trat jeder Conföderation bei; nur zur Vertheidigung der Unabhängigkeit Polens trat er kein einziges Mal auf. Wenn sich also die Nation täuschte, indem sie den Umständen, der Politik und den Verträgen traute, was sie nicht hätte thun sollen, so täuschte sich nicht minder der König, wenn er bei seinen Beschützern unerschöpfliche Gunst und Sicherheit zu finden hoffte. Und gegenseitig irrten sich in einander König und Nation. Die Nation konnte den Zustand ihrer Erniedrigung nicht unthätig ertragen, noch ihre Unabhängigkeit und Freiheit aufgeben, dem Könige aber gebrach es an Muth, sich vom Joche loszureißen. — Er starb in St. Petersburg, am 12. Febr. 1798, im Alter von 66 Jahren."

Der Verf. unterscheidet drei Perioden in der dreißigjährigen Regierung des Königs. Die erste (1764 — 1773) begann mit Versuchen der Reform, war durch vielfache Irrthümer, durch gefahrvolle Stürme bezeichnet, und endete mit Länderverlust. Zu den auffallendsten und unglücklichsten Ereignissen dieser Periode gehört die Entführung des Königs (1770), die von einigen Conföderirten versucht ward, um ihn dem fremden Einfluß zu entziehen: —

"Einem der Conföderirten, Strawinski, fiel es ein, den König in Warschau aufzugreifen und zu entführen. Er theilte diesen Plan Pulawski mit, der seine Zustimmung, jedoch nur unter der Bedingung gab, daß des Monarchen Leben geschont würde. Strawinski betheuerte, daß es nicht seine Absicht sei, einen Mord zu begehn, den er bereits so oft Gelegenheit gehabt, zu vollführen; fern sei es von ihm, der Polnischen Nation das erste Beispiel einer in ihrer Geschichte unerhörten Frevelthat geben zu wollen, wofern er nicht etwa durch die Nachsetzenden dazu gezwungen würde. Da drang Pulawski darauf, in solchem Falle die Nachsetzenden durch einen Trompeter warnen zu lassen, daß sie das Leben des Königs in Gefahr setzten. Auf solche Weise kamen sie über ihr Vorhaben überein; furchtbare Schwüre treuer Ausführung desselben sicherten demnach die Tage desjenigen, auf dessen Festnehmung es abgesehen war. In geringer Anzahl schlichen sich die Verschworenen in die Hauptstadt ein, von welcher starke Russische Vorposten die Unruhen des Kriegs entfernt hielten. Pulawski aber wandte, der Abrede gemäß, durch verschiedene Bewegungen die Aufmerksamkeit der russischen Truppen von der Hauptstadt ab. Am 3. Novbr. 1771, an einem finstern Abende, bemächtigten sich die Conföderirten mitten in Warschau auf der Methgasse, vor der Kapuziner-Kirche, der Person des Königs, und schleppten ihn aus der Stadt und deren Ringgräben mit sich fort. Strawinski

eilte, der Ausführung des Unternehmens gewiß, seinen Gefährten voran, welche durch verschiedene kleine Vorfälle, und bald darauf durch die Unkunde des Wegs aufgehalten wurden. Indem sie so durch die Finsterniß irrten, nahm die Zahl der Wächter des Königs allmälig ab, und zuletzt zerstreute die Furcht die Uebrigen, bis nur ein Einziger, Kuzma oder Kosinski, bei ihm zurückblieb. Kuzma ließ sich von Stanislaus überreden, erkannte ihn als seinen Gebieter an, führte ihn in die Mühle bei Burakow, und als der Monarch nach Absendung einiger Zeilen, wodurch er dem General Coccei seine wunderbare Errettung meldete, ruhig einschlummerte, hielt Kuzma mit gezogenem Säbel bei ihm Wache. Bald langte Coccei mit einer Abtheilung der Garde an, und ehe sich noch die Kunde von der Befreiung des Königs in der Hauptstadt verbreitet hatte, war dieser, der bei der Entführung eine leichte Kopfwunde davon getragen, bereits wieder im Schlosse eingetroffen. — Dieses Wagstück der Conföderirten gab Anlaß, sie des Verbrechens zu beschuldigen, nach dem Leben des Königs gezielt zu haben. Der König selbst nahm keinen Anstand, diese Meinung zu verbreiten, indem er dadurch mehr Interesse für seine Person zu erregen hoffte. Gegen die verhafteten Verschworenen begann ein langwieriger Proceß. Ein edles Gemüth gesteht in seiner ersten Bewegung gern die volle Wahrheit. So nahm sich auch Pulawski, da er zur Untersuchung gezogen ward, vor, durch eine öffentliche Schrift jene Sache nach ihrer wahren Beschaffenheit zu offenbaren. Unweise Rathschläge aber führten ihn vom Wege der Aufrichtigkeit ab, und bewogen ihn zu der unwahren Behauptung, von jenem Unternehmen nichts gewußt zu haben. Die benachbarten Höfe sahen dasselbe als einen beabsichtigten Königsmord an. Der König von Preußen erklärte, daß die Conföderirten dafür die Rache von ganz Europa verdienten, und Kaunitz forderte ihre Generalität auf, allen Antheil an dieser Begebenheit von sich abzuwälzen, wenn sie fernerhin in den Oesterreichischen Landen eine Zufluchtsstätte finden wollten. Nothgedrungen that die Generalität dieses mit anständiger Würde."

Die zweite Periode begreift funfzehn Friedensjahre, während deren die Wiedergeburt des geschmälerten Landes vorbereitet ward: eine Zeit der ruhigeren Thätigkeit, die für die fortschreitende Cultur nicht verloren war. Die Notizen über das Finanzwesen machen der damaligen Verwaltung Ehre.

Auch für die Interessen der Literatur und Kunst ward gesorgt; und der König selbst verwandte nicht geringe Summen aus seinen Revenuen (über 6 Millionen poln. Gulden, also dem dritten Theil der Staatseinkünfte gleichkommend) auf ihre Beförderung.

Der Entwurf eines Gesetzbuchs, der von Andreas Zamoyski (1780) dem Reichstag vorgelegt wurde, ist neuerdings mehrfach besprochen worden, und es ist wohl der Mühe werth, die Grundzüge der, mit vieler Vorsicht angelegten Reform näher kennen zu lernen: —

"Zwischen den verschiedenen Ständen fanden in Polen ungeheure Unterschiede Statt. Zamoyski wünschte diese Stände einander bürgerlich anzunähern. Er erleichterte daher in seinen Gesetzen die Ehen zwischen Adeligen und Bürgerlichen, wagte es jedoch nicht, weder die Töchter zu gleichen Erbtheilen mit den Söhnen zuzulassen, noch sich wider das herkömmliche Gesetz zu erklären, dem zufolge, wer mit Kanne oder Elle maaß, oder ein Handwerk trieb, dadurch des Adels verlustig wurde. Den Landmann betrachtete er als frei, jedoch an Grund und Boden gebunden. Seine Ehen sollten völlig frei sein; nur ein Sohn sollte nach dem Vater an den Boden gebunden bleiben, die andern aber nach Belieben ihren Aufenthalt ändern können. In Dörfern und Städten sollte die Bildung der niedern Volksclassen durch Schulen gefördert werden. In Polen waren bisher Adelige, Bürgerliche, Geistliche und Juden, jede dieser Classen andern Gesetzen und andern Gerichten unterworfen, der Bauer aber gar keinen. Zamoyski wollte, daß alle diese Stände und Classen gleicher Gesetze und Gerichte theilhaft sein sollten. Die Gerichte sollten einigen Aenderungen unterliegen, die Burg- oder Grod-Gerichte den Starosteien genommen und königliche werden, und der König aus acht von den Ständen vorgeschlagenen Candidaten vier Grodrichter ernennen. Ferner war für jede Wojewodschaft ein Landgericht bestimmt, zu dem der König gleichfalls aus den von der Nation vorgeschlagenen Candidaten die Richter auf fünf Jahre wählen sollte. Von diesen Gerichten sollte die Apellation an das Tribunal Statt finden, die Gerichtsverhandlungen, wie auch die Untersuchung öffentlich sein, die richterliche Gewalt der Starosten, Generale und Wojewoden aufhören, den privilegirten Städten jedoch erlaubt sein, das Deutsche Recht beizubehalten."

Interessant und bezeichnend ist die Vergleichung der letzten Regierungsperiode des Königs mit der ersten:

"Mit der Auflösung der Polnischen Armee schließt die dritte und letzte, sechsjährige Periode der Regierung Stanislaus August's. Gleich der ersten begann sie mit Bemühungen um die Staatsverbesserung, sah einen Krieg um Unabhängigkeit ausbrechen, und endete mit Länderverlust. Aber um die Zeit der Erwählung Stanislaus August's zum Könige waren es nur einige Große, welche die Reform der Republik unternahmen, und diese sahen sich genöthigt, sich im Auslande um Hülfe zu bewerben; auf dem vierjährigen Reichstage hingegen ward diese Reform aus freiem Willen von den Repräsentanten der gesammten Nation betrieben, die ganze Nation verstand sich freudig und ohne Murren dazu, und bedurfte zur Ausführung derselben schon nicht mehr fremden Beistandes. In jener frühern Zeit beunruhigte vielfache Unzufriedenheit ganz Polen und Litthauen durch Conföderationen, die, von fremdem Einfluß geleitet, es zu keiner Verbesserung der Wahlverfassung kommen ließen. Um späterhin das Gebäude des vierjährigen Reichstages niederzureißen, waren es nur einige Wenige, die im Auslande Hülfe erbettelten und die ganze furchtbare Macht der Nachbaren gegen ihr Vaterland herbeizogen. Das zertrümmerte Gebäude des vierjährigen Reichstags verschüttete das politische Dasein der Nation. Im letzten Freiheitskampfe waren es nicht, wie bei der Bar'schen Conföderation, die Adeligen allein, sondern auch der Bürgerstand, die Landleute und das Heer, die zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen ergriffen. Aber in dem bereits geschmälerten Lande waren auch die Kräfte geringer, kein Beistand ward von Außen geleistet, und der vereinigten Nachbaren ganze Macht erschien im Felde. Durch die augenscheinliche Uebermacht ihrer Gegner und durch die schlimmsten Vorbedeutungen ließ sich die Nation nicht von der Erfüllung ihrer Pflicht abschrecken. Sie that der Welt kund, daß, während sie sich ihrem Falle zuneigte, sie nach langer Erstarrung reges Leben zurück erlangt hatte, welches sie nun zu stets allgemeinerm und zugleich einmüthigerm Handeln anwandte. Sie zeigte, daß gerade im Augenblicke ihres Falls, ihre Wiedergeburt erfolgt war."

Während wir schreiben, bringt uns die Allg. Zeitung (No. 151) ein Umlaufschreiben, das die Nationalregierung unterm 10. Mai an ihre Abgeordneten in mehreren europäischen Hauptstädten erlassen hat. Wenn wir das Wesentliche daraus mittheilen, so werden unsre Leser sich überzeugen, daß in einem Vertilgungskrieg — denn dazu gestaltet sich leider immer unzweifelhafter der unselige Kampf, der ein schönes Land verheert, der mit furchtbaren Seuchen in seinem Gefolge ganz Europa zu verpesten beginnt, und mit Resultaten, wie sie nach den Stipulationen der Tractate nicht mehr erwartet werden konnten, die Ruhe der Staaten bedroht — sie werden sich überzeugen, daß in einem solchen Kampf die schwächere Partei wohl noch niemals, unter den einbrechenden Schrecken der Verzweiflung, eine so würdige Sprache geführt hat.

Das Umlaufschreiben spricht von dem Ukas vom 22. März (3. April) über die Insurgenten in Litthauen und Samogitien: —

"Bereits hat dieser Ukas in Litthauen einige Märtyrer der Unabhängigkeit hervorgebracht; bereits hat der Reichstag über die Mittel berathschlagt, unsern unglücklichen Brüdern zu Hülfe zu kommen, und den Aufwallungen einer unmenschlichen Politik Schranken zu setzen: das Wort Repressalie wurde ausgesprochen. Einige Mitglieder mahnten daran, daß für Einen Kopf von unsern Brüdern, die sich in den Händen unsrer Feinde befinden, zehn von den letzteren hier sind, die wir dafür verantwortlich machen können. Wenn siebentausend Russen und der Bruder ihres Kaisers nach dem letzten 29. Nov., mitten durch ein in Waffen stehendes, durch fünfzehnjährige Tyrannei erbittertes Land, friedlich nach Rußland zurückkehren durften, weil sie an die Loyalität der Nation appellirt hatten, die zu bekämpfen sie unmittelbar darauf wieder zurückkehrten; wenn sechszehntausend russische Kriegsgefangene, worunter 300 Officiere und 10 Generale, sich unter uns befinden, und mit aller Menschlichkeit behandelt werden, die man dem Unglück schuldig ist, glaubt man da wohl, daß dieser Zustand der Dinge fortdauern könne, glaubt man, daß der Soldat menschlich bleiben und seinen gerechten Unwillen zurückhalten werde, wenn er die an unsern Brüdern ausgeübten Gräuel erfährt! Man wird sagen, diese strengen Maaßregeln könnten den Brand dämpfen; da sie aber gegen eine Nation gerichtet sind, welche die Energie ihres Patriotismus nicht mehr erst zu beweisen braucht, darf man wohl zweifeln, ob sie nicht zu den entgegengesetzten Resultaten führen, und, indem sie die Verzweiflung auf's höchste treiben, nicht gerade für uns eine mächtige Hülfe werden dürften? Indessen verwerfen wir diese Hülfe; wir bedürfen ihrer nicht, und sie widerspricht dem Geiste der offensten, loyalsten und am wenigsten mit Blut befleckten Erhebung, die je statt fand. Eben so verwerfen wir jene Repressalien: in dem Augenblicke, wo die ganze Nation die erhabensten Tugenden entfaltet, werden wir den in zwölf Jahrhunderten unsrer Geschichte ungetrübt gebliebenen Grundzug unsres Nationalcharakters, den Abscheu vor feig vergossenem Blute, nicht verläugnen. Werden aber die gebildeten Nationen noch lange unbewegliche Zuschauer dieses Kampfes der Gewalt und der Ungerechtigkeit auf der einen Seite, der Menschlichkeit und Loyalität auf der andern bleiben? Oder wollten sie uns gar zwingen, unter ein Joch zurückzukehren, das, auch wenn es nicht schmachvoll, schon um seiner Barbarei willen unerträglich wäre? Bedürfen sie etwa noch weiterer Beweise der Unvereinbarkeit, die fürderhin Polen und Rußland trennt? Ein blutiger Krieg, der bereits beide Theile gegen hunderttausend Menschen kostet; die Verheerung des Landes zwischen dem Bug und der Weichsel; die Frauen und Kinder erwürgt von Soldaten, die in ihren Hoffnungen einer Plünderung unserer Hauptstadt sich getäuscht sahen; furchtbare Seuchen, die selbst durch unsere Siege vermehrt werden, indem diese uns mit Gefangenen überschwemmen, und uns in die Fußstapfen eines Feindes führen, *der die Brunnen und fließenden Wasser mit verpesteten Leichnamen anfüllte*; endlich jener gräßliche Ukas, der, nicht zufrieden, den Tod über Unglückliche zu verhängen, denen kein Weg der Rückkehr offen gelassen wird, selbst gegen ihre Kinder wüthet, der sie von der Brust der Mutter reißt, und sie abführt und verschwinden läßt im Innern von Rußland, um so an der Quelle selbst eine Nation und Gefühle zu vernichten, die man nur durch so barbarische, die Moral und das Völkerrecht mit Füßen tretende Maaßregeln ersticken kann — dies sind die Präliminarien einer Uebereinkunft zwischen den Polen und dem Kaiser von Rußland!!"

Das Umlaufschreiben giebt ferner einen Commentar zu dem Ukas, durch welchen die Sache von dem Gebiet der Sittlichkeit auf das Rechtsgebiet hinübergeleitet wird: —

"Der Ukas vom 22. März und die darin erwähnten vorhergehenden Maaßregeln sind ein stillschweigendes Bekenntniß, daß die Einwohner der bei der ersten Theilung der russischen Regierung unterworfenen Provinzen nicht aufgehört haben als Polen, und als der Sache, für die wir kämpfen, von Grund der Seele ergeben betrachtet zu werden. Andererseits will der Kaiser seine Rache nicht bloß auf die Strafbaren beschränken; er hat keinen Hehl darüber; sondern er hat allen polnischen Unterthanen und ihren theuersten Gefühlen einen Vertilgungskrieg geschworen. Inmitten der Gräuel, die den Einfall unserer Provinzen zur Zeit der Theilung begleitet hatten, waren ihre Bewohner von Einem Uebel verschont geblieben; sie standen unter dem Regime des alten litthauischen Codex, und dieses Meisterstück alter Gesetzgebung ward von der Kaiserin Katharina selbst geachtet und beibehalten. Diese letzte Spur der Nationalität hat nun die besorgte Aufmerksamkeit des russischen Monarchen auf sich gezogen. Die polnischen Provinzen sind von nun an dem unentzifferbaren Chaos der Ukasen überliefert. Wollen die Cabinette auf der schmalen Bahn der Vorgänge beharren, wollen sie sich darauf beschränken, die Stipulationen des Wiener Tractates zu beobachten, wohlan! — Dieser Tractat sichert allen Polen die Aufrechthaltung der Nationalinstitutionen. Sie dürfen demnach wenigstens gegen die Verletzung so unmittelbarer Verpflichtungen reclamiren."

Wer will die Geschicke des Krieges berechnen? Es ist dieses vielleicht der *letzte* Aufruf der Polen an die Staatsmänner Europa's. Haben die Völker Europa's kein Recht, zu erwarten, daß sie vor dem Anblick empörender Blutscenen, vor dem Eindringen scheußlicher Krankheiten bewahrt werden mögen? Kann es die Ambition irgend eines Cabinets sein, Ruhm und Macht, wenn es möglich wäre, auf solche Vorgänge zu gründen? Soll alles Vertrauen auf menschliche Gesinnung getäuscht werden?

Oder ist es nur die Sprache von Rebellen, die wir aus censirten Zeitungen in unsre Spalten übergetragen haben? "Rebellen!" rief Fox, als Lord North die americanischen Freiheitskämpfer mit dem Wort zu schelten vermeint hatte [*]) — "ich werde mir keine Mühe geben, sie gegen diese Benennung in Schutz zu nehmen: denn sie ist keineswegs entehrend. Die großen Gründer der Freiheit, die Retter des Vaterlandes, die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts sind einst Rebellen genannt worden; die Verfassung selbst, der wir das Recht verdanken hier zu reden, ward anerkannt in Folge einer Rebellion." Und er fügte ein Wort hinzu, das in diesem Augenblick in tausend Herzen ein Echo finden wird

.... "Sunt hic etiam sua præmia laudi,
Sunt lacrymæ rerum, et mentem mortalia tangunt!"

Oliver Cromwell, oder die Republicaner. Von Gotthilf Aug. Freiherrn v. Maltitz. Hamburg, 1831. Hoffmann u. Campe.

(Zweiter Artikel.)

Vielleicht ist unsern Lesern die Ueberlegenheit aufgefallen, mit welcher Sendercomb die rücksichtslose Herrschsucht des an Jahren älteren, an Macht und Einfluß weit über ihm stehenden Cromwell durch seine Erscheinung, durch das Wort der Wahrheit zurückdrängt. Die Gelegenheit, diesen Zug zu rechtfertigen, ist uns um so mehr willkommen, da es unsre Pflicht war, und auch in diesem zweiten Bericht sein wird, des Verfassers Abweichungen von der Geschichte zu rügen.

Es war ein Mann, der bei minder umfassendem Blick, und bei einem geringeren Maaße von Geisteskraft, Cromwell'n auf gleiche Weise durch republicanische Tugend imponirte. Henry Ireton war durch genaue Freundschaft mit Cromwell vom Beginn des Bürgerkriegs bis zu seinem

[*]) Carlo Botta: Storia della guerra Americana 2, 301.

Tod (1651) verbunden. Ireton war 11 Jahre jünger als Cromwell. Wenige Männer stiegen so rasch, und gänzlich durch eignes Verdienst, aus der Dunkelheit untergeordneter Verhältnisse. Im Jahr 1645 war Ireton noch Capitain in einem Reiterregiment, unter Algernon Sidney, der sieben Jahr jünger war als er. Kurze Zeit darauf war er, nach Cromwell, der Zweite im Oberbefehl. Fünf Jahre später übergab ihm Cromwell den Oberbefehl in Irland, wo er nach kurzer, aber glänzender Laufbahn von der Pest hinweggerafft wurde. Seine Feinde haben ihn als rücksichtslosen, blutdürstigen Republicaner dargestellt, weil er unter der Zahl Derjenigen war, die an keine Sicherheit für die Freiheit glaubten, so lange der König am Leben war. "Ireton hatte die Grundsätze und den Charakter eines Cassius," sagt Burnet, "Nichts war ihm zu entsetzlich, wenn es nur England zur Republik machen konnte." Aber um diesen Cassius trauerten die Wittwen und Waisen. Ireton war ein Muster von uneigennützigem Eifer für's Vaterland. Im Parlament war darauf angetragen worden, es sollten ihm in Irland Ländereien mit £ 2000 jährlicher Einkünfte angewiesen werden. Er ließ dem Parlament sagen, es seien noch manche gerechte Ansprüche zu befriedigen, ehe es Zeit sein werde, an solche Geschenke zu denken: er brauche ihre Ländereien nicht, und werde sie nicht annehmen." *) Er war eigentlich Rechtsgelehrter, und in Geschäften nicht minder eifrig und erfahren, als im Felde. Er war streng und consequent im Befehl; aber "vom gemeinsten Soldaten hörte er die Wahrheit oft und gerne." Von ihm sagt Whitlocke (Tagbuch vom 8. Decbr. 1651): "Kein Mann hatte je solchen Einfluß auf Cromwell, Keiner wußte ihn so zu Allem zu bewegen." Hätte er so lange gelebt, er wäre der Mann gewesen, Sendercomb's Rolle zu übernehmen. Aber ein Römer würde ihn glücklich preisen, daß ein früherer Tod ihn dem Anblick der äußersten Schmach entzogen, "daß er nicht die Curie besetzt, nicht den Senat durch Waffengewalt vertrieben gesehen." **)

Des Verfassers Idee ist, wenn wir sie anders richtig aufgefaßt haben, diese: nicht die Herrschsucht allein, sondern der Verlust alles Glaubens an die Menschheit hat Cromwell zum Tyrannen gemacht. Künstlich genug ist diese Idee ausgeführt. Sendercomb, wie wir gesehen haben, ist der Einzige, den er noch achtet: er muß an Sendercomb irre werden, muß an ihm verzweifeln.

*) Ludlow I, 371.

**) Nicht nur diese Worte, sondern die ganze Stelle des Tacitus, der sie entnommen sind (Agric. 44; 45), findet beinahe wörtlich ihre Anwendung auf Ireton.

Thurlow, der Spionenmeister, berichtet ihm, Lord Grenville *) sei in London angekommen, das Haupt der Royalisten; und seine Tochter Lucretia sei Sendercomb's verlobte Braut.

"Nicht möglich! Robert! Robert! und das konntest
Du mir verschweigen? Gott! was soll ich nun,
Was kann ich Dir, was darf ich Diesem glauben?
Hier ist was Finstres gegen mich im Werk."

Er giebt Befehl, den Lord zu verhaften. Lucretiens Unbestand kränkt ihn nicht minder, als des Freundes zweideutige Zurückhaltung.

...... "So! — Liebt Robert Sendercomb.
Hat also mir die Hoffnung: ihre Reize
Einst zu erobern, nur geheuchelt. — — Hm! —
Das ist bedenklich — bei solch klugem Weibe. —
Man heuchelt niemals ohne Zweck und Ursach. —
Ihr Bruder starb durch meinen Urtheilspruch! —
Hm, hm! — Es tagt. Cromwell, sei auf der Hut.
Ein neuer Feind taucht auf in finstern Zeichen."

Diese Lucretia ist eine widerliche Person. Zwar entwirft sie in schönen Zügen das Bild ihres Geliebten —

"Könnt' Cromwell sich ein solches Bild nur denken,
Er müßte nur zu bald mein Spiel durchschau'n.
Allein, wie wär' es seiner engen Seele
Wohl möglich, einen Mann sich hinzumalen,
Auf dessen Stirn die Hoheit triumphirt,
Der feste Mund die schlichte Wahrheit kündet,
Und in dem Aug', das Blitze mit sich führt,
Die Freiheit stolz sich ihr Palladium gründet;
In dessen kräft'gem, ruhig stolzem Schritt,
Das Recht sich Bahn auf dieser Erde tritt.
Ein Heldenmark den kräft'gen Arm bewaffnet,
Und in der hochgewölbten, freien Brust,
Die sich der eig'nen Größe nicht bewußt,
Der Edelmuth als erste Gottheit thronet. —
Und kurz, in dessen, seinem ganzen Wesen,
Was keine Sprache wiedergeben kann,
Ein einz'ges, großes Wort sich spiegelt: Mann!!"

Aber die Rolle, die sie gegen Cromwell gespielt hat, ist höchst unwürdig.

"Denn wißt, gelungen ist mir's, schlau gelungen,
Der starre Cromwell huldigt meinen Reizen.
.... Seine Leidenschaft
Läßt ihn in einem schwachen Weibe nicht
Den nahen, heimlichen Verräther sehen,
Nicht sehen unserer Verschwörung Werk —
Nicht ahnen seinen sichern Sturz. — Ich bin
Das falsche Glanz-Licht, das ihn lockend blendet.
Nur wen'ge Zeit noch und er hat geendet. —
Ich feire den Triumph, den Glaubensfeind,
Den Mörder meines armen Bruders, endlich
Vertilgt zu seh'n; denn was er auch beginnt,
Nie ist es im Entstehen schon verrathen.
Sein eigener Vertrauter ist die Quelle,
Der es nichts ahnend, arglos mir entdeckt. —
Sir Sendercomb ist's, mein Verlobter."

Daß Sendercomb durch Cromwell auf's Neue gewonnen ist, ahnt sie auch nicht. Naudin, der Arzt (ein verkappter Jesuit) zeigt ihr die Liste der mit ihrem Vater Verschworenen. Auch diese Männer hat sie angezogen; —

"Ha! welche edle Namen! Wahrlich, kann
Ein solches Weib nicht stolz sein, deren Reize
Dem Vaterland so viele große Männer
Gewonnen haben. Liebe suchten sie
In diesem Auge? Dank dem Himmel! der's
So hold anziehend schuf; sie fanden mehr
In ihm, als diese leichte Flamme. Fanden
Sich selbst, und ihre Männerwürde wieder.
Mein Reiz gab sie dem Vaterland zurück,
Dem wahren Glauben, der gerechten Sache."

Naudin soll Cromwell vergiften. Grenville wird verhaftet: Alles ist verloren, wenn nicht ein rascher Streich ausgeführt wird.

Der dritte Act bringt uns zu Cromwell zurück. Sein Vertrauen auf Sendercomb ist erschüttert: es ist noch nicht gestürzt. Ihm zu lieb schlägt Cromwell die Krone aus. Er schilt die Deputirten tüchtig aus: —

"Wohl weiß ich leider: Eure Krämerköpfe
Sind lang noch nicht gestählt, um ohne Schwindel
Das Einfach-Große einer Republik,
Der Freiheit reine Gabe zu ertragen.
Nur wenn sie etwas über sich noch seh'n,
Vermögen sie auf ihrem Rumpf zu steh'n.
Doch hütet Euch den Löwen aufzuwecken!
Laßt schlummern ihn. Zu leicht nur zeugt die Stärke
Zwei grause Zwillingsschwestern: Macht, Gewalt.
Dem starken Löwen könnte nur zu bald
Einfallen, daß ihn die Natur bestimmt,
Allein zum Herrscher aller schwächern Thiere;
Zum fürchterlichen Herrscher ganz allein.
(Nach einer Pause, in der er an Barebone die Schrift zurückgiebt.)
Nehmt dies als Antwort hin auf Eure Schrift,
Und sagt dem Parlament: Ein Cromwell bliebe
Gern was er wär, doch stets nach eigner — Wahl.
Und darum jetzt am liebsten: General."

Es gehört zu den Ideen des Verfassers, daß er die Engländer im Allgemeinen als ein Krämervolk betrachtet. Diese Vorstellung leiht er denn auch seinem Cromwell; sie vollendet seine durchaus verkehrte Auffassung der Zeit, die er schildern will. —

Nach langer, feierlicher Pause spricht Cromwell, bei Seite:

"Der Sieg ist mein. Ich habe überwunden.
Robert! Dies that Cromwell für Dich. Warst Du
Des schweren Kampfs auch werth? O Gott! ich bebe,
Regt sich bei mir das alte Gift."

Um aber den Eindruck der Scene zu vollenden, muß Barebone wieder herhalten. Er fährt aus seinem langen Erstarren auf: —

"Was hörtest Du, o Preisgott Barebone!
So spricht kein Mensch, ein Heil'ger war's, der sprach.
O Sünder, nehmt das Kreuz und folgt ihm nach.
Erlaube, Hiob, daß ich Dich anbete."

Das ist, wohlgemerkt, eines Puritaners Rede. Cromwell lehnt die Adoration ab, und spricht einige stolze Worte zu den anwesenden fremden Gesandten.

*) Der Verf. schreibt immer Greenville. Es kann nicht schaden, das eine "e" auszuwerfen, um einen englischen Namen daraus zu machen.

Die Willkürlichkeit dieser merkwürdigen Scene übersteigt alle Gränzen. Das Parlament läßt die Krone anbieten. Welches Parlament? Das aufgelöste? So scheint es. Oder Barebone's? Oder ein späteres? Was der Verf. sich dabei gedacht, ist schwer zu errathen. Es ist aber der Mühe werth, den wirklichen Hergang der Sache, sofern er ein Licht auf Cromwell's Motive wirft, mit den Phantasiegebilden des Verf. zu vergleichen.

Im Jahr 1657 — vier Jahre nach dem Zeitraum, von dem der Verf. fabelt, wenn von einer Chronologie der Fabel überall die Rede sein könnte — reifte der Plan, das Königthum, und eine gedoppelte Kammer, überhaupt, mit einigen Reformen, die vorige Verfassung wiederherzustellen. Damit stimmten Viele überein, die das constitutionelle Königthum der Usurpation vorzogen, und denen übrigens weniger daran lag, daß Cromwell, als daß kein Stuart die Krone tragen sollte. Im September des vorigen Jahres war ein Parlament zusammengetreten, von welchem Cromwell's Staatsrath auf unverantwortlich willkürliche Weise an hundert erwählte Mitglieder ausschloß. Unter Diesen waren Mehrere der ausgezeichnetsten Männer in England: Salisbury, Haselrig, Mildmay, Cooper, Scot, Thorpe, und vier von den sechs für London erscheinenden Mitgliedern. Man sieht, Cromwell ging mit den Volksrechten um, wie unser Verf. mit der Geschichte. Aber Cromwell wagte nicht, es auf eine neue Wahl ankommen zu lassen. So wenig hielt er sich des Volkes versichert — des Volkes, von dem der Verf. ihn mit ebenso viel Wahrheit als Geschmack als von einem "tollen, stink'gen Popanz" reden läßt! Eine Anzahl der ausgeschlossenen Repräsentanten unterzeichnete eine Protestation, in welcher Alle, die dem Protector bei seinem Gewaltstreich mit Rath oder That behülflich gewesen, für Feinde des Staates, und Alle, die in einem so behandelten Parlament sitzen und stimmen würden, für Verräther an den Freiheiten des Volks erklärt werden.*)

Hundert Officiere wandten sich (am 27. Febr. 1657) persönlich an Cromwell, um ihm ihre Bedenklichkeiten, und die der Armee im Allgemeinen, gegen die Annahme des Königstitels vorzutragen. Nach und nach wurden von seiner Seite Concessionen gemacht: unter Andrem sollte er auf das Recht, erwählte Mitglieder auszuschließen, verzichten. Am 25. März ward im Parlament, nach zweitägigen Debatten, und mit Vorbehalt einer Reihe von Concessionen, der Beschluß angenommen, daß Cromwell aufgefordert werden solle, als König zu regieren. Es waren 123 Stimmen für den Beschluß, 62 dagegen.

Selbst diese Majorität, bei einem *solchen* Beschluß offenbar keine sehr bedeutende, war nur durch ein Opfer erkauft, zu dem Cromwell ungern sich entschlossen hatte. Aber das Opfer selbst, wie der Beschluß, verfehlte seinen Zweck. Cromwell antwortete ausweichend, ablehnend; er wollte erst der Stimmung sich versichern. Die Stimmung, in der Armee nicht minder als im Volk, war *gegen* das Königthum. Es gab noch Republicaner — andre Republicaner freilich, als die der Verf. uns vorführt. Wir haben bereits Mehrere der Männer genannt, die Cromwell umsonst für seine Plane zu gewinnen suchte, und deren Einfluß er unmöglich trotzen konnte. Unter ihnen war Fleetwood, sein Tochtermann, und sein Schwager Desborough. Endlich sah Cromwell sich genöthigt, als durch den Vicekanzler von Oxford, Owen, eine Petition gegen das Königthum entworfen und von einer großen Menge von Officieren unterzeichnet war, definitiv die Krone abzulehnen. Er that es in einer Rede, die man, mit Hume, confus finden kann, die aber auf jeden Fall von keiner Art des Ausdrucks weiter entfernt ist, als von dem hochfahrenden Ton des Scheltens, den der Verf. ihm in den Mund legt.*)

Aus Cromwell's Aeußerungen, bei verschiedenen Zusammenkünften mit parlamentarischen Ausschüssen, geht ziemlich deutlich hervor, daß er nicht gezaudert haben würde, wäre das Parlament *einstimmig* gewesen. Aber nach seiner ersten ausweichenden Antwort, als das Haus befragt wurde, ob es noch bei dem Beschluß beharre, fand sich nur eine Majorität von *Dreizehn* dafür. Man braucht nicht mit Clarendon anzunehmen, daß ihm Kunde von dem Entschluß mehrerer Officiere zugekommen sei, ihn zu tödten, wenn er sich zum König machen würde: eine so geringe Majorität, in Folge seines Widerstrebens, welches das Verlangen des Parlaments noch hätte reizen, und die Aufforderungen mit mehr Eindringlichkeit erneuern sollen: dieses Zeichen erkaltenden Eifers, der Widerspruch, den er von seinen Vertrautesten, und selbst von Whitlocke erfuhr, der das Geschäft übernommen hatte, öffentlich als Sprecher des Ausschusses die Vortheile der Monarchie zu entwickeln: vor Allem aber die entscheidende Petition reichte hin, um, nach langer Zögerung, ihn zu der Erklärung zu vermögen, er könne ohne Verletzung seiner Pflicht und seines Gewissens den Königstitel nicht annehmen.

Diese Umstände können dem Verf. nicht unbekannt sein. Man wird also zum Mindesten fragen dürfen, was er damit gewonnen hat, daß er sie gänzlich ignorirt, daß er seinen Cromwell in eine zur Zeit *unmögliche* Lage versetzt?

Seine Absicht kann nur gewesen sein, die Fiction von Cromwell's Menschenverachtung durchzuführen. Cromwell geht bei ihm als Sieger aus der Versuchung hervor. Aber die Versuchung, über ein verachtetes und verächtliches Volk zu herrschen, ist weit weniger lockend; und sein Widerstand, auf die schon wankende Zuneigung zu dem *einzigen Mann* im Volk gestützt, ist, nach leichterem Kampf, weniger verdienstlich, weniger ehrend für ihn. —

Lucretia tritt auf: sie wird von Cromwell, da sie für den Vater bitten will, höchst schnöde behandelt, ganz so schnöde, wie die coquette Person es verdient. Sie erinnert ihn, daß sie ihn

"in andern, süßern Fällen oft sehr schwach,
Sehr närrisch, läppisch, albern-schwach gefunden.

Er aber entläßt sie mit einer Rede, nach welcher sie alles Recht hat, toll zu werden, wie sie im Ernste thut.

"Mylady, ich bedaure Euch, und zürne
Ob meiner Unvorsichtigkeit und Thorheit,
Die Euch, ich seh's jetzt ein, allein zu dieser
Unangenehmen Aufwallung gebracht.
Ich mach' mir selbst jetzt Vorwürfe darüber,
Daß halbe Gunstbezeugungen von mir,
Die leichtlich ich im Scherze hingeworfen,
In Eurem Herzen Hoffnungen erweckt,
Die —

Lukrezia (empört).
Mylord!

Cromwell.
(Eben so gelassen fortfahrend.)
Die Euch glauben machen konnten,
Daß Tändeleien, so zur Kurzweil ich
Mit Euch, vielleicht auch wohl zu weit getrieben,
Weil Eure Liebeleien mich ergötzt,

---

*) Es ist bekannt, daß diese "Remonstranz" nicht allgemein für authentisch anerkannt wird. Die Gegengründe, die Godwin (4, 297) nicht verschweigt, beweisen höchstens, daß sie nicht von *allen* ausgeschlossenen Mitgliedern unterzeichnet war.

*) Im vorigen Jahr schon hatte ein Deputirter, Oberst Jephson, ex abrupto den Antrag gestellt, man solle dem Protector die Krone anbieten. Cromwell stellte ihn darüber zur Rede. Jephson erwiderte mit vieler Emphase — "so lange er die Ehre habe, im Parlament zu sitzen, werde er stets dem Gebote seines Gewissens folgen, wie sehr er auch unglücklicher Weise ihm, dem Protector, dadurch mißfallen möge." Es ist Villemain, der auf eine merkwürdige Parallele dabei aufmerksam gemacht hat. Unmittelbar nach Augustus' Tod trug ein Senator darauf an, dem Tiber Treue zu schwören, und jedes Jahr den Eid zu erneuern. Als Tiber ihn fragte, ob er das auf sein Geheiß vorgeschlagen, erwiderte der Mann "er habe aus eigenem Antrieb gesprochen, und werde, in öffentlichen Berathungen, nur seiner eigenen Ueberzeugung folgen, selbst auf die Gefahr hin, Anstoß zu geben." (Tac. Ann. 1. 8.) Villemain (2, 168) fügt hinzu "comme s'il existait entre diverses époques une tradition, ou, si l'on veut, une sympathie de bassesse." Cromwell's Antwort ist sehr charakteristisch, so wie Hume (Cap. 61; XI, 110 Cooke's Ausg.) sie berichtet: "Get thee gone, said Cromwell, giving him a gentle blow on the shoulder, get thee gone, for a mad fellow, as thou art."

Zu einem Cromwell anders aufzusehn erlauben,
Als einem Mädchen Eurer Art es ziemt."

Die Intrigue, durch welche Cromwell's Glauben an Sendercomb vernichtet werden soll, schreitet vor. Thurlow verfälscht die Liste der verschwornen Königlichen, indem er Sendercomb's Namen hinzufügt. Maudin, auf welchen der Verf. seinen ganzen Jesuitenhaß entladen hat, bereitet das Gift für Cromwell; Cromwell traut ihm nicht, heißt ihn selbst trinken, der Jesuit gesteht, daß es Gift, und lügt, er sei von Sendercomb bestochen. Cromwell glaubt ihm.

"James Robert Sendercomb! Allew'ger Gott!
(Nach einer Pause, in der er sich erhebt und tief aufathmet.)
Nun dann, so fahre hin, trug-tück'sche Welt,
Fahr' hin! mit deinem ganzen Bettelreichthum!
Nicht eine Wahrheit, wie? vermochtest du
Nicht eine Treue, Welt! aus deinen Meeren
Von Trug und Falschheit siegend zu gebären?
Fahr' hin! Ein Cromwell tritt von heute an
Aus deinem Kreis, verachtungswürd'ge Menschheit.
Gezogen ist er zwischen dir und mir
Der Todtenstrich, der uns auf ewig scheidet.
Such' ferner keine menschlichen Gefühle
In dieser Brust, kein mild-erwärmend Feuer.
Vergebens! zu Unmenschliches geschah. —
Ein ausgebrannter Krater steh' ich da."

....

"Ha! ha! geh' schlafen, alter Freiheitsfreund!
Hast Niemand, der's mit Dir aufrichtig meint.
(Nach einer Pause, in der er wild vor sich starrt.)
Niemand? — o ja. *) Noch einen hast du: Dich!
Die Eiche braucht zum Feststeh'n nichts, als sich! —
Denn eigne Kraft hat fest sie eingewurzelt.
Gelassen schaut sie in den Kampf der Stürme,
Die sich um ihre stolze Krone lagern;
Sie fürchtet nichts; doch fürchtet, wenn sie fälle,
(nach einer kleinen Pause)
Mit ihrem Sturz der Baumwald rings zerschellt.
Allein noch ist es nicht so weit, noch nicht.
Mein ist die Macht, — was ich durch sie vollführ',
Will ich vor dem, der mir sie gab, vertreten.
Doch sie ist mein, und nützen will ich sie.
Hinweg! wahnwitz'ger Traum von Menschenliebe!
Verrath ist jetzt die Losung in der Welt.
Nun dann, so brich, du lang' verhalt'ner Groll,
Du gierige Hyäne: Herrschsucht, die
Ich thöricht lang' an's Freundschaftsband gekettet,
Brecht vor aus dieses Busens wüstem Schacht.
Nicht wahr, ihr wittert was von Menschenschlacht!?
Blutgierige Vampyrs! ihr sollt euch sätt'gen.
(Nach einer Pause.)
Schmeckt dir, heimtückisch-hinterlist'ges Volk,
Der reinen Freiheit edler Held nicht mehr,
Willst du durchaus in's alte Joch dich schmieden,
Wohlan, es soll dein Wille dir gescheh'n:
Sollst als Tyrann auch einen Cromwell sehn."

Cromwell will im Augenblick die Deputirten zurückrufen, will sich zum König machen. Aber es ist schon über Mitternacht. Er befiehlt, den Lord Grenville hinzurichten, und trifft Anstalten gegen die Unruhen in Salisbury. Er hat eine Offenbarung gehabt, die ihm eingiebt, Grenville müsse sterben. Bei Seite aber spricht er, heimlich in sich hineinlachend:

...... "Ha! ha! — Ein wenig Heuchelei,
Mit einer guten Dosis Aberglauben
Gemischt, wirkt doch gar viel in diesen Zeiten.
Probates Pülverchen! will dich bereiten
So fein, daß du dem feinsten Kenner schmeckst."

Daß der Verf. diese Art von Heuchelei seinem Cromwell unterschiebt, ist nicht zu verwundern. Es ist in seinem Stück keine Spur, die darauf hindeutet, daß er den religiösen Schwung jener Zeit begriffen, oder auch nur geahnet, was selbst bei den äußersten Verirrungen zu Grunde lag. Jede religiöse Anspielung wird ihm zur Farce. Diese Richtung hängt mit seinem gänzlichen Mißverstehen der sittlichen Elemente genau zusammen. Selbst Hume hat die Zeit nicht so armselig aufgefaßt. Und Godwin, dessen individuelle Ansichten der positiven Religion bekanntlich sehr entfremdet sind, hat der Begeisterung jener Tage Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Lucretia erscheint wieder. Sie ist dem Wahnsinn nahe. Sendercomb und Lenthal treffen sich in ihrer Wohnung. Lenthal steht mit den Königlichen in Verbindung, will Sendercomb in die Verschwörung ziehen. Seine Antwort ist würdig: —

"Kein edler Mann zerbricht Despotenketten
Durch ein so schändlich Werkzeug als Verrath.
Wer stolz ein Volk befreien will, der sei
Erst selbst vom innern Sklavenjoche frei.
Ich lieb' die Republik. Doch werd' ich nie
Durch solche Schandthat sie begründen helfen.
O, Wilhelm, hättest Du das bleiche Unglück,
Das dieser grause Freiheitskampf gebiert,
Wie ich, in den Provinzen schleichen sehen,
Gesehen, wie's gleich einem Rachegespenste
Vom Palast an bis zu der Hütte kriecht;
Hohnlachend Mord und Hunger um sich säend,
Umsonst gierig nach Glücklichen noch sucht.
Wilhelm! Du hättest das Wort: Freiheit, verflucht!
Wohl klingt es groß, spricht es der Edle aus;
Doch scheußlich in des Pöbels frechem Munde.
(Nach einer Pause.)
Wie kam ein solcher schrecklicher Gedanke
In Deine off'ne Seele! — Nein, mein Freund,
Wer nicht für Völker mehr groß streiten kann,
Geh' lieber groß für ihre Freiheit unter."

Sendercomb soll verhaftet werden, aber Pack, der Häscher, erkennt ihn als seinen Wohlthäter, beschützt ihn, und erschlägt Thurlow, der herbeigeeilt ist. Es folgt eine Scene zwischen Sendercomb und Lucretia. Sie will Rache, Rache; er nimmt ihr ein Giftfläschchen weg. Lucretia ist entschlossen, Cromwell zu ermorden.

Wir werden in Cromwell's Palast zurückgeführt. Er hat, nach Thurlow's Tode, die Beweise in der Hand, daß Sendercomb unschuldig ist. Er hat vielerlei Gewissensbisse.

"Was? wer spricht da? — du bist es, — du Gewissen.
Bliebst du mir treu? Hast, wie? das morsche Haus,
Die wildzerstörte Feste, nicht verlassen?!
Lebst unter Schutt und Graus noch immer fort?
Was? zischelst du mir zu von Königsmord? —
Von Königsmord? — Ha, Blendwerk der Erziehung!
Das in die Nacht des Ernstes sich verkappt.
Hab' ich dich endlich auf dein Nichts — ertappt?
Vom Menschenmorde in der blut'gen Schlacht,
Vom tausendfachen Menschenmorde schweigst du,
Und regst dich nur bei Einem? — Mensch ist Mensch!
Die Krone macht das Blut nicht stärker fließen.
Ha! siehst du, Thor! drin Dasein, es ist Lüge,
Nur kindisch-aufgesog'nes Vorurtheil.
Dich habe ich entlarvt!
(Sich mehr und mehr aus seinem inneren Verfall erhebend.)
Frei! — ist die Brust! —
Fest als dein Heer! that ich das Ziel dir stecken.
Du sollst den innern Cromwell nicht mehr schrecken!" —

Er schließt mit einem Gebet: —

"Allmächt'ges Wesen! dessen Herrscherwink
Die Feuerwelt dort aus dem Meere ruft,
Daß sie aufsteigt in ihrer gold'nen Bahn.
Hör' mich! o, hör' den Sünder, welcher oft
Sich Deinem heil'gen Tempel frevelnd nahte!
Hier steht er wahr vor Dir in seiner Blöße,
Enthüllt vom Heuchelmantel seiner List,
Mit Beben anerkennend: daß Du bist. —
Still beugt dies Haupt sich deinem Zorne. — Nur
Blick' gnädig auf die einz'ge Bitte nieder:
Gieb mir den Freund, den einz'gen Freund mir wieder!"

Walcott tritt ein, und warnt: die Empörung ist bedeutender geworden. Cromwell kümmert sich wenig darum: er bereitet sich zu dem festlichen Zug nach der Westminster-Abtei; um als Protector feierlich installirt zu werden. Cromwell ist wieder er selbst. Er spricht zu Walcot: —

"Kleingläub'ger Mensch! der nur im ird'schen Werkzeug,
In eitler Waffe nur, im rohen Arm,
Die einz'ge Hülfe in des Lebens Nöthen
Zu finden meint. Kurzsicht'ger! wisse: was
Die Erde auch Gigantisches gebärt,
Und wär' es stark, das Weltall zu erschüttern,
Es bleibt ein mattes Werkzeug ohne Kraft,
Wenn nicht der höh're Funke in ihm schafft.
Nur wenn das Starke denkt, kann's stark vollführen,
Denn der Gedanke ist allein die Macht.
Wer ihn besitzt, — wenn er das Größte wollte,
Er kann's erringen, eben weil er's will. —
Denn in ihm wirkt, so lange er fest will,
Die Gottheit in allmächtigen Gewalten.
Und stets vermag mit dieser Kraft der Mensch,
Sollt selbst der Erdball einst in Trümmern gehen,
Auf seinem Schutt als Sieger noch zu stehen.
(Nach einer kleinen Pause.)
(So spricht aus jeder großen, kräft'gen That,
Aus jedem großen Menschen: Götterwille.
Er ist es, der von jenem Augenblick,
Da man zu wollen anfängt, in ihm wohnet,
Ihn stets begeistert, leitet, stärkt und schützt.
Und dieses letzt're oft so wunderbar,
Daß man darin mit Blitzeshelle klar
Den höheren Bestimmungszweck erkennet.)"

*) Der Effect ist gut: aber noch besser ist der Effect in der großen Antwort der Medea bei'm Seneca (Med. 166):

Nutrix. Abiere Colchi, conjugis nulla est fides,
Nihilque superest opibus e tantis tibi.
Med. Medea superest!

Der Zug geht vor sich. Lucretia schießt und fehlt. Man bittet für sie, als eine Wahnsinnige, um Gnade. Sie will nicht Gnade. Sendercomb reicht ihr einen Dolch. "Sie ist frei!"

"Nun, Oliver, dies Schauspiel macht Dich stumm!
Wo bleibt des großen Cromwell stete Fassung?
Glaubt er, es gäb' in England Keinen mehr,
Der rein für Völkerfreiheit sterben könnte!"

Er selbst hat Gift genommen: er will nicht des Vaterlandes Knechtschaft überleben. Aber er will auch nicht zur Empörung reizen. Cromwell wirft den Purpur weit von sich. Walcott stürzt herbei: Lambert ist geschlagen: dreißigtausend Königliche rücken auf die Hauptstadt an. Cromwell trifft Anstalten. Kann der Freund ihm sterbend verzeihen?

"Kämpf — rein für Freiheit — und ich hab' verzieh'n."

Das Stück schließt mit Cromwell's Worten, indem er Sendercomb's Schwert ergreift: —

"Du hast's geweihet für ein besser Leben.
(Mit einem Blick zum Himmel)
Will kämpfen rein den letzten Freiheitskampf.
Stuart, Du siegst. — Ich bin in mir geschlagen.
(Indem er starren Blicks auf die Spitze des Schwertes blickt.)
Das Schlachtfeld wird nach einem — Todten fragen.'" — —

Daß die Ereignisse verwirrt und entstellt, daß der Aufstand in Salisbury ungemessen vergrößert, und der Schluß aller Geschichte widersprechend erscheint, ist zu bekannt, als daß es einer Erwähnung bedürfte. Daß aber der Schluß höchst unklar ist, und insofern undramatisch, mag vielleicht bei uns nur individueller Eindruck sein; aber wir können uns diesem Eindruck nicht entschlagen. Vielleicht werden unsre Leser glücklicher sein als wir.

Aber man wird nach Lucretia fragen, und wie es sich mit ihr verhält. Wir müssen die Antwort schuldig bleiben. Wir haben uns vergebens bemüht, bei Hume und Godwin, und in den Lebensbeschreibungen Cromwell's von Banks, Thomas Cromwell und Villemain eine Spur von ihrem oder ihres Vaters Namen aufzufinden. Nur in einer deutschen Biographie, von äußerst apokryphischem Inhalt, *) finden wir (2, 160) erwähnt, daß der Inauguralzug durch den Mordversuch "eines gewissen Frauenzimmers, Lucretia Greenville" gestört worden. Dort wird auch erzählt, was der Verf. anführt, daß sie sich zuvor lange geübt, nach dem Bild Cromwell's zu schießen. Ihr Haß wird dadurch motivirt, daß Cromwell ihren Geliebten getödtet hatte. Von ihrem Verhältniß zu Cromwell kein Wort. Ob der Verf. eine weitere Autorität für seine Darstellung hat, ist uns nicht bekannt. Aber man wird doch voraussetzen dürfen, daß er bei seinen historischen Vorstudien sich gründlicher und mit mehr Muße umgesehen hat, als es uns zum Behuf dieser flüchtigen Anmerkungen möglich war. —

Unsere Leser werden uns eine motivirte Kritik des poetischen Gehalts dieser Arbeit erlassen. Daß sie nicht ohne poetische Schönheiten ist, geht zum Theil schon aus den Auszügen hervor, die wir eingestreut haben: aber auch, daß die Sprache nicht selten edler sein müßte. Ein Engländer würde das Stück mit zwei Worten recensiren — es giebt, wenn je das Sprüchwort seine Anwendung findet, "einen Rowland für einen Oliver."

Der Verf. spricht in der Vorrede von seinem "täglich sich mehrenden Mißmuth." Damit mag man entschuldigen, was man nicht wird läugnen können, daß er, ohne Zweifel ohne es zu wollen, ein Pasquill auf das englische Volk des siebenzehnten Jahrhunderts geschrieben hat.

*) Olivier Cromwell Protector von England. Biographie nach Gregorio Leti, und den besten gleichzeitigen Schriftstellern. 2 Thle. Berlin, 1794. Voßische Buchhandlung.

Was haben wir von der Cholera Morbus zu fürchten? Ein Versuch, die aufgeschreckten Völker zu beruhigen. Von Dr. Carl Preu, königl. baier. Stadtgerichtsarzte zu Nürnberg. Mit 1 illum. Landkärtchen. Nürnberg 1831. Bauer u. Raspe. 137 S. 8.

Man muß der Gefahr in's Angesicht sehen. Es kann wenigstens zu einiger Beruhigung dienen, die Resultate ärztlicher Erfahrungen und Reflexionen der Oeffentlichkeit zu übergeben, sofern dadurch jeder Einzelne von der Zweckmäßigkeit der getroffenen Vorsichtsmaaßregeln, und von dem Verhältniß sich überzeugen kann, in welchem bis jetzt die Kunst der Aerzte, und begleitende günstige Umstände, dem drohenden Uebel entgegengetreten.

Als Hauptresultat scheint es fest zu stehen, daß die Krankheit, die in ihrer jetzigen Gestalt zu Jessore (100 engl. Meilen NW. von Calcutta) im Aug. 1817 ausgebrochen war, bis jetzt durch Einschleppung in andere Gegenden sich verbreitet hat. Nachweisungen über den Gang derselben findet man in vielen neuen und neuesten Schriften, unter welchen wir, außer der oben angeführten, noch nennen die eines geschätzten Arztes dieser Stadt, die Jedermann entweder gestern gelesen hat, oder morgen lesen wird; *) die von Schnurrer *) dessen frühere Untersuchungen über die Geschichte der Seuchen weit über die Gränzen des deutschen Vaterlandes hinaus berühmt sind, und einen Aufsatz des Dr. Behrends in der Preuß. Staatszeitung (Nr. 151—153).

Dr. Behrends legt besonderes Gewicht darauf, daß die Krankheit besuchte Handelswege vorgezogen, und so in große Entfernungen hin eine Richtung verfolgt, während sie nahe liegende Provinzen, mit welchen minder lebhafter Verkehr Statt fand, erst später heimgesucht. So erschien sie in Ceylon schon 1818, in Calicut und Trivenderam erst 1819. Geläugnet ward die Einschleppung, wie es scheint, nur in Kishme. "Der Scheik von Kishme wollte zwar behaupten, daß die Cholera auf der Insel entstanden sein müsse, weil sie seines Wissens nicht dahin gebracht worden; allein da die Kishme'sche Policei nicht gerade so besonders umsichtig und wachsam ist, und dort, wie bei allen Muselmännern, die öffentliche Gesundheitspflege dem lieben Gott überlassen bleibt, so ist auf den Ausspruch Sr. Excellenz des Scheik nicht viel zu geben." Daß in den Ländern ihres Ursprungs der Charakter der Cholera durch eine gewisse vulcanische Erregbarkeit, und durch vorübergehende atmosphärische Bedingnisse gesteigert, daß ihre Verbreitung dadurch begünstigt worden, ist nicht in Zweifel zu stellen: aber dadurch wird die Gefahr der Einführung nicht gehoben noch vermindert. Es kömmt ferner die Erfahrung hinzu, daß das Fortschreiten des Uebels, das bereits 250 Werste von Moskau gegen Petersburg hin vorgedrungen war, durch Maaßregeln verhindert worden ist, deren genauere Beschreibung (aus Dr. Preu's kleiner Schrift) hier wohl eine Stelle verdient:

"Vor Allem wurde Moskau selber gesperrt, und besonders alle Communication mit Petersburg aufgehoben. Zu diesem Ende wurde ein doppelter militairischer Cordon längs den Gränzen des moskowitischen Gouvernements von Serzuchow über Kolomna, Bogorodsk, Dmitrow bis zur großen Petersburger Chaussée hingezogen, und auf dieser langen Strecke nur vier Durchfahrten an den eben genannten ersten drei Orten und außerdem noch bei Serpewsk gelassen. Alle übrigen Nebenstraßen und Landwege wurden gesperrt, die Brücken abgebrochen, die Fähren vernichtet, die Wege abgegraben. Alle von jenseits bei den Barrieren eintreffenden Posten und Estafetten wurden angehalten, die Briefschaften abgenommen, und nachdem die kunstgemäße Räucherung mit ihnen vorgenommen war, den von Moskau herkommenden Postillons, und umgekehrt die von diesseits mitgebrachten Briefschaften nach gleicher Behandlung an den Barrieren den von jenseits hergekommenen zur weiteren Expedition übergeben. Moskau selber war wieder in seinem Innern besonders cernirt. Niemand wurde weder heraus noch hinein

*) Die bisherige Verbreitung der jetzt besonders in Rußland herrschenden Cholera, erläutert durch eine Karte und eine kurze Geschichte dieser Epidemie, von Dr. Buek. Hamburg, 1831. Perthes u. Besser.

*) Die Cholera morbus u. s. w. Mit der Karte ihres Verbreitungsbezirkes, von Dr. Fr. Schnurrer. Stuttgart, 1831. Cotta.

gelassen, diejenigen ausgenommen, welche mit Lebensmitteln und andern unentbehrlichen Bedürfnissen zu Markte kamen. Ihnen wurden eigene Plätze für ihren Verkehr angewiesen. Wollte Jemand von Moskau abreisen, so wurde zuerst sein Wagen an der Stadtbarriere und später er selbst durchräuchert, und hierauf mußte sogleich die Reise angetreten werden. Später mußte Jeder aus Moskau Reisende entweder an der Barriere des Twerschen oder an jener des Rogoschaschen Thores einer 14tägigen Quarantaine sich unterwerfen. Zugleich wurden von den Vorstehern der 20 Stadttheile und ihren Gehülfen, deren sie nach den dringenden Bedürfnissen so viele sich wählen konnten, als sie für nöthig erachteten, tägliche Hausvisitationen angestellt, auf Beobachtung der größten Reinlichkeit gesehen, und auf der Stelle das Haus geschlossen, wo ein Cholera-Kranker sich vorfand; dabei wurden zur Beruhigung der Einwohner täglich officielle Bülletins über den Gesundheitszustand der Stadt bekannt gemacht. Für die Kranken, welche nicht in ihren Wohnungen die erforderliche Hülfleistung erhalten konnten, war in jedem der 20 Stadttheile ein besonderes Krankenhaus für 20 — 30 Betten eingerichtet. Ein aus 19 Aerzten gebildetes Medicinalconseil versammelte sich jeden Morgen und nöthigenfalls auch Abends, um über die aus den 20 Stadtvierteln eingegangenen Berichte sich zu berathschlagen."

Die Nothwendigkeit der an den Mündungen unserer großen Ströme getroffenen Maaßregeln wird jedem einleuchten. Die Klagen über zu große, dem Handel nachtheilige Strenge, sind auch bereits verstummt, und die wahren Interessen des Handels, wie jeder andern Classe der Gesellschaft, besser gewürdigt worden. Wenn am letzten Montag ein Einsender in der Abend-Zeitung der Börsen-Halle warnte, dem Palladium der Gesundheitsatteste (clean bills of health) nicht zu sehr zu vertrauen, so ist schon am nächsten Morgen die Warnung auf die auffallendste Weise durch den betrübten Fall von Flensburg bestätigt worden. Und die zeitige Fürsorge der betheiligten Regierungen, die an den Thoren von Deutschland zu wachen durch eine gewiß in ihrem ganzen Umfang erkannte Verantwortlichkeit verpflichtet sind, hat auch bereits eine precäre Maaßregel mit einer strengeren vertauscht.

Ueber die nöthige Strenge noch ein Wort. Wir setzen den Fall, daß der Handelsstand noch nicht von der Gefahr der Contagion überzeugt wäre. Wir setzen diesen unwahrscheinlichen Fall, um zu beweisen, daß dennoch das wohlverstandene Interesse dieses Standes die größte Strenge erheischen würde. Wären die Maaßregeln an der Mündung der Elbe, und an der Oberelbe, minder streng, so würde, bei den bekannten Ansichten der englischen Regierung, die nächste und nothwendige Folge sein, daß sämmtliche Hafen Großbritanniens für Schiffe von der Elbe kommend, gesperrt werden würden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Vereinigten Staaten, und die westindischen Inseln, den Maaßregeln der englischen Regierung vorzugsweise sich anschließen werden, sobald die Kunde der neuesten Ereignisse dorthin gebracht wird.

Man hat den Fall von Danzig, und die Verdächtigung der Weichselschiffahrt nicht erwartet, und hat sich durch eine allgemeine Versicherung, daß Waaren nicht inficirt werden, nicht abhalten lassen, die nöthige Aufmerksamkeit auch der Elbschiffahrt zuzuwenden. Vielleicht ließe sich fragen, ob ein Vorschlag von Dr. Lüders, der (nicht erwiesenen) Infection der Atmosphäre durch große Feuer zu begegnen, der in dem vorgeschlagenen Umfang kaum ausführbar sein würde, *) nicht wenigstens theilweise berücksichtigt werden dürfte. Wenn verdächtige Schiffsladungen an der Oberelbe aufgehalten werden sollten, ohne darum vernichtet zu werden, so könnte es vielleicht die Aengstlicheren beruhigen, wenn am Strand, je nach der Richtung der wehenden Winde, Feuer unterhalten würden, um auch dieser Möglichkeit einer Infection zu begegnen. Es wird wenigstens erlaubt sein, diesen Gedanken, der nahe genug liegt, der aber doch, aus überwiegenden Gründen, unpassend erfunden werden kann, hingeworfen zu haben.

Aber es ist noch eine Betrachtung zurück. Der Einzelne muß nicht versuchen wollen, den allgemeinen Sicherheitsmaaßregeln, wenn es möglich wäre, sich zu entziehen, oder sie zu umgehen. Strengste Censur allen Lumpen, bevor sie noch mit rebellischen Phrasen bedruckt werden können! Es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß nicht nur das Gesetz streng, sondern daß es durch die öffentliche Meinung mächtig unterstützt wird. Ein Versuch der Täuschung müßte als sträfliche Hintansetzung des allgemeinen Interesses schnöden Gewinns halber, nicht nur durch's Gesetz, sondern auch durch allgemeine Verachtung bestraft werden. Welche Gefahr ein solcher Versuch bringen kann, darüber nur ein Beispiel. Der Gouverneur der Insel Bourbon hatte (1819) strenge allen Verkehr mit S. Maurice untersagt. Auf zwei Booten aber ward hin und her geschmuggelt: 257 Personen erkrankten an der Seuche, 178 starben daran. **)

Was die Vorsichtsmaaßregeln betrifft, die der Einzelne beobachten kann, so findet man sie in Dr. Buek's Schrift im Allgemeinen aufgezählt: "Möglichste Vermeidung jeder Erkältung, daher Sorge für warme Bekleidung, Vermeidung der Nachtluft u. s. w.; ferner Sorge für gesunde Kost, Vermeidung aller rohen, schwerverdaulichen, leicht in Gährung übergehenden Nahrungsmittel, namentlich des unreifen Obstes; mäßiger Genuß von Wein und Branntewein, aber ja mäßig, so wie überhaupt Mäßigkeit im Essen und Trinken; Reinlichkeit und Sauberkeit. Sorge für gesunde Luft, Reinigung der Zimmer und Wohnungen mit Chlorkalk; möglichste Vermeidung aller heftigen Gemüthsaffecte, wozu namentlich Furcht vor der Krankheit gehört, sowie alles Dessen, wodurch der Körper in höherem Grade geschwächt und erschöpft wird, und dem Erkranken mehr ausgesetzt ist." Ein Reisender berichtet, daß man in Polen wollene Leibbinden besonders zweckmäßig gefunden hat.

Das Beispiel von Moskau beweiset, daß wenn die Sterblichkeit im Verhältniß zur Zahl der Erkrankten nicht unbedeutend war, dagegen das Verhältniß der Erkrankten zur ganzen Bevölkerung weit geringer war, als in wärmeren Klimaten. In Warschau aber scheint die Krankheit überhaupt einen weit milderen Charakter angenommen zu haben.

Was die Heilmittel betrifft, so ist die Uneinigkeit der Aerzte im Ganzen nicht sehr tröstlich. Schnurrer sagt: "So lange noch die Hälfte der Befallenen stirbt, gestehe man, daß die so gerühmten Mittel, Calomel und Aderlassen, in dieser Krankheit nicht viel leisten." Er schließt daran die Aufforderung, nicht von oben herab einzuschreiten, sondern Jeden nach seiner besten Ueberzeugung wirken zu lassen. Es wäre zu wünschen, daß Einer unserer Aerzte auch in dieser Hinsicht dem Publicum ein Wort der Beruhigung sagen möchte. Dr. Preu betrachtet die Krankheit als Homöopath; er stützt sich auf ein Wort von Hufeland, daß nach homöopathischen Grundsätzen eine geringste Gabe von Arsenik das Hauptmittel sein müßte; er beruft sich auf glückliche Curen der Cholera durch $\frac{1}{10}$ Gran der Brechwurzel, und $\frac{1}{10000}$ Gran auflöslichen Quecksilbers, und verspricht entschiedene Heilung durch die allerkleinsten Gaben von Arsenik im Wechselgebrauch mit der Weiß-Nieswurzel. Die Würdigung dieser und anderer Ansichten muß natürlich erfahrnen Aerzten überlassen bleiben.

Das Beste aber, was, nach Beobachtung aller vernünftigen Vorsicht, am meisten Vertrauen, und Muth, und Entschlossenheit geben kann, muß in diesen, wie in allen andern Verhältnissen, Jeder sich selbst sagen. Das sei mit unsern Freunden Allen, nah' und ferne!

*) Dr. Buek glaubt, "der Vorschlag würde in der Ausführung zu viele Schwierigkeiten finden." (S. 16.;) Dr. Preu meint, (S. 95), man müßte diese Schwierigkeiten des überwiegenden Vortheils wegen, zu überwinden suchen.

**) The Englishman's Magazine. N. I. p. 21. Der Aufsatz über die Verbreitung der Cholera in diesem neuen Journal ist uns so eben mit zuvorkommender Güte mitgetheilt worden.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

51. Hamburg. Montag, den 20. Juni. 1831.

Inhalt.

Hans Carl Friedrich Anton, Graf von Diebitsch-Sabalkanski, kaiserl. Ruff. Feldmarschall, neben Rußlands vorzüglichsten Feldherren; nach mitgetheilten Familien-Nachrichten dargestellt von Belmont. Dresden u. Leipzig, 1830. Arnold. 182 S. 8.

Der russische Oberfeldherr ist nicht mehr! Nicht auf dem Felde der Ehre, nicht als Krieger, nicht als Sieger ist er gefallen, nicht die Stirn mit neugewonnenen Lorbeeren umkränzt. Sondern plötzlich war das Wort, das den Schlachtendonner übertönte, verstummt, der Arm, der das Schwert über den Balkan getragen, gelähmt.

Der Eindruck dieser Kunde war ein erschütternder — erschütternd auch für die eifrigsten Freunde der Sache, die er bekämpfte. Am wenigsten würde ihnen ein Wort der Exultation ziemen in diesem Augenblick. Seine Erscheinung in Polen war nicht von den Schrecken begleitet, die der Ruf angekündigt hatte: nicht seines Verschwindens bedurfte es, um den Kämpfern für Unabhängigkeit immer neuen Muth einzuflößen. So mag denn hier auch nicht untersucht werden, inwiefern sein Ruhm dadurch geschmälert ist, daß es ihm nicht bestimmt war, die Drohungen der Ukasen wahr zu machen. Sondern man wird der Rücksicht, die man dem Hingegangenen, der Achtung die man dem tapfern Krieger schuldig ist, am besten genügen, wenn man sein Andenken von der Sache für die er zuletzt gestritten, trennt, und seiner glorreichen früheren Laufbahn sich erinnert.

Hans Carl Friedrich Anton von Diebitsch und Narden, der jüngste Sohn des Barons Hans Ehrenfried, war geboren am 13. Mai 1785, zu Großleippe in Schlesien. Der Knabe verrieth frühe und unwiderstehliche Neigung zum Soldatenstande, und ward schon vor zurückgelegtem 12. Jahr in das Cadettencorps zu Berlin aufgenommen. Eifrig und unermüdet erwarb er sich Kenntnisse in der Kriegskunde und in verwandten Wissenschaften. Als sein Vater in russische Dienste getreten war, ward auch er kurz nach Alexander's Regierungsantritt, als Fähndrich in einem russischen Garderegiment angestellt.

Bei Austerlitz verdiente er seine Sporen, und, durch persönlichen Muth die besondre Zufriedenheit des Kaisers. Bei seiner Rückkehr hatte er seine Mutter zu betrauern. Nach der Schlacht von Friedland ward er zum Capitain ernannt: und bei'm Angriff des russischen Reiches durch die französischen Armeen, eröffnete sich ihm durch seine Aufnahme in den Generalstab ein weiteres Feld für seine gesammelten Kenntnisse. Am 18. Oct. wußte er, bei dem Rückzug der Franzosen, durch die kühne und mit Präcision ausgeführte Forcirung einer Brücke Wittgensteins Corps vor großem Nachtheil zu schützen. Bald trieb Wittgenstein das fliehende preußische Hülfscorps vor sich her, und nicht ohne Schmerz sah Diebitsch sich im Begriff, als Feind die vaterländischen Gränzen zu überschreiten. Mit großer Geschicklichkeit folgte er dem General York, verblendete ihn gänzlich über die Stärke der verfolgenden Macht, und bewog ihn, die Capitulation vom 30. Dec. abzuschließen, die zwar eigenmächtig, und wie Diebitsch zu seinem Erstaunen erfuhr, ohne irgend eine geheime Instruction von York eingegangen, aber doch das Signal zum Erwachen des preußischen Volkes wurde. Als General zog Diebitsch bald nachher in Berlin ein, das er, zwölf Jahre zuvor, als Cadet verlassen hatte!

Im Jahr 1813 half Diebitsch, dem seine Gewandtheit in der Sache von York das volle Vertrauen des Kaisers gewonnen hatte, den geheimen Vertrag vom 14. Juni zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England zu Reichenbach abschließen. Dort traf er auch wieder seine geliebte Schwester Caroline, der er früher nur eine Stunde vor der Schlacht bei Bautzen hatte schenken können. Bei Dresden wurden zwei Pferde unter ihm getödtet: nach den Tagen von Leipzig ernannte der Kaiser ihn, in seinem 28. Jahr, zum Generallieutenant.

Im März 1814, als ein panischer Schrecken das russische Heer bei Arcis-sur-Aube bald zum Rückzug vermocht hätte, soll es Diebitsch gewesen sein, Dessen vom Kaiser ehrend anerkannter Rath durchdrang, und die Offensive behaupten ließ. In demselben Feldzug zeichnete auch Paskewitsch sich aus.

Am Geburtstag von Diebitsch's greisem Vater zogen die Verbündeten in Paris ein — im Leben des Helden, dessen Anhänglichkeit an seine Familie von allen Seiten gerühmt wird, ein doppelt bedeutender Moment.

Nach dem Frieden vermälte er sich in Warschau am 31. März 1815 mit Jenny Baronesse von Tornau, der funfzehnjährigen Tochter des Etatsraths von Tornau. Die Verbindung blieb kinderlos.

Nach der Rückkehr Napoleons berief Alexander ihn nach Wien zum Congreß, und sandte ihn darauf, als Chef des Generalstabs, zum ersten Corps.

Als Generaladjutant war er von nun an immer häufiger um die Person des Kaisers, und begleitete ihn auch auf seiner letzten Reise. Zu Sebastopol äußerte Alexander gegen ihn: "sollt' ich mich einst von den Sorgen der Regierung zurückziehen, hier wünschte ich mein Leben zu beschließen." Er hat in jener Nähe, in jenen Tagen, sein Leben beschlossen.

Diebitsch eilte nach Petersburg. Bei der Unterdrückung der bekannten Verschwörung leistete er, der auch auf der Liste der Geächteten gestanden hatte, bedeutende Dienste, die der Kaiser Nikolaus mit den Worten anerkannte, daß "er allein gehandelt habe." Er ward nach Warschau abgeordnet, und kam mit der entsagenden Erklärung des Cesarowitsch zurück.

Den Plan, ihm die Oberaufsicht der Militair-Kolonien zu übergeben, gab der Kaiser später wieder auf. Der Verf. der vorliegenden kleinen Schrift bemerkt in Beziehung auf dieselben: —

"Diese, Rußlands Militairmacht zwar kolossal vergrößernden Militairkolonieen sind, genau betrachtet, der Superlativ des Feudalsystems, kosten unermeßliche Summen und greifen in das Eigenthumsrecht vielfältig ein. Eine umund vorsichtige Regierung mußte sich damals allerdings sehr lebhaft an jene stehenden, endlich zu Städten heranwachsenden Castra stativa der römischen Gränzlegionen erinnern, in welchen sich die verderblichsten Keime des Bürgerkrieges nur zu bald entwickelten."

Das Manifest gegen die Pforte erschien. Die Ereignisse des Krieges sind bekannt. Der Verf. schildert den Plan des Feldherrn in folgenden Worten: —

"Dem Großvezier die Täuschung vorzuspiegeln, als komme er noch einmal, um sich an der Felsenstirne des Balkan die eigne Stirn zu zerschellen, oder als wolle er in Versuchen, denselben zu überschreiten, sich erschöpfen und dabei die Zeit verlieren; ihn in der Einbildung seiner unbesiegbaren Stellung zu bestärken; ihn glauben zu lassen, daß nur Schumla selbst der Preis seiner Anstrengungen werden müsse, und daß, wenn dieses mißlänge, der Feldzug, wie der vorjährige, beim Scheiden des Herbstes doch wieder nur mit einem Rückzuge enden würde; ihn in völlige Sorglosigkeit einzuschläfern; aber — das unmöglich Scheinende doch möglich zu machen; in Folge einer rasch vollzogenen Kriegslist und mit Präcision ausgeführter, maskirter und auf einen Punct hinwirkender Manoeuvres die Umgehung des Gebirges oder dessen Ueberschreitung auf den am wenigsten gefährlichen Puncten zu bewerkstelligen; dem Großvezier dadurch die Verbindung mit Adrianopel und der Hauptstadt des osmanischen Reiches gänzlich abzuschneiden; in die Ebenen von Bulgarien hinabzusteigen und, jähes Schrecken vor sich hertreibend, in Constantinopel und unter seiner sorglosen Bevölkerung das Schrecken selbst zu verbreiten; durch diesen Schlag, wie durch einen aus lichten Wolken herabzüngelnden Blitz, die gebrechliche Maschine des Divans zu erschüttern und seine Kräfte, ehe die Besonnenheit wiederkehre, zu lähmen; — das war des Feldherrn großer, tiefdurchdachter, weitaussehender Plan, dessen Ausführung ihm so vollständig, so glorreich unter Mitwirkung der verdienstvollsten Generale seines muthigen und beharrlichen Heeres gelang."

Die Uebersteigung des Balkan wird stets eine der denkwürdigsten Waffenthaten des Jahrhunderts bleiben. Und nicht minder allgemein wird es anerkannt werden, daß die Demüthigung der türkischen Macht, und die auf solchem Wege entschiedene Unabhängigkeit Griechenlands — denn man würde umsonst versuchen, die beiden Momente zu trennen — ein Sieg der Civilisation zu nennen war. Ehre dem Helden so mancher Schlacht, dem Rastenden Ruh' und Ehre!

Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. v. Moltke. Herausgegeben von H. Heine. Nürnberg, 1831. Hoffmann u. Campe. 152 S. 8.

Heine hat in seinem Vorwort den Gedanken ausgeführt, es sei sehr wünschenswerth, daß eine herannahende Krisis in Deutschland das Volk nicht so unvorbereitet, in politischer Kenntniß nicht so unerfahren finden möge, wie die Revolution einst das französische gefunden habe. Die praktische Wichtigkeit dieser Sache ist zu einleuchtend, die Bemühungen aller Wohlgesinnten sind zu einmüthig auf dieses Ziel gerichtet, als daß der Wunsch nicht einstimmigen Beifall, und das Bestreben eifrige Unterstützung erwarten dürfte, selbst wo eine Gleichheit der Ansichten über einzelne Puncte nicht vorauszusetzen ist. Man wird gerne, und von allen Seiten zugeben, daß in dieser Einsicht die Herausgabe der vorliegenden Briefe ein verdienstliches Werk war; man wird ihre Fortsetzung und Ergänzung, die vorzugsweise den praktischen Interessen gewidmet sein wird, als eine dem Publicum gegenüber eingegangene Verpflichtung in Anspruch nehmen.

Wenn es auch nur Wenige giebt, die nicht durch eigenes Nachdenken, oder durch die in großer Anzahl vorliegenden Vorarbeiten auf die wesentlichen Resultate geführt worden sind, die den Hauptinhalt der Briefe ausmachen, so wird doch die Belehrung dieser Wenigen ein Verdienst sein; und selbst wenn die bekämpften Vorurtheile bereits durch die siegreichen Bemühungen Andrer in die Reihen der bevorrechteten Classe zurückgedrängt, und nur noch von einseitigem Interesse und angeerbtem Meinungsstolz unterstützt werden sollten, so wird es nicht überflüssig erscheinen, sie auf ihr eigenes Gebiet zu verfolgen, und "Zoll für Zoll" die letzten Bollwerke niederzuwerfen. Wenn der Ungrund einer Anmaaßung in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt wird, so entscheidet das gesunde Urtheil leichter und ohne Aufwallung; die Leidenschaft wird hauptsächlich nur da genährt, wo man den Druck empfindet, ohne die Ursache zu begreifen: es wäre nutzlos, in's Blaue hinein zu raisonniren, und schlimmer als nutzlos, es wäre gefährlich und ungerecht, im Dunkeln ungewisse Streiche zu führen. Dieselbe Vorsicht, dieselbe unterscheidende Klarheit der Begriffe, mit welcher die einzelne Frage zu würdigen ist, muß auch bei der Besprechung jener allgemeinen Angelegenheiten Statt finden, von welchen die Untersuchung über die Vorrechte einzelner Staatsbürger, und über die Rechte Aller, nicht getrennt werden kann.

Von diesem Standpunct aus wenden wir uns zunächst zu der Prüfung der Ansichten, die der Herausgeber in seinem Vorwort niedergelegt hat.

Eine Parallele zwischen dem Stufengang der französischen Revolution und der deutschen Speculation ist das Erste, was in die Augen springt. Sie ist nicht minder niederschlagend durch die zu Grunde liegende Wahrheit, als blendend durch die witzige Durchführung des Einzelnen: —

"Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung im Reiche des Gedankens eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveraine Wille, der ein schnelles Universalreich improvisirte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem consequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntniß, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguirt, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit. — Bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichtischen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Creaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweiset."

Es würde nicht schwer sein, nachzuweisen, wie die Parallele mit mehr Witz als Scharfsinn, mit mehr Phantasie als Beobachtung entworfen ist. Der ruhigste Denker, der mit bewunderungswürdiger Consequenz auf einen Punct hinsteuert, ist dem heftigen Schwärmer verglichen, der von einem Punct ausgehend mit rücksichtsloser Consequenz die Welt umgestalten will. Kant hat

Alles erschüttert, um **Eines** zu begründen; Robespierre hat **einen Satz** hingeworfen, um Alles zu erschüttern. Die Aehnlichkeit müßte, wie es uns scheint, darin liegen, daß der Eine die Meinungen, der Andre die Köpfe seiner Mitmenschen geopfert hat, Jeder um, nach seiner Weise, den Glauben an die Tugend zu retten. Bei Fichte ist die wunderbare Vermählung des Idealismus mit einer sehr speciell in's Reale, in die politischen und nationellen Verhältnisse eingreifenden Tendenz nicht hervorgehoben. Der Verf. der Wissenschaftslehre war auch der Redner an die deutsche Nation. Die Würdigung dieser Individualität ist ein bis jetzt noch zu lösendes Problem. Die Restauration des Positiven, die durch die Naturphilosophie vermittelt werden soll, ist eine etwas willkürliche Operation, die von der Verehrung des alten Regime wenig weiß. Die Naturphilosophen construiren, sie restauriren nicht. So haben in alter Zeit die Gnostiker des Christenthums sich bemächtigt; sie haben es construirt; sie haben, Jeder als ein kleiner Demiurg, Himmel und Erde nacherschaffen, in beliebigen Verhältnissen, und nebenher ließen sie es sich wohlgefallen, daß sie dem Volk für gute Christen galten. Endlich repräsentirt doch die neueste vornehme Schule ein ganz andres Princip als das der Juli-Revolution; ähnlich ist nur die Art, wie sie zum Thron gelangte; sie hat über das "Unfreie und Gemeine" sich emporgeschwungen, sie weiß nicht wie;

"Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert."

Aber lassen wir diese Spielereien; geben wir zu, was nicht zu läugnen ist; die Deutschen haben geträumt; nur laßt uns, um's Himmels willen, nicht länger fortträumen; laßt uns nicht den Traum von der absoluten Identität fortspinnen, und, wie es dem Verf. der Reisebilder begegnet zu sein scheint, die Sache der **Freiheit** mit der Sache **Frankreich's** verwechseln. Wir werden schwerlich bei unsern Lesern in den Verdacht kommen, den Werth der Julitage verkannt zu haben: wir finden auch die Hyperbeln des dichterischen Vorwortes zu schön, um sie nicht unsern Lesern zu gönnen: —

"Die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadirte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die Ecole polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen konnte, und den sie deshalb, in ihrer ökonomischen Weise, für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Dreifarbigkeit, umstralt von der Glorie des Sieges, wehte über den Kirchthurm Unser lieben Frauen von Paris!"

Und noch schöner finden wir, mit dem Vorredner, die "rührende Menschlichkeit", durch welche die "allerchristlichste Guillotine" (also auch die Weltorthopädie, seligen Andenkens) entfernt gehalten wurde: wir geben es ihm zu, Niemand williger als wir, wenn er sagt: "wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben **Preßfreiheit**, die er thörichter Weise unterdrücken wollte."

Nun aber die Idee der Freiheit Frankreich's, und die andre Idee der Sache Frankreich's, und die Möglichkeit, beide auch nur für einen Augenblick in einander fließen zu lassen! Oder ist es etwas Andres, was der folgenden Stelle zu Grunde liegt?

"Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der berliner Officiere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rothkäppchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! gegen Frankreich? Ja, Hurrah! es geht gegen die Franzosen, und die Berliner behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körner's Leier und Schwert soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den rheinischen Merkur fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie titulirt und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Constitution versprochen werden."

Wo, in aller Welt, hat der Verf. der Reisebilder vernommen, daß es gegen Frankreich gehen soll? Wir entsinnen uns zwar, und es ist auch in diesen Blättern davon gesprochen worden, daß ein wackerer deutscher Professor sich auf's hohe Roß setzte, und —

"es war mal so sein Methodus —
er nahm sein Horn und blus."

Aber was will, was soll die Persiflage des Kampfes von 1813? War es vielleicht ein minder ehrenvoller Kampf als der der Julitage? Wenn man unaufhörlich den Deutschthümlern in's Ohr rufen muß, daß Frankreich von '89 war nicht das Kaiserreich, so darf man auch nicht müde werden, die Bonapartisten zu erinnern, daß das Kaiserreich nicht das Frankreich von '89, nicht das heutige Frankreich war. So gewiß im Jahr '13 ein verruchtes System des Despotismus bekämpft, und ein Gewalträuber gestürzt ward, so gewiß wird das deutsche Volk sich zu keinem Angriff hergeben, wenn nicht in Frankreich die tolle Partei obsiegt, die den Krieg will, und die Herrschaft. Daß Deutschland durch seine Opfer die Freiheit nicht erlangt hat, wissen wir Alle: wer sich darüber lustig machen will, dem steht es frei. Aber wir wissen auch, daß Deutschland unabhängig von Frankreich frei werden muß, und daß es dazu weder des Bürgerkriegs bedarf, noch des fremden Beistands. Die Constitutionen fangen an zu wirken. Die Stände beginnen zu erwachen. Sie **dehnen** sich noch, aber sie sind erwacht. Auf diesem Weg, und durch die Presse, muß Alles gehen. In Baiern ist ein Minister entfernt worden, der das Vertrauen der Stände nicht besaß. Was das Eichenlaub betrifft, und das Freitheater, so wird sich das finden; das deutsche Volk hat bereits etwas Besseres, oder wird es haben, bevor Jahre vergehen, von einem Ende Deutschlands zum andern. Zwar erzählen die Zeitungsblätter abgeschmackte Mährchen von der Einmischung fremder Diplomaten in innere Verfassungsangelegenheiten. Mährchen, die, wenn sie nicht abenteuerlich ersonnen wären, an die Symptome erinnern würden, die der größten Gewaltthat des vorigen Jahrhunderts vorangingen. Aber kein fremder Einfluß wird die Entwickelung des constitutionellen Lebens in Deutschland hemmen, keiner wird sie fördern können. In dem Augenblick, wo ein Versuch gewagt werden sollte, die Selbständigkeit anzutasten, auf welcher alle Hoffnung des Fortbildens beruht, würden weder die Völker noch die Regierungen sich über die Mittel täuschen, einem solchen Versuch zu begegnen. Die Deutschen werden nicht wieder die Heloten einer fremden Macht werden. Deutschland, wenn es einig ist, ist stark; und die Feinde der Freiheit tragen in ihren Händen den Talisman, der es vereint und stark machen kann, und unbesiegbar. Die Völker sind gewarnt. Den Anblick entfernter Gräuel abzuwenden, ist eine Aufgabe für die Politik. Aber die nahende Gewalt abzuwehren, ist eine Pflicht, der sich Keiner entziehen dürfte.

Der Vorredner glaubt, die europäische Aristokratie, in England und Frankreich bitter getäuscht,

setze ihre Hoffnung auf Rußland. Sie könnte sie mit gleicher Zuversichtlichkeit auf Nordamerica setzen. Ihre Zeit, sofern sie ein dem Interesse der Völker entgegengesetztes Ziel verfolgt, ist vorüber. Keine Macht der Erde wird einen solchen Widerspruch befestigen. Sofern aber die Aristokratie sich dem Volksinteresse anzuschließen, sofern sie die Rechte der Einzelnen zu achten, und für's Ganze Opfer zu bringen weiß, so mag sie sich vor dem Princip des blinden Nivellirens sicher halten, am sichersten in Deutschland.

Bei der speciellen Polemik des Vorworts ist uns die Härte aufgefallen, mit welcher der Vorredner den Grafen Moltke darüber anläßt, daß er Burke's bekannte Metapher angeführt hat. "Burke", sagt der Graf, "nennt den Adel das korinthische Capital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht bloß eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Dazu bemerkt das Vorwort: — "Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmannes halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, ob Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu Gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt."

Nun ist nicht zu läugnen, daß der edle Graf keine sehr genaue Kenntniß von Burke's politischer Laufbahn verräth. Ihm scheinen die früheren Reden und Schriften von Burke gänzlich unbekannt zu sein. Wir wollen einige wenige Aeußerungen von Burke über den Adel aus der früheren Zeit seiner politischen Laufbahn anführen, die doch gewissermaaßen auch zu seinem ganzen Leben gehört.

"Ich bin kein Freund der Aristokratie," schrieb er 1770, "wenigstens nicht in dem Sinn, in dem man das Wort gewöhnlich nimmt. Wenn es nicht eine schlechte Gewohnheit wäre, casuistische Fragen auf den möglichen Untergang der Verfassung zu gründen, so würd' ich ohne Anstand erklären, daß ich die Verfassung, wenn sie untergehen sollte, lieber in eine andre Form sich auflösen, als in jene harte und insolente Herrschaft sich verlieren sehen möchte".*)

Bei einer andern Gelegenheit äußerte Burke im Unterhaus: "Es ist nun etwas mehr als ein Jahrhundert her, daß in diesem Haus entschieden worden ist, das Haus der Lords sei unnütz. Jenes Haus ist jetzt selbst zu einer solchen Entscheidung gekommen; sein letzter Beschluß beweiset es; die ganze Reform ruht jetzt auf uns allein" (auf dem Unterhause).

In einer Rede über die Reform war Burke dagegen, den Lords die zunächst am Hofe stehen, ihre Hofchargen und ihre großen Gehalte zu nehmen. Was wird der edle Graf zu den folgenden Gründen sagen, die der Lobredner des korinthischen Capitals anführt: —

"Man wünscht den hohen Adel des Reichs vom Hofe zu entfernen. Aber der Plan würde zu einem sehr großen Uebelstand führen. Könige sind von Natur aufgelegt, schlechte Gesellschaft zu suchen. Sie sind so hoch über alle andern Menschen erhaben, daß sie alle ihre Unterthanen als auf einer Linie stehend betrachten; sie hassen eher den Adel als daß sie ihn liebten, und das, weil die Tugend, die Laune, oder der Stolz des Adels ihrem Willen von Zeit zu Zeit einigen Widerstand leistet. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß ein großer Theil des Adels sich gerne zu Schmeichlern, Schwätzern, Parasiten und Hofnarren hergiebt, und diese Rollen mit so großer Liebe übernimmt, und es gerne darin zu so großer Perfection bringen möchte, als es nur immer den verworfensten und niederträchtigsten Menschen möglich ist. Aber für diese Art von Ambition ist der Adel eigentlich doch nicht gemacht. Der Mangel einer regelmäßigen Anleitung dazu, und frühe Gewohnheiten, auch einige Reste vom Bewußtsein seiner Würde, lassen es den Adeligen nie so weit bringen, als ein italienischer Modesänger, als ein Gaukler, ein Fiedler, ein Komödiant, oder sonst Einer von der Profession. Die römischen Kaiser fielen, fast von Anfang an, in solche Hände; und das Uebel nahm täglich zu, bis das Reich wankte, und endlich einen großen Fall that. Es ist daher von großer Wichtigkeit (nur muß man die Sache nicht zu weit treiben) eine Einrichtung zu treffen, wodurch einem Fürsten, er mag nun wollen oder nicht, täglich und stündlich, besondrer Dienstleistungen halber, ein Theil des hohen Adels persönlich nahe gebracht wird; und es ist einigermaaßen ein nützliches Vorurtheil, das den Adel seinen Stolz in einer solchen Art des Dienstes finden läßt; wenn gleich der Adel nicht durch den Hof gewinnt, so gewinnt doch der Hof durch den Adel. Ich habe daher den Versuch nicht machen wollen, in den Ehrenchargen, die auf des Königs Person sich beziehen, einige Aenderung vorzunehmen."

*) Thoughts on the Causes of the present Discontents — in Burke's Schriften 2, 246.

Doch wir wollen die Geduld des edeln Grafen nicht länger auf die Probe stellen, sondern zu seinem Gegner übergehen, der ihm "Halbkenntnisse" vorgeworfen hat. Und hier müssen wir zuerst bedauern, daß es diesem seinem Gegner nicht gefallen hat, sich auf eine Art auszudrücken, die auf eine genauere Vertrautheit mit Burke's politischem Charakter mit Bestimmtheit schließen ließe. "Burke besaß nur rhetorische Talente." Wir sind weit entfernt, unsrem individuellen Urtheil so viel Gewicht zuzuschreiben, um es gegen das seinige in die Wagschale zu legen. Aber er wird ohne Zweifel der Meinung sein, daß Brougham's Urtheil über einen englischen Redner und Staatsmann einige Aufmerksamkeit verdient. Brougham sagt, nach einer Würdigung von Burke's Rednertalent, das sich im parlamentarischen Vortrag weniger geltend machte: — "Aber man wird mit Recht, mit dem zweiten der attischen Redner, behaupten, daß der Gehalt des Gesagten von größerem Werth ist als die bloße rednerische Form; und man kann nicht zweifeln, daß die Gebildetsten in jedem Zeitalter Burke's Werke studiren, und mit Liebe selbst von jenen Reden sich angezogen fühlen werden, die nicht immer so glücklich waren, die Aufmerksamkeit der unmittelbaren Hörer zu fesseln. Auch ist es nicht durch ihre rhetorischen Schönheiten, daß sie anziehen. Die außerordentliche Tiefe einzelner Ansichten, der durchdringende Scharfsinn, den er, (freilich nicht immer,) aufbietet, um das Thun und Treiben und die Motive der Handelnden zu ergründen, und die außerordentlich glückliche Wahl der Ausdrücke, mit welchen er Grundsätze entwickelt, Aehnlichkeiten und Beziehungen durchführt — diese Eigenschaften sind, einzeln, nur Wenigen gegeben; in ihrem Verein aber wahrscheinlich ohne Beispiel." *)

Aber weit unglücklicher als die erste Behauptung, ist das "ich weiß nicht," das den Vermuthungen über Burke's Motive angehängt ist. Möge der Vorredner einen Satz in Burke's Reden und Schriften nachweisen, aus welchem hervorgeht, daß Dieser Etwas erkriechen wollte, sei es nun die Gunst der Großen, oder sonst Etwas. Wer die Reden Burke's aus der späteren Periode kennt, der weiß, daß persönliche Schmeichelei denselben so fremd ist als den früheren. Um die Absurdität der Beschuldigung

*) Edinburgh Review Nr. XCII. p. 231.

einzusehen, muß man wissen, wie wenig Burke mit Pitt harmonirt, wie er, weit entfernt jemals Dessen Parteigänger gewesen zu sein, seine persönliche Gesinnung gegen den Mann niemals verläugnet noch versteckt hat. Eine merkwürdige Stelle findet sich in einem Brief von Burke an Lord Fitzwilliam: — "Mit Pitt's Ministerium wünsche ich niemals in Verbindung zu treten. So wenig, daß ich vor einiger Zeit aus freiem Antrieb mich entschloß (und den Entschluß aussprach), daß ich auf meine Ansprüche verzichte, wenn in den höchsten Stellen meiner Profession eine Vacatur eintreten sollte. Meine Motive, die nicht hieher gehören, waren zum Theil in Privatansichten, zum Theil aber in politischen Grundsätzen begründet. Ich würde versuchen, Pitt als Minister zu halten, lediglich weil ich überzeugt bin, daß, nach der Stellung, welche die Opposition angenommen hat, und in diesen bewegten Zeiten, es zur Vertheidigung der Sache aller Regierungen, und unsrer herrlichen Constitution insbesondre, unumgänglich nothwendig ist, den jetzigen Minister zu halten. Glücklich würd' es, glaub' ich, für Europa gewesen sein, hätte der Ausbruch der französischen Revolution Fox an Pitt's Stelle im Ministerium gefunden!" Ist das die Sprache, sind das die Grundsätze eines Mannes, der die Gunst der Großen erkriechen will?

Aber Burke bezog eine Pension von der Regierung. Es ist wahr, und ebenso wahr ist es, daß an die Pension so spät erst gedacht wurde, daß sie ihm bei seinen Verhältnissen nichts mehr nützen konnte: daß er ohne diese späte Anerkennung in den Tagen des Familienunglücks und drückender Leiden seinen Kampf gegen das Princip, das er für feindlich und verderblich hielt, mit gleichem Eifer fortsetzte. Als Windham und mehrere seiner Freunde, im Jahr 1794, auf die ministeriellen Bänke übergingen, waren Ehrenstellen und lucrative Chargen die beinahe augenblickliche Folge ihres Uebergangs; und doch glaubte man allgemein in Windham's Charakter die Bürgschaft zu finden, daß kein selbstsüchtiges Motiv ihn zu dem Schritt veranlaßt habe.

Und der Depit, die Eifersucht über Sheridan's liberale Triumphe? Als Sheridan durch seine erste Rede wider Hastings seinen größten, später nicht wieder erreichten Triumph feierte, war es Burke, der äußerte: "Sheridan's Rede sei das überraschendste Meisterstück von Beredsamkeit, Beweisführung und Witz, größer als Alles, was Schrift und Tradition auf unsre Zeit gebracht." Am schmerzlichsten war ihm die Spaltung, die ihn Fox entfremdete, und die früheren vertrauten Freunde einander feindlich gegenüberstellte. Aber er hat nicht aufgehört, von Fox mit Achtung zu reden: seine frühere Amtsführung, sagte Burke noch in den letzten Zeiten, sei "unverwundbar": und er mißbilligte sehr die giftigen Angriffe ministerieller Parteigänger.

Wenn der Vorredner endlich den Wechselfall stellt, ob Burke ein Schurke oder ein Narr gewesen, so beweiset er nur, daß er von Burke nicht viel mehr weiß, als der edle Graf; und alle Unterrichteten, Alle, die den Nachruhm ausgezeichneter Männer nicht gerne dem muthwilligen und unwissenden Absprechen preisgeben, werden es bedauern, daß der Vorredner nicht aufhören will, sich durch unbesonnene Aeußerungen Blößen zu geben, die der glänzende Witz nicht deckt, und die harmlose Spielerei nicht entschuldigt.

Auf die Briefe werden wir in einer unsrer nächsten Nummern zurückkommen.

Die Kirche und ihre Bekenntnißschriften.

Aus einem Schreiben an den Redacteur über den ersten Artikel in Nr. 47. *)

Die Stelle, auf die sich mein Widerspruch bezieht, ist jene, in der Sie behaupten, bei dem Prediger, der, es sei im geringeren oder größeren Maaße, abweichend von der Kirchenlehre, auf die er verpflichtet ist, lehrt, finde — um das Gelindeste zu sagen — ein Opfer der Wahrheit statt. Zwar sprechen Sie diesen Vorwurf in einem milden Tone aus, aber gerade dieser Ton ist es, der tiefer verletzt, als jene rücksichtslose Heftigkeit, mit der man jetzt oft dem Andern Unredlichkeit und Heuchelei in wenig geziemenden Ausdrücken vorwirft; daß Sie aber jenen Vorwurf nicht gering achten, davon zeugen deutlich genug Ihre eigenen Worte: "Wahrheit, die Seele aller Belehrung, aller Ermunterung, allen Trostes, wird sie ungestraft, selbst wenn es mit der frömmsten Täuschung geschieht, verletzt werden?" davon zeugt Ihr Zuruf an die, die im Begriff stehen, jenen Schritt der Unwahrheit — wie Sie meinen — zu thun: "Mögen sie wohl erwägen, ob es männlich, ob es gerade, ob es dem Wirkungskreis, den sie zu gewinnen wünschen, förderlich sein kann, wenn sie damit anfangen, ein ähnliches Opfer der Wahrheit zu bringen;" davon zeuget überhaupt der tiefe Ernst, mit dem Sie von dieser Sache reden.

*) Es ist dem Redacteur über denselben Gegenstand noch ein andres Schreiben "aus dem Mecklenburgischen" zugekommen. Freundlichen Dank für beide Mittheilungen, für heute; eine Antwort, so gut er sie zu geben weiß, in der nächsten Nummer.

Ich stimme von ganzem Herzen in Ihren Wunsch nach einer besseren — d. h. unabhängigeren — Stellung der Kirche zum Staate und nach einer Reformation der Kirche in ihrer innern Organisation ein, und glaube, daß diesen Wunsch Jeder theilen muß, dem die gesunde Entwickelung des kirchlichen Lebens wahrhaft am Herzen liegt, da der jetzige, in vieler Hinsicht traurige Zustand desselben wohl keinem, dessen Blick nicht durch Vorurtheile getrübt ist, zusagen kann. In Beziehung aber auf den Widerspruch, den ich gegen Sie zu äußern habe, müssen Sie wissen, daß ich eine jede Verpflichtung, nicht nur dem innern Princip, sondern auch dem Buchstaben der symbol. Bücher gemäß zu lehren, nicht allein für unprotestantisch, ja unsittlich, sondern auch für in sich selbst widersprechend halte. Es heißt in der Concordienformel: "Wir glauben, bekennen und lehren, die einzige Regel und Norm, nach der alle Glaubenssätze und alle Lehrer geschätzt und beurtheilt werden müssen, sei durchaus keine andere, als die prophetischen und apostolischen Schriften, sowohl des A. als auch des N. Testaments." — In diesen Worten, wie überhaupt in der ganzen Verfahrungsweise der symbol. Bücher ist als das formale Princip des Protestantismus die freie, von aller menschlichen Autorität unabhängige Schriftforschung deutlich ausgedrückt. Nach der Schrift sollen alle aufgestellten Glaubenssätze geprüft werden, also natürlich auch die in den symbol. Büchern enthaltenen, und diese Prüfung soll eine fortgehende, beständig sich erneuernde sein; eine Prüfung findet aber nur statt bei der Voraussetzung der Möglichkeit eines Irrthums. Offenbar also ist es ein Widerspruch, sich auf die Prüfung der symbol. Bücher nach der Schrift, und zugleich auf die wörtliche Uebereinstimmung in der Lehre mit den in den Symbolen aufgestellten Glaubenssätzen zu verpflichten.

Entweder man muß sich bei den in den Symbolen herrschenden Vorstellungen beruhigen, und giebt also die Schriftforschung auf, oder man läßt sich in dieser nicht stören und muß dann voraussetzen, daß in den Symbolen vielleicht der dem reinen christlichen Bewußtsein adäquate Ausdruck noch nicht, wenigstens in allen Stücken noch nicht, niedergelegt ist. Eben so offenbar leuchtet dem unbefangen Prüfenden das Unprotestantische und Unsittliche einer solchen unbedingten Verpflichtung auf irgend einen Buchstaben ein. Wenn es nun auch der Kirche unbenommen bleiben muß, Symbole als Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens zu stellen, so müssen wir es doch für einen nicht geringen Mißgriff unserer Vorfahren ansehen, wenn sie als Bedingung zum Eintritt in das geistliche Amt die unbedingte Verpflichtung auf die absolute Uebereinstimmung

mit ihren symbol. Büchern aufgestellt haben — für einen Mißgriff, den die Kirche schon längst wieder hätte gut machen sollen. Wie steht es aber jetzt mit dieser Verpflichtung? Leider ist noch an manchen Orten die alte Sitte, daß der Candidat der Theologie erst, nachdem er sich ohne Weiteres durch seine Unterschrift auf die Symbole verpflichtet hat, zum geistlichen Amte zugelassen wird. Aber es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß diese Verpflichtung in dem Bewußtsein sowohl der meisten geistlichen Behörden als auch des bei weitem größten Theils der Gemeinde selbst, jetzt nicht mehr die Bedeutung hat, als verbinde er sich dadurch zu einer buchstäblichen Uebereinstimmung in seiner Lehre mit jenen Schriften. Der Geistliche soll vielmehr dadurch nur seine Einstimmigkeit mit den Symbolen ihrem innern Princip nach ausdrücken, er soll dadurch nur aussprechen, daß er nur so lange das Predigtamt verwalten wolle, als er den Geist, der die Reformatoren zur Opposition gegen den römischen Katholicismus und zur Darlegung ihrer religiösen Ueberzeugung in den symbol. Büchern, namentlich der Augsburger Confession, trieb, für den ächt christlichen erkenne und sich selbst von demselben durchdrungen fühle. Was soll nun der Theologe, der von ganzem Herzen Protestant zu sein überzeugt ist, thun, wenn er in einzelnen Puncten der Lehre von den Vorstellungen, wie sie in der Augsb. Conf. und den übrigen symbolischen Büchern ausgesprochen sind, abweicht? Soll er deßhalb seinem innern Beruf, als Geistlicher für das Beste der Kirche zu wirken, entsagen, oder soll er trotz dieser Abweichungen sich durch seine Unterschrift auf jene Bücher verpflichten? Findet durch diese Verpflichtung ein Opfer der Wahrheit statt, wie Sie meinen, dann freilich soll er nicht unterschreiben. Da aber — wenigstens dem größten Theile ihrer Mitglieder nach — die Kirche jetzt durch die Unterschrift Dessen, der in das geistliche Amt eintreten will, nicht eine Verpflichtung auf die wörtliche Uebereinstimmung, — wie sie eine solche Verpflichtung auch durchaus weder verlangen noch auch nur wünschen kann — sondern nur, wie vorhin gesagt ist, eine Zusicherung dem Geiste jener Schriften gemäß zu lehren, will, so darf derselbe sich wohl über das Unbequeme der Form hinwegsetzen und unterschreiben, ohne dadurch irgendwie ungerade und unwahr zu handeln, zumal, wenn er sich offen und unumwunden darüber erklärt, was ihm diese Unterschrift seines Namens bedeute. Durch diese freie Erklärung von seiner Seite wälzt er gewiß jeden Schein einer Unredlichkeit von sich ab, indem er es durch dieselbe der Gemeinde selbst oder ihren Repräsentanten anheim stellt, ob er dessen ungeachtet als Geistlicher in ihre Mitte treten soll oder nicht. Freilich ist es aber dann seine Pflicht, mit allen Kräften auf die Abschaffung jener unbequemen Form hinzuarbeiten. Aber, möchte mancher wohlmeinende, jedoch ängstliche Christ sagen, auf die Weise wäre ja auch jedem Rationalisten der Eintritt in's geistliche Amt ohne weiteres geöffnet, wenn er nur behauptet, mit dem Geiste der symbol. Bücher, namentlich der Augsb. Confession überein zu stimmen. Ist diese Behauptung des Rationalisten nur leeres Vorgeben, so macht er sich freilich der größten Unredlichkeit und Unwahrheit schuldig, die Unredlichkeit aber bestraft sich selbst immer am stärksten; glaubt er aber wirklich überzeugt zu sein, dem Geiste jener Schriften gemäß zu lehren, indem er in der bloßen Negation der katholischen Irrthümer das Wesentliche derselben sieht, so sehe ich nicht, wie man ihm bei dem jetzigen Stande der Dinge den Eintritt in's geistliche Amt wehren oder ihm auch nur den Vorwurf, er handle durch seine Unterzeichnung ungerade, machen könnte. Aber der Christ darf deßhalb nicht sorgen, er weiß, daß die Kraft des göttlichen Wortes mächtig ist über Alles, so daß es am Ende doch aus allen Kämpfen siegreich hervorgehen wird. "Werden indeß Etliche verführt, wohlan, so geht es nach rechtem Kriegeslauf. Wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und wund werden; wer aber redlich ficht, wird gekrönt werden." Und ist es nicht eines Jedem eigne Schuld, wenn er sich fangen und sich seinen Christen-Glauben rauben läßt, da ja jedem Christen zweierlei bleibt, das ihn, so er es redlich meint, wohl hindurch führen kann, der Blick ins eigne Herz und das göttliche Wort in der Schrift?

Diese, wenn gleich nur flüchtig hingeworfenen Worte glaubte ich der Wahrheit schuldig zu sein. Ich weiß es wohl, daß durch dieselben die Streitfrage keinesweges erledigt ist, aber ich wollte auch nur Andeutungen geben.

Dr. A. L. Hoppenstedt's, weil. Abts zu Loccum, Leben und Wirken, dargestellt von A. W. Knauer, Stadtprediger zu Celle. Hannover, 1831. Hahn.

Dieser kurze, einfache Lebensabriß des würdigen Mannes wird den Vielen, die ihn persönlich kannten und schätzten, eine willkommene Gabe sein. Frühe zum Predigerberuf bestimmt, mochte er selbst den Kreis seines Wirkens in festen Gränzen abgeschlossen sich gedacht haben. Aber die außerordentliche Zeit rief ihn zu außerordentlichen Anstrengungen. Er war es, der als Superintendent von Harburg bei der Wiedereinnahme der Stadt durch die Franzosen es übernahm, als Organ der Bürgerschaft und ihrer Interessen den feindlichen Führern (Prinz Reuß, Schmühl, Vandamme) gegenüber aufzutreten. Ueber diese Zeit der Aufregung und Gefahr, über die individuellen Schicksale des Verewigten und seiner Familie, enthalten die Auszüge aus seinem Tagebuch von 1813 — 14, die der Schrift angehängt sind, äußerst anziehende Notizen. Aus jeder Zeile spricht Leben und Wahrheit. Der Stand des Verfassers, der sich so wenig als sein schöner, in jeder Lebenslage beruhigender Glauben verläugnet, giebt manchen dieser Mittheilungen ein besondres Interesse. So finden wir ihn in die Nothwendigkeit versetzt, Napoleon's Geburtsfest bei einer kirchlichen Feier zu berücksichtigen. "Man war französischer Seite mit den Worten, die ich vor dem Te Deum sprach — eine Rede war es nicht zu nennen — gar nicht zufrieden. Das hätte Alles, hieß es, auch dem Kaiser Alexander gelten können; um so mehr, da ich Napoleon auch nicht einmal mit Namen genannt habe. — Es ist nun freilich niemals ein Hieronymus oder ein Napoleon mit Namen von mir vor Gott genannt worden; aber diesesmal war ich in der That noch weit weniger dazu gestimmt."

Anstatt einer regelmäßigen Analyse der kleinen Schrift, werden wir den Raum, der uns heute zu Gebot steht, am besten mit einigen Auszügen füllen, welche beweisen mögen, daß die Schrift auch für das größere Publicum nicht ohne Interesse ist.

Auf einer pädagogischen Reise machte Hoppenstedt unter Andern Basedow's Bekanntschaft, der ihm als nicht sehr liebenswürdig geschildert worden war.

"So zeigte er sich auch, als ihn Hoppenstedt persönlich besuchte, unmanierlich und schon durch seine Physiognomie abschreckend. Sobald er hörte, daß der Reisende aus Hannover sei, so ging es über unser Seminar her. Er sei einmal darin gewesen und habe große Dinge sehen sollen; er habe aber nichts gesehen, als 'geputzte Kerls,' die bis auf die Treppe hinunter gestanden wären, um der erbärmlichen Weisheit ihres Lehrers zuzusehen, und darauf hätten die Kinder die Buchstaben mit allen ihren Strichen und Schnörkeln von oben bis unten auswendig lernen müssen. Und hier fand er nun gleich Gelegenheit, das Gespräch auf seine jetzigen Lieblingsideen über Buchstabenlernen ꝛc. hinzuleiten. Morgen für Morgen würden sie vom Bäcker aus Semmelteig gebacken, mit einem Zuckerpinsel überstrichen, um die obere Seite zu kennen, und mit einem Körnchen an ihrer Spitze versehen, um sie nicht verkehrt vor sich zu nehmen. Sobald die Kinder sie gewußt, d. h. von dem vorherge-

henden Tage behalten hätten, so bekämen sie die Buchstaben zu essen. Der alte Mann sprach mit einem Ernst und Eifer darüber, daß jeder Widerspruch übel angebracht war. Die Einwendung, daß dies doch schon darum nicht auszuführen sei, weil für das bloße Buchstabenlehren der Bauer oder Schulmeister doch nicht sich solche Ausgaben machen könnte, wußte er bald mit der Berechnung zu beantworten, daß das ganze Backen der Buchstaben auf 4 Wochen (denn alsdann müßten sie die Kinder kennen) nicht mehr als 14 Thaler koste, und wenn nun die Kinder in dieser Zeit kein Frühstück bekämen, sondern die Buchstaben statt des Frühstückes, so wäre noch Vortheil dabei."

Die folgende Scene — die Erwartung der Russen in Hamburg (18. März 1813) — lebt in der Erinnerung Vieler von unseren Lesern: —

"Aller Antlitz war ununterbrochen auf den sogenannten Ausschlägerweg gerichtet, über welchen, um das dänische Gebiet nicht zu berühren, die Russen, wie es hieß, kommen würden. — Unaufhörlich auch kamen Reiter dahergesprengt und dann hieß es: 'Sie kommen' — und — sah man an diesem Tage irgendwo ein niedergesunkenes Auge, so war es da, wo man sich getäuscht fand. Ein Corps junger Hamburger mit einem russischen Officiere hielt oben am Ausschlägerwege und hatte diesen völlig besetzt, und die Augen dieser Aller waren auf den Hauptweg gerichtet. Von daher sollte Tettenborn kommen. Endlich erschien nun, etwa gegen zwei Uhr, der zu lange schon ausgebliebene Augenblick. Wagen auf Wagen rollten voran und kamen zum Theil auf Nebenwegen von der Seite her. Reiter folgten. Das Wogen des Menschenstromes nahm zu. Ich hatte meinen Platz auf der Anhöhe bei dem äußersten Thore vor Hamm und Horn, der Wache gegenüber, gewählt. Welch eine Scene! den Zug die Anhöhe heraufwallen zu sehen! Ganz voran war ein Corps von 120 Hamburgern zu Pferde, ohne Waffen, an das sich ein Corps Landleute aus Billwerder und dem umliegenden Hamburger Landgebiet, auch zu Pferde, mit angeschlossen hatte. Dann kam ein Corps der Bürgergarde, etwa 60 an der Zahl, einen Tambour voran. Der Anführer war ein ältlicher Mann, ganz roth mit Gold gekleidet, glühend vor Enthusiasmus, und vielleicht wohl von noch etwas, die ächte Figur eines Volksanführers! Den Hut auf der hocherhobenen Degenspitze, quälte sich die Kehle in einem ununterbrochenen Geschrei ab, und die Angeführten schrieen ihm nach. Mitunter erfolgte auch ein Freudensprung, und es blieb Alles dabei in ziemlichem Gleichgewicht. Hierauf folgte die Bürgergarde zu Pferde, mit einem Anführer von sehr edlem Anstande. Es sprach aus diesem eine Feier, welche mein Auge unverwandt darauf hinrichtete. Ganz voran ritt ein wohlgebildeter junger Mann auf einem Schecken, als Trompeter. Die Reiter ritten, in Gliedern zu vier und vier, zum Theil sehr gut. Auch die Pferde zeichneten sich aus. Nun folgten die Russen. In der Mitte der umgebenden Officiere von mehreren Corps, voran der General Tettenborn in einfacher Uniform, grün mit weiß, eine weiße schlichte Kosackenmütze mit blauem Rande auf dem Kopfe. Etwas weiter voran ein junger Officier, um Platz zu machen. Hinter der Suite folgte ein starkes Kosacken-Corps. Indeß zu zählen war man nicht im Stande. Es war vor der sich umthürmenden Volksmenge nicht möglich, das Auge über das Ganze zu richten.

"Vergebens setze ich die Feder an, um die Scenen zu schildern, die aus den lange gehaltenen, jetzt in der Geburtsstunde der Befreiung ausströmenden Herzen, von selbst, und in allem Volke, vom geringsten Kinde an, bis zum zitternden Greise, vom Bettler bis zum Reichsten sich schufen. — Es war zuvörderst vergeblich, in dem breiten Mittelwege der Heerstraße, eine offene Bahn zu erhalten. Das Volk warf sich aus den zur Seite laufenden Nebenwegen in den Mittelweg, umfaßte die Kniee des Pferdes des Anführers und seiner Begleiter, küßte Hände und Füße, drängte sich von allen Seiten zu den Kosacken hin, um deren Hände zu schütteln, oder nur die Pferde zu berühren. So ging es ununterbrochen an beiden Linien des Zuges hinunter. Ein Hurrah, ein — 'es lebe Alexander! — Willkommen unsere Retter!' u. dgl. m. folgte dem andern. Ueberall in Hamm und Horn die Damen in den Fenstern, mit wehenden Tüchern und emporgehobenen Blumen. Ueberall Fahnen und Fahnenzüge von Männern und Kindern. Laute Jubeltöne und Freudenschüsse überall. — Aber die Gesichter, die tausend Angesichter, auf welche bald da, bald dorthin meine schwimmenden Augen gerichtet waren, — könnte ich doch dafür einen Federzug finden. Es ist nicht möglich, daß der Enthusiasmus der Freude und der Dankbarkeit sich sprechender und schöner in menschlichen Zügen zeichnen könne, als es hier nach allen Seiten hin zu bemerken war. Unaussprechlich ergreifend war es dabei, daß die Wehmuth, ich möchte sagen, die religiöse Wehmuth, in so vielen Augen und am meisten in den weiblichen lag. Die Frauenthräne hat ja immer ihren eigenthümlichen Reiz. Doch auch sah ich genug Männeraugen in Thränen, und es darf nicht verschwiegen bleiben, daß auch in dem Heerzuge selbst manche Hand zu dem Auge sich erhob. Und wenn nun das Ohr in die Gruppen der einzelnen Bekannten und Unbekannten hineinhorchte, welche Ergießungen der ergriffenen Herzen vernahm man da, unter himmelaufschauenden Blicken! — 'Gott welch ein Tag! — Wer hätte das gedacht, daß wir ihn je erleben würden! Hat Hamburg je ein solches Fest gesehen! davon werden Kindes Kinder noch reden! — Nein, das Glück nimmt uns Gott nicht wieder!' — Man sah, wohin das Herz, auch unter dem Freudenjubel, nicht ohne einigen Kummer, noch gerichtet war.

"Im ersten Thore wurden dem General die Schlüssel und auch die Kränze überreicht. Ein Adjutant empfing von dem General die Schlüssel und einen Kranz. Den andern hing er sich um die Schulter. Die kleineren Kränze trugen die anderen Officiere wie Ringe am Arme. Welch ein Donner aber der menschlichen Stimmen, welch ein Wald von Hüten und Zweigen, in dem Augenblick, da dieses vor den Augen der Menge vorging. Hoch schwenkte nun auch Tettenborn und schwenkten Alle um ihn ihre Säbel, und mischten jetzt, und von jetzt an ununterbrochen ihre Hurrah in die des jauchzenden Volkes.

"Jetzt ging nun, ohne weiteren Aufenthalt, der Zug so fort, — und mit demselben der immer neu aufschreiende Jubelruf der Befreiten und Befreier selbst. Die Damen in den Fenstern ließen allenthalben, wohin der Zug nur kam, ihre Tücher flattern, und wurden freundlich von den Kriegern mit gesenkten Schwertern begrüßt. Händeklatschen erfolgte darauf aus den Fenstern hinunter. Der Moment am Steinthore darf nicht übergangen werden. Es befindet sich da eine kleine Glocke. Ein geringer Mann war wie Anderen zum Zuschauen, auf das hölzerne Gestell geklettert. Indem der Zug an's Thor kam, fing jener an, die Glocke zu ziehen. Nie hat ein Glockenton mich so heftig ergriffen. Nie habe ich geglaubt, daß solche Wirkungen aus dem tönenden Erze hervorgehen könnten. Aber welch eine Menschenmenge sah man erst jetzt; im Thore, auf den Wällen, auf dem Marktplatze am Thore, auf den Bäumen und Dächern. Es läßt sich die Zahl dafür nicht finden."

Wir unterdrücken alle weiteren Betrachtungen, die sich bei der Erinnerung an das getäuschte Vertrauen von selbst aufdrängen. Die kleine Schrift aber wird ohne weitere Empfehlung ihren Weg in die Hände vieler Leser finden, und Jeder wird sich von dem Bilde einer still, aber nicht minder energisch, anspruchlos, aber um so wohlthätiger wirkenden Individualität angezogen fühlen.

Winke über die Natur der Cholera Morbus, von Dr. Carl Barrie's. Mit 2 Steindruckzeichnungen. Hamburg, Juni 1831. Auf Kosten des Verfassers. IX. und 238 S. gr. 8. *)

Wir glauben nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir einige Hauptresultate dieser Schrift hier zusammenstellen. Daß sie ihre Würdigung anderwärts finden müssen, ist natürlich; sie werden dieselbe aber um so eher finden, Männer vom Fach werden um so weniger zögern dürfen, Alles zu prüfen, und ihr motivirtes Urtheil abzugeben, je allgemeiner die Aufmerksamkeit auch des größeren Publicums der Sache zugewendet ist.

Der Verf. geht von der Ueberzeugung aus, daß es weit wichtiger ist, auf die Verhütung ansteckender Krankheiten hinzustreben, als sich ausschließlich an Heilungsversuche in den einzelnen Fällen zu halten. Mit Hufeland glaubt er, daß "das einstige Verlöschen aller jetzt bekannten ansteckenden Krankheiten nicht außerhalb der Gränzen der Möglichkeit liegt."

Der Ansteckungsstoff, behauptet der Verf., liegt nicht in dem Menschen: es kann von keiner eigentlichen Disposition zur Cholera, von keinem inwohnenden Keim der Krankheit die Rede sein.

Der Stoff der Cholera ist eine belebte Materie.**) Unendlich kleine Bestien, oder mit einem vornehmeren Titel, "Aggregationsverbindungen zur Animalisation" finden ihr Treibhaus "in der untern Region der tellurischen Luftschicht." Unreinlichkeit in Wohnungen ist es, was sie ganz besonders fördert. Lebensbedingung ist ihnen die feuchte Luft. "Der Cholera größtes Treibhaus ist feuchte atmosphärische Luft in niedrigen Gegenden und gesperrten Räumen." "Jede Nässe, zumal gesperrt, ist der Cholera größtes Treibhaus, davon bin ich so fest überzeugt, als daß ich das Leben habe." Bei der Verpackung von Waaren, die die Feuchtigkeit leicht in sich ziehen, ist daher die äußerste Vorsicht zu beobachten. Es ist aber eine wunderbare Eigenschaft dieser diminutiven Bestien, daß sie, nachdem sie ganz vertrocknet waren, durch Aufweichung wieder neue Lebensthätigkeit gewinnen. Sehr abscheulich findet der Verf. das Aufhäufen vieler Kranken in Hospitälern. "Es ist ungefähr eben so vernünftig, als wenn man eine Feuersbrunst mit Terpentingeist zu löschen sucht." Warum nicht bretterne Häuserchen außerhalb der Städte bauen, und die Holzwände täglich wiederholt mit verdünnter Säure oder Chlorwasser bespritzen? Dort würde "Gottes freie Luft, auch indirect, mehr vermögen, als die Apothekerkunst"; übrigens müßten nie mehr als 6 — 10 Kranke in einem Local untergebracht werden.

Der animalische Krankheitsstoff verpestet die Luft. Er theilt sich leicht dem Magen und den Verdauungssäften mit. Ihren eigentlichen Sitz schlägt die Krankheit "im Zellstoff der Schleimhaut des Magens" auf. Wenn andere Organe mitleiden, und beinahe zerstört werden, so erklärt sich dieses aus der heftigen Reaction des Magens gegen den fremdartigen, schädlichen Stoff. Die Hauptsymptome der Cholera sind weiter nichts, als ein "gesteigertes Reizleben des Magens, das ihn anregt, den verderblichen Stoff zu entfernen." Diesen von der Natur selbst bedingten Versuchen muß man zu Hülfe kommen: und zwar auf eine Weise, welche die andern Organe vor gewaltsamer Bestürmung schützt. Das Aderlassen findet der Verf. durchaus nicht allgemein zweckmäßig. Dagegen richtet er sein Augenmerk auf die Hautfläche, und empfiehlt die dem russischen Dampfbad eigenthümliche Erregung der Hautthätigkeit. Davon, und von Hautfrictionen, verspricht er den meisten Erfolg. Ein Versuch, alle Mittel aufzubieten, um den animalischen Krankheitsstoff zu vernichten, würde, fürchtet er, zu gewaltsam ausfallen. Aber das Dampfbad selbst mag, und soll, mit medicinischen Flüssigkeiten verbunden werden. Zur Erreichung des Zweckes bei Cholerakranken schlägt der Verf. einen von ihm selbst erfundenen Apparat vor, den er im Buche abbildet und beschreibt, und den er "das Cholerat" genannt hat. Vermöge dieser Maschine läßt sich ein Dampfbad appliciren, ohne den Kranken aus dem Zimmer, beinahe, ohne ihn von der Stelle zu rücken. "Wie wichtig diese Methode für Cholerakranke ist, zumal wenn Erstarrung, Gefühllosigkeit und Kräfteerschöpfung mit jeder Minute zunehmen, überlasse ich dem Urtheile eines jeden denkenden Arztes."

Es wird die besondere Pflicht aller Männer vom Fach sein, diesem praktischen Vorschlag ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Es läßt sich denken, daß sie diesen Vorschlag höchst zweckmäßig finden werden, so wenig sie die theoretischen Ansichten des Verfassers theilen mögen, und daß sie ihm das Verdienst einer höchst wichtigen und wohlthätigen Erfindung zugestehen würden, ohne seiner Theorie beizupflichten. Die erstere Anerkennung würde den Verf. ohne Zweifel mit Recht über allen Widerspruch trösten, der seinen weiteren Hypothesen entgegengesetzt werden mag. *)

Derselbe Apparat (die Purifications-Douche) wird aber von dem Erfinder zugleich zur Reinigung von verdächtigen Sachen und Personen dringend empfohlen. Saures Theerwasser wird nach vielen Erfahrungen als besonders wirksam zur Entfernung der Infection gerühmt. Vermöge des Dampfcylinders soll eine Reinigung durch Chlorgas hinreichend sein, um die Quarantainezeit auf dreimal vier und zwanzig Stunden zu beschränken, und vollkommene Sicherheit zu gewähren. Es versteht sich von selbst, daß dafür erst die allerbündigsten Beweise vorgelegt, und von erfahrenen Aerzten aus verschiedenen medicinischen Schulen einstimmig gebilligt werden müßten, bevor irgend eine Regierung es wagen dürfte, die ungeheure Verantwortlichkeit einer solchen Maaßregel, wie sehr sie auch erwünscht, ersehnt, verlangt werden möchte, zu übernehmen.

Das Publicum aber, und der Handelsstand insbesondre, hat ein Recht zu erwarten, daß die Prüfung solcher Vorschläge von den Männern der Wissenschaft nicht aufgeschoben, — daß alle Animosität, alles Mißtrauen das auf lediglich theoretische Meinungsverschiedenheit gegründet ist, bei Seite gesetzt, und daß von Allem, was die Erfahrung gut heißt, "das Beste behalten" werden möge. Und nicht minder blicken alle Völker nach Osten, und fragen, ob es der Politik, ob es der vielgepriesenen Humanität, ob es der mit großen Phrasen verkündeten Großmuth nicht gelingen wird, die Flamme eines verheerenden Krieges zu dämpfen, und die Quelle abscheulicher Krankheiten endlich zu verstopfen? Das fragen die Völker: und sie glauben an sittliche Verantwortlichkeit aller Sterblichen, wohin das Leben sie gestellt, wohin eine höhere Hand sie geführt haben mag: sie glauben an eine richtende Gottheit.

---

*) Nebst einem Anhang: "über das Armenwesen im Allgemeinen, und über die Mängel bei demselben, wodurch Krankheiten erzeugt, bösartig werden, und sich als epidemische Uebel fortpflanzen." 26 S.

**) Ein Schriftsteller im American Quarterly Review (Dec. 1828. Nr. VIII. p. 304.) hat mit zwei und dreißig Gründen zu erweisen gesucht, daß das Miasma animalischer Natur sei. Wir werden den Aufsatz (eine Anzeige von Dr. Mc. Culloch's Buch über Malaria, die in dem Buch selbst von einer Gattung hergeleitet wird) dem Verf., wenn er ihn, wie es scheint, noch nicht kennt, mit Vergnügen mittheilen.

*) Die nicht sehr logische Anordnung der Materialien erschwert es einigermaaßen, sich in dem Buche zu orientiren. Durch die Eilfertigkeit des Drucks aber mögen einzelne Sprachunrichtigkeiten, und die bizarre Orthographie lateinischer Worte zu erklären sein, wobei zum Theil ein handgreifliches Mißverständniß zu Grunde liegt (Fibration generatio ex quivoca.)

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

52. Hamburg. Montag, den 27. Juni. 1831.

Inhalt.

Der Aufstand in Litthauen.

Warschauer Zeitung Nr. 118. S. 469 — 472.

Hr. Casimir Périer hat sich, wie es scheint, die Sprache des Journal de St. Pétersbourg gar sehr zu Herzen genommen. Es ist nicht zu begreifen, aber der Moniteur verkündet es: ein Conseil ist berufen worden, der Telegraph hat mit seinem langen Arm das Resultat nach der Provinz hinübergewinkt, der König hat das Concept einer Note gelesen, die Note ist abgegangen, um Erklärungen zu verlangen von der russischen Regierung. Erklärungen über einen Zeitungsartikel! Das also sind die Begriffe, die das Ministerium der "goldenen Mittelstraße" vom Journalismus hat! Wenn nun die russische Regierung von Hrn. Casimir Périer Erklärungen verlangen wollte, über alle Artikel in den Pariser Blättern, in welchen sie mit der bekannten Courtoisie der äußersten Linken behandelt wird — wie dann? Die russische Regierung wird sich ohne Zweifel wohl hüten, ihre Zeit damit zu verlieren; indessen dürfte Herr Casimir Périer durch ein solches Ansuchen nicht nur wiederum in Harnisch, sondern in einige Verlegenheit versetzt werden. Aber, sagt man, die Petersburger Blätter sind censirt. Wir sind keine Freunde der Censur. Aber die Censur, und die Regierung, verantwortlich machen zu wollen für allen Schnack, den der Censor nicht streicht, weil gar kein Grund vorhanden sein kann, zu streichen, — das geht denn doch zu weit: Wir wüßten kein Land auf der weiten Erde, wo es nicht erlaubt wäre, absolutistische Deduktionen zu schreiben, so lang und so breit als das Publicum sie immer lesen will. Solche Deductionen sind ganz entschieden das harmloseste Ding von der Welt. Bedürfen sie etwa eines Commentars? Den Commentar, sollte man denken, hätte der Moniteur aus dem Stegreif geben können, ohne erst weitere Erklärungen zu verlangen. Dort ließ sich die Sache, nach Belieben, mit emportement, oder, was uns immer am besten bedünken will, ohne alles emportement zur Sprache bringen. Auf Zeitungsartikel antwortet man am besten durch Zeitungsartikel.

Die Warschauer Zeitung giebt in der oben bezeichneten Nummer, eine solche Antwort auf einen Artikel der St. Petersburger polnischen Zeitung, des Tygodnik. Da die Deduction des Tygodnik, über Litthauens Glück, und über den unpopulären Charakter des dortigen Aufstandes, in den meisten deutschen Zeitungen wiederholt worden ist, so wird es nicht mehr als billig sein, auch der Gegenrede in deutschen Blättern eine Stelle zu gönnen.

Wir werden das Wesentliche des Artikels hier mittheilen. Das deutsche Publicum hat ein Recht, in den Besitz der Actenstücke gesetzt zu werden, die ein Licht auf den Charakter des Kampfs werfen, der seine Aufmerksamkeit jetzt in so hohem Grade in Anspruch nimmt. Wenn wir in dieser Beziehung uns zur Mittheilung der beredten Argumentation veranlaßt finden, so gedenken wir in einigen Anmerkungen zu zeigen, daß wir nicht alle Behauptungen unterschreiben, und mit der Tendenz des Ganzen uns nicht identificiren möchten. Daß ein Pole so und nicht anders fühlt und schreibt, ist natürlich: Daß er, einzelne Ausdrücke abgerechnet, im Ganzen einer edeln Mäßigung nicht fremd geblieben ist, würde nur von Denjenigen verkannt werden, die entschlossen wären, für den Stärkeren, weil er der Stärkere ist, gegen den Schwächeren Partei zu nehmen: von Denjenigen also, die einer höchst verächtlichen Politik sich zu rücksichtsloser Huldigung verschrieben hätten. Den Völkern Europa's aber, und dem deutschen Volk insbesondere, kömmt es zu, bei allem Enthusiasmus, den der ritterliche Kampf einer tapfern und altberühmten Nation weckt, noch einen höheren Standpunct zu gewinnen, als den einseitigen der polnischen Interessen, oder den nicht minder befangenen der Besorgniß vor russischer Uebermacht. Lassen wir den Polen reden, ohne die Einzelnheiten des Ausdrucks zu verwischen, die uns hie und da erinnern mögen, daß es ein Ausländer ist, der in deutscher Zunge das Wort führt: —

"Wir sind es schon überdrüssig, sowohl an die unmächtige europäische Meinung als auch an die Politik der, von einer auf die frühern Erfolge Rußlands basirten Furcht geblendeten, oder von einem mißverstandenen Interesse irregeleiteten Cabinette zu appelliren. Es liegt uns aber daran, die biedergesinnten und helldenkenden Männer aller Länder aufzuklären, erdichtete Thatsachen und Ideen, welche man zu verwirren strebt, zu berichtigen, und der Verläumdung treuloser Diplomaten, ihre eigenen Landesgenossen anzuschwärzen, besoldeten Polen und Landläufern, welche von persönlichem Interesse getrieben, bei einer vollkommenen Auffassung der Tendenz unserer Revolution uns dennoch zu schaden suchen, keinen offenen Spielraum zu lassen.

"Die Politik der Petersburger Zeitungsschreiber besteht darin, daß sie mit aller Anstrengung beweisen wollen, unser so allgemeine, so nationale und so freiwillige Aufstand, wäre bloß das Resultat jenes Geistes der Unruhe und jener moralischen Unzufriedenheit gewesen, welche jetzt in der ganzen europäischen Gesellschaft vorherrschend zu sein scheinen. Diese Leute können nicht begreifen, daß man bei Chausseen, bei Fabriken und einem gewissen materiellen Wohlstande, noch etwas anders zu wünschen habe; sie messen daher die Ehre, auf die wir alle gerechte Ansprüche haben, einigen Ideen und etlichen Individuen, bei. Es ist wahr, daß eine kleine Anzahl junger Leute zuerst den Muth hatte, die Revolution zu beginnen; aber diese Revolution lebte in unser Aller Herzen; und bedurfte es auch eines außerordentlichen Muthes, vielleicht sogar (wenn man die Umstände berücksichtigt) aller Unerfahrenheit der Jugend, um den Ruf 'zu den Waffen' zuerst ertönen zu lassen, so hat nichts desto weniger, sobald diese magischen Worte ausgesprochen waren, ein Jeder das Schwert ergriffen; der Art, daß ganz Polen gleich einem einzigen Mann sich erhob, fest entschlossen, nicht nur die Abschaffung einiger Mißbräuche, die Beobachtung dieses oder jenes Artikels unserer constitutionellen Charte zu erhalten, sondern es koste was es wolle, seine Unabhängigkeit und seine volksthümliche Existenz wieder zu gewinnen. Dieses trägt wohl unwiderlegbar das Siegel der Nationalität an sich, und man braucht kein großer Publicist zu sein, um zu begreifen, daß, wenn eine Sache, alle Classen, alle Begierden und alle Individuen für sich hat, wenn alle ohne Ausnahme ihre Ruhe, ihr Vermögen, ihr und ihrer Kinder Leben, wetteifernd aufopfern, es keinem Zweifel unterliege, daß eine

ähnliche Bewegung etwas mehr als das Interesse einer Faction sein muß. Wer bis jetzt noch an dieser Wahrheit zweifeln konnte, den mag die Revolution in Litthauen aus dem Irrthum ziehen. Bei unsern Brüdern gab es keine Waffen, keine Vereinigungspuncte; ihr Land ist mit einer furchtbaren Armee bedeckt; ein anderes Heer Spione umschlingt, wie mit einem dichten Geflechte, alle edle Seelen, von der Dzwina bis zum Dnieper; und dennoch, mitten in diesen unermeßlichen Hindernissen, während wir noch so fern und unseres Sieges selbst noch ungewiß sind, vereinigen die Litthauer ihre Anstrengungen mit den unsrigen, nehmen die Solidarität einer Sache an, woran ganz Europa verzweifelte, trotzten, ohne Waffen und Anführer, den feindlichen Kanonen und dem Henkerschwerte; und von der Verzweiflung, als Werkzeug der Unterdrückung gegen ihre Brüder dienen zu müssen, getrieben, verkünden sie laut ihre Theilnahme an unserer Revolution. Nun schleudert der russische Kaiser einen Ukas, dessen Donnerworte in der ganzen civilisirten Welt wiederhallten; nun fallen edelmüthige Männer als Opfer ihrer frühzeitigen Ergebenheit und einer losen Verrätherei; nun auch findet sich ein Litthauer, welcher den bedauernswerthen Muth hat, seine Mitbürger anzuklagen und eine feile Logik anzuwenden, um zu beweisen, daß es weder im Interesse, noch in der Absicht der alten Litthauer läge, sich der russischen Herrschaft zu entziehen.

"Der Verfasser des, im Petersburger Tygodnik eingerückten, und in der Preußischen Staatszeitung wiederholten Artikels, stellt historische Nachforschungen an, um die Litthauer zu überzeugen, daß sie niemals Polen gewesen, daß sie wesentlich dem Slavisch-Russischen Staatensystem angehörten und angehören müssen, indem sie demselben durch die Vereinigung mit Polen entrissen wurden, dadurch aber, daß sie der russischen Herrschaft anheimfielen, in dasselbe wieder eingetreten sind. Dieser Autor hätte, bevor er sich in politische Discussionen einließ, lernen sollen, daß weder Flüsse, noch Gebirge, noch alles dieses, welches man gewöhnlich natürliche Gränzen nennt, die Nationalität eines Volkes ausmachen; sondern das Gesammt traditioneller Ideen und moralischer Einflüsse ist es, welches weit besser als materielle Gränzen die Völker verbrüdert oder von einander unterscheidet; *) er hätte lernen sollen, daß wir nicht in der Zeit leben, wo es einigen unverschämten Diplomaten erlaubt war, die Völker Europa's, so wie Geflügel im Hühnerhofe, zu trennen; daß man endlich heut zu Tage, nicht wie sonst, wegen Convenienz-Ursachen, oder um besser abgerundete Staaten auf der Karte zu haben, alle göttliche und menschliche Gesetze übertreten könne. Doch jener Autor führt zum Vorwurf das Glück an, welches Litthauen unter der russischen Regierung genossen, und citirt auch historische Facta. Was es mit dem Glücke für eine Bewandtniß habe, werden wir später sehen; jetzt schreiten wir zu den Facta.

"Ob Litthauen, vermöge seiner Lage, seines Ursprunges, seiner Sprache, seiner Religion rc. zum Slavisch-Russischen oder zum Slavisch-Polnischen Staatensystem gehöre; ob man die Abstammung seiner Einwohner von den Celten oder der großen Tartarischen Familie herleiten könne, daran liegt uns äußerst wenig; es sind dieses eitle Fragen, welche zu unserer Discussion nicht das Mindeste beitragen; wir überlassen also deren Auflösung den Schreibern des Tygodnik. Von größter Wichtigkeit scheint uns hingegen die Untersuchung, der, vom Verfasser aufgestellten Behauptung: daß Litthauen im 14ten Jahrhundert zu Rußland gehörte, und daß es nur durch die Vereinigungs-Acte Polnisch geworden sey. Wir finden diese Untersuchung um so nothwendiger, als die Gewalt, welche bisweilen auch die Vernunft in Anspruch nimmt, jetzt so wie im vorigen Jahrhundert, die Geschichte verfälschen könnte, um solcher Art ihre Ansprüche vor den Augen der Welt zu rechtfertigen.

"Der Journalist hätte wohl wissen mögen, daß Rußland im 14. Jahrhundert der Mongolischen Herrschaft unterworfen war; Tamerlan setzte das Werk des großen Chan fort, und diese Macht würde vielleicht ihre Verheerungen noch viel weiter getrieben haben, wenn sie nicht an einer, der Welt noch kaum bekannten, Macht und an dem Arm des großen Witold gescheitert wäre. Diese Macht, welche die Tartaren bis an die Wolga zurückwarf, und so den ersten Stoß der Tartarischen Macht beibrachte, waren die Litthauer. Der Journalist gesteht, daß Litthauen der mächtigste Staat von der Nordöstlichen Seite Polens war; behauptet aber, daß die Litthauer, in einigen Districten in der Gegend von Wilna concentrirt, von geringer Anzahl gewesen seien; ja er treibt sogar den Muth, oder vielmehr die Frechheit, bis zur Behauptung, daß dieses Volk, welches sowohl hinsichtlich der Sprache, als des Ursprungs nichts mit Rußland gemein hatte, dennoch Russisch gewesen und eins vom Slavisch-Russischen Staaten-System, welches nur im Hirnkasten des Verfassers existiren, außerhalb desselben aber damals nicht vorhanden sein konnte; zumal fast ganz Rußland zur selben Zeit von den barbarischen Horden überschwemmt gewesen. Wir wissen nicht, wie groß die Anzahl der Franken war, als sie das Land zwischen den Ardennen, dem Rhein und der Maas bewohnten. Es ist uns aber bekannt, daß seitdem sie Frankreich erobert, es niemand eingefallen ist, Gallien als Burgundisch, oder Westgothisch und nicht als Französisch zu betrachten. Dasselbe findet auch statt bei den Provinzen, aus welchen das Groß-Fürstenthum Litthauen zur Zeit ihrer Vereinigung mit Polen bestanden hat; mögen dieselben ursprünglich mehr oder minder heterogen gewesen sein, so waren doch ihre Elemente in einen Körper verschmolzen, welcher seine Nationalität, seinen Ruhm und seine gemeinsamen Traditionen hatte; als ein solcher ist er mit Polen vereinigt worden, und freiwillig vereinigt geblieben, bis die fremde Gewalt uns von einander trennte; und heute wiederum befestigt sie mit seinem Blute unsere neue Vereinigung.

"Die Petersburger Schriftsteller sollten den hohen Beruf des Journalismus kennen. Die literarische Welt ist jetzt ein unermeßliches Forum, wo die Angelegenheiten der Welt verhandelt werden; die Journale sind die bedeutsamen Tribunen, welche von den Rednern bestiegen werden. Auf denselben muß jedes Parteiliche, jedes Volksthümliche, jedes Individuelle schwinden; nur die Wahrheit hat das ausschließliche Recht sich auf denselben vernehmen zu lassen. Daher müssen diejenigen, welche dort hinaufzusteigen versuchen, genau verstehen, alles was man von ihnen zu fordern berechtigt ist; sie müssen wissen, daß der Gelehrte, welcher im Namen der Wahrheit spricht, ein Krieger, ein König und ein Priester ist; er muß daher alle Eigenschaften besitzen,

*) Hieher gehört eine Stelle aus der Proclamation der Nationalregierung an die Einwohner von Litthauen u. s. w.: "Sagt der griechischen Geistlichkeit, daß Boleslaus des Tapfern Schwert, welches Kijow's Thore öffnete, keine der Kerzen verlöschte, welche vor den Bildern seiner Heiligen brannten; daß Polens Held, der Bekämpfer der Moscowiter bei Orsza, im Heiligthum von Lawra ruht, welches er bereicherte; daß ihre ersten Bücher zu Krakau, ihre erste Bibel zu Ostrog unter dem Schutze des polnischen Scepters erschienen; daß wenn zwischen den Glaubensbekenntnissen Haß statt gefunden, derselbe Rußlands Werk gewesen, wo die Krone des Selbstherrschers zugleich die Tiare des Patriarchen ist. Saget ihr, daß die polnische Regierung keinen Unterschied der Religionen kennt, daß für sie sowohl die Würden der Landboten, als die bischöflichen Sitze im Senate offen stehen." Daß die polnische Nationalregierung einen solchen Unterschied nicht machen wird, gereicht ihr zur Ehre. Aber man muß nicht vergessen, daß die Sache der Dissidenten in Polen mit unendlichen Vorurtheilen einst zu kämpfen hatte; und die Gerechtigkeit erfordert, die Verdienste der russischen Regierung um die Förderung religiöser Duldung nicht zu verkennen. Wir sprechen nicht von Rußland's Bemühungen zu Gunsten der Dissidenten im alten Polen: sie gehörten einem politischen System an, über das die Stimmen nicht mehr getheilt sind; aber Alexanders Ideen, wenn gleich nicht in ihrem ganzen Umfang realisirt, darf man nicht verwechseln mit Katharinens Politik. Red.

welche von diesen Titeln gefordert werden. Wären diese Eigenschaften dem Verfasser des benannten Artikels nicht fremd gewesen, so würde er sich wohl in Acht genommen haben, von dem Glücke Litthauens, unter der Regierung des Autokraten, irgend etwas zu erwähnen, da keine Provinz des alten Polens der Gegenstand einer längeren und schlaueren Unterdrückung als Litthauen gewesen ist. Sprache, Nationalität, Erinnerungen, Religion, alles dessen wollte man die Litthauer auf einmal berauben. Wehe Denen, welche es versucht hätten ihre Landesgenossen dieser Handlung zu entziehen, oder denselben über deren Tendenz die Augen zu öffnen. Beim mindesten Argwohn wurde Derjenige, gegen welchen man ihn hegte, vor's Kriegsgericht citirt; eine Menge bedeutender Personen und geachteter Bürger mußten deßwegen die Anzahl der russischen Soldaten vermehren, die Steppen der Tartarei bevölkern, oder in den St. Petersburger Casematten vermodern. Vorzüglich aber war es die Jugend, die letzte Hoffnung einer bessern Zukunft, auf welche man es abmünzte. Ein System der Verfolgung und der Spionerie wurde gegen sie aufgestellt; ruchlose Männer benutzten die Unerfahrenheit und die edelmüthigen Gesinnungen derselben, um sie in, von verrätherischen Agenten angezettelte, Verschwörungen hineinzuziehen. Man kann daher ohne Uebertreibung behaupten, daß es fast keine einzige Familie gäbe, deren Mitglieder eines, nicht der Gegenstand oder das Opfer der Rache einer argwöhnischen Macht sein sollte. Diese lange Zwingherrschaft, in welcher selbst Thränen ein Verbrechen waren, vermehrte noch den Patriotismus der Litthauer: das heilige Feuer, im Grunde der Seele concentrirt, harrte nur auf eine günstige Gelegenheit um in eine helle Flamme auszubrechen; es ist endlich ausgebrochen, und die Blutströme, welche schon geflossen sind, oder vielleicht noch jetzt in Rosienna und Wilna fließen, anstatt dieses Feuer zu löschen, schüren sie es noch mehr an. Jetzt nimmt dieser Krieg den Charakter eines Vertilgungs-Krieges an; keine Aussöhnung zwischen Rußland und Polen ist mehr möglich*); uns trennt zu viel vergossenes Blut; wir haben den großmüthigsten, den rechtmäßigsten, den ritterlichsten Krieg der neueren Zeit geführt; wir haben dem Kaiser 15 Jahre der Unterdrückung verziehen; wir haben dessen Bruder, weil er an unsere Großmuth appellirte, und 8000 M., welche jetzt gegen uns kämpfen, ruhig abziehen lassen; wir haben deren Eigenthum heilig gehalten, deren Kranke gepflegt, deren Gefangene getröstet; wir erfahren aber, daß des Feindes Generale, zur Wiedervergeltung, unsere Truppen aufknüpfen lassen; daß sie, die Waffen in der Hand, unsere Aerzte fortschleppen, der Unschuldigen Güter confisciren; daß sie Litthauen gänzlich entvölkern, indem sie die männliche Population entweder in die Regimenter stecken, oder in Wüsten hinbannen, und dieses alles geschieht vor den Augen einer Gesellschaft, die sich civilisirt nennt; die mit kaltem Blute diesem mörderischen Kampfe beiwohnt, ohne zu befürchten, daß ein ähnliches Schicksal ihr einst bevorsteht; ja sie harret sogar mit einer gewissen Art von Erstarrung, der Ergebnisse eines Kampfes, welcher sie so gut wie uns interessiren sollte. Eben so betrachtete die Vorwelt die Fortschritte Roma's; jeder König sagte: 'bin ich es ja noch nicht' und bald ging einer nach dem andern die Triumphe des Capitolium feiern. Wir wissen wohl, daß St. Petersburg nicht die ewige Stadt, und daß ein russisches Regiment eben so verschieden ist von einer römischen Legion, als der kaiserliche Senat von den Consuln der Siebenhügelstadt. Es ist aber auch nicht minder wahr, daß aus den Fortschritten dieser Macht eine Halsstarrigkeit hervorblickt, deren Folgen, wie es scheint, die europäischen Politiker nicht genug berechnet haben. Betrachten wir es genau: Rußland ist von dem Plane der europäischen Alleinherrschaft nie zurückgewichen; langsam kömmt es diesem Ziele immer näher; es wälzt sich gleich einem Lavastrome einher, der jedes Hinderniß zerstört, jeden Baum in Asche verwandelt; der, wenn er auf einen mächtigen Damm stößt, sich aufhält, seine Wellen anbläset, in einem Feuersturze donnert und bis in's Meer allmählig fortschreitet. Wehe denen, die sich von der Langsamkeit seines Ganges beruhigen lassen. Alles dieses wissen die Cabinette wohl; doch so wie sie vor einigen Monaten, aus Furcht, sich einen mächtigen Feind auf den Hals zu ziehen, keinen Beistand uns zu leisten wagten, so begnügen sie sich heute, da sie uns allein diesem so gefürchteten Feinde die Spitze bieten sehen, mit den Worten: 'er ist in der That nicht so gefährlich.' Frankreich sendet uns Wünsche, England Rathschläge, Preußen bewaffnet russische Soldaten, Oesterreich, das Völkerrecht willkürlich verletzend, überliefert unsere Waffen seinem grausamsten und natürlichsten Feinde, und macht unsere Soldaten, welche um Gastfreundschaft ansuchten, zu Gefangenen. Fürchten denn diese Monarchen Rußlands Macht? so sollte ja dieses eine Ursache mehr sein ihre Kräfte, während daß diese Macht in ihrem Herzen angegriffen ist, mit den Unsrigen zu vereinigen. Jetzt oder nie, ist der Augenblick da, entweder Rußlands Einfluß auf die Europäische Politik zu vernichten, oder ihm ein Uebergewicht einzuräumen, welches man ihm später vergeblich abzustreiten bemüht sein wird.

"Giebt es aber gewisse Mächte, die den Einfluß unserer revolutionairen Ideen mehr als den Einfluß Rußlands fürchten; nun so wollen wir uns mit ihnen verständigen. Sind wir deßwegen Revolutionaire, weil wir eine gewisse Ordnung der Dinge umgestoßen haben? War denn aber diese Ordnung eine natürliche? Hat denn über uns das Gesetz der Gerechtigkeit geherrscht? Diese sind Revolutionaire zu nennen, die uns beraubt, die unsere National-Existenz angegriffen haben; auf sie müsse alles Unglück fallen, welches unsere Revolution hervorgebracht hat.

"Und was wollen wir denn eigentlich? Wir wollen die Ordnung wieder herstellen, in unsere Rechte wieder eintreten, dasjenige, was nur die Gewalt Rußlands erworben hat, wieder erlangen, denn Gewalt macht kein Gesetz aus. Wenn man uns mit den gefährlichen Menschen, welche die Ruhe Frankreichs stören, Deutschland beunruhigen, und selbst England bedrohen, vergleichen will, so ist man in einem groben Irrthum. Es giebt in Polen wenigstens eben so viele gesunde Vernunft, eben so viele Grundsätze der Beständigkeit, als in irgend einem Lande Europa's; man muß aber zuerst Gerechtigkeit gegen uns ausüben, und alsdann werden die Declamationen einiger gallsüchtigen, von der Regierung verläugneten, von den Kammern verdammten und von der Nation verachteten Zei-

*) Es hat uns leid gethan, diese Worte hier zu lesen. Ist es denn Rußland — ist es das russische Volk, sind es seine zerstreuten, durch Sitten und Sprache verschiedenen, durch weite Landstriche getrennten Millionen, die des Unglücks anzuklagen sind, das Polen betroffen hat? Sind denn diese Millionen gefragt worden, als Katharinens Minister die Theilung zuerst negocirte? Es wäre lächerlich zu fragen, ob das Volk die Unterdrückung, von welcher die Rede ist, gewollt habe, hat es denn überall darum gewußt, darum wissen können? Soll aber Rußland soviel bedeuten, als die Regierung: lag es in Alexanders Plan, als er eine Verfassung gab, daß die Verfassung auf unwürdige Weise verletzt werden, und daß keine Klage, kein Ruf der Entrüstung über die strafbaren Eingriffe von Subalternen bis zu den Stufen des Thrones dringen sollte? Und ist nicht ganz Europa einstimmig, daß das Unglück, von welchem absolute Regenten immer bedroht gewesen sind, auch dem Kaiser Nikolaus durch einen bis jetzt noch nicht entschleierten Einfluß die Wahrheit verborgen gehalten habe? Zeugen nicht davon jene Ukasen selbst? Wahrlich, nicht unversöhnlicher Haß gegen Rußland ist es, den Europa in dem wiedergeborenen, in dem zum Selbstbewußtsein erwachten, zur Selbständigkeit wiederhergestellten Polen fortglimmen zu sehen wünsche. Ströme vergossenen Blutes — die Verantwortlichkeit dafür gelte den schuldigen Häuptern, die nicht unredlicher gegen die Nation als gegen ihren Herrn und Gebieter sich erwiesen: den Völkern aber, durch neue Verträge und alte Gesetze geschirmt, Frieden und Eintracht!"

Red.

tungsschreiber, sowohl den König von Preußen als den Kaiser von Oesterreich ruhig schlafen lassen; wenn man aber im Gegentheil uns bis aufs Aeußerste treibt, so wäre wohl von einer zur Verzweiflung gebrachten Nation ein schrecklicher Aufruf an den Jacobinismus aller Länder zu befürchten, der gleich einem hundertfältigen Echo, bei unseren Nachbaren wiederhallen wird, die, wenn sie jezt dem gesündern Theile der Nation die Hand anböten, alle unvermeidliche Folgen einer Revolution, welche den Terrorismus bis über die Gränzen des Königreichs verbreiten könnte, leicht zu entfernen im Stande sein würden."

Die Argumentation des letzten Theils scheint uns durchaus einseitig. Entfernen wir für den Augenblick ganz jene Grundsätze einer mißtrauischen Politik, die von der Vergrößerung Rußlands, von seiner ungehemmt fortschreitenden Militairmacht die Unterjochung andrer Länder besorgt, und einen tiefbegründeten Vergrößerungsplan voraussetzt. Denken wir uns dagegen eine Rußland benachbarte und befreundete Macht; eine Macht zugleich, die im Allgemeinen keiner Vorliebe für revolutionaire Bewegungen verdächtig sein kann. Wird eine solche Macht länger dem Krieg zusehen können, ohne die kräftigsten Schritte vermittelnden Einschreitens zu beschließen? Es ist von einer *Regierung* die Rede; also müssen die Motive des Enthusiasmus, der vorzugsweise den *Nationen* sich mittheilt, außerhalb des Bereichs der Bestimmungsgründe liegen.

Denkt ein solcher Staat an seine eigene Sicherheit, an den Wohlstand der eigenen Unterthanen? Grund genug, um einzuschreiten, wenn verheerende Krankheiten, wie die Erfahrung schon leider! zu *unläugbar* beweiset, an den Gränzen wüthen, wenn sie schon über die Gränzen verschleppt sind, wenn die Absperrung durch den Krieg unendlich erschwert ist: wenn der Krieg an und für sich schon, und die Seuche noch mehr im Gefolge des Krieges, den günstigen Austausch von Handel und Verkehr lähmt, wenn große Märkte nur mit äußerster Vorsicht, mit unumgänglichen Zögerungen, und, wer weiß ob selbst dann ohne alle Gefahr, abgehalten werden können. Keine geringen Uebel, fürwahr, und zugleich Uebel von unabsehbarer Dauer, von nicht zu berechnenden Folgen, mit steigender Unruhe erwartet, mit plötzlichem Schrecken erkannt, und oft noch mit späten, schmerzlichen Nachwehen empfunden.

Wünscht ein solcher Staat in dem schönen Wetteifer nicht zurückzubleiben, der den Völkern die Segnungen des Friedens sichert, und jene Gräuel abwendet, vor welchen die Humanität und die Vernunft, das Gefühl und die Besonnenheit des Jahrhunderts schaudernd zurückweicht? Grund genug, um *vermittelnd* einzuschreiten, ehe noch die gereizte Empfindlichkeit fremder Cabinette das Band des Friedens gewaltsam zerreißt und den Welttheil — so ist es, den ganzen Welttheil — in einen Krieg stürzt. Europa weiß, was ein europäischer Krieg bedeuten will. Nicht das dreifache Wehe, nicht den spät nachhallenden Fluch einer stürmischen, dunkeln, blutigen Vergangenheit hat es vergessen. Die Völker sind des Mordens müde. Und die Regierungen?

Liegt es ferner in den Wünschen eines solchen Staates, die Ehre der befreundeten großen nordischen Macht über jede Verdächtigung erhaben zu sehen? Grund genug, um vermittelnd einzuschreiten, wenn die Journale in England und Frankreich die öffentliche Meinung aufregen, wie sie es thun, wenn in Deutschland selbst die Censur den Schrei des Entsetzens über das Blutvergießen, über die Verzweiflung der Heimathlosen, über die Wegführung der Unmündigen, über die verpesteten Brunnen *), nicht ganz unterdrückt hat, wenn der Abscheu vor dem Vertilgungskrieg, wenn die natürlichste Regung menschlichen Gefühls sich Bahn bricht mit ihrer, dem Himmel sei Dank! unaufhaltsamen Macht. Es sind *Rußlands Feinde nicht minder als die Feinde des menschlichen Geschlechts*, welche die Vernichtung der in Waffen lebenden, in Waffen dem Aeußersten entgegenharrenden polnischen Nation wünschen. Ferne von allen Besseren so gräßliche Wünsche, so grausame Rache! Für die Vermittelung aber und den Frieden, jedes Gelübde, jedes Opfer, jede Hingebung!

Ist endlich ein Staat, wie derjenige, dessen wir hier mit der vollen Achtung gedenken, die man seinen imposanten Mitteln nicht nur, sondern der sittlichen Kraft und der Rechtlichkeit seiner Regierung schuldig ist — ist ein solcher Staat darauf bedacht, in politischen Maaßregeln die Einheit und Consequenz zu bewahren? Grund genug auch dann, um vermittelnd einzuschreiten, wenn es den Beschlüssen der Mächte gemäß war, daß Griechenland von türkischer Herrschaft frei sein, noch mehr, daß der König von Holland ein Land, das er nicht mit Waffengewalt an sich gerissen, sondern durch Verträge erhalten, nicht wieder erobern sollte; wenn in Belgien der Bürgerkrieg unterdrückt, die Selbständigkeit beschirmt, die Unabhängigkeit anerkannt worden ist! Oder war der Rechtstitel minder gültig, der Belgien mit Holland, als jener andre, der Polen mit Rußland verband? Oder hat Belgien mehr Ausdauer, Muth, Begeisterung, hat es größere Mäßigung bewiesen, als die polnische Nation? Mit welchen Rechtfertigungsgründen wird die europäische Diplomatie vor den Richterstuhl der Geschichte hintreten, wenn sie die Londoner Protocolle in der einen Hand trägt, und in der andern die Karte des Landstrichs, wo einst Menschen wohnten, wo Krieg und Seuchen wütheten, *wo Polen war*?

*) Wir sind erbötig und im Stande, durch Beziehung auf censirte Blätter unsre Behauptung zu beweisen.

Ueber die erste Vermuthung des Ausflusses des Nigers in den Aethiopischen Ocean.

Der Londoner Globe (und nach ihm der Hamburg Reporter vom 10. Juny) melden: "Mehr als zwei oder drei Personen machen Anspruch auf die kürzlich gemachte Entdeckung von der Ausmündung des Niger-Stroms in die Bucht von Biafra; unter Andern Herr Macqueen, Herausgeber des Glasgow Courier, und der Verf. einiger Artikel in Zeitschriften zur Vertheidigung der Westindischen Sclaverei; ferner der Herausgeber eines vor einigen Jahren erschienenen Buches: Notes on Africa, wie wir meinen."

Ein solches: "wie wir meinen," ist doch, selbst für ein Tageblatt, *wie ich meine*, zu leichtfertig, wo es gilt, jemand das Verdienst einer Entdeckung anzueignen, oder wohl gar es den wackern Reisenden zu schmälern, die Arbeit, Mühe, und das Leben selbst daran gesetzt haben, sie zu Stande zu bringen. In dieser oder jener Schrift einen Ausgang, wie den jetzt erfolgten, vorausgesagt zu haben, als ihn schon alle Welt als ausgemacht annahm, ist offenbar keine große Kunst gewesen, nachdem Clapperton ausdrücklich hingegangen war, um den Niger auf dem angedeuteten Zuge desselben herunterzufahren, ja wohl gar erst, nachdem, als der Tod ihn an der Ausführung gehindert, sein Begleiter Lander abgereiset war, um, wie es ihm nun gelungen ist, die Ueberzeugung seines Herrn und Freundes zur Evidenz zu bringen.

Ganz anders verhält es sich aber freilich mit der Hypothese unseres Geographen Reichard (in Lobenstein) von welcher ich in der *Abendzeitung der Börsen-Halle* bemerkt habe, daß sie durch die persönlichen Erscheinungen zweier Reisenden nun ihre Bestätigung erhalten habe; indem diese nicht erst so zu sagen gestern, sondern schon vor 29 Jahren aufgestellt und auf eine vollständige geographische Kritik begründet worden. Da sich nun nicht annehmen läßt, daß so alte Journalhefte sich noch aufbewahrt in den

Händen vieler Leser finden dürften, so halte ich es nicht für unangemessen, das Wesentliche in jener Beziehung hier davon wieder auszuziehen.

Schon im Jahr 1802 ließ C. G. Reichard in der, vom Frhrn. v. Zach herausgegebenen Monatlichen Correspondenz, Mai-Heft, eine Abhandlung erscheinen "über die Vermuthung Seetzen's, daß sich der Niger in Africa vielleicht mit dem Zaire vereinigen könne." Seetzen hatte nämlich aus dem richtigen Grunde, daß die Seeen in Africa, in welche man damals den Niger und andere Binnenflüsse ausmünden ließ, allen Zeugnissen zufolge kein Salzwasser hätten, die Vermuthung abgeleitet, daß diese wiederum einen Abfluß, und zwar vielleicht nach dem mächtigen Zaire-Fluß hin hätten. Reichard zeigt, nach der Lage der Gebirge um diesen Strom her, und noch andern Gründen, daß dieses nicht wohl sein könne; auch daß der Camarones-Fluß diese Mündung sein möchte, will ihm eben nicht einleuchten; er wagt aber die Annahme, daß "die Flüsse Benin, Neu-Calabar, Bandi, del Rey u. a. m. die Mündungen des Nigers sein möchten, denn nach Bosman's Beschreibung von Guinea sind diese Flüsse alle unter einander verbunden und das Land ist durchgängig flach; ganz die Beschaffenheit der Mündung eines großen Stromes, wie z. B. des Ganges."

1803 gab hierauf Reichard im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs zu Weimar seinen Atlas des ganzen Erdkreises in der Central-Projection (d. h. so, daß jede der sechs Tafeln dieses Atlasses die Seite eines Würfels bildet) heraus, so wie eine Erklärung desselben im August-Hefte der, von ihm damals mit herausgegebenen Allg. Geographischen Ephemeriden. Indem er hier die geographischen Hülfsmittel, welche er dazu angewandt, verzeichnet, kömmt er bei Africa auf die, von ihm auf dieser Tafel angedeutete "Vermuthung über den Lauf des Nigers," welche darin besteht: "Daß der Niger an der Westseite Wangara's in südöstlicher Richtung vorbeiströme, den durch den Fittre-See hindurch gehenden, im Semegonda-See sich theilenden, und mittelst zweier Hauptarme Wangara umschließenden Misselad seinen Weg südwestlich verfolge, und sich endlich in den Winkel des Meerbusens von Guinea unter der Gestalt eines Delta ergieße, dessen größter westlicher Arm der Rio Formoso (Fl. von Benin), der östlichste aber der Fl. del Rey ist."

Er entwickelt dann die Gründe seiner Vermuthung ausführlich durch verschiedene Abschnitte; wovon der erste zeigt, wie "eine völlige Verdünstung des durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Nigers, el Gazalle, Misselad, und andere dem Reiche Wangara zugeführten Wassers, nach Rennell's Idee, aus physicalischen Gründen nicht denkbar sei." 2) sucht er die Angabe Edrisi's (des Nubischen Geographen), "daß der Niger Wangara das ganze Jahr hindurch umfließe," mit seiner Hypothese in Uebereinstimmung zu bringen. 3) giebt ihm "die alte Sage vom Ausflusse des Nigers in's Atlantische Meer ebenfalls einen bedeutenden Wink." Seine vierte Erörterung lasse ich ganz hier folgen:

"Die Länder von Benin, Awerri (Wharee), Neu-Calabar, und der Calbongos sind das Delta eines großen weit von N.O. herströmenden Flusses. Die von Nyendael, Bosman, Dapper, den beiden Barbots u. A. gesammelten Nachrichten enthalten Folgendes: Der Rio Formoso ist bei seiner Mündung 8—9 Seemeilen breit, höher hinauf 4 Meilen, und noch weiter hinauf bald breiter, bald enger. Er theilt sich in unzählige Arme, diese erstrecken sich durch alle benachbarten Lande, man könne von einem Arm in den andern schiffen; es ginge ein Weg von da im Innern nach Calabar auch zu Wasser, man könne leicht mit Canoten da herum kommen u. s. w. Von diesem Flusse Formoso an bis zur Westseite des Camaronen-Flusses ist die Küste ganz flach, äußerst niedrig, und erhebt sich bis tief in's Land hinein sehr wenig. Grund und Boden durchgehends feucht, morastig, zur Vegetation überaus geschickt, an der West- und Ostseite wächst viel Piment. Alles eine unübersehbare Ebene, welche von den ansehnlichen schiffbaren Flüssen Forcados, Zamos, Dodo, Sagama (am Cabo Formoso), Non,*) Oddi, Filana, S. Nicolas, Meas, S. Bartolomeo, Neu-Calabar, Bandi, Alt-Calabar, und del Rey durchschnitten wird. Dieser letztere ist bei seiner Mündung 7—8 Seemeilen breit, behält seine Breite ein großes Stück in's Land hinein, und kömmt weit von Norden her. Auf seiner Ostseite zwischen ihm und dem Camaronen-Fluß ist ein hohes Gebürge von der Küste an bis tief in's Land nach N.N.O. zu. Dieses heißt das hohe Land der Ambozer. Solchergestalt kann der del Rey mit dem Camarones nicht zusammenhängen; allein der erste und die übrigen scheinen mit dem Formoso aus einerlei Strom zu kommen, da der eine (del Rey) von Norden, der andre von N.O. her fließt, beider Linien sich also höher im Norden schneiden müssen. Jeder für sich allein müßte schon einen Lauf von wenigstens 200 Meilen haben. Warum sollte man dem gemeinschaftlichen nicht einen Lauf von 3—400 geogr. Meilen geben? Und wie ungeheuer muß derselbe nicht sein, da die Länge des Delta an der Küste gegen 90 geogr. Meilen, die Krümmung des Cabo Formoso mit eingerechnet, beträgt, und so viele große Arme in sich faßt? Ein Delta, dessen Größe die des Ganges sogar übertrifft."

Nach dem §. 5. ist es "gar keinem Zweifel ausgesetzt, daß dieses nicht lauter, durch periodische Fluthen, es sei nun mehrerer, oder, wie wir hier wollen, eines großen Stromes, nach und nach angeschwemmtes Land sei, wie die Delta's anderer Flüsse." Der 6te beschäftigt sich mit der geographischen Länge dieses Delta's und der 7te räumt die Voraussetzung aus dem Wege, daß das, von Westen her mit der Goldküste parallel laufende Gebirge, welches das (obere) Nigerthal vom Meere scheidet, mit dem Komri- (Monds-) Gebirge zusammenhänge und dem Niger den Ausgang verschließe. — Endlich schließt er: "Sollte die hier aufgestellte Hypothese sich bestätigen, so wäre die Geographie binnen 20—30 Jahren mit zwei Strömen von gleichem Laufe auf gleiche Art und Weise im Gange der Entdeckung bereichert worden: mit dem Berhamputer*) und Niger. Beide fließen größtentheils nach Osten und wenden sich auf einmal westlich in's Meer; von beiden hätte man ihren richtigen Lauf von der Quelle bis in die Mitte durch die Bemühungen eines d'Anville, und ihre Fortsetzung bis an's Meer durch den Entdeckungseifer der Engländer erhalten."

Leser, welche sich auf den neuesten Charten von Africa Raths erholen, werden, da diese nach den jüngsten Reisebeschreibungen zugerichtet sind, vieles von dem hier obengenannten gar nicht finden; Wangara u. s. w. sind auf denselben verschwunden. Allein genau auf die innere Gestalt Africa's kam es bei meinem Zwecke nicht an, sondern nur darauf, zu zeigen, daß Reichard schon 1803 die Hauptrichtung des Nigers und seinen wahren Ausfluß nachgewiesen habe. Wie alle neueren Geographen, hat auch er seit jener Zeit seine Hypothese den nach und nach eingetretenen Berichtigungen jener innern Gestalt anbequemt und sie darnach auch 1830 auf seiner neuesten Charte von Africa (Libya et Aethiopia, der XVIII. Tafel seines trefflichen Orbis terrarum antiquus) angedeutet.

J. D. Runge.

*) oder Nun; aus welchem Nigerarme bekanntlich Lander wieder herausgekommen ist und die See erreicht hat.

*) in Asien.

Der Solitär. Novelle. — Der Pfarrer zu Weilby. Eine Criminalgeschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Zwei Erzählungen von L. Kruse. Leipzig, 1831. Kollmann. 322 S. 8.

Die Novelle spielt in England, in Hamburg, in Italien. Ahnenstolz und Härte und die späte Regung der erwachenden Humanität machen, bei einem wenig gebildeten Geist, die Motive des Hauptcharakters aus. Ferner erscheint hier ein treffendes Bild von Frauenduldung; eine unmäßige Portion von Spleen (das ist ein Anachronismus, die Geschichte spielt in der allerneuesten Zeit, in der die Engländer, wie alle Welt weiß, allem Spleen entsagt haben); endlich einige noirceurs, an denen die Erfindung des Verf. es niemals fehlen läßt.

Die schönen Geister in Hamburg scheinen sich das Wort gegeben zu haben, bei allen möglichen, und bei einigen unmöglichen Gelegenheiten, Hrn. Marr zu loben und zu preisen. Der reisende Lord, der Mann des Spleen, kehrt "weniger des Namens willen, als wegen der ihm empfohlenen trefflichen Zubereitung der Rump- und Beefsteaks, die da, wie in England selbst, gemacht werden [hört! hört! hört!] im König von England ein; einem Hotel, das bei'm ersten Anblick, wie wohl eben nicht durch eine comfortable Außenseite, so doch durch seinen, nach englischer Art costumirten und mit einem breiten Bandelier versehenen Thürhüter, ihm sogleich zusagte." Es wird auch sogleich der "höchstgefällige Hauswirth" gerufen, der mit vieler Urbanität, "wie immer, darauf bedacht ist, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden" (das ist die einzige Anspielung auf Herrn Marr's Dichtertalent). Der Lord will einen Bedienten haben, der alle Sprachen spricht; Herr Marr schlägt einen jungen Mann, nicht zum Bedienten, denn es ist ein feiner junger Mann, sondern als Reisegesellschafter vor. Lassen wir den Lord mit Hrn. Marr's Protegé im Reisewagen allein: —

"In die Wagenecke mürrisch hingelehnt, sah der Engländer, nicht ganz ohne Neid, die hellen Thränen von den Wangen des tiefsinnenden Jünglings hinabrollen. Ach! er hatte Niemanden, von dem es ihm auch nur einen Seufzer kosten konnte, sich zu trennen! Und doch beschlich nur eine seltene weiche Wehmuth seine Seele. 'Gewiß etwas Liebes und Theures verlassen,' sagte er laut ohne es zu wissen, indem er, wie vor der eigenen Stimme erschrocken, leise hinzufügte: 'Der Thor! und nun denkt er, daß mein Geld, ein bequemer Wagen, und leckeres Essen ihm das ersetzen sollen!'

"'Etwas sehr Theures!' entgegnete der junge Mann, wie aus einem Traume emporfahrend.

"'Geschwister?' fragte der Lord, dem die Antwort unerwartet kam, um doch etwas zu sagen.

"'Ich habe keine.'

"'Oder Aeltern?'

"'Ich habe die meinigen nie gekannt.'

"'Nun,' lächelte Lord Ashley etwas spöttisch — 'also eine Geliebte!'

"'Zwei, Mylord, die ich nie vergesse.'

"Etwas betroffen wiederholte der Lord: 'Zwei, die Sie nie vergessen? Sie scheinen mir zu jung, um auch nur eine zu lieben.'

"'Um so älter sind meine Geliebten; lege ich ihr Alter zusammen, so kommen nicht viel unter hundert und funfzig Jahre heraus — und in meinen Gedanken sie trennen kann ich auch nicht, denn ich kenne keinen andern Unterschied zwischen Beiden, als daß die Eine eine Großmutter mit brunnen, und die Andre mit blauen Augen ist.'

"Der Lord sah ihn groß an. Die anscheinende, fast beleidigende Anspielung auf ein Geheimniß, von dem doch der junge Deutsche unmöglich etwas wissen konnte, machte ihn höchst betroffen, obschon er durchaus nur ein Spiel des Zufalls darin erkennen mußte. Wie immer, wenn sein Geist zu träge war, einen Ausweg zu suchen, ließ er das Gespräch fallen, und schien wieder in tiefe Gedanken versunken. — Indessen hatte doch dieser, trotz der dabei offenen Züge des Jünglings, halb geheimnißvolle Anstrich ihm etwas Pikantes in den Augen des Lords gegeben, dem einige Aufmerksamkeit abzugewinnen, sonst so schwer fiel."

"'Sagen Sie mir doch' — fragte er einmal, durch eine ihn befremdende Bemerkung des jungen Mannes in Erstaunen gesetzt — 'sagen Sie mir, wer hat Sie erzogen?'

"'Ach!' gab dieser in einem nachlässigen, vornehmen Ton zur Antwort, 'ich habe drei, vielleicht vier Erzieher gehabt.'

"'Drei! — vier?' wiederholte verwundert der Lord, der, noch sehr jung, sich den einzigen vom Halse geschafft hatte.

"'Nun ja, Mylord,' versetzte Benjamin, unfähig eine Täuschung lange fortzuführen, etwas demüthiger, doch freien Blickes — 'wie man es nehmen will: einen Juden, zwei alte Jungfern, und mich selbst.'

"'Die haben Sie erzogen?' sagte der Lord lächelnd.

"'Allerdings, auch Unterricht gegeben — in der Religion.'

"'In der Religion?' fragte der Lord immer heiterer.

"'Ja, Mylord! der Erste in der der Welt; die Andern in der des Lebens.'

"'Und worin besteht denn die der Welt?' —

"'Das fragen Sie? Nichts kann handgreiflicher und faßlicher sein — im Golde, und die Ausübung derselben darin: alle Kräfte des Geistes, jedes Mittel darauf zu verwenden, es zu erwerben. Mein guter jüdischer Mentor war weit gewissenhafter als andre Sittenlehrer, denn er verwies mich nicht auf Worte, sondern stellte mir sein eignes Leben als ein schönes Muster dar. Er war in diesem Puncte so tugendhaft, daß er, mit dem Glanze dieser Seele der Welt vor den Augen, und mit ihrem Klange vor den Ohren, in ein andächtiges Feuer gerathend, selbst der Gewalt der Gesetze Trotz bot, um sich dieselbe zu eigen zu machen. Zu andern Zeiten jedoch — ich muß es mit Schmerzen gestehen — konnte er, als ein sinnlicher Mensch, wenn der Gegenstand seiner Anbetung seinem leibhaften Anblick entrückt war, schwach genug sein, verschiedene Mittel zu dessen Erwerb bedenklich und sogar vermessen zu finden, obgleich gewiß nicht ohne Seufzer und Reue. Indessen hat doch diese geheime Lasterhaftigkeit des sonst so gerechten Mannes mich schwankend gemacht!'

"'Ein lobenswerther Mentor,' lächelte der Lord, "der mich auf Ihre weiblichen Erzieher neugierig macht — was lehrte ihre Weisheit? — die des Lebens haben Sie sie ja genannt!'

"'Sie lehrten mich, Mylord!' sagte Benjamin mit immer glänzenderem Blick, 'daß die höchste Tugend des Lebens Wahrheit sei, daß da, wo sie inne wohnt, dem Unedlen kein Zutritt offen ist; daß da, wo ihr Spiegel im Innern der Seele rein und makellos erhalten wird, die Lüge und die Selbstsucht, welche diese so oft bestricken, nicht aufkommen können. Gottlob! ich habe den Lehren der frommen Alten einen freien und offenen Blick zu verdanken, den ich vor Niemanden niederzuschlagen brauche,' setzte er lächelnd und heiter hinzu.

"'Und in wie fern' — fragte der Lord weiter — 'haben Sie sich denn selbst erzogen?'

"'Durch die Vereinigung beider Lehren im Leben, wie verschieden sie auch sein mögen,' versetzte Benjamin. 'Jenen der guten Mütterchen habe ich ein klein wenig Schlauheit der Welt beigesellt, und der des grauen Meisters eine Art Gewissen, das ihm gänzlich abging, aber mir angeboren ist, und das die Leute Ehrgefühl nennen. Schachern mochte ich nicht, wie vornehme Namen man auch diesem schlechten Dinge in der Welt giebt; darum habe ich mich, freilich durch die Beihülfe des alten Meisters, auf die Sprachen gelegt, wodurch ich eben keines großen Antheiles von seiner Weltseele theilhaft geworden bin; allein bis hieher habe ich doch immer soviel erworben, daß ich mein

eigner Herr geblieben bin, und das ist immer mehr, als Viele sagen können, die, so wie ich, als Freiherren geboren sind.'

"'Sie sind also' — fuhr der Lord, etwas forschend, mit Theilnahme fort — 'der leibliche Sohn des Juden nicht?'

"'Ich?' — versetzte Benjamin, die Lippen aufwerfend — 'Nein! jedoch hat er väterlich an mir gehandelt, wenn auch nur durch die Hoffnung eines reichen Lohnes dazu gelockt. — Er hat sich aber verrechnet, denn er starb, ehe er dieser Ernte seiner Weltweisheit froh werden konnte.'

"'Freiherr?' wiederholte der Lord, der Alles buchstäblicher nahm, als es gemeint schien, bedenklich — 'und der Pflegesohn eines Juden?'

"'Schicksal der Welt!' versetzte der Jüngling achselzuckend.

"'Das sich doch wohl mittheilen läßt,' entgegnete der Lord, seine Hand theilnehmend fassend.

"Der Jüngling sah ihn etwas betroffen an, dann sagte er kopfschüttelnd, doch ihn anblickend: 'Verzeihen Sie, Mylord! das ist ein Geheimniß!'

"'Sie haben Recht,' versetzte der Lord, sich ein wenig verletzt zurückziehend. 'Bildete ich mir doch wirklich ein, daß ich einige Ansprüche auf Ihr Vertrauen machen dürfte.'

"'Allerdings, gütiger Sir!' war die Antwort; 'aber es ist ein Geheimniß, das ich verschweigen muß, weil ich es selbst nicht kenne.'

"'Sie kennen es nicht?'

"'Nein! Ich ahne nur, daß ich das Opfer entweder eines ungeheuren Betruges oder eines großen Unglückes bin. — Es scheint, daß ich schon in der Geburtsstunde verstoßen worden bin.'"

Der ganze Verlauf der Historie ist etwas schauerlich, aber doch lustig zu lesen.

Sehr schauerlich ist die Criminalgeschichte: aber ganz interessant. Sie scheint nach dem Dänischen des Pfarrers S. Blücher bearbeitet, und im Wesentlichen einer dänischen Sage nacherzählt zu sein. Sie ist kurz, und leidet keinen Auszug.

~~~~~~~~~~

Winke über die Natur der Cholera Morbus, von Dr. Carl Barrie's.

(Eingesandt.)

Ein Buch, das Aufsehen erregen wird, nicht bei den Aerzten noch bei dem gebildeten Theil des Publicums, wohl aber bei der nicht geringen Zahl der sogenannten Gebildeten, die sich durch Worte bestechen lassen, und das gelehrtthuende Geschwätz nicht von der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu unterscheiden wissen. Referent, der sich die Mühe gegeben, das Buch vom Anfange bis zum Ende durchzulesen, kann die Versicherung geben, daß er sich nicht leicht eines zweiten Beispiels dieser Art erinnert. Mit der größten Sicherheit, Andere nennen es Dreistigkeit, als wäre er auf diesem Felde ganz zu Hause, behandelt der Verf. eins der schwierigsten Gebiete der Arzneiwissenschaft. Alles geht ganz natürlich zu, ist "mit dem gesunden Menschenverstande" zu begreifen; denn freilich die Erfahrungen und Wahrheiten, welche Physiologie und Pathologie den Ansichten des Verf. entgegenstellen, sind für ihn nicht da, er kennt sie nicht, oder will sie nicht kennen.

Wer dem Verf. mit einiger Aufmerksamkeit folgt, was freilich wegen der Sprünge, die er sich erlaubt, nicht so ganz leicht ist, der wird über die Entstehung des Buches zu der wohl nicht unrichtigen Ansicht gelangen, daß es dem Verf. nur darum zu thun war, ein Buch zu schreiben. Ohne Plan setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb darauf los, während der Arbeit kamen ihm neue Ideen, die zum Theil dem Früheren ganz entgegen waren, das schadet aber nichts, wer wird das so genau nehmen, wenn auch Anfang und Ende nicht mit einander harmoniren; der Anfang ist einmal gedruckt, und kann nicht wieder ungedruckt gemacht werden. Im Anfange des Buches S. 8 wirft der Verf. die Frage auf: "Können sich schädliche Stoffe in der freien Atmosphäre von selbst bilden und combiniren, die in der Menschen- oder der Thierwelt allgemein tödtlich werdende Krankheiten erzeugen? Können Stoffe dieser Art sich Jahrelang in der Atmosphäre, in einem Umkreise von mehreren geographischen Meilen, immer langsam vorwärts schreitend und zersiedend um sich greifend, in Wesen und Form sich gleich bleibend, und in einem, durch keine Gewalt zu beschränkenden Raume sich unwandelbar und gleichmäßig behaupten?" Eine Frage, die verneint wird. In der Mitte des Buches ist die Cholera, wie fast alle Krankheiten, ansteckend, und in der letzten Hälfte des Buches ist der Stoff der Cholera, der durch den Schleim der Nase und des Mundes in den Magen gebracht wird, eine belebte Materie, ein in der Atmosphäre sich erzeugendes Thierchen, ein Zuginsect S. 179, das besonders Wassergegenden liebt, und durch Winde verbreitet wird S. 184. Zuweilen geht es dem Verf., wie man es von jedem guten Christen erwartet, daß die Linke nicht weiß, was die Rechte thut; dasselbe Blatt enthält auf seiner Vor- und Rückseite zwei sich widersprechende Ansichten. S. 203 sucht der Cholerakranke vergeblich bei den Aerzten Hülfe, und S. 204 sind die Unglücklichen, die bei der Cholera fern von ärztlichem Beistande sind, oder erst in mehreren Tagen eines Arztes habhaft werden können, ohne Rettung eine Beute der Krankheit! Ueber das, was der Verf. lehrt, wollen wir nicht mit ihm streiten, da wir uns selbst über die ersten Principien mit ihm nicht würden einen können. Ihm scheint es ein "verwerflicher Schlendrian" die Krankheitsbedingungen in dem Organismus selbst zu suchen S. 164; wir müssen gestehen, daß wir, selbst auf die Gefahr hin, von unserm Verfasser der Gotteslästerung beschuldigt zu werden (S. 180), zwar die Krankheitsursachen in der Außenwelt, die näheren Krankheitsbedingungen aber in dem Organismus selbst suchen. Der Verf., der über das Wesen der epidemischen und ansteckenden Krankheiten schreiben, und S. 70 ff. die Begriffe Epidemie, Endemie und Sporadie (sic!) berichtigen will, weiß diese Begriffe selbst nicht zu unterscheiden. Offenbar sind ihm, man lese nur die Seiten 70 u. 73 aufmerksam durch, Epidemie, Endemie und Sporadie *nur* der größeren Verbreitung nach verschieden. Die Sporadie befällt einzelne Menschen, die Endemie beschränkt sich auf einen Ort, die Epidemie überzieht ein ganzes Land! Von dem eigentlichen Wesen der endemischen Krankheit, daß sie in einer gewissen Gegend, nicht bloß an einem bestimmten Orte, wegen der daselbst fortdauernden Ursache sich fortwährend, oder doch in Zwischenräumen immer von Neuem wieder zeigt, scheint der Verf. gar keinen Begriff zu haben, eben so wenig von dem Unterschiede zwischen ansteckenden und epidemischen Krankheiten. Freilich in der Materia medica, wo er dergleichen sucht (S. 72) findet er es nicht.

Was hülfe es, mit dem Verf. zu streiten, was hülfe es, Behauptungen zu widerlegen, die zwar nach des Verf. Meinung nicht mit dem gesunden Menschenverstande, wohl aber mit aller Erfahrung im Widerspruche sind; z. B. was er S. 30 u. 31 und dann wieder S. 70 von den Blattern sagt: "Blattern muß jeder Mensch haben." Ist denn dieses traurige Muß erst in dem 6. Jahrhundert entstanden, und sind die vielen Tausende, die nie Blattern gehabt, keine Menschen? Ferner die Behauptung, daß alle Krankheiten, die mehr oder weniger stets eine und dieselbe charakteristische Form in ihrem Entstehen, ihrer Entwickelung, Ausbildung und in ihrem längeren oder kürzeren Verlaufe haben u. s. w. kurz alle "*acuten Krankheiten*" ohne Ausnahme ansteckend sind (S. 13), daß alle ansteckenden Krankheiten immer des Nachts auftreten, (S. 169), daß die Cholera immer im August ausbreche (S. 39), daß sie immer nur *Küstenländer* heimsuche (S. 179) u. s. w.

Noch weniger wollen wir seine physiologischen und pathologischen Ansichten angreifen, z. B.
~~~~~~~~~~

daß die Blutmasse bei den verschiedenen Krankheitsprocessen unverändert bleibt, daß schädliche Substanzen mit der Haut in Berührung gebracht, nicht in die Blutmasse übergehen, daß auf der andern Seite ähnliche Potenzen in den Magen gebracht, auch nicht von der Blutmasse aufgenommen und dem übrigen Körper zugeführt werden!! Des Verf. pathologische Ansichten lernt man am besten aus den S. 136 u. 141 kennen. "Die Pest ist gewiß nichts anders als eine Krankheit des Zellstoffs in der Lymphconstitution der Nervenscheiden, das Sumpf- und Faulfieber aber ein allgemeiner Proceß der fauligten Gährung der ganzen Lymphconstitution des Körpers," u. s. w. Von seinen zoologischen Ansichten giebt der Verf. S. 182 ein Beispiel: "Der Wurm (Made) der jetzt im Schlamm, der ihm Nahrung und Wachsthum giebt, sich mühsam kriechend fortbewegt, durchsummt nach einigen Monden die freie Atmosphäre als Fliege oder Käfer; einige Monde später setzt dies Insect Hunderte von Raupen in die Welt, die auf Pflanzen Nahrung und Wachsthum finden, und wieder einige Monate später flattern diese Raupen als Schmetterlinge durch die Lüfte." Dies möchten wir eine poetische Gelehrsamkeit nennen, wie der Verf. S. 158 von einer phraseologisch-rhetorischen Gelehrsamkeit spricht. Diese Poesie in der Behandlung zeigt sich übrigens auch in anderer Hinsicht, denn ungeachtet des Versprechens (S. 17), sich allen gelehrten Prunkes zu enthalten, hascht der Verf. auf jedem Blatte nach gelehrten Ausdrücken und gelehrt scheinenden Floskeln, in die man oft mit dem besten Willen keinen Sinn bringen kann. Z. B. S. 166 "Hier liegt in der großen Naturkette ein Gegensatz zum Grunde, den wir in Licht und Mangel an Licht — Tag und Nacht — wiederfinden. Der positive Pol ist Licht, der negative Finsterniß. Werden und Sein sind zwei verschiedene Differente, wie Nord und Süd; ihre Indifferenz ist zwischen der Region der Hemisphäre und dem Planeten, der Erde, in der tellurischen Sphäre, wo die letzte Luftschicht von oben mit der letzten Erd- und Luftschicht von unten herauf zusammentreffen, festgestellt." Oft wählt der Verf. in diesem Streben, Ausdrücke, die gar keinen Sinn zulassen, oder eine ganz andere Bedeutung haben, als er ihnen beilegt, z. B. Sauerstoffentkohlung S. 153, polarische Oertlichkeit S. 11. Clima-Metamorphosen für Wetterveränderungen S. 13. Tellurium S. 76 und Tellurismus S. 159 für das freilich weniger poetische Wort Erde. (Tellurium ist bekanntlich ein Metall.) Hin und wieder kömmt man sogar in Versuchung zu glauben, daß der Verf. die von ihm gebrauchten gelehrten Ausdrücke nur vom Hörensagen kenne, wenn er z. B. S. 105 Irritismus anstatt Erethismus, oder wenn er beständig anstatt Generatio aequivoca, Generatio ex quivoca schreibt, als wäre es die Präposition e und ein Substantivum quivoca. Daß letzteres kein Druckfehler ist, sieht man daraus, daß es mehrere Male S. VII., S. 18, 162, 163 u. s. w. vorkömmt. Der Verf. wird mir freilich vorwerfen, "daß ich meinen Verstand an spitzfindige Wortklaubereien gehängt, und nicht zum Arzte, höchstens zu einem pedantischen Schulmeister tauglich sei" (S. 153), aber mich dünkt doch, daß wer in der Welt als Schriftsteller auftreten will, wenigstens mit dem A b c seiner Wissenschaft vertraut sein müsse, um nicht solche Blößen zu geben, als sich unserm Verf. fast auf jedem Blatt nachweisen lassen.

Von einer ganz anderen Seite zeigt sich der Verf. von Seite 206 seines Buches an. Er tritt hier in einem Gebiete auf, in welchem er zu Hause ist, und welches ihm bereits manche Verbesserungen und Vervollkommnungen verdankt. Nach den Erfahrungen der Aerzte, die bis jetzt mit der Cholera in nähere Beziehung kamen, gehören Bäder und besonders auch Dampfbäder zu den wirksameren und in manchen Fällen vorzüglicheren Mitteln gegen diese Krankheit. Der Verf. beschreibt S. 206. 214 einen Apparat, den er Cholerat nennt, eine portative Vorrichtung zu Dampfbädern die zugleich zu manchen andern Zwecken, namentlich zur Reinigung der inficirten Effecten benutzt werden kann. Was er über die Anwendung dieser Maschine sagt, enthält, wenn wir einzelne Rückfälle in die frühere poetisch-theoretische Schwäche ausnehmen, manches Gute und Beachtenswerthe, wenn auch die Wirkungen, die er sich von derselben verspricht, daß sie "dem Lande nicht allein die vollkommenste Sicherheit gegen ansteckende Krankheiten gewähren, sondern auch die Quarantainezeit bis höchstens auf dreimal 24 Stunden beschränken werde" (S. 235), wohl noch erst durch die Erfahrung bestätigt werden müßten. Noch ist ja überhaupt die Ansteckungsfähigkeit der Cholera nicht erwiesen, und sie sowohl als besonders die Verbreitung durch Effecten von sehr vielen Aerzten bestimmt geläugnet!

Der Anhang: "über das Armenwesen" enthält Manches, das Beherzigung verdient. Ref. benutzt diese Gelegenheit zu einer kurzen Bemerkung über eine andere Schrift, die Cholera betreffend, die zwar an sich unter den vielen über diese Krankheit erschienenen Schriften kaum einer Erwähnung, aber wegen eines dreisten Plagiats wohl eine Rüge verdient. Es ist "Dr. K. Preu: Was haben wir von der Cholera Morbus zu fürchten. Nürnberg 1831" hin und wieder besonders wegen der angehängten Choleracharte gelobt und gerühmt. Und gerade diese Charte ist, so verschieden sie auch auf den ersten Anblick zu sagen scheint, der Schnurrerschen Charte (die Cholera morbus und ihre Verbreitung ꝛc. von F. Schnurrer Dr. Stuttgart und Tübingen 1831) nachgedruckt. Außer den Orten Mundlah in Ostindien, Cherson und Odessa in Rußland und Hussiatyn in Gallizien, enthält sie nichts, was nicht auch die Schnurrer'sche Charte enthielte. Auch alle Fehler derselben sind auf sie übergegangen z. B. Troizk (in Troizk war die Cholera nicht, sondern in einem Dorf Troizkajo nahe bei Orenburg), Surrot anstatt Arrot in Ostindien, die falsche Lage von Nishnei Nowgorod (diese Stadt liegt an dem Zusammenflusse der Oka und der Wolga, nicht an der Oka) die falsche Lage von Sarepta (Sarepta liegt nördlicher an der Wolga, wo es auf der Schnurrerschen Charte angegeben ist, liegt Tschernojar) u. s. w. Diese Fehler finden sich genau eben so auf der Preu'schen Charte, aber außerdem sind durch Undeutlichkeit der Schnurrer'schen noch eine Menge anderer zum Theil lächerlicher Fehler entstanden: von denen wir nur einige anführen wollen. Zuweilen sind einzelne Buchstaben falsch gelesen z. B. Trivanderam für Trivanderum in Ostindien, Mayar für Mapar in Persien, Rastow für Rostow in Rußland. Mehrere Male hat das Städtezeichen zu Irrthümern Anlaß gegeben, z. B. Sharunpoor in Indien, wo der Nachdrucker das Städtezeichen, das bei Schnurrer zwischen der zweiten und dritten Sylbe steht, für ein o angesehen und Sharunopoor gemacht hat. Der possierlichste Irrthum ist aber in Rußland mit der Stadt Nowo-Czerkask, wo auch bei Schnurrer das Stadtzeichen in der Mitte steht. Preu hat daraus zwei Städte gemacht, Nowo und Czerkask, letzteres liegt, wo Kaczalinskaja (bei Preu: Kaczalinskaja) liegen sollte, und dieses ist dafür an die Wolga versetzt, wo nach der Schnurrerschen Charte ein überflüssiges Städtezeichen, wahrscheinlich für Sarepta bestimmt, gefunden wird. Bei einer aufmerksamen Zusammenstellung beider Charten werden sich gewiß noch mehre Beispiele der Art finden, diese wenigen mögen aber hinreichen, den unrechtmäßigen Ursprung der Preu'schen Charte darzuthun.

Dr. B.

. Unsere Correspondenten werden es entschuldigen, wenn wir die symbolischen Bücher (so wie einige andre Artikel) noch acht oder vierzehn Tage länger Quarantaine halten lassen.

Red.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

53. Hamburg. Montag, den 4. Juli. **1831.**

Inhalt.

Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von Fr. Chr. Schlosser und G. A. Bercht. Zweiter Band. Frankfurt a. M., 1831. Brönner'sche Buchhandlung. (S. Schmerber) 372 S. 8.

Das Archiv geht seinen Gang fort; über die Tendenz kann nun kein Zweifel mehr obwalten, und man würde an diese Bände mit Unrecht dieselben Ansprüche machen, wie an die Hefte eines Journals. Die Stelle, die man, wenn auch nur durch ein Mißverständniß verleitet, der neuen Unternehmung so gerne eingeräumt hätte, wird sie nicht einnehmen. Sie verschmäht es, mit den vorwaltenden Interessen und den Fragen des Tages sich zu beschäftigen, und wenn von dem Neuen Notiz genommen wird, so ist es nicht von der neuesten Geschichte, sondern von der neuesten Literatur der Geschichte. Aber so wenig ist das Archiv in der Einseitigkeit des gelehrten Treibens befangen, daß es mit Zuversicht auf einen weiten, und immer mehr sich erweiternden Kreis von Lesern zählen darf.*)

Eine Analyse sämmtlicher Artikel liegt nicht im Plan dieser Blätter. Wir wenden uns daher vorzugsweise zu den Aufsätzen, für welche wir bei unsern Lesern, die, wie wir wünschen, auch Leser des Archivs sind, es aber vielleicht erst später zu Gesicht bekommen, das meiste Interesse voraussetzen dürfen.

Der Gefangene mit der eisernen Maske. — Dr. Bercht hat die verschiedenen Hypothesen kritisch durchgegangen; wir werden sie kurz berühren, zuletzt, wie billig, diejenige, die, auf entscheidende, neuerdings aufgefundene Documente gestützt, die andern verdrängt, und einen guten Theil des romantischen Interesse zerstört hat.

*) Von der Polemik gegen Heeren, dem einzigen Stück, bei dem Einem zu Muth ist, als lese man eine Literatur-Zeitung, haben wir hoffentlich in diesem Band das Letzte gelesen.

Die Maske wird zuerst erwähnt in einem vor 100 Jahren (1730) erschienenen Buch, einer Art von historischem Roman, der dem Herzog von Nivernois zugeschrieben wird.*) In diesem Buch heißt Ludwig XIV. Sha-Abas, Ludwig XV. Sha-Sephi, der Dauphin Sephi-Mirza, der Graf von Vermandois Giafer. Der letzte, ein natürlicher Sohn Ludwig's XIV., ließ es gegen den sechs Jahre älteren legitimen Bruder manchmal an dem schuldigen Respect fehlen. Eines Tages vergaß er sich so weit, daß er dem Dauphin eine Ohrfeige gab. Konnte man das unerhörte Verbrechen der Aufwallung des sechszehnjährigen Jünglings verzeihen? Konnte des Königs Vaterliebe den Unbesonnenen retten? Zu oft hatte man, auf dem französischen Theater selbst, den sublimen Ausspruch vernommen:

> "Tu sais comme un soufflet touche un homme de coeur."

So ward denn der Aermste zum Heer geschickt, nach der Gränze von Flandern; dort läßt man ihn an der Pest sterben, hält ihm eine glänzende Todtenfeier, und spedirt ihn bei Nacht und Nebel nach der Insel Ste. Marguerite, wo er in strengstem Incognito gefangen gesetzt wird, sich Niemanden zeigen darf, als nur mit der Maske, u. s. w. — Eine gute Geschichte, wenn sie nur wahr sein könnte. Wo bleibt die Rache, die Genugthuung, wenn man ihm Ehren und Würden läßt, wenn der König selbst dem Capitel der Kathedrale von Arras befiehlt, ihn mit allen Ceremonien, die bei Personen seiner Herkunft gebräuchlich sind, beizusetzen? Zudem war Saint-Mars, dem nach einstimmigen Zeugnissen der Gefangene übergeben wurde, damals noch nicht, sondern erst drei Jahre später, Gouverneur von Ste. Marguerite. Diese Dinge hat der Pater Griffet übersehen, der die Hypothese glaubwürdig fand, und der sich die Mühe gab, aus den Registern der Bastille Auszüge zu machen, aus welchen man übrigens nur darüber klug wird, daß er am 18. Sept. 1698, um 3 Uhr Nachmittags,

*) Mémoires sécrets pour servir à l'histoire de la Perse. Amsterd. 12.

in der Bastille angekommen, am 19. Nov. 1703 gestorben, und immer genöthigt war, eine Maske von schwarzem Sammet zu tragen.

Voltaire hat, in seinem Siècle de Louis XIV., die Geschichte auch erzählt, einigermaaßen ausgeschmückt, und versichert, daß es ein großes, großes Geheimniß sei, das der Minister von Chamillart, trotz alles Flehens seines Schwiegersohns, in die andere Welt hinüber genommen habe. Bei einer andern Gelegenheit (in den questions sur l'Encyclopédie) äußert Voltaire, wiederum sehr befriedigend für die Neugierigen: "Der Verf. dieses Artikels weiß vielleicht mehr davon, als der Pater Griffet, wird aber nicht mehr davon sagen." Das Versprechen, setzt Bercht hinzu, hat er gehalten.

Wenig Aufmerksamkeit verdient die Ansicht von La Grange Chancel, der Gefangene sei der Herzog von Beaufort gewesen, der bei der Belagerung von Candia (25. Juni 1669) nicht gefallen, sondern mitten unter seinen Truppen verhaftet worden sein soll. An Beaufort's Tode hatte man allerdings früher schon gezweifelt: sein Neffe hatte sogar einen Hexenmeister gefragt, ob sein Oheim wirklich todt sei. Fragen wir aber nach den Gründen eines so gewaltsamen Verfahrens wider ihn, so sind sie nichts weniger als genügend: "er war vor zehn Jahren ein heftiger Frondeur gewesen; er war sehr eigensinnig, und konnte es sich möglicher Weise einfallen lassen, Colbert's Plane zu kreuzen."

St. Foix hat diese Hypothese widerlegt; aber nur um eine noch abenteuerlichere an ihre Stelle zu setzen. Er hält den Mann mit der Maske, für den Herzog von Monmouth, den Sohn Karl's II. und der Lucia Walters, der (1685) einen Versuch machte; seinen Oheim, Jacob II., vom Thron zu stoßen. St. Foix beruft sich namentlich auf das Zeugniß des Pater Tournemine, dessen kritischer Scharfsinn sprüchwortlich war: —

> "il ressemble à Tournemine,
> qui croit tout ce qu'il imagine."

Einer solchen Autorität bedurfte es auch, um die Sache durchzufechten. Monmouth war am 15. Juli 1685 an hellem Tage vor vielen Zuschauern im Tower enthauptet worden. Indessen glaubte das Volk, der rechte Monmouth lebe noch; wie denn das englische Volk in solchen Fällen mehr als einmal — man erinnere sich an den falschen Warwick und den falschen York (Peter Warbeck) — eine bedeutende Glaubens-

kraft entwickelt, und seinen Lieblingen ein Leben zu feisten bemüht war, das noch einmal die goldne Zeit heraufführen sollte. Aber Bercht hat sehr Recht, wenn er fragt, ob Ludwig XIV. oder Louvois denn seinem ärgsten Feinde, Wilhelm III., denselben Dienst gethan haben würde, wie seinem Freund Jacob, daß er einen Prätendenten den Blicken der Welt entzogen; und das zu einer Zeit, wo Jacob's Anhängern daran gelegen sein mußte, den Vorwurf der grausamen Hinrichtung Monmouth's durch den Beweis, daß derselbe noch am Leben sei, von ihrem unglücklichen Gebieter abzuwälzen?

Weit plausibler erscheint auf den ersten Anblick die Vermuthung, daß unter der Maske ein Geheimniß verborgen gehalten worden sei, das die königliche Familie nahe berührt und bedroht habe. Außer der, schon besprochenen, Ansicht, die den Grafen von Vermandois nennt, hat man auf einen Sohn des Cardinals Mazarin und der Königin Mutter gerathen. Aber es ist nicht erwiesen, daß ein Sohn der beiden existirt hat; und wenn es wäre, so konnte er nicht gefährlich sein, und die Erbfolge nicht stören. Spittler fragt im Sinn des französischen Hofes jener Zeit: "wozu das ganze, so angstvolle Geheimniß, wenn es bloß dazu sein sollte, daß ein nicht ganz rühmlicher Familienartikel des königlichen Hauses oder der hochseligen Frau Mutter verrathen werden möchte?" *) Andre haben einen Sohn Buckingham's und der Königin genannt, der wegen seiner außerordentlichen Aehnlichkeit mit Ludwig XIV. eine Maske zu tragen verurtheilt war. Das Zeugniß dafür ist originell genug. Es war einmal ein Fräulein, und das Fräulein hieß St. Quentin. Eine zarte Neigung des Ministers Barbezieux (Louvois' Sohn) warf den sonnigen Glanz auf ihre Blüthenzeit, den rosigen Schein auf den späten, verschwiegenen Herbst ihrer Tage. Funfzig Jahr nach dem Tod des Geliebten hat sie geschwiegen, "schweigt nicht länger mehr"; sondern unter Ludwig XV., "wo man um geringere Dinge in die Bastille kam", plaudert sie in Chartres das ihr anvertraute Geheimniß aus. Uebrigens springt es in die Augen, daß ein Sohn Buckingham's, wenn man der Nationalantipathie sich erinnern will, noch weniger gefährlich war, als ein Sohn des Cardinals.

Noch andre sehen in dem Mann mit der Maske einen Zwillingsbruder Ludwig's XIV. Eine anonyme Denkschrift, angeblich vom Erzieher des Unglücklichen verfaßt, erzählt, die Königin habe am 5. Sept. 1638 zwei Prinzen geboren, nachdem sie drei und zwanzig Jahre in kinderloser Ehe gelebt hatte. Der Zweitgeborne sei, um unheilbringenden Zwist abzuwenden, und die bedenkliche Unbestimmtheit der Gesetzbücher zum Schweigen zu bringen, auf die bekannte Weise den Augen des Volks, und, sechs Personen ausgenommen, die durch fürchterliche Schwüre gebunden waren, der Beobachtung der Welt entzogen worden. Aber die Rechtsbücher hatten bereits gesprochen, in deutlichen Worten den möglichen Fall genannt, und zu Gunsten des Erstgebornen entschieden. Wie apokryphisch die Denkschrift selbst erscheint, hat Dr. Bercht ferner entwickelt.

Von der königlichen Familie und den Intrigen eines corrupten Hofes werden wir nach dem fernen Osten geführt. Ein armenischer Patriarch Arwediks war den Jesuiten verhaßt, ward von einer französischen Barke gekapert, und in irgend einen europäischen Kerker gesteckt, aus welchem der Divan sich viele und vergebliche Mühe gab ihn zu befreien; weniger, wie es scheint, aus Liebe zum Patriarchen, als aus Mißgunst gegen die heiligen Väter. Soweit scheint Alles historisch verbürgt. Aber es trifft sich, daß der Mann mit der Maske, nach den Tagebüchern der Bastille, 1703 bereits verstorben ist, zu einer Zeit, da Arwediks noch ruhig in Konstantinopel lebte. Der Ritter Taulès freilich, der den Patriarchen zu Ehren bringen wollte, läßt sich dadurch nicht irre machen: die Tagebücher der Bastille sind ihm ein Jesuitenmachwerk; er findet viele Beweise für des Armeniers Identität; er spricht selbst von dem schwarz und gelben, goldgeblümten Schlafrock, dem einzigen levantischen Abzeichen, ohne Zweifel, das dem Gefangenen geblieben sei.

Wenden wir uns endlich zu der Hypothese, die uns mit vielen und den meisten Beweisen historischer Wahrheit entgegentritt. Und wenn eine romantische Täuschung etwas unsanft zerstört wird, so mag man sich nicht allein damit trösten, daß es nicht das erste noch das letzte Mal ist, sondern auch, wenn man will, mit den Räthseln, die noch übrig bleiben, die wir zu lösen versuchen, und doch lieber nicht lösen möchten; wie es uns mit so manchen Dingen ergeht, die in der Ferne uns locken, die wir rastlos verfolgen,

> "until the toy, so fiercely sought,
> has lost its charm, by being caught."

Im Jahre 1825 erschien zu Paris eine Untersuchung von J. Delort, **) aus welcher mit Bestimmtheit hervorgeht, daß der Gefangene kein andrer war, als der Graf Matthioli, Staatssecretair des Herzogs von Mantua. Dieser Matthioli, früher Professor der Jurisprudenz in Bologna, scheint ein sehr heilloser Bursche gewesen zu sein: einer jener Spione, die von jeder Partei Geld nahmen, und jede Partei betrogen, und alle Welt an alle Welt verriethen. Er sollte die Festung Casale in Montferrat an Frankreich bringen, hatte aber die geheimen Verhandlungen darüber erst an den savoyischen Minister für 2000 Livres, dann um gesteigerte Preise an Mehrbietende, als die Spanier, die Oesterreicher, und die Republik Venedig verkauft. Ludwig XIV. war sehr aufgebracht, ließ ihn auf französisches Gebiet locken, und verhaften. Schon vor seiner Ankunft in Pignerol, kündigte Louvois dem Gouverneur St. Mars einen neuen Gefangenen an, "den Niemand sehen, von dem Niemand erfahren dürfe, und den er so hart behandeln müsse, daß derselbe gezwungen werde, seine schlechte Aufführung zu bereuen." Die letzte Anweisung paßt schlecht zu der Sage, daß der Mann von St. Mars mit besonderer Auszeichnung behandelt worden sei: aber es zeigt sich auch, daß die Sage nichts weiter war als Sage, um das Mährchen zu würzen. Wohl hat St. Mars ihn persönlich bedient, hat ihm aber mehrmals gedroht, ihn mit Stockschlägen zu bedienen. Neben ihm saß ein verrückter Jacobiner, auch eine räthselhafte, und, wie es scheint, sehr gefährliche Person. Eben derselbe, ursprünglich ein Priester, ist auch wirklich geprügelt worden. "St. Mars hat Scrupel, ob er den Priester prügeln lassen dürfe, weil er gehört habe, daß es bei Strafe der Excommunication verpönt sei. Louvois sucht ihn zu beruhigen. Es sei allerdings wahr, daß man excommunicirt werde, wenn man einen Priester aus Verachtung schlage, allein einen Geistlichen, den man zu bewachen habe, und der bösartig sei, dürfe man mit gutem Gewissen prügeln." Von Pignerol nahm St. Mars ihn nach Exiles mit, und von da nach Ste. Marguerite. Sein Reisewagen war dicht mit Wachstuch verschlossen, so daß er, aus Mangel an Luft, erkrankte. Das mag denn darauf geführt haben, ihm die Sammtmaske anzulegen, als er von Ste. Marguerite mit St. Mars nach der Bastille zu wandern hatte. Uebrigens hat St. Mars nur einen Gefangenen nach Ste. Marguerite gebracht; und es

---

*) Gött. Hist. Mag. VII., 357.

**) Histoire de l'homme au masque de fer, accompagnée des pièces authentiques etc. par *J. Delort*. 2 Bde. 8. — Eine englische Bearbeitung, mit Originaldocumenten vermehrt, in einem Bande, lieferte Agar Ellis im folgenden Jahr. Das Buch ist uns im Augenblick nicht zur Hand; aber, wenn wir nicht irren, so ist es Ellis, der auf den entlarvten Abenteurer sehr treffend Hamlet's Worte anwendet, als dieser — er hatte den König zu treffen vermeint — den todten Polonius aus der Tapete zieht:

> Thou wretched, rash, intruding fool, farewell!
> I took thee for thy better" . . . .

existiert kein Beweis, aus dem man mit Zuversicht schließen könnte, daß es Matthioli gewesen, und nicht der Jacobiner; was aus dem Andern geworden, ist unbekannt. Doch spricht die Wahrscheinlichkeit für Matthioli.

Sehr befriedigend ist diese Erzählung freilich nicht, und Manches bleibt noch zu fragen übrig. Da wir nichts Weiteres darüber zu sagen haben, so wollen wir unsern Lesern wenigstens einige Bemerkungen mittheilen, die ein englischer Geschichtforscher (wenn wir uns nicht sehr täuschen, Sir James Mackintosh) gelegentlich über die Sache geäußert hat.*)

Er findet es nicht wahrscheinlich, daß die strenge Bewachung in Ludwigs XIV. Bestreben, die Verletzung des Völkerrechts, die in Matthioli's Verhaftung lag, zu verbergen, begründet war. Denn, sagt er, das plötzliche Verschwinden des Mannes mußte den Verdacht sogleich rege machen. Ferner führt er an, daß ein Leydener Journal (Aug. 1687) die Sache ins Publicum gebracht; daß Ludwig XIV. schwerlich vor der Rache eines kleinen italiänischen Fürsten sich gescheut; endlich, daß er bei der Verhaftung von Leuten auf nordamerikanischem Gebiet, keine solche Vorsicht gebraucht habe. Die Behandlung von Fouquet und Lauzun, und von andern Gefangenen, berechtigt, wie er glaubt, zu dem Schluß, daß die geheime Haft, die jede Möglichkeit des Entkommens abschnitt, und selbst die Existenz des Gefangenen in Zweifel setzte, nur zur Schärfung der Strafe gehört habe.

Ueber einige andre interessante Aufsätze des Archivs werden wir später berichten.

Ansichten und Umrisse aus den Reisemappen zweier Freunde. Herausgegeben von F. v. Elsholtz. Zweiter Theil. Berlin, 1831. Nicolai. 381 S. 8.

Unsre Leser haben die beiden Freunde — den Gesetzten und den Gereizten — nicht vergessen, und freuen sich, den Beiden wieder zu begegnen. Etwas sorgsamer, auch wohl etwas sparsamer, hätte dieses Mal die Auswahl aus den Mappen ausfallen dürfen; daß es aber an lebhaften Skizzen, an interessanten Zügen des Volkscharakters nicht fehlt, werden wir ohne alle Mühe, und, nach unserer Art, durch die Sache selbst beweisen können.

*) In einem Aufsatz über die bestrittene Autorschaft der Eikon Basilike, im Edinburgh Review Nr. LXXXVII. (Jun. 1826.) S. 2.

Rom im Winter, und der Carneval, eröffnen den Band. Wir wählen aber zunächst einen allgemeinern Gegenstand — die römischen Osterien: —

"Ein Ort aber, den Leute unsrer Art, selbst in Mappenstücken, nicht gern unberührt lassen, ist das Theater des Marcellus, oder besser derjenige Theil seines untern Gewölbes, welcher unter dem Namen 'la campanella' eine zwar unscheinbare, doch darum nicht weniger berühmte Weinschenke in sich faßt. Ein unwiderstehliches Anziehungs-Vermögen übt an Roms deutschen Gästen dieser merkwürdige Ort, seitdem ihn, ob dem classischen Boden, oder der Güte des Weins, oder beiden huldigend — Goethe durch seinen Besuch zum Heiligthume geweihet hat. Hier war es, wo der edle Meister in harmonischer Lust manche heitre Stunde verlebte, den Göttern des Orts gefällige Opfer bringend; hier war der Sitz seines fröhlichen Nebendienstes, vielleicht auch der Schauplatz des holden Abenteuers seiner fünfzehnten römischen Elegie!! Daum wird der enge Raum zwischen den mächtigen, vom Hofe her gleich zugänglichen Gewölbebogen kurzweg 'Goethes Kneipe' geheißen, und von Gästen nicht leer, die hier ein doppeltes Fest begeisterter Gegenwart und heiliger Erinnerung zu feiern kommen!

"Inzwischen bedarf es so kräftiger Anreizung im Allgemeinen nicht, um dieser, und den römischen Osterien überhaupt, Freunde zu gewinnen, deren Besuch denn auch nicht allein sehr lebhaft, sondern zugleich, wie es scheint, eine der Eigenthümlichkeiten des römischen Künstlerlebens von jeher gewesen ist. Dies beweiset der Umstand, daß, wie der vorerwähnte Ort nach Goethen, so ein ähnlicher nach Michel Angelo, ein dritter nach Raphael und noch ein anderer nach Benvenuto Cellini getauft wurde, wo diese ihre gewöhnlichen Zech-Niederlagen gehabt haben sollen. In der Regel nehmen die Osterien die gewölbten Räume des Erdgeschosses ein, welche, nächst dem Küchenheerde, wo Angesichts des Gastes die Speisen bereitet werden, mit roh gezimmerten Tischen und Bänken von Eichenholz versehen und durch flackernde Oellampen beleuchtet sind. Die Wände, von Rauch und Schmutz bis zur Unkenntlichkeit überdeckt, zeigen keine Spur eines Schmuck- oder nur Reinigungs-Versuchs, so daß in unsern Städten, wo die niedrigsten Schenken ein besseres Ansehen haben, selbst der Holzhauer Anstoß nehmen würde, sein karges Mahl in solcher Umgebung zu verzehren. Nicht so der Römer, der ohne sich um den Schein zu bekümmern, für sein Geld, bloß dem Wesen nach, gut und reichlich bedient sein will. Daher sieht man nicht nur das Volk, sondern auch angesehene, wohlhabende Leute die Menge in den Osterien verkehren und diese zugleich von Fremden, welche sich nicht für zu vornehm halten, um auch Menschen zu sein, mit einer Art von Leidenschaft besucht. Fast nirgend aber zeigt auch, so wie hier, der römische Charakter und das Leben der untern Stände sich so eigenthümlich ansprechend und von so vortheilhafter Seite. Die dienstfertige Behendigkeit der Wirthsleute, ihre nie zu ermüdende Geduld bei allen, selbst den ungerechtesten Ansprüchen der Gäste, die schnelle Bedienung, die schmackhafte Küche, der treffliche, spottwohlfeile Wein, sodann die anspruchlose Zuvorkommenheit der Besucher gegen einander, vorzüglich aber gegen Fremde, und dennoch wieder das Unbekümmertsein um das Treiben der Andern, die Freiheit, wie und was man will zu verzehren, ohne daß wegen geringeren Aufwandes man scheel angesehen oder der Gegenstand geringerer Sorgfalt würde, die Bequemlichkeit, seine Mahlzeit selbst mitbringen, ja dort zurichten lassen zu dürfen, ohne dadurch irgend Mißvergnügen zu erregen, — dies Alles, verbunden mit dem Anblick der Regsamkeit, Heiterkeit und Mannichfaltigkeit der ganzen Umgebung macht diese unscheinbaren Orte zum Schauplatz nicht bloß der anmuthigsten Unterhaltung, sondern auch des sparsamsten Wohllebens, deren Besuch daher für den Theilnehmer und Beobachter immer neu und immer gleich anziehend ist. Während des Carneval und im October, als dem zweiten Fasching der Römer, pflegt die Zahl der Gäste am stärksten zu sein, selbst von Seiten der Frauen; da es, bei der Unvollkommenheit häuslicher Einrichtung und deren verhältnißmäßig geringem Aufwande, zu den größten Annehmlichkeiten der Römer gehört, ihre Festmahlzeiten an öffentlichen Orten zu halten. So findet man hier gar oft allerliebste, muntere Gesellschaft, die sich immer gern mittheilt und Bekanntschaft knüpft, wo denn, wie Goethe so schön beschreibt, manches kleine Abenteuer zu bestehen, manches liebliche Versprechen von den Augen und Fingern hübscher Römerinnen zu gewinnen sein mag."

Gehen wir die Faschingslust vorüber, und gesellen uns zu den Andächtigen des Aschermittwochs; hören wir einige Fragmente römischer Predigten — wir wollten es uns gerne gefallen lassen, daß sie weniger lustig wären, wenn wir nur glauben dürften, sie seien weniger wahr, sie seien minder treue Proben des italiänischen Katholicismus: —

"Wir waren in S. Carlo. Das Mittelschiff der Kirche, angefüllt mit den schönsten Frauen und Mädchen, auf kleinen hölzernen Stühlen sitzend — deren bei ähnlicher Gelegenheit überall um ein Billiges zu miethen sind — die Seitenhallen aber ansehnlich mit Männern besetzt, bot

ein höchst lebendiges Schauspiel bot. Der Prediger, auf seinem Gerüst hin- und herspringend, wie ein Wiesel in der Falle, donnerte gewaltig gegen die Sittenverderbniß der Zeit, wobei er sich ins Besondre an die *Zuhörerinnen* wendete, als nächste Zielscheibe und Ableiter seines Zorngewitters. Nachdem er alle die Verirrungen und Sünden bezeichnet, welche dem weiblichen Geschlecht vorzugsweise zur Last fallen, und hier namentlich Eitelkeit und Gefallsucht stark hervorgehoben hatte, fing er an, mehrere Scenen aus dem Leben, wobei die handelnden Personen stets redend eingeführt wurden, als Belege jenes beklagenswerthen Zustandes der Dinge zu erzählen. Hier aber kam unter andern auch die Geschichte eines jener leichtsinnigen Mädchen — "di queste zitelle stravaganti," wie er sich ausdrückte — zum Vorschein, welche, statt zu nähen, zu stricken und die Geschäfte des Hauses zu besorgen, nichts thun den ganzen Tag über, als sich putzen, am Fenster liegen, mit den Nachbarinnen plaudern, jedem jungen Laffen, der vorübergeht, nachschauen und untersuchen, ob er braunes oder schwarzes Haar, eine Adler- oder Stumpfnase, helle oder dunkle Beinkleider habe. Da heiß' es denn — hier ahmt er die weibliche Stimme nach und die ganze Kirche lacht überlaut — 'O quanto è bello, quanto è grazioso, quanto è amabile!' und man ruhe nicht, bis der Patron es bemerke, grüße — er macht die Bewegung eines Hutabnehmenden Stutzers und die Kirche lacht wieder — dann aber Tag für Tag um die gewohnte Stunde beim Fenster vorüberstolzire. Doch nicht zufrieden ihn zu sehen, suche die Schelmin — 'la briccona' — nun auch in thätige Berührung zu kommen. Sie überlege daher mit der Nachbarin, und siehe! ein Liebesbrief wird am Fädchen zum Fenster hinausgelassen, der den Anbeter belehrt, in welcher Kirche man sich treffen wolle. Und so eine Sünderin, schloß er dann seinen Bericht mit donnernder Stimme und strafendem Blick auf die Versammlung, so eine Sünderin nenne sich gleichwohl eine 'donna onesta,' eine 'donna di garba,' und zeige sich ungescheut auf allen Straßen, ja selbst an heiliger Stelle! — Seltsam genug schienen bei diesem Anruf die Augen sämmtlicher Zuhörerinnen, sich abwärts wendend, den Boden zu suchen, während uns unbefangene Zeugen der Gedanke beschäftigte, daß der heilige Mann, für einen Kapuziner, in weltlichen Dingen nicht übel bewandert, eigentlich auch viel toleranter sei, als er selbst zu scheinen wünsche, indem er die Wahl des heiligen Orts zu der weltlichen Zusammenkunft als ganz absonderlichen Frevel — wie wir unfehlbar erwarteten — nicht nur nicht hervorhob, sondern sogar diesen Umstand, als ein für allemal angenommen, ganz mit Stillschweigen überging. — Inzwischen hatte der Redner seinen Vortrag in ähnlicher Weise, wie bisher, nicht ohne manchen vergossenen Schweißtropfen, muthig zu Ende geführt. Was aber davon auch die Wirkung auf seine übrigen Zuhörer gewesen sein möge, so war selbige doch bei uns keineswegs verfehlt worden, indem wir mit dem lebhaften Gefühl die Kirche verließen, einer lustigern Komödie niemals beigewohnt zu haben.

"Ein ander Mal, wo die Predigt den Kleiderluxus zum Gegenstand hatte, hörten wir den wohlmeinenden Redner gegen die unbedeckten Schultern, nicht nur der *Männer* — da die Römer der niedern Classen häufig in Hemd-Aermeln mit bloß übergehangenen Jacken umhergehen — sondern auch vorzüglich der Frauen, imgleichen gegen die bloßen *Köpfe* der letzteren, als die Würde der Kirche verletzend, eifrig zu Felde ziehen, wobei er sogar einige der Anwesenden, welche der gerügten Verirrung durch die That sich schuldig erwiesen, mit dem Finger bezeichnete. Dann ermahnt' er die Ehemänner, der verderblichen Modethorheit nicht allein nicht behülflich zu sein, sondern derselben sich förmlich zu widersetzen. 'Gebt,' rief er, 'eurer Frau, wenn sie ein zu kostbares Kleid von euch fodert, gebt ihr es nicht, seid standhaft und weiset sie zur Ruh. 'Fara,' so fuhr er dann fort, 'fara il muso lungo, ma non dura! — perchè? — perchè il muso lungo è brutto!' — Freilich ein unwidersprechlich schlagendes Argument und zugleich Beweis genug von der tiefen Weiberkenntniß des geistlichen Rathgebers!!

"In einer dritten Peedigt, der wir in der kleinen Kirche an Monte Citorio beiwohnten, bestrebte sich ein fetter Mönch, die Gefahren des Lottospiels, einer der Hauptleidenschaften der Römer, durch Warnungen und Beispiele anschaulich zu machen. Er erzählte, wie die Verblendeten in ihrem Golddurst durch allerlei Aberglauben, Vorbedeutungen und Träume sich verleiten lassen, ihren letzten Heller ins Lottohaus zu tragen, wie bei ähnlicher Gelegenheit die Kabbala befragt und viel andrer Spuk getrieben werde, um die rechten Nummern zu finden. Er selber, fügt' er hinzu, habe kürzlich die 7, 21 und 49 für die nächste Ziehung geträumt, sich aber mit Gebet und Kasteiung gegen die Versuchung des Teufels standhaft gewehrt, welchem frommen Beispiele zu folgen daher auch die liebe Gemeinde dringend aufgefodert werde. So stieg er, voll stolzen Selbstgefühles über die Wirkungen der salbungsreichen Predigt, von seinem Brettergerüst. Kaum aber hatte der Thürvorhang hinter ihm sich geschlossen, als sämmtliche Zuhörer, Jung und Alt, über Hals über Kopf aus der Kirche, dem benachbarten Rathhause — Curia Innocenziana — zustürzten, um die glückverheißenden Traumzahlen des heiligen Mannes — ins Lotto zu setzen. —

"Endlich haben wir noch einer Predigt zu gedenken, deren Urheber sein Publicum nicht bloß zur Frömmigkeit selbst, sondern auch zu allen vorgeschriebenen Uebungen derselben, als da sind: Fasten, Beichten, Geißelungen, Messehören, Rosenkranzbeten u. s. w. mit eindringlichen Worten zu ermahnen sich angelegen sein ließ, wobei auch der frommen Spenden und Wohlthaten gegen die Kirche und ihre Diener, als des sichersten Weges zum Himmel, keineswegs vergessen wurde. Zum Beweise erzählte der Redner die Geschichte eines Wucherers, Namens Benedetto, welcher sein Lebelang ein arger Sünder gewesen, dessenungeachtet aber nie versäumt habe, der Kirche und den Heiligen die gebührenden Ehren und Spenden reichlich zu zollen, wofür denn auch der Lohn nicht ausgeblieben sei. Denn als er zum Sterben gekommen und, an der Himmelspforte angelangt, den Eintritt ins Paradies begehrt habe, sei zwar 'la madonna' und 'il bambino,' in Betracht seines schlechten Wandels, ihm entgegen gewesen, Sanct Joseph aber, der Privatverehrung des Sünders eingedenk, als sein eifriger Beschützer aufgetreten, ja sogar, weil keiner nachgeben wollen, zwischen der heiligen Familie ein heftiger Wortwechsel entstanden, zu dessen Schlichtung endlich Gott Vater selbst — 'il vecchio' — herbeigerufen werden mußte. Da jedoch, wie zu erwarten war, dessen Ausspruch zu Josephs Nachtheil ausgefallen sei, so habe dieser, auf's Höchste gereizt, die Madonna und den Bambino bei der Hand ergreifend, mit der Drohung, gleich selber das Paradies zu verlassen, rund heraus erklärt: 'Se non ci entra Benedetto, io non ci voglio restare,' worauf denn der 'Alte' nachgegeben und dem Sünder der Zutritt gestattet worden sei."

In Neapel begegnet dem Gereizten ein Vorfall, der alle Welt darüber belehren mag, was das göttliche Recht der Könige eigentlich bedeuten will, und wie weit man in constitutionellen Staaten in der Ehrerbietung gegen das monarchische Princip noch zurück ist: —

"Am Toledo auf und nieder schlendernd, war er in den Palast des Minister Medicis, den Sitz des Paßamtes, getreten und kürzte die Zeit mit Lesung der, unter dem Portal angeschlagenen Bescheidungen und Manifeste, als der wachhaltende Soldat ihm plötzlich hinterrücks zurief, vor den Verordnungen des Königs und der Excellenz die Mütze abzuziehen. Diesem Befehl — dem Gereizten freilich nicht unbekannt, doch

bisher immer klüglich umgangen — am letzten Tage noch zu genügen, schien ihm um so überflüssiger, als die vernunftgemäße Verehrung des heimischen Herrschers ihn noch nicht gelehrt, vor einem Stück Papier oder Marmor — denn auch dem Bilde des Königs wird gleicher Tribut gefordert — den Rücken zu beugen. Er trat daher, seinen Augen eine andre Richtung gebend, langsam von den Anschlägen zurück, ohne der Aufforderung zu achten, die jedoch von dem entflammten Soldaten trotzig wiederholt und, als nur ein verwunderter, vielleicht etwas stolzer Blick ihm antwortete, bis zum förmlichen Angriff gesteigert wurde. Mit dem Bajonnett auf dem Wehrlosen eindringend, schlug er das Reisemützchen ihm vom Kopf und würde ihn unfehlbar verwundet haben, wenn jener nicht mit starker Faust das Gewehr ergriffen, den winzigen Kerl vor die Brust gepackt und so beide festgehalten hätte, bis die übrige Mannschaft der, im Hause selbst befindlichen Wache dazwischentrat. Der Unterofficier, welchem der Vorfall von dem Gereizten ganz der Wahrheit nach erzählt ward, erklärte sich zu der verlangten Bestrafung des Schuldigen zwar nicht ermächtigt, verwies jedoch den Kläger an den Commandanten von Castelnuovo, dessen Befehlen der hiesige Posten unterworfen sei. Auf die dort gemachte Anzeige — von Seiten der versammelten neapolitanischen Officiere mit gebührendem Unwillen über die dem fremden Cameraden zugefügte Beleidigung aufgenommen — erfolgte denn auch sogleich der Befehl zu Ablösung und Festnahme des Thäters, dem eine so exemplarische Züchtigung zugedacht wurde, daß nun der Kläger selbst um Milderung bat, da schon der gute Wille der Obern hinreichend gewesen, um seinen Zorn gegen das willen- und verstandlose Werkzeug ihrer Befehle sogleich auszulöschen. Inzwischen war wenigstens die Zeit verstrichen, welche der Ungeduld des Wanderers sonst wohl hätte zu schaffen gemacht, und die Eröffnung der Ministerial-Canzlei vor sich gegangen, wo auch das Paß-Geschäft alsbald zum Ziel gelangte, da es den guten Neapolitanern dabei nicht sowohl auf Sicherheit, als auf den Ducato ankommt, welcher für das nutzlose Stück Papier, zum Aerger der Reisenden, wie zur Schmach für ihre Regierungen und deren diplomatische Agenten, hier erhoben wird. Ausgenommen von der willkürlichen Steuer waren allein die österreichischen Unterthanen, die denn überhaupt als Herren des Landes in ihrer ganzen Stellung gegen das Volk und die Behörden sich überall deutlich genug zu erkennen gaben. Einen eignen Anblick, in der That, boten jene ungarischen Grenadier-Riesen, zwischen dem campanischen Pygmäen-Geschlecht umherwandelnd, dar, welches jenen überall ehrerbietig auswich und mehr Vorsicht als Haß in alle gegenseitige Berührungen zu legen schien. Auch zeigte der oberflächlichste Blick, wie theuer die fremde Herrschaft den armen Neapolitanern zu stehen komme, denn nichts glich dem Glanz und Aufwand, womit nicht bloß jedes Regiment des Besatzungsheeres, sondern sogar jeder Einzelne unter den Leuten, auf Kosten jener, ausgerüstet war."

Daß der Herausgeber auch einige Volkslieder, und andre poetische Ergüsse, aufgezeichnet hat, ist dankenswerth. Als Probe mag ein Fragment *) eines Lobgesangs hier stehen, zugleich als Beweis unsrer kritischen Unparteilichkeit, da wir keineswegs zu den Verehrern des besungenen Gegenstandes gehören: —

'Non si puol andar più in sù
Ne si puol trovar di più
Che la gran consolazion
Nel mangiar i Maccaron.

Se vuoi vincere alla Guerra
Sia per mare, sia per terre,
Hai da prender li cannon
Caricati di Maccaron.

Vuoi difender una Città
Senz' aver nessun soldà,
Fa che sia il Bastion
Trincerato di Maccaron.

Se Diogene fusse quì,
Lo vedresti tutto il dì
Caminar col Lanternon
Per trovare i Maccaron.

Fiorentini e Genovesi,
Napolitani a Milanesi,
E di tutte la Nazion
Piace assai i Maccaron.

Donne vecchie, figlie belle,
Maritate e Vedovelle,
Cantan tutta sta Canzon
Viva, viva i Maccaron.

Se dottor vuoi diventare
Senz' aver più di studiare,
Passarai forse Caton,
Se tu mangi de' Maccaron.

Per spiantare il speziale,
E bandir dal Mondo il male,
O di Febre, o Flussion,
Ricorreta a i Maccaron.

Chi vuol far quadrini assai
Senz' aver fatiga e guai,
Apri in piazza un Bottegon
Tutto pien di Maccaron.

Cara zasla più direi:
Ma languiscon i sensi miei,
E mi cascon i calzon,
Se non corro a i Maccaron."

Man begeht wohl einmal eine Thorheit. So haben wir es gewagt, einen Theil dieser erhabenen Poesie in einer etwas sehr freien Verdeutschung nachzubilden: den Schluß haben wir fast wörtlich, den Schlußreim ganz, aus einem baierischen Volkslied entlehnt: —

"Der Philosoph mit der Laterne
Wär' er hier, wie folgt' er gerne
Ueberall der theuren Spur:
Maccaroni sucht' er nur!

Junge, willst Du Doctor werden
Ohne Mühen und Beschwerden;
Maccaroni nimm genug:
Maccaroni machen klug.

Willst die Cholera curiren,
Brauchst Du nicht viel zu studiren,
Maccaroni schaff zur Stell':
Heilen sicher, heilen schnell.

Vieles hätt' ich noch zu singen;
Doch wenn ich nicht vor allen Dingen
Maccaroni gleich bekumm',
Maccaroni, fall' ich um."

~~~

Denkschrift über die nachtheiligen Folgen des hohen baierischen Eingangszolltarifs und der baierischen Zollordnung vom Jahr 1828. Der hohen Ständeversammlung, Kammer der Abgeordneten, eingereicht von 155 Kaufleuten und Fabrikbesitzern der Stadt Nürnberg. Druck der Campe'schen Officin. 1831. Monat Mai. VIII. u. 38 S. 4. *)

Der Gegenstand dieser Denkschrift ist zu genau, und in zu vielfachen Beziehungen mit allgemein-deutschen Interessen verwandt, als daß er nicht verdiente, auch außerhalb Baierns, und ganz abgesehen von dem Wohl der guten Stadt Nürnberg, zur Sprache gebracht zu werden.

Um unsre Leser mit einem Male zu orientiren, beginnen wir mit der Aufzählung der Resultate, die sich am Schluß der Untersuchung vorfindet: —

*) Nur für ein Fragment dieser Ode können wir Platz machen: denn, wie ein Franzose von einem deutschen Gesellschaftslied sagte, "Der Canaille hat neunundneunzig Verse".

*) Die Denkschrift ist uns freundschaftlich mitgetheilt worden; wir wissen nicht, ob sie auf dem Wege des Buchhandels zu beziehen ist.
~~~

"Fassen wir nun die Gesammtresultate des hohen Tarifs in einem Bilde zusammen, so sehen wir:

1) eine durch denselben der Nation neu auferlegte indirecte Steuer von wenigstens ein und einer halben Million Gulden, wovon jedoch nur beiläufig eine halbe Million der Staatskasse, eine viertel Million den Fabriken als Begünstigungen, dreiviertel Million aber den Schmugglern zu gute kommt;
2) eine Vermehrung der Zollverwaltungskosten von ungefähr 500,000 Fl., und ein neugeschaffenes Heer von Gensdarmen im Kampfe mit einem zehnfach größern Heere von Schmugglern, einem Heere, das sich täglich mehr verstärkt und die ganze Gränze des Reichs mit einem verpesteten Gürtel umschlingt;
3) den rechtlichen Handel, und namentlich den feuchtbringenden Transito- und Zwischenhandel gehemmt und nieder gedrückt, die Gerichtsbehörden mit tausend Zollprozessen beladen, die den ohnehin trägen Gang der Civiljustiz noch mehr hemmen, und für diese, an den natürlichen Kräften der Nation zehrenden Krebsschaden
4) keinen Ersatz, kein fröhliches Aufblühen der Nationalindustrie, wohl aber einige neue Fabriken, welche nur durch Begünstigungen auf Kosten des Handels und der Consumenten zu bestehen vermögen, die dem Lande keinen wesentlichen Nutzen bringen, und die, in Ermangelung einer gesunden natürlichen Lebenskraft, für die Dauer ihren Unternehmern selbst keinen Nutzen gewähren werden."

Diese Resultate beruhen auf einer Reihe von Thatsachen und Zahlen, die wir, wenn wir einige derselben ausheben, freilich nicht verbürgen können, die aber unfehlbar von anderen Seiten her desavouirt sein würden, wenn ein bedeutender Irrthum sich nachweisen ließe.

Der erhöhte Einfuhrzoll, wenn gleich erst im Jahr 1828 von der Kammer genehmigt, war doch schon seit 1826 in's Leben getreten. Innerhalb dieser vier Jahre nun hat sich gegen den vom Ministerium erwarteten — gegen den Sollertrag ein Deficit von 3,692,000 Gulden ergeben. Es hat namentlich bei Seidenwaaren eine Verminderung von 33 pCt., bei Wollenwaaren von 50, sage fünfzig! bei Baumwollenwaaren von 18 pCt. in den letzten zehn Jahren statt gefunden. Und während der Verbrauch von Kolonialwaaren in Baiern seit zehn Jahren ohne allen Zweifel zugenommen hat, während Zucker und Caffee in dieser Zeit um beinahe 50 pCt. wohlfeiler, die Bevölkerung aber um 300,000 Menschen vermehrt ist; während Preußen eine Vermehrung von 30 pCt. bei der Caffeeeinfuhr, und von 33 bei der Zuckereinfuhr aufweiset — so findet in Baiern sich beim Zucker eine Verminderung von 16, bei'm Caffee von 25 pCt.!*)

Diese Zahlen geben einen annähernden Begriff von der Ausdehnung des Schleichhandels. Die Verfasser der Denkschrift behaupten, seit dem Bestehen des hohen Tarifs werden in Baiern von Seidenwaaren und raffinirtem Zucker mindestens der dritte Theil, von Wollen- und Baumwollenwaaren und Caffee die Hälfte des jährlichen Bedarfs auf Schleichwegen eingebracht. Als Beispiel führen sie an, daß in Nürnberg vor dem Tarif jährlich 8 bis 10,000 Ctr. Caffee verzollt wurden: seitdem nur 2 bis 3,000 Ctr. Wohl haben sie Recht, wenn sie von einem so monströsen Resultat sagen, es müsse selbst jede fiskalische Seele (eine Welt von Ideen, ein gränzenloser Superlativ liegt in dem selbst) mit Widerwillen erfüllen. Dagegen scheint es wohl organisirte Schmugglersocietäten zu geben, und die Juden, stets bemüht, in der guten Gesellschaft ihren Platz einzunehmen, bleiben auch dabei nicht zurück.

Aber schläft vielleicht die baierische Regierung? Schlummert an den Gränzen, in den Zollbuden, der Cerberus? Ach nein — er wacht, er geberdet sich sehr gewaltsam, gegen die Schmuggler sehr drohend,

"regt hundert Gelenke zugleich,"

will schnappen nach den Sündern, und kann sie nicht erreichen, und was die Hauptsache ist, er kostet dem Lande 1,130,000 Gulden baar**), und dabei wird die Gensdarmerie stets verstärkt, und der Betrag des Eingangszolls vermindert sich von Jahr zu Jahr!

War es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen der rechtliche Großhandel Nürnbergs, einst so blühend und fessellos, dann durch die Kriegsjahre geschmälert, durch den Tarif, besonders was Kolonialwaaren betrifft, wie die Denkschrift sagt, fast zu einer bloßen Krämerei herabgesunken ist?†)

Es würde zuweit führen, wenn wir das Sündenregister der baierischen Douanenbehörden hier verfolgen wollten. Nur eine Probe mag hier stehen. Es gereichte den Nürnbergern zu ungemeinem Aerger, daß die Centralstelle philologische Distinctionen zwischen Tabaksblättern und Blättertabak einführen wollte, etwa so, wie man Rathhaus von Hausrath unterscheidet. Die Centralstelle ließ sich übrigens belehren, was sie ihrer Würde unbeschadet, vorher hätte wissen können, "daß alle Tabaksblätter, selbst die geringsten inländischen, ohne vorherige Beize geraucht werden können:" und so nahm sie ihre "dem Tarif eben so sehr, als der Sprachlehre zuwiderlaufende Verordnung" zurück.

Es entsteht nun die Frage, ob der hohe Zolltarif wenigstens das Gedeihen inländischer Fabriken befördert hat? Was Seidenwaaren betrifft, so zeigte es sich, daß bei dem niedrigen Zollsatz von 20 fl. die Einfuhr 1800 Ctr. betrug, nach dem hohen von 100 fl. auf 700 Ctr. sank, und nach wieder erfolgter Herabsetzung zu 60 fl. auf 1400 Ctr. stieg: es ist aber keine einzige Seidenmanufactur errichtet worden, welche nur den zehnten Theil des inländischen Bedarfs lieferte. Bei einem finanziellen "Herumtappen," wie die Denkschrift es nicht uneben bezeichnet, ist das Gedeihen der Fabriken ebenso wenig zu erwarten, als ein erhöhter Einfuhrertrag. Das einzige Resultat des hohen Zollsatzes war demnach die Prämie auf die Schmuggelei, x = 1800 — 700 u. s. w. Weder die Tuchmanufacturen, noch die Cattunfabriken, noch die Leinenfabriken scheinen sich, nach den vorhandenen Angaben, gehoben zu haben. Der Flor der Tabakfabriken schreibt sich von der Zeit her, da die alten holländischen ruinirt wurden; der hohe Einfuhrzoll, der auch die Stengel und Rippen mit 5 fl. pr. Ctr. belegt, erschwert und vermindert den Absatz des Fabricats in's Ausland. Was die Zuckerraffinerien betrifft, so geht aus den Zahlen der Denkschrift hervor, daß denselben vom Staat in drei Jahren ein Opfer von 612,207 fl. 30 Kr. gebracht worden ist; soviel beträgt die verminderte Zolleinnahme; und sämmtliche baierische Raffinerien beschäftigen nicht mehr als circa 150 Arbeiter!

Die Denkschrift schließt mit dem dringend ausgesprochenen Wunsch, in den man, von wie vielen Seiten her, dringend einstimmen wird: daß das Bestreben der baierischen Regierung gelingen möge, eine Vereinigung der Handelsinteressen (der ihr eigner Tarif wohl zum Opfer gebracht werden dürfte) durch Vernichtung der inneren Zollgränzen herbeizuführen.

---

*) Das sind doch wohl in Wahrheit "numeri mobiles" — ein kläglich Lied.

**) 1819 nur 513,691 fl.

†) "Die jährliche Waaren-Einfuhr in Nürnberg wurde, noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, auf einen Werth von 9 bis 10 Millionen Gulden geschätzt; die Ausfuhr mag nicht weniger betragen haben; nach den Zollregistern betrug die Ausfuhr im Jahre 1825, 6,129,723 fl. 27 Kr., und die Einfuhr 5,337,703 fl. 39 Kr."

Faust auf der Hamburgischen Bühne. 29. Juni 1831.

Das Experiment ist gelungen — für den Augenblick. Ob eine Wiederholung gefallen, ob sie auch nur geduldet werden kann, wird großentheils von der Individualisirung des Mephistopheles und Gretchens abhängen.

Marr's Mephistopheles ist meisterhaft. Sein Mienenspiel und sein Vortrag in der Scene mit dem Schüler wird nicht leicht übertroffen noch erreicht werden.*) Die wohlbekannten Sprüche selbst gewannen etwas Neues in seinem Munde.

Dem. Legaye hat Gretchens Charakter weit glücklicher aufgefaßt, als wir es auf der Bühne erwartet haben würden. Wir reden nicht von der letzten Scene: andre Rollen bieten dieselbe Gelegenheit dar, den Wahnsinn darzustellen; und der Wahnsinn läßt sich noch besser entwikkeln, als es geschehen ist. Was wir bewundern, ist Gretchens Erscheinung in den früheren Scenen. Gretchen im Faust ist ein auf der Bühne einziges Wesen. Dieser Wahrheit läßt sich namentlich in dem ganzen Kreis der Schillerschen Frauencharaktere nichts an die Seite stellen.

Der Faust bleibt die unbedeutendste Rolle im ganzen Stück, so viele Mühe auch dieser Faust sich gab, durch Spectakel von Anfang bis zu Ende sich zu einem dramatischen Wesen zu gestalten. Man muß nicht ungerecht sein. Die Rolle ist sehr undankbar, und würde es auch in besseren Händen sein. Die langen Reden sind noch viel zu lang. Sie gehören nicht auf die Bühne, das ist Alles. Namentlich müßte eine Theaterdirection fühlen, daß der berühmte Commentar über den Johannes nicht dahin gehört: daß es für das größere Publicum langweilig, daß es abgeschmackt, daß es äußerst profan ist, ihn dahin zu verschleppen. Wenn eine Direction das nicht selbst fühlt, so bleibt nichts übrig, als es ihr sehr unverblümt zu sagen, bevor, wie an andern Orten, die Policei sich mit der dramatischen Censur zu befassen anfängt. Höchst widerlich profan ist es auch, eine Stelle in der "Wald und Höhlenscene" auf's Theater zu bringen.

Vielleicht werden diese Bemerkungen nicht ohne Widerspruch bleiben, vielleicht werden sie dem Publicum den hohen Genuß verschaffen, irgendwo eine lange und grundgelehrte ästhetische Dissertation über diese Dinge zu lesen. Aber entscheiden wird, wie wir hoffen, der einfachste Ausspruch des Gefühls.

Was das Ganze betrifft, so hätte man auf den Komödienzettel schreiben müssen: Scenen aus Goethe's Faust. Laßt diese Scenen keinen weiteren Anspruch auf Einheit machen: und man wird besser befriedigt werden. Sagt am Schluß nicht, das Stück ist zu Ende, sondern nur: weiter wird nicht gespielt. Laßt, wo möglich, auch das Monströse der sechs Abtheilungen verschwinden.*) Laßt zwischen den einzelnen Auftritten die Scene eine Weile leer, füllt den Zwischenraum mit gewählter Musik, auf daß nicht wieder ein Theil der Zuschauer sich bemühe, den Takt dazu zu trommeln, und macht etwa in der Mitte eine längere Pause. Einzelne Scenen werden, gerade so besetzt, wie sie es waren, so mit wahrer Liebe durchgeführt, nicht verfehlen, glänzenden Effect zu machen; und einen immer neuen Genuß zu bereiten. Aber das sogenannte Ganze, was man aus dem Faust gemacht hat, wird auf den deutschen Bühnen so wenig sich halten, als das Ganze von Goethe's Faust Eingang finden würde, wenn man es nach langer, vierzigjähriger Quarantaine für desinficirt erklären wollte.

*) Es ist Etwas in Marr's Art (besonders in Mienenspiel und Geberden) was uns früher bei seinem Richard III., wo die Veranlassung nahe genug lag, und nun auf's Neue bei der fremdartigen Rolle, sehr lebhaft an Kean erinnert hat: eine Aehnlichkeit, deren kein Schauspieler auf der Welt sich zu schämen hätte.

*) Der Bearbeiter hat gewiß sehr richtig gefühlt, daß die beiden letzten Abtheilungen nicht in eine einzige zusammengezogen werden durften: aber ihre unverhältnißmäßig kurze Dauer ist ein gar zu handgreiflicher Beweis dafür, daß es Stückwerk ist, was man aus dem Faust gemacht hat.

Krieg und Pestilenz.

Tagebuch des Pfarrers von Saratow. Im Bergedorfer Boten Nr. 26.

Ist es denn durchaus nothwendig, diese abscheuliche Rubrik zu einer stehenden zu machen? Wenig dachten unsre Freunde daran, als sie, jetzt vor zwölf Monaten, die erste Nummer dieser Blätter mit dem wohlwollenden Interesse in die Hand nahmen, für das wir ihnen in einfachen Worten bei dieser Gelegenheit unsern Dank zu sagen wünschen. Welche Zeit, die in den zwölf Monaten an uns vorübergegangen ist! Vorübergegangen ist das rechte Wort für Alle, die es dankend anerkennen, daß in dieser Zeit selbst der ungestörte Schutz der Gesetze, daß der ungehemmte Wechsel von Beschäftigung und Ruhe und Erheiterung zu den Wohlthaten zu zählen ist. Wie die Ereignisse sich drängen, wie die außerordentlichsten Ereignisse schnell vergessen werden! Es ist wieder ein Monarch verjagt worden — dieses Mal zur Abwechselung ein Kaiser, und Einer in der neuen Welt; die Belgier haben wieder einen König gewählt, der die gebotene Krone anzunehmen zögert; man spricht kaum mehr davon. Mit zwei Dingen aber ist es die Pflicht, und keine angenehme Pflicht der Journale, fortwährend sich zu beschäftigen.

Für unsre nächste Nummer ist ein interessanter Aufsatz bestimmt, in welchem die Erfahrungsgründe, die für die Nicht-Ansteckungsfähigkeit der Cholera zu sprechen scheinen, zusammengestellt sind, und dessen Mittheilung (aus schwedischer Quelle) uns freundlich zugesagt ist.*) In der gegenwärtigen verweisen wir unsre Leser auf das Tagebuch eines würdigen Geistlichen im südlichen Rußland. Wir entlehnen einige Auszüge davon dem Bergedorfer Boten, einem Volksblatt, dem wir die allgemeinere Aufmerksamkeit des weiteren Kreises, auf den es in der letzten Zeit fast zu viele Rücksicht genommen hat, gerne, wenn es uns gelingen möchte, zuwenden würden. Unsre Auszüge sind nur kurz; der Aufsatz selbst, den man nachlesen mag, ist nicht lang; aber das Ganze enthält ein merkwürdiges Zeugniß, was, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, der Muth, und die Ausdauer, und der Glaube zu wirken vermag.

"Das Uebel kam so schnell und unerwartet, daß an keine Vorkehrungen auch nur gedacht war; es war da, ehe man wußte, wie man es abwehren sollte. Man glaubte anfänglich weder an die Größe des Uebels noch an irgend eine Ansteckung, jetzt ist aber jene durch die Menge der Opfer bekannt und alle Aerzte sagen: diese Krankheit hat doch etwas Ansteckendes und ist nicht bloß epidemisch sondern auch contagiös, warum wären sonst so viele Dörfer an der Wolga frei, während in Saratow fast kein Individuum getroffen wird, das nicht wenigstens über etwas Choleraartiges an sich selbst zu klagen hätte. Die Noth war nun gleich sehr groß, denn die Aerzte mochten im Allgemeinen wohl die Cholera kennen; das hier herrschende Uebel und seine eigentliche Natur mußte ihnen aber verborgen sein, denn was anderswo die Cholera geheilt haben soll, half hier nicht. Ich bin Augenzeuge gewesen, daß die verordneten Mittel zu rechter Zeit und pünktlich gebraucht wurden, und dennoch Niemand, der

*) Ein Aufsatz von Dr. Goetz in Danzig (in der preuß. Staatsz. vom 17. Juni) sucht zu erweisen, daß die in Danzig mit großer Intensität ausgebrochene Krankheit nicht contagiös, also auch nicht die asiatische, contagiöse Cholera, sondern, gleich den von Sydenham in London 1669, von P. Frank zu Ulm beobachteten Epidemien, zwar ähnlich in ihrer Erscheinung, aber nur miasmatischen Ursprungs sei.

von der ganzen Macht der Krankheit, so lange sie noch stieg, befallen wurde, gerettet ward. Alles was aus der Stadt fliehen konnte, floß; meine Gemeine, die den 7. August noch 550 Individuen zählte, hatte sich am 10ten schon um 150 Personen verringert. Vom 7ten bis 20sten stieg die Krankheit unerhört schnell und fast immer tödtend; sie raffte anfänglich täglich, sagt man, 260 Personen hin, und bis zum 30. Aug. sollen 2170 Menschen daran gestorben sein. (Saratow zählt etwa 7000 Einwohner.) Erst am 26sten athmeten wir wieder freier, und erst am 31sten konnten wir sagen, daß der Todesengel im Abzuge sei."

Nach unermüdetem, furchtlosem Wirken wird der Geistliche selbst von der Krankheit befallen.

"Hierzu kamen noch die furchtbarsten Träume, in welchen mir so viele Freunde und Sterbende in krampfhaften Zuckungen mit offenem Munde und kalter blauer Farbe vorschwebten und mir das Nachtlager zur Folterbank machten. Doch that ich am 20sten noch was meines Amts war, und besuchte bis spät Abends viele Kranke. Doch gegen 9 Uhr bekam ich ein heftiges Zucken in Händen und Füßen, in Armen und Beinen, und alles concentrirte sich in der Herzgrube. Mir war zu Muth wie einem Verbrecher, der zum Hochgericht geführt werden soll. Höllenangst stieg mir mit Todesschweiß von den Fingern und Zehen durch Arme und Beine bis in die Herzgrube, gerade dahin, wo mir die Sterbenden oft geklagt: Hier, hier sitzt der Tod. Doch von dem Tode ahnte mir gar nichts und zum Sterben fühlte ich mich noch viel zu kräftig. Ich legte mich, und ließ mich salben und reiben. Mir ward unsäglich heiß, ich schwitzte wie im Glühofen, und doch hatte ich Bedürfniß mich mit einer Decke nach der andern zudecken zu lassen. Nach anderthalb Stunden ließ der Schweiß nach, dem Körper wurde wieder wohl und der Geist erheiterte sich. Ich sagte: Ach, wenn es nur Tag wäre, ich würde sogleich aufstehen, mich anziehen und ins Freie gehen. Indem ich noch so redete, klopfte es, und ich wurde zu einer armen Kranken gerufen, deren Sohn bereits eine Leiche war. Nun, dachte ich, ich habe am Tage hinaus wollen, und Gott ruft mich bei Nacht, es sei! — Ich trocknete mich vorsichtig, zog mich warm an und ging; that mit herzlicher Theilnahme was meines Amtes war, hüllte mich darauf wieder ein, kam nach Hause, legte mich wieder und schlief drittehalb Stunden ruhig wie ein Kind. Beim Erwachen aber war mein Körper wieder stark und mein Geist unendlich froh. Triumph und Sieg der Heiligkeit meines Berufes, rief ich in meiner Seele, mit innigem Dank gegen Gott für diese Stärkung und Genesung, will er, daß ich lebe, so wird und kann kein Tod mich tödten."

Von der Krankheit wenden wir uns zu dem Krieg, durch dessen Fortdauer Europa damit bedroht ist.

Es sind in der letzten Woche unsinnige Gerüchte verbreitet worden, von einer activen Theilnahme großer Mächte an dem Krieg der Russen gegen die Polen. Glücklicherweise sind diese Gerüchte genugsam widerlegt durch die neueren Nachrichten, welche beweisen, daß Preußen seinem Cordon, auf welchen die Blicke aller benachbarten Völker gerichtet sind, und den es mit nicht geringen Aufopferungen nicht für die eigene Sicherheit allein gezogen hat — daß es diesem Cordon Achtung zu verschaffen weiß, und daß es eine Verletzung, sei es von wem es wolle, nicht zum zweiten Male dulden wird.

Es wäre zu wünschen, daß man dem Ursprung dieser Gerüchte, der unsaubern Quelle selbst auf die Spur kommen könnte. Wir fürchten, daß man sie einer kleinen, aber bösartigen Faktion zuschreiben muß, die nach dem Umsturz der gesetzlichen Ordnung trachtet, und der es nicht entgangen ist, daß die Wirklichkeit ihrer verläumderischen Aussage, bei der aufgeregten öffentlichen Meinung, bei dem unzweideutigsten Ausbruch des menschlichen Gefühls, die bedenklichsten Folgen haben würde. Wir würden diese Partei eine gefährliche nennen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß sie durch das vernünftige Vertrauen der Völker auf den Charakter rechtlicher Regierungen noch stärker, als durch irgend eine bewaffnete Macht, niedergehalten und unterdrückt werden kann. Wo würde man, im August vorigen Jahrs, deutsche Krieger gefunden haben, die einen Angriffskrieg wider das französische Volk geführt haben würden? Und man sucht jetzt keine deutschen Bürger, man würde keine finden, die mit gewaffneter Hand Antheil an einem Kampfe nehmen würden, dessen Beendigung ganz Europa sehnend und verlangend entgegenharrt.

Wir sind niemals unter Denjenigen gewesen, welche behaupteten, die Polen schlagen die Schlachten der übrigen, von Rußland bedrohten Völker. Aber hieße es nicht, die Sache der Polen zur Sache aller Nationen zu machen, wenn die Bürger unbetheiligter Staaten gezwungen werden sollten, gegen die Polen die Waffen zu tragen? Um so niedriger erscheint die Verläumdung, die im Dunkeln schleicht, und vergebens friedfertigen Regierungen das Vertrauen der Völker zu stehlen sucht.

Wir wünschen ebensowenig als wir es glauben, daß die österreichische Regierung durch den schönen Enthusiasmus der braven Ungarn sich würde hinreißen lassen, einen Angriffskrieg gegen Rußland zu beginnen. Aber wir sind überzeugt, daß die österreichische Regierung, die zu allen Zeiten den Frieden geliebt hat, ihr wahres Interesse in der Beendigung eines blutigen Kampfes an ihren Gränzen finden wird. Und wir erinnern uns, daß die Dinte der Londoner Protokolle noch kaum getrocknet ist, in welchen Oesterreich im friedlichen und friedenstiftenden Verein mit den anderen Mächten die Ordnung der belgischen Angelegenheiten auf eine gegen Belgien wahrlich nicht feindselige, wenn auch nicht den Forderungen einer exaltirten Partei entsprechende Weise besorgt hat. Ludwig Philipp ward anerkannt, nachdem Karl X nur die einzige Schlacht von Paris verloren hatte, und während die Legitimität des jungen Herzogs von Bordeaux auf die auffallendste Weise bei Seite gesetzt wurde. Wir wollen es nicht unternehmen, die Operationen in Italien zu commentiren: aber soviel ist doch klar, daß weder England noch Frankreich die Intervention dort als unzulässig betrachtet haben: daß sie nicht im Interesse einer Macht unternommen war, deren Fortschritte andre Staaten, und Oesterreich selbst, nicht mit Gleichgültigkeit anzusehen pflegten.

Die Vermittelung durch diese beiden deutschen und europäischen Mächte würde am wenigsten den gehässigen Schein der Eifersucht tragen, und würde ganz entschieden nicht als Triumph eines revolutionairen Princips gedeutet werden können. Dagegen ist es nicht zu verkennen, daß jeder Schritt von Frankreich einer solchen Deutung kaum sich entziehen würde, und daß selbst England, wenn es den ersten Schritt thun sollte, nach der Art und Weise, wie dort über auswärtige Politik verhandelt wird, auf eine ganz andere Weise auftreten dürfte. Und wenn wir den Stand der öffentlichen Meinung in Erwägung ziehen, so scheint es unmöglich zu denken, daß ein englisches Ministerium die Reclamationen, die im Parlament, während wir schreiben, gewiß schon vorgelegt sind, ignoriren, oder daß ein französisches Ministerium sich halten könnte, das nicht zu dem äußersten Versuch einer vermittelnden Intervention sich bereit zeigte. Daß Nichts geschehen wird, glauben wir nicht; weil wir noch nicht gelernt haben, an den kaltblütigsten, den kurzsichtigsten Egoismus aller europäischen Cabinette zu glauben, viel weniger noch an die Freude der Völker an rücksichtslos vergossenem Blut ihrer Brüder.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

54. Hamburg. Montag, den 11. Juli. **1831.**

Inhalt.

Erinnerungen an Friedrich Maximilian Klinger.

An den Herausgeber.

Ich hoffte Sie, wegen Ihrer Anfrage über Klinger, an ein Handbuch verweisen zu dürfen, das mich bei literarischen Verlegenheiten selten ohne Hülfe läßt. Jördens' Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten hat in Rücksicht auf neuere Literatur der schönen Redekünste, so viel ich weiß, weder im Auslande noch in der Heimath seines Gleichen. Es ist mit unermüdetem Fleiß und großer Umsicht zusammengetragen, enthält eine unbefangene, aus den besten Quellen geschöpfte Lebensbeschreibung der Schriftsteller, ein die Zeitfolge beobachtendes Verzeichniß ihrer sämmtlichen Werke, die Angabe des Urtheils, welches angesehene Kunstrichter darüber gefällt, und die Nachweisung ausführlicherer Berichte. Aber zu meinem Erstaunen find' ich, daß Klinger übergangen worden. Das kann Jördens nicht gewollt haben. Da aber der zweite Band mit Kleist schließt und der dritte mit Klopstock beginnt, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß der Bericht über Klinger entweder in der entfernten Druckerei, oder auf dem Schreibtisch des Verf. verloren gegangen, und sein vielbeschäftigtes Auge diesen Verlust übersehen hat. Ihn genügend zu ersetzen muß ich einem Glücklichern überlassen, da es mir sowohl an Kräften als an Hülfsmitteln gebricht. Klinger den Menschen, wie nah ich ihm einige Jahre hindurch gestanden, wie sehr mich Verhältnisse begünstigten eines Vertrauens von ihm zu genießen, das, seiner Freimüthigkeit und Gradheit unbeschadet, gegen bessere und gehaltvollere Männer so rücksichtlos vielleicht nicht war, hab' ich seit dem October 1782 nicht wieder gesehen; aber der von verständiger und liebevoller Hand entworfene Nekrolog, den Nr. 48 der diesjährigen Petersburger Zeitung aufstellt, stimmt mit allem, was ich von der Geschichte seiner früheren Jahre aus seinem Munde und von seinen Jugendfreunden und Gönnern vernommen, so vollkommen überein, daß ich vor mir selbst nicht verantworten könnte, die Aufschlüsse über sein späteres Leben in Zweifel zu ziehen. Seiner Mutter und einer seiner Schwestern, in deren Gestalt und Benehmen ich den geliebten Sohn und Bruder beim ersten Blick erkannte, wie mich auch ihre bald vertrauliche Unterhaltung seinen ungelernten Sinn und bewußtlose Würde wieder finden ließ, ward ich, im Sommer 1781, durch einen vieljährigen, bewährten und theilnehmenden Hausfreund, den als Arzt ausgezeichneten Dr. Hoffmann in Frankfurt zugeführt, der gleichfalls manche Vorurtheile bekämpfen müssen, ehe man ihm erlaubte, sein Verdienst geltend zu machen. Sie lebten ihrem bürgerlichen Stande gemäß, einfach und anspruchslos, aber vor Mangel geschützt. Dafür sorgten wohlgesinnte Bekannte und Klinger selbst, sobald ihm vergönnt war, dieser angenehmen Pflicht nachzukommen, ohne sich dadurch in unverantwortliche Verlegenheit zu stürzen. Sie genossen allgemeine Achtung, zu welcher freilich Klingers geehrter Name nicht wenig beitrug, waren überaus zufrieden mit ihrer Lage, und fühlten sich glücklich in herkömmlichen Verhältnissen. Es wäre grausam gewesen, sie diesen zu entreißen, und in solche zu versetzen, worin sie sich nie zu finden gewußt, und die sie andern und sich selbst entfremdet haben würden. Ohne Zweifel hat es Klinger nicht wenig Selbstüberwindung gekostet, sie nicht in seiner Nähe zu wissen, und es gehörte zu seinen liebsten Träumen, den Abend seines Lebens mit ihnen in den schönen Rheingegenden zu verbringen; aber die Zerrüttung der Welt hat diese Hoffnung, die er entfernten Freunden oft zurief, mit unerbittlicher Hand vernichtet.

Klinger war ein schöner, stattlicher, starker Mann, gesund an Leib und Seele wie Wenige. Diese Fülle und Kraft seines Wesens hat auf sein Betragen nie nachtheilig gewirkt. Selbstgefühl und Stolz, die weder durch Gunst noch Ungunst bewogen werden konnten, zur Eitelkeit oder Kriecherei herabzusinken, bewahrten ihn vor den Fehltritten aufbrausender Jugend. Er trat mit großen Ansprüchen in die Welt, er mußte mancher hochgespannten Erwartung ungern entsagen, und fand im Augenblick der Entsagung nicht immer die Fassung darüber zu lächeln. Die konnte begreiflicherweise nur die goldne Frucht späterer Jahre sein. Aber indem er sich stets über Glück und Unglück erhaben fühlte, blieb er sich selbst getreu und hing von äußeren Zufälligkeiten nicht ab. Dazu kam die große aber wohlverdiente Begünstigung, von Männern reifer Erfahrung befreundet zu sein, deren Zuspruch viel bei ihm galt, weil er ihm niemals aufgedrungen ward, und allmählig in eigne Ueberzeugung überging. So hat der weise Georg Schlosser, damals in Emmedingen, überaus vortheilhaft auf den hochherzigen Jüngling gewirkt, und ihn abgehalten, den Sturm und Drang seiner Seele in's Leben übergehen zu lassen, dem er bei seinen dichterischen Erzeugnissen nicht bloß mit Nachsicht, dem er mit Liebe zusah, dem er sogar das Wort redete, weil er wohl wußte, daß der Genius alle Schranken durchbricht, wenn man ihm gar keinen Spielraum gestatten will. Es giebt eine Zeit, wo die Phantasie dem Verstande voreile, aber, wo wirklich Verstand ist, verliert dieser die Landläuferin nie ganz aus dem Gesicht, und sie kehrt zu dem treuen Gefährten, dessen sie auf die Länge nicht entrathen kann, zwar ungelähmt, doch mit liebenswürdiger unerzwungener Beschämung zurück. Dadurch reift der Mann, ohne eine schätzbare Geisteseigenschaft einzubüßen, und der männlichgewordene Klinger hatte das beneidenswürdige Loos, daß ihm an dem verständigen, redlichen, geschmackvollen und welterfahrenen Geheimenrath Nicolay zu Petersburg, abermals ein Rathgeber zu Theil ward, der ihm mit Achtung und Vertrauen entgegen kam, und vierzig Jahre hindurch sein erster und unverbrüchlichster Freund blieb. Der sicherte, ohne sich das Ansehen zu geben, seine Schritte vor jedem Straucheln auf ungewohntem, schlüpfrigem Boden. Der blieb ihm in ehrenwerther, nie getäuschter Zuversicht zu dem Befreundeten, auf keine seiner Fragen eine Antwort schuldig, und Klinger's eigne Wahrnehmung ergab, wie wahrhaftig jede Antwort gewesen sei. Der stimmte seine damals noch sehr hochfliegenden, fast romanhaften Wünsche und Erwartungen, die nicht mehr außerhalb aller denkbaren Möglichkeit, doch mitunter außerhalb der Wahrscheinlichkeit lagen, und auch ungeachtet dem geübten Tiefblick eines solchen Beobachters nicht entgehen konnten, vielmehr durch sein eignes Beispiel, als durch unwillkommene Warnung herab. Der begründete seine täglich wachsende Begnüg-

samkeit mit dem Erreichbaren, und bald bedurfte Klinger sogar eines solchen Führers nicht mehr, da er mit Ueberzeugung erkannte, wie viel Gutes sich thun läßt, wenn man nichts Gutes erzwingen will. Dadurch gewann der offenherzige, ungebeugte Mann, der nie Empfindungen heuchelte, die seinem Bewußtsein widersprachen, obgleich ein Fremdling und bürgerlicher Abkunft, die Zufriedenheit und Liebe seiner Obern, die Anhänglichkeit seiner Untergebenen, ward von seinen Genossen nie beneidet, nie angeschwärzt, und fuhr fort mit Ehrenstellen und Gnadenbezeugungen überhäuft zu werden, als er ihrer längst nicht mehr begehrte. An ihm ging der sokratische Lehrsatz in Erfüllung, daß Rechtschaffenheit die beste Klugheit ist, und ihre Belohnung nicht bloß immer im innern Bewußtsein findet, sondern auch wohl in Erfolgen antreffen kann, auf die sie keinen Anspruch machen wollen. Was wesentlich dazu beitrug, ihn auch dem Vorurtheil der Großen und Vornehmen zu empfehlen, war, daß er seine äußere Erscheinung nie vernachläßigte. Anständigkeit, hohe Reinlichkeit und Kleidsamkeit waren ihm von seiner guten Mutter anerzogen, und er hatte sich schon als armer Frankfurter Schulknabe dadurch ausgezeichnet. Seine Haltung war plastisch schön, ohne in Ziererei auszuarten. Er bewegte sich in dem prächtigsten Anzuge mit der Leichtigkeit und Ungezwungenheit, als wäre er darin aufgewachsen und hätte nie einen anderen getragen. Er verrieth in seinem Benehmen nie den ängstlichen Zögling eines Tanzmeisters, und doch hätte kein Tanzmeister etwas daran zu bessern gewußt. Auch in den wildesten Bacchanalien und Orgien, denen sich der rüstige, vielgeliebte, vielgeladene Jüngling nicht immer entziehen konnte, war Klinger der frohsinnigste, nicht selten witzigste und humoristischeste der Gesellschaft; aber nie vergaß er sich gegen Andre, und nie fiel es Andern ein, sich gegen den zu vergessen, dessen Ueberlegenheit ihm allein unbekannt schien. Er äußerte wohl in vorzüglicher Herzensergießung, der heimlichthätige, böser Wille eines vorgeblichen Freundes und Gönners habe seine anständige Beförderung in Deutschland hintertrieben, und ihn genöthigt, ein Glück in der Ferne zu suchen, was die Nähe versagte. Ist das, so hat der Schutzgeist seines schönen Lebens, wie Schutzgeister wohl einmal thun, selbst die Hinterlist und Mißgunst kleinlicher Berechnung, vortheilhaft wirken lassen, wo sie zu schaden hoffte. Denn in der That hätte bei allen Anlagen, mit denen die Natur Klingern so reichlich ausgestattet, dieser den großen Ueberblick und die seltene Ausbildung nie gewinnen können, wenn ihm die nähere Beobachtung wichtiger Begebenheiten, Triebfedern und Charaktere fremd geblieben wäre.

Den Charakter Klinger's des Menschen und des Schriftstellers hat Goethe, sein Landsmann und Jugendgefährte, in der Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben, mit Meisterzügen entworfen, welche die fünfte Auflage des Brockhausischen Conversations-Lexikons mit Recht aufgenommen hat. Darin allein kann der Schreiber dieser Zeilen dem unübertrefflichen Richter nicht beistimmen, wenn er in Klinger's Werken ein vorwaltendes Mißwollen, gegen Welt und Menschen wie sie einmal sind, zu erkennen glaubt. Das hängt ohne Zweifel von der Stimmung des Lesenden ab. Die meinige erlaubt mir nicht, von der oft wiederholten Betrachtung aller, durch ein geheimes, aber fühlbares geistiges Band verbundener Werke, welche Klinger selbst der Aufbewahrung würdig gefunden, und von 1809 bis 1816 in eine Sammlung vereinigt hat, mit einer andern Empfindung zurückzukehren, als die sich mit den Gefühlen besonnener Menschenliebe wohl verträgt. Die Gebrechen der Wirklichkeit soll und will dieser Beobachter zwar nie beschönigen, aber eben so sehr enthält er sich auch, sie zu entstellen, und um ihretwillen Natur und Schicksal zu verläumden. Wohl geziemt es dem, streng gegen andre zu sein, der die Strenge gegen sich selbst nie verläugnet; und sollte die Summe aller seiner Lehren endlich darauf hinauslaufen, daß der Mann von unverblendetem Scharfblick nichts Vollkommenes auf dieser Welt wahrnimmt, daß ihn nur sein eignes Bewußtsein über alle Pfeile des Schicksals zu erheben vermag, daß auch dieses Bewußtsein sich selbst nicht immer so untadelhaft findet, als es wünschen möchte zu sein, und daß der räthselhafte Zweck unsers gegenwärtigen Daseins nicht Erreichung des Vollendeten, sondern Annäherung zu ihm ist: so vermag ich nicht mit einer Belehrung zu zürnen, die Ergebenheit und Beruhigung gewährt; und hoffentlich theil' ich diese Empfindung mit Einigen, die sich nicht schlechter dabei befinden als ich. Zu Gesetzgebern Andersdenkender sind unsers Gleichen nicht berufen.

In die erwähnte Sammlung hat Klinger nur acht seiner Trauerspiele und zwei Lustspiele aufgenommen. Die Zwillinge haben, überall wo sie gegeben wurden, ungetheilten Beifall auf der Bühne erhalten. Die Rolle des Guelfo riß, wie Hamlet, die Zuschauer zur Bewunderung hin, wenn ein talentvoller Schauspieler sie darstellte, von welcher Seite er sie auch auffassen mochte. Brockmann und Schröder wichen wesentlich von einander ab, und entzückten das nämliche Publicum. Konradin ward gut aufgenommen. Elfride erklärte Schröder für ein ächtpsychologisches, bühnengerechtes Spiegelbild; aber Mason's durch Bertuch verdeutschte Elfride glänzte damals als weibliches Tugendmuster, und die Schauspielerinnen Deutschlands waren fest entschlossen, auf der Bühne für Tugendmuster zu gelten. Den Günstling, der auch Stark's Günstling war, hätte Dieser für sein Leben gerne auf die Bühne gebracht, wenn ihn die Verhältnisse des Jahres 1785 nicht befürchten lassen, man möchte dem gedankenschweren Stück eine Deutung geben, welche der Dichter sowohl als der Schauspieler um vieles nicht verschulden mögen. Medea in Korinth zieht Eichhorn (Geschichte der Literatur, B. IV. Abth. 2. S. 991) allen ähnlichen Bearbeitungen dieses Stoffs in alten und neueren Sprachen vor. Medea auf dem Kaukasus, deren Stoff Klingern ganz gehört, ist in dieser Rücksicht noch neuer, eigenthümlicher und philosophischer. Klinger selbst ertheilte seinem Damokles die Palme, und äußert in der Vorrede zu einer 1794 erschienenen Auswahl seiner dramatischen Werke, mit der bescheidenen aber festen Freimüthigkeit, die ihm eigen war, er würde schon eine Stelle unter den tragischen Dichtern seines Vaterlandes verdient zu haben glauben, wenn er auch nur den einzigen Damokles gegeben hätte. "Klinger's Trauerspiele," sagt der erwähnte bewährte Kunstrichter, "sind als gediegene Arbeiten eines genialischen und philosophischen Geistes, bei denen jeder andre denkende Geist mit Vergnügen verweilt, für gebildete Zuschauer berechnet. In ihren Anlagen offenbart sich ein hoher moralischer Sinn, in der Handlung Kraft und Leben, in der Verwickelung und Lösung des Knotens dramatische Kunst. Ihre Sprache ist durchaus kräftig, gewählt und edel, der Regel nach frei von müßigem Wortschmuck, und nur selten vielleicht zu bilderreich und zu gesucht." Von den beiden Lustspielen Klinger's wurden im Sommer 1782 die falschen Spieler von den Wiener Schauspielern mit Entzücken aufgenommen, und trefflich dargestellt, aber die Zuschauer blieben unerklärlicher Weise kalt. Der Schwur gegen die Ehe ist den feinsten Lustspielen zu vergleichen, doch das feine Lustspiel erregt so selten die Theilnahme des gebildeten Publicums, daß unsern Schauspielern die Lust verleidet wird, sich dafür auszubilden.

Klinger's in die Sammlung seiner Werke aufgenommenen Romane enthalten einen Schatz von anschaulicher Lebensweisheit, Phantasie, Erfindung, und was sonst genannt werden mag, das sie gebildeten Lesern empfehlen muß, zwar nur dem Kenner ganz sichtbar, aber auch dem Laien, der bloß Unterhaltung sucht, so anziehend und fesselnd, daß ich nichts mit ihnen zu vergleichen weiß. Sie sind von ächt philosophischem Geist eingegeben und durchdrungen; aber dieser offenbart sich durch Verhältnisse, nicht durch Gespräche und Betrachtungen, die einem Lehrbuch oder

einer Abhandlung angemessen sein würden, mitunter sogar witzig sind, aber den Gang der Handlung unterbrechen, und den Leser nicht entschädigen, der, auf ihre Fortschritte und Entwickelung gespannt, eine solche Hemmung ungelegen kommen, und seine Theilnahme erkälten muß. Vielleicht hat vor Klingern kein Schriftsteller gewagt, neun ganz verschiedene Werke aufzustellen, deren jedes ein für sich bestehendes anziehendes Ganzes ausmacht, jedes seine besondere, von den übrigen abweichende Wirkung hervorbringt, und deren Gesammtheit sich dennoch zu einem Hauptzweck vereinigt. Diesen Entwurf konnte nur ein solcher Geist auffassen, und ihn so gelungen durchführen. Was er damit im Ganzen und Einzelnen beabsichtigte, ist in der allgemeinen Vorrede, wie in denen, welche die besondern Darstellungen einleiten, mit einer Beredsamkeit angegeben, die nicht minder hinreißend ist, als die Dichtungen selbst. "Ich glaube," sagt der Verf. am Schluß der ersten, "den Kampf so redlich als muthig geführt zu haben, wende ihm unverletzt den Rücken, und erwarte den glücklicheren Sieger auf diesem gefährlichen, schlüpfrigen Felde, welches, um kühn zu reden, keine körperlichen Leichname, sondern feige, trauernde, mißmüthige, klagende und verzweifelnde Geister bedecken. Mir gelang auf meinem Wege, mich darüber empor zu heben." Das späteste seiner geistigen Erzeugnisse, mit welchem auch die Sammlung schließt, sind Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände. Er widmete sie "den Deutschen, seinen Landsleuten, für die er sie geschrieben, als dem Volke, das so hoch in der Kultur steht, daß man mit Kraft und Wahrheit, im biedern deutschen Sinn, zu seinem Nutzen und zu seiner Unterhaltung schreiben kann." Seine Landsleute haben diesem Vertrauen entsprochen und, so viel mir bekannt geworden, hat sich keine laute Stimme darüber vernehmen lassen, als die des Beifalls. Sie sind, wie Gedanken und Betrachtungen geziemt, aphoristisch abgefaßt, und verbreiten sich über alles, was die Aufmerksamkeit des kühnen Beobachters erregte. Die einige Jahre früher bei Hartknoch erschienene erste Ausgabe derselben, enthält einzelne wenige Züge und Bemerkungen, die in der späteren von dem Verf. getilgt sind, vermuthlich weil er sie nicht mehr für zeitgemäß hielt. Wer nichts von Klingern entbehren mag, wird nicht bereuen, auch jene zu Rath zu ziehen. Ich mag nichts von ihm entbehren, ich bin der festen Ueberzeugung, daß es belohnend ist, von einem Schriftsteller, den man studiren will, auch die ersten Schritte zu belauschen. Sie zeigen am deutlichsten, was er war, ehe fremde Einmischung, die kein sterbliches Haupt unberührt läßt, auf ihn wirkte. Eine Eigenthümlichkeit, die er in der Folge nie ganz verläugnet, tritt in ihnen am reinsten hervor, und bleibt ohne sie minder erklärlich. Daher erlaube ich mir, Klinger's von ihm selbst der Vergessenheit übergebenen Jugendwerke Ihrem Gedächtnisse zurückzurufen.

Wieland's Shakspeare, der auf deutsche Art und Kunst unstreitig mehr Einfluß gehabt, als irgend eine Uebersetzung seit Luthers Zeiten, elektrisirte vier jugendliche Gemüther, an Jahren nicht sehr verschieden, durch Bekanntschaft, Umgang und Liebe für die Dichtkunst verbunden. Goethe, Lenz, Klinger und Wagner wetteiferten freundschaftlich, wieder zu geben, was sie so lebendig empfanden, wirkten ohne Zweifel wechselseitig auf einander, und begegneten sich in der Vorliebe für die fessellose Gestaltung des altbritischen Drama, die von der herkömmlichen des französirenden so sehr abwich, für dessen dichterische Schönheiten sie gar nicht unempfänglich blieben, deren bloß conventionelle Einförmigkeit aber ihnen längst nicht mehr gefallen hatte. Knechtische Nachahmung des großen Briten konnte junge Männer dieses Geistes nicht anwandeln. Was sie von seinem Beispiel lernten, war das Gegentheil aller Knechtschaft, war die innige Ueberzeugung, man könne großen, herzerhebenden Eindruck hervorbringen, ohne sich hergebrachten, mißverstandenen Regeln zu unterjochen. Sie fühlten sich frei wie er, und befugt diese Freiheit zu gebrauchen. Die Kunstrichter schrieen, ein großer Theil des Publikums stutzte, ein nicht minder großer applaudirte. Ohne auf diese und jene zu achten, eigener Eingebung gehorchend, gingen sie ihren eigenen Weg. Der war gleich anfangs von dem jedes ihrer Genossen wesentlich verschieden, wie es ihren angebornen und erworbenen Gaben geziemte; doch die Mehrheit übersah diese feine Verschiedenheit, und nannte die Erscheinung, welche sie herbeiführte, die Sturm- und Drang-Periode, nach einem Klingerschen Schauspiel dieses Titels. Ganz unpassend war der Name nicht, wenn man damit den ehrenwerthen Begriff eines wirklich aufgeregten Geistesdranges verbindet. Die kritische Geschichte dieser Schule, die man zuweilen auch die Goethische nennt, würde in einer unbefangenen Darstellung sehr willkommen sein. Ich weiß nicht, ob Tiek, der sich das Verdienst erworben, Lenzens Werke zu sammeln, dieser Ausgabe eine solche Erläuterung vorangeschickt hat, die sicherlich keinen besseren Wortführer finden kann als ihn. Goethe und Klinger haben gelebt, um inne zu werden, daß es unter den herkömmlichen Regeln auch solche giebt, die zu sehr in der Natur des Menschen und der Kunst gegründet sind, um sie vernachlässigen zu dürfen, und sind wie Shakspeare selbst, in ihren späteren Werken, aus eigener Anregung und nach eigenem Sinn, zu diesen zurückgekehrt. Lenz war, mehrere Jahre vor seinem leiblichen Tode, bereits abgestorben. Das Unglück ließ sich vorhersehen. Sein ungemein zarter Körperbau begünstigte allerdings die Regsamkeit und Reizbarkeit seines Geistes, aber erlag auch begreiflicher Weise seiner ungezügelten Willkür. Sein Hofmeister, durch Schröder's geübte Hand von einigen störenden Auswüchsen befreit und unvergleichlich dargestellt, machte großes Glück auf der Hamburgischen Bühne. Ein anders, fein gehaltenes Schauspiel, die Freunde machen den Philosophen, würde die Theilnahme des gebildeten Publicums unstreitig eben so sehr als Schröder's Gunst erworben haben, wenn nicht zufällige Hindernisse diesen abgehalten hätten, ihm die nothwendige Nachhülfe zu ertheilen. Wagner machte es seinen Freunden leichter, ihm den Beifall der Zuschauer zu erwerben. Dieser treffliche, auch als Humorist ausgezeichnete Kopf, dessen flüchtig hingeworfener Prometheus, Dukalion und seine Recensenten, für Goethe's Arbeit gelten konnte, widmete sich erschütternden Darstellungen aus dem nahen wirklichen Leben, dem ganz eigentlichen bürgerlichen Trauerspiel, und indem er, nach altenglischem Beispiel, jede Person ihrem Stande gemäß reden ließ, und keiner den Cothurn anschnallte, welcher der Soccus gebührete, beobachtete er gleichwohl Einheit der Handlung und des Interesse, und fand nicht nöthig einen langen Zeitraum in Anspruch zu nehmen. Wahrscheinlich hat ein früher Tod, zum herzlichen Leidwesen aller Theaterkassen, ihn abgehalten, durch mehr als zwei Schauspiele die Bühne zu bereichern. Seine Reue nach der That bedurfte weniger Federstriche und einer guten Besetzung, um bei ihrer ersten Erscheinung sowohl, als bei jeder ungewöhnlich häufigen Wiederholung, anzusprechen. Der Leibkutscher Walz ist eine wahre Prachtrolle, für feste, derbe, ehrenwerthe Alte, wie Deutschland sie liebt. Wagner's Kindermörderin ist schon in Ansehung ihres Gegenstandes etwas kühner, und der Dichter hatte die Wirklichkeit so kühn und treulich aufgefaßt, daß er die Polizei nicht überall erbaute. Schauspielerinnen, die in der Hauptrolle ihren Triumph feierten, wußten dem jüngern Lessing großen Dank, als er, durch eine mir nicht bekannt gewordene Milderung, ihnen die Erlaubniß rettete, sich beklatschen zu lassen.

Klinger's frühere Schauspiele setzen sich über Raum und Zeit, zuweilen über äußere Wahrscheinlichkeit weg, tiefe innere Wahrheit verläugnen sie nie. Beredsamkeit des Herzens, unerkünstelte Einbildungskraft, spricht aus jedem von ihnen. Sie belohnen den Leser und Hörer, auf einsamem Zimmer oder im gewählten Kreise, ob-

gleich sie, in aller ihrer Regellosigkeit, nicht auf die Bühne gebracht werden können. Man erstaunt, wie ein so junger, auf eine so enge Umgebung beschränkter, der großen Welt noch nicht zugeführter Mann, so tiefe Blicke in das menschliche Herz werfen, eine solche Mannichfaltigkeit von Charakteren, die sich immer treu bleiben, entwerfen können. Daran offenbart sich der geborne Beobachter, dessen Schnellblick schon damals nicht übertroffen werden konnte, obgleich ihm vorbehalten war, eine größere Wirklichkeit zu umfassen. Die hochfliegende, ungezügelte Phantasie einiger Heldencharaktere, sogar des abenteuerlichen Simson Grisaldo, war nichts weniger als nachgeahmt, oder aus der Luft gegriffen, sondern treuer Abdruck eigener Geistesgluth. So würde Klinger selbst an ihrer Stelle gehandelt haben, wenn das möglich geworden wäre, was seine jugendliche Begeisterung nicht für unmöglich hielt. Sie verdienen nicht bloß in ästhetischer, sondern mehr noch in anthropologischer Rücksicht, studirt zu werden. Mag man sie als dramatisirte Novellen lesen, wenn man sie nicht für Schauspiele gelten lassen will. Eine kleine, aber sehr gewählte Gesellschaft hamburgischer Gelehrten und Künstler, die von 1774 bis 1780 einigemale wöchentlich zusammenkamen, um sich an dramatischen Werken zu ergötzen, die für das große Publikum noch nicht geeignet waren, unter denen sich Männer wie Bode, Unzer, Schröder und Brockmann befanden, hieß jedes Erzeugniß Klinger's willkommen, unterbrach die Vorlesung des Ganzen nicht, und besprach sich erst darüber, wenn sie vollendet war. Klinger's Sturm und Drang hat Schröder mit großem Beifall für die Bühne bearbeitet. Er würde das nämliche für Stilpo gethan haben, den er außerordentlich werth hielt, wenn er ihn nicht so werth gehalten hätte. Niemand wußte besser als er, was ihm für die Bühne genommen werden müsse, und er konnte sich nicht überwinden, ihm irgend etwas zu nehmen. Wie der Nekrolog behaupten kann, Klinger habe, mit Einschluß der in der Sammlung seiner Werke aufgenommenen, vielleicht 50 Schauspiele verfaßt, ist mir räthselhaft, wenn nicht etwa von bloßen unausgeführten Entwürfen und einzelnen Scenen die Rede ist. Klinger vernachlässigte wohl, was er einmal zu Papier gebracht, aber er pflegte es nicht zu unterdrücken. Ich glaube, alles zu kennen, was er jemals drucken lassen, und doch weiß ich von den nichtgesammelten nur 9 nachzuweisen. Das leidende Weib, 1775. Otto, 1775; in den Hauptzügen die Geschichte der Entthronung Kaiser Heinrichs IV. Die neue Arria, 1775. Sturm und Drang, 1775. Stilpo und seine Söhne, 1777. Prinz Seidenwurm, 1778; ein politisch-satyrisches Possenspiel, in Gozzi's Manier. Der Derwisch, 1779; ein beliebtes morgenländisches Mährchen, gleichfalls in Gozzi's Art, glücklich durchgeführt. Soderike, 1786. Die zwo Freundinnen, 1788. Oriantes, 1789.

Klinger's beide, in die Sammlung nicht aufgenommenen Romane, weichen in Ton, Art und Zweck, von den dort befindlichen gänzlich ab, und verrathen nur den Beobachter, der auch einer ernsteren Stimmung Ehre machen würde. Sie sind das Erzeugniß einer durchaus fröhlichen, ungebeugten, ungezügelten, wohl auch launigten Phantasie, die sich keinen kecken Pinselzug untersagt, wenn er belustigen kann. Ein Erbauungsbuch ist sein Orpheus nicht, aber er wird der Unterhaltung solcher Leser zusagen, denen der Witz und die Weltansicht des jüngern Crebillon und der Humor Tristram Shandy's, in eins verschmolzen, gerade recht ist. Er enthält unzählige Züge aus der anstößigen Wirklichkeit des damaligen Hoflebens der Damen und Herren, im mittleren und südlichen Deutschland, und ist als Sittenspiegel jener Zeit nicht zu übersehen. In einzelnen sonderbaren, auffallenden, zum Theil kaustischen Charakteren hab' ich alte Bekannte, nach dem Leben getroffen, wieder gefunden. Die erste Auflage erschien in 5 Bänden zu Basel, 1778 bis 1780, denen sich als 6r und 7r, Prinz Formoso's Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaclara Geige, ebendaselbst 1780 anschließt. Der unter den Schauspielen aufgeführte Prinz Seidenwurm ist hier ganz eigentlich an seiner Stelle; auch sind andere kleinere Aufsätze beigefügt, unter denen sich der verbannte Göttersohn, ein Lucian'sches dialogisirtes Gemälde, durch Kühnheit auszeichnet. Orpheus blieb in seiner ersten Gestalt unvollendet, und hätte sich, wie Jean Paul's Comet, ins Unendliche ausdehnen lassen, wenn der Verfasser gewollt. Als ihn der ernster gewordene Klinger, unter dem Titel: Bambuco's sentimentalisch-politische, komisch-tragische Geschichte, im Jahr 1791 in vier Theile zusammendrängte und umarbeitete, gab er der Erzählung einen Schluß, und bestrebte sich ihr eine moralische Richtung zu ertheilen. Das ist ihm freilich gelungen, wie Goethe'n mit seiner Stella; aber ich fürchte, daß ihm weder leichtsinnige noch ehrenfeste Leser dafür danken. Jene, weil sie nicht mögen, daß ein hartes Sittengericht ihre Lustbarkeit vergällt; diese, weil sie im Glanz ihrer Strenge, auch die leiseste Spur Dessen aus den Büchern verbannen möchten, was darum auf der Welt nicht für sie verloren geht. Ungleich unschuldiger und etwas niedrigkomischer gehalten, ist sein Plimplamplasko oder der hohe Geist, Basel, 1780. In Rabelais' Art und Kunst, ist es das kecke satyrische Zerrbild eines Mannes, der sich für ein Genie hält und sogar dafür gehalten wird, weil er über die Schnur haut. Klinger's Darstellung schwebte ein Lebender vor, dem es nicht ganz an empfehlender äußerer Erscheinung und sonstigen Anlagen gebrochen haben kann, weil er Lavater's Aufmerksamkeit gewann, und auch von nahen und entfernten, sonst nicht leicht bestechlichen Männern, freundlich aufgenommen ward, bis er endlich ihre Theilnahme verscherzte, und aus einem anspruchvollen Wanderer sich in den unbeachteten Bürger einer Herrnhutergemeinde umschuf. Auch Klingern hatt' er so verblendet, daß dieser ein kurzes Weilchen hindurch sich an ihn schloß, und einige seiner Kreuz- und Querzüge mitmachte. Aber der leere Schein der Genialität und die wirkliche Unbesonnenheit konnten den besseren Gefährten nicht lange täuschen, und ich habe diesem immer auf den Kopf zugesagt, sein Gemälde sei eine Art von Genugthuung gewesen, die er sich selbst schuldig geglaubt. Als Zeit- und Sittenspiegel bleibt auch dies Büchelchen der Ansicht werth.

Was sonst von Klinger und seinen Werken zu sagen wäre, das nicht jeder gesunde Verstand durch sich selbst erräth, verdient einen besseren Sprecher. Ich habe genug gesagt: entlaß mich!

Fr.

Hitzig's Annalen. XXI. Heft.

Auch unter dem Titel:

Die Giftmörderin Wittwe Gottfried in Bremen. Amtliche Mittheilungen. Erste Abtheilung. Enthaltend die Relation des Referenten beim Obergericht in Bremen und die Urtheile erster und zweiter Instanz. Berlin, 1831. Dümmler. 206 S. 8.

Wenn wir auf diese widerliche Geschichte zurückkommen, so ist es nur, weil wir unsern Lesern einigen Bericht schuldig zu sein glauben über Alles, was ein Licht auf den räthselhaften Charakter der Giftmörderin werfen kann. Die Materialien, die der Referent bei'm Obergericht in Bremen, Senator Dr. Gildemeister, dem Publicum in obiger Mittheilung vorlegt, sind in dieser Hinsicht weit befriedigender, als die Darstellung des confusen und abgeschmackten Buchs, über das wir früher berichtet haben. Wir haben es hier vornehmlich mit den Bekenntnissen der Gottfried zu thun: und es scheinen uns dadurch einige Fragen erledigt zu werden, die man nach den früher vorhandenen Angaben unentschieden lassen mußte.

Läßt sich die Handlungsweise der Gottfried aus einer Seelenstörung, oder aus einer Lähmung des Willens erklären, die mit den bekannten Erscheinungen der Mordmonomanie zusammentrifft? Man möchte es wünschen; zur Ehre der menschlichen Natur möchte man es hoffen; aber man darf der betrübenden Wahrheit sich nicht entziehen, die uns mit überwiegenden Gründen die Frage zu verneinen zwingt.

Man wird von allen Seiten zugeben, daß der erste Mord — der ihres Mannes, Miltenberg — hier die genaueste Betrachtung verdient: daß, wenn in diesem Fall eine Störung des Bewußtseins, oder eine Hemmung des freithätigen Willens sich nachweisen ließe, eine gleiche Voraussetzung bei den späteren Handlungen ungemein plausibel sich durchführen ließe. Aber gerade bei Miltenberg's Vergiftung scheint es uns ein entscheidendes Moment, daß die Mörderin diesen Mord auf lügenhafte Weise bald von sich abzuwälzen, bald zu entschuldigen versucht.

Sie erwähnt, unter heißen Thränen, wie "ihr Vater einmal, erzürnt über Miltenberg's unordentliche Wirthschaft, hastig gesagt habe: wenn der Hund auf der Straße läge, ich nähme ihn nicht auf; vergifte den Hund, so ist er von der Welt." Nach einiger Zeit habe die Mutter Mäusebutter gelegt, und sie, die G., habe ihrem Mann davon gegeben.

Bei einem späteren Verhör unterbricht sie plötzlich die Aussagen mit einer Frage: "wenn man dem Vater auf dem Todtbette etwas verspricht, muß man das halten?" Sie wird ermahnt, jetzt die Wahrheit zu reden, und beginnt eine Erzählung. Wie sie ihren Vater in seiner Krankheit besucht, habe er ihr gesagt: "ich sterbe an derselben Krankheit, woran dein Mann und deine drei*) Kinder gestorben sind. Ich will es nur gestehen, ich habe sie alle und mich umgebracht; wenn sie Die einmal die zehn Rumpfe (Corsets) die Du anhast, ausziehen, so bete für deinen unglücklichen Vater". Ferner sollte ihr Vater ihr gestanden haben, daß er ein Kind getödtet habe, das seine Frau fünf Vierteljahre nach ihrer, der Gottfried, Geburt zur Welt gebracht. Ihre Aussagen über das Geständniß ihres sterbenden Vaters waren detaillirt. "Während Miltenberg's Krankheit sei er oft auf ihren Boden gegangen, wo heilige Bilder sich als Tapeten befinden, und habe dort gebetet." Nachdem sie solchergestalt das Andenken ihres Vaters verlästert, fügt sie hinzu: "den Bruder, Heinrich, Gottfried, Zimmermann, Mosecs, Kleine, die Schmidt habe ich vergiftet." Als man es unglaublich fand, daß ihr Vater, ein so guter und frommer Mann, so entsetzliche Verbrechen verübt, erwiderte sie: "ja, und wer hätte mir das zugetraut, was ich gethan habe", und sagte dann dem Gerichte mit einer ceremoniösen Verbeugung gute Nacht.

Zwei Tage später widerrief sie die Anklage gegen ihren Vater. Sie selbst habe ihrem Mann Gift gegeben; der Vater habe nur geäußert: "ich finde deinen Mann nicht besonders; der liebe Gott wird meinen Wunsch erhören; dann bist Du geholfen." Bei'm Wiedervorlesen des Protokolls sagte sie: "so ist es gewiß die Wahrheit."

Wieder einige Tage später sagt sie: "Daß ich darauf fiel, meinen Mann mit Gift wegzuschaffen, kam wohl daher, weil ich das Mittel im Hause hatte. Niemand hat mir zu der That gerathen .... Zwar hat mein Vater wohl einmal die früher erwähnten Worte gesprochen; allein er ist völlig unschuldig und hat nie an Vergiften gedacht. Er war viel zu fromm; bloß im Zorn konnte er so etwas sagen. Wie ich die That verübte, dachte ich an meines Vaters im Zorn ausgestoßene Worte nicht; nachher ist mir aber wohl einmal eingefallen, dein Vater hat es einmal im Zorn gesagt, und jetzt thust Du es gerade, das ist sonderbar."

Endlich widerruft sie ganz die Angabe, ihr Vater habe von Gift gesprochen. "Ich habe das erdacht, um mich in ein besseres Licht zu stellen. Wie ich auf dem Stadthause saß, erdachte ich dergleichen; dort habe ich noch manches Böse erdacht, was ich jetzt bereue. Ich glaubte, man würde mich bemitleiden, wenn man hörte, daß ich auf diese Weise zur Verbrecherin geworden."

Dieser freche Lügengeist, der in ihre gerichtlichen Aussagen eine Menge von Widersprüchen brachte, und der auch sonst sich nicht verläugnete,*) bildet den stärksten Contrast gegen das Benehmen der Unglücklichen, die von der Mordmonomanie betroffen worden sind, indem diese nicht nur nicht zu läugnen versuchen, sondern sogar häufig sich selbst dem Gericht übergeben. Dieser Grund hätte von dem Referenten des Obergerichts wenigstens erwähnt werden dürfen. Die Argumentation des Defensors verliert offenbar auch dadurch an Gewicht, daß die Analogie der von ihm angedeuteten Erscheinungen gegen seine Voraussetzung spricht.

Eine andre Frage dringt sich bei dem Durchlesen des Vogel'schen Buches auf: lag es nicht in dem Plan der Verbrecherin, durch verstellten Wahnsinn von der Strafe loszukommen?

Einen consequenten Plan finden wir überall nicht in den Aussagen der Gottfried, so wie sie in der vorliegenden Schrift angeführt sind. Ihre Visionen legen allerdings die Vermuthung sehr nahe, daß sie sich wahnsinnig stellen wollte: und nur in einem einzigen Fall scheint das Protocoll sich eher zu der Meinung zu neigen, daß sie wirklich für den Augenblick abwesend war. Aber auf jeden Fall hat sie die Rolle schlecht gespielt, was von einer in der Verstellungskunst so erfahrenen Person nicht zu erwarten war. Schon aus dem Übrigen geht z. B. hervor, daß sie die Motive einer Erdichtung ausführt.

Es scheint zuerst, als ließe sich die Vermuthung aufstellen, daß sie es versucht habe, ihre wahren Motive bei den Gräuelthaten zu verbergen, und einen Trieb vorzuschützen, eine "innere Stimme"; in der Hoffnung, daß man sie als eine Unglückliche und Verirrte bemitleiden, und der Strafe entziehen werde. Eine Diversion in dieser Hinsicht könnte man in der einmal hingeworfenen Aeußerung finden — sie habe eine schlechte Amme gehabt, und das müsse ihr, wie auch die Mutter immer gesagt, geschadet haben.

Wollte man nun einen Plan dieser Art voraussetzen, so müßte man zugeben, daß derselbe außerordentlich listig angelegt war. Denn den unbegreiflichen Trieb führt sie niemals als Entschuldigungsgrund an. Vielmehr scheint sie zu glauben, es wäre besser, wenn sie um eines bestimmten Zweckes willen, oder auch aus einer bestimmten heftig gereizten Leidenschaft gehandelt hätte. Einmal setzt sie, nachdem sie versichert, ohne Grund gehandelt zu haben, hinzu: "ach, Herr Senator, ich muß mich schämen, es zu sagen, aber ich hatte keinen." Ein andermal sagt sie: "Ich dachte mir, ich wollte aus dem Tode (des Kleine in Hannover) Vortheil ziehen; allein, wie ich mir das dachte, kann ich nicht sagen. Bei allen meinen Uebelthaten kann ich überhaupt keinen eigentlichen Grund angeben, der mein Verbrechen beschönigt."*)

---

*) "Das war handgreiflich unwahr; denn das dritte Kind lebte noch, als der Vater starb. Das mochte ihr während des Verhörs einfallen, und sie sagte daher bald darauf verbessernd, nicht von drei, sondern von zwei Kindern habe ihr Vater geredet."

*) Der Aufseher des Gefängnisses sagte von ihr aus: "Sie habe ihm auch von ihren Visionen erzählt, aber etwas anders, als dem Gerichte; so z. B., daß ihr erster Mann vor ihr auf den Knieen gelegen. Ueberhaupt scheine ihr das Lügen angeboren zu sein; sie erzähle dieselbe Sache fast nie auf dieselbe Weise."

*) Es scheint uns hier das natürliche Gefühl zu Grunde zu liegen, daß man der Aufwallung auch ein schweres Verbrechen so viel leichter verzeihen würde, als der gedankenlosen und gefühllosen Lust am Bösesthun. Man findet diese Bemerkung schon im Aristoteles. "Aufwallung und Heftigkeit wird leichter ver-

Wenn aber dieser Plan so listig angelegt war, wie kömmt es denn, daß sie in einzelnen Fällen doch einen bestimmten eigennützigen Grund nennt, der sie zur That getrieben? Einmal erklärt sie, ihre Kinder habe sie getödtet, weil Gottfried bestimmt gegen sie geäußert, daß er sie der Kinder wegen nicht heirathe. Aber die Hauptsache ist, daß sie aussagt: "Die Gemüthsstimmung, deren ich erwähnt habe, daß es mir nämlich war, als wenn eine innere Stimme mich trieb, Gift zu geben, mag wohl sechs Jahre her sein." Dadurch waren todeswürdige Verbrechen, als mit Absicht verübt, eingestanden.

Daß indessen ein Trieb, wie sie ihn beschreibt, nach und nach bei ihr sich entwickelt habe, läßt sich leicht glauben. Nur kann eine solche Verkehrtheit auf die Zurechnungsfähigkeit der früheren Verbrechen keine Art von Rückwirkung ausüben. Wenn irgend eine Rücksicht darauf genommen werden sollte, so würde man allerdings, wie der Verf. thut, eher der Ansicht von Henke (Criminalr. 1. 511) beipflichten: "gerade das könne und müsse dem Uebertreter zugerechnet werden, daß er die verbrecherische Neigung zu solcher Stärke in sich habe erwachsen lassen." Wie sehr man auch es für die Pflicht des Richters halten mag, mildernde Rücksichten zu beachten, wie verwerflich man die Einrichtung der Todesstrafen auch finden mag: man wird sich doch aus den vorliegenden Thatsachen überzeugen, daß das Gericht nicht anders entscheiden konnte, wenn es überall eine Zurechnungsfähigkeit giebt, wenn man dem Menschen nicht, als einer willenlosen Maschine, mit der Strafbarkeit zugleich die Freiheit absprechen will. Und wenn man es nicht mit dem Referenten des Oberappellations-Gerichts für "offenbar unerhebliche" Anführungen erklären will, was der Vertheidiger bemerklich gemacht hatte, "daß in Bremen die Idee im Volke herrsche, als hätten die dortigen Gerichte nicht das Recht, am Leben zu strafen, und daß sich die öffentliche Meinung jetzt überhaupt gegen die Todesstrafe erklärt habe," so wird man doch auf der andern Seite zugeben, daß der Fall der Gottfried wenig geeignet war, den Anfang einer milderen Gesetzgebung zu bezeichnen.

---

ziehen, weil sie natürlicher ist, als ein verkehrtes und zweckloses Begehren". Unter den verzeihlicheren Fällen wird dann einer angeführt, den der Meister mit seiner bezeichnenden Kürze erzählt. "So entschuldigte sich Einer, daß er seinen Vater geschlagen habe: denn, sprach er, Der hat seinen Vater auch geprügelt, und Dieser den seinen nicht minder; und, setzte er hinzu, indem er den Richtern sein unmündiges Knäblein zeigte, der kleine Bursche da wird mich auch prügeln, wenn er groß wird; das liegt einmal so bei uns im Blut." Eth. Nicom. VII. 7.

Ueber das Technische der Vertheidigung und des Referats kömmt uns kein Urtheil zu. Aber gewiß ist es, daß ein Laie, oder auch ein Ausländer, der einen rascheren Gang der Rechtspflege zu sehen gewohnt ist, nach dem Umstand, daß die Gottfried am 6. Mai 1828 eingezogen, und am 21. April 1831 hingerichtet worden, von der Gründlichkeit des Verfahrens einen sehr hohen, und in der That den höchsten Begriff fassen muß.

Die beiden Freunde. Zwei Erzählungen, aus dem Französischen und Altdeutschen, mitgetheilt und eingeleitet durch F. W. Carové. Leipzig, 1831. Wolbrecht 38 S. 8.

Beim Durchblättern der neuesten (Brüsseler) Ausgabe von Diderot's Werken lernte der Herausgeber die Erzählung "Les deux amis de Bourbonne" kennen. *) Er ward durch den Titel angezogen, las, und übersetzte. Im Vorwort sucht er die Begriffe über Diderot und seine Zeitgenossen zu berichtigen. Das ist sehr verdienstlich: denn es ist Zeit, daß die Kritik aufhöre, den Teufel ohne Unterlaß an die Wand zu malen, sobald einer der sonst so gefeierten Namen genannt wird. Es ist Zeit, die Tendenz zu würdigen, aus welcher die Opposition jener Männer hervorging. Keiner, der ihre Schriften genauer als nur vom Hörensagen kennt, wird die Entrüstung verkennen, mit welcher jene Männer gegen ein System der Bedrückung und der Lüge auftraten, oder die ächte, und in der Tiefe des Gemüths begründete Sympathie, mit welcher sie der unglücklichen Opfer, der verblendeten und getäuschten Menge sich annahmen. In dieser Beziehung muß man auch der Tendenz Voltaire's Gerechtigkeit widerfahren lassen, dem man bei jeder Gelegenheit ein dämonisches und diabolisches Treiben zugeschrieben hat. Und in Diderot war mehr Innigkeit des Gemüthes, als in Voltaire.

Der Herausgeber spricht sich darüber in folgenden Worten aus: — "Eine tiefe Entrüstung gegen Anmaaßung, Unrecht und Willkür, wie gegen Glaubenszwang und Religionsheuchelei durchzitterte alle besseren Gemüther, alle wahrhaft begeisterten Dichterherzen, und Molière's Tartüffe, Voltaire's Erzählungen und Mahomet und Athalie, und Boileau's Lutrin, wie Montesquieu's persische Briefe, und J. J. Rousseau's fast sämmtliche Werke bezeugen der Nachwelt das tiefe innere Elend ihrer Zeit und den schmerzlichen geistigen Kampf, welcher durch die Verstocktheit ihrer Gegner zuletzt zu der gräulich erhabenen Krise hingetrieben wurde, die, wie ein schweres Gewitter, zuerst nur furchtbar und zerstörend, dann aber reinigend, befruchtend, und Alles neu belebend über Europa hingezogen ist. Auch Diderot gehörte zu den ebenso geistreichen als leidenschaftlichen Vorkämpfern dieser Weltschlacht, in welcher Freiheit, Vernunft und Recht einen, übrigens noch lange nicht ausgekämpften, Kampf mit Despotismus, Autorität und Willkür begonnen." . . . . . .

---

*) Sie ist weit bekannter, als der Herausgeber zu glauben scheint. Wir erinnern uns mit Bestimmtheit, sie zuerst in einer Sammlung gelesen zu haben, die in die Kategorie der Elegant Extracts gehört.

Der Herausgeber hat einen Theil der Erzählung weggelassen, und in's Vorwort versetzt, "um den Lesern einen ungetrübten Genuß zu bereiten." Er hat nicht ganz Unrecht, wenn er glaubt, daß der satyrische Seitenblick auf die Priesterlehre, welche die Freundschaft der beiden Helden als eine "natürliche und heidnische Tugend" verdammt, jetzt nicht mehr an seiner Stelle sein würde. Aber es war das Unglück der Zeit, in welcher jene geistreichen Franzosen schrieben, daß die versteckte Satyre und die wenn auch schlecht verhüllte Persiflage fast die einzige Form war, in welcher in katholischen Ländern die Wahrheit sich geltend machen konnte. Und es ist kein Zweifel, daß der Spott mit dem Wesen der Wahrheit so wenig sich verträgt, daß unwillkürlich und selbst unbewußt der Satyriker die Gränzen weit überschreitet, in welchen bei einer ernsten und unumwundenen Darstellung seine Ansicht sich gehalten haben würde. Darum ist die Redefreiheit zu den größten sittlichen Gütern zu zählen, weil sie die Winkelzüge unnöthig macht, und die Versuchung entfernt, der in Zeiten der eifersüchtigen Ueberwachung gerade die Geistreichsten am wenigsten entgehen. Wir werden Gelegenheit finden, bei der Anzeige eines interessanten Aufsatzes in Schlosser's Archiv, auf diesen wichtigen Gegenstand zurückzukommen.

Die Erzählung selbst ist eine Hyperbel, aber voll Wahrheit und Ausdruck. Selbst in den famösen Schlußsätzen liegt Etwas, was sich leichter läugnen, als widerlegen läßt. "Und nun ein wenig Moral zum Schlusse; das steht so schön. Felix war ein Lump (gueux), der Nichts hatte; Olivier war ein anderer Lump, der Nichts hatte, sagt ebensoviel von dem Köhler und der Köhlerin, und den übrigen Personen dieser Erzählung, und schließet daraus, daß im Allgemeinen es nicht leicht ganze und dauerhafte Freundschaften geben kann, als zwischen Menschen, die Nichts haben. Ein Mensch ist dann

der ganze Schatz (fortune) seines Freundes, und sein Freund ist ganz der seinige."

Die zweite Erzählung "von zwei Gesellen," Amicus und Amelius geheißen, ist auch eine Hyperbel, und zwar in dem naiven altdeutschen Geschmack, den wir, gerade heraus gesagt, nicht lieben, dem es aber bekanntlich an Bewanderern nicht fehlt.

Der Herausgeber ist nicht ganz abgeneigt, die in beiden Erzählungen dargestellte Art von Freundschaft mit dem Priester für eine mehr heidnische als christliche Tugend zu erklären, sofern sie die Gesetze der geselligen Ordnung durchbricht, und, in der alten deutschen Erzählung, selbst die Familienbande zerreißt, und die Liebe des Vaters zu den Kindern der Leidenschaft für den Freund zum Opfer bringt.*) Wir möchten sie lieber unnatürlich nennen. Die Casuisten haben den sogenannten Conflict der Pflichten bis zum Ungebührlichen in ihren Fictionen gesteigert. Ebenso giebt es eine Art des Kampfes der Gefühle, den die Poesie besser vermeiden würde, als aufsuchen.

Ueber die Contagiosität der Cholera.

(Mitgetheilt von J. D. Runge, aus der schwedischen Staatszeitung.)

Die Königl. Schwedische Regierung hat den folgenden Auszug aus einem Aufsatze amtlich bekannt gemacht, den der Preußische Arzt Dr. Barchewitz, welcher in Moskau gewesen, und der Cholerakranke mit ausgezeichnetem Erfolge wahrgenommen, dem Schwedischen Gesandten in St. Petersburg über die Beobachtungen, die er selbst zu machen Gelegenheit gehabt, zugestellt hat.

Verhütung der Krankheit. Wenn sich ein und das andre Beispiel findet, daß hochliegende Gegenden ebensowohl von der Cholera heimgesucht werden, als niedrig gelegene, so hat doch die Erfahrung gezeigt, daß der Aufenthalt in hohen, trocknen, luftigen Strichen das beste Verwahrungsmittel wider die Cholera ist. Dieses ist so gewiß, daß auch selbst in Moskau auf gewissen höheren Theilen der Stadt niemand erkrankte und in höher belegenen Lazarethen niemand von dem bedienenden Personal krank ward. Danächst kömmt die sorgfältige Bekleidung des Körpers; nichts ist schädlicher, als nasse, kalte Füße. Sorgfalt und Mäßigkeit in der Diät ist wichtig; eine magre Fleischnahrung scheint besser zu bekommen, wie vegetabilische; häufiges Trinken von Schwachbier und dünnen Getränken, nachdem man reichliche vegetabilische Kost zu sich genommen, ist fast immer schädlich. Die Gemüthsstimmung ist von wesentlichem Einfluß und haben Viele die Cholera von der bloßen Furcht bekommen.

Dr. Barchewitz hält es für Pflicht, die zufriedenstellende Erklärung mitzutheilen, daß die Krankheit durchaus nicht so ansteckend ist, wie man im Allgemeinen glaubt; daß sie fast nie ohne gegebene zufällige Ursache einen Menschen befällt, indem eine besondere Disposition dazu erforderlich ist; daß sie fast immer im Anfange geheilt werden kann und zwar mit geringen Mitteln, so wie, daß vor allen Dingen die ersten Vorboten nicht vernachlässigt werden dürfen.

Aber auch in Ansehung des moralischen Einflusses, der fast in keiner Krankheit so in die Augen fällt, wie bei der Cholera, muß auch alles dasjenige, was Schrecken, Abscheu und Schauder erregt, beim Fortbringen der Kranken und Todten vermieden werden; und andrerseits wird auf die Mitwirkung der Geistlichen zur Beruhigung des Gemüthes, als zur Verhütung der Krankheit beitragend, gerechnet.

Was die Ansteckungskraft der Krankheit betrifft, so sind die Fälle einer genaueren Prüfung zu unterwerfen, welche beweisen sollen, daß die Cholera nicht epidemisch ist, sondern sich nur durch unmittelbare Berührung mit angesteckten Körpern verbreitet. Gewiß ist es, daß viele Facta, die für ein Contagium zeugen sollen, sich ganz anders ereignet haben, als man es bisher für unzweifelhaft angenommen. Aus einer Menge ist nur der einzige Umstand anzuführen, daß, ganz wider die bisher geherrschte Vermuthung, es nunmehr amtlich zu Tage gelegt worden, daß die Cholera nicht nach Moskau verschleppt worden, sondern sich dort aus sich selbst entwickelt hat. Hr. B. stellt folgende unläugbare Thatumstände zur Begründung auf, welche jene Behauptung rechtfertigen sollen: — 1) Während die Cholera in Moskau herrschte, fand sich kaum Ein Mensch, der nicht einiges von der Krankheit fühlte; allein nur bei einigen Tausenden haben sich alle Symptome derselben entwickelt. 2) Fast bei jedem, der erkrankte, konnte eine specielle zufällige Ursache nachgewiesen werden. 3) Während der Cholera hörten fast alle andern Krankheiten in Moskau auf, und kamen mit deren Verschwinden wieder. Dies war auch der Fall mit dem kalten Fieber, einer Krankheitsform, die sonst in dieser Stadt allgemein vorkommt. 4) In der ganzen Gegend um Moskau ist, einige wenige Fälle ausgenommen, keine Cholera vorgekommen, während der sehr lebhaften Communication, die, selbst so lange die Absperrung währte, nicht einen Augenblick unterbrochen blieb. 5) 50,000 in der Cholera-Zeit Ausgewanderte haben die Ansteckung nicht mit sich fortgeführt. 6) Auf der größten Höhe der Seuche erkrankten die Krankenwärter und Wärterinnen so gut wie Andre, ja, aus leicht begreiflichen Ursachen, (Lebensweise, Erkältung, Ermattung) noch mehr; nachher aber ist, obgleich ein Einziger oft 100 Kranken wartete, keiner von ihnen befallen. 7) Im Hospital auf der Ordinka befanden sich gleichzeitig mit den Cholera-Kranken einige und 80 andre Kranke, in beständiger Verbindung miteinander, ohne daß einer von diesen die Cholera bekam. 8) Mit dem Bettzeuge, Bädern u. s. w. ist nicht die geringste Vorsicht beobachtet worden und doch hat dadurch keine Ansteckung stattgefunden. 9) Alle Aerzte, welche die Cholera-Lazarethe dirigirt, haben ungehindert, und ohne auch nur die Kleider zu wechseln, andre Häuser besucht, ohne eine Ansteckung übertragen zu haben. 10) In einigen Theilen der Stadt sind, wie schon bemerkt worden, Keine, oder nur sehr Wenige erkrankt, und in den dort belegnen Lazarethen haben keine der Bedienenden die Krankheit bekommen.

Viele dergleichen Umstände könnten angeführt werden, die alle beweisen, daß es sich mit dem Cholera-Contagium auf eine ganz eigne Weise verhalte. So lange noch einige, von den Contagionisten erwähnte Thatsachen nicht genau untersucht worden (und viele Umstände machen eine vollständige Ergründung und Widerlegung schwer, wo nicht unmöglich) mag die Frage von der Contagiosität der Cholera vielleicht noch nicht zur Beantwortung reif sein; und welcher Nicht-Contagionist wäre wohl so unbedachtsam, läugnen zu wollen, daß die Cholera, eben so wie andre epidemische Krankheiten, unter beförderlichen Umständen ein Contagium entwickeln könne? Allein ausgemacht ist, daß zur Aufnahme der Krankheit eine Disposition, selbst eine nicht so allgemeine, als die durch Nervenfieber angesteckt zu werden, gehört. Daß aber die Cholera durch Waaren fortgepflanzt werde, kann bestimmt geläugnet werden.

Und wenn nun die Verbreitung der Cholera aus Indien nach Europa, als der entscheidendste von allen Beweisen angeführt wird, und wenn die Cholera durch einige Reisende viele tausend Meilen bis zu ihrem jetzigen westlichen Puncte fortgezogen, so mag man die Frage beantworten, warum denn die Cholera nicht eher nach

*) Der Herausg. scheint das berühmte Capitel des Montaigne über die Freundschaft nicht zu kennen. Sonst würde er schwerlich unterlassen haben, eine so ganz hieher gehörige Stelle zu commentiren, wie die folgende: "L'unique et principale amitié descoust toutes autres obligations. Le secret que j'ay juré ne deceller à un autre, je le puis sans parjure communiquer à celuy qui n'est pas autre, c'est moy." — Essais I. 27, 159. Vergl. die Stelle über die Antwort des C. Blosius, S. 156.

Europa gekommen, da doch beständig Verbindung zwischen diesen Welttheilen stattgefunden habe?

Schließlich kann Dr. B. nicht genug temporaire Lazarethe anempfehlen, die frühzeitig in allen bedrohten Städten fertig und zum Zwecke hinreichend da sein müßten.

Oeffentliche u. persönliche Vorsichtsmaaßregeln gegen die ostindische Brechruhr oder Cholera morbus, u. s. w. u. s. w. Von Dr. Friedrich Alexander Simon jun. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe. VI. u. 104 S. 8.

Ein mit ziemlicher Zuversichtlichkeit austretender Versuch, den Streit über Contagiosität oder Nichtcontagiosität zu schlichten. Die Streiter für die eine wie für die andre Ansicht haben sich auf die Erfahrung berufen. Wohlbegründete Thatsachen sind dem System der Untersuchenden entweder angepaßt, oder sie sind nach Möglichkeit wegdisputirt und ihre Beweiskraft modificirt worden. Der Verf. behauptet auf alle Erscheinungen Rücksicht genommen zu haben, die von den Aerzten beobachtet und verzeichnet worden sind. Er findet es durchaus unmöglich, sämmtliche Thatsachen mit einer der beiden Ansichten ausschließlich in Einklang zu bringen.

Gegen die Annahme eines epidemischen Miasma spricht hauptsächlich, daß die Krankheit den Heerstraßen des menschlichen Verkehrs gefolgt, und daß sie vorzugsweise auf ihren Wanderungen die besuchteren Handelswege gewählt hat. Die andre Ansicht aber, die von der Contagiosität, hat mit der so wohl verbürgten Erfahrung zu kämpfen, daß die Berührung und Pflege der Kranken nur selten einer größeren Gefahr aussetzt, als die ängstliche Vermeidung alles Zusammentreffens mit Angesteckten.

Jene schreckende, und diese beruhigende Thatsache glaubt der Verf. — mit welchem Recht, müssen die Männer vom Fach entscheiden — durch die Voraussetzung zu vereinigen, daß der Cholerastoff ein animalisches, ein Menschengift sei, nicht ein Erdgift oder Luftgift. Was die Nichtansteckungsfähigkeit der Erkrankten betrifft, so erklärt er sie auf folgende Weise: —

"Stockung des Blutumlaufs, ja der Blutbewegung selbst, im höchsten Grade gestörter und gänzlich aufgehobener Chemismus des Blutes, das sind die frühesten und constantesten Symptome jedes einigermaßen heftigen Anfalls der Cholera. Mit der Stockung aber im Umlauf und der Bewegung des Blutes, mit der ersichtlichen Hemmung und Störung seiner lebendigen Mischung hört nothwendigerweise auch die Erzeugung und Wirkungskraft des im Blute und den Säften überhaupt vorhandenen Cholerastoffes auf. Cadaver der an der Cholera Gestorbenen stecken, nach tausendfältigen Erfahrungen, nie und nimmer an; Verwundungen bei Leichenöffnungen bringen wohl örtliche Entzündungszufälle, aber nichts der Cholera Aehnliches hervor. Und leider ist, in der Mehrzahl der Fälle, der Mensch bei'm Ausbruch der Cholera nichts als eine werdende Leiche, der demnach im Ganzen eben so wenig anzustecken vermag als diese." Er fügt hinzu: "Deutlicher wird meine Ansicht vielleicht dadurch, wenn man sich den Ausbruch der Cholera als die Vergiftung gleichsam und die Lähmung des Nervenmarks und seiner Thätigkeit durch das Uebermaaß des im Blute gezeugten und genährten Cholerastoffes vorstellt."

Es wird demnächst wahrscheinlich gemacht, daß der Cholerastoff ungleich häufiger im Organismus vorhanden ist, als er sich durch Krankmachung und Zerstörung desselben äußert, und daher entspringt die Fortpflanzung der Cholera durch scheinbar gesunde Individuen, in denen der Cholerastoff nicht zerstörend wuchert, welche ihn gewissermaaßen assimiliren. *)

Die wirksamsten Maaßregeln zur Abwendung der Krankheit findet der Verf. daher in einer zweckmäßigen und strengen Quarantaine gegen Menschen und Thiere, der er eine eigenthümlich lange Dauer als eine der nothwendigsten Bedingungen zuschreibt: —

"Wir wissen bis jetzt durchaus nicht, wie lange der Cholerastoff bei den, aus angesteckten Gegenden kommenden Personen, als ansteckungsfähiger Zunder vorhanden ist. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß die Individualität hier einen großen Unterschied macht, indem vielleicht manche Individuen eine sehr geringe, andere dagegen eine sehr große Empfänglichkeit für den Cholerastoff haben, und demzufolge ihn ungleich länger verbreitungsfähig in sich hegen als erstere. Bei dieser zur Zeit noch herrschenden Ungewißheit, halte ich eine sechswöchentliche Quarantaine gegen Menschen und Thiere, die aus angesteckten Orten kommen, der Vorsicht angemessen, und eine kürzere, je nachdem der Reisende acht, vierzehn Tage oder länger nach dem Verschwinden der Cholera, aus den damit behaftet gewesenen Orten abgereist ist. Z. B. wenn Jemand aus Danzig vierzehn Tage nach dem letzten Cholerafall abgegangen ist, so ist er unerbittlich einer vierwöchentlichen Quarantaine zu unterwerfen."

Die Ansteckung durch Waaren hält er für durchaus unbegründet, und faßt in folgenden Sätzen seine Resultate zusammen: —

"Das Choleragift pflanzt sich, seiner Natur nach, und aus den Gründen des Verstandes und der Erfahrung, die wir mit der größten Ausführlichkeit zu entwickeln gesucht haben, nur durch lebendige Menschen, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch durch die ihn umgebenden warmblütigen Hausthiere fort. Todte Träger, Waaren und Effekten irgend einer Art, sind nicht im Stande, den Stoff verbreitungsfähig aufzunehmen; denn das Choleragift gehört zu den flüchtigen, nur in den Säften des lebendigen Menschen gedeihenden und wuchernden Ansteckungsstoffen; wo diese Bedingungen seiner Zeugung und Erhaltung nicht gegeben sind, da giebt es keine Ansteckung. Gäbe es todte Träger des Giftes, so wäre die Cholera uns schon ungleich früher aus Ostindien selbst zugeführt worden, durch die von dort aus verladenen und in England ausgeschifften Waaren, da meines Wissens nie an eine Reinigung derselben gedacht, und in den festgepackten, ungelüfteten Waarenballen der Ansteckungsstoff fest und sicher genug verwahrt worden ist, um nicht so leicht auf der Ueberfahrt verflüchtigt zu werden." *)

Die in Moskau publicirte "amtliche Untersuchung über die Ansteckung durch Waaren u. s. w." ist im Anhang abgedruckt. So ehrenwerth in wissenschaftlicher Hinsicht die Autorität sein mag, so scheint es doch nicht wenig zur Beruhigung des Publikums beizutragen, daß die Regierungen auch in Hinsicht auf die nicht völlig erwiesene Ansteckung durch leblose Stoffe die wirksamsten Vorsichtsmaaßregeln nicht verabsäumt haben.

*) Wir vermögen nicht ganz deutlich einzusehen, wie der Verf. einem Vorwurf entgehen will, den er den "Contagionisten im gewöhnlichen Sinn" gemacht hat. "Die präsumirte Nothwendigkeit einer besondern Disposition und Empfänglichkeit für das Cholera-Contagium ist ein ebenso schlechter Behelf der Contagionisten im gewöhnlichen Sinne des Wortes, als die Zufälligkeiten, welche die Epidemisten erzwingen und erfinden, um die ersichtliche Fortpflanzung der Krankheit durch Menschenverkehr zu erklären."

*) Daß die Passagiere, die von Indien aus angesteckten Häfen nach England gekommen, die Krankheit nicht mit sich geführt, erklärt der Verf. durch die lange Dauer der Seereise, die dem Gedeihen und der Erhaltung des Giftstoffes nicht förderlich sein möge.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

55. Hamburg. Montag, den 18. Juli. **1831.**

Inhalt.

Sendschreiben von **Dr.** Schleiermacher an die **D. D.** von Coelln und Schulz. (In den theol. Studien und Kritiken. Hamburg, 1830. Fr. Perthes. 1 Heft S. 3 — 39.)

Zwei Antwortschreiben an Hrn. **Dr.** Fr. Schleiermacher von **Dr.** Dan. von Coelln und **Dr.** Dav. Schulz. Leipzig, 1831. Barth. 79 S. 8.

Das unläugbare Mißverhältniß zwischen dem Inhalt der Bekenntnißschriften, und der Ueberzeugung so vieler achtungswerthen Lehrer und Mitglieder der evangelischen Gemeinden, ist in diesen Blättern mehr angedeutet als besprochen worden. Wir sind unsern Correspondenten auf ihre schätzbaren Bemerkungen die Antwort bis heute schuldig geblieben; um so erwünschter ist uns die Gelegenheit, die Anzeige der obengenannten, höchst interessanten Schriften dem Versuch einer Verständigung zu Grunde zu legen.

Zwei Männer, deren Forschungen durch Gewissenhaftigkeit nicht minder als durch Freimuth ausgezeichnet sind, hatten bei der herannahenden Jubelfeier des verflossenen Jahrs über die theologische Lehrfreiheit sich ausgesprochen. Die Besorgnisse, die damals durch die jüngsten Schritte einer eifernden Partei den Andersgläubigen nahe genug gelegt waren, haben seitdem sich zerstreut. Die Feinde der Lehrfreiheit werden schwerlich von einer Regierung den äußern Zwang auswirken, durch welchen sie, mit mehr Ungestüm als Umsicht, den gefährlich dünkenden Geist des Widerspruches zu bannen vermeinten. Dagegen tritt unter den Freunden der Lehrfreiheit ein Mann auf, den die glänzendste wissenschaftliche Laufbahn auf die höchste Stufe des Ruhms gehoben, dem eine geistige Ueberlegenheit in den meisten Fehden den unzweifelhaften Sieg, und, was das Größte ist, dem eine hinreißende Beredsamkeit und ein inniges Durchdrungensein von seinem Gegenstand jenen Einfluß auf jugendliche Gemüther gewonnen hatte, den auch die gereiften Schüler als die erste begeisternde Anregung zu edlem Streben mit Worten des unauslöschlichen Dankes anerkannt haben. Aber er tritt auf eine Weise auf, daß zum ersten Mal, trotz seiner Dialektik, und gerade durch diese seine Dialektik, die heftigen Gegner gewonnenes Spiel zu haben scheinen. Eine solche Erscheinung, wie betrübend sie auch dem getäuschten Gefühl individueller Erwartungen sein mag, ist zu wichtig, um verschwiegen, zu einflußreich, um anders als mit ruhigem Ernst besprochen zu werden.

Schleiermacher läugnet es, daß der jetzige Zustand der protestantischen Kirche, daß der Zwiespalt, der die Lehrmeinungen trennt, als eine "innerliche Auflösung des kirchlichen Verbandes" anzusehen sei. Er läugnet es, daß die Verpflichtung auf Symbole, deren ganzer Inhalt von dem Schwörenden nicht geglaubt wird, eine Unwahrheit in sich schließe; er hält es nicht für wünschenswerth, daß man neue Symbole, die dem geistigen Bedürfniß der Zeit entsprechen, an die Stelle der älteren setzen möchte; er "würde nur Verderben davon ahnen, wenn die Kirche dies jemals thäte aus freien Stücken."

Wenden wir uns zur Betrachtung der einzelnen Behauptungen.

Sehr unumwunden, und wie es von ihm zu erwarten stand, spricht er über die Bedeutung der vorhandenen Symbole sich aus. Er ist "soweit als irgend Jemand davon entfernt, eine Verpflichtung auf jenes oder auch auf irgend ein andres Bekenntniß unterschreiben zu wollen, ja auch eben so weit entfernt, jenes Bekenntniß in allen Stücken zu billigen und ihm unbedingt beizutreten." Sollte ein Landesherr die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, da, wo sie nicht besteht, einführen wollen, so heißt es für diesen Fall: —

"Gesetzt also, er entschlösse sich, eine solche Verpflichtung einzuführen, und faßte auch den Muth, was sich nicht fügen wollte, abzusetzen gemäß seiner Gewalt: ich dächte doch, wir müßten ihm für seinen eignen Zweck rathen, daß er uns akademische Lehrer von dieser Verpflichtung ausnähme; ja daß er unsere Facultäten ganz ließe wie sie sind. Wenn er sein Land nicht verschließen will, daß keiner hinaus kann: was würde ihm das Absetzen helfen? Die Abgesetzten würden als Märtyrer erscheinen; und gesetzt auch, keiner triebe das Vertrauen auf akademische Rechte und Freiheiten so weit, eben da, wo er abgesetzt worden, als Privatdocent wieder aufzutreten: so würde es anderswo geschehen. Und da nichts mehr Beifall und Bewunderung erregt, als das Märtyrthum: so würde sich die Jugend beeifern, die Härte des Landesherren nach Vermögen gut zu machen. Ja noch mehr, würde je eine Facultät sich bewegen lassen, freiwillig bei ihren Prüfungen zu akademischen Würden auf strenge Uebereinstimmung mit dem symbolischen Büchern zu sehen? Nein, verehrte Freunde, ich dächte wir sagten es lieber grade heraus, daß wir die Verfasser unserer kirchlichen Bekenntnisse nur für unseres gleichen achten. Sie waren Theologen wie wir; und wir haben denselben Beruf Reformatoren zu sein wie sie, wenn und soweit es nöthig ist und wenn und so weit wir uns geltend machen. Und so stellen wir auch ihre Werke den unsrigen gleich. Wir geben unsern Nachkommen unsere Werke hin, damit sie frei gebrauchen und frei beurtheilen, und so wollen wir es auch mit den Werken unserer Vorfahren machen. Sind sie exegetisch; wir erkennen keine authentische Interpretation an, sondern legen die Schrift aus nach unsern eignen mit Gottes Hülfe auch von dem göttlichen Geist, der ja seitdem nicht ausgestorben ist, geleiteten, auch fleißigen und mühsamen und durch einen größeren Reichthum von Hülfsmitteln unterstützten Untersuchungen. Sind sie dogmatisch; wir erkennen keine abgeschlossenen feststehenden Formeln, weil derselbe Buchstabe nach einer Reihe von Generationen nicht mehr dasselbe bedeutet, weil es ein todtes Werk wäre, den christlichen Glauben darstellen zu wollen ohne allen Zusammenhang mit dem, was darüber drinnen und draußen gedacht wird, wie denn unsere symbolischen Bestimmungen selbst auch nur aus solchen Berücksichtigungen entstanden sind. Oder sollte ein solcher Aufsatz für uns und auf unserm Gebiet einen ganz andern Character bekommen durch die Unterschrift der Fürsten, oder durch die Annahme des Kaisers? Diese Thorheiten sind wohl längst hinreichend widerlegt, und es ist auch bei der jetzigen Veranlassung von so vielen Seiten geschehen, daß ich nichts hierüber hinzufüge. Freiwillig also wird nie eine Corporation evangelischer Theologen eine solche Maaßregel annehmen. Wir können nicht abhängen von einem symbolischen Buch, vielmehr umgekehrt, es gilt fort, weil und sofern wir es aufs neue bestätigen durch unsere Lehre und die Jugend von demselben überzeugen."

Inwiefern ist nun eine solche Ansicht von den symbolischen Büchern mit einer Verpflichtung auf dieselben zu vereinigen? Wie ist ein solcher Schritt vor dem eigenen Gewissen, und vor der richtenden öffentlichen Meinung — um nicht von der höheren Verantwortlichkeit zu reden, an die doch gerade hier Alles am ehesten erinnern müßte — zu rechtfertigen?

Die Lösung der Frage, die Schleiermacher aufstellt, ist von der Art, daß ihre Erwähnung in kurzen Worten einer gehässigen Anklage so ähnlich sehen, und den Grundsätzen des Verfahrens dieser Blätter so sehr zuwiderlaufen würde, daß wir nicht umhin können, sein Raisonnement möglichst im Zusammenhang herzusetzen: —

"Wer sein Amt gewissenhaft nach bester Ueberzeugung verwaltet, diese sei nun eine rationalistische oder supernaturalistische, der hat gewiß das Bewußtsein, daß ihm sein Amt, wenn er es auch von Menschenhänden empfangen hat, doch von Gott anvertraut worden ist, und daß er Diesem Rechenschaft darüber abzulegen hat. Er kann es also nicht freiwillig niederlegen, Andern zu lieb und zu gefallen; sondern, wenn es hierzu nicht aus ihm selbst hervorgehende Motive giebt, darf er nur der Gewalt weichen, wenn sie ihm sein Amt nimmt. Und dieß meine ich nicht nur von denjenigen Lehrern, welche niemals oder nur bedingterweise auf ein symbolisches Buch verpflichtet worden sind, sondern auch von allen denen, die sich bei ihrem Amtsantritt verpflichtet haben. Denn werden die letzteren nicht alle nachweisen können, daß unter den Verpflichtenden selbst solche gewesen, die keine symbolische Autorität anerkennen, daß lange vor ihnen schon viele solche mit gleicher Verpflichtung ihr Amt übernommen und es ruhig fortgeführt haben, ohnerachtet sie niemals Hehl gehabt, daß sie mit den symbolischen Büchern nicht übereinstimmten, und ohne daß irgend jemand nach ihrer amtlichen Praxis in dieser Hinsicht gefragt hätte; kurz, sollten sie nicht Alle nachweisen können, daß von beiden Theilen durch die That anerkannt worden, diese Verpflichtung werde jetzt nur noch als eine Förmlichkeit gefordert und geleistet, weil man nicht nothwendig erachtet, sie ausdrücklich aufzuheben?"

Wir erinnern hier vorläufig nur, was sich unabweislich aufdringt, daran, daß die gedoppelte Unwahrheit, von Seiten der Verpflichtenden und der Verpflichteten, die Sache zum mindesten um Nichts besser macht. Und wir führen dies nicht wider Diejenigen an, die in dem erhebenden, im Eingang der Stelle ausgesprochenen Bewußtsein über die Skrupel sich hinwegsetzen, sondern wider den Stand der Dinge, der ein solches Bewußtsein selbst durch eine herabwürdigende Zweideutigkeit trübt. Etwas Aehnliches läßt uns auch die Mangelhaftigkeit der nachstehenden Erklärung nur bedauern: —

"Ja, um auch das nicht zu übergehen, was doch gewiß geschehen würde, wenn eine solche Verpflichtung eingeführt werden sollte, so gewiß, als wir alle Menschen bleiben, daß nämlich mancher Geistliche, der doch keineswegs mit dem Bekenntniß ganz übereinstimmte, kein Bedenken tragen würde zu unterschreiben, und doch nichts weiter in seiner Lehrweise zu ändern, so daß diese Unterschrift nur wie ein leeres Blatt wäre in seinem Leben: würden Sie Sich berufen fühlen, den ersten Stein zu werfen auf einen solchen? Ich meines Theils würde mich sehr hüten, zumal so allein wie jeder unter uns steht, daß er den Einfluß seiner Handlung gar nicht übersehen kann. Ich sollte einen bescheidenen Mann verdammen, welcher zu sich selbst sagte: 'Die Handlung, die du begehst, wenn du deine Unterschrift verweigerst, steht in gar keinem Verhältniß zu dem Zweck der Verfügung. Jedermann weiß ja, und also auch unsere kirchlichen Gesetzgeber, daß nicht zwei Menschen genau denken einer wie der andere, und auch die, welche dieses Bekenntniß zuerst unterschrieben, haben es theils nicht mit demselben Grade bestimmter Ueberzeugung gethan, theils nicht dasselbe dabei gedacht. Es kömmt also immer nur auf ein Mehr oder Weniger von Uebereinstimmung an. Wenn ich nun glaubte, meine Abweichung wäre so groß und von der Art, daß diejenigen, die ich nach meiner Ueberzeugung belehre und anrege, nicht zur Gemeinschaft der Kirche gehören könnten, die sich von diesem Bekenntniß aus der römischen gegenüber gebildet hat: dann wäre Grund genug, das Aufsehen einer Verweigerung nicht zu scheuen. Das ist aber nicht der Fall, und weiter, als meine innige Ueberzeugung hievon, bekenne ich ja nichts durch meine Unterschrift.' Unwahrheit ist ein großes Wort, aber doch nur ein abstrakteß, und es kann jedesmal nur der Natur der Sache nach angewendet werden. Wer nun hierin auch nur eine reservatio mentalis finden wollte, der müßte verlangen, daß im Fall eines solchen Gebotes mit jedem Einzelnen Verhandlungen aufgenommen würden, die vielleicht nie zu Ende kämen, und was dann als gemeinschaftlich stehen bliebe, das würde wenig genug sein. Und müßte uns nicht Allen, wenn einmal irgendwo ein solcher Mißgriff gemacht würde, dieser stille, nichts sagende, aber eben deßhalb auch nichts verderbende Ausgang der liebste sein, daß Jeder, der nur nicht in einer offenen Polemik gegen den Geist unseres Bekenntnisses stände, ganz ruhig seine Unterschrift leistete? Lieber als jene Spaltung, und lieber als diese einzelnen Compromisse; indem durch beides eine Menge von guten evangelischen Christen, die aber kein geschichtliches Leben führen und um den Zustand der Kirche sich für gewöhnlich nicht sonderlich kümmern, nur gar zu leicht irre gemacht werden können, wenn er ihnen auf einmal in dieser Gestalt entgegentritt!"

Gewiß, nicht verdammen wird man den "bescheidenen Mann", der ein theuerwerthes Amt um solcher störenden Beigabe willen nicht niederlegt. Aber ebensowenig wird es gutzuheißen, wird es auch nur zu entschuldigen sein, wenn man die Aufrichtigkeit in Versuchung führt, wenn man von der Wahrhaftigkeit ein Opfer verlangt, das sich beschönigen läßt, wie man aus der Argumentation sieht, das aber, wie die Argumentation selbst nicht ganz zu bergen weiß, mit schmerzlichem Bewußtsein dargebracht wird.

Aber in's stärkste Licht tritt die hier zu Grunde liegende Denkungsart, in der Anwendung auf die Agende, mit deren Vorstellungsweise so mancher Prediger, der sie doch vorzutragen hat, nicht übereinstimmt. Die Eiferer haben nämlich zu verstehen gegeben, ein gewissenhafter rationalistischer Prediger könne es unmöglich bei der Agende aushalten; er müsse entweder aufrichtig sich bekehren, oder ein Amt niederlegen, wobei er immer zu wiederholen habe, was er nicht glaube. Schleiermacher ist, oder stellt sich höchlich verwundert über den Einwurf. "Grundloser und unpraktischer ist wohl Nichts zu denken. Wie? Giebt es denn nicht für alle supernaturalistischen Ausdrücke, welche in unsrer Agende vorkommen, eben zu diesem Behuf rationalistische Erklärungen in allen Lehrbüchern aus dieser Schule? Ist es zu begreifen, warum es dem Geistlichen schwerer werden soll oder mehr durch's Herz gehen, wenn er sie in der Agende lieset, sich Dasselbe dabei zu denken, was er schon immer anderwärts dabei gedacht hat? Zumal noch, wenn er überzeugt ist, daß der größte Theil der Versammlung, in Folge der von ihm empfangenen Unterweisungen und Belehrungen, auch nichts Anderes dabei denkt als er? Und wie sollte ihn doch dieses Vorlesen auf eine so eigenthümliche Weise afficiren, da schon eine große Sammlung und für Viele gewiß eine große Anstrengung dazu gehört, daß es bei der so häufigen Wiederholung nicht etwas Mechanisches werde und den Gedanken ganz frei lasse! Zumal wir schon immer so manches lesen müssen, wobei man etwas Bestimmtes gar nicht denken kann! .... Das versteht sich ja von selbst, daß Keiner das vertreten will, was er vorlieset; er ist ja dabei nicht der Handelnde, sondern Diejenigen, welche die Liturgie ordnen."

Ist es bittere, und die bitterste Ironie auf die Agende, auf die Geistlichen, auf alle gemeinsame Erbauung, oder ist es "bitterer Ernst?" Das zweite der Antwortschreiben scheint es unentschieden zu lassen, ob Schleiermacher seine wirkliche Ueberzeugung aussprechen, oder ob er nur, in der Manier der älteren kirchlichen Polemiker, im Sinn der Andersdenkenden eine Voraussetzung durchführen wollte, die seiner eigenen Denkungsart fremd ist. Es mag sein, daß sein begleitendes Privatschreiben an die beiden Freunde darüber einen Zweifel offen hält, indem er darin geäußert, "ihr Büchlein (über Lehrfreiheit) habe ihm die Veranlassung gegeben, sein Herz auch auszuschütten über das unge-

schlachte, verkehrte Treiben der jetzigen Zeit, und er stelle sich als ihren (der beiden Verfasser) Gegner mehr an, als er es sei." Aber im Namen des Rechtes und der Wahrheit muß man fragen, ob es erlaubt sei, daß ein Mann von Schleiermacher's Autorität so rücksichtslos verfährt, wenn er sein Herz ausschüttet, daß seine Schüler und Freunde zweifelhaft bleiben können, ob der Ernst eines Gottesgelehrten aus ihm spricht, oder ob er mit der Lieblingsfigur jenes Geistreichsten unter den Griechen spielt, in dessen Manier er vor allem sich zu gefallen scheint? Was könnte "ungeschlachter," was "verkehrter" sein, als wenn ein Mann, dessen Worten ein eigenthümliches Gewicht von Gegnern wie von Freunden beigelegt wird, ein Mann, von dem man den Ausdruck unumwundener Ueberzeugung zu fordern berechtigt ist, höhnend statt lebendiger und belebender Wahrheit nicht nur wie jener verkehrte Vater, den Stein bietet, sondern den verletzenden, rücksichtslos in's Dunkle geschleuderten Pfeil? Der Himmel verhüte, daß ein solches Beispiel nachgeahmt, daß es gutgeheißen, daß es auch nur von den Wohlgesinnten für möglich erachtet werde!

Man kann sich demnach in der That nur dahin entscheiden, daß Schleiermacher seine wirkliche Ansicht ausgesprochen habe. Wohl wird diese Entscheidung dadurch erschwert, daß er noch vor wenigen Jahren in den stärksten Worten der entgegengesetzten Ansicht gehuldigt hat. Aber selbst den Widerspruch, wenn er, wie wir nicht anders glauben können, ein ehrlicher ist, wollen wir unendlich lieber annehmen und rechtfertigen, als wir uns mit der — Petulanz irgendwie auszusöhnen wüßten, deren Voraussetzung denn ein für alle Male abgewiesen werden mag.

In den beiden Antwortschreiben werden Aeußerungen von Schleiermacher nachgewiesen, in welchen er sich auf's Bestimmteste gegen die Gleichgültigkeit in Betreff des wider die eigne Ueberzeugung Vorgetragenen erklärt, der er nun zu huldigen scheint.

In der Vorstellung einiger Prediger zu Berlin an den Staatsminister v. Altenstein,*) an welcher Schleiermacher Antheil genommen hat, heißt es: — "Wenn man die Geistlichen gleich anfangs herabwürdigt, durch die Ableistung eines Eides, in welchem Stellen vorkommen, mit welchen sich in unsern Verhältnissen kein bestimmter Sinn verbinden läßt, ja, welche Widersprüche mit denselben in sich schließen; — wenn Viele unter ihnen bei jedem Gottesdienst sich ihres knechtischen Zustandes bewußt werden, indem sie buchstäblich wiederholen müssen, was ihnen selbst nicht erbaulich ist, oder wovon sie auch keine Erbauung erwarten, ja, was sie als im Geiste unsrer Zeit Gebildete und Sprachkundige auf mancherlei Weise verletzt; wenn ihnen ihr Ritual auf jeder Seite fast sagt, was sie abzulesen haben sei die Hauptsache, u. s. w., was haben wir dann für einen Geist im geistlichen Stande zu erwarten?"

Noch stärker äußerte Schleiermacher sich in einem ähnlichen Actenstück: — "Zuerst also, was ich von der Beharrlichkeit bei den eingeführten Formularen gesagt habe, will ich keinesweges von einer unausgesetzt sich immer gleichbleibenden buchstäblichen Wiederholung verstanden wissen, denn zu einer solchen hätte ich mich ohne Unredlichkeit auch in dem Falle nicht anheischig machen können, wenn ich in mir Gründe befunden hätte, die neue Agende anzunehmen. . . . . Der liturgische Theil unsers Gottesdienstes kann seiner Idee nur entsprechen, wenn der Geistliche die Gedanken, die er vorträgt, sich lebendig angeeignet hat. Wenn er aber von einer solchen Aneignung aus den Ausdruck hervorbringt, wird dieser nicht jedesmal derselbige sein. Nicht einmal bei der Anführung von Schriftstellen ist eine solche Buchstäblichkeit immer zu verlangen, wie sich sehr leicht nachweisen läßt, u. s. w. Wenn ich mich je des Gebrauchs dieser Freiheit entäußern wollte, würde meiner Gemeine nicht entgehen, daß ich diese Handlung nicht mehr mit derselben Andacht wie sonst verrichtete, sondern mit derjenigen Aeußerlichkeit, welche bei einer ausschließlichen Richtung auf den Buchstaben unvermeidlich ist."

Auf einen solchen Widerspruch läßt sich nun kaum etwas Andres entgegnen, als was das zweite der Antwortschreiben erwidert hat: —

"Nun aber entscheiden Sie doch Selbst, wir bitten Sie dringendst um des Heiles und Friedens der Kirche willen, entscheiden Sie doch selbst offen und ehrlich, wie es deutschen Männern ziemt, zwischen dem früheren und späteren Schleiermacher, damit man überlegen könne, welchem von beiden man in dieser rathlosen Zeit sich anzuschließen habe: dem früheren, welcher dem Liturgen schlechterdings verbietet die Agende zu treiben, falls sie mit seinen eigenen evangelischen Ueberzeugungen streitet; oder dem späteren, welcher ihm dieses zuläßt, gesetzt auch, daß er dadurch sich selbst zur gedankenlosen Maschine, oder zu einem Gaukler herabwürdigte, dessen Rede nicht mit dem Herzen stimmt? Welche Folgen endlich die von Ihnen freigebigst dargereichten Ausflüchte, sollten sie in der evangelischen Kirche herrschend werden, nach sich ziehen müßten — das lassen Sie uns lieber nicht beleuchten; denn schon sehen wir, wie aus der Ferne, in diesem Lichte weite Pforten geöffnet, durch welche die Schaaren heimathloser Väter des Glaubens sich herandrängen zu den Heiligthümern evangelischer Gemeinden, um sie zur größeren Verherrlichung Gottes zu wenden."

Mit Verlangen wird man einer Erklärung von Schleiermacher entgegensehen, die uns beweisen mag, daß er über den Künsten der Dialektik die einfach männliche und offene Rede nicht verlernt hat. Denn wie siegreich auch bis jetzt in mannigfachen Fehden jene Künste sich bewährt haben mögen, sie werden dieses Mal nicht genügen. Keine Gewandtheit der Combination, kein Eiertanz um scheinbar widerstreitende Begriffe, keine scheinbar vernachlässigte, in der That aber sorgsam gehaltene Schwebe des Ausdrucks, wird das Publicum eine Wahrheit vergessen machen, an die es von Zeit zu Zeit auf unangenehm berührende Weise gemahnt wird — daß die Ehrlichkeit, die am wenigsten beachtete, zugleich eine der schwersten und seltensten Tugenden ist.

Während man indessen einer solchen Rechtfertigung entgegensieht, wird es Pflicht sein, auch das Eine hervorzuheben, das in dem vorliegenden Sendschreiben selbst die anstößige Gleichgültigkeit vermittelnd zu erklären scheint. Es ist die bestimmte Abneigung gegen eine Spaltung, eine Trennung in der Kirche. Darüber finden sich einige bedeutende Stellen, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

"In der römischen Kirche können Differenzen der Lehre partielle Auflösungen hervorbringen, weil da Bann und Verketzerung gesetzlich ist, und ich meine, wir haben dieserhalb nicht Ursache, jene Kirche zu beneiden. Auch in England und Nordamerika können solche Auflösungen vorkommen, weil eine so unbeschränkte Leichtigkeit besteht zusammenzutreten und auseinanderzugehen, daß leicht auch ganz unbedeutende Abweichungen ein solches ausscheidendes Zusammentreten hervorrufen; aber eben deshalb kommt man dort so wenig weiter in der Erkenntniß, weil, die sich getrennt haben, einander gleichgültig werden, wogegen bei uns Streit und Liebe sich an einander nähren. Ja ich glaube unbedenklich behaupten zu können, daß wir ohne den Eifer der streitenden Parteien zu einem solchen Wachsthum theologischer Einsicht in allen Fächern nicht würden gediehen sein, und daß jede der andern, mithin wir Alle beiden, mehr zu verdanken haben als gewöhnlich eingesehen wird."

Daß die theologische Einsicht, oder vielmehr die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Theologie unter den Gliedern der in England herrschenden Kirche auf einer so niedrigen Stufe steht, daß nur die Unwissenheit des Klerus in einigen katholischen Ländern damit zu vergleichen ist, wird Keiner läugnen, der Gelegenheit gehabt hat, von der gänzlichen Vernachlässigung des theologischen Studiums auf den englischen Universitäten sich zu überzeugen. Wer aber in

*) S. Actenstücke, betr. die neue preuß. Kirchenagende, herausg. von Dr. N. Falk. Kiel, 1827. S. 48.

dieser Hinsicht noch irgend einen Zweifel hegen sollte, Dem machen wir uns anheischig, *Zeugnisse von Geistlichen der herrschenden Kirche* dafür vorzulegen. Dagegen sind wir keineswegs gewiß, daß gerade die Leichtigkeit der Trennung die Schuld des betrübten Zustandes trägt. Vielmehr scheint uns der über die Gebühr despotische Buchstabenkram der herrschenden Kirche, die nirgends so stark ausgesprochene *Misologie*, die Schuld zu tragen. Da wird kein Widerspruch *geduldet*: sondern es wird von Andersdenkenden das Schweigen oder der Austritt *erzwungen*. Unter den verschiedenen Secten steht es ungleich besser um die theologische Bildung. Es kann Schleiermacher's Scharfblick, selbst bei seinem kurzen Besuch in England, nicht entgangen sein, daß die Unitarier vor allen in theologischer Gelehrsamkeit an die Freisinnigen unter den deutschen Theologen sich anzuschließen streben. Und die Controverspredigten, die ein herzlich einfältiger Mensch in Cambridge gegen Schleiermacher's Ansichten vor leeren Bänken gehalten, und mit großer Naivetät zum Druck befördert hat, beweisen, daß man besorgt ist, selbst die Urquelle der Orthodoxie möchte von dem Gift der Wissenschaftlichkeit nicht ganz unangesteckt bleiben. Unter den Independenten wüßten wir sehr gewissenhafte, und strenggläubige Männer zu nennen, die mit deutscher Theologie sich bekannt gemacht haben, so weit die in diesem Fall wohlthätige Unart des Lateinschreibens es ihnen möglich gemacht hat.

Was Nordamerica betrifft, so ist dort der Geist der Wissenschaftlichkeit so wenig zu Hause, daß es eher ein Wunder zu nennen wäre, wenn die Theologie eine Ausnahme machen sollte, und daß es nicht leicht zu bestimmen sein dürfte, inwiefern die Leichtigkeit des Ausscheidens zur Verminderung des theologischen Studiums beigetragen haben mag.

Wenn indessen die Leichtigkeit des Ausscheidens wirklich eine solche nachtheilige Wirkung nach sich ziehen sollte, so darf man nicht vergessen, daß sie auch mit höchst wohlthätigen Folgen verknüpft ist. Jede Lehrmeinung wird offen und frei bekannt. Kein Geistlicher bindet sich durch ein Symbol, das er nicht in allen Stücken annimmt. Keine Gemeinde läuft Gefahr, anstatt der Lehre, in der sie groß geworden, und der sie aus inniger Ueberzeugung nicht minder als aus früher Gewohnheit anhängt, in einer andern, fremden und neueingedrungenen das heranwachsende Geschlecht unterweisen zu sehen.

Der Unterschied zwischen dem kirchlichen Zustand in jenen Ländern und in Deutschland ist tief gegründet, und in seinen Wirkungen weit verbreitet. In Deutschland wird eine neue Lehrmeinung zunächst den Theologen vorgetragen — oft in einer den Laien unzugänglichen Sprache. In jenen Ländern wird die Sache vor dem Volk verhandelt. Eine neue Gemeinde sammelt sich leicht um den Verkünder des neuen Dogma. Hier handelt es sich um eine Wahrheit, die von vielen Zeugen erkannt und in einem wohlthätigen Licht aufgefaßt worden ist. Dort — in Deutschland — hält die Verhandlung sich im Schatten der Schule, im Dunkel gelehrter Untersuchungen, oder, wenn der neuerdings allgemeiner gewordene Geschmack durchdringt, im Helldunkel des sogenannten populären Vortrags. Wir geben es gerne zu und die Erfahrung beweiset es, daß in Deutschland solche Erörterungen mit einer Gründlichkeit vorgenommen werden, die manchmal eine Abgeschmacktheit entfernt, noch ehe sie dahin kommen kann, die Begriffe des Volkes zu verwirren: während in jenen Ländern das Absurdeste nicht selten am leichtesten sich Bahn bricht, und die platte Unwissenschaftlichkeit mit einer phantastischen Deutelei sich verbindet. Aber dort ist der unheilvolle Gegensatz nicht in so betrübter Ausdehnung entwickelt, wie hier — der Gegensatz zwischen der wissenschaftlichen, durch Kritik geläuterten Ansicht des Theologen, und zwischen der Sprache der Symbole, und wohl auch der Sprache, die er führt, wenn er zum Volke spricht. Was auf diese Weise für die Gelehrsamkeit gewonnen wird, geht, müssen wir befürchten, für die Wahrhaftigkeit verloren.

Den religiösen Secten jener Länder entsprechen offenbar in Deutschland die theologischen Parteien. Aber ist unmöglich, und wir halten es nicht eben für ein großes Unglück, so scharfe Gränzlinien zu ziehen, wenn es bald um die Geistesrichtung sich handelt, bald um den Inhalt einer Ansicht, die auf ganz fremdartigem Wege erreicht worden sein mag. So wird es z. B. von sehr Vielen nicht anders als billig gefunden werden, wenn Schleiermacher gegen den ihm beigelegten Titel eines Rationalisten protestirt. Denn in der That, eine Richtung, die so viel Seichtes, Geistloses, und Herzloses zu Tage gefördert hat, eine solche Richtung bietet in den Personen Einiger ihrer Matadors eine Gesellschaft dar, mit welcher man Schleiermacher auch nicht in die entfernteste Berührung bringen möchte. Der Verf. der Reden über Religion hat sich einen Standpunct gewählt, von dem wir nicht wissen, an welches System er ohne heftigen Widerspruch versuchen könnte sich anzuschließen. Aber das wissen wir, daß Worte voll Leben und Feuer, in denen ein religiöser Geist weht, zum Herzen dringen, und in Andern ächt religiöses Gefühl fördern und erregen, ohne daß sie auf die zweideutige Ehre Anspruch machen, in irgend ein Fach irgend eines Schulsystems eingepaßt zu werden. Und wir können nicht läugnen, daß Schleiermacher in seinem früheren, unabhängigen Auftreten uns größer erschienen ist, als in jedem späteren Versuch, wie vollkommen er auch in dialektischer Hinsicht sein mag, seine Denkungsart mit dem kirchlichen System, oder dieses mit jener, in Einklang zu bringen.

Wir kommen auf die Mittel zurück, durch welche Schleiermacher die ihm so wichtige Einheit zu bewahren wünscht: —

"Giebt es einige Christen, die ihr Gewissen verhindert zu schwören; warum sollten wir nicht für sie eintreten beim Staat, und ihn bitten, jeden evangelischen Christen, den sein Gewissen in dieser Beziehung bindet, eben so zu behandeln, wie er die Menoniten behandelt? Denn warum sollen solche Christen deßhalb genöthigt werden auszutreten, und sich einer kleinen Gemeinschaft einzuverleiben? Giebt es Andere, die ihre Kinder nicht wollen taufen lassen, bis sie unterrichtet sind und Bekenntniß ablegen können: laßt es uns eben so machen, denn die Kindertaufe ist kein nöthiges Stück. Wollen einige die Apokryphen von der Bibel scheiden: wenn sie nur ihrerseits dulden, daß Andere hierin der Gewohnheit folgen, was sollten wir dagegen haben, da wir ja doch von diesen Büchern keinen kirchlichen Gebrauch machen. Fügen Sie hinzu, was Sie wollen; ja wenn auch eine Gemeine wollte das heilige Mahl des Abends feiern, weil es so eingesetzt ist, oder sonst etwas absonderliches in ihrer Liturgie einrichten; wenn nur alles auf Christum zurückgeführt wird, wenn nur Alle gleich fest stehen gegen Menschensatzungen, so will ich mich freuen, je mehr Freiheit gefordert wird. Alles werde geduldet, aber alles werde auch bestritten, nur so, daß, wenn es einmal scharf hergeht, jeder doch wisse und merke, daß Brüder mit einander streiten."

Eine *solche Nachgiebigkeit* wird gewiß der Würde der evangelischen Kirche nicht zuwiderlaufen, und sie wird die Einheit fördern. Aber sie ist noch nicht genügend, um den Widerspruch zu entfernen, an welchem die Kirche leidet. Nicht darin besteht der Widerspruch, daß die Lehrmeinungen unter sich verschieden sind: sondern darin, daß die Verschiedenheit der Lehrmeinungen durch ein und dasselbe Symbol repräsentirt werden soll.

Was in dieser Hinsicht Heil und Rettung bringen soll, ist nicht abzusehen, wenn man nicht wirklich dahin gelangt, "die bannende Kraft des Symbols zu überwinden;" wenn man nicht über eine Grundlage sich verständigt, die mit voller Ueberzeugung von den verschiedenen theologischen Parteien als gemeinsame Quelle des Glaubens angenommen werden kann. Ist es möglich, in der evangelischen Kirche über eine solche Grundlage zweifelhaft zu bleiben, wenn

die ganze, in den bis jetzt gültigen Symbolen selbst ausgesprochene Tendenz der Kirche auf eine solche unverkennbar hindeutet?

Eine einfache Verpflichtung auf die Schrift — ganz abgesehen von irgend einer autorisirten Interpretation — ist, unserer Ueberzeugung nach, die einzige, die dem Bedürfniß unserer Tage genügen kann. Sie ist weit genug, diese Grundlage: denn kein evangelischer Prediger wird sich davon ausschließen wollen. Sie ist nicht zu weit; denn ein Lehrer, der auf dieser Basis nicht andersdenkenden, aber im gemeinsamen Halten an der Schrift einstimmigen Genossen die Hand bieten wollte — ein solcher würde schwerlich eine Gemeinde finden, die sich zu den Zwecken religiöser Erbauung um ihn sammeln wollte.

Aber wird keine Gemeinde mehr verlangen? Sie mag mehr verlangen; es steht zu hoffen, es steht zu wünschen, daß der Zweck erreicht werde, den Gemeinden gleichgesinnte Lehrer zuzuführen. Oder ist es denn ganz undenkbar, daß, wer um ein geistliches Lehramt sich bewirbt, der Gemeinde, sei es in der Form eines vor Allen gehaltenen Vortrags, oder einer den Aeltesten mitgetheilten Erklärung, über seinen Glauben, über seine Auffassungsweise, befriedigende Aufschlüsse ertheilt? In mehreren englischen Gemeinden — namentlich bei den Independenten und Baptisten — hat man die Sache ausführbar und zweckmäßig erfunden.

Wir wünschen sehr, daß Diejenigen, die mit einem solchen Vorschlag nicht übereinstimmen, ihre Gründe entwickeln mögen. Wir verhehlen uns nicht die Schwierigkeiten; aber wir glauben der Wahrheit einen Dienst zu leisten, also einen kleinen Theil unsrer Schuld gegen das Publicum abzutragen, wenn wir Diejenigen, die von unserer Ansicht abweichen, zur Entwickelung der ihrigen auffordern.

Es liegt uns nur noch ob, daran zu erinnern, daß selbst die Vertheidiger der jetzigen Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, oder die sie wenigstens gegen Einwürfe in Schutz nehmen, in dieser Hinsicht uns beizupflichten scheinen. Namentlich ist das Raisonnement unsers Correspondenten, das wir in einer früheren Nummer mitgetheilt haben, darauf gestützt, daß die symb. Bücher eigentlich doch nur als verpflichtend auf die Schrift zu betrachten sind. Der Stelle, die er ausgehoben hat, ließen sich leicht andre, und noch stärkere, zugesellen.*)

Mit der Erklärung unsers Correspondenten finden wir uns eigentlich nur darin im Widerspruch, daß wir seiner Aeußerung über das "Unbequeme der Form" (des Unterschreibens) nicht beitreten möchten. Die Form ist leider nur zu bequem; der Federzug, ohne Ueberzeugung, ist nur zu leicht geführt; die Versuchung nur zu groß. Und wenn er die negative Seite der symb. Bücher, als Opposition gegen römisch-katholische Irrthümer, besonders hervorhebt, so ist nicht zu vergessen, daß Ansichten, die in der protestantischen Kirche jetzt vielleicht von zwei Drittheilen der Lehrer angenommen und gepredigt werden, nicht minder verworfen und, in der starken Sprache jener Zeiten, "verdammt" werden. Diesen Widerspruch finden wir vor allen drückend, unerbaulich, und unwürdig. Wenn das Verdammungsurtheil nicht mehr gelten soll, wie mag es in den Bekenntnißschriften geduldet werden? Es droht noch; es zürnt noch; ungemildert zürnt es fort nach drei Jahrhunderten:

"Fronte minæ durant, et stant in vultibus iræ."

Darum scheint uns die Versöhnung und Vereinigung so nothwendig als wünschenswerth; und wir leben der Hoffnung, daß eine Vereinigung möglich ist, die dem Vorwurf der allgemeinen Gleichgültigkeit durch gemeinsamen Eifer begegnen, und über der Liebe zur Wahrheit der Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht zu nahe treten wird.

Die Seeräuber. Ein Trauerspiel in fünf Acten, von Ernst v. Houwald. Leipzig, G. J. Göschen. 1831. 232 S. 8.

Houwald's dichterische Verdienste finden bei Kunstrichtern, welche zu den Tonangebern des Tages gehören, die Anerkennung nicht, welche ihnen von Rechtswegen gebührt. Jedermann ist befugt, Unvollkommenheiten aufzudecken, die er wahrzunehmen glaubt, und Scharfblick des Tadlers, welcher selbst an Meisterwerken Mängel erspäht, die keinem menschlichen Erzeugnisse ganz erlassen werden, ist ungleich schätzbarer und belehrender, als unbedingte Bewunderung, die zwar den Kenner mit Eckel gegen den schaalen Lobredner erfüllt, und wohl gar verleitet, den Gegenstand solcher Abgötterei strenger in's Auge zu fassen, doch den lebenden Schriftsteller auf falscher Richtung bestärkt, und angehende Zöglinge der Kunst, denen mehr oder weniger, immer ein Muster vorschwebt, leicht verführt als Schönheit nachzuahmen, was nur verziehen und entschuldigt, nie gebilligt werden darf. Dem Kunstrichter, welchem um Recht und Wahrheit zu thun ist, leuchtet die Verpflichtung vielleicht nicht ein, Vorzüge bemerklich zu machen, die er nirgends angefochten. Dafür, mag er denken, habt ihr Augen ohne mich, darüber darf ich sie euch nicht erst öffnen; mir kam es darauf an, zu enthüllen, was ihr übersaht. Gleichwohl sollte der Sprecher, der eines wohlerworbenen Ansehens genießt, der Warnung Hagedorn's nie vergessen:

Halt deinen Leser nicht für klüger als er ist!

Ein großer Theil des gebildeten, eigner Untersuchung nicht zugewandten Publicums, überredet sich aus Bequemlichkeit, der Ausspruch eines bedeutenden Mannes habe alles erschöpft, was der Bemerkung lohne, und fängt nach und nach an, auch des Beifalls sich zu schämen, dem jener nicht einreden wollen. Nachbeter fremden Verstandes und Witzes, schreibselige Vermittler zwischen wissenschaftlicher Kritik und der Lesewelt, tragen aus Schadenfreude, Neid und Dürftigkeit täglich bei, Vorurtheile solcher Art zu befördern. Nun ist eben nicht zu besorgen, der Schriftsteller, besonders der Dichter, könne an dem irre werden, was er vor seinem Bewußtsein gerechtfertigt hat. Dagegen liegt ihm nah, die laute, unwidersprochene Stimme, für die allgemeine zu halten, und da er sich zu gut fühlt, nach fremder Pfeife zu tanzen, die Eingebungen seines Geistes künftighin in stiller Seele zu verschließen, wohl gar aller Beschäftigung mit dem zu entsagen, wofür er keinen Dank einzuernten glaubt. Aehnliche Ueberzeugungen wirken nicht bloß auf die Thätigkeit des Schriftstellers, sondern auf jede Regsamkeit des Lebens, und es ist nicht zu berechnen, wie viel Gutes unterblieben, weil ein fähiger Mann die Hoffnung aufgab, es geltend zu machen. Darum darf der Unbefangene sich bewogen fühlen, die Theilnahme auszusprechen, die viele Gleichgesinnte empfinden, und den Verdacht von seiner Zeit abzuwälzen, sie verkenne schätzbare und ausgezeichnete Eigenschaften, wo sie nicht jede modische Eigenschaft antrifft.

Die Fabel des Schauspiels ist allerdings sehr wichtig, und eine glücklich erfundene, hat manchem auf der Bühne günstigere Aufnahme erworben, als andern, die es an seltenem Dichterwerth übertrafen. Nur läßt sich fast gegen jede etwas aufbieten. Eigensinn und Rechthaberei finden leicht einen scheinbaren Grund, zu fragen: ist es nothwendig, daß etwas der Art geschieht, daß es so geschieht und unter solchen Umständen? Alltäglich soll das ernste

---

*) Regulam autem aliam habemus, ut videlicet verbum Dei condat articulos fidei, et praeterea nemo ne Angelus quidem. Art. Smalc. II., 308. Vgl. Epit. 1, 570; 572; 632. (Sämmtlich nach Rechenberg's Ausg. 1732.) Die Verf. der beiden Antwortschreiben scheinen solchen Erklärungen nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wir wüßten uns im Allgemeinen nicht mit ihrer Polemik gegen die Symbole zu befreunden.

Schauspiel nicht sein, soll überraschen, soll dem Zuschauer vorführen, was seine sich selbst überlassene Einbildungskraft zu schaffen nicht vermocht hätte. Folglich muß seine Handlung von dem gewöhnlichen Gange der Dinge abweichen, muß auch das Ungewöhnliche vermeiden, dessen ein früheres, beliebtes Stück sich schon bemeisterte, das, wenn es auch übertroffen werden könnte, wenigstens den mächtigen Reiz des ersten Eindrucks für sich hat, und soll der inneren Wahrheit der Charaktere nichts vergeben. Diesen Foderungen, der letzten besonders, entsprechen Houwald's Dramen. Seine Charaktere sind gut erfunden, sind neu, ohne unwahrscheinlich zu sein, und so fest gehalten, daß sie sich bis in ihren kleinsten Zügen treu bleiben, deren Feinheit den Menschenkenner, wie die Feile des Dichters verbürgt, und bei wiederholter Beobachtung und vertrauter Bekanntschaft, immer genügender hervortritt. Diesen Charakteren widerfährt Ungewöhnliches, Unvorgesehenes, Romanhaftes wenn man will, das jedoch die Schranken der Natur nicht überschreitet; und sie benehmen sich dabei, wie ihre Persönlichkeit erklärlich macht, ohne daß sich das Herz des Zuschauers von ihnen abwendet, sondern vielmehr durch innige Bande der Bewunderung, der Furcht und des Mitleids an sie gefesselt wird. Er kehrt menschlicher und weiser, gewarnter und gefaßter, von ihrem Anblick zurück. Soll, was er gesehen, den Entschluß in ihm hervorbringen, in gleicher Lage das Gleiche zu thun? Welche Forderung, die jedem Zweck der Darstellung geschichtlicher und dichterischer Wahrheit widerspricht! Das Schauspiel der Welt, einer möglichen, folgerichtigen, unter solchen Umständen nothwendigen Welt, geht an ihm vorüber, seine Theilnahme wird aufgeregt, sein Herz angesprochen, sein Verstand beschäftigt: seine Vernunft muß entscheiden, was er davon zu eigner Richtschnur machen, was er sich untersagen will. Ist zu wünschen, ist zu empfehlen, daß ein frommes, der Reinheit ihrer Seele, des Abscheus vor dem Laster und der Schande sich innig bewußtes Mädchen, dem der geliebte Gefährte einer segensvollen Zukunft so eben durch schändlichen Meuchelmord entrissen worden, das sich über alle Gewalt erhaben weiß, die Möglichkeit der Verführung des Meuchelmörders zu erliegen, für so wahrscheinlich halte, daß sie darüber an dem Schutz der göttlichen Gnade verzweifelt, an welche ihr Herz so gläubig hängt, und sich überredet, davor könne nur der Tod sie retten, den sie von der Hand ihres eignen Vaters begehrt? Ist zu billigen, ist als Muster der Nachahmung aufzustellen, daß der Vater, ein Mann von strenger Tugend und Ehrgefühl, diesem Begehren nachgiebt? Camillo Rota würde mit entschlossener, obgleich tief bekümmerter Seele antworten: Nein! und kein Besonnener wird ihm widersprechen. Aber wir fühlen, diese Emilie, dieser Odoardo, konnten unter diesen tiefberechneten Umständen kaum anders denken und handeln, und wichen der unwiderstehlichen Erschütterung des Augenblicks. Mitleid und Furcht ergreift uns, und der erhabene Zweck des vollkommenen Trauerspiels ist erfüllt.

Houwald's Personen handeln nicht nur ihrem Charakter gemäß, sondern die Hervortretenden unter ihnen, zeigen sich unsrer Achtung und Liebe in Glück und Unglück, selbst in ihren Fehltritten würdig, und begehen nichts, wovon wir die Augen abwenden möchten. Auch ihre Gegner und Feinde sind keine Zerrbilder, keine Verläumdungen der menschlichen Natur, und zwar höher und stärker gehalten, aber ohne Ausnahme um vieles besser, als manche ihrer Art, die wir kennen. Der Dichter verleitet uns nie, eine zweideutige Moral zu der unsrigen machen, und die, welche er in Schutz nimmt, ist weder verkünstelt und unverständlich, noch schaal und langweilig. Das Wort wird gesprochen, das sich der Empfindung des Sprechers anschmiegt, das aus den Tiefen seiner Seele kömmt, dessen gelungener Ausdruck, durch Erhabenheit und Anmuth, ein Recht hat, dem Hörer zu gefallen und in seinem Gedächtnisse zurückzubleiben. Das heroische Verstrauerspiel darf sich nur selten die schlichte Einfachheit, die Naivetät erlauben, die das Erbtheil und der Reiz des prosaischen Conversationsstücks bleiben, welches jenem dagegen den höheren Wohllaut, die dichterische Begeisterung überlassen muß. Es ist billig, daß jedes herrsche und glänze auf seinem Gebiet. Jenes kann und soll den rednerischen Anstrich nie ganz vermeiden, er gebühret ihm vielmehr; aber Houwald's Beredsamkeit artet nie in schwülstigen oder leeren Wortschwall aus, verleitet ihn nie zu lyrischen Auswüchsen, oder zu Reden, welche das Maaß des Gesprächs überschreiten. Der Schauspieler, der ein großes Wort bescheiden, ein zartes ohne Ziererei, ein begeistertes ohne Ueberspannung, auszusprechen weiß, wird den Reden Houwald's und seinem eignen Talent gerechte Anerkennung erwerben.

Was im Ganzen von seinen Erzeugnissen gesagt worden, bewährt sich im vorliegenden Werk langer Feile, aufs Neue. Anziehendes, Nichtvorherzusehendes, Nichtzuerrathendes geschieht, aber nichts, was nicht die Theilnahme fesselt, nichts, was solchen handelnden Personen, unter solchen Verhältnissen, nicht zugetraut werden dürfte. Der Seeräuberfürst erliegt, wie alle, die in sein Schicksal verflochten sind, einem großen Verhängniß; doch läßt sich nicht behaupten, daß einer von ihnen die Triebfeder des menschlichen Wagens verläugne. Ein kühner Entwurf, ein seltenes Wagestück, stand vor der Seele des Helden; wie es aber in ihm erwachen können, ist hinlänglich begründet, und sein Edelmuth erwirbt ihm Liebe und Bewunderung, ohne unbegreiflich zu werden. Edelmuth tritt ihm entgegen, Angriff, Gegenwehr und Untergang führen schnellen Glückswechsel herbei; aber dieser Glückswechsel liegt nicht außerhalb der Gränzen der Denkbarkeit, erstickt das Mitleid nicht, das so seltene Erscheinungen begleitet, und erlaubt dem Beobachter, in der Fassung, welche die Unglücklichen beweisen, die seinige wieder zu finden. Es sollte so sein, es ist traurig, daß es so war, doch der Geist des Menschen trägt in sich, was die Pfeile des Mißgeschicks nicht erreichen. Meisterhaft ist vor allem die Kunst, welche jeder der Hauptpersonen sowohl, als der Nebenpersonen, ihr besonderes Gepräge ertheilt, und nicht eine ohne einen Zug entläßt, der sie von den übrigen unterscheidet. Da ist keiner, der sich bloß etwas erzählen läßt, damit es der Zuschauer wieder erfahre, keiner der einen Auftrag ausrichtet oder bestellt, wie jeder andre an seiner Stelle gethan haben würde, keiner der nicht wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Handlung hätte. Wir dürfen uns bewußt sein, daß wir an ihrer Stelle anders gedacht und gehandelt hätten, denn wir sind ja nicht sie; aber wir dürfen ihnen nicht vorwerfen, sich ungetreu geworden zu sein.

Der Inhalt eines Schauspiels, das gesehen und gelesen werden will, muß dem Publicum nicht vorerzählt werden, wenn das Vergnügen der Ueberraschung nicht verloren gehen soll; und die Darstellung einer nicht geschichtlichen, rein erdichteten Handlung, die einen Theil ihres Werthes durch die Neuheit der Verwickelung und Auflösung erhält, hat ein vorzügliches Recht auf diese Schonung. Das bloße Gerippe, aller Schönheit des Fleisches und der Bekleidung beraubt, gewährt immer einen unvollkommenen, oft durchaus falschen Begriff von der lebendigen Erscheinung. Fast nicht minder ungerecht ist das Ausheben einzelner Stellen, die ihre volle Bedeutsamkeit erst durch das Verhältniß gewinnen, in dem sie stehen, durch die Personen, denen sie in den Mund gelegt werden; und Johnson's treffende Erklärung bewahrheitet sich auch hier: "Unkraut ist jede Blume, die nicht auf dem gehörigen Fleck angetroffen wird." Indessen sind die Leser dieser Blätter einmal gewöhnt, nicht bloß den Anzeiger, sondern auch den Schriftsteller selbst zu vernehmen, und so wollen wir uns ihrer Gewöhnung und der Nothwendigkeit unterwerfen, bei weitem nicht das Beste, nur einiges aufzunehmen, was auch außer dem Zusammenhange verständlich bleibt.

Mein Sohn!
An deiner Wiege hab' ich nicht gestanden,
Dein Lächeln und dein Weinen nicht gesehn.
Die Meisterin Natur hat nicht mein Bild
In's Gold des jungen Herzens Dir geprägt:
Da standen Andre, und ich blieb Dir fremd.
Was der Gewohnheit Macht langsam erbaut,
In dieser Stunde muß ich es vollenden,
Die Summe der entbehrten Vaterliebe
In diesem Augenblick zusammendrängen,
Damit Du fühlst, ich sei Dein Vater, ich! —
„Du bist es." — Und ich fühle Kraft dazu.
Wie sich die alte Erde neu verjüngt,
Wenn sie der Lenz in seine Arme schließt,
So ist es mir, seit Du mich hast umfangen;
Denn wie auch Gluth und Frost gewechselt haben,
Dennoch erkennt sich Lenz und Erde wieder. —
„Natur! du erstgeborne Tochter Gottes,
Dein Erbtheil ist die Allmacht deines Vaters!"

———

Ich bin entwöhnt, den Priestern nur zu glauben,
Entwöhnt, nur in der Dämmerung der Kirchen
Dem Allerheiligsten mich nah zu wähnen.
Nein! in dem Dom, den er sich selbst erbaut,
Da erst hab' ich den Weltgeist wieder
Gefunden. Andre Stimmen als die Euren,
Im Frieden und im Kampf der Elemente,
Im Frieden und im Kampf der eignen Brust
Vernahm ich sie, die lehrten mich ihn kennen,
Und deshalb weiß ich, daß die kühne That,
Die ohne Blut mein Werk vollenden soll,
Entweder jede Stell' entheiligt, oder keine! —
„Wer von uns beiden mehr in Wahn befangen,
Entscheid' ein Höherer. Allein der Glaube
Regiert die Welt, und giebt den Völkern Kraft.
Furchtbar und unbesiegbar ist der Mensch,
Vertheidigt er den Gott, an den er glaubt.
Du kannst nicht siegen, du mußt untergehn!
Hier trennt sich unser Weg." — Ich geh' den meinen. —
„Ich werde Dich an diesen Augenblick
Einst mahnen; beten will ich für dich, aber
Nicht Glück, Vergebung will ich dir erflehn!" —
Ich brauche kein Gebet von fremder Lippe,
Denn mein Gedank' ist schon Gebet; ich brauche
Den Priester nicht, ich selbst bin Gottes Priester.
Mein Will' ist rein! Du hast ihn, Herr, geläutert,
Und im Vertraun, daß ich dich ganz verstanden,
Weshalb Du mich die dunkle Bahn geführt:
Glaub' ich, er muß dir wohlgefällig sein!

———

Venedig ruht! — Die Freude und der Schlaf
Sind Freunde; unter süßen Traumes Mährchen
Führt er die Holde durch das Thal der Nacht,
Und legt sie an die Brust des neuen Tages!
Doch vor der riesigen Gestalt des Grames
Entflieht der weiche Knab' und überläßt
Dem ernstern Bruder nur, dem Tod, das Feld.
In den Pallästen, in den Hütten dort
Hat jeder Vater heut das Siegesfest
Im Kreise seiner Lieben froh begangen,
Und schlummert selig jetzt in ihrer Mitte.
Selbst im Gefängniß hat vielleicht der Schlaf
Jetzt Sohn und Vater tröstend eingewiegt;
Was sie auch immer traf, sie haben doch
Einander nicht verloren; Lichtgestalten
Nah'n sich im Traum, und zieh'n vom Blutgerüste
Sie auf zum Thron des Ewigen. Ich aber?
Mir kühlt der Lorbeer nicht die heiße Stirn,
Mich flieh'n die Menschen wie der Schlaf, ich bin
Allein! mit mir allein! Ich will nicht schlafen,
Will nicht die Träume sehn, wo blut'ge Häupter
Mit den gebrochnen Augen nach mir schaun,
Und wo mein jammernd Kind zu Boden sinkt!
Gar manches, was der Tag uns streng geboren,
Das widerlegt besonnener die Nacht.
Die Zweifel, die er vorlaut abgewiesen,
Stellt sie noch einmal farblos vor uns hin,
Und fordert ihre Lösung! Alte Gräber,
Vernarbte Wunden reißt sie wieder auf,
Und zeigt uns bleiche Schatten, alte Schmerzen.
In solchen Augenblicken ist der Mensch
Am reinsten; fremde Stimmen überschrei'n
Nicht, was im eignen Busen widertönt;
Hier ist er frei, hier muß er wählen, handeln!
So kann's nicht enden, nein! so soll's nicht enden!
In meinem Leben soll ein Lichtpunct bleiben,
Der, wie am Himmel auch die Wolken treiben,
Doch nimmer seinen stillen Glanz verliert.
Drum wandle langsam, langsam, ernste Nacht,
Daß früher nicht der junge Tag erwacht,
Bis, was ich jetzt beschlossen, ausgeführt;
Und wenn die Kerzen morgen wieder brennen,
Dann soll der Herzog wieder schlafen können!

———

Ein Trauerspiel, das solche, das höhere Schönheiten vorführt, die aber nicht vereinzelt werden dürfen, ohne sie zu entweihen, das nichts enthält, was dieser Nachbarschaft unwürdig wäre, kann des Beifalls gefühlvoller Leser und gebildeter, ausgewählter Zuschauer nicht verfehlen. Talentvolle Schauspieler werden sich nach Rollen sehnen, geeignet ihre Kunst geltend zu machen. Den Unternehmern, den Vorstehern der Bühnen, liegt ob, zu erwägen, ob sie Künstler besitzen, die der Aufgabe gewachsen sind, und ein Publicum was dafür empfänglich ist.

Fr.

~~~~~~~~

Rede des Abgeordneten Duttlinger, zur Begründung der Motion, die Vervollständigung der Gesetzgebung über die Verantwortlichkeit der Minister betreffend. Karlsruhe, 1831. Braun.

Die zweite Kammer des Großherzogthums Baden hat das Vertrauen ihrer Committenten auf die glänzendste Weise gerechtfertigt; sie hat den Dank der deutschen Nation sich erworben. Die einstimmige Forderung der Preßfreiheit war ein Schritt, der in allen deutschen Staaten mit Enthusiasmus aufgenommen worden ist. Der vorliegende Vortrag beweiset, daß die Kammer auch in anderen Beziehungen die Vervollkommnung der Gesetzgebung sich angelegen sein läßt, daß sie den Geist des constitutionellen Lebens begriffen hat, daß sie keine der Garantieen, keine der Wohlthaten desselben dem Volke vorenthalten sehen will.

Ohne bestimmte Gesetze über die Verantwortlichkeit der Minister ist keine sichere Garantie für die öffentliche Ruhe. Sehr richtig weiset der Redner nach, wie sie nicht nur dem Fürsten und dem Volk, sondern den hochgestellten Staatsdienern selbst willkommen sein muß, indem sie die Möglichkeit entfernt, den Minister zur willenlosen Maschine herabzuwürdigen, wie es die minder Unterrichteten im Volk nicht selten, durch ein schwerauszurottendes Vorurtheil, thun mögen.

Die Badische Gesetzgebung von 1820 hatte das Oberhofgericht zu dem Tribunal bestimmt, vor welchem ein angeklagter Minister zu erscheinen hat. Der Entwurf von 1822 dagegen, der niemals die Sanction der Regierung erhalten hatte, setzt den Staatsgerichtshof aus 21 Mitgliedern zusammen, aus den vier dem Dienstrange nach ersten Oberhofgerichtsräthen, zehn vom Großherzog zu ernennenden Richtern, fünfen, die von der ersten, und fünfen, die von der zweiten Kammer erwählt werden. Duttlinger's Vorschlag geht dahin: —

„Nur einer großen politischen Gesammtpersönlichkeit kann das Richteramt anvertraut werden, wo das Volk oder seine beiden Kammern die **eine**, und die Regierung oder ihre Organe die **andere** Partei ausmachen; nur ein großes zweckmäßig gebildetes, schon durch die Zahl der Mitglieder imponirendes **Schwurgericht**, gezogen aus dem Schooße derjenigen Classen, die das Gesetz bestimmt, z. B. theilweise aus den Höchstbesteuerten der Bezirke, theilweise aus den Municipalbeamten der größeren Gemeinden, theilweise aus den Mitgliedern der höheren Gerichte, würde einen Gerichtshof bilden, der seinen großen Beruf zu erfüllen geeignet wäre, wenn angemessene Bestimmungen über die Bildung der Liste dieser Schwurrichter, über ihre Anzahl und über das wichtige Recht der Recusation derselben hinzukommen werden, so wie über das Verfahren, welches in allen Fällen auf den Grundsatz der Oeffentlichkeit und der Mündlichkeit gebaut sein muß."

Ob durch eine Anzahl, welche die von 21 noch übersteigt, Etwas gewonnen sein würde, müssen wir bezweifeln. Wenigstens hat die Erfahrung gelehrt, daß in sehr zahlreichen, richterlichen Versammlungen der Geschäftsgang eigenthümlichen Schwierigkeiten unterworfen, und die Entscheidung durch die Mehrzahl der verschiedenen Ansichten nicht gewonnen hat. Wenn in England und Frankreich die zweite Kammer klagt, und die erste richtet; wenn auch in Nordamerica dasselbe Verhältniß zwischen dem Haus der Repräsentanten und dem Senat statt findet, so bemerkt der Redner mit Recht, daß in den deutschen constitutionellen Staaten die Nach-
~~~~~~~~

ahmung des Beispiels unstatthaft wäre. Aber dann braucht man auch den Vorgang der großen Anzahl von Richtern nicht nachahmen zu wollen.

Der Redner unterscheidet, mit großem Recht, zwischen dem Weg der Anklage, und dem der Beschwerde: —

"*In welchen Fällen* aber soll das *Recht der Anklage* statt finden? Als wesentlich und unerläßlich muß *die* Bestimmung fest stehen, daß die obersten Staatsbeamten wegen einer *jeden* Verletzung der Verfassung von den Kammern zur Verantwortung gezogen werden können, nicht nur wegen positiver Handlungen sondern auch wegen Unterlassungen, nicht nur wegen der Sünden absichtlichen bösen Vorsatzes, sondern auch wegen der nicht selten gleich verderblichen Fehler der Fahrlässigkeit, der Ungeschicklichkeit, der Unkunde und des schuldhaften Irrthums. Denn billig verlangt das Volk, daß nur, wer mit Tugend und Rechtlichkeit auch Talent und Eifer verbindet, ein Ministerium annehme. Allein damit soll nicht gesagt sein, daß ich die Meinung der Entwürfe von 1820 und 1822 theile, nach welchen gegen die obersten Staatsbeamten in allen Fällen ohne alle weitere Unterscheidung der Weg der Anklage einzuschlagen wäre. Nein! m. H.! ich erkläre mich feierlich gegen solche ungebührliche Ausdehnung des Anklagerechtes, von der ich einen doppelten Nachtheil befürchte, den Nachtheil, daß sie lähmend und niederschlagend wirke auf den Geistesmuth der obersten Staatsbeamten, und den weitern Nachtheil, daß dann eine Verantwortlichkeit in den Fällen geringerer Art gar nicht geltend gemacht werde, wegen des Mißverhältnisses zwischen ihnen und den großen Vorrichtungen und imposanten Formen eines Verfahrens vor dem Staatsgerichtshofe, eines Verfahrens, welches die Verfassung und die Grundgesetze des Staates in ihrer ganzen Majestät erscheinen lassen soll. Ich mache deßhalb mit einem ehemaligen Mitgliede der Versammlung, welches Sie mit mir zu den scharfsinnigsten Publicisten zählen, in Uebereinstimmung mit dem britischen Verfassungsrechte, welchem mehrere neuere Verfassungen gefolgt sind, z. B. auch die bairische, den Unterschied, daß ich die Form des großen Anklageprocesses vor dem Staatsgerichtshofe auf diejenigen Verletzungen beschränke, die unter den Begriff eines Verbrechens fallen, welches das allgemeine Recht des Landes mit einer Strafe belegt. In allen andern Fällen ist's lediglich der Weg der Beschwerde, nicht der Anklage, den die Kammern einzuschlagen haben, um den Urheber einer Verletzung zur Verantwortung zu ziehen. Nur so scheint die Verantwortlichkeit der obersten Staatsbeamten auf der einen Seite gesichert, und auf der andern Seite nur so mit der wesentlich nothwendigen Selbständigkeit der Regierungen und dem ebenso wesentlich erforderlichen Geistesmuth der obersten Regierungsbeamten vereinbar zu sein."

Nach dem Entwurf von 1822 wäre die schwerste Strafe, die einen Minister treffen könnte, die *Dienstentsetzung*. Der Redner trägt, "im Namen der Gerechtigkeit und der Staatsklugheit," auf die Gefängniß- und die Todesstrafe an. Wir sind zu entschieden dem Princip der Todesstrafe entgegen, als daß wir es über uns gewinnen könnten, für *politische* Vergehen, bei deren Beurtheilung der Einfluß politischer Ansichten und vielleicht selbst solche Betrachtungen, die das Gefühl mächtig aufregen, kaum ganz zu vermeiden, wo die Richter dazu noch gewissermaaßen *Partei* sind, indem sie dem zuvor unterdrückten Volk angehören, eine Strafe auszusetzen, die wir unter solchen Verhältnissen gar nicht zu rechtfertigen wüßten. Selbst in einem Staat, wo die Mehrzahl der Bürger, wenn sie befragt werden könnte, für die Beibehaltung der Todesstrafe stimmen würde, glauben wir bei politischen Vergehungen eine weise Mäßigung in der Ausnahme von der Todesstrafe zu finden. Aber das stößt die nachfolgende Argumentation des Redners keineswegs um: —

"Sollte von einem Minister kein Verbrechen gegen die Verfassung möglich sein, eines schwereren Strafübels würdig als des Verlustes seiner Stelle?

"Er hat die Thronfolge geändert, er hat die schönsten Provinzen an den Feind abgetreten, er hat die Gelder des Staatsschatzes verschwendet, er hat die Wahlen verfälscht, er hat sich Bedrückungen jeglicher Art erlaubt, er hat Specialgerichtshöfe errichtet, von welchen 100 unschuldige Bürger, darunter alle Mitglieder der Opposition beider Kammern, auf das Blutgerüst geschleppt wurden, er hat alle verfassungsmäßigen Vorrechte des Großherzogs, alle verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten des Volks mit Füßen getreten — Er mag zittern und beben, werden Sie sich vorstellen, wenn er an den Tag denkt, wo ihn die strafende Gerechtigkeit einholen werde. Nein, m. H., er mag nicht zittern, er mag nicht beben! Es ist keine Ursache dazu vorhanden. Ich schlage das Gesetz auf, und finde, daß das höchste aller Uebel, wovon der Minister wegen verbrecherischer Verletzung der Verfassung oder verfassungsmäßiger Rechte getroffen werden kann, darin besteht, daß er seine Stelle verliert, er also weniger Grund haben mag, zu zittern und zu beben, als ein Bürger, der sich verbrecherisch unterstanden hätte, auf unerlaubtem Boden — einen Hasen zu schießen. Ich möchte mit dem Dichter ausrufen: dat veniam corvis, vexat censura columbas. Die Kleinen werden gestraft und die Großen läßt man laufen, könnte man in der Uebersetzung sagen."

Endlich schließt der Redner mit einem goldenen Worte, das doch in keinem Staat überhört werden möge: —

"Unter guten Fürsten muß man gute Gesetze machen. An Ihnen ist es, m. H., dafür zu sorgen, daß auch dieses Wort während dieses Landtages eine Wahrheit werde!"

Huskisson und die Eisenbahnen. Noch ein Wort zu seiner Zeit für eine gute Sache. Von *Joseph* Ritter von *Baader*. München, 1831. Franckh. 36 S. 8.

Durch den Unglücksfall, der einen ausgezeichneten britischen Staatsmann traf, haben sich doch wohl nur sehr wenige, und nur sehr unverständige Leute gegen die Eisenbahnen und Dampfkutschen präjudiciren lassen. Wichtiger als des Verf. Schutzrede sind seine Data; wir würden sie hier wiederholen, wenn sie nicht *seiner Zeit* (und diese kleine Schrift ist uns nicht auf einer Eisenbahn, sondern zufällig sehr verspäter zugekommen) in allen Zeitungen gestanden hätten. Aber den Prospect dürfen wir doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, den der Verf. eröffnet. Im Jahr 1880 — so beschrieben ist der Verf. in seinen Prophezeiungen — wird man eine Eisenbahn haben von Hamburg nach München, 100 Meilen lang. Mit der *halben* Schnelligkeit der *englischen* Wagen — das ist das heilsame Retardationssystem, die philosophische Bedächtigkeit — wird man den Weg in 33 — 34 Stunden zurücklegen können. Aber man wird unterwegs anhalten, an neun und neunzig Douanen, man wird eine Pfeife Taback rauchen, vielleicht auch irgendwo — etwa in Darmstadt, wenn es 1880 dort wieder ein Theater giebt — in die Komödie gehen wollen. Gebt 20 Stunden zu; in 54 Stunden ist der Weg gemacht, und die Austern bleiben frisch. Glückliche Zeit!

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

56. Hamburg. Montag, den 25. Juli. **1831.**

Inhalt.

Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen; von F. Ancillon. Zweiter Theil. Philosophie und Poesie. Berlin, 1831. Duncker und Humblot. 384 S. gr. 8.

Die Beobachtung der goldenen Mittelstraße, welche der weise Aristoteles mit Recht als erste praktische Tugend dem Menschen empfiehlt, das Terenzische Ne quid nimis, wird selbst von denen, die ihm beipflichten, nur zu oft verlassen. Alle Leidenschaften sind gegen sie bewaffnet, und da ohne Begeisterung nichts Großes und Kühnes unternommen, wenigstens gewiß nicht ausgeführt werden kann, so überredet der Begeisterte sich leicht, Mäßigung sei Kälte oder Unverstand, wenn nicht gar etwas Schlimmeres, und ruhige Erwägung der Gründe, welche seiner Ansicht entgegen stehen, Hochverrath an der guten Sache der Vernunft und der Menschheit. Was man Zeitgeist nennt, ist Vorliebe der Gegenwart für eine Richtung, die entweder von der Vergangenheit nicht gekannt, oder aufgegeben ward, weil sie ihrer Ueberzeugung nicht genügte, vielleicht auch nur, weil sie Hindernisse nicht zu überwältigen wußte, die ihr in den Weg traten. Die ganze Geschichte unsers Geschlechts ist nichts anderes, als eine Darstellung solcher Versuche und ihrer Erfolge. Einige wurden belohnt, andere bestraft, andere verziehen. Der irdischen Zukunft ist gleiches Loos vorbehalten. Uns geziemt, nicht schlechter sein zu wollen als unsere Vorfahren und besser sogar, da uns Irrthümer und Fehlgriffe vor Augen liegen, welche erst durch eine Erfahrung sich ergeben, die ihnen abging. Aber jede menschliche Vernunft, auch die ausgezeichnete und ehrenwerthe, indem sie vom Bekannten zum Unbekannten, vom Bestehenden zum Erzeugenden emporsteigt, ist dem Gesetz unterworfen, nur das ins Auge zu fassen, was ihrem Verstande, ihrer Gemüthlichkeit entspricht, und der Erfahrung selbst, der unläugbaren Wahrheit, eine Deutung und Anwendung zu geben, die nicht jeder, gleichfalls besonnenen und scharfblickenden Vernunft einleuchtet. Wo unterrichtete und wohlmeinende Männer einander widersprechen, hat sicherlich keiner von ihnen die ganze Wahrheit von allen Seiten aufgefaßt, und ein Unbefangener, den selbst das Verdienst des Einen abhält, von dem des Andern verblendet zu werden, mag bei sorgfältiger Prüfung wohl entdecken, daß von beiden viel zu lernen ist, daß beider Behauptungen so unversöhnlich nicht einander entgegen stehen, als sie selbst sich überreden, wenn einige zu hoch gespannten Ansprüche, einige zu vermessene Folgerungen wegfallen. Diese wünschenswerthe Vermittlung kann nur von einem kundigen Richter übernommen werden, und als solchen hat sich Hr. A. von jeher bewiesen. Das vorliegende Buch, eine Sammlung philosophischer und ästhetischer Untersuchungen, bewährt seine Unparteilichkeit, seine Mäßigung, seine Bekanntschaft mit den Gegenständen, seinen Forschergeist aufs Neue. Er ist immer faßlich ohne alltäglich, immer kurz ohne undeutlich zu werden, und weiß seinem Verstande und Gefühl Worte zu geben, ohne in Declamationen auszuarten. Aber eben deßwegen ist keines Auszuges fähig, was ganz gelesen werden muß, um nach Würden geschätzt zu werden, und wir ersuchen unsre Leser, den Werth desselben nicht nach einigen dürftigen Aushebungen abzumachen. Gleich die erste Abhandlung, über die Gränzen der Wirksamkeit des Staates, gehört zu den gediegensten. Sie schließt mit dem Resultat: "Man kann mit Wahrheit sagen; daß die Völker in Europa vorgeschritten sind, oder vorschreiten, und sich immer mehr selbst regieren, in gehöriger Bedeutung des Worts. Wenn ein Staat nicht von Fremden beherrscht, unterjocht und verwaltet wird, so leitet die Nation sich selbst. Nicht allein der Herrscherstamm, aus ihrer Mitte entsprossen, mit ihr verwandt, in sie verwachsen, gehört ihr zu, sondern die ganze Beamtenwelt, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe, geht aus der Nation selbst hervor. Vermöge dieser, mit ihr verzweigten Organe, leitet sie ihre Verhältnisse im Innern und Aeußern, und geschieht das freilich nur von dem gebildeteren Theil des Volks, so verdient dieser doch, kraft seines inneren Gehalts, das Ganze zu vertreten. Wo, unter dieser oder jener Form, die verschiedenen Stände, in der Person derjenigen, denen sie ihr Vertrauen schenken und die es durch ihr Vermögen, ihre Einsichten, ihre Unabhängigkeit verdienen, ihre Wünsche, ihre Forderungen, ihre Klagen aussprechen, bleiben sie der Leitung des Gemeinwesens nicht fremd. Das Volk, als solches, ist freilich nie mündig, und wird es in seiner Gesammtheit nie werden, aber eine ansehnliche Anzahl von Staatsbürgern gelangt zu einer gewissen politischen Reife, und führt eine Stimme, die befragt und vernommen wird. Auch die Sache der Proletarien (Besitzungslosen) wird berücksichtigt und verfochten. Aber die, welche nichts besitzen, bilden nie die Nation im edleren Sinne des Worts, sondern die Kraft und der Kern derselben, besteht in den Eigenthümern, und diese sind die besten Sachwalter der Uebrigen." Das sind sie gewiß, schon um ihres eigenen, wohlverstandenen Vortheils willen; und der Verf. hätte hinzusetzen dürfen, daß bei allen Mißgriffen, die sich den verschiedensten Verwaltungen vorwerfen lassen, in allen Staaten der gebildeten Welt das Bestreben unverkennbar hervortritt, auch den Nichteigenthümern den Uebergang in die Classe der Eigenthümer, auf rechtmäßigem und gesetzlichem Wege, mehr noch als bisher geschehen, zu bahnen und zu erleichtern. Das ist der einzige, der ihnen selbst zu bleibendem und wesentlichem Vortheil gereichen kann; der ist Verständigen, Arbeitsamen und Unbescholtenen, wenn nicht das unbegreifliche, von keiner menschlichen Willkür abhängige, Schicksal gegen sie in die Schranken getreten, nie ganz verschlossen gewesen: und jeder von uns zählt unter seinen Bekannten ehrenwerthe Männer, die sich aus der Dürftigkeit und scheinbar hülflosen Jugendverhältnissen, zu einem bedeutenden Eigenthum und wohlverdientem Ansehen empor gearbeitet haben. Die Fortschritte des Unterrichts und der Geschicklichkeit in allen Künsten des Gewerbes müssen, menschlichem Ansehen nach, die Zahl so angenehmer Erscheinungen vermehren, aber sie werden durch keinen Zauberschlag hervorgerufen; und jede gewaltsame, widerrechtliche Maaßregel, würde das Uebel nur vertauschen, nicht vermindern, am wenigsten feindselige Gemüther versöhnen. Daher ist überall auf bestehende Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, wenn ein Wunsch in Wirklichkeit übergehen soll, in welchem die Höchsten und Niedrigsten im Volk sich begegnen; und es ist ungerecht und unklug, zu begehren, daß allen

Bäumen eine Rinde wachse. Die beste menschliche Einrichtung ist der Vervollkommnung fähig, die weiseste hört auf, diesen Namen zu verdienen, wenn die Zeit ihrer Wohlthätigkeit vergangen, oder noch nicht eingetreten ist; und man muß der Gewissenhaftigkeit und Einsicht der Besitzer eines Bodens überlassen, welche Saat sie ihm vertrauen, wie sie ihn bestellen wollen, ohne sie durch vorlauten Tadel zu verschreien, oder wähnen, durch blinde Nachahmung jede Frucht erzeugen zu können, die anderswo in Blüthe steht. Mannichfaltigkeit bezweckt die Natur, Einförmigkeit ist das Feldgeschrei des Eigensinns.

Ueber das Verhältniß des Idealen und der Wirklichkeit, äußert sich der Verf., wie von einem solchen Richter zu erwarten war. Er läßt beiden volle Gerechtigkeit wiederfahren und nimmt beide in Schutz, so lange sie ihre, mit Kennerhand vorgezeichnete Befugniß nicht überschreiten. Es ist schwer zu begreifen, wie Denker, die sich von ihrem Urtheil Rechenschaft ablegen, darüber verschiedener Meinung sein können; da sie es gleichwohl scheinen, so war es allerdings an der Tagesordnung, ihre Nachbeter zur Besonnenheit zurückzurufen. "Gänzliche Trennung des Idealen und der Wirklichkeit, wenn sie denkbar wäre, würde für beide gleich lähmend und vernichtend ausfallen. Beide, in der menschlichen Natur gegründet, sollen nicht allein neben einander bestehen, sondern mit einander sich ausbilden, sich allmählig immer mehr durchdringen, und einen innigen, unverbrüchlichen Bund stiften. In ihrem wechselseitigen Einflusse besteht die Vermittelung ihrer wechselseitigen Vortheile und Nachtheile, und der entgegengesetzten Charaktere, die sie in ihren Extremen darbieten. Eine vollkommene Durchdringung und Verschmelzung beider, in allen Zweigen des menschlichen Thuns und Treibens, ist unmöglich; Annäherung beider, in ununterbrochenen Fortschritten, bleibt das höchste Ziel der Menschheit. Die Erkohrnen, die sich zu der Höhe der reinen Ideale emporgeschwungen haben, werden mit der Wirklichkeit in keinem Moment des Daseins vollkommen zufrieden sein. Aber diese Unzufriedenheit, in gehörigen Schranken gehalten, ist weder ein Unglück, noch eine Schande für die Menschheit. Sie nimmt sogar einen erhabenen Charakter an, weil sie die Würde des Menschen, seinen göttlichen Ursprung verräth und verkündet. Wir sind gemacht, um in der Wirklichkeit zu athmen, zu handeln, zu schaffen; aber wir können und müssen aus dieser irdischen Atmosphäre treten, um in höheren Regionen, auf den sonnigen Gefilden der Ideen, eine reinere Luft einzufangen, das Gemüth aufzufrischen, die Phantasie zu beflügeln, und uns in der Wirklichkeit mit verdoppelter Kraft den ewigen Urbildern anzuschmiegen." Sicherlich müßten wir auf alle Thätigkeit, auf die Bestimmung unsres Daseins verzichten, wenn uns die Gabe versagt wäre, selbst an dem Vollkommensten, was Menschen je geleistet haben, irgend einen Mangel zu entdecken, der unserer Anstrengung ersetzbar scheint. Diese Nachhülfe, diese Ergänzung erstreckt sich sogar auf die Hervorbringungen der Natur, deren Allmacht wir in Demuth anbeten. Wo wir auch nicht schaffen können, da getrauen wir uns doch zu gebrauchen, zu benutzen, zu bewahren oder zu entfernen. Es mag sein, daß diese Ahnung nicht selten trügt; daß die Berechnung unserer Kräfte und unsers Vermögens uns täuscht; aber damit geht die Ausbildung unsers Geistes nicht verloren, sie ist vorgeschritten, und der einzig denkbare Zweck des Lebens, die Erziehung Dessen, dem es verliehen ward, ist erreicht. Der wird wissen, wozu er es geben wollen, der es gegeben hat; sein Rathschluß geht in Erfüllung, ob er sich auch dem Blick des Sterblichen entzieht.

Die Abhandlung über classische und romantische Poesie, oder über die Leistungen der Poesie in den letzten Decennien, welcher die am Schluß befindliche, über die italiänische und spanische Poesie in den letzten fünf Decennien als Anhang hinzugefügt ist, die bei weitem längste der Sammlung, wird auch Leserinnen einladen und belehren. Der Verf. war sehr befugt, Benennungen beizubehalten, die einmal in Umlauf gekommen, was man auch in kritischstrenger Rücksicht dagegen einwenden dürfte, doch schwerlich durch andere ersetzt werden könnten, die gar nicht anzufechten wären. Wollte man statt ihrer, alte und neue Poesie sagen, etwa mit einem großen Dichter naive und sentimentale, oder objective und subjective, und der einen Vorzüge beimessen, die der anderen durchaus nicht zukämen, so wäre nichts damit gewonnen, als eine abermalige Irrführung solcher Begriffe, die sich einzig an Namen halten. Unläugbar trägt jedes Dichterwerk das Gepräge seiner Zeit und seines Volks, und beide geben ihm eine Eigenthümlichkeit, die keinem anderen gehört; was es aber zur Poesie macht, was ewig in ihm fortlebt, eignet ausschließlich weder einer bestimmten Zeit, noch einem bestimmten Volk. Gewisse Eigenschaften müssen sich in dem Geist des Menschen begegnen, um ihn zum großen Dichter zu machen; aber diese Eigenschaften waren nie das alleinige Eigenthum einer festgesetzten Form, sondern eher das eines individuellen Geistes. Leibnitz hatte vollkommen Recht, die Seele des Menschen für ein Einzelwesen (Monas) zu erklären, in welchem die ganze Welt sich spiegelt, mit der es in Berührung kömmt. Dieser Spiegel ist glatter und rauher, reiner und trüber, umfassender und beschränkter; aber was er ist, ist kein anderer. Die Sinne sind es, welche ihm die Gegenstände zuführen; doch diese Sinne, an sich selbst unendlich verschieden, dienen einem Herrn, dessen Eigenthümlichkeit ihn von allen übrigen unterscheidet. Als Leibnitz den wohlbegründeten Satz: "der Verstand des Menschen enthält nichts, was ihm nicht durch Sinne zukommt (nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu)," die centnerschweren Worte hinzufügte: "sich selbst ausgenommen (nisi intellectus ipse)," sprach er eine Wahrheit aus, die der Keim und Kern der kritischen Philosophie geworden, durch die Erläuterung eines unsterblichen Lehrers unwidersprechlich erwiesen ist. Ueber diese Subjectivität, über diese Nothwendigkeit, neben allgemeinen Gesetzen der Natur und Kunst, sich mit oder ohne Bewußtsein denen zu unterwerfen, die ihm eigenthümlich sind, erhebt sich kein erschaffener Geist. Seine Persönlichkeit, vielleicht eine sehr musterhafte, höchst vollkommene, nie übertroffene, mischt sich in alles, was er fühlt, denkt und thut; es hört nie auf, subjectiv zu sein. Davon machen selbst strengwissenschaftliche Untersuchungen keine Ausnahme, höchstens die der reinen Mathematik: denn sobald sie zur angewandten wird, tritt die Subjectivität des Forschens unverkennbar hervor. "Ich habe die Wahrheit gefunden!" Du hast sie gesucht, Freund, und der Beifall der Kundigen zeugt dir, daß eine sehr ehrenwerthe Mehrheit nichts Besseres zu finden wußte. Daraus ergiebt sich, daß der Dichter, bei dem vollends Einbildungskraft verwalten muß, im strengen Wortsinne nicht aufhören kann, subjectiv zu bleiben. Er ist ja nie der Gegenstand selbst, sondern dessen Spiegel, und das höchste Lob, das ihm beigelegt werden darf, er habe viel Gegenstände in hoher Klarheit und Mannichfaltigkeit aufgenommen; es sei unmöglich, vor dem Abdruck seines Geistes ohne Theilnahme und Wohlgefallen zu verweilen; man müsse Verstand und Gefühl verläugnen, um dafür nicht empfänglich zu sein. Da aber Jeder seine eigene, besondere, angeborene oder erworbene Individualität hat, so kann nicht Jeder für den nämlichen Dichter, die nämliche Empfänglichkeit besitzen, und es ist sehr erklärlich, daß einen Dieser, den andern Jener, häufiger und inniger anspricht, je nachdem ihn Geistesverwandtschaft und Stimmung dazu veranlassen. Allerdings kann sein Sinn für Vorzüge geweckt werden, die er übersah, für Mängel, auf die er kein großes Gewicht legte: damit ist aber auch das Geschäft der besonnenern Kritik geendet, und sie vernichtet ihre eigene Wirksamkeit und empört den, welchen sie belehren will, wenn sie sich vermißt, Franzhornerei zu treiben, andere

Waffen zu gebrauchen, als die der bescheidenen Ueberredung, und Trotz, Spott und Verachtung aufbietet, um Ueberzeugung zu erzwingen. Daher tragen alle Vergleichungen anerkannt großer Dichter, immer einen Anstrich der Ungerechtigkeit, und die Belehrung sollte sich beschränken, nachzuweisen, welche Eigenschaften einen solchen auszeichnen, welchen Eindruck er auf seine Zeitgenossen hervorgebracht, durch welche Mittel, und warum es glaublich ist, daß diese Verdienste auch für die Nachwelt nicht verloren gehen. Eine solche Kritik ist die des Hrn. A. Er verstand, was er beobachtete, sein Gefühl ist geläutert, seine Theilnahme weckt die des Lesers, sein Urtheil verletzt ihre Empfindungen nicht.

Einige aus den innersten Tiefen der Kunst und ihrer Geschichte geschöpften Bemerkungen verdienen in alle Lehrbücher überzugehen. Wo man auch nicht ganz mit ihm zusammenstimmt, verkennt man doch seine Befugniß nicht, sich zu einer solchen Ansicht zu bekennen, und vernimmt gern, was er so beredt und mit so hinreißender Ueberzeugung vorzutragen weiß. "Die neuere, sogenannte romantische Poesie, muß allerdings eine, in jeder Rücksicht von der Welt der Alten verschiedene Welt darstellen, bleibt aber denselben, aus der Natur des Menschen, aus der Gesammtthätigkeit der Phantasie, des Gemüths, des Verstandes, und den Mitteln, die dem Dichter zu Gebot stehen, entsprungenen und zu allen Zeiten dem Genie seinen Lauf bezeichnenden Gesetzen unterworfen, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen will. Eben so wenig kann sie sich über die Regeln, die aus dem Begriff einer jeden Gattung der Poesie hervorgehen, welche bei den Alten schon gepflegt wurde, hinwegsetzen, obgleich sie alle conventionellen Regeln, die aus den Ansichten einer gewissen Zeit und Localursachen entstanden sind, abstreifen darf, zuweilen sogar abstreifen soll. Eine unzusammenhängende, sich durchkreuzende, wilde Mannichfaltigkeit, verletzt den Verstand, ermüdet die Phantasie und entfernt sich, aus übertriebener Furcht in starre Einförmigkeit zu verfallen, nicht minder von ihrem Zweck als diejenigen, die auf Kosten aller Mannichfaltigkeit eine enge, trockne, talentlose Einheit aufstellen. Man kann vermeintlichen Romantikern, die unter diesem Namen sich alles erlauben, nicht genug wiederholen, daß planlose Mannichfaltigkeit, nicht schaffende Kraft verkündet; daß Ueberspannung und Excentricität das Gegentheil der wahren Energie ist; nicht genug beweisen, daß Einfältigkeit der Rede mit Einfachheit und Naivetät nicht zu verwechseln ist; daß der Gipfel der Kunst, die Verbindung der Neuheit und der Vollendung darbieten muß; daß, so wie es in der Tonkunst, unter dem Namen des Generalbasses, eine Theorie der Accorde giebt, ohne welche keine schöne Melodie möglich ist, eben so in der Poesie allgemeine nothwendige Grundsätze vorhanden sind, denen man willig und frei huldigen soll, und ohne welche man auf jede schöne und poetische Schöpfung und dauerhafte Wirkung Verzicht zu leisten gezwungen ist. Im Wesentlichen kann es für die Dichter der neueren Zeit, keine neueren Regeln, keine anderen Begriffe der epischen und dramatischen Dichtkunst, und aus diesen Begriffen entstandene andere Theorie des Schönen, des Erhabenen geben, als die der Alten. Der Zweck, die Mittel, die beabsichtigte Wirkung, bleiben immer dieselben; nur die Gegenstände, die sinnliche Welt, die Welt der Phantasie, des Gemüths, des Verstandes, sind heutzutage ganz verschieden von dem was sie früher waren. Diese Welt bietet eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, und der Poesie einen unermeßlichen Stoff, und eine Abwechslung von Formen, Tönen und Farben, die in das Unendliche gehen kann." *)

Fr.

Warschau. Ein Zeitbild von August Lewald. Hamburg, 1831. Hoffmann und Campe. 125 S. 8.

Das Talent, dessen Bekanntschaft unsre Leser zuerst durch die "Novellen und Erzählungen" gemacht, beurkundet sich auch in diesem Bändchen. Aeußerst frisch und lebhaft ist die Schilderung der einzelnen Scenen, und wenn die Charaktere nicht in gleichem Maaße hervortreten, so ist es zum Theil wohl, weil es mehr darum zu thun war, ein Charaktergemälde der Gesellschaft, als einzelner Individuen zu geben. Dem Helden begegnet Vieles, Abenteuerliches, Großes wenn man will; er selbst ist nur wenig bedeutend. Das entschuldigt sich am leichtesten, wenn wie hier, der Held in eigener Person die Erzählung übernimmt, wenn er also aus dem Helden der Geschichte gewissermaaßen zum Zuschauer derselben wird.

Die Erzählung spielt nicht, wie man erwarten könnte, in der neuesten Zeit, sondern um die Zeit der Krönung Alexanders in Warschau. Viele polnischen Großen, die sonst auf ihren entlegenen Gütern hausen, hat dieser Anlaß nach der Stadt geführt. Mancher Patriot sieht nach langer Zeit wieder die alten Freunde, mit denen er wohl noch einmal zur Ehre des Vaterlandes in die Reihen treten möchte. Der Erzähler, und der Leser mit ihm, ist besonders angezogen von dem Kreis, der im Hotel des Grafen Koręcki sich versammelt. Die erste Einführung giebt ein lebendiges, wir wissen nicht, ob auch ein treues Bild der Wirthschaft eines polnischen Großen in der Stadt: —

"Am andern Morgen besuchte ich den Grafen. Er saß auf einem Divan, das lange wohlriechende Weichselrohr am Munde, und aus einer roth und goldgestreiften Stambulka die lieblichsten, türkischen Tabakswolken blasend, die jede schöne Verächterin unseres deutschen Kavaliers wohl zu bekehren im Stande gewesen wären. Ueber dem kostbaren Mundstücke hing der türkische Sack von ächtem Shawlzeuge, eine kleine Mütze von ähnlichem Stoffe saß schief auf dem glatt geschornen Kopfe. Hals und Nacken waren bloß, und ein langes Unterkleid von dunkelbraunem Atlas hing bis auf die gelben Saffianstiefel, über welche kleine türkische Pantoffeln gezogen waren. So angethan hätte man den alten Woiwoden fast für einen Türken halten können. Die vornehmen Edelleute in ihren Schlössern waren gewohnt, die von den üppigen Orientalen verfertigten und feilgehaltenen Luxusgegenstände, selbst den beliebten französischen bei Weitem vorzuziehen.

"Gab der Starost ein Bild der Ruhe und Behaglichkeit ab, so zeigte seine Umgebung davon gerade das Gegentheil. In dem einen Winkel war ein jüdischer Factor bemüht, an einem rothdamastenen Tabourete hingekauert, einen Haufen holländischer Ducaten zu wägen, die ein russischer Kronbeamter, im abgetragenen Oberrocke, dem Starosten für eine bedeutende Naturalienlieferung hinzählte. Unfern davon stand Franzuczeck, der taubstumme Kammerdiener und Hofnarr des Starosten, unter vielen tollen Lazzi, und wie ein Wilder unarticulirte Laute ausstoßend, die kleinen goldenen Sporen an die Paradestiefel schraubend. Neben ihm lag, auf einem seidenen Polster, ein junger vier Wochen alter Bär, den man so eben von der Mutter genommen hatte, damit sie ihn nicht bei ihren Liebkosungen mit den Krallen verwunde, weil eine solche Verwundung dem zarten Geschöpfchen tödtlich sein könnte, und die Bärenzucht ein Hauptregal des Starosten ist. Ein bildschöner, doch von Schmutz gebräunter Stalljunge steckte dem jungen Bären, der noch ziemlich ungeleckt, von der eigentlichen Bärenform wenig Spuren zeigte, in Milch geweichtes Weißbrod in das Maul. Wenn nun diese Seite des Zimmers ein friedliches Bild des ersten Morgens in der Hauptstadt eines polnischen Magnaten zeigte, so war auf der andern Seite ein desto unruhiger bewegter Schauplatz. Der Graf hatte eine neue, ungeheure Naturalienlie-

*) Der zweite Artikel in der nächsten Nummer.

rung für die Krone übernommen, und deßhalb waren viele Juden anwesend, um bei dieser großen Gewinn versprechenden Unternehmung auch ihren Theil zu haben.

"Während daß die Beamten von dem Geschäftsführer des Grafen mit Schnaps für den abgeschlossenen Handel regalirt wurden, und die Juden sich murmelnd unter sich beriethen, zerrten ein Paar baumstarke Volhynier einen kleinen, blassen, schreienden Israeliten unter lauten Flüchen am rothen Barte, und hatten ihm so eben eine starke Handvoll ausgerissen, als ich eintrat, und die Donnerstimme des Starosten dem Streite ein Ende machte. Sogleich ließen die Kerle den Kleinen los, und schoben ihn unsanft zur Thür hinaus.

"'Mein guter Freund! sein Sie mir gegrüßt! so geht es uns, wenn wir nach Warschau kommen. Es geschieht zur Freude unserer Kinder, nicht zu unserer eigenen!' Diese Worte rief mir der Freund meines Vaters zu, und zog die ausgestreckten Beine ein wenig zurück, um mir Platz auf dem Divan zu machen.

"Ich setzte mich, er zog mich an sich, und drückte mir mehrere herzliche Küsse auf den Mund.

"'Kommen wir nach Warschau,' fuhr er fort, 'so werden Gelder eincassirt, neue Lieferungen geschlossen, Pachtcontracte erneut, alte Verbindungen zerrissen, von Krieg und Frieden wird discurirt, um Staatsangelegenheiten wird sich bekümmert, das Theater in Augenschein genommen, Bälle und Gesellschaften besucht, kurz, dann ist die Zeit des Lebens. Sind jedoch die wenigen Wochen unsers Hierseins verflossen, so sitzen wir daheim in unserer alten Ritterburg, rauchen Tabak, trinken Thee, lesen alte Zeitungen, und sind höchlich erfreut, wenn ein tüchtiges Unwetter uns recht viele des Weges ziehende Reisende zutreibt, die uns unsere vortreffliche Barcz-Suppe verzehren helfen, und uns frische Neuigkeiten bringen. Im Winter sind unsere solennen Nachtjagden auf Wölfe zu Schlitten eine Hauptergötzlichkeit, die Stelle der Maskeraden vertretend, und die Zucht und Wartung des possierlichen Bären erheitert uns so manchen trübseligen Augenblick.'

"Während der Starost mit heiterm Lächeln diese Schilderung entwarf, herrschte eine Todtenstille im Zimmer, obgleich alle darin Befindlichen ihre Handthierungen fortsetzten. Der Geschäftsführer näherte sich, und bemerkte, daß er mit den Handelsleuten nicht einig werden könne, und daß ihm nichts übrig bleibe, als den so eben hinausgestoßenen, arg mißhandelten Juden hereinzurufen. Dies geschah. Nach wenigen Worten war Alles richtig, der Handschlag wurde geleistet, der Jude zählte eine Handvoll Ducaten als Bürgschaft auf, küßte seine Fingerspitzen, nachdem er damit das unterste Ende von dem Kleide des Starosten berührt hatte, und entfernte sich, von seinen neidischen Glaubensgenossen gefolgt, die ihm wahrscheinlich auf der Straße eine eben so freundliche Zurechtweisung, als er eben erfahren, zugedacht hatten."

Noch eine Scene. Der Held findet sich bei einem Gastmahl mitten unter den Patrioten: —

"Die Unterhaltung beim Mahle war ernst, wenn gleich nicht ausschließlich dem politischen Interesse gewidmet, und nur als der, bei den Sarmaten so beliebte Champagner in schäumenden Strahlen bis zur Decke spritzte, begann sich Freude zu regen, und der lang zurückgehaltene Ausbruch der Begeisterung, von dem Augenblicke erzeugt, machte sich Bahn.

"Der alten Sitte gemäß, durfte ich Natalien den Schuh ausziehen, füllte ihn mit herrlichem Ungarweine und leerte ihn auf das Wohl der Versammlung, berauscht von meinem Glücke. Junge und Alte drängten sich herzu, um aus dem lieblichen Gehäuse des zierlichsten Elfenfüßchens Nektar zu schlürfen. Die natürliche Lebhaftigkeit des Polen und sein Hang zur Freude hatten die Uebermacht über den Ernst der Gegenwart erlangt. Man sah alles in den rosigsten Farben, selbst die Zukunft zeigte einen vollen Lorbeerkranz und den silbernen Adler, frei von allen beengenden Attributen, sich hoch der Sonne entgegen schwingen. Die Lust nahm immer zu, und bereits hatte Natalie den Saal verlassen, um durch ihre Gegenwart ihr keine Fesseln anzulegen.

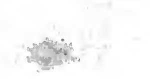
"Mein Nachbar war der alte Starost mit dem Patriarchengesichte. Auch seinen tiefgefurchten, ernsten Zügen fing die Freude an einen lieblichen Anstreich zu geben. Er hatte viel erlebt und pries sich glücklich, daß seine eisenfeste Gesundheit ihm die Hoffnung gab, auch die bessern Tage Polens, wenn gleich als hoher Greis, noch zu sehen, da er so unglücklich gewesen war, in dessen tiefster Erniedrigung seine Jugend zu verleben. 'Und welch ein großes Amt haben mir meine Landsleute anvertraut!' setzte er mit Stolz hinzu; 'haben Sie jemals von dem Drachen gehört, welchem die Obhut von unermeßlichen Schätzen anvertraut ist? Je nun, ich bin ein solcher Drache.' — Ich riß die Augen weit auf, und wußte nicht, ob ich glauben durfte, der anscheinend so gescheute Mann werde zu Zeiten plötzlich von einer fixen Idee befallen.

"'Ja, ja,' fuhr er fort, 'mir haben sie sie anvertraut. Ich bin ein Litthauer, tief hinter Wilna, in einem Urforste, von mehr denn hundert Meilen im Umfange, hause ich. Meine Nachbaren sind Wölfe, Elenthiere, Bären und Ure. Nur der große Augenblick der Königskrönung konnte mich aus meiner Wildniß hierher ziehen, und die Neugier, was die Herren über unsern Spaß wohl für Gesichter schneiden werden.' — Der Mann wurde mir immer räthselhafter und ich bat ihn sich deutlicher zu erklären.

"'So hören Sie,' sprach er in gedämpftem Tone, 'in meinem Schlosse, das wohl nie eines Fremden Fuß betritt, liegen in einem tiefen Gewölbe, neben den Särgen meiner Ahnen die heiligen Reichskleinodien, die vormals bei der Krönung der polnischen Könige gebraucht worden sind. Boleslaus des Kühnen Schwert und der goldene Reif, der nur die Stirne eines Piasten zieren soll, wird nicht den neuen Herrscher Polens schmücken — mag er doch die Krone, die er sich unbefugt und unaufgefordert aufsetzt, beim Goldschmiede bestellen. Meiner Ahnen Heldengeister, unter denen kein Verräther sich jemals blicken ließ, halten unbestechlich Wache; ich bin der Drache, der jedem Unberufenen den Eingang verwehrt, und sollte einst das Geheimniß verrathen werden, und der Macht es gelingen, den Weg zum Schatze ertrotzen zu wollen, so wird der Drache Feuer speien, und Schatz und Drache und die darnach Suchenden in die Luft sprengen.'

"'Wir halten treu und fest an unserm Glauben, nennt ihn immerhin Aberglauben, armselige Spötter!' sprach dicht hinter uns Graf Korecki. 'So lange die Kleinodien in dem Gewahrsam der Getreuen sind, wird die Herrschaft des Fremden nicht dauernd sein und Polens Selbständigkeit nicht untergehn."

Den Schluß der Geschichte möchte man minder tragisch, den Eindruck des Ganzen gemildert wünschen. Indessen war es offenbar des Verf. Absicht, die tragische Wirkung der Geschicke des Landes im Bild individueller Schicksale wiederzugeben. Kann man es dem Dichter verdenken? Wir unterdrücken jede Betrachtung; jede liegt nahe genung, um auch unausgesprochen ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Ueber die neuesten Ereignisse kein Wort in diesem Augenblick — es wird uns erlaubt sein, auf eine frühere Aeußerung uns zu beziehen: "es sind nicht unsere Leser, die unser Schweigen mißverstehen werden." — Von dem Verf. aber scheiden wir mit dem Wunsch, daß er uns recht bald wieder ein Zeitbild schenken möge — wenn es dem Himmel gefällt, bei einer erfreulicheren Gelegenheit.



Bemerkungen über die Verordnung von Provinzial-Ständen im Königreiche Dänemark. *)

Unter dieser Ueberschrift liefert die Kjöbenhavns-Post Folgendes:

"Die unterm 28. Mai 1831 ergangene Verordnung wegen Einführung von Provinzialständen in Dänemark hat zu verschiedenen Mißverständnissen Anlaß gegeben. Einige scheinen zu befürchten, daß sie einen Eindruck in die Souverainität der Dänischen Könige thue, die sie nun über 170 Jahre besessen und durch welche sie das Land zu der Größe und dem Glücke, die es hat, gebracht haben. Betrachten wir die Verordnung etwas genauer und bringen sie mit dem rechten Souverainitäts-Princip in Verbindung, so glauben wir ganz klar machen zu können, daß sie auch nicht im geringsten die Wirksamkeit der souverainen Gewalt hindert.

"Der erste Grundzug der Souverainität (uneingeschränkten Gewalt) ist natürlich, daß kein irdisches Band für dieselbe bindend ist. Der uneingeschränkte Regent kann für seine Regentenhandlungen nur seinem eignen Gewissen verantwortlich sein.

"Das Königsgesetz erklärt die uneingeschränkte Gewalt ganz so; auch zeigt es deutlich, daß es nicht selbst ein Grundgesetz ist, das über dem Könige steht, denn wenn dies wäre, so müßte es die irdischen Folgen seiner Uebertretung anzeigen, es müßte in diesem Falle den socialen Pact zwischen König und Volk für gebrochen erklären. Etwas dergleichen finden wir nirgends. Es finden sich dahingegen Artikel, die, strenge nach dem Worte verstanden, nicht zu erfüllen möglich sind; so z. B. der von des Landes Untheilbarkeit. Die Zeit hat zur Genüge gezeigt, daß das Land getheilt werden könne; sollte nun dieses ein Bruch des Königsgesetzes sein? Es kann nie angenommen werden, daß ein, unmittelbar aus dem Cabinet des Königs erlassenes Gesetz einen Artikel enthalten sollte, der, wenn es als unverbrüchliches Grundgesetz betrachtet würde, seine Nachkommen vom Throne scheiden könnte.

"Das Königsgesetz erkennt mit deutlichen Worten den König für den Stifter des Gesetzes und für dessen Ausleger. Dieses muß natürlich auch von dem Königsgesetze selbst gelten, so wie von jedem andren Gesetze. Obschon als Erbtheil von König auf König, seitdem es erschien, überliefert, muß es doch zu jeder Zeit angesehen werden als durch die Sanction in Kraft getreten, die der Regierende ihm bei seiner Thronbesteigung ertheilt hat, denn, wenn dieses nicht der Fall wäre, so hätte Dänemark ja nur Einen uneingeschränkten König gehabt, nämlich den, von welchem das Königsgesetz erging; alle folgenden wären ihm in der Machtvollkommenheit untergeordnet gewesen. Allein da das Königsgesetz selbst den für straffällig erklärt, der die Königliche Machtvollkommenheit in irgend einer Weise verkürzt, so würde es ja der Ankläger seines eignen Stifters sein. Der Artikel, welcher sagt, daß alles, was zum Vortheil eines uneingeschränkten Königs gesagt oder geschrieben werden kann, dem Könige von Dänemark zu gute kommen soll, ist auch in dieser Hinsicht positiv, denn unläugbar ist die obenangeführte Ansicht diejenige, welche der uneingeschränkten Gewalt die größte Ausdehnung giebt.

"Nachdem wir uns so mit der Idee vertraut gemacht haben, daß in Dänemark der König die Quelle des Gesetzes und dessen Ausleger ist, daß die uneingeschränkte Gewalt es ihrer Natur nach mit sich bringt, daß es so sein muß, und da das Königsgesetz seine Autorität nur durch die Sanction eines jeden Königes hat, so wie er dasselbe begreift: nachdem wir dieses erkannt haben, sehen wir auch leichter ein, daß die Verordnung vom 28. Mai in Beziehung auf die uneingeschränkte Gewalt ganz unschädlich ist. Sie giebt nichts, was nicht zurückgenommen werden kann und soll verstanden werden, wie sie zu jeder Zeit von dem Gesetzgeber erklärt wird. Folgen wir ihr artikelweise, so werden wir sehen, daß sie den Forderungen der uneingeschränkten Gewalt auch ganz entspricht.

"In der Einleitung sehen wir daß die Verordnung von 'rathgebenden Ständen' handelt. Rathgeben setzt nicht nothwendig Berathschlagen voraus. Der Rath, den die Versammlung geben will, kann vom Einzelnen ausgearbeitet und zur Abstimmung ohne alle allgemeine Berathschlagung vorgelegt werden. Diese Weise, die Verhandlungen zu betreiben, verhindert, daß nicht eine dreiste Opposition versuche, ihre Meinungen im Publicum herrschend zu machen, indem sie sie emsig vom Rednerstuhle her wiederholt. Der Name: Stände, hat nicht mehr eine bestimmte Bedeutung, er involvirt nicht als nothwendige Bedingung die besondere Repräsentation der verschiedenen Stände, denn er ist schon oft von Landesversammlungen gebraucht worden, wo die Verschiedenheit der Stände gar nicht in Betracht kam. — Es möge inzwischen sein, daß die versprochenen, rathgebenden Stände so oder anders werden, sie begränzen ihrer Natur nach keinesweges die uneingeschränkte Gewalt, denn ihr Rath braucht eben so wenig wie irgend eines Andern Rath befolgt zu werden."

*) Dieser Artikel scheint uns in jeder Hinsicht eine große Curiosität. Er ist in der vor uns liegenden Nummer abgebrochen; den Commentar behalten wir uns vor zu liefern, wenn der Beschluß wirklich erfolgt sein wird.

Red.

Kahldorf über den Adel. In Briefen an den Grafen M. v. *Moltke*. Herausgegeben von H. *Heine*.

(Zweiter Artikel.)

Die Briefe selbst — über die Einleitung haben wir neulich berichtet — diese Briefe machen es sich zum Geschäft, der Schutzschrift des Grafen für die Vorrechte, oder vielmehr für die Existenz seines Standes, philosophische sowohl als historische Gründe entgegenzustellen. Es springt in die Augen, daß der pseudonyme Verf. seine Ambition darein setzt, nicht nur durch Gewandtheit, sondern auch durch eine ganz besonders *manierliche* Manier den edeln Grafen zu überflügeln. Es ist recht löblich, und im Gegensatz zu der unendlichen Grobheit des gewöhnlichen Schlages von Streitschriften äußerst erfreulich, daß der Verf. sich bestrebt, einen andern Ton anzustimmen. Nur müßte, wie es uns scheint, das Bestreben minder hervortreten, der Ton minder geschraubt sein, die Manier sich weniger als Manier ankündigen. Selbst die Ironie hätten wir dem Verf. geschenkt, wie fein sie manchmal zugespitzt sein mag. Man kann es nicht oft genug wiederholen, die jetzige Zeit bedarf ganz anderer Waffen. Die Ironie in ganzen Bänden durchgeführt, war ein Nothbehelf — ein sehr willkommener und wirksamer, solange die freie Untersuchung als peinliches Verbrechen verpönt war; sie ist ein sehr armseliger Nothbehelf, seitdem die Idole gestürzt sind, seitdem kein Gesetz mehr den Philosophen bedroht, der an dem "göttlichen Recht" aller und jeder Machthaber zweifelt, seitdem man, wenn nicht die Zeitgeschichte, doch wenigstens die Geschichte der Zeiten schreiben darf. Es kömmt noch hinzu, daß die Meister der Ironie selten erreicht, und schwerlich übertroffen werden können: während die unumwundene Rede, eben weil sie bei uns neu eingebürgert ist, und in einem oder dem andern Fall noch nicht aller Anfechtung ledig gehen dürfte, um so größeres Gewicht haben muß.

Was dem Verf. seine Aufgabe bedeutend erschwert hat, ist die Schwierigkeit, den *sittlichen* von dem *rechtlichen* Standpunct zu trennen. Die Untersuchung des ersteren ist anziehender, sie öffnet der Beredtsamkeit ein weiteres Feld; die Entwickelung der Rechtsverhältnisse ist auch bei dem Verf. trockener ausgefallen. Es ist aber beinahe unmöglich, eine Trennung durchzuführen,

weil die Apologeten des Adels, (und darunter der edle Graf selbst) die Vorrechte nicht selten, in einem Anflug von Enthusiasmus für die schönen Tage, die nun zu Ende sind, aus einem gewissen sittlichen Verdienst abzuleiten bemüht sind.

Man muß gestehen, daß der edle Graf sich einige Sprünge erlaubt hat, bei welchen ihn seine gewohnte Umsicht einen Augenblick verlassen zu haben, und selbst sein in der Geschichte und Literatur wohlbewandertes Gedächtniß ihm untreu geworden zu sein scheint. Wir haben es, in der Anzeige seiner Schrift (Nr. 6 dieser Blätter) nicht der Mühe werth gehalten, darauf einzugehen; eine Widerlegung schien uns kaum weniger gehässig ausfallen zu können, wie es bei durchaus ungegründeten Sätzen zu gehen pflegt, als die Behauptung selbst. Wenn wir einen Theil der Widerlegung des Verf. hier einrücken, so ist es nur, um eine Probe der Manier zu geben, wie der Verf. sich aus der Sache gezogen hat.

"Sie verwerfen die Anmaßung des Adels, zu den höheren Stellen des Staats- und Heersdienstes bevorrechtigt zu sein; allein indem Sie eine 'von der Politik und Humanität (?) gegründete Accommodation zu dem vorhandenen Unterschied der Stände' in Anspruch nehmen, gründen Sie zugleich darauf eine Nothwendigkeit, den Adel auch hierin zu bevorzugen. Und welches sind Ihre Gründe? Der Mensch, sagen Sie, sei zu Ehrgeiz geneigt und trachte aus Egoismus nach dem Höchsten. Wo sich nun dieser Ehrgeiz zeige, und ein gleichberechtigter Adeliger und Bürgerlicher concurriren, müsse es Staatsmaxime sein, den letzteren zu dämpfen, und den Adel vorzuziehen. Man wisse, wie leicht solche ('bürgerliche') Menschen gefährlich werden. Oft auch sei das Verdienst bei ihnen mit einer Gesinnung verknüpft, welcher die zarteren Gefühle des Wohlwollens, die ruhige Würdigung der moralischen und geistigen Eigenschaften der Menschen fremd sei, und verleite dann zu einem sich selbst überschätzenden Stolze. Der Adel hingegen erhalte sich auf seiner Höhe des Lebens jene höheren, edleren Gesinnungen, und deßhalb gebühre ihm der Vorzug! — Auch liege es in der Natur der Menschen, sich lieber solchen zu unterwerfen, welche schon der alte Lauf der Dinge weit über sie hinaufgeschoben, und den sie also nicht als ihres Gleichen betrachten. Die Erhebung aus den untern Classen erzeuge Neid, entfessle die Leidenschaften, reize zu Ungehorsam . . .

"Herr Graf! Gegen solche Gründe hört alle Gegenargumentation auf! Soll ich es glauben, daß Sie hiermit Ihre vollste, innerste Ueberzeugung ausgesprochen haben? Wahrlich, nein! Ich kann mich von dem wohltönenden Gedanken nicht trennen, daß Sie ein gebildeter, edler Mann sind! Klingt diese Argumentation nicht gerade, wie der bitterste Spott auf Ihren eigenen Stand? Besinnen Sie sich! Wie viele Throne sind vom Ehrgeize des Adels gestürzt, wie viele hohe Staatsämter von ihm zu Empörungen benutzt worden? Herr Graf, diese Rechnung möchte sehr zum Nachtheile der Stütze der Throne ausfallen! Oder hat der Adel auf seiner Höhe des Lebens etwa dazu ein besseres Recht? Oder glauben Sie wirklich, daß ein Mann mit Gesinnungen der Art, wie Sie solche hier kundgeben, das Bedürfniß des Volkes besser begreifen könne, und mithin das hohe Staatsamt zweckmäßiger verwalten werde, als ein Bürgerlicher? Glauben Sie, daß das zarte Wohlwollen, welches der erstere zeigt, mehr sei, als eine in guten weichen Mienen verborgene Kälte und herzlose Berechnung der Vortheile des Standes? Und alles in allem: sollte man nicht meinen, Sie sprächen vom Adel im Gegensatze von den Menschen, als hätte er alle Tugenden und edleren Gesinnungen sublimiert und geläutert in unausschließlichem Besitz? Bei Gott, wenn ihre holsteinische Bürgerelite Ihnen bei diesen Gegensätzen zum Muster gedient hat, so mag sie's leiden! — Sollten Sie aber von dem übrigen Deutschland keine besseren Begriffe haben, so lade ich Sie, außer nach Oesterreich, in jede beliebige Stadt von einiger Bedeutung, aber incognito, als Gast, wenn Ihnen das nicht zu despectirlich ist, und dann wollen wir diese Dinge einmal in der Nähe überlegen, und den Geist der Menschheit nach den Ständen studiren. Ich biete Ihnen jede beliebige Wette, daß überall die Beamten aus dem Bürgerstande in der Regel mehr Achtung vor dem Gesetz und der Idee der Gerechtigkeit haben, als der in der Idee der singulären Rechte aufgewachsene Adel. Dieß liegt in der Natur der Verhältnisse, und, Herr Graf, in der gründlicheren Bildung und Erziehung des Bürgerstandes.

"Noch deutet in Deutschland nichts deutlich und nahe auf eine gänzliche Beseitigung des Erbadels oder seiner Vorrechte. Zwar breitet sich nach allen Seiten die Intelligenz aus; allein noch sucht sie mit nationaler Mäßigung alle Interessen zu vereinigen, oder zu schonen. Vielleicht ist es Deutschland vorbehalten, die Anforderungen der Vernunft an die Politik auf einem ruhigen Wege geltend zu machen. Gern lasse ich Ihnen den Glauben an die natürliche Vortrefflichkeit des Adels; gern gebe ich Ihnen zu, 'daß auf einer gewissen Höhe des Lebens diejenigen Eigenschaften am besten und leichtesten erworben und ausgebildet werden, durch welche die Menschen zur Ordnung und Achtung der Gesetze angeführt und genöthigt werden sollen,' obgleich ich einer gewissen Höhe der Bildung noch mehr zutraue. Gern schweige ich zu der Behauptung, 'daß die erhabensten Schöpfungen der Poesie, die geistreichsten Betrachtungen im Felde der Politik und Philosophie dem Adel angehören.' Es mag in solchen Selbsttäuschungen ein Trost für den liegen, der die Verdienste seiner Ahnen sich zur Ehre, ja, wohl gar selbst zum Verdienste rechnet."

Was nun unser eigenes Glaubensbekenntniß anbelangt, so trifft es wahrscheinlich im Wesentlichen mit dem des Verf. zusammen. Wir wünschen aber es auf die am wenigsten gehässige Weise darzulegen. Darum entlehnen wir den Ausdruck der Lehre von der Erblichkeit der Adelsvorzüge nicht etwa aus den Zeugnissen gleichzeitiger und dabei betheiligter Schriftsteller, sondern aus den Sprüchen orientalischer Dichter und Weisen.*) In dem Ausdruck des Elemens, wie er unten in der Note zu finden ist, liegt die Ungereimtheit zu Tage. Was die Ungerechtigkeit betrifft, die eine fortdauernde, abgeschlossene sittliche Aristokratie geltend machen möchte, so verweisen wir wiederum auf die Erfahrung des Alterthums, und glauben Niemanden wehe zu thun, wenn wir an die Klagen erinnern, die den Einrichtungen des Pythagoras entgegengestellt wurden. Man kennt die Consequenz, mit welcher die Anhänger des berühmten Weisen auf den Bestand einer sittlichen Aristokratie hielten. Es handelte sich dabei nicht sowohl um große materielle Vorrechte, als um die Anerkennung des moralischen Gehalts. Ein Mann, Namens Minon, dem, wie so manchem Poeten, der Unwillen seine Hexameter eingab, klagte den Pythagoras an: —

"Zwar die Freunde hält er und ehrt sie, den seligen Göttern
Gleich — doch die Anderen will er nicht achten, will sie nicht kennen."**)

Diese Selbstvergötterung einer Schule, einer Secte, einer Reihe von Geschlechtern, was ist sie anders, als eine der ältesten Formen des Adelsprincips, sofern dieses sich als Träger bevor-

---

*) "In a noble race, levity without virtue is seldom found; in a mine of rubies, where shall we find pieces of glass?" Wilkins' Uebers. der Hitopadesa, S. 9. Und Saadi sagt im Gulistan (nach Sady's Uebers.): "Comment pourrait-on faire une bonne épée avec du fer de mauvaise qualité? L'homme de rien ne saurait devenir un homme de bien par l'éducation qu'on lui donnerait etc."

**) Bei'm Jamblich (S. [illegible]), der, so sehr er bei jeder Gelegenheit seine Verehrung für den Meister kund giebt, der Beschuldigung nicht widerspricht. Es ist Welcker's Verdienst (in seiner Einleitung zum Theognis S. XLV. ff.) diese Dinge mit Billigkeit und Einsicht zur Sprache gebracht zu haben.

derer sittlichen und geistigen Vorzüge geltend machen will?

Wenn aber auf dem sittlichen Gebiet eine solche Selbstüberschätzung durchaus unhaltbar erscheint, so ist das Nivelliren ebensowenig an seiner Stelle, das die Wechselwirkung der Verhältnisse und der Charakterbildung gänzlich ignorirt. In dieser Hinsicht möchten wir auf eine Deduction von Burke hinweisen, die, wenn uns nicht Alles täuscht, am treffendsten jene Wechselwirkung entwickelt.

"Eine wirkliche, natürliche Aristokratie," sagt Burke, "begründet kein abgesondertes Interesse im Staat, und ist von dem des Staats überall nicht zu trennen. Sie ist ein wesentlicher, integrirender Theil jeder zahlreichen Gemeinschaft, die sich einer guten Verfassung erfreut. Sie bildet sich durch eine Reihe von wohlbegründeten Voraussetzungen, die, allgemein genommen, für Wahrheiten gelten können. In eine geachtete Stellung schon durch seine Geburt versetzt zu sein; von Kindheit an nichts Niedriges, nichts Gemeines, zu sehen; zur Selbstachtung angewiesen, an die prüfende Aufsicht der öffentlichen Meinung von Jugend auf gewöhnt zu werden; hoch genug zu stehen, um einen umfassenden Ueberblick über die weitverbreiteten und vielfach verschlungenen Angelegenheiten einer großen Anzahl von Menschen zu gewinnen; Muße zu haben, um zu lesen, zu denken, mit Anderen Ideen zu tauschen; im Stande zu sein, die Weisen und die Wohlunterrichteten an sich zu ziehen, und um sich zu versammeln; — gewöhnt zu sein, im Felde zu befehlen und zu gehorchen; die Gefahr im Dienst der Pflicht und Ehre verachten zu lernen; zum höchsten Grade von Wachsamkeit, Scharfblick und Umsicht sich zu bilden, bei einem Stand der Dinge, wo kein Fehler ungestraft begangen wird, und wo der geringste Verstoß die verderblichsten Folgen nach sich zieht; — zu einem geregelten und ernsten Benehmen angewiesen zu sein, durch das Bewußtsein, daß man zum Lehrer seiner Mitmenschen in ihren wichtigsten Angelegenheiten, zum Vermittler gleichsam zwischen Gott und Menschen berufen ist; — als Verwalter des Rechts und der Gerechtigkeit aufzutreten, und dadurch unter den ersten Wohlthätern der Gesellschaft seine Stelle einzunehmen; — in eine hohe Wissenschaft, in eine freie und sinnreiche Kunst Andre einweihen zu dürfen — unter reichen Handelsleuten zu leben, deren Erfolg dafür spricht, daß sie klug und richtig berechnen, die Tugenden des Fleißes, der Ordnung, der Ausdauer, der Pünktlichkeit, und einen regen Sinn für Recht und Billigkeit im Verkehr zu erwerben; — das sind die Verhältnisse, durch welche jene Erscheinung vermittelt wird, die ich eine natürliche Aristokratie nenne, und ohne welche keine Nation besteht."

Daß diese Verhältnisse, deren Aufzählung vielleicht mehr bündig als erschöpfend zu nennen ist, die natürliche Stellung des Adels in sich begreifen, ist unläugbar. Aber daß die Existenz einer bevorrechteten Classe erforderlich sein sollte, um jene natürliche Aristokratie zu ergänzen, und in ihrer Blüthe darzustellen, will uns nicht einleuchten. Sondern es wird hier gerade wünschenswerth, einen historischen Rückblick auf die Entstehung und Bildung der Künste zu werfen, die zur Entwickelung jener schönen, im Strahl einer höheren Bildung gedeihenden Blüthe berufen und erwählt sein soll.

Der Verf. geht auf den Unterschied zwischen Freien und Unfreien in der germanischen Vorzeit zurück. Er nennt das Lehn- und Heerbannsystem, und den dem Adel gewissermaaßen aufgedrängten Ritterstand. Auf die ursprünglich kriegerische Bedeutung der Auszeichnung legt er, so viel wir sehen können, gedoppelten Werth; einmal, um zu zeigen, daß jeder waffentragende Freie jenen Ansprüchen sich zugesellen konnte, und dann, um das geringe Verdienst der Ritter alter Zeit in ein nicht eben günstiges Licht zu setzen. Er sagt in dieser Beziehung: —

"Der Kriegerstand dürfte auf einen Antheil an der Civilisation Deutschlands nur sehr bescheidene und mittelbare Ansprüche zu machen haben. Er stellte sich dem nach Frieden strebenden Bürgerstande schroff durch seine Basirung auf den Krieg entgegen. Er war es, der den freien Bauer, welcher unter dem Schutze eines Ritters in seiner Hütte blieb, entwaffnete, hörig, ja unfrei machte, meist selbst ohne das Recht der Eroberung und des Sieges; er war es, der ein Raubsystem gegen die Städte und gegen den wehrlosen Unterthan seines Nachbars einführte, und allen Beschlüssen von Kaiser und Reich zum Trotze unterhielt, bis die ultima ratio regum ihn zur Ordnung und unter das Gesetz des Friedens zwang. Man darf sagen, daß das Pulver recht eigentlich ein Geschenk der gütigen Vorsehung in der höchsten Noth des Vaterlandes und aller germanischen Völker gewesen sei. Ohne dieses Kleinod wären jene unzähligen Schlupfwinkel gefreieter Räuber, jene stahlbepanzerten Krieger, welche mit gleichen Waffen nicht zu besiegen waren, und kein anderes Handwerk als den Krieg lernen mochten, nicht zu zwingen gewesen, und schwerlich hätte der Landfriede an die Stelle des Faustrechts, schwerlich Civilisation und allgemeine Intelligenz an die Stelle der Barbarei treten können."

Die erhöhte Macht, die reißende Selbständigkeit, der friedliche Flor des Bürgerstandes in den Städten wird diesem Bild als Gegenbild an die Seite gestellt. Gewiß nicht mit übertriebenem Lob; wenn man gleich die Bedeutung — die sittliche Bedeutung — des Ritterwesens nur einseitig gewürdigt finden wird.

Aber die praktische Bedeutung der Adelsverhältnisse und vor allem der ausgedehnte Grundbesitz, ist in diesen Briefen nur kaum berührt. Was der Verf. aus der von ihm so genannten, und nicht sehr hochgestellten Ideologie, was er aus der Geschichte beibringt, ist gegen Vorrechte berechnet, die im Volk selbst allen Glauben, alle Achtung verloren haben. Die ausschließende Befähigung zu höheren Staatsämtern, oder zu militairischen Chargen, die Ausnahme von Staatslasten, sind Dinge, über die es kaum der Mühe lohnt, ein Wort zu verlieren, und die Ideologie oder die Geschichte darüber anzurufen. Es ist die Erblichkeit des ungetheilten Besitzes von Grundstücken, um die es sich vornehmlich handelt. Wenn es dem Verf. gefallen wird, diesen zweiten und wichtigeren Theil der Frage zu untersuchen, so wird es Zeit sein, auf eine Beleuchtung seiner nur eben durchschimmernden Ansicht einzugehen. Einstweilen begnügen wir uns mit einigen wenigen Bemerkungen.

Es scheint uns keineswegs so absurd, wie eine Classe der neuesten Liberalen es gerne darstellen möchte, von einem conservativen Princip im Staat zu reden. Der Einfluß der Verhältnisse, die Stelle die ein Individuum im Staatsverband einnimmt, ist hier von der größten Wichtigkeit. Es ist ein altes Wort, aber darum gewiß nicht minder wahr, daß alle guten Bürger am Wohl des Staates ein natürliches Interesse nehmen; daß dieses aber am meisten in die Augen springt bei Denjenigen, die in den günstigsten Verhältnissen leben.*) Und wir wüßten kein Verhältniß zu nennen, das ein solches Interesse in höherem Grade mit sich brächte, als der Besitz liegender Güter. Ist dieser Besitz ein sehr ausgedehnter, so kömmt noch eine andere Betrachtung hinzu. Es bildet sich eine von der Regierung durchaus unabhängige Classe, die der Administration gegenüber mit entschiedener Selbständigkeit, wenn es Noth thut, auftreten kann, ohne daß von ihr zu besorgen wäre, daß sie ihren Einfluß zur Störung der Ruhe und Ordnung mißbrauchen würde. Es ist durchaus unläugbar, daß auf diesem Wege die englischen Freiheiten zuerst errungen worden sind. Behüte der Himmel, daß wir dem System der englischen Aristokratie in seiner ganzen Ausdehnung das Wort reden wollten. Wir sehen in der Reform, deren Eintritt in's Leben jetzt

---

*) "Bonos cives primum natura efficit, adjuvat deinde fortuna. Omnibus bonis expedit, salvam esse rempublicam; sed in iis, qui fortunati sunt, magis id apparet." Cic. Phil. XIII. 8. (16.)

nicht mehr zweifelhaft ist, eine zeitgemäße Beschränkung des mißbräuchlichen Einflusses der Aristokratie. Aber wir sind darum keineswegs überzeugt, daß durch eine Zerstückelung der großen liegenden Gründe, auf welchen der glänzende Wohlstand der englischen Aristokratie beruht, für das Volk etwas Bedeutendes gewonnen wäre. Ein reformirtes Parlament wird nicht, es kann und darf nicht säumen, die Korngesetze, dieses monströse Denkmal alles Unrechts und aller drückendsten Willkür, zu stürzen, und dem Volk das Brod zu sichern, das ein fruchtbares Klima oder der Tausch mit begünstigten Nachbaren darbietet, und das nur der abscheulichste Eigennutz ihm vorenthalten konnte. Es ist nicht zu entschuldigen, es ist vor menschlichem Gefühl nicht zu verantworten, daß Irlands Bewohner inmitten reicher Aernten verschmachten. Aber wir behaupten, dieser Einfluß der Aristokratie kann nicht länger bestehen. Und wenn durch verbesserte Institutionen das Ungebührliche entfernt, und durch die im Volk zunehmende Intelligenz die Wiederkehr desselben unmöglich gemacht ist, so bleibt noch eine Bedeutung der britischen Aristokratie, die wir darum nicht aufgehoben zu sehen wünschten. Der ausgedehnte, angeerbte Grundbesitz, wenn er von drückenden Verhältnissen der Landbauer, von den letzten Ueberresten der Feudallasten befreit ist, hält dem Interesse des ausschließlich auf dem Handelsweg erworbenen, im thätigen Verkehr angeschossenen Reichthums auf heilsame Weise das Gleichgewicht. In einem großen Staat ist ein solches Gleichgewicht von wohlthätiger Bedeutung. Nur der feindselige Gegensatz — so wie er jetzt noch das Handelsinteresse mit dem ackerbauenden entzweit — ist verderblich. Es ist die Reform, die das Gleichgewicht herstellen, die durch eine Reaction vom Volk aus auf das Oberhaus selbst zurückwirken muß. Wie der ungebildete Adelige mit Recht ein Gegenstand gedoppelter Verachtung ist, je mehr der dritte Stand an Bildung gewinnt, so wird der im Volk immer mehr reifende Rechtssinn jeden einzelnen Fall von Bedrückung auf eine Weise bezeichnen, der der Mächtigste nicht zum zweiten Male sich aussetzen würde. Fügt hinzu, daß nur eine Revolution, nur ein rücksichtsloser Eingriff in das Eigenthumsrecht die Aristokratie von ihrem Standpunct verdrängen könnte; und es ist wahrlich keinem Freund der gesetzlichen Freiheit zu verdenken, wenn er ein Verhältniß, das lange Jahrhunderte durch bestanden hat, des Drückenden für andre Stände entkleidet, aber nicht der gewaltsamen Vernichtung preisgegeben zu sehen wünscht. Es läßt sich ein Augenblick denken, im Drang der Zeiten herbeigeführt, jenem glänzendsten Moment des vorigen Jahrhunderts, der Nacht des vierten August '89 zu vergleichen; die Initiative der Opfer kann das Werk einer schönen Inspiration werden; aber der Augenblick ist, allen Anzeichen nach, noch fern; möge er nicht gewaltsam beschleunigt werden!

Aehnliche Rücksichten (wenn gleich, den Verhältnissen nach, nicht ganz dieselben) berechtigen auch zu dem Wunsch, daß in Frankreich die Frage um die Erblichkeit der Pairie nicht durch lärmenden Ungestüm des Volks entschieden, daß der Knoten nicht mit dem Schwert möge zerhauen werden. Die Tage nahen heran, in welchen die Feier eines glorreichen Sieges die Gemüther aufregen wird. Möge die Aufregung so vorübergehen, daß die Welt mehr und mehr sich überzeuge, daß die Völker mit freudigem Bewußtsein, die Despoten mit aufgeschrecktem Gewissen sich überzeugen, es sei das Gesetz, das in den Julitagen triumphirt hat. Noch ist es nicht erlaubt, es kühn zu behaupten, daß jedes feindselige Element in Frankreich beruhigt sei. Wir glauben es gerne, daß carlistische Bestechung einige Elenden, die nichts zu verlieren haben, zur systematischen Störung der Ruhe organisirt. Aber ein solcher Stand der Dinge darf nicht fortdauern. Wenn die Regierung sich behaupten will, so muß sie die Ruhe zu sichern, und muß sie zu gebieten wissen. Die Verfolgung der republicanischen und der verkappt carlistischen Presse ist nicht so wichtig, ist nicht halb so wirksam, als die Aufhebung des ersten besten scandalösen Attroupements. Was will es heißen, wenn die Geschwornen es sich zum Geschäft machen, Ruhestörer freizusprechen, weil sie eine Tendenz, die man nicht verdammen will, auf rechtswidrigem Wege zur Schau tragen? Es giebt einen gesetzlichen Weg, um Alles von der Regierung zu fordern, und der ungesetzliche darf nicht geduldet werden. Ist doch die sinnlose Aufregung so weit gegangen, daß man den Todten von St. Helena gefeiert hat, und Fesseln zurückgewünscht, um sie mit dreifarbigen Schleifen, mit Festguirlanden in bacchantischen Aufzügen zu kränzen! Man kann es sich nicht bergen, in der heftigen Beredsamkeit der Advocaten, in der Nachgiebigkeit der Geschwornen, liegt ein gänzliches Verkennen des constitutionellen Princips.*)

*) Zu den scandalösesten Auftritten zählen wir die gänzliche Freisprechung eines jungen Mannes, der eine idealische Gandiade zur Schau gestellt, und den Richtern gegenüber wiederholt hat. Hr. Evariste Gallois soll ein sehr geschickter Mathematicus sein, wie die Pariser Blätter melden. Wir erinnern uns in der Salpetrière einige einsame Cellen gesehen zu haben, die uns für die zurückgezogenen Studien solcher Mathematiker ganz vorzüglich geeignet scheinen.

Wir glauben den Beweis geliefert zu haben, daß wir, was den jetzigen Stand der Dinge betrifft, nicht eben Optimisten sind, daß wir es für die heilige Pflicht der Presse halten, jede gegründete Beschwerde frei und unumwunden, und mit dem Accent der Wahrheit auszusprechen. Daß wir den jetzigen Zustand der Presse in Deutschland auch nicht für den wünschenswerthesten halten, und, soviel unsre geringen Kräfte vermögen, bei den Bemühungen um ihre Emancipation nicht gerne zurückbleiben möchten, daran werden die Wenigsten unsrer Leser zweifeln. Aber wir können es darum nicht verschweigen: das tolle, ungestüme Treiben der Parteien, die Aufregung, die sich keines bestimmten Zweckes bewußt ist, oder, sei es aus Feigheit, sei es aus einem Ueberrest von Scheu für die öffentliche Meinung, ihr heilloses Ziel nicht zu nennen wagt — eine solche Aufregung erinnert uns immer und immer wieder an ein Lied von Chamisso, das wir bei dieser Gelegenheit unsern Freunden zum Besten geben wollen. Wir vernehmen, daß es zuerst in der Dresdener Abendzeitung gestanden hat, haben es aber erst auf einem seltsamen Umweg, durch ein dänisches Journal *) kennen gelernt. Es lautet, wie folgt: —

"Kleidermacher-Muth, irgendwo."

"Und als die Schneider revoltirt —
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massacrirt
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst Du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stell'n, —
Courage! Courage! —
Schaff' ab, zum Ersten, die Schneidermamsell'n,
Die das Brod verkürzt uns Schneidergesell'n;
Herr König, das sollst Du uns schwören.

Die brennende Pfeife zum Andern, sei, —
Courage! Courage! —
Zum höchsten Aerger der Polizei,
Auf offner Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst Du uns schwören.

Das Dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt' es das Best' an der ganzen Geschicht,'
Wir besteh'n auch drauf an's jüngste Gericht;
Das Dritte, das sollst Du uns schwören."

*) Dasselbe Journal (Kjöbenhavns-Posten Nr. 121), aus welchem uns ein andrer Aufsatz für diese Nummer freundlich mitgetheilt worden.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

57. Hamburg. Montag, den 1. August. **1831.**

Inhalt.

Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen; von F. Ancillon. Zweiter Theil. Philosophie und Poesie. Berlin, 1831. Duncker und Humblot. 384 S. gr. 8.

(Zweiter Artikel.)

Mit großer Liebe und unerkünstelter Begeisterung ist dee dichterische Charakter Goethe's von allen Seiten aufgefaßt. Ueber die Objectivität, die Hr. A. ihm beilegt, haben wir unser Glaubensbekenntniß oben mitgetheilt. Auch wir verweilen mit Theilnahme und Erkenntlichkeit, nicht selten mit Bewunderung, vor der Welt, die Goethe uns vorführt; aber wir erkennen, in allem was ee ihr giebt und versagt, den Spiegel seines Geistes. Schiller's Ichheit tritt, seiner Offenheit gemäß, unverholen hervor. "Man begnügt sich nicht ihn zu bewundern, man gewinnt ihn lieb. Der Mensch in ihm trägt viel zu dee Begeisterung bei, die der Dichter einflößt. Wenn man bei Goethe schwer ausmitteln kann, was er als wahr, als eichtig, als heilig anerkennt, so wäre es eben so schwer, in allen Dichtungen Schiller's zu verkennen, daß er eine allgemein gültige, absolute Wahrheit annimmt, daß er derselben huldigt, die Freiheit hochachtet, das ewige Recht festhält, an das Uebersinnliche glaubt, und von einer reinen, warmen, unversieglichen Liebe für dasselbe durchglüht, den Feuerstrom der seine Adern durchläuft, in alle mit ihm verwandte Farben ergießt. Wer sich selbst vergißt, um die reine Anschauung des Schönen in sich aufzunehmen (?), wird Goethe höher als Schillee stellen; wer hingegen von Natur geneigt ist, die Dichtungen auf seine Individualität zu beziehen, und dieselbe in den Schöpfungen der Kunst wiederzufinden liebt, wird Schillern den Vorzug geben. Goethe spielt auch da, wo er den Schein des Ernstes annimmt, Schönheit, Naivetät und Grazie (?) sind ihm das Höchste. Schillern ist auch das Spiel immer ernst, er neigt sich mehr zum Erhabenen, das Uebersinnliche hat für ihn einen besondern Reiz, aus der Tiefe, oder von den Höhen zeigt sich das Denken und Empfinden wie ein Hauch des Geistes Gottes, der sich über das Weltall bewegt. Dieser Charakter der Schiller'schen Muse wird, so lange die Deutschen ihrem Charakter treu bleiben, Schiller vor Allen zum Nationaldichter machen; sein Genius ist der idealisirte Abdruck des Genius der Gesammtheit; die Deutschen finden sich selbst in ihm wieder in verklärter Gestalt. Denn der Deutsche liebt vor Allem die Kraft der Gedanken, das Allgemeine der Begriffe und der Vorstellungen, die Kühnheit der Gesinnung, das Großartige der Gefühle, die Energie des Seelenvermögens, das ethische Gepräge. Goethe, durch seine Vielseitigkeit und das Plastische seiner Kunst, gehört allen Zeiten und allen Völkern (?); Schiller gehört uns ausschließlicher, und ist als Abbild der Deutschen, so wie die Cultur sie ausgebildet hat, ein Nationaleigenthum." Eine oft aufgeworfene, überaus anziehende Frage, findet hier ihre, selbst von Bouterweck umgangene Beantwortung, gegen welche Schiller's Freunde und Deutschlands nichts einwenden werden. Nur können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß zwar dem Schönen Uneigennützigkeit der Anschauung huldigt, daß uns aber eine so reine Anschauung, auf welche die Individualität des Anschauenden gar keinen Einfluß hätte, von welcher die Theorie der Schule viel zu rühmen weiß, in der Praktik des Lebens anzutreffen, nie gelungen ist. Auch wir getrauen uns, glänzende Beispiele vollkommener Grazie in Goethe's Werken nachzuweisen; nur würden wir etwas in Verlegenheit geathen, wenn man uns auflegte, darzuthun, sie sei ihm immer das Höchste gewesen, er habe sie der Naivetät und Derbheit niemals aufgeopfert. Uebrigens bewährt die Geschichte, daß Dichter, welche die Gebildeten ihres Volkes mit Recht für groß erkennen, allen gebildeten Zeiten und Völkern angehören, und es ist schwer zu begreifen, wie es nichtverwilderte Zeiten und Völker geben könne, die gar keinen Sinn für Eigenthümlichkeiten besäßen, durch welche, nach des Kunstrichters Angabe, Schiller auf seine Deutschen wirkt.

Wieland ist dee Einzige, für den Hr. A. wenig Empfänglichkeit zu besitzen scheint. Es ist billig, daß auch ein Kenner vom ersten Range die Schuld seiner Subjectivität abtrage, und mag uns Laien trösten, wenn es uns ungleich öfter nicht besser ergeht. Ego homuncio hoc non facerem? Er wirft ihm vor, daß er die deutsche Nationalität weder ausspreche noch anspreche. Er erkennt in ihm, wie einem solchen Beobachter nicht entgehen konnte, den Geistesverwandten Lucian's, Horazens, Ariosto's und Voltaire's; aber er bemerkt, jeder von ihnen besitze etwas, das Wieland sich nicht aneignen können oder wollen. Ganz natürlich und sogar erwünscht; denn die Besonnenheit wird nie begehren, daß ein so reich begabter Geist einen Augenblick aufhören sollen, er selbst zu sein. Nachahmer wie Nachahmer nicht sind, suchte er seine Vorgänger auf einer gefälligen, auch ihn lockenden Bahn, nicht zu verdrängen, zu überbieten, zu verdunkeln. Er strebte vielmehe, ihr Andenken bei seinen Zeit- und Sprachgenossen aufzufrischen, und seine Uebersetzungen sind unübertroffene Muster der Kunst, Geist, Sinn und Manier einer längst entflohenen Vergangenheit, seinen Deutschen wieder zu geben, wie die Ausländer selbst gethan haben würden, wenn sie für die geschrieben hätten. Er verstand und liebte sie bis in ihre kleinsten Eigenheiten, wie Wenige, und besaß Sprachgewale und Fülle, um, wenn es darauf angekommen wäre, Sylbe für Sylbe, Maaß für Maaß zu übertragen, und einem deutschen Ohr fast so unverständlich zu klingen, als Jene. Aber er wollte nicht befremden, sondern befreunden, nicht aufdrängen, sondern übeereden, nicht zurückscheuchen, sondern anziehen; und hat erreicht, was er gewollt. Auch das hat er erreicht, wenn gleich, seiner Unbefangenheit und Bescheidenheit gemäß, vielleicht unwillkürlich, Eigenschaften, die seinem Geist eben so angeboren waren, wie dem seiner geliebten Vorgänger, zwar eben so anzuwenden wie sie, und dadurch an sie zu erinnern, aber selbst in dieser Anwendung sich mehr oder weniger von ihnen zu unterscheiden, nie nach Versagtem zu trachten, nie seine Eigenthümlichkeit zu verläugnen. Was Wieland war, wird kein Anderer jemals sein und werden; und es ist ebensowenig mit dem zu rechten, dem selbst auf diesem Wege ein Anderer mehr gefällt, als mit dem, welchem dieser Gefährte vor allen zusagt. Hanc veniam damus, petimusque vicissim! Philosophie des Lebens, Seelenkunde, Welt- und Menschenkenntniß, innige Vertraut-

heit mit dem classischen Alterthum, von allem Schulstaub entfernt, Mäßigung des Urtheils, die sich nie verläugnet, Versöhnlichkeit gegen Schwachheiten, die leichter zu verurtheilen, als zu vermeiden sind, leiser, nie menschenfeindlicher Spott gegen jede Anmaaßung des Eigensinns, werden ihn immer zum Liebling der gebildeten Welt machen; und da sie allen Zeiten, allen Völkern angehören, den Stempel nicht tragen, der nur einem einzigen zukömmt, und bei diesem in schnellen Umlauf gesetzt, sich eben so schnell abschleift und seinen vorübergehenden Werth verliert. Der sokratische Weise war im Leben, was er in seinen Schriften ist, war noch besser als seine Schriften. Er erhielt seine Unabhängigkeit in der Nähe der Großen, und blieb ihnen werth, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er war der Liebling der Frauen und schmeichelte ihnen nicht, er drang sich den Männern zum Lehrer nicht auf, aber sie lernten von ihm. Er beneidete kein aufkeimendes Talent, er entdeckt' und beschützt' es. Seine ästhetischen Kritiken sind Meisterstücke der Entwickelung und des guten Tons, haben viel und wesentlich zur Bildung des Geschmacks beigetragen, und belohnen noch jetzt das aufmerksamste Studium, obgleich durch sie selbst Begriffe gangbar und allgemein geworden sind, die den Reiz der Neuheit nicht mehr besitzen. Man läßt einem großen Manne nicht Gerechtigkeit genug widerfahren, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß er sich so erklären wollen und in welcher Rücksicht. Ihm ist nicht zu verübeln, daß er bei Ideen, die ihm theuer waren, gern verweilt, daß er in einem vollendeten Gemälde Züge aufnimmt, die ein ungeübtes Auge übersieht. Freiheit war das Bedürfniß seines Geistes, und diesem Bedürfniß hing er nach. Wer dafür keinen Sinn hat, für den hat er nicht geschrieben, den hat er nie in Anspruch genommen: denn Schriftstellerei war bei ihm nicht Gewerbe, sondern freiwillige Unterhaltung mit Gleichgesinnten. Nicht jede Breite ist Leere, und wo man beneideten Seelenmalern solche vorwirft, verräth sich nicht selten die Fühllosigkeit des Tadlers. "Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen," fragt Lichtenberg, "und es klingt hohl: liegt da die Schuld immer am Buch?" Wir sind so fest, wie Horaz, überzeugt, auch dem gepriesensten Schriftsteller könne hie und da ein Schlummer überschleichen, und weit entfernt zu läugnen, daß auch an ihm einiges nicht zu loben, höchstens zu verzeihen sei; aber wir erinnern uns sehr wohl, daß Manches für überflüssig ausgeschrieen worden, was wir um vieles nicht entbehren möchten, so wie uns hingegen nicht jeder Beifall erklärlich ist. Darüber ist leichter zu streiten, als sich zu vergleichen. Welche Zeit das sein könnte, für die, wie Hr. A. behauptet, Wieland's Agathon eine zu leichte und nüchterne Nahrung enthielte, vermögen wir nicht zu begreifen, wohl aber, daß wir die Genossen solcher Zeit nicht beneiden. Lessing, der im 69. Stück seiner Dramaturgie eine lange Stelle des Agathon abgeschrieben, nennt ihn "eines der vortrefflichsten Erzeugnisse des Jahrhunderts, für das deutsche Publicum noch viel zu früh geschrieben. In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehen gemacht haben, der Name seines Verfassers würde auf allen Zungen sein. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Wenn unser Gebiß schärfer, unser Magen stärker geworden, wenn wir Deutsch gelernt haben, so kommen wir wohl auch einmal über den Agathon. Dieses ist das Werk, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte, lieber hier, als gar nicht sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsre Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Ton sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf, vom classischen Geschmacke. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben, damit er einige Leser mehr bekömmt. Die wenigen, die er darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedieß nichts gelegen." Darin wird Hrn. A. Niemand widersprechen, daß Wieland's Philosophie weder Platon's Schwung, noch Aristoteles' Bestimmtheit und Kürze hat. Die sollte sie auch nicht haben, weil jene nicht dem Sinne Wieland's, diese, mit der er sich wohl vertrug, dem Publicum nicht angemessen war, für welches er seinen Vortrag bestimmte. Nichts ist klarer, als daß beide Männer so wenig, als das große Haupt ihrer Schule, eines solchen Genossen sich geschämt, und daß Aristipp und Menander in ihm einen verwandten Geist erkannt haben würden, wie Niemand sie besser errieth, als er. Kein Neuerer hat jemals den nie veralteten, immer ansprechenden Charakter des classischen Griechenlands so rein und unverkünstelt sich auszudrücken gewußt, als er. Etwas der Art hätt' er in sich ausgebildet, ob auch keine Griechen vor ihm gewesen. Der rein didaktische, sentimentalisch mystische Anstrich, den seine früheren Werke tragen, war nicht Verirrung, nicht erborgtes Modegewand, zu welchem er keine Wahlverwandschaft in sich gefühlt hätte, wie Hr. A. sich überredet. Er gebührte von Rechtswegen der Jugend eines Mannes, der zum Welt- und Menschenkenner heranreifen sollte, ohne die Zartheit und Schonung zu verläugnen, die mit jenen Eigenschaften selten verbunden sind. Auch war es nicht die Kälte des Publicums, die ihm diese Bahn verleidete. Wenige Dichtungen sind so gern und viel gelesen, so schnell in die Sprachen des gebildeten Auslandes übertragen, und haben ihrem Urheber mehr Freunde und Freundinnen erworben. Wieland's nähere Bekannte wißen, wie oft er bis ans Ende seines schönen Lebens mit sich zu kämpfen hatte, um dem Gefühl und der Phantasie keinen größeren Einfluß auf sich zu gestatten, als er vor seiner Erfahrung verantworten konnte. Aber eben weil er sich selbst kannte, weil er gegen sich selbst auf seiner Huth war, fühlt' er sich berufen, auch andere vor einer Ueberschätzung dessen zu bewahren, was so lieblich, so unschuldig, nicht bloß scheint, sondern wirklich ist, und gerade darum so nah der Gefahr. Wer nichts entstellt, wer den Schleier der Grazie nie zerreißt, sondern lüftet, kann in der That nur von denen verstanden werden, die für so viel Enthaltsamkeit empfänglich sind. Das ist die Mehrheit der Leser nicht und soll es auch nicht sein. Ihr sind andere Lieblinge gegeben, denen sie ohne Vorwurf huldigen mag. Aber diese Welt hört auf, die beste zu bleiben, wenn eine Zukunft ihrer wartet, in welcher alle Theilnahme für solche Darstellungen verschwindet.

Herder ist mit treffender, aber strenger Gerechtigkeit geschildert. Man kann Hrn. A. zugeben, daß man im Philosophen und Kunstrichter den Dichter, im Dichter den Philosophen erkennt: nur bringt gerade diese Mischung von beiden eine Erscheinung hervor, die zu den seltensten und reizendsten gehört, und in diesem Glanz, in dieser Liebenswürdigkeit, bei keinem seiner Vorgänger und Zeitgenossen angetroffen wird. Er war, wie jeder große Geist, nur einmal in der Welt, und wir würden Unersetzliches zu verlieren glauben, wenn ihn die Natur nach einem andern Stempel ausgeprägt hätte.

Byron hat Hr. A. vollkommen verstanden und meisterhaft aufgefaßt; doch von diesem Abriß darf kein Wort wegfallen, wenn er nicht mißbraucht werden soll. "Die Welt hat, auf Kosten des Menschen, an ihm einen Dichter ohne Gleichen und eine reiche Quelle der edelsten, geistigen Genüsse erworben; dieselben Ursachen haben ihn glücklich und unglücklich gemacht."

Moore bewundert Hr. A. und mit Recht; doch scheint ihn nur die Anmuth und Lieblichkeit seiner Gemälde angezogen, ihre lyrische und elegische Richtung beschäftigt zu haben, dagegen die satyrisch-politische Seite einiger seiner Dichtungen ganz entgangen zu sein. Dabei kann Moore nur gewinnen.

Walter Scott's schöpferische Kraft der Phantasie, Erfindungsgabe der Handlung und der Charaktere, unübertreffliche Verbindung der historischen mit der poetischen Wahrheit, hat Hr. A. redlich geltend gemacht. Das eigentliche Geheimniß des Zaubers, mit dem der große, nicht

mehr Unbekannte, alle Herzen des In- und Auslandes fesselt, finden wir jedoch nicht angedeutet. Es ist kein erlernter, die Schule weiß nichts von ihm, die Nachahmung kann ihn nicht erwerben, die Natur muß ihn gegeben haben. Der Mensch in ihm leitet den Dichter, Menschenliebe und Menschenkenntniß sind nie inniger verschmolzen gewesen. Kein Charakter, keine Handlung, durch ihn vorgeführt, verläumdet jemals die Natur. Indem wir ihr treues Abbild überall zu erkennen glauben, unter solchen Voraussetzungen und Verbindungen, Tugenden und Fehler wohl begreifen, und selbst Uebernatürliches und Unerklärliches auf Menschen einwirken sehen, wie es wirken mußte, wenn es sie berühren könnte, fühlen wir zugleich, daß selbst von den Strauchelnden und Irrenden nicht alles gewichen ist, was sie der Theilnahme werth macht. Wie kehren gebesserter und versöhnter von einem Anblick zurück, dem bloß das Bedürfniß zur Unterhaltung uns zuwandte, und es gereicht unserem Geschlecht zur Ehre, daß wir so von ihm zurückkehren, ohneracktet wir uns dessen vielleicht kaum bewußt sind. Es bedarf der Erwähnung nicht, daß Walter Scott allen seinen Werken, auch den vernachlässigten, minder gelesenen, der Dichtung nicht angehörigen, dieses geistige Siegel aufgedrückt hat. Sie können der Kritik Raum geben, vor dem Herzen sind sie immer gerechtfertigt.

Ueber die Poesie der Franzosen, denen Hr. A. durch seine verdienten Vorfahren angehört, spricht er mit der Unbefangenheit eines Kenners. "In allen gelungenen Arten ihrer Poesie spiegelt sich der ursprüngliche Nationalcharakter ab: Anmuth, Munterkeit, Naivetät, leichter Sinn und gutmüthige Schalkhaftigkeit. In größeren, dichterischen Compositionen wird sie zur Eleganz, zur edeln Einfalt, zur Würde, zum Anstand, zur vornehmen Wohlredenheit. Das ganze Wesen ist in seinen Hauptzügen kein angenommenes, erkünsteltes, der Nation eingeimpftes, fremdes Element, es ist das verfeinerte Nationalwesen, das aus dem Volk hervorgegangen, das Volk wieder anspricht. Jede Poesie, zumal jede dramatische, hat immer etwas conventionelles, und wäre ohne solche Convention gar nicht denkbar. Diese Conventionen allein machen das ästhetische Vergnügen möglich, das uns dergleichen Werke gewähren, und stören die Täuschung nicht, die erste Bedingung dieses Vergnügens, sondern ergänzen sie vielmehr. Zwei Dinge vermißt man an ihren großen tragischen Dichtern, die unstreitig zur größeren Vollkommenheit der dramatischen Poesie erforderlich sind: theils mangelt ihnen die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, theils die Localfarbe derjenigen, die sie zum Thema ihrer Dichtungen gewählt haben. Voltaire hat den engen Kreis seiner Vorgänger um vieles erweitert, doch auch seine Helden sprechen, wie Franzosen in ihrer Lage und von ihrem Charakter gethan hätten oder thun könnten. Bei allem dem ist unstreitig, daß die französischen Dichter, wenn man einmal ihren Gesichtspunct angenommen hat, eine ächt künstlerische Wirkung hervorbringen, sich in den ihnen angelegten Fesseln frei, anmuthig und edel bewegen, das Gemüth ergreifen, ohne den Geschmack zu beleidigen, und dabei ein in sich geründetes, geschlossenes, vollendetes Ganzes darbieten. Sie bilden eine eigenthümliche Schule, und verfallen neben ihren Schönheiten in gewisse Fehler und Mängel, die vielleicht mit diesen Schönheiten unzertrennlich verbunden sind. Es wäre ungerecht und einseitig, nur eine Gattung gelten zu lassen; engherzig, nur eine und dieselbe Sprache der Gefühle und Leidenschaften zu verstehen; und feindselig gegen sich selbst, seine Genüsse auf diese Art willkürlich zu beschränken." Das Urtheil des Hrn. A., über die neueren Dichter der Franzosen, und über die Richtung, welche sie einschlagen, ist eben so gerecht und unparteiisch, als lehrreich. Beaumarchais, Delille, Chateaubriand, Frau von Staël, sind nach Verdienst gewürdigt. "Der jetzige Zustand der Poesie in Frankreich, ist bei weitem so blühend und vielversprechend nicht, als die jungen Dichter der neuen Schule wähnen und behaupten. Allein es ist eine Zeit der Gährung, aus der noch viel Gutes hervorgehen kann, wenn die Hefe sich erst gesetzt haben wird; und Lamartine in der Elegie, Casimir Delavigne in der dramatischen Dichtkunst, und Victor Hugo in der Ode, so wenig auch sein Geschmack geläutert ist, können als angenehme Uebergänge zu einer besseren Zukunft gelten."

Die neueste italiänische und spanische Poesie ist nur kurz berührt, doch nicht ohne Umsicht und Billigkeit. Alfieri wird nach dem Leben geschildert und beurtheilt, Monti und Niccolini ehrenvoll erwähnt.

Ein Blick auf die Länge dieses Aufsatzes belehrt uns, daß wir dem Vergnügen entsagen müssen, einen so unterrichteten und unterhaltenden Führer länger zu begleiten, wenn diese anspruchlose und erkenntliche Anzeige nicht die Ausdehnung eines ausführlichen Gutachtens erhalten soll. Wir beschränken uns daher auf die bloße Angabe der Ueberschriften der folgenden Abhandlungen, und auf die allgemeine, aus inniger Ueberzeugung hervorgegangene Bemerkung, daß keine derselben den erwähnten an Gediegenheit nachsteht, jede dem besonderen Bedürfniß eines einzelnen Lesers besonders entspricht, und außer dem Verdienst der Untersuchung und des Vortrags, auch das nicht minder schätzbare besitzt, durchaus zeitgemäß zu sein, und Begriffe zu berichtigen, an denen im Denken und Handeln viel gelegen ist. Das zu verbürgen reichen schon ihre Titel hin: Ueber das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern in der menschlichen Erkenntniß. Ueber Idealismus, Materialismus und Dualismus. Ueber das Absolute und das Relative. Ueber Freiheit und Nothwendigkeit. Ueber Eudämonismus und Ethik. Ueber eigennützige und reine Liebe. Ueber Glauben und Unglauben. Es steht gut um die Sache der Menschheit und der Aufklärung, so lange Sprecher dieses Gehalts, dieses Gleichmuthes, dieser Faßlichkeit und Anmuth, nicht ermüden, die oft scharfsinnigen und glänzenden, aber, der Natur der Dinge gemäß, immer einseitigen und übertriebenen Behauptungen entgegengesetzter Parteien, ihrer besonnenen Prüfung zu unterwerfen, und was davon wirklich gegründet und anwendbar ist, von dem zu unterscheiden, was, wenn nicht auf immer, doch vor der Hand, nicht als erwiesen und unumstößlich gelten darf. Mehrentheils liegt die Schuld daran, daß, ohneractet der entschiedenen Beweisführung der kritischen Philosophie, Stolz, Eigensinn und Phantasie sich vermessen, die Schranken der menschlichen Erkenntniß zu überschreiten, und da sie nicht mit Unrecht die Vernunft für das Vermögen der Ideen erklären, ihre besondre Vernunft für die allgemeine, ihre Ideen für unwiderrufliche Gesetze der ewigen Wahrheit zu halten. Wer selbst über diese Gegenstände nachgedacht hat, und darüber zu einer Beruhigung gekommen ist, die er mit keiner anderen vertauschen möchte, wird Hrn. A. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die er vor seiner eigenen Ueberzeugung verantworten kann. Wer einem Lehrer solchen Gewichts mehr Einfluß auf seine Ansicht gestattet, wird nie bereuen dürfen, daß er der seinigen beitreten wollen.

Fr.

Meine Großtante. Aus den Papieren eines alten Herrn. Von Johanna Schopenhauer. Stuttgart, 1831. Carl Hoffmann. 194 S. 8.

Eine höchst phantastische Geschichte — so sehr phantastisch, daß die Verfasserin es für gut gefunden hat, die Verantwortlichkeit der Erfindung ausdrücklich von sich abzulehnen, und sie der alten Sage zuzuschieben. Aber manche Einzelnheiten scheinen uns doch zu wenig motivirt; laßt die Haupthandlung immerhin von allen gewohnten Pfaden des Lebens sich entfernen; laßt

die Verhältnisse noch so abenteuerlich gegen das Treiben der Menschenkinder abstechen; in demselben Maaße, wie die Wahrscheinlichkeit in den Hauptumrissen verletzt ist, mußte sie, dünkt uns, in den kleineren Zügen beobachtet werden. An dieser Versöhnung unsres Glaubens mit der Wirklichkeit läßt es die Erzählung des alten Herrn fehlen. Wir können die Details nicht nachweisen, ohne unsern Grundsätzen, und allen honnetten Grundsätzen zuwider, auf das Gebiet, das wir einmal neutral erklärt haben — auf das Gebiet der Fabel des Stücks — überzuschreiten.

Die Scene ist abwechselnd in Cölln, in Montpellier, in der Schweiz, in Polen. Hier eine Reiseskizze aus dem letztern Land — wer es neuerdings besucht hat, mag entscheiden, ob der Toilettenkasten noch immer an seiner Stelle sein würde: —

"Die polnische Gränze war endlich erreicht. Den ganzen Tag hindurch fuhren sie unter Casimir's Leitung, auf furchtbaren Wegen, durch ein fruchtbares, aber ödes, fast unbewohnt scheinendes Land, und kamen nur selten an einem Häuflein schwarz beräucherter, mit Einsturz drohender Hütten vorüber, dem man die Ehre erzeigte, es ein Dorf zu nennen. Mit einbrechender Dämmerung hielten die Wagen vor einem Hause, das zwar noch immer düster und abschreckend genug, aber doch einer menschlichen Wohnung einigermaaßen ähnlich sah. Es war ein sogenannter Judenkrug, in welchem sie auf Casimir's Anordnung ihr Nachtquartier aufschlagen sollten.

"Die junge, verwöhnte Frau, fuhr erschrocken zurück, als sie, von ihrem Manne geleitet, in die niedrige, stallähnliche Stube trat, aus welcher beim Oeffnen der Thüre ihr die widrigsten Gerüche entgegen qualmten; noch heftiger erschrak sie, als der Wirth des Hauses, ein polnischer, spitzbärtiger, mit einem schmutzigen, schwarzen Talar bekleideter Jude, sich vor ihr in den Staub warf, um unter lautem, unverständlichem Geschrei den Saum ihres Kleides zu küssen, und die ganze sehr zahlreiche Familie desselben seinem Beispiel folgte. Aengstlich sah sie nach Williams sich um, ihr Blick fiel auf ein graues, im Zugwinde sich bewegendes, florartiges Gewebe, das gleich einer Tapete die Wände von oben bis unten bekleidete. Sie betrachtete es näher, die seltsame Tapete war die durch Staub, Rauch und zahllose große Motten verdichtete Arbeit vieler Tausend, wahrscheinlich seit Erbauung des Hauses hier in ungestörter Ruhe wohnender Spinnen.

"Solch eine Entdeckung war mehr, als sie ertragen konnte; schnell, wie ein dem Käfig entschlüpfender Vogel, eilte Frau Williams, ohne sich noch einmal umzusehen, zum Zimmer, zum Hause hinaus, ihrem Wagen zu, an welchem Casimir, sie erwartend, schon stand. 'So räche ich Ihre Spötteleien über meinen großen Toilettenkasten, dessen Nützlichkeit Ihnen gleich einleuchten soll,' sprach er lachend, indem er ihr wieder in den Wagen einsteigen half; 'und nun, schöne Freundin, bleiben Sie nur ein halbes Stündchen ruhig,' setzt er hinzu, 'mein der Landesart kundiger Kammerdiener bleibt bei Ihnen zu Ihrem Schutz; sobald alles zu Ihrem Empfange bereitet ist, komme ich, Sie abzuholen.'

"Sie sah ihn, gefolgt von mehreren Dienern, die seine Ankunft an diesem Orte erwartet zu haben schienen, davon eilen und verschwinden. Nach einer kleinen Stunde erschien er wieder, um sie einem ganz aus Holz erbauten Gebäude zuzuführen, das dem Ansehen nach nichts mehr und nichts weniger als eine große Scheune sein konnte; sie trat hinein, und glaubte ein kleines Feenschloß zu sehen.

"Mitten in dem weiten, mit Wachskerzen erleuchteten Raum dieser Scheune, war ein geräumiges, elegant decorirtes Zelt aufgeschlagen, aus welchem der Duft der feinsten, auf silbernen Casaletten brennenden Arome des Orients ihr entgegen kam. Ein mit leichten, seidenen Vorhängen versehenes, zierliches Feldbette nahm den Hintergrund des Zeltes ein, ein türkischer Teppich deckte den Fußboden, eine wohl versehene Toilette nebst Spiegel, drei bequeme Feldstühle und ein ähnlicher Tisch vollendeten das Ameublement. Die junge Frau war wie bezaubert.

"'Jetzt sehen Sie den Inhalt meines armen verspotteten Toilettenkästchens,' sprach Casimir lächelnd; 'ich kannte mein Vaterland, und die Art wie es Damen allein möglich gemacht werden kann, eine Reise durch dasselbe leidlich zu ertragen.'"

Wir werden die Neugierde unserer Leser nur reizen, ohne sie doch auf die eigentliche Spur zu führen, wenn wir zum Schluß bemerken, daß die Lehre der Fabel dahingeht —" "nicht nur die Liebe, auch die Freundschaft habe ihre Eifersucht."

Reise in's heilige Land. Im Jahr 1829. Von A. Prokesch Ritter von Osten, k. k. Major. Wien, 1831. Gerold. 148 S. 8.

Reisen in's heilige Land gehören neuerdings eher zu den Seltenheiten, und das vorliegende kleine Buch füllt in der That eine Lücke aus.

Der edle Ritter ward im Jahr 1829 von der österreichischen Regierung mit dem Auftrag beehrt, die Beschwerden der Christen und Juden in Palästina, die des kaiserlichen Schutzes genießen, über willkürliche Bedrückungen des Pascha Abdallah zu untersuchen, und den Pascha, der sich selbst eine Beleidigung der kaiserlichen Flagge erlaubt hatte, zur Vernunft zu bringen. Diese Sendung gab ihm natürlicher Weise die erwünschteste Gelegenheit, sich mit dem Lande bekannt zu machen; der Verf. hat sie benutzt, wie es von einem Reisenden zu erwarten war, der früher schon mit seinen Tagebüchern dem Publicum ein willkommenes Geschenk gemacht hatte. Chateaubriand's phantasiereiche Darstellung wird man zwar in diesem Bändchen vergebens suchen; aber es ist vielleicht eben so gut, von einem unbefangenen Beobachter einen minder sorgsam ausgeschmückten Bericht anzutreffen. Er läßt es an den nöthigen Nachweisungen alter Schriftsteller (namentlich des Josephus, und der im Hieronymus zerstreuten Notizen) nicht fehlen, hat aber, als gebildeter Mann, der nicht die Gelehrten zu belehren trachtet, das richtige Maaß zu halten gewußt. Als Handbuch, das die in der heiligen Geschichte vorkommenden Scenen vergegenwärtigt, und manche Anspielung erläutert, würde die Schrift noch mehr sich empfehlen, wenn die Verlagshandlung für die Anfertigung eines Registers zum Nachschlagen Sorge getragen hätte.

Indessen muß man kein trockenes Verzeichniß von Notizen erwarten. Des Verf. Schreibart ist bündig, aber belebt, ein paar Proben mögen sie bezeichnen.

"Am Ostersonntage, früh 3 Uhr, also vor Anbruch des Tages, führten uns die Mönche in die Kirche zum heiligen Grabe; ein ehrwürdiger, mächtiger Bau; eine Welt, in welcher besonders zur Nachtzeit und bei dem Scheine von tausend Lichtern und Lampen, das Auge des Pilgers erst spät sich zurecht findet. Der erste Anblick schlägt mit Verwunderung und Ehrfurcht. Die Größe und Höhe der Mittelhalle, der Tempel im Tempel, die Gänge und Kirchen, die Stiegen und Höhlen; die verschiedenen Völkerschaften, welche zugleich den Gottesdienst üben; das Wohnen, Kaufen und Verkaufen in den Zwischenhallen; die Frömmigkeit, womit Christ und Mohammedaner vor demselben Grabe sich beugen, machen diesen Tempel zum Mittelpuncte der Welt. Er ist bei Tag und Nacht besucht und niemals leer. Die Marken der Zeit sind da ohne Kraft.

"Am Eingange sah ich eine Zahl reich gekleideter Türken in einer Nische zur Linken auf Teppichen ruhen und die Pfeife schmauchen. Diese sind die Zöllner und Wächter des Tem-

pels. Sie nehmen jedem Raja beim Eintritt vier Piaster d. i. einige zwanzig Kreuzer ab. Franken sind frei, außer sie wollen sich die heilige Grabstelle, das Allerheiligste, zu Stunden, wo es geschlossen zu sein pflegt, öffnen lassen, in welchem Falle sie ein beliebiges Trinkgeld geben. Während alle Secten des Christenthums wie Strahlen in diesem einen Mittelpuncte sich vereinigen, tragen sie ihren Haß und Neid bis auf diese heilige Stelle mit sich, und schlagen sich da mit ihren Ketten. Die eine verspottet und verfolgt die andere, und sucht ihr ein Stückchen Raum oder ein paar Lampen abzudrängen. Die Türken, mit unstörbarer Ruhe und Würde, halten die Ordnung aufrecht und gebieten jeder Secte Achtung für die Rechte und Gebräuche der übrigen. Sie schreiten vor den Priestern bei den heiligen Umgängen einher, öffnen das Gedränge des Volkes jetzt für Katholiken, jetzt für Griechen, jetzt für Armenier, jetzt für Kopten u. s. w., für jede Secte nach ihrer Reihe und Weise. Ohne die Türken führen an dem ersten Festtage die Christen sich einander in die Haare, und machten den Tempel zur Mördergrube. Das ist die Wahrheit; ich weiß wohl, daß sie eben keine erfreuliche oder ehrenvolle für uns ist. —

"Ich besah alle Heiligthümer, und blieb eine halbe Stunde im Allerheiligsten. Dann wohnte ich dem österlichen Hochamte und dem dreimaligen Umgange nach Weise aller Pilger, mit brennender Wachsfackel in der Hand, bei, und besah zuletzt noch die Ceremonien der Griechen und Armenier, welche das Palmenfest, zuerst jene, dann diese, mit Amt und Umgängen feierten. Es war eine große Menschenmenge im Tempel. Ein Theil des ärmeren Volkes schläft und wohnt darin während der Festzeit. Das Geschrei des Marktes dringt aus den Hallen. Die Orgel der Katholiken, die Cymbeln und Metallplatten der Griechen und Armenier, die Gesänge der Priester und Gläubigen, das Geschwätz der Müssigen, die Ordnungsrufe der Türken dringen in und durch einander. Manche der sonderbarsten Gebräuche uralter Verbreitung im Orient, unserer viel zu verdorbenen Einbildung nicht faßlich, sind da herrschend. Wahrlich es ist eine Welt, und rührend der Zusammenfluß der Völker und majestätisch die Nacht darin."

Den Muselmännern, und ihrer Achtung für das, was Andern heilig ist, läßt der Verf. bei jeder Gelegenheit Gerechtigkeit widerfahren. Einmal geht er sogar so weit, zu sagen "ihnen ist sie (Jerusalem) die heilige Stadt, uns ein Mährchen von ehemals." Diese Aeußerung findet wohl im Nachstehenden ihre Erklärung: —

"Falsch ist, was Chateaubriand und andere Frömmler sagen, daß die *Türken* das heilige Grab mit Feuer und Schwert zerstören wollen. Wer hätte sie daran gehindert, würden sie es gewollt haben? — Im Gegentheile sind sie es, die *erhalten*. Was *zerstöret*, ist der Teufel des Neides zwischen den christlichen Secten und die Versagung der kleinen Almosen, die zur Erhaltung der Bauten und Menschen unerläßlich sind. Der Tribut der katholischen Mönche an die Pforte ist nur 7000 Piaster, aber die Pascha und Statthalter wollen Geschenke, und die arabischen Häuptlinge der Umgegend, wie z. B. *Bogoos*, verkaufen ihren Schutz und das freie Geleite theuer. Dermalen hat das Kloster zum heil. Erlöser über anderthalb Millionen Piaster Schulden; aber es sind auch seit Jahren keine Zuschüsse aus Europa gekommen."

Die eigene Gesinnung des Verf., die sich nirgends verläugnet, hält die Mitte zwischen der Gleichgültigkeit moderner Aufklärung, und zwischen altkatholischer Verehrung für Alles, was die zweideutige Bürgschaft der Tradition heilig nennt. Man wird ihm auch nicht Unrecht geben, wenn er sagt: "der Glaube thut hierin das Meiste, und einige Klafter zur Rechten oder Linken thun Nichts." Dem bekannten Judenbekehrer Joseph Wolff, den er, nebst seiner Gemahlin Lady Georgina (Walpole) in Jerusalem trifft, und der aus dem Propheten Daniel gründlich beweiset, in siebenzehn (jetzt fünfzehn) Jahren werden alle Juden Christen sein, räth er, "aus Freundschaft," die Frist wenigstens um hundert Jahre hinauszurücken. Man hat übrigens kein Recht, zu bezweifeln, daß er bei der folgenden Scene an seiner Stelle war: —

"Am Morgen meiner Rückreise nach *Akka* war ich noch werkthätiger Zeuge eines christlichen Geschäftes zu Nazareth. Der Pater *Vitus Filkuka* bat mich, der Bekehrung eines Juden beizuwohnen. Es war ein armer Schneiderjunge aus Baireuth, weiß Gott wie nach dem Orient gerathen, und ihm von der Gemeinde zu Cairo zu diesem wohlthätigen Zwecke zugesendet. Die Abschwörung der Ketzerei und Aufnahme in den Schooß der christlichen Kirche geschah feierlich vor dem Hochaltare, wobei mein Landsmann eine deutsche Predigt hielt, die außer dem Aufzunehmenden und mir Niemand verstand, aber alle mit Erbauung anhörten. Ich hielt dem Jungen eine andere in derselben Sprache, wobei er in Thränen zerfloß, und das ganze Auditorium gerührt wurde."

In Jerusalem ward er in den Orden vom h. Grabe aufgenommen.*) Er theilt das lange lateinische Diplom mit, und beschreibt die Ceremonie: —

"Der Vorsteher der katholischen Gemeinde in Jerusalem bewahrt als Bevollmächtigter des Papstes im heiligen Lande das Recht der Ertheilung des *Ordens vom heiligen Grabe*, der von Gottfried von *Bouillon* im J. 1099 gestiftet worden ist, und dessen Statuten mehrere Päpste, namentlich *Benedikt XIV.*, erneuerten und festsetzten. Der Vorgang bei der Aufnahme in diesen Orden, die auch mir zu Theil wurde, ist ob der geschichtlichen Erinnerungen und der Stelle, wo sie geschieht, ergreifend. Wir versammelten uns hiezu eines Morgens vor Sonnenaufgang am Allerheiligsten, und zogen sodann in die den Katholiken zugehörige Capelle im Tempel. Alle versammelten Mönche und Brüder beteten laut. Dann setzte sich der Abt des heiligen Landes auf einen Thronsessel. Kniend vor demselben, spricht der Aufzunehmende den Schwur des Bundes in seine Hände. Ein Mönch gürtet dem Ritter sodann die Füße in seidene, goldverbrämte Gamaschen und schnallt die Spornen Gottfrieds von *Bouillon* demselben an. Diese sind aus Metall, ganz einfach, stark, 8 Zoll lang, wovon 5 auf die Spitze kommen, mit einem scharfen Stern, dessen Dornen 1 Zoll 4 Linien Länge haben. Das Schwert Gottfrieds, eine 30 Zoll lange, zweischneidige, flache Klinge mit 5 Zoll langem einfachen Kreuzgriff, dessen Querarme nach unten etwas eingekrümmt sind, in einer Lederscheide, Knopf und Beschläge aus Metall, wird entblößt in die Hand gegeben, dann umgürtet; endlich empfängt man um die Brust Gottfrieds Kreuz, aus Metall mit Granaten geziert, an langer, metallener Kette hängend. Zwischen jedem Abschnitte der Ceremonie finden Gebete Statt, und zwischen den beiden letzten der eigentliche Ritterschlag mit Gottfrieds Schwert auf Haupt und Achseln, worauf man von allen Brüdern und Mönchen umarmt wird und sie umarmt. Vormals geschah die Aufnahme in diesen Orden vor dem heiligen Grabe selbst, jetzt aber findet sie in der katholischen Capelle bei verschlossenen Thüren Statt. — Während dieser Scene hörten wir Gepolter über uns. Was war es? — Pferdegetrappel; denn die Türken haben Stallungen gerade über dieser Capelle."

*) "Solerti indagatione circa ea, quae Catholicae fidei puritatem spectant, prius facta."

Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart, 1831. Cotta. 355 S. gr. 8.

Von mehreren Seiten her ist dieses Werk bereits als eine der bedeutendsten Erscheinungen der letzten Messe angekündigt worden. Zugleich vernimmt man, daß besonders die politischen Betrachtungen in der Heimath des Verf. großes Aufsehen erregt haben, und daß Derselbe durch die seltsame Mißdeutung, die einige seiner Aeußerungen bei einflußreichen, aber übel berichteten Personen gefunden, sich veranlaßt sah, um seine Entlassung aus dem (würtembergischen) Staatsdienst anzusuchen. Als Ersatz für das Opfer soll ihm die Wahl zu der künftig zusammentretenden Ständeversammlung ziemlich gewiß sein; ein Umstand, der, wenn er gegründet ist, den Wählern nicht minder als dem Gewählten zur Ehre gereichen würde.*)

Die durch diese Notizen vielleicht gespannten Erwartungen wissen wir nicht ganz zu befriedigen. Wir finden das Werk künstlich angelegt, tief durchdacht, und anziehend durch einen Schatz von geistreichen Ideen; aber wir finden es viel zu deutsch.

"Zu deutsch? Und wenn nun der Verf. nichts Andres bezweckte, als das Bild deutschen Geistes, in seinen Vorzügen und in seinen Verirrungen, im Briefwechsel zweier Deutschen aufzustellen?"

Was das Buch soll, sagt das kurze Vorwort: — "Die vorliegende Schrift hat zur Aufgabe, den unausgeglichenen Gegensatz des Theoretischen und Praktischen, von dessen glücklicher Auflösung das künftige Schicksal von Deutschland abzuhängen scheint, mit möglichster Bestimmtheit auszusprechen."

Diese Aufgabe scheint uns zum großen Theil verfehlt. An Gegensätzen ist kein Mangel; an schroffen, ohne Milderung, und mit möglichster Bestimmtheit ausgesprochenen Gegensätzen; aber sie scheinen fast sämmtlich, auch die sogenannten praktischen, dem theoretischen Gebiet anzugehören.

Unabweisbar, aber nicht zum Vortheil der Schrift dringt sich die Erinnerung an Schiller's philosophische Briefe auf. In Schiller's Briefen, welche dramatische Wahrheit! Wie sind die Charaktere scharf begränzt, die Verhältnisse, wenn auch nur in wenigen, aber in Meisterzügen geschildert! Diese dramatische, und überhaupt die innere Wahrheit, vermissen wir ungern in dem Briefwechsel zweier Deutschen.

*) S. (Brockhaus') Blätter für liter. Unterhaltung Nr. 193.

Die Universitätsjahre der beiden Freunde waren in die letzte Blüthenzeit der, von Buben und Parasiten schändlich verläsierten deutschen Burschenschaft gefallen. Der Eine — Friedrich — scheint sofort in's Amt getreten zu sein — er äußert, daß er "von trockenen Berufspflichten festgehalten, das Bedürfniß um so lebhafter empfunden habe, in der Welt der Gedanken Ersatz für eine beschränkte Wirklichkeit zu suchen." Das ist ächt deutsch, und zugleich sehr wahr. Ein junger Mann von Phantasie wirft sich, um nicht ganz zum Philister zu werden, der Naturphilosophie in die Arme. Aber sein Freund? Wilhelm hat fünf Jahre damit zugebracht, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und ist nun nach der Heimath zurückgekehrt. Es ist sehr unhöflich, aber wir müssen uns wirklich erlauben, an der Richtigkeit der Angabe zu zweifeln. Wenn man fünf Jahre unter fremden Menschen, in fremden Ländern, gelebt hat, so kann man als guter deutscher Patriot, aber gewiß nicht mit einer so ganz ungestörten deutschen Geistesrichtung zurückkommen. Und wenn es möglich wäre, so müßte man zum mindesten keinen Anspruch auf die Rolle machen, die der Verf. dem jungen Mann zugetheilt hat. Wilhelm ein Repräsentant der praktischen Richtung! Und zwar in Folge seiner erweiterten Welt- und Menschenkenntniß! Wilhelm ist ein junger Mann von Talent, von freiem, geradem, offenem Sinn, und in der That so geistreich wie der Verf. selbst. Aber man könnte sich versucht fühlen, eine große Wette einzugehen, daß Wilhelm sein Vaterland — was man, mit der Specialkarte in der Hand, Vaterland zu nennen beliebt — nicht verlassen, sondern, sei es unter Büchern, oder unter der drückenderen Last "trockener Berufspflichten" seine fünf Jahre seit dem Abgang von der Universität zugebracht hat. Er ist kein Naturphilosoph — voilà tout. Hätte er aber im Ausland das öffentliche Leben von Angesicht zu Angesicht gesehen, er würde besser darüber raisonniren. Hätte er beobachtet, durch welche Mittel die Intelligenz der mittleren und niederen Stände — der wichtigsten in der Gesellschaft — gefördert wird, und von welchen praktischen Interessen ihre sittliche Selbständigkeit abhängt, er würde sich weniger darum kümmern, den welthistorischen Standpunct des deutschen Volkes wiederherzustellen, würde nicht die Vogelflinte auf den Mond anlegen, um das Verlorne wiederherabzuholen. Hätte er unter Menschen gelebt, deren feinere Bildung, deren scharfblickender und geregelter Verstand dem Krimskrams der metaphysischen Schulsprache fremd geblieben ist, er würde nicht mit so unermeßlicher Geduld die Phrasen des Naturphilosophen anhören und widerlegen.

Denn in Wahrheit, Friedrich, der Naturphilosoph, treibt es in's Unglaubliche. Wenn der Verf. sein Buch nicht nur für die Minderzahl der Metaphysiker, sondern für die Mehrzahl der Gebildeten bestimmen wollte, so hätte er Sorge tragen müssen, wenigstens dem gesunden Geschmack auch den Wortführer des Gegensatzes einigermaaßen anzupassen. Wer in aller Welt läßt sich heute noch durch Phrasen und Formeln mystificiren, wie die folgenden: —

"Als Ausdruck der Selbsterscheinung des Absoluten oder des Schöpfungsacts hätten wir also die Formel:

$$A = \frac{+}{-}\, 0 \; A$$

das Absolute setzt sich als das von sich Unterscheidbare (als —) aber doch wieder nicht Verschiedene, sondern sich selbst Gleiche (als +) und in der wieder ausgeglichenen Entgegensetzung (in der Totalität von + — o) mit sich Identische."

Was nicht Alles durch die bequemen Gleichheitszeichen ausgeglichen werden kann. Man höre: — "Haß und Liebe sind, wie Wollust und Grausamkeit, in ihrer Wurzel identisch, und Liebe ist nur ein veredelter Haß, wie Haß nur eine gemeine, unsittliche Liebe ist." Es muß ein eigenthümlicher Genuß sein, etwas Witziges zu sagen, was auf den ersten Anblick dem abominabeln Nonsense ähnlicher sieht, als der trivialen Wahrheit die dabei zu Grunde liegt. "Novalis sagt: das Leben ist eine Krankheit des Geistes.*) Aber ich möchte dagegen behaupten; nicht das Leben, sondern das Sterben ist die Krankheit,**) indem nur der erkrankte Geist nicht Macht genug über den Leib und die Materie behält, um diesen Leib wieder neu zu erzeugen und immer jung zu erhalten."

Dr. Barrie's mag zusehen, wie er seine Theorie von den Cholerathierchen vertheidigen will, wenn die Naturphilosophie ihn belehrt, daß bei den "niedrigen Organisationen und

*) Es würde nicht schwer sein, bei den meisten Sprüchlein dieser Art, die von Vielen als der Ausdruck einer ebenso tiefen als neuen Weisheit mit unbedingter Verehrung angenommen werden, zu zeigen, daß Aehnliches, oder Kühneres, früher schon gesagt war. Hier nur eine kleine Probe — aus Calderon's "Leben ein Traum:"

"Aunque si nací, ya entiendo
Que delito he cometido:
Bastante causa ha tenido
Vuestra justicia y rigor,
Pues el delito mayor
Del hombre es haber nacido."

Und Tertullian sagt von der Lehre eines berühmten Gnostikers "hominem vetat nasci!" Die Ausführung mag man bei ihm selbst nachlesen (adv. Marc. I. 21, 167.)

**) Das soll die Ansicht mehrerer ausgezeichneten Aerzte sein, die aber, wie man sagt, nicht durch die Naturphilosophie zu der Entdeckung gelangt sind.

Gebilden" (und dazu gehören doch wohl die Cholerathierchen) gegenwärtig Ruhe herrscht. "Die Menschheit ist der Sinn, das geistige Organ des Planeten, die Entwickelung der Menschheit ist daher zugleich Entwicklung der Natur, und auf den unteren Schöpfungsstufen, bei den niedrigen Organisationen und Gebilden, herrscht nur darum gegenwärtig Ruhe, weil die Bewegung sich in die höchste Sphäre hinaufgezogen und darin concentrirt hat, weil die schaffende Naturkraft gegenwärtig mit dem Proceß der Weltgeschichte durch die Entwickelung des Menschengeschlechts ausschließlich oder doch vorzugsweise beschäftigt ist."

Der besonnenere Freund ist mit solchen Sprüngen nicht zufrieden. "Du hast ohne Zweifel manches körnige und gewichtige Wort gesprochen; aber welcher Fluch zwingt Euch Philosophen denn, sobald etwas von ächter Anschauung, von Religion und Glauben, den Weg zu Euch gefunden hat, es gleich wieder durch den Begriff bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen?" Indessen ist die Art und Weise, wie er Friedrich's Formeln und Antithesen widerlegt, manchmal nicht viel besser, als die Manier des Naturphilosophen. So schreibt Wilhelm: — "Nicht die Nothwendigkeit, wie die Philosophen glauben, sondern Freiheit ist der Grund der Natur und das innerste Wesen der Schöpfung. Daß Gott und die Welt frei seien, ist der tiefere, schönere, genialere Glaube, und wenn ich es recht verstehe, der Glaube des Christenthums; wogegen auf der andern Seite das Heidenthum gerade durch den alten falschen Wahn bezeichnet ist, sich Gott wie eine Naturkraft zu denken, als etwas Unfreies, gleichsam durch mathematische Formeln Ausdrückbares, z. B. als Etwas, das ewig den Act des Selbstbewußtseinwerdens in sich vollbringt, und an was die Welt durch diesen Act als letzten Grund gefesselt ist. Diese Mathemathik führt zum Tode; Religion und Poesie empören sich gegen sie; sie ist in Gott freilich vorhanden, weil die wahre Freiheit die Sclaverei zur Basis haben muß; aber sie existirt in Gott nicht als letzter Grund; sofern Gott Gott ist, hat er die Mathematik abgeschüttelt, sie hat keinen Theil mehr an ihm, sie ist ganz Freiheit, Liebe, Seligkeit geworden."

Wir möchten Alle, die an die Schulsprache gewöhnt, und durch lange Uebung mit dem abscheulichen Jargon ausgesöhnt sind, auffordern, den letzten Satz in irgend eine neuere Sprache zu übersetzen, und aufrichtig zu gestehen, ob sie nicht vor dem Eindruck erschrecken. Einem Ausländer aber muß bei solchen Proben deutscher Speculation vollends zu Muthe werden

"als hört' er wohl ein ganzes Chor
von hunderttausend Narren sprechen."

Wilhelm's Besonnenheit und praktische Richtung verhindert überhaupt nicht, daß er den bacchantischen Sprüngen des Freundes sich von Zeit zu Zeit anschließt. "Begnügen wir uns nicht mit dem Gedanken, daß Gott die Welt belebt, sondern leben wir selbst, in dem Bewußtsein, daß Gott Götter will, daß wir Menschen sind, um einst etwas Höheres zu werden, und daß uns selbst die Fortsetzung des Schöpfungsactes anvertraut ist. Nicht im rettenden Triumphe hebt die Gottheit die verlornen Kinder zum Himmel empor; dadurch würde nur Gott, nicht der Verlorene verherrlicht. Wir, wir selbst sollen durch die Kraft unseres eigenen Wesens verherrlicht werden, damit die Herrlichkeit Gottes in seinem Erschaffenen widerstrahle."

Es dürfte nicht minder schwierig sein, diese Tirade mit einer unbefangenen Schätzung des menschlichen Wesens, als sie mit den bekannten lutherischen Dogmen zu vereinigen. Indessen ist sie doch noch erträglicher, als die heillose Renommage, in welcher Friedrich sich gefällt — Friedrich, der denselben Brief, in welchem er bona fide erklärt hat "er sei für seine Person von der Wahrheit des wesentlichen Inhaltes der christlichen Lehre vollkommen überzeugt", mit der Prophezeiung schließt — Christus werde wiederkommen, "um das Kreuz zu zerbrechen, und statt einer Religion für Weiber und für Sclaven eine Religion für Männer und für Sieger zu gründen."

Hat der Verf. hier vielleicht nur seines Privilegiums sich bedient, den Gegensatz mit Bestimmtheit auszusprechen? Dann müßte wenigstens in Wilhelm's Briefen das andre Extrem mit gleicher Bestimmtheit hervorgehoben sein. Das ist aber nicht der Fall. Es werden dem Gefühl, dem Gemüth, der Poesie ihre Rechte vindicirt. Dem Begriffswesen wird der Krieg angekündigt: aber Wilhelm selbst ist so sehr in dem Spiele mit Begriffen befangen, daß die klare praktische Tendenz, die man erwarten dürfte, der Spiegel einer offenen Weltansicht, durch vielfache Schleier der ästhetischen Kunstsprache verhüllt wird. Wir haben, wider unsre Gewohnheit, eine Reihe von Sätzen aus dem Zusammenhang genommen, und dazu noch Sätze, die abgetrennt von selbst in ein grelles und gehässiges Licht treten. Wir wünschten, daß der Verf. sich diese Mühe selbst genommen, und es nicht der Kritik überlassen hätte, den Eindruck nachzuweisen, den das Unverständliche auf ungelehrte Leser hervorzubringen nicht verfehlen kann. Es ist die natürliche Folge der Nachlässigkeit, die sich der schlimmen Gewohnheit der Schulphrasen nicht entschlagen will, daß Leser, die nicht im Schulzwang von Kindesbeinen an befangen waren, sich nicht verpflichtet halten, den Zusammenhang zu studiren, um für das anscheinend Absurde die entfernte Familienähnlichkeit mit der gesunden Vernunft aufzuspüren. Aber wir sind es dem Verf. schuldig, auch eine Probe seiner besseren Manier zu geben. Wir wählen dazu eine Stelle aus einem Brief von Wilhelm, über Gegenstände, die in der vorletzten und in der gegenwärtigen Nummer von einem andern Sprecher beleuchtet worden sind: —

"Die Hellenik gleicht dem Tage, wo der strahlende Sonnengott langsam und prächtig durch den wolkenlosen, immer blauen Himmel wandelt, die Romantik einer, bald sternhellen, bald umwölkten, Mondnacht, wo die Sonne sich in die Tiefen der Meere zurückgezogen hat, aber ihr glühendes Leben unsichtbar fortwirkt und in allen Pulsen der Schöpfung fühlbar schlägt.

"Der mächtigste Repräsentant der Romantik ist Shakspeare, dessen Schöpfungen der ganze Sturm der Leidenschaft durchbrauset. Bei ihm ist Alles Entzweiung, Tragisches und Komisches gemischt, höheres und gemeines Leben hart neben einander gerückt, und das Scheidewasser der Ironie und des Humors über Alles ausgegossen. Aber den Zwiespalt der Schöpfung löset bei ihm in der Regel nur die Vernichtung, die Naturgewalt, und die Nothwendigkeit behält den Sieg, und der Geist und die Freiheit muß untergehen, die Idee wird selten oder nie gerettet: denn die Zeit der geistigen Versöhnung war noch nicht gekommen und ist auch nicht bei dem beschränktkatholischen Calderon, wenigstens nicht in der rechten Art, zu finden.

"Aber diese Entzweiung ist naturgemäß und nothwendig; nur bis zu dem jetzigen Extrem, bis zur völligen Aushöhlung der Realität durch den Gedanken, bis zur gänzlichen Unterwerfung des Bildes und der lebendigen Gestalt unter den todten Begriff, welche bei uns an der Tagesordnung ist, hätte die Entzweiung nie getrieben werden sollen.

"Und dieses gänzliche Auseinanderfallen der Elemente ist hauptsächlich der durch den Mangel eines äußern Lebens bedingten speculativen Richtung zuzuschreiben. Ohne sie würden wir einen deutschen Shakspeare haben, der dem englischen in nichts nachstände. Goethe, der klarste, umfassendste und gebildetste Geist, den Deutschland hervorgebracht hat, scheint wirklich von der Natur so reich ausgestattet worden zu sein, daß es bloß von seiner Wahl abhing, in welcher Gattung der Kunst oder der Wissenschaft er die Meisterschaft erringen wollte, und für die Poesie hat Goethe sich wohl nur darum

vorzugsweise entschieden, weil diese seinem Genius das universellste Organ darbot. Hätte er nun in der Welt, die ihn umgab, auch die rechten Gegenstände für die Poesie vorgefunden, wäre es ihm vergönnt gewesen, sich als einer Nation angehörig zu fühlen und den Stoff seiner Dichtungen aus einem vollen, frischen und bewegten Nationalleben zu schöpfen, so würde er ohne Zweifel auf der mit Götz von Berlichingen so großartig und glücklich eröffneten Bahn lebendiger und nationaler Dichtung fortgeschritten sein. Aber die dürre Zeit, in der er lebte, gab ihm nichts, worin sein mächtiger Geist mit voller Befriedigung sich hätte versenken können, und trieb ihn gewaltsam in sich selbst und zur Reflexion, zu jenem Wühlen und Grübeln in der eigenen Brust zurück. In Ermangelung bereits fertiger praktischer Interessen, die ihm das Leben hätte bieten sollen, war er genöthigt, sich selber erst die Objecte und die Interessen zu suchen und zu schaffen, und das Alterthum, die Wissenschaft, ja selbst die Oekonomie und die conventionellen Lebensformen in seinen Bereich zu ziehen. So erscheint denn seine Schöpferkraft fast überall durch Reflexion beschränkt und neben dem poetischen Zweck wird auch ein wissenschaftlicher, sei es nun eine psychologische Zergliederung oder die Ergründung sonstiger Lebenserscheinungen, verfolgt. Daher steht Goethe Shakspeare'n an Energie, Fülle und lebendiger Naturgewalt eben so sehr nach, als er ihn an Universalität, kunstsinniger Vollendung, Bildung und philosophischer Klarheit übertrifft. Goethe ist mehr, aber auch weniger als Shakspeare, und ich hätte unserer poetischen Literatur lieber noch einen Shakspeare, als einen Goethe wünschen mögen."

Ueber den äußerst interessanten politischen Theil, und über die angehängten Gedichte, werden wir nächstens berichten. Einstweilen mag eines der letzteren andeuten, was, nach des Verf. Ansicht, dem deutschen Volke Heil bringen soll: —

Einst und Jetzt.

"Meiner Heimath Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne die darüber glühn.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront;
Hohenstaufens schlanken Gipfel
Krönt, ein Geisterfürst, der Mond.

Hohenstaufen, sel'ge Sterne!
Beide Friedrich, Konradin!
Schaut ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach eurer Wiege hin?
Schweb' herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaisten Volke
Töne erweckender Gesang!

Kühner Rothbart! nicht gestorben
Bist ja du, du schlummerst nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlösers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachst du, Heldenseele,
Fliegst, ein Sturm, verjüngt durch's Land?

Kaiser Karl! von dem sie sagen,
Daß noch oft dein Banner rauscht,
Wenn du fliegst im Wolkenwagen
Und dein Volk dem Siegsruf lauscht,
Wo bist du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutscher mehr,
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umsonst der Wiederkehr.

Und du, heiligster der Schatten,
Hermann! der als Opfer fiel,
Deutschlands sterbendes Ermatten
Treibt dich's nicht vom blut'gen Pfühl?
Sagt man doch, Erschlagne kehren
Wieder, bis ihr Geist versöhnt; —
Kannst du ruhen, statt zu wehren,
Wo man deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden sind geschieden,
Die Vergangenheit ist todt!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug.

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimathlosen,
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Raab' und Weih!
Steig empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!"

Die Quarantaine-Einrichtung auf Känsö. Uebersetzt aus der Handels- og Industri-Tidende, vom 25. Juni. Mit einem illuminirten Plan. Kopenhagen, Juli 1831. Gedruckt bei Möller.

Es würde uns nimmermehr gelingen, ohne die Hülfe einer Abbildung unsern Lesern eine klare Anschauung der von der Natur begünstigten, von der umsichtigen Kunst ausgeführten Anstalten zu verschaffen, die dem "nackten Felsen von Känsö" eine so wohlthätige Wichtigkeit geben. Um so mehr verweisen wir sie auf den vor uns liegenden Plan, der, auf einem großen Bogen, die Uebersicht des Ganzen mit einer genügenden Erläuterung auf einen Blick darbietet.

Unmittelbar an der See, auf vier verschiedenen, zum Theil durch Kunst geschaffenen Holmen, liegen zwei Magazine zum Reinigen der Waaren bestimmt, ein Observationskrankenhaus, ein Pestlazareth, in welches die Kranken durch eine im Fußboden jedes Zimmers befindliche Klappe unmittelbar vom Wasser aus gebracht werden,*) und die Wohnung der Quarantainebeamten. Durch das Aufziehen von vier Zugbrücken wird jedes der Gebäude vom andern vollständig abgesondert.

Es findet sich ferner auf der kleinen Insel ein Convalescentenhaus, ein Pavillon, eine "Remise" (wie es scheint ein Proviantmagazin), ein Wirthshaus, eine Aussichtwache (Udkik), und eine Batterie, auch ein Brunnen mit süßem Wasser.

Der Aufsatz enthält die Beschreibung der Räucherungsmittel (es sind deren drei: Salzsaures Gas; Salpetergas; und oxygenirtes Salzsäuregas, das letztere nur für Räume bestimmt, wo zur Zeit keine Menschen sind), und die Preise der Anwendung der verschiedenen Reinigungsmaaßregeln. Besondere Risse versinnlichen die innere Einrichtung der Krankenhäuser und Magazine. Das Ganze gehört zu den compendiösesten und zugleich belehrendsten Erscheinungen, die uns neuerdings vorgekommen sind.

Bemerkungen über die Verordnung von Provinzial-Ständen im Königreiche Dänemark.

Der versprochene Beschluß dieses Aufsatzes ist in dem folgenden Blatte der Kjöbenhavns-Post nicht erschienen. Sie giebt darüber die Auskunft: "Der Beschluß der Bemerkungen u. s. w. kann, als von der Censur gestrichen, nicht gegeben werden. Dieses Umstandes wegen erscheint auch gegenwärtige Nummer später wie gewöhnlich, was die geehrten Abonnenten gefälligst entschuldigen werden."

*) Auf demselben Wege werden die Gestorbenen entfernt, und an einer dazu bestimmten Stelle, sammt ihren Kleidern in's Meer versenkt.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hostrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

58. Hamburg. Montag, den 8. August. **1831**

Inhalt.

Beiträge zur Förderung des Gemeinsinnes und republicanischen Staatslebens. In zwanglosen Heften herausgegeben von Johann Smidt, Bürgermeister der freien Hansestadt Bremen. Erstes Heft. Bremen, 1831. Heyse. 263 S. gr. 8.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der politischen Literatur zählen wir unbedingt das vorliegende Heft. Ein wirksames Organ zur Förderung der Zwecke, die der Titel bezeichnet, war ein längst gefühltes Bedürfniß. Die freien Städte waren nicht nur sich selbst, sie waren auch ihren Nachbaren, und dem gesammten deutschen Vaterlande, einige Kunde schuldig von der Gestaltung ihres inneren Lebens, von dem Fortschreiten jener Thätigkeit

...... "die nie ermattet,
Die langsam wirkt, doch nie zerstört."

Wenn irgendwo, so ist in diesen Freistaaten, deren Bedeutung nicht nach der Ausdehnung des Gebiets, sondern nach der inneren Blüthe des Bürgerglücks, und dem vielfach verzweigten Einfluß thätigen Verkehrs, gemessen wird, eine ruhige Fortbildung der Institutionen möglich, die, aus den Stürmen der europäischen Kriege gerettet, auch von den Störungen einer bewegten Gegenwart unberührt geblieben sind.

Ein Organ für die Besprechung dieser Angelegenheiten hätte unter keinen Verhältnissen einer wohlthätigen Wirksamkeit verfehlen können. Es unter diesen Auspicien auftreten, und auf solche Weise, wie es hier geschehen, die Lösung der Aufgabe eingeleitet zu sehen, ist doppelt erfreulich. Wenig wie diese Blätter nach Rang und Würde der Schriftsteller zu fragen gewohnt sind, wenig wie sie auch hier den Standpunct freimüthiger Kritik, durch irgend eine Betrachtung mißleitet, verläugnen würden, ist doch keine Mißdeutung zu fürchten, wenn die Anregung zur öffentlichen Discussion, von den ersten Magistraten freier Bürger ausgehend, als characteristisch hervorgehoben wird. Denn wenn anderwärts das Volk von einer, nicht selten leidenschaftlichen Opposition zumeist die Aufklärung über seine besten Interessen zu erwarten pflegt, so würde schon das Dasein dieser Beiträge Zeugniß dafür geben, daß in diesen glücklichen Freistaaten von einem getheilten Interesse zwischen "Regierenden und Regierten" die Rede nicht sein kann noch sein soll.

Die zahlreichsten Beiträge in dem vorliegenden ersten Hefte sind aus der Feder des hochverdienten Herausgebers. Das Vorwort bezeichnet die Verständigung über die Gegensätze, die in diesen Tagen mit mehr Eifer als Besonnenheit, aber auch gewiß mit mehr Unkunde als bösem Willen, zu einer beunruhigenden Höhe gesteigert worden sind, als einen der Hauptzwecke der neuen Unternehmung. In diese Kategorie gehören zwei Aufsätze. Die fragmentarischen Andeutungen zur Erörterung der Begriffe von Volkssouverainität und göttlichem Recht, vom Herausgeber, führen zu dem bündig ausgesprochenen Resultat: "Der Staat darf das Princip der Volkssouverainität, selbst in seiner höchsten Potenz, wo es als das gleiche Recht zu gleicher praktischer Theilnahme an den Angelegenheiten der Gesammtheit erscheint, nie aus den Augen verlieren — er kann nicht davon ausgehen, aber er soll darauf ausgehen, und seine Handlungen sollen von dieser seiner Richtung Zeugniß geben; kurz: das Princip der Volkssouverainität soll sein Ideal sein." Die Begründung des sogenannten göttlichen Rechts, in einer höheren, nicht nur intellectuellen, sondern auch in einer sittlichen und religiösen Sphäre, weiset demselben in der Anwendung seine relative Geltung zu, ohne die ideale Bedeutung zu verkennen, durch welche die Freiheit mit der Ordnung versöhnt wird. Man könnte das Ganze dieser Entwickelung als einen lichtvollen Commentar zu einer Stelle des Besonnensten der attischen Redner betrachten, die wir hersetzen wollen: — "Unsern Vorfahren ist der Unterschied hochwichtig erschienen, der zwischen zweien Principien der Gleichheit Statt findet, deren Eines Allen Dasselbe, das Andre aber Jeglichem das Gebührende zuertheilt. Sie täuschten sich nicht darüber, welches von Beiden das Nützlichere sei, und das dem Staatswohl Gedeihlichere. Sie verwarfen als unbillig jene Gleichheit, die den Guten und den Schlechten gleichstellen würde, und entschieden sich für die andere Art, welche nach Verdienst und Unverdienst ihre Schätzung bestimmt; und auf diesem Grundsatz beruhen unsere Staatseinrichtungen. Auch erkannten sie nicht Jedem ohne Unterschied die Verwaltung der Aemter zu; sondern nach vorgängigem Urtheil sollte ein jedes Amt vorzugsweise dem Besten und Fähigsten übertragen werden." *)

Auf demselben Gebiete bewegt sich der zweite, ausführlichere Artikel über die Elemente und Organe des Staats, und die vernunftmäßige Bedeutung einer repräsentativen Verfassung — von Senator Horn in Bremen. Ungern würde man allgemeine und theoretische Aufsätze dieser Art ganz vermissen; aber man darf hoffen, daß der Herausgeber dafür sorgen wird, den anziehenderen speciellen und praktischen Erörterungen, und den Materialien zur Verfassungsgeschichte der einzelnen Freistaaten auch fernerhin den bei weitem größeren Theil jedes Heftes zu sichern. Hundert und hundert Schriften beschäftigen sich mit den Principien, mit mehr oder weniger Erfolg; aber die Freunde des neuen Journals — und ihre Zahl wird der der Leser gleich kommen — werden vorzugsweise über diejenigen inneren Verhältnisse Belehrung suchen, über welche sie anderwärts vergebens nach authentischen Aufschlüssen sich umsehen würden.

In dieser Beziehung werden besonders zwei Artikel einen bedeutenden Grad von Theilnahme erregen. Der Aufsatz des Herausgebers über Volksfeste und öffentliche Reden an das Volk, leistet mehr als der Titel verspricht: er wirft nämlich ein vollständiges Licht auf die Grundsätze, nach welchen bei der Wahl der Rathsmitglieder in der Schwesterstadt verfahren wird. Darüber, so wie über die historische Untersuchung eines hochverehrten Veteranen unter den Hamburgischen Staatsmännern über einen wichtigen Punct des Recesses von 1712 **) werden wir in unsrer nächsten Nummer berichten, weil wir beide Aufsätze mit mehr Muße durchzugehen wünschen, als uns in diesem

---

*) Isokrates' areopagit. Rede 1, 434 (Baseler Ausg. v. 1567. H.)

**) "Was hat es in der Hamburgischen Verfassung für eine Bewandniß mit der zur gänzlichen Abhülfe der zwischen dem Senat und der erbgesessenen Bür-

Augenblick vergönnt ist. Zwar wird bis dahin das Heft hier am Ort sich in Aller Händen finden; aber unseren entfernteren Lesern wird eine Analyse auch dann nicht unwillkommen sein.

Zwei Reden des Herausgebers über den Beruf zur Regierung in einem Freistaate, und über republicanische Undankbarkeit, beide an die bremische Bürgerschaft gehalten, zeichnen sich nicht nur durch kraftvolle, sondern auch durch einfachere, von der wissenschaftlichen sich unterscheidende Sprache aus, die der Verf. in den für den Druck ausschließlich bestimmten Aufsätzen führt. Die erste Rede giebt einen Ueberblick über Bremens Geschichte vom Schluß des americanischen Freiheitskrieges bis zur Gestaltung des deutschen Bundes, und benutzt die Veranlassung (den ehrenvollen Rücktritt eines Bürgermeisters nach 40 jährigem Staatsdienst, und die Erwählung seines Sohnes an seiner Stelle) zu einem Blick auf die Eigenthümlichkeit republicanischer Einrichtungen.

Die zweite Rede lehnt den Vorwurf der Undankbarkeit von der Republik als solcher ab, indem sie auf die verschiedenen, beständigem, unruhvollem Wechsel unterworfenen Verhältnisse der alten Freistaaten als auf die Quelle desselben sich bezieht, und nachweiset, wie, der Monarchie gegenüber, in einem Freistaat "was Nützliches und Heilsames geschieht, von allen Staatsbürgern mit Recht als ihr eigenes Werk betrachtet werden darf." Zugleich wünscht der Redner seinen Mitbürgern Glück zu der uralten, "in vollster Legitimität gebornen" Freiheit, bei welcher jener Grund des Undanks von selbst wegfällt, während es an der Ordnung ist, "daß eine vielfache verdienstvolle Thätigkeit eine Zeitlang gar kein Aufsehen erregen kann;" dagegen aber das Dankgefühl in der Form "einer reineren Freude, eines freieren Wohlgefallens," also ehrender für den Gebenden sowohl als den Nehmenden auftritt.

Eine wohlthuende Wärme, ein seltner Ernst des sittlichen Gefühls belebt die "aphoristischen Andeutungen," die der Herausgeber zum Schluß über die näher und näher drohende Krankheit gegeben hat. Wir erinnern uns nicht, die Folgen eines solchen Uebels für den sittlichen und politischen Zustand der Gesellschaft irgendwo mit so vieler Kraft und Wahrheit entwickelt gefunden zu haben. Allgemein wird man dem Wunsche des Verf. sich anschließen:

"Möchte eine allgemeine Waffenruhe nicht die letzte derselben sein! Möchte es keines gesteigerten Schreckens von Oben bedürfen, um das wahnsinnige Kriegsgeschrei jener Saat der Schlangenzähne verstummen zu lassen, deren unersättlicher Ruhmsucht und Raublust, — Europa um jeden Preis in neue Flammen zu setzen drohend, — die Noth des Tages noch nicht zu genügen scheint!"

Vorangestellt ist zur Vergleichung die meisterhafte Schilderung des Zustandes von Athen während der Pest, aus dem größten Geschichtschreiber des Alterthums. Es ist, nach des Verf. Ueberzeugung, das Vorrecht des gegenwärtigen Standpuncts der religiösen Bildung, selbst im Moment der schwersten Prüfung, unter den umgebenden Versuchungen des schroffsten Egoismus, ein höheres Princip eintreten, und zu Werken der Liebe und edeln Hingebung begeistern zu lassen. An die gewissenhafte Erforschung Alles dessen, was die Wissenschaft bieten kann, reihen andere Betrachtungen sich an: —

"Je notorischer und evidenter diese Bemühungen aber in den Vordergrund treten und den widerwärtigen Anblick einer vorzugsweise nur passiven egoistischen Sicherungspolitik zurückdrängen, desto humaner wird sich zugleich die Sorge für die Unglücklichen gestalten, welche von ihren geselligen Beziehungen abzuschneiden, der durch Unkunde gränzenlos erscheinende eigne Nothstand geboten hatte. Man wird dann nicht in Gefahr gerathen, jene Ausgeschiedenen, gleich Ueberläufern zum Feinde, selbst feindlich und schonungslos zu behandeln und dadurch am Ende wirklich zu Feinden zu gestalten, man wird sie vielmehr als solche betrachten, die in des Feindes Nähe vorgerückt sind, ihn zu beobachten, wo möglich zu überwältigen, und darüber in seine Gefangenschaft geriethen. Ihre Versorgung während solcher Gefangenschaft und möglichste Erleichterung der Bande dieser der gemeinen Sache zum Opfer Geweihten wird dann nicht bloß als heilige Pflicht erscheinen, sondern man wird in ihnen zugleich die erfahrensten und dadurch befähigtsten Mitstreiter zu erblicken und auch aus diesem Gesichtspuncte ihre Rettung sich eifrigst angelegen sein zu lassen, geneigt sein. Hoffentlich ist die Zeit nicht ferne, wo die, in einer, die Schranken des eigenen Staates vergessenden, wohlthätigen Theilnahme an fremdem Unglück begonnene Richtung unserer Tage aus ihren politischen Schattirungen zu einer rein menschlichen Farbe übergehen und in dieser zugleich die ächte christliche Gesinnung geltend machen dürfte. Welcher Gegenstand sollte ein solches Gemeingefühl aber in näheren Anspruch zu nehmen berechtigt sein, als die Opfer jener gemeinsamen Gefahr? Möge denn, wie in einem allgemeinen Gottesfrieden ein negatives, so in der Gesammtsorge für jene Unglücklichen ein positives Symbol Europäischer Verbrüderung sich gestalten!"

Vorlesungen über die Naturlehre, zur Belehrung derer, denen es an mathemathischen Vorkenntnissen fehlt, von H. W. Brandes. Erster Theil, mit 5 Kupfern. Leipzig, 1830. Göschen. gr. 8.

Wie unentbehrlich jedem menschlichen Wesen die Kunde der Natur ist, die es nicht bloß umgiebt, sondern von der es selbst einen Theil, und in Rücksicht auf sich, den wichtigsten ausmacht, bedarf keines Beweises. Unser ganzes Leben ist eine nie unterbrochene Beschäftigung mit ihr und durch sie, und verständiges Wissen um die Gesetze dieser Thätigkeit, unterscheidet den Menschen vom Thier, gebildete Völkerschaften von minder gebildeten. Nur ist die wissenschaftliche Erkenntniß der bisherigen Entdeckungen auf einem Gebiet, dessen Umfang mit jedem Tage unermeßlicher erscheint, schwer erworben, und der bei weitem zahlreichste Theil unseres Geschlechts, muß sich begnügen, auf Treue und Glauben anzunehmen, was ihm Männer bedeuten, welche die Ueberzeugung der Welt für stimmberechtigt erklärt. Diese Männer und die, welche sich ihrer Nachfolge und Prüfung widmen, dürfen freilich gründlicher, untrüglicher, ausgebreiteter mathematischer Kenntnisse nicht entbehren; aber auch ein so schätzbares Eigenthum ist bei weitem nicht allgemein, und durch eigne oder fremde Schuld Manchem versagt, dem, wie unbarmherzig man auch jene Schuld an ihm rächen möchte, schon um der Wissenschaft willen, die Bekanntschaft mit der Natur nicht fremd bleiben muß. Denn da kein Satz der Naturlehre für gewiß gelten darf, so lange ihm die Erfahrung nicht zu Statten kömmt, so läßt sich gar wohl denken, daß eine Wirkung, die nur unter einem Zusammenfluß sehr begünstigender Umstände erfolgen kann, und sich bisher den Blicken des gelehrtesten Forschers entzog, dem Auge eines Laien begegnen und richtig von ihm aufgefaßt und bezeichnet werden mag, wenn er einigermaßen vorbereitet ist, darauf zu achten. Darum war der große Leibnitz ungemein neugierig auf Wahrnehmungen und Wunderkünste, deren ein ungelehrter Menschenschlag sich rühmte, ließ keine ungeprüft vorübergehen, und sein erhabener Geist, der die seltene Gabe besaß und übte, aus jedem Kiesel Funken zu ziehen, hat ohne Zweifel mancher

---

gerschaft streitigen Puncte, und deren unwiderruflichen Entscheidung angeordneten Deputation?" Von Bürgermeister Bartels in Hamburg.

verworfenen Schlacke gediegenes Metall entlockt. Gelehrte des ersten Ranges glaubten von jeher und überall, ihrer Würde nichts zu vergeben und ihr Verdienst zu vermehren, indem sie gemeinnützige Wahrheiten in allgemein verständlichen Schriften niederlegten, und deutsche Männer, Wolf und Euler, Lambert, Kant und Lichtenberg, leben und lehren noch in Werken herablassender Faßlichkeit. Nur schreitet die Wissenschaft mit Riesenschritten vorwärts, und ein Zeitraum weniger Jahre bestätigt, erleichtert, erweitert oder berichtigt Begriffe und Ansichten. Deßhalb ist eine Gabe, wie das vorliegende Werk sie darbringt, eben so nothwendig als angenehm. Hrn. B's. Vorlesungen über die Astronomie haben den Beifall der Kenner und Nichtkenner nirgends verfehlt, und das gegenwärtige Buch entspricht den Erwartungen, zu denen es berechtigt. Die Klarheit seiner Darstellung ist nicht zu übertreffen, die von ihm aufgeführten Lehrsätze sind einfach und gründlich erwiesen, und die Folgerichtigkeit seiner Schlüsse führt zu schneller Ueberzeugung. Ausgezeichnet glücklich und dem Zweck dieser Darstellung besonders angemessen ist die von ihm befolgte Weise, wissenschaftliche Lehren auf Gegenstände der nächsten Umgebung, auf Künste und Gewerbe, auf täglich vorkommende Naturwirkungen anzuwenden. Dadurch wird die Dürre und Beschwerde der Untersuchung von dem Ungeweihten entfernt, und er erstaunt nicht selten, aber er begreift mit Vergnügen, daß er nur recht aufmerksam auf sich und seine Nachbarschaft sein dürfe, um große, langübersehene Gesetze zu erkennen und gleichsam mit Händen zu fassen. Man kennt der Erfahrung am meisten, man vergißt deren am wenigsten, die man an und durch sich selbst macht. Eine treffende Erläuterung tönender Worte, die Mancher im Munde führt, ohne mehr dabei zu denken, als die Nachahmung eines Schalles, entkleidet die Modeformel ihrer zauberischen Dunkelheit, und überläßt der Schätzung des einfachen Menschenverstandes, welches Gewicht er ihr beilegen will. "Man hat in der neuesten Zeit von einem Quintilliontelgran bei Gaben von Arzneimitteln geredet. Nun beträgt die 6000jährige Dauer der Menschengeschichte 2,191,500 Tage, oder nicht völlig 53 Millionen Stunden, also nur etwa 190,000 Millionen Secunden. Wäre nun die Erde, in jedem Zeitpuncte dieser ganzen Zeit, mit 1000 Millionen Menschen bevölkert gewesen, und hätte jeder derselben alle Secunden eine Gabe des nämlichen Arzneimittels eingenommen, so wären 190 Trillionen solcher Gaben verbraucht. Wenn demnach, seit Adams Zeiten, ein Arzt allen lebenden Menschen, jede Secunde, einen Quintillontelgran irgend eines Arzneimittels gegeben hätte, so erreichte dennoch der ganze Verbrauch noch nicht ein Tausendtel vom Millontel eines Grans." Quod tanto impendio vociferatur etiam solummodo demonstrare, destruere est! Uebrigens ist der einsichtsvolle und unbefangene Wahrheitsfreund der kühnsten Hypothese keinesweges abgeneigt, vielmehr ihr eben so beredter und dankbarer, als besonnener Vertheidiger. Die Natur will gefragt sein, um zu antworten, und es ist unmöglich, ihr eine Frage vorzulegen, oder ihre Antwort zu verstehen, wenn man sich ihr nicht durch Voraussetzungen nähert, die von erwiesenen, oder als wahrscheinlich angenommenen Thatsachen ausgehen, um zu beobachten, in wie fern sich diese bestätigen, widerlegen, oder einer genaueren Bestimmung bedürfen, damit eine unbekannte Gegend von ihnen erhellt werde.

Die Gesammtgeschichte wissenschaftlicher Entdeckungen ist eine fortlaufende Kette gelungener Auflösungen schwieriger Räthsel; und auch dieses unterrichtende und unterhaltende Buch erfüllt den empfänglichen Leser mit Bewunderung und Erkenntlichkeit gegen den Forschergeist und die Erfindungskraft der Männer, die von Vermuthungen, vor denen nur ihr Genius nicht zurückbebte, zur Gewißheit drangen. Manche dieser Vermuthungen sind erst nach Jahrhunderten beglaubigt, manchen wird die spätere Zukunft das Siegel der Wahrheit ausdrücken; aber was bis jetzt nur Vermuthung, wenn auch gleich durch ein großes Ansehen empfohlene Vermuthung ist, darf nicht für Gewißheit ausgegeben werden, bis ihm Erfahrung zu Statten kömmt: und man fühlt sich dem Verf. sehr verpflichtet, daß er die schwere Ueberwindung üben wollen, keine Erfahrung zu erschleichen. Diese Blätter sind nicht bestimmt, seine Darstellung mit kritischen Blicken zu begleiten, oder Wünsche und Zweifel zu verlautbaren, die wissenschaftlichen Zeitschriften gebühren. Ihnen genügt im Allgemeinen zu bemerken, daß der wißbegierige Leser weder die Fülle, noch die Reife und Neuheit der Belehrung vermissen wird, die dem Gegenstande selbst und der Fassungskraft des gebildeten Ungelehrten angemessen ist. Dieser erste Theil enthält die ganze Mechanik, die Lehre vom Gleichgewicht fester und flüssiger Körper, und die Akustik. Freunden und Zöglingen der Tonkunst werden besonders die letzten fünf Vorlesungen, welche sich mit den Gesetzen ihrer Erscheinungen beschäftigen, überaus willkommen sein, und von manchem künftigen Lehrbuche dieser allbeliebten Trösterin und Beseligerin des Lebens glücklich benutzt werden. Der Schüler erfährt vieles, was ihm nicht jeder praktische Lehrer zu sagen weiß, und dieser, wenn er nicht ganz stumpfsinnig ist, muß erkennen, daß es Vorkenntnisse giebt, die er bisher nicht unbestraft vernachlässigte. Die Belehrung über das Gleichgewicht mag auch dem Tänzer auf ebener Erde und dem Seil, auch dem Schauspieler sagen, wie viel er an Anmuth, Leichtigkeit und Sicherheit der Biegungen gewinnt, wenn er den wohlthätigen Gesetzen der Natur mit Bewußtsein gehorcht, und was sie in hoher Schönheit vollenden wollen, nicht durch widerstrebende Künstelei entstellt. An ihrer Hand bringt die geübte Festigkeit scheinbare Wunder hervor, im thörichten Widerstande sinkt sie zur empörenden Fratze herab. Die Vorlesungen selbst bilden ein wohlverbundenes Ganzes, obgleich fast jede einzelne für eine besondre, an sich verständliche, Abhandlung gelten kann. Keine ist über Gebühr ausgedehnt, und Winke am Schluß derselben, geben erwünschten Stoff zu weiterem Nachdenken.

Eine genügende Inhaltsanzeige vertritt einstweilen die Stelle des Registers. Die Sprache ist überall anständig, lebendig und ungeschmückt. Die hinzugefügten Kupfer verscheuchen jedes Mißverständniß. Ein zweiter Band soll die Erscheinungen der Anziehung, die Grundlehren der Chemie, und die Lehre von Wärme und Licht möglichst vollständig umfassen. Der dritte und letzte ist der Elektricität, dem Galvanismus, den magnetischen und elektromagnetischen Erscheinungen bestimmt. Welche Erndte wichtiger Wahrheiten erwartet den Leser, der einem so bewährten Führer gewiß mit ehrenwerther Ungeduld entgegen sieht!

Fr.

Die Schwarzen von Gießen, oder der deutsche Bund. Eine Novelle von Harro Harring. Zwei Theile. Leipzig, 1831. Wolbrecht. 164 und 185 S. 8.

Man sieht, es ist hier nicht von dem deutschen Bund par excellence die Rede, der, soviel uns bekannt, noch nie zum Gegenstand einer Novelle geworden, sondern von jenem verschollenen und romanhaften, dem die Besorgnisse von zwei oder drei einflußreichen Individuen eine imaginaire Wichtigkeit verliehen hatten. Wer das Buch aus Neugierde in die Hand nimmt, der wird jämmerlich getäuscht werden; wer eine tiefergehende Charakteristik der Zeit erwartet, nicht minder. Der Schriftsteller soll noch auftreten, der jenes Gemisch von Hingebung und von Egoismus, von weitgreifenden Entwürfen und von Unkunde der Verhältnisse, von persönlicher Ueberlegenheit und von Mangel an Menschenkenntniß, von begeisternder Kraft der Rede und

von praktischer Unbehülflichkeit, nicht zu erklären, sondern auch nur im Bilde anschaulich zu machen verstünde.

Die Darstellung des Verf. ist von der Art, daß es nur eines kleinen Grades von Bosheit bedürfte, um zu deduciren, daß er noch jetzt für die Zwecke jenes Bundes schwärme. Wenn er den Schlagschatten des Lächerlichen entfernt hat, so mag es geschehen sein, um den tragischen Effect nicht zu stören; aber es giebt Fälle, in welchen das Pathos komisch wird. Kneipscenen hat er, wie in seinem Faust, mit Liebe geschildert, aber auch hier die Steifheit nicht ganz vermieden. Der Gebrauch, den er hie und da von den Kunstausdrücken und von der Kraftsprache gemacht hat, ist so spärlich, daß er uns nur scheint darthun zu wollen, er habe sie nicht verlernt.

Indiscret erscheint die Art und Weise, wie eine der Hauptfiguren — der Dr. Teuton, Privatdocent einer juridischen Facultät — individualisirt ist. Selbst seine Persönlichkeit würde, auch ohne ein Motto aus den "freien Stimmen frischer Jugend," unverkennbar bezeichnet sein. Nur der Kern seiner verpönten Lehre, der ihm den zweideutigen Ruhm des "Unbedingten" erworben hat, wird nicht geradezu ausgesprochen; und dadurch bleibt die Charakteristik mangelhaft, an welcher der Bezeichnete auch in seiner neuen, sicheren Heimath, und in, wie man vernimmt, günstigen Verhältnissen, keine sonderliche Freude haben wird.

Hier eine Scene — Teuton ist verfolgt, ist auf der Flucht begriffen; der Justizrath von Schnöde hat in strengem Incognito hinter der schwarzen Tafel in seiner Vorlesung über das Völkerrecht hospitirt, und ihn denuncirt; ein noch größeres Malheur erzählt er weiter unten dem jungen Bannworth: —

"Arm in Arm gingen die beiden Schwarzen Teuton und Bannwerth von dannen, und wanderten schweigend am Ufer der Ilse dahin. Stille Ehrfurcht hielt des Jünglings Zunge gefesselt, der das düstre Insichbrüten des Ernstes nicht zu stören wagte. 'Deine Familie hat mich erkannt — nicht wahr?' fragte endlich der vertriebene Lehrer des Völkerrechts. 'Meine Braut sagte mir, du reisest unter dem Namen Reuter' — antwortete Bannworth.

"'Woher weiß Deine Braut das?' unterbrach ihn Jener rasch und heftig und blieb einen Augenblick stehen.

"'Das werde ich erst später erfahren. Sie mahnte mich in Eile, Dich auf der Flucht zu begleiten — und zwar wohin Du wollest, nur nicht auf der Straße nach Hamburg, wo man Dich suche.'

"'Wer ist deine Braut? Wie ist ihre Familie?'

"'Sie ist die Tochter des Amtmanns von Obern — ihre Mutter ist eine Geborne von Schnöde.'

"'Von Schnöde?' lachte der Doctor laut auf. 'Gott verzeih' mir's — da ist der Satan in Deine Verwandtschaft gefahren.'

"Es erfolgte abermals eine lange Pause, die dem Verlobten keine angenehme Empfindungen bot, dessen gekränktes Ehrgefühl sich aber auf deutsche Weise aussprach.

"'Die Verhältnisse des Onkels meiner Braut, den ich persönlich nicht kenne, sind mir nicht fremd geblieben. Bertha — so heißt mein Mädchen, hat mir darüber mitgetheilt, was sie erfahren; und gerade ihre Briefe würden Dich überzeugen, daß ich mich in meiner Wahl nicht täuschte.'

"'Ihr Onkel ist Schranze — Sie aber bewahrt ein deutsches Herz, das um unseres Bundes willen, so weit sie ihn kennt, zu jeglichem Opfer bereit ist. Es ist ein Jahr seit ich sie zum letztenmale gesehen; — ich weiß, was ihr jede Minute in meiner Nähe gilt. Sie hört Deinen Namen und beschwört mich, Dich auf der Flucht zu begleiten. — Sie entsagt um deinetwillen der langersehnten Stunde — — Sie hätte Dir schaden können und ist innig um Deine Rettung besorgt — — Willst Du die Schmach des Onkels auf die Nichte und auf mich übertragen; so erkläre Dich, ich will Dir Antwort geben.' —

"Bannworth hielt seine Schritte inne, und schaute festen Blickes mit geschlossener Lippe den Gefährten an, der ihm gutmüthig lächelnd die Hand reichte, indem er sprach: 'Deine Rüstung lob' ich mir, junger Freund! und Deine Ausforderung gefällt mir wohl. Der Name Schnöde aber ist mir verhaßt, und was mich an den Wicht mahnt, der ihn trägt, empört mein Innerstes. Die Mutter Deines Mädchens mag ein braves Weib sein, das ist wohl möglich — und ich will es hoffen, die Theilnahme Deiner Braut an meinem Schicksale, könnte mich rühren, wenn mein Herz nicht einen Panzer trüge.'

"'Wer war der Alte, mit dem Wollhandel im Kopfe?' —

— "'Auch ein Onkel meiner Braut — ein Schwager des Amtmanns — ein Gutsbesitzer von Horsten —'

"'Von Horsten?!' unterbrach ihn Teuton.

"'Was Schwerenoth! — bin denn auch ich in meinem verdrängten Gefühle mit Deiner Familie verwandt? — War sein Bruder nicht Hauptmann im Felde?' —

"'Ganz Recht!' erwiederte Bannworth. 'Er wohnt etwa sechs Meilen von hier — hat als Obrist seinen Abschied genommen und' —

"'Närrisches Familien-Gewirre!' fiel Teuton ein. 'Da habe ich die vorige Nacht auf dem Gute des Wollmanns zugebracht. Ich kenne die Schwester beider von Horsten und wäre beinahe ihr Schwager geworden, wenn ich vor fünf Jahren nicht schon gedacht hätte wie heute.' —

"'Du kanntest etwa die jüngste von Horsten — die jetzt noch unverheirathet ist?'

"'Dieselbe. Sie lebte bei Verwandten in Gießen — liebte leidenschaftlich Musik und Gesang und am Ende mich, da ihr mein Lieder-Ruhm gefiel. Zum Spaße kann ich Dir die Handschrift Deiner zukünftigen Tante zeigen — Kühleborn beschrieb zufällig die Kehrseite eines Stammblattes aus vergangenen Tagen.'

"'Warte nur — Du sollst Dich von alter Zärtlichkeit überzeugen.'

"Er schwang hiermit seinen Tornister von der Schulter und räumte einige Sachen heraus, sein Stammbuch suchend.

"Im Suchen einhaltend besann er sich, indem er nachdenkend den Daumen an die Unterlippe brachte, packte wieder einige Kleidungsstücke heraus und versank abermals in Nachsinnen. Endlich betrachtete er den durchwühlten Inhalt und den leeren Tornister, richtete sich auf und stemmte beide Hände in die Seite und starrte fragend umher.

"Nachdem er wiederholt seine sämmtlichen Taschen durchsucht hatte, rief er endlich, halb für sich:

"'Mein Stammbuch ist zum Teufel, der denn auch mich nächstens holen wird.'

"'Warum nicht gar?' meinte Bannworth. 'Wie kann das Buch verloren sein, wenn Du bestimmt weißt, daß Du es in den Tornister gepackt? Durchsuche die Sachen noch Einmal. Vielleicht steckt es in Wäsche oder Kleidung.'

"'Du siehst ja, Freund! daß ich jeden Ermel und jede Falte durchwühlt habe; — das Stammbuch ist — beim Teufel. Ich wiederhole diese Addresse; denn — wenn es verloren ist — so ging es auf eine teuflische Weise verloren. Wo liegt das Schloß Uestein —?' Sechs Meilen von hier sagst Du? Da wohnt der alte von Horsten — In welcher Richtung —?'

"'Nach Süden — übers Gebirge wirst Du etwa vierzehn Stunden gehen müssen. Morgen Abend kannst Du dort sein.'

"'Ich muß dorthin!' seufzte nun der Beunruhigte. 'Mein Stammbuch umschließt das Loos der Schwarzen. Es ist kein Stammbuch im gewöhnlichen Sinne — nur der Form, dem Aeußern nach einem solchen Dinge ähnlich. — Ist es verloren — so sind die Schwarzen verloren. Ich trug es stets an meiner Brust. — Gestern als ich Amalien ihr Blatt zeigen wollte, ihren Vorwürfen zu begegnen, obschon sie mein Herz niemals eingenommen — gestern schloß ich

es vorläufig in den Tornister. Den Schlüssel führ' ich am Burschenbande, das, so lange es an mir hängt, oft zerhauen und nie gewaschen worden. Es war schwarz und voller Knoten — Sie ließ nicht ab, bis ich ihrer weiblichen Ordnungsliebe das Kleinod anvertraute; sauber und geflickt bekam ich es wieder. — Aber an meinen Schlüssel denke ich erst jetzt.' — —

"'Was darf ich aus dieser Mittheilung schließen?' fragte Bannworth, während beide einander gegenüber standen, als wären sie festgewurzelt.

"'Zum Schlusse kann ich noch nicht gelangen;' erwiederte Teuton, indem er seine Sachen in den Tornister warf. 'Wohl darf ich selbst mich einen Mann nennen; — aber ich zittere vor dem Schlusse, der meinen letzten — letzten Glauben an die Menschheit ausrotten würde.'

"Der letzte Strumpf lag wieder im Tornister und mit bitterm Ingrimm den Schlüssel betrachtend, schob er das Schloß in die durchgezogene Kette und drückte es zu."

Was wir am wenigsten zu billigen wissen, ist die Darstellung, die wohl ganz auf Rechnung der Erfindung des Verf. zu bringen ist, als ob durch gereizte Eifersucht und unedeln Haß dem Verfolgten von weiblicher Hand Verrath gedroht hätte. Beispiele von Hingebung, die dem weiblichen Charakter Ehre machen, sind mit der Geschichte jener jugendlichen "Ideale und Irrthümer" unzertrennlich verbunden. Wenn der Verf. wieder weibliche Charaktere schildern will, so mag er in den Worten einer längst vergessenen, aber nicht zu vergessenden deutschen Ballade sich spiegeln: *)

"Ihr Männer, Männer, seid nicht stolz;
Meint nicht, Ihr seid das grüne Holz;
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist gränzenlos wie Ewigkeit!"

Briefwechsel zweier Deutschen. Herausgegeben von P. A. Pfizer.

(Zweiter Artikel.)

Den zweiten Theil eröffnet eine Schilderung des Standes der Dinge in Deutschland, in grellen Farben gemalt, aber leider! darf man nicht sagen, in zu grellen. Die Literatur, die Kunst, die Kirche, werden in ihrem Verfall gezeichnet: das politische Leben, die Beamtenherrschaft, in ihrer inneren Nichtigkeit, und in ihrem äußeren Druck dargestellt. Es kann nicht schaden, unwillkommene Wahrheiten zu wiederholen: —

"Der wahre Bürgerstand, der sich als berechtigter Theil eines freien Staatsganzen fühlt und den Kern des ächten Staats bildet, ist unsern deutschen Staaten größtentheils unbekannt, und statt einer lebendigen Wechselwirkung aller Elemente des Staatsorganismus durch Gegenseitigkeit der Rechte und Verbindlichkeiten, findet man die Pflicht des Gehorchens und das Recht des Gebietens streng gesondert und geschieden — dieses im alleinigen Besitze des Fürsten, seiner Beamten und der bevorrechteten Stände, jene ganz und ausschließlich den Unterthanen zugewiesen. Daher will auch in Deutschland keiner, der auf geistige und gesellige Dinge Anspruch macht, einfacher Bürger bleiben, der Bürger ist ja nichts, und nur der Beamte, höchstens etwa noch der Gelehrte, hat eine Geltung; Alles will vom Staatsdienste leben, das heißt bei uns, dem Fürsten dienen und von dem Erwerb des Volks zehren. Denn die Beamten sind nicht Diener des Staats, für uns einer todten Abstraction, sondern des Fürsten, der allein Leben hat und nach Ludwig's XIV., famösem Ausspruch den ganzen Staat in sich vereinigt. Und so hat sich bei uns zwischen dem mit dem physischen Bedürfniß ringenden Volke und den bevorrechteten höchsten Ständen, welche von Leben, Geselligkeit, Kunst und Wissenschaften, in behaglichem Müßiggange nur die Blüthe spielend für sich abstreifen, eine Welt verdumpfter Papiermenschen eingeschoben, die bloß schreiben oder rechnen, aber nicht handeln und fühlen können, und uns nach und nach das Mark aussaugen, das eine gesunde, gerade, auf diesen Stand berechnete Oeffentlichkeit stärken sollte.

"In dem Maaße nämlich, als der Fürst die Beamten fühlen läßt, daß sie nur seine Geschöpfe sind, drücken die Beamten wieder auf das Volk und entschädigen sich an diesem für die Beschränkungen und Demüthigungen, welche sie von Oben herab erfahren mögen. Und wie soll nun bei dem Unterthanen Anhänglichkeit und Vertrauen zu einer Verwaltung gedeihen, die als Finanzhoheit den Ertrag seines Fleißes verschlingt, die als Justiz bei verschlossenen Thüren unter der Decke der Heimlichkeit über sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre und sein Eigenthum richtet und ihre Orakelsprüche aus den unverständlichen Hieroglyphen einer modernden Vergangenheit schöpft, die als Polizei jeden seiner Schritte mißtrauisch bewacht, jede freie Regung eindämmt und selbst den Schlag seiner Pulse nach ihrer Vorschrift regeln möchte, die als Militairgewalt ihn zu maschinenartigem Dienste preßt und sein und seiner Stammsverwandten Blut für Interessen, die ihm fremd oder den seinigen geradezu entgegen sind, zu vergießen nöthigt?"

Diese Klagen Wilhelm's finden ein Echo in den Aeußerungen des Naturphilosophen: in Deutschland sei "die Freude der Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit bei den Unterthanen fast immer stärker, als die Versuchung der Gewalt bei den Herrschern; die Geduld reiche meistens weiter, als die Bedrückung zu gehen wagt, und Kriecherei und Selbsterniedrigung scheine Vielen ein Bedürfniß des Herzens geworden zu sein."

Beide Freunde glauben an ein regenerirendes Princip; aber sie suchen es auf verschiedenem Wege; und gemeinsam ist den Beiden nur das Verkennen Dessen, was durch das constitutionelle Princip anfängt geleistet zu werden.

Friedrich erwartet mit großer Consequenz die Wiedergeburt des Vaterlandes von der Philosophie. Ja man ist im Zweifel, ob er sich nicht wirklich überredet hat, die Philosophie habe allbereits ihre Aufgabe gelöset. "Möge Deutschland wieder durch eine eigenthümliche geistige Erscheinung, wie die Reformation war, Epoche machen, und sich seine Stelle unter den Nationen auf's Neue vindiciren. Aber geschieht dies nicht durch unsre ganz eigenthümliche Philosophie?"

Wir wollen nicht die ungemessene Verachtung und den höhnenden Spott des Auslandes als Zeugen dafür in Anspruch nehmen, was die Philosophie der deutschen Nationalität Förderliches geleistet habe. Wir wollen auch nicht das trivialste aller deutschen Sprüchwörter wiederholen, um auszudrücken, was die Philosophie zu leisten nicht im Stande ist, nicht im Stande war, noch im Stande sein wird. So lange Friedrich selbst noch von unserer "völligen Unthätigkeit," von unserer "absoluten Nichtigkeit" zu sprechen sich verpflichtet hält, kann man ihm seinen Götzen lassen; er wird ihm keine neuen Anbeter gewinnen.

Wilhelm ist so leicht nicht zu befriedigen. Er läßt sich nicht auf die Idee verweisen, sondern verlangt den Wiederaufbau der deutschen Nationalität auf einer festeren Grundlage. Was er wünscht, ist offenbar ein deutsches Reich.

Nicht das alte deutsche Reich; denn mit großer Wahrheit legt er die Unmöglichkeit dar, das Alte den neuen Verhältnissen wieder anzupassen: —

"Nicht in weichlicher, kraftloser Sehnsucht sollen wir uns verzehren, vom Winter keine Blüthen erwarten, vom verdorrten Baume keine Frucht verlangen. Was einmal vorüber ist, kömmt nicht wieder, denn die Geschichte weiß nichts von jenen Restaurationen, mit welchen sich die kurzsichtige Weisheit der Menschen brüstet. Alle Versuche dieser Art, verlebte Zustände durch die Kraft menschlicher Berechnung zurückzuführen, die Vergangenheit zu verjüngen und ein entflohenes Leben wieder zu bannen, von Philopömen und Julian dem Apostaten, bis auf die neueste Restauration der Bourbons und des Papstes, haben im glücklichsten Fall nichts als ein kraftloses, kränkelndes Scheinleben, einen

*) Von Reinhold Lenz.

bleichen Schatten besserer Zeit heraufbeschworen. Sie sind mißlungen und mußten mißlingen, weil sie dem Gesetz des Lebens widerstreiten, das die Natur und die Geschichte beherrscht. So wenig als aus einer verweseten Pflanze dasselbe Gewächs wieder hervorkeimt, sondern ein anderes, wenn auch ihr ähnliches, eben so wenig wiederholt sich die Geschichte jemals ganz auf dieselbe Art wieder. Der Strom der Zeit läßt sich nicht gegen seine Quelle zurückdrängen, es giebt keinen Zauberspruch, das Todte wieder zu erwecken, immer neue Gestalten drängen sich, aber das Erstorbene wird nie in derselben Gestalt wieder lebendig, wenn es auch Gesetz der Welt und Ordnung der Natur ist, daß aus Tod und Verwesung neues Leben hervorgeht."

Davon wird denn die Anwendung gemacht auf Oesterreichs Verhältniß zu deutscher Bildung und zu den geistigen sowohl als politischen Interessen Deutschlands. Es wird vielleicht nicht ganz unnöthig sein, daran zu erinnern, daß ein Extrem hier durchgeführt wird, und daß der Verf. seinem Plan getreu, durch den Naturphilosophen Alles vorbringen läßt, was die Phantasie Schönes zu melden und zu prophezeien weiß von dem großen Reich, dessen milde Regierung den äußern Wohlstand, den behaglichen Lebensgenuß zahlreicher Unterthanen der Bewunderung der Ideologen vorgezogen hat, und eben so weit davon entfernt zu sein scheint, ihr System Anderen aufdringen zu wollen, als es der Kritik fremder Politiker aufzuopfern. Wilhelm fährt fort, und die Stelle muß, um nicht mißdeutet zu werden, ganz hier stehen: —

"So wenig als diesseits des Grabes die Todten auferstehen, so wenig wird daher Oesterreich, einst der Erbe deutschen Ruhms und deutscher Herrlichkeit, für Deutschland je wieder das werden, was es einst gewesen. Eine Kluft von drei Jahrhunderten hat sich zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit aufgethan, die nicht mehr rückwärts übersprungen werden kann. Hätte freilich Oesterreich beim Beginn der Reformation es verstanden, dem Impuls der neuen Zeit zu folgen, ihre Bedeutung aufzufassen und zu nützen, ihren Forderungen zu genügen und sie dadurch zu beherrschen, so wäre Oesterreich heute noch das erste Reich der Welt, und im Mittelpuncte Europa's festgewurzelt an der Spitze jener großen europäischen Bewegung weiterschreitend, würde es auch zum Lichtpuncte Europa's und zum Brennpuncte der Civilisation geworden sein. Statt dessen hat Oesterreich vorgezogen, sich mit aller Kraft dem Strome der Ereignisse entgegenzustemmen und dadurch allerdings dessen Macht zu brechen, eben damit aber auch in entschiedene Opposition gegen das übrige Deutschland zu treten, dem es durch seine Verblendung gegen das hereindringende neue Geisteslicht den Segen in einen Fluch verwandelt und tiefe, fast unheilbare Wunden geschlagen hat; und wollte Oesterreich jetzt wieder in die verlassene Bahn einlenken, so wäre es jetzt zur Umkehr zu spät und der Rückweg unmöglich geworden.

"Auch scheint Oesterreich keineswegs seinen Ehrgeiz auf ein solches Ziel zu richten; es ist Deutschland fremd geworden, hat zuerst gezwungen und dann freiwillig seinen Ansprüchen auf die Hegemonie entsagt, und die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben nur einen Bruch vollendet, der vor dreihundert Jahren schon begann. Oesterreich hat seinen deutschen Namen gegen einen europäischen vertauscht, und steht nun Allem, was wir von deutschem Eigenthume noch gerettet haben, Allem, worauf Deutschland noch einen Stolz setzen darf, seinem geistigen Leben, seiner Literatur, seinen Hochschulen, schroff, man könnte sagen feindselig, gegenüber. Wenn daher Oesterreich, um nicht in sich selbst zu zerfallen und von den Fluthen einer bewegten Zeit nicht fortgerissen und verschlungen zu werden, nach langem Schlummer das Bedürfniß fühlen sollte, sich neue Bahnen des Ruhmes und der Größe zu eröffnen, so muß es diese in der neuen Stellung und Bedeutung, die es als europäische Macht gewonnen, und worauf jetzt auch die Art seiner Zusammensetzung aus meist nicht deutschen Ländern hinweiset, suchen; aber in Deutschland ist für Oesterreich, und für Deutschland ist von Oesterreich forthin nichts mehr zu erwarten."

Nach diesen Aeußerungen, und nach dem Eindruck des Gedichts, das wie neulich mitgetheilt, sind unsre Leser nicht mehr im Zweifel darüber, daß Wilhelm das Heil Deutschlands in der Hegemonie von Preußen findet. Er hat den Gegensatz dießmal sehr schroff hingestellt, und mit auffallender Ungerechtigkeit gegen das österreichische Volk. Einseitiges Lob, einer ganzen Nation gezollt, ist zwar nicht sehr philosophisch, aber doch meistens harmlos zu nennen; absprechender Tadel, in Bausch und Bogen, scheint uns so gehässig, daß wir selbst dem Repräsentanten des Extrems tiefere Einsicht und eine ehrenwerthe Billigkeit gönnen möchten, die wir in der nachfolgenden Parallele, an einigen Stellen, sehr ungerne vermissen:

"Preußen war es, das durch außerordentliche Anstrengung seiner physischen Kräfte, noch weit mehr aber durch das moralische Gewicht, das sein Enthusiasmus in die Wagschaale legte, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons entschieden und dadurch für seine Ansprüche auf die Hegemonie einen vollgültigen Rechtstitel, dem bis jetzt nur die äußere Anerkennung fehlt, erworben hat. In dem Maaße, als Oesterreich aus einem deutschen Staat ein ausschließlich europäischer geworden, hat Preußen den Charakter eines allgemein europäischen Staats mit dem eines deutscheuropäischen vertauscht. Für das alte und starre Oesterreich tritt nun das junge und bewegliche Preußen; statt eines katholischen Staates erscheint ein protestantischer; ein phlegmatisches, stumpfes Volk, ohne wahres Gefühl seiner Würde, und wenig empfänglich für die Antriebe des Ehrgeizes und des Nationalruhms, wird durch ein lebhaftes und regsames Volk ersetzt, das auf seine Ehre hält, sich fühlt und weiß, was es sich selbst schuldig ist; an der Stelle einer, der deutschen Geistesbildung entfremdeten und abgeneigten Macht erblicken wir jetzt einen Staat, der einen Ruhm darin sucht, nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpuncte deutscher Geistesbildung machen kann. Dabei besitzt dieser jugendliche Staat ein wohlwollendes, beim Volke beliebtes Fürstenhaus; eine aufgeklärte und consequente Regierung, eine umsichtige, humane Gesetzgebung, die ihre Weisheit nicht aus den Trümmern versunkener Jahrhunderte hervorsucht, sondern die Sprache der lebendigen Gegenwart redet; eine musterhaft geordnete Verwaltung, ein System der Volksbewaffnung, das, indem es den Beruf des Kriegers mit dem des Bürgers identificiert und so die gefährlichste Klippe europäischer Freiheit und europäischen Wohlstandes, einen von der erwerbenden Classe geschiedenen und feindselig gegen sie gesinnten Wehrstand, vermeidet, in seinen Grundsätzen gerechter und in seinen Erfolgen wirksamer und imponirender ist, als irgend ein Militairsystem Europa's; endlich — und dieß ist das Wichtigste — ein Volksgefühl, wodurch die Preußen vor allen deutschen Stämmen sich auszeichnen und ihren Anspruch auf die erste Stelle unter denselben beurkunden. Auch ist der bisherige Entwickelungsgang der preußischen Macht in ihrem stetigen Wachsthum und ihrem kräftigen organischen Fortschreiten den gemeinschaftlichen Gesetzen der Natur und des Völkerlebens so gemäß, daß man nicht zweifeln darf, Preußen, wenn es seine Aufgabe richtig erkennt, die ihm bestimmte Stelle bald einnehmen zu sehen."

Friedrich ist nicht minder einseitig in seinem Widerwillen gegen Preußen. Dort, meint er, sei kein deutsches Leben, sondern nur "die hohle Lebensfratze eines aufgeblasenen Preußenthums" zu Hause. Was soll ein Ausländer denken, wenn im tiefen Frieden eine so feindselige Gesinnung eines deutschen Stammes gegen den andern, ein so wegwerfendes Urtheil laut wird? Das unterdrückte Irland hatte bei aller Leidenschaftlichkeit

seiner Sprecher, kaum einen so ungerechten Ausbruch des Nationalwiderwillens aufzuweisen. Wenn die belgische Tribüne ähnliche Aeußerungen über Holland und die Holländer sich zu Schulden kommen ließ, so war es in einem Augenblick des Kampfs um die Existenz. Aber hier ist ein Autor, der sich damit amüsirt, dem schmählichsten Vorurtheil Worte zu geben, den Widerwillen, den die Unwissenheit mehr als die Selbstsucht erzeugt, einem geistreichen jungen Mann in den Mund zu legen, und so viel Galle, der Himmel weiß, wodurch aufgeregt, in eine naturphilosophischer Feder fließen zu lassen. Muß nicht die Möglichkeit einer solchen Verirrung einem Fremden die Ansicht sehr nahe legen, daß alle Gährung in den Ländern der Revolution und des Krieges der inneren Gährung kaum gleich komme, die in Deutschland die Volksstämme entzweit, und die Gebildeten und Gelehrten, ja die Philosophen zu den absurdesten und widerlichsten Tiraden aufreizt? Und was fruchtet eine Philosophie, das spärliche Resultat ämsiger Studien und langer Nachtwachen, wenn sie in tiefsinnige Speculationen über "das Absolute" und das Unbegreifliche sich verliert, und nicht einmal den Blick des Schülers genugsam aufzuhellen vermag, um das Nahe und Nächste mit ruhiger Prüfung aufzufassen?

Der Verf. ist freilich, wie aus Allem hervorgeht, selbst der entschiedenste Gegner dieses Vorurtheils. Aber mußte er den Gegensatz so ungemildert hinstellen, und dadurch bei minder Unterrichteten wiedrrum den Verdacht wecken, als sei in Süddeutschland — denn dort leben beide Freunde — ein solches Vorurtheil auch bei den Gebildeten verbreitet? Schwerlich wird er sich selbst bei ruhiger Ueberlegung die Unbesonnenheit verzeihen.

Doch es ist Zeit, Friedrich zu Worte kommen zu lassen. Nur durch eine Operation der Militairmacht, glaubt er, würde die Einigung der deutschen Staaten unter Preußens Suprematie zu erreichen sein: —

"Du theilst gewiß meine Ueberzeugung, daß der Versuch, die sämmtlichen Monarchien Deutschlands mit Gewalt in Eine Republik umzuwandeln, nichts als gränzenlose Verwirrung und namenloses Unglück über Deutschland bringen könnte. Dennoch behaupte ich, es ist möglicher und wahrscheinlicher, daß dieser wahnsinnige Versuch gelinge, als daß die Einheit Deutschlands durch eine freiwillige Unterwerfung deutscher Fürsten unter Einen ihresgleichen zu Stande komme. Den Franzosen unterwirft man sich in Deutschland gern, denn man anerkennt, und man ist sogar (aus welchem Grunde, weiß der Himmel) stolz darauf, daß diese größer sind als wir. Aber einem Stamms- und Volksgenossen eine solche Ehre zu gönnen, wäre für die Fürsten, wie für die Unterthanen eine Demüthigung, die selbst deutsche Demuth übertrieben findet. Alle Fürsten Deutschlands werden es als eine Pflicht der Ehre betrachten, die Rechte ihres Hauses ungeschmälert auf ihre Nachkommen zu vererben, und gerade die würdigsten und besten unter ihnen lieber kämpfend untergehen, als sich vor Einem aus ihrer eigenen Mitte beugen, von dem sie nicht einmal überzeugt sein dürften, daß unter seinem Scepter ihre angestammten Unterthanen besser als bisher berathen wären. Nach den herrschenden Vorurtheilen dürfen sie auch ohne Gegenwehr ein solches Opfer gar nicht bringen, ihre Völker selbst werden den Kampf in fanatischer Begeisterung mit ihnen theilen; und wenn sie unterliegen, so lehrt die Geschichte hinreichend, welchen Bestand die Schöpfungen der bloßen Gewalt zu haben pflegen.

"Dieß führt mich wieder auf meine noch immer unerschütterte Ueberzeugung zurück, daß die Stunde freier Einigung für Deutschland erst dann schlagen werde, wenn die Gesammtbildung der Nation einst so weit vorgeschritten ist, daß es gar keiner erblichen Regenten mehr bedarf und diese freiwillig vom Schauplatz abtreten, weil sie sich selbst als überflüssig und bedeutungslos erkennen. Ob aber der Eintritt dieses Zeitpuncts nach Jahrzehnten oder nach Jahrhunderten, nach Menschenaltern oder nach Weltaltern zu berechnen sei, wird sich nach den Fortschritten der allgemeinen Intelligenz und der geistigen Einigung durch die langsam wirkende Kraft der Ueberzeugung, durch Literatur, Gesetzgebung, kirchliche Verfassung und desgleichen richten. Einstweilen können und sollen zwar einzelne, annähernde Schritte geschehen, aber es kann keine vollständige, freie Einigung zu Stande kommen. Diese steht bei uns nur durch die Macht der Idee zu verwirklichen. Der consequenten und beharrlichen Durchführung einer Idee ist aber gerade unsre Nation mehr als irgend eine fähig; und ich glaube deßwegen, daß auch die bessere politische Freiheit Europa's von uns ausgehen wird, wie seine geistige Befreiung von uns ausgegangen ist."

Sehr klar scheint Wilhelm, ungeachtet er diese Einwürfe ablehnt, sich doch über die Ausführbarkeit seines Planes nicht geworden zu sein. "Es dürften nur z. B. die Landstände, welche (mit Ausnahme Oesterreich's) in allen deutschen Ländern eingeführt sind oder nach der Bundesacte eingeführt werden müssen, nach Verhältniß der Menschenzahl, die sie repräsentiren, aus der Mitte ihres Landes eine bestimmte Anzahl von Abgeordneten zu einem deutschen Bundestage wählen, der sich am Sitze der preußischen Regierung versammelte, und die Bestimmung hätte, alle gemeinsamen Interessen Deutschlands zu vertreten, und durch Gesetze, deren Initiative ihm zustände, festzustellen. Es bedürfte dann nur noch der weiteren Bestimmung, daß dieser Bundesversammlung gegenüber die preußische Regierung die übrigen deutschen Fürsten in gleicher Art, wie die Bundesversammlung das deutsche Volk, repräsentirte und die Vollstreckung der für ganz Deutschland verbindlichen Bundesbeschlüsse garantirte und übernähme."

Dieser gutgemeinte Vorschlag verräth eine solche Unkenntniß der Verhältnisse, und ein solches Vertrauen auf die äußerste und blindeste Gutmüthigkeit aller deutschen Fürsten, daß eine umständliche Widerlegung überflüssig ist. Nur das Eine wünschen wir zu erinnern, daß ein Bundestag aus der Mitte der Landstände gewählt, wenn er, wie natürlich, den Abgeordneten der Fürsten gegenüberstehen sollte, höchst unzweckmäßig erscheint. Offenbar liegt die Voraussetzung zum Grunde, daß ein getheiltes Interesse der Regierungen und der Völker Statt findet. Ist dieses der Fall, so würden wir eine schöne Geschichte von hin und her gespielten Veto's, von fruchtlosen Zusammenkünften, von versäumtem Beschluß der nothwendigsten Maaßregeln, von permanenter Opposition des Fürsten- und des Völkerraths erhalten. Daß aber ein getheiltes Interesse der Regierungen und der Völker nicht Statt finden möge, dafür zu sorgen ist die Sache der Stände, ist die Aufgabe des constitutionellen Systems. Es muß rein unmöglich werden, daß eine Administration besteht, die den Interessen des Volkes, und der ausgesprochenen Mehrzahl seiner Vertreter zuwiderhandelt. Ist es dahin gekommen — und die badischen, die baierischen Verhandlungen versprechen das Beste — so mag immerhin, wie in allen übrigen Ländern*), so auch in den deutschen Staaten, die executive Gewalt den Bundesabgeordneten ihre Instructionen mitgeben: laßt die Verhandlungen des Bundes in der Regel öffentlich sein, d. i., laßt sie der Oeffentlichkeit übergeben werden, und die Verantwortlichkeit der Minister zu Hause wird Bürgschaft dafür

---

*) Auch in Nordamerica. Nur beim Abschluß von Verträgen zieht der Präsident den Senat (nicht das Haus der Repräsentanten) zu. Im J. 1815 wurde diese Einrichtung im Congreß weitläufig discutirt und bestätigt. Das Wesentliche darüber giebt Bristed: Resources of the U. S. p. 166. Die Ueberlegenheit der americanischen Diplomatie ist übrigens mehrfach selbst im engl. Parlament (am entschiedensten vom Marquis v. Wellesley im Apr. 1813) anerkannt worden. Dieselbe Ueberzeugung muß sich Jedem aufdringen, der die im Frühjahr 1827 bekannt gemachte Correspondenz zwischen Canning und Gallatin gelesen hat.

geben, daß den Abgeordneten seine Instruction an das Interesse des Landes bindet.

Auf welche Weise der Verf. die deutschen Fürsten in ein "Abhängigkeitsverhältniß" gegen Preußen zu stellen gedenkt, geht aus seinen Worten auch nicht mit Bestimmtheit hervor. Doch lassen Stellen, wie die folgende, daraus schließen, daß Etwas mehr, als eine Hegemonie Preußens gemeint ist: —

"Fordern doch die Fürsten Deutschlands von ihren Unterthanen Treue und Gehorsam, weil sonst der Staat nicht bestehen könne. Darf denn nun nicht auch von ihnen selbst ein Eid der Treue gefordert werden, weil sonst Deutschland nicht bestehen kann? Und ist an der Selbständigkeit Deutschlands nicht noch mehr gelegen, als an der Selbständigkeit einzelner Provinzen? Es ist nicht mehr die Zeit, wo Deutschlands Fürsten, die bisher auf Kosten der Nation sich bereichert und vergrößert haben, von der zu einem Schattenbild herabgesunkenen Nation noch mehr verlangen und nach dem Preise, den man ihnen für deren Wiederherstellung biete, fragen können. Deutschland hat der Vielheit seiner Souveraine wenig oder nichts zu verdanken; man beiügt sie, wenn man ihnen sagt, daß sie in ihrer, doch nur scheinbaren, Selbständigkeit ein Glück und Segen, der Stolz und Ruhm ihrer Völker seien. Das Wohl und die Ehre Deutschlands erfordern keine Selbstherrscher, die, sobald ein Krieg Europa bedroht, Söldnerhauptleuten gleich, ihre Unterthanen an den Meistbietenden zu vermiethen gezwungen sind, und denen keine andre Wahl gelassen ist, als dem nächsten Fremdling sich in die Arme zu werfen und Verräther an der Sache Deutschlands zu werden, wenn sie ihre mit dem Fluch des Brudermords belastete Selbständigkeit behaupten wollen.

"Nur in der Unterordnung unter eine höhere Einheit können die deutschen Particularregierungen wahrhaft ein Segen ihrer Länder werden, indem sie dem Alles verschlingenden Wirbel einer unermeßlichen Hauptstadt einen heilsamen Damm entgegensetzen; indem sie verhindern, daß nicht alles Licht dorthin als in einen Brennpunct zusammenströmt: indem sie Anmaaßungen und Bedrückungen, die von dort ausgehen, stark durch die Liebe und Anhänglichkeit ihrer angestammten Unterthanen Widerstand leisten. Dazu bedarf es aber keiner anspruchsvollen, über die Beschränktheit der Landeskräfte täuschenden Herrschertitel, mit dem Gefolge von unerschwinglichen Civillisten und Appanagen, keiner doppelten und in ihrer Doppelheit sich selbst vernichtenden Landesvertretung, nicht der markaussaugenden, stehenden Heere, noch der Unzahl eigennütziger Beamten."

Und die Schlußsätze des letzten Briefes, worin Wilhelm im Namen der Humanität und Religion für den gedrückten Stand der Landleute schleunige Hülfe in Anspruch nimmt, erinnern beinahe an Friedrich's Aeußerungen über das Herabsteigen der Fürsten von ihrem bisherigen Standpunct — zumal, nachdem erklärt worden ist, "der Grund des Verderbens sei kein andrer, als daß dreißig Familien sich bis jetzt nicht überzeugen konnten, daß für dreißig Millionen Menschen dreißig Könige zu viel sind, weil die meisten ihrer Unterthanen dieß selbst noch nicht einsehen, diejenigen aber, welche es wissen, der Hof, der Adel und die Beamten, ihre Rechnung dabeifinden u. s. w." Die Schlußsätze lauten, wie folgt: —

"Wollen wir dieses Gesetz (das Gesetz der Liebe und der Freiheit) nicht ehren, und soll auch in Zukunft für den Stand der Bauern nichts geschehen, derselbe vielmehr, wie bisher, bei den meisten Verbesserungen und Fortschritten der Gesellschaft leer ausgehen oder gar die Kosten davon allein tragen: so werden sie am Ende mit der Wuth gereizter Tiger sich auf Städter, Fürsten und Beamte stürzen und die Gräuel eines Bauernkriegs, bei vielen schon das tägliche Gespräch und stündlicher Gedanke, sich erneuern.

"Dieß zu verhüten und den Uebergang zum Bessern einzuleiten, scheint nur dadurch möglich, daß Deutschlands Fürsten sich um eine Stufe tiefer und ihren Unterthanen wieder näher stellen, indem sie unter einer gemeinschaftlichen Bundesfahne zum Wiederaufbau des gemeinsamen Vaterlandes sich brüderlich die Hand reichen. Und ich sehe nicht ein, warum der Widerwille hiegegen so unüberwindlich sein sollte; warum deutsche Fürsten es niemals begreifen sollten, daß sie nicht bloß gegen ihre Provinz, sondern auch gegen die Nation Verpflichtungen zu erfüllen haben; daß es Verrath an der Nation wäre, um ein paar Ruthen Landes, die sie für sich und ihre Familien gewinnen können, das gesammte Deutschland den Ausländern Preis zu geben, und daß die Ehre ihres Hauses es nicht fordern kann, eine Selbständigkeit zu erhalten, die nur um den Preis der Schande, des beständigen Bürgerkrieges und des Ruins ihrer Völker in die Länge noch gefristet werden mag."

Wir glauben durch diese Auszüge genügsam dargethan zu haben, daß diese Briefe durch geistreiches und kühnes Raisonnement nicht verfehlen konnten, einen Grad von Aufmerksamkeit zu erregen, der dem gewöhnlichen Schlag von politischen Werken nicht zu Theil wird, und daß sie von dem Verf., wenn er sich vorzugsweise den praktischen Interessen widmen will, Gediegneres für die Zukunft erwarten lassen. Was seinen Vorschlag betrifft, so können wir unsre Besorgniß nicht unterdrücken, daß derselbe, was auch sein Werth an und für sich sein mag, ohne gewaltsame Revulsion unausführbar sein würde. Wir schließen mit einigen Bemerkungen, durch die wir zugleich unsre früheren Betrachtungen (bei der Anzeige einer Schrift von Dr. Münch) zu ergänzen wünschen.

Ob die Hegemonie von den deutschen Staaten an Preußen übertragen werden kann, wird von zwei Rücksichten abhängen. Wird Preußen, als deutsche Macht, sich entschieden und unzweideutig und durch die That für das constitutionelle Princip erklären? Wird Preußen, als europäische Macht, ebenso entschieden und unzweideutig und durch die That die Sache des Friedens, der Humanität, der Gerechtigkeit, im Osten von Europa, in seinem wahren Interesse, zu seinem unvergänglichen Ruhm, zum ungemessenen Zuwachs seiner sittlichen Macht, zu fördern sich entschließen?

Was auch die Antwort sein mag, die unsre Wünsche einestheils, und anderntheils die Ereignisse uns eingeben, Eines wünschen wir noch hinzuzufügen.

Glaube Niemand, daß von dem Beitritt irgend einer großen Macht das Gedeihen des constitutionellen Princips in Deutschland, oder der endliche Sieg einer gleich heiligen Sache abhängt.

Wenn irgend ein Bedürfniß in Deutschland allgemein empfunden wird, so ist es das innigste Anschließen der constitutionellen Staaten an einander. Wir wollen nicht soweit gehen, wie einige Zeitungsblätter, und sagen, es ist ein Bund geschlossen. Die Kritischen Blätter werden sich niemals ihrer tiefen Unwissenheit schämen, wenn es darauf ankömmt, zu wissen, was die Könige auf ihren Reisen beschaffen und beschicken. Aber wir sagen, ein solcher Bund liegt in der Natur der Dinge, in dem Willen der Völker, in dem wohlverstandenen Interesse der Fürsten. Im Frieden wird er sich von selbst gestalten und unvermerkt. Aber der erste Schwertstreich auf deutschem Gebiet würde ihn in's Dasein rufen, einig und untheilbar, stark durch die Begeisterung von zehn Millionen Deutschen, durch sein gutes Recht unüberwindlich.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

59. Hamburg. Montag, den 15. August. 1831.

Inhalt.

Der Invalide. Historisch-romantische Bilder neuerer Zeit. Von C. Spindler. Fünf Bände. Stuttgart, 1831. Hallberger. (238; 330; 233; 354; 264 S. 8.)

Der längst erwartete Invalide — seit Jahren das erste größere Werk von Spindler — ist erschienen. Der Sturm auf die Leihbibliotheken hat begonnen; und es gereicht uns zu besonderer Freude, zu vernehmen, daß bis jetzt weder Arm noch Bein dabei gebrochen worden. Einem andern Unglück wünschen wie, soviel an uns ist, vorzubeugen; einer Täuschung nämlich, der wir selbst nicht entgangen sind.

Das Publicum erwartet einen Roman. Hier ist kein Roman. Hier sind Scenen aus der Revolution, aus den Revolutionskriegen, der Restauration, den hundert Tagen. Aber die Personen, die man beim Scenenwechsel in stets erneuerten Verhältnissen vor sich sieht, interessiren nicht sehr lebhaft. An ihren Schicksalen nimmt man geringen Antheil. Sie treten zu sehr zurück gegen die bedeutenderen Charaktere, die nur gelegentlich aufgeführt sind, gegen die welthistorischen Ereignisse, bei denen sie untergeordnete Rollen spielen. Dazu ist der Zusammenhang der Scenen lose, die Begebenheiten manchmal mehr unwahrscheinlich als überraschend. Der historische Stoff ist drückend in seiner Größe, blendend in seinem Glanz; der romantische matt und dürftig.

Dieses Werk wird Spindler's Ruhm nicht mehren. Denn wenn auch einige Fehler seiner früheren Arbeiten vermieden sind, so ist ihr eigenthümlich hinreißendes Interesse, jener Reichthum der Erfindung, jene Spannung der ungeduldigen Erwartung, nicht erreicht.

Es mag sein, daß Spindler's Lobredner ihm geschadet haben. Aber geschadet hat auch er sich selbst — durch die Zersplitterung eines der schönsten Talente in Almanachshistörchen, Moosrosen, Kettengliedern — niedlichen kleinen Sachen, die bald den Schriftstellern wie dem Publicum den Geschmack für das Größere und Gediegene verleiden dürften.

Die Auffassung historischer Charaktere scheint diesem Dichter selten gelingen zu wollen. Die Revolution und ihre Helden hat er nicht gewürdigt. Das eitle Streben nach Volksgunst, der Trug nichtssagender Versprechungen, ist wahrlich nicht der allgemeine Charakterzug der Männer von '89. In Mirabeau wird bei dem Verf. Niemand den Mann erkennen, dessen demosthenische Donner den vollen Ausbruch des Gewitters verkündeten, während der Sonnenschein seines Lächelns dem kurzsichtigen Blick der Königsfamilie mit neuen Hoffnungen schmeichelte. Dieser Mirabeau hat zu viel vom Coriolan; zu wenig vom Cato; dazu ist er durch und durch Intriguant. Lafayette erscheint verlegen, zweideutig, unwahr; es fehlte nur, daß er mit offenen Worten der Hinterlist beschuldigt würde. Robespierre hat Nichts von dem wahnsinnigen Enthusiasmus, der seine Handlungsweise allein erklären kann. Der Verf. gefällt sich in der Ausmalung blutiger, abstoßender, vielfach besudelter Scenen der Pöbelherrschaft. Daß ein edler, männlicher Sinn, eine unvergeßliche Huldigung der Grundsätzen des Rechts und der Wahrheit den Verirrungen voranging, davon ist hier kaum eine Spur anzutreffen. Camille Desmoulins ist ein unbedeutender Enthusiast. Besser sind einige republicanische Feldherren gezeichnet; Kleber, Maronnier, Marceau unter Andern. Dagegen fehlt die Blüthe der ritterlichen Hingebung für das Königthum in der Vendée.

Der gewaltigste Imperator, der das weite Grab der Revolution mit seinen Adlern zu decken gedachte, ist weder besser noch schlechter getroffen, als in andern ähnlichen Versuchen. Aber man muß es dem Verf. zur Ehre sagen, daß er sich nicht zum Bonapartisten gemacht hat. Das mag man ihm zum Ersatz für die verfehlte Schilderung der Revolution und ihrer Tendenz nachrühmen.

Die Weiber sind nicht übel gezeichnet im Ganzen; aber nichts weniger als anziehend: einige entschieden fatal. Ein großer Fehler; wir wüßten Nichts, was ihn gut machen könnte. Unter so vielen Helden keine Heldin.

Ein Charakter aber ist gelungener, treffender, consequenter, als irgend ein andrer in Spindler's Romanen — der Invalide selbst. Dieser Erfolg allein stempelt die Bilderreihe zum Dichterwerk.

Unsre Leser erwarten eine Scene als Probe. Hier ist eine — von der Belagerung von St. Jean d'Acre: —

„Während der General sprach, hatten in der That die Feuerschlünde der Festung und der englischen Escadre zu donnern begonnen, und Kleingewehrfeuer klapperte dazwischen in unregelmäßigen Intervallen. — 'Aha! die albanesischen Scharfschützen haben wieder zu thun bekommen!' rief Kleber, und ging selbst, von kriegerischer Lust getrieben, nach der Gegend der Laufgräben zu. Bonaparte kam eben von seiner Recognoscirung zurück; sein Stiefsohn Eugen neben ihm, mit der Schreibtafel in der Hand, und die leise gegebenen Befehle des Obergenerals einzeichnend; hierauf ein Paar andere Adjutanten, die Officiere in geräuschlos sich unterhaltenden Trupps, und endlich eine einfache Bahre, worauf der unglückliche Croisier getragen wurde, dessen sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen war. Er hatte sich unnöthig ausgesetzt, indem er auf eine Batterie stieg, wo seine ausgezeichnete Figur bald ein Ziel der Kugeln wurde, und eine derselben ihm das rechte Bein zerschmetterte. Die Wundärzte gaben Hoffnung, aber der Leidende selbst trug keine im Herzen, und wünschte keine. — Sein Geschick ging Jedermann nahe, und in der Umgebung Bonaparte's unterhielten sich Croisier's Cameraden angelegentlich von ihm. Der General hörte es, und rief empfindlich: 'Der Unbesonnene hat selbst alle Schuld, ich warnte ihn; ich befahl ihm herunterzusteigen, aber der Trotzkopf gehorchte nicht. Er büßt es jetzt. Und wenn er davon kömmt, werde ich seinen Ungehorsam erst näher untersuchen lassen.' — Eugen versuchte ein Paar Worte der Entschuldigung einfließen zu lassen, und berührte mit Schonung die Ursache des Kummers, dem Croisier schon so lange unterlegen, und der ihn wahrscheinlich in den Tod geführt. Der General stutzte einen Augenblick, drängte alsdann das aufsteigende Gefühl hinter die Larve des militairischen Befehlshaberernstes, und antwortete kurz: 'Pah, pah, welcher Hochmuth unter den jungen Leuten einreißt! Die Schüler dünken sich am Ende zu groß, um von ihrem Meister einen kleinen

Verweis hinzunehmen? Croisier ist ein Narr, ein strafbarer Narr obendrein, weil er seiner Eitelkeit die Pflicht aufopferte. Uebrigens' — setzte er, wie sich selbst beendigend hinzu — 'übrigens ist der Wille des Tollkopfs hier nicht im Geringsten in's Spiel zu zählen. Nicht der Wunsch eines Wahnsinnigen und nicht der Zufall sind es, welche den Tod bringen. Die Kugel, die ihn traf, wurde schon für ihn gegossen.'

"Viele Offiziere, die, gleich dem Obergenerale, einen wahrhaft ans Wunderbare grenzenden Weg von der Pike auf gemacht hatten, und, wie alle Söhne des Glücks, der Fortuna und einer gewissen Vorherbestimmung alles zuschrieben, stimmten den Worten Bonaparte's bei. Einer von ihnen sagte noch obendrein: 'Croisier hat voraus gewußt, daß es ihm also ergehen würde. Er hat gestern sein Testament gemacht, weil ihm ein Wahrsager die Stunde seines Todes, wenigstens den Tag desselben, deutlich angezeigt.'

"'Ein Wahrsager?' fragte der Obergeneral mit lächelndem Munde, aber vieler Aufmerksamkeit in den Zügen: 'Ein syrischer ohne Zweifel; ich muß den Menschen sehen.'

"Der Offizier lächelte und schüttelte mit dem Kopf. 'Kein Syrier, Bürger General;' versetzte er. 'Ein Soldat aus unserer Armee, ein Grenadier aus der dort stationirten Halbbrigade; der Grenadier Sans-Regret, von der Compagnie des Capitains Victor.

"Victor war gerade abgelöset worden, als er seinen Namen nennen hörte, und neugierig, die Ursache davon zu erfahren, in den Kreis der Offiziere trat. Bonaparte's Blick fiel gerade auf ihn. Der General lächelte verbindlich, und sprach mit der Freundlichkeit, die ihm alle Herzen gewann: 'Sieh da! der Capitain, wie gerufen. Es freut mich, Sie wieder zu sehen, Bürger. Unsere erste Bekanntschaft datirt sich aus dem Café de la Régence; ich besinne mich genau. Dann sah ich Sie zum zweitenmale, als Sie von des wackern Marceau's Leichenfeier zu mir nach Italien kamen. Ich vergesse nicht so leicht. Sehen Sie wohl, daß das Schicksal uns zusammenführte, wie ich in Paris es ahnte? — Was ist es aber mit dem Grenadier, der unter Ihrer Compagnie steht, und den Leuten vorher sagt, wann sie sterben? ich wünschte den Mann zu sehen.'

"'Er soll sich bei Ihnen melden, Bürger General;' versetzte Victor. — Bonaparte schüttelte aber mit dem Kopf, und bemerkte, daß es gar nicht nöthig sei, den Soldaten deßhalb zu derplaciren, und daß er schon einmal Gelegenheit finden werde, den Tausendkünstler zu sehen. — Während dieses Gesprächs hatte sich die ganze Gruppe weiter bewegt, und war gerade in die Zeltenreihe getreten, wo Victors Compagnie campirte. Die Soldaten hatten sich eine Küche erbaut, halb eingewühlt in einige Sandaufwürfe, und spärlich beschattet von zerrissenem Segeltuch und morschem Holz. Sie dampfte just lustig, und darinnen waltete als geschäftiger Koch, mit nackten Armen und grober, aber reinlicher Schürze, der Grenadier Sans-Regret. Victor ermangelte nicht, den Obergeneral auf seinen alten Freund aufmerksam zu machen, und mit einigem Interesse nahte sich Bonaparte dem dampfenden Heerd. 'Was kocht ihr da?' fragte er den Grenadier, der wie auf der Parade vor ihm stand. — Sans-Regret erwiederte, indem er den Kessel aufdeckte: 'Beliebt zu versuchen, Bürger General? köstlicher Reis, der nur ein Paar Mal naß geworden ist; eine Hammelskeule, die erst vor fünf oder sechs Tagen das Leben verlor, und die ich einem syrischen Bauer gegen Geld und böse Worte abnahm. Mit diesen Herrlichkeiten soll heute mein Capitain einen trefflichen Mittagsschmaus halten. Es wird uns hier im Lager nicht alle Tage so gut. Und bei solchem Schmause geht auch der Koch sammt der ganzen Cameradschaft nicht leer aus.' — Da der Soldat einen Löffel voll der dampfenden Brühe dem Obergeneral hinhielt, so kostete dieser die Suppe, und sagte, lächelnd zu den Umstehenden gewendet: 'Man lebt doch nicht so übel in dem verschrieenen Lager vor St. Jean d'Acre.' Dann fixirte er den Grenadier und fragte: 'Euer Name!

"'Sans-Regret. Den Familiennamen habe ich längst vergessen.'

"'Wie alt?'

"'Meiner Treu, mein General, ich werde in den Vierzigen stehen.'

"'Wie viele Dienstjahre?'

"'Dem König habe ich in America und im Invalidenhause gedient. Der Nation diene ich erst seit fünf Jahren.'

"'Wir haben uns schon einmal gesehen. Warst Du nicht Fechtmeister in der Militairschule zu Brienne, alter Schnurrbart?'

"'Zu dienen, mein General.'

"'Ich habe ein Paar Lectionen bei Dir genommen und nichts von Dir gelernt.'

"'Wird Ihr Fehler gewesen sein, General.'

"'Möglich;' versetzte der Feldherr lächelnd. Dann fuhr er nach einer Pause fort: 'Ich habe gehört, daß Du Dich mit andern Dingen abgiebst, als bloß mit dem Gewehr und Deinem Kessel. Du prophezeihest den Leuten ihr Schicksal und ihr Ende?'

"'Hm! ich habe manchmal das zweite Gesicht, wie die Schottländer.'

"'So? im Traume, oder sagst Du aus Karten wahr?'

"'Nichts da. Ich kann es manchmal einem aus den Augen heraus buchstabiren, wie es mit ihm abläuft. Vor ein Paar Tagen erst hab' ich einem Ihrer Adjutanten vorhergesagt, daß er erschossen werden würde.'

"'Ich weiß. Es ist eingetroffen.'

"'So? Thut mir leid. Warum peinigen mich die Leute aber? ich bin gar nicht aufgelegt zu dem Prophetenhandwerk.'

"'Und ich verbiete Dir es auch. Du machst mit Deiner Verrücktheit die Soldaten selbst verrückt.'

"'Ganz recht. Darum sollen mich die Bursche ungeschoren lassen.'

"'Wie kann man auch in der That eine solche Prophezeihung anders als verrückt nennen? das Horoskop eines Menschen aus seinen Augen lesen? welche Tollheit! was wäre zum Beispiel in den meinigen zu lesen, Grenadier?'

"Nach einem langen Schweigen antwortete Sans-Regret: 'Sie haben mir so eben das Handwerk selbst gelegt, Bürger General.'

"'Ich befehle Dir nun, auf meine Frage zu antworten, wenn anders Deine Phantasie jetzt in Thätigkeit ist.'

"'Wie sollte im Angesicht eines Helden uns die Phantasie im Stich lassen? — Sie werden noch viele große Thaten verrichten. — Sie werden ungeheueres Glück haben. Und endlich freilich . . . .'

"Bonaparte, der bei den früheren Redesätzen lächelnd genickt hatte, unterbrach ihn schnell, und sagte etwas ungeduldig: 'Nun — und endlich — und endlich wird es mit mir zu Ende gehen; das Loos eines jeden Menschen. Bis hieher hat Deine Prophezeihung wie eine Glückwunschadresse aus dem Moniteur gelautet. Ich will die Pointe wissen. Wie werd' ich sterben?'

"'Meiner Seele — Bürger General — ich weiß nicht, ob ich es sagen soll . . . .'

"'Heraus damit.'

"'Nun denn: Mit Ihrem Tode hat es noch gut Zeit; aber — nehmen Sie's nicht übel — Sie werden im Bette sterben.'

"Bonaparte trat einen Schritt zurück, und ein Lächeln des Spotts ging über seine Züge. Dann sagte er zu seinen Offizieren: 'Sie sehen, daß der Mann keinen Gran gesunden Menschenverstandes besitzt. Sehen wir denn allzumal so aus, als ob wir im Bette sterben würden? Soldaten? in dieser Zeit?'

"Ein Guide kam schnell heran, und überreichte dem General ein versiegeltes Packet. Bonaparte griff hastig darnach, mit den Worten: 'Depeschen von Desaix! Laß sehen.' — Somit trat er in den Schatten, riß die Papiere auf und las stille vor sich hin. Mittlerweile wurden jedoch seine Züge finster und nächtlich anzu-

schauen. Unterdrückter Zorn stieg in dem Gesichte auf, und er entfernte sich eiligst mit seinem Stab.

„'Ei, ei, Sans-Regret!' sagte gutmüthig scheltend Victor zu dem Grenadier, der wieder ganz gelassen an seinen Kessel gegangen war: 'Du hast den Obergeneral in üble Laune versetzt. Wo dachtest Du hin, mit deinem unzeitigen Spaße?'

„Da klopfte der Grenadier mit rechthaberischer Geberde auf den Rand des Kessels, schwang den Schaumlöffel, und rief halb ärgerlich, halb lustig: 'Und wenn es ihn hundertmal verdrießt, und wenn Sie es hundertmal für einen Spaß halten, — er stirbt eben doch im Bett; aber bis dahin wird er's noch weit treiben!'"

Die Darstellung ist manchmal etwas breit; meistens aber äußerst belebt. Die Sprache scheint sorgfältiger gefeilt, als in früheren Arbeiten. In treffenden Bildern ist Spindler wiederum glücklich: einer der Vorzüge, die an Scott's Romane erinnern. Die Schilderung der Rückkehr Napoleon's von Elba ist ein Meisterstück der Beredsamkeit. Schön ist auch des Invaliden Traumgesicht von St. Helena. Aber fernere Auszüge würden hier nicht an ihrer Stelle sein; und wir haben bereits diesem Artikel, der nicht fehlen durfte, ungern einen andern, in der letzten Nummer versprochenen geopfert.

Schriften über Polen.

Geschichte der geheimen Verbindungen in Polen. Leipzig, 1831. Barth. 180 S. 8.

Bücher, die so sichtbar auf die Neugierde des Publicums berechnet sind, nimmt man mit gerechtem Mißtrauen in die Hand. Dieser Anonymus weiß nicht viel mehr, als was alle Welt weiß; und nur das ist lobenswerth, daß er viel mehr zu wissen nicht affectirt. Was er aus eignen Mitteln hinzugefügt hat, ist so unbedeutend, daß es sich kaum der Mühe lohnt, zu sagen, es ist unverbürgt.

Ueber die Verschwörungen, die den russischen Kaiserthron bedrohten, werden die officiell bekanntgemachten Angaben der Regierung mitgetheilt. Der Leser soll uns ein großer Apollo sein, der mit Zuverlässigkeit mehr daraus zu folgern weiß, als daß es eine aristokratische Verschwörung war, und so ungeschickt angelegt, als die meisten Verschwörungen, bei denen eine Unzahl von Menschen in's Geheimniß gezogen wird.

Aeußerst trivial ist, was über Studentenverbindungen beigebracht wird. Der Prozeß eines Med. Stud. Köhler, der in Berlin als Mitglied einer polnischen Landsmannschaft und als Gründer einer „Töchterverbindung" — es ist nicht von den schönen Töchtern der Residenz, sondern von einer Filialverbindung einer Warschauer geheimen Gesellschaft die Rede — gerichtlich belangt wurde, ist mit großer Weitläufigkeit, und, wie es scheint, oder scheinen soll, actenmäßig dargestellt. Wenn die Darstellung treu ist, so geht daraus nur hervor, daß der Studiosus Köhler kein Hexenmeister war, sich leicht fangen ließ, sich ziemlich reumüthig zeigte, und keinen Thron umgestoßen haben würde. Die Constitution der polnischen Burschenschaft hat hauptsächlich das Interessante, daß dieselbe „aus Burschen und Staaren" bestand, welcher letztere Kunstausdruck durch das beigefügte erläuternde Wort Szpaki für das große Publicum ungemein an Deutlichkeit gewinnt.

Wer den Krieg der polnischen Nation gegen den Kaiser von Rußland als das Resultat von Studentenverbindungen darstellt, der taugt höchstens zum Notizenschreiber und Fabricanten von Warschauer Correspondenzartikeln für irgend ein Hof- und Staatsblatt mit eiserner Stirn.

Als Ballast sind mehrere bekannte Documente beigegeben: namentlich die verschiedenen Briefe, Konstantin's Thronentsagung betreffend, das polnische Manifest, und die Adresse der Pariser Committee an die Polen. Der Verf. hat die Entdeckung gemacht, daß die Franzosen den Polen nicht hold sind, weil im Jahr 1807 Napoleon's Armee „sich in Polen eben nicht sehr wohl befand."

Memoiren über Polen unter russischer Herrschaft, nach zweijährigem Aufenthalt in Warschau. Von Harro Harring, verabschiedetem Junker vom kais. russ. Leib-Garde-Lancier-Regiment Großfürst Konstantin. Deutschland, 1831. Selbstverlag des Verfassers. 250 S. kl 8.

Ueber andere Arbeiten dieses Vielschreibers haben wir uns früher ausgesprochen. Diesesmal müssen wir es ablehnen, in eine Kritik seiner neuesten Schrift einzugehen. Wir vernehmen aus öffentlichen Blättern, daß er politischer Aeußerungen wegen verfolgt, heimathlos umherirrt, und im Ausland eine Zuflucht sucht, oder vielleicht jetzt gefunden hat. Dieser Umstand ist in jeder Hinsicht zu beklagen. Er entwaffnet die Kritik, und giebt seinen Schriften einen nie zuvor erreichten Grad von Wichtigkeit. Das Publicum hat sich nachgerade an eine sehr natürliche Schlußfolge gewöhnt. Unrichtige Angaben werden widerlegt; dem Verläumder macht man, wie billig, den Proceß. Wer ohne Urtheil vertrieben und verfolgt wird, für den erzeugt sich die Präsumtion, daß er unangenehme Wahrheiten, vielleicht auf indiscrete Weise, aber daß er doch Wahrheiten gesagt hat. Was unter diesen Verhältnissen ferner für ihn spricht, ist die Nennung seines Namens.

Inwiefern die Notizen über grausame Willkür im Militairdienst, über Spionerie in den bürgerlichen Kreisen, gegründet sind, wissen wir nicht zu entscheiden. Die Anklage trifft abwechselnd Lebende und Todte. Konstantin steht vor seinem Richter.

Ein Umstand ist mit großer Bestimmtheit behauptet. Wir wünschten nichts sehnlicher, als eine officielle Widerlegung des Unglaublichen zu lesen: —

„Mitten in Deutschland, im sichern friedlichen Dresden ist ein Deutscher (der Lieutenant Martens aus Hannover), der ehemals in russischen Diensten stand, spurlos verschwunden; wie mir glaubwürdige Männer leise in's Ohr geraunt, durch heimlichen Ueberfall förmlich gestohlen worden, nachdem er ein Bändchen über ausländische Verhältnisse durch die Arnold'sche Buchhandlung pseudonym herausgegeben."

Polens Schicksale seit 1763 bis zu dem Augenblicke, wo es sich für unabhängig erklärte. Paris, 1831. Didot. 174 S. 8.

Ein gedrängter, belehrender Ueberblick der angezeigten Periode. Die allgemein historischen Ereignisse sind aus bewährten Quellen geschöpft; bei den charakteristischen Zügen, welche der Sitten- und Culturgeschichte angehören, und bei der Schilderung des Ausbruchs der Revolution, scheinen mehrere kleine Schriften benutzt zu sein, die in Warschau erschienen, aber in Deutschland nur wenig bekannt geworden sind.

Der Verf. rühmt sich nicht, die geheimen Verbindungen in Polen entschleiert zu haben. Er theilt aber einige Notizen mit, die als Curiositäten wohl hier stehen mögen:

„Die Angst vor dergleichen Umtrieben ging fast ins Lächerliche, ins Unglaubliche. Der Marquis Paulucci verbot in den russisch-deutschen Provinzen sogar alle Bet- und Bibellese-Conventikel, und alle Missionsgesellschaften, 'weil sie zu bedenklichen Correspondenzen Veranlassung gäben.' Die Zusammenkünfte der Herrnhuter entgingen

eben so wenig solchen Argusaugen. Sie durften, insofern sie nächtlich waren, nicht fortdauern. Die Dienstboten sollten nur Sonntags und an *einem* Wochentage zu bestimmter Stunde die Kirche besuchen. Wie weit das Verbot gegen geheime Gesellschaften ausgedehnt werden könne und solle, zeigte sich aber zu derselben Zeit zu Wilna. Ein polnischer Student, Thomas Zan, hatte auf dieser Hochschule eine Gesellschaft gegründet, welche die Förderung der Wissenschaften und der polnischen Nationalität zum Zwecke hatte. Die Gesellschaft blühte trefflich, als sie denuncirt und aufgelöst und von Nowosilzoff, dem russischen Bevollmächtigten, der aus dem Grunde von Warschau nach Wilna ging, inquirirt wurde. Zan war groß genug, alles auf sich zu nehmen. Verbannung nach Orenburg war sein Loos. Viele Studirende kamen nach Sibirien oder wurden als gemeine Soldaten unter russische Regimenter gesteckt, denn sie hatten versucht, 'in den eroberten Ländern *die unsinnige polnische Nationalität* zu verbreiten;' wie der kaiserliche Befehl sich ausdrückte."

Aehnliches berichtet Pabel (Lieutenant Martens?) in seinen "Skizzen aus Rußland:" —

"Ein Knabe, welcher das Gymnasium besuchte, hatte den leichtsinnigen Einfall, die Worte, 'es lebe die Constitution von 1791,' an die Wand zu schreiben. Ein Lehrer sah es und lief in der Angst seines Herzens, mit der Anzeige davon zu dem damaligen Rector der Universität Twardowski, einem vernünftigen, menschenfreundlichen und allgemein geliebten Manne. Unglücklicherweise fand er denselben nicht zu Hause, und in seinem Diensteifer wußte er nichts Besseres zu thun, als die Sache sogleich dem Generalgouverneur Rimskoi Korsakow zu melden. Dieser machte einen förmlichen Bericht an den Großfürsten Konstantin in Warschau. Die Sache wurde für höchst wichtig gehalten und sogleich eine Criminaluntersuchung deshalb angestellt. Eine Verhaftung folgte der andern und alle Klöster füllten sich mit Unglücklichen, die größtentheils noch Knaben waren. Aus den entfernteren Gouvernements entriß man Jünglinge ihren Familien und schleppte sie nach Wilna zum Verhör. Hierbei wurden sie sehr hart behandelt. So bekam unter andern ein achtjähriger Knabe, von der Schule zu Keidani im wilna'schen Gouvernement, 300 Ruthenhiebe, um das *Geständniß zu erpressen, daß auch er ein Mitglied einer geheimen Gesellschaft sei.*"

Es erweckt Vertrauen zu der Wahrheitsliebe des Verfassers, daß er die Quellen fleißig und genau nachgewiesen, und daß er nicht einseitig bemüht gewesen, die *Schattenseite* der russischen Herrschaft hervorzuheben. Es giebt keinen Schriftsteller mehr, der das Princip der Sclaverei zu vertheidigen wagt, ungeachtet gerade die eifrigsten und einsichtsvollsten und thätigsten Freunde der Emancipation am wenigsten zu der Uebertreibung sich hinreißen lassen, und es nicht läugnen, daß mancher Pflanzer für das physische Wohlsein und die materiellen Interessen seiner Sclaven bessere Sorge trägt, und mit mehr Erfolg, als vielleicht selbst aufgeklärte Regierungen in freien Staaten.

Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Erste Abtheilung. Von dem Augenblicke, wo Polen sich für unabhängig erklärte, bis zu dem Kampfe am 31. März. Altenburg, 1831. Hofbuchdruckerei. 84 S. 8.

Die Fortsetzung des vorigen Werks; eine verdienstliche Compilation, in würdiger und belebter Sprache gefaßt.

Diese *Elemente* einer Geschichte werfen ein Licht auf den Zusammenhang der Ereignisse, und den Charakter der Kämpfer. Ein solcher Kampf ist nicht gekämpft worden, seit die Horden der Perserkönige in vergeblicher Ueberzahl asiatischen Despotismus über das schöne Griechenland zu verbreiten kamen. Es bleibt ewig Schade, daß wir keine persischen Hofzeitungen besitzen aus jener Zeit. Dagegen ist's ein großes Verdienst dieses Verfassers, daß er dem künftigen Historiker zu liebe die Blüthe der Zeitungsurtheile sorgsam gesammelt hat.

Sie sind lustig zu lesen, diese Zeitungsurtheile, selbst bei der ernstesten Sache von der Welt. Von der ersten Ankündigung, daß Diebitsch "mit *einem Schlage*" die Polen zur Ruhe verweisen werde, bis auf diesen Tag, haben alle loyalen Redactionen gewetteifert, die Sprache des russischen Manifestes in gottgefälligem Eifer zu überbieten. "Die Empörer hatten keinen bestimmten Zweck im Auge, und beschränkten sich nur auf eine Handvoll junger Leute, Unteroffiziere und Studenten." Namentlich hatte der saubere Jezierski, Lubecki's Begleiter, versichert, und das Petersburger Journal schrieb es ihm nach, "die bei weitem größte Mehrheit der Nation und der Armee sei dem Unternehmen einer geringen Zahl junger, unsinniger Leute fremd." Das war derselbe Jezierski, der doch seinen Bericht über den Zustand Polens, nach Aufzählung einer Reihe von "Trübsalen," mit den Worten schloß: "es giebt keinen Einwohner in Polen, der nicht unter diesem Elend gelitten, und dessen Beseitigung nicht gewünscht hätte." Um die Mitte des Februars verkündete ein ganz besonders wohl unterrichteter Correspondent der Allg. Zeitung: "man werde sich in keine Straßengefechte gegen die Empörer einlassen, sondern die Stadt *zusammenschießen*." Aus Wien ward berichtet, Diebitsch habe geäußert, "bis zum 21. Febr. werde *Alles abgemacht* sein." Zugleich ward gemeldet, die Russen zählen 170,000 Mann und 460 Kanonen, die Polen nur 85,000 Mann und 60 Kanonen. Diese Notiz sollte dazu dienen, das Glänzende des "*einen* Schlages" in's gehörige Licht zu setzen, und ihn im voraus der Bewunderung der Jahrhunderte zu weihen. Die preußische Staatszeitung verfehlte nicht, "die Beendigung der ganzen Angelegenheit *in kurzer Zeit*" vorauszusehen.

"Große Bestürzung in Warschau!" hatte der österr. Beobachter von Krakau aus am 11. Febr. observirt. Im Walde von Grochow ließ Diebitsch 2000 Todte und Verwundete nach seinem eigenen, 7000 nach dem polnischen Bericht; in Petersburg freute man sich über die "blutige Schlacht und Niederlage der Empörer."

Nach dem 5. März wurden die Zeitungsberichte noch erbaulicher. Lassen wir den Verf. selbst reden: —

"Dieselben Blätter in Wien, Petersburg und Berlin, welche so viel 'von dem *einem* Schlage' gesprochen hatten, womit Alles abgethan sein solle, stimmten, nachdem bereits vom 8. Februar bis 5. März wohl 30 Gefechte zwei Treffen (bei Stoczek und Dobre) und zwei mörderische Schlachten vorgefallen waren, einen andern Ton an. 'Es läge im Plane des russischen Feldherrn, die Stadt Warschau, wenn nur irgend möglich, *vor Zerstörung zu bewahren*,' las man in dem einen. Er habe die Richtung nach der untern Weichsel genommen, 'um vor der starken Stellung der Polen bei Warschau nicht unnöthig Menschen zu opfern,' berichtete die andere. Eine dritte stellte gar fromme Betrachtungen an und versicherte, 'daß mächtige Schanzen, noch mehr aber ein *fühlendes Herz* den Feldherrn auf seinem Siegeslaufe aufhielten.' Wir zweifeln an dem fühlenden Herzen eben so sehr, als wie die mächtigen Schanzen Praga's für die im entscheidenden Augenblicke rettenden Engel halten. Was sollte man von einem Feldherrn denken, der in fünf Tagen 50,000 Menschen fallen sah und Bedenken trüge, vor lauter fühlendem Herzen die *Früchte* solchen Mordens zu ärndten? Ein solcher kann nur im Gehirn eines frommen Berliner Zeitungsschreibers existiren. Besser traf es wohl der Morning Herald: 'Waren die Russen in den Schlachten von Milosna und Grochow Sieger, warum unterließen sie es denn, gegen den Brückenkopf von Praga vorzurücken? Sie kamen in der

Absicht, den kürzesten Weg nach Praga einzuschlagen.'"

Als Skrzynecki die Hand zum Frieden bot, in einem Augenblick, wo er es thun konnte, ohne bei irgend einem Unparteiischen einer unwürdigen Furcht verdächtig zu werden, soll Diebitsch an den Kaiser geschrieben haben (er soll, denn allerdings ist es unglaublich, daß er sich die Rodomontade erlaubt hätte): — "Die Empörer gestehen die Zerrüttung ihrer Streitkräfte nach der ihnen beigebrachten zweimaligen Niederlage ein, und sehen den unvermeidlichen Untergang, in welchen ihre fortwährende Hartnäckigkeit sie stürzt. Allein nichts desto weniger streben sie nach Bedingungen, welche der Ueberspanntheit und Abgeschmacktheit der Führer des Aufruhrs würdig sind." Man muß Skrzynecki's Briefe gelesen haben, um diese (wir wollen es hoffen und glauben) unterschobene Interpretation zu würdigen. Hier einige Stellen aus Skrzynecki's letztem Schreiben: —

"Skrzynecki that noch einen Schritt. Er versicherte nochmals: 'Die polnische Revolution ist keineswegs bloß das Werk einer exaltirten Jugend; sie ist auch die Folge so zahlreicher Mißbräuche und so vielfacher Verletzungen unserer Verfassungsurkunde, daß deren gänzlicher Umsturz vor der Thüre zu stehen schien. Die Polen wissen die Wohlthaten zu schätzen, die sie vom Kaiser Alexander erhielten, sie ehren sein Andenken in seinem Nachfolger, und wenn Se. Maj. der regierende Kaiser in der Hauptstadt des Königreichs erschienen wäre, inmitten des Senats, der Landbotenkammer und des Heeres, um der polnischen Nation die Versicherung auf das Pfand seines königlichen Worts zu geben, daß alle ihre Rechte künftig unverletzbar sein sollten, so würde — ich nehme keinen Anstand, Sie dies, Hr. Marschall, zu versichern — ganz Polen, stolz auf diese Handlung des Vertrauens, sich in die Arme des Vaters, der seinen Kindern den Segen des Friedens bringt, geworfen haben." Die Entthronungsacte zurückzunehmen, bedürfte es 'sehr mächtiger Motive und starker Gewährleistungen; ohne dieselben würde die Nation ihre Ehre vor den Augen des ganzen Europa's bloßstellen und sich dem Vorwurfe eines strafbaren Leichtsinnes aussetzen.' Eine Nation die seit funfzehn Jahren hindurch Zeugin der offenen Verletzungen ihrer constitutionellen Karte war, 'müsse mißtrauisch sein, sonst würde sie sich nur dem Willen des Stärkeren unterwerfen, ohne irgend eine Bürgschaft für die Rechte des Schwächern.' Schließlich ersuchte er ihn noch, 'einen Pacificationsplan zu entwerfen, der sowohl den edelmüthigen Gesinnungen des Monarchen, als der Ehre der polnischen Nation entspräche,' und bemerkte mit Recht, daß, vorausgesetzt, es würden die russischen Armeen immer den Sieg davon tragen, alle ihre Triumphe nie das Recht der Polen entkräften und die Grundlage, worauf es sich stütze, vernichten könnten. 'Nie würde es Ihnen gelingen, Herr Marschall, das Unrecht, das an Polen verübt wurde, zum Recht zu machen, denn das Schwert des Sieges kann das gute Recht nicht tödten.'"

Wir setzen die Parallele nicht weiter fort, und enthalten uns aller Betrachtungen. Glücklicherweise sind alle Betrachtungen überflüssig, wenn die Thatsachen sprechen. Und wenn in ganz Europa kein Wort mehr zu Gunsten der Polen, wenn nur die Berichte ihrer erbitterten Feinde gedruckt werden dürften, nach diesen Berichten selbst würde die öffentliche Meinung ein Urtheil fällen, das die Geschichte wiederholen wird. Die Censur hat der Sache der Polen vielleicht nicht viel genützt; viel weniger wird sie derselben schaden können.

Resultate des Wiener Congresses in Bezug auf Polen. Neu-Ruppin, Aug. 1831. Oemigke. 30 S. 8.

Es tritt hier ein Vertheidiger der Polen auf, der ihnen eine bis jetzt unbenutzte Waffe, wahrscheinlich auf die Neutralität der dazwischenliegenden Gebiete vertrauend, in die Hände zu spielen hofft.

Am 3. Mai 1815 wurden in Wien zwei Tractate abgeschlossen — ein preußisch-russischer, welchem Oesterreich, und ein österreichisch-russischer, welchem Preußen seine Zustimmung ertheilte. Durch diese Tractate sollten die mercantilischen Interessen "des ganzen Polens der Vorzeit, Jahres 1772" sichergestellt werden. Der 28. Artikel des preußisch-russischen Tractats sprach die Verheißung aus "in allen Theilen Polens der Vorzeit, alle Dem, was der Boden und die Betriebsamkeit der Einwohner erzeugt, den unbeschränktesten Umlauf zu gestatten." Der 29. Artikel setzt fest, eine Commission soll Maaßregeln treffen, um in Beziehung auf den Durchfuhrhandel jede Fessel hinweg zu räumen, welche der freiesten Communication zwischen denen, unter getrennten Regierungen lebenden Bewohnern Polens beschwerlich und der Ausführung der großartigen Idee hinderlich sein könnte: "die Nationalität und alle die theuren Erinnerungen, die den Polen an sein Vaterland fesseln, immer lebendig aufrecht, und die Nation zu diesem Ende von einem großen Zollverbande da umschlungen zu erhalten, wo nun einmal überwiegende Hindernisse ihrer völligen Wiederherstellung zu einem großen politischen Ganzen in den Weg getreten waren." Diese Idee soll, wie der Verf. zu verstehen giebt, von Hardenberg ausgegangen sein.

Aus dem ferneren Bericht des Verf. geht hervor, daß Preußen bereitwillig die Hand zur Verständigung über geeignete Maaßregeln bot: daß specielle Handelsverträge zu Stande kamen, aber ohne den aufgestellten Zwecken zu genügen; daß endlich durch eine russische Ukase, zwei Jahre später, der letzte Tractat von 1818, und mithin alle früheren Verheißungen der Handelsfreiheit für das alte Polen, "als unvereinbar mit dem russischen Interesse" aufgehoben worden, und in einem späteren Vertrag von 1825 des alten Polens keine Erwähnung geschah.

Darauf begründet der Verf. folgendes Raisonnement: — "Wird der Zweck jener Tractate von den Polen recht erwogen, so ergiebt sich in ihrer jetzigen Noth für sie daraus ein unbestreitbares Recht, die Verwendungen Preußens und Oesterreichs zu ihren Gunsten in Anspruch zu nehmen, und diese Mächte anzuflehen: jetzt zu beweisen, es sei ihnen damals ein Ernst gewesen, 'allen Theilen Polens der Vorzeit' nicht bloß 'den freiesten Verkehr' zu gestatten, und diesem Polen solche Einrichtungen zu geben, welche 'die Erhaltung der Nationalität sichern,' sondern in dieser großen Noth auch kräftig jene 'wohlthätigen und väterlichen Absichten' darzuthun, deren jeder Artikel jener solidarischen Tractate Erwähnung thut."

Gut gesagt: aber der Verf. ist sehr sanguinisch, und die Polen sind Rebellen.

Was hat die Welt zu fürchten von dem Kometen des Jahres 1834? Oder über die sechste Erscheinung des Halley'schen Kometen und über Kometen im Allgemeinen. Nebst einer einleitenden Uebersicht unsers Sonnensystems. Von Dr. Fr. J. Hartmann. Mit 1 Kupfertafel. Quedlinburg, 1830, Basse. 76 S. gr. 8.

Neunundneunzig Menschen ängstigen sich über den Krieg, Neunhundertneunundneunzig über die Cholera, ehe Einer an den Kometen denkt. Und selbst wenn der Verf., in seiner menschenfreundlichen Gesinnung, zur Beruhigung des Einen etwas beitragen wollte, so war es nicht nöthig, einen einleitenden Abschnitt vorzuschicken, der

bekannte Dinge enthält, die man anderwärts zu finden weiß und bei ihm nicht suchen, noch vermissen würde.

Was über Kometen beigebracht ist, wird von Denen, die sich ohne mathematische Vorstudien einigen Begriff von dem Lauf dieser Körper bilden wollen, mit Dank angenommen werden. Faßlich und einfach beschreibt der Verf. die wiederkehrende Ellipse, die uns den räthselhaften Fremdling wieder nahe bringen, die Parabel und Hyperbel, die ihn in den weiten Weltenraum hinausführen kann: —

"extra flammantia moenia mundi."

Im Ganzen ist die Darstellung des Verf. populär genug; nur ist sie nicht immer von den Nachlässigkeiten eines halberextemporisirten Kathedervortrags, namentlich von schleppenden Wiederholungen nicht frei; wie denn schon auf dem Titel einige Ungeschicklichkeit sich verräth.

Der bedeutende Einfluß der größeren Planeten auf die Bahn der Kometen wird manchen Lesern neu sein. Der Verf. erläutert ihn durch das gutgewählte und auffallendste Beispiel des Kometen von 1770.

"Man beobachtete ihn vom Juni bis in den October, und suchte auf die angegebene Weise eine Parabel für ihn zu berechnen, allein keine wollte passen. Man schloß daraus, daß er in einer viel kürzeren Ellipse herumgehe und berechnete seine Umlaufszeit auf 5½ Jahr. Dabei entstand dann schon die Frage: warum man den Kometen vorher noch nicht gesehen hatte? und man hätte sich gern zufrieden gegeben, wenn er nur nach 5½ Jahren wiedergekehrt wäre, allein er kam nicht und machte dadurch jene Berechnung zu Schanden. Nach vielen Anstrengungen fand man endlich die wahre Ursache. Der Komet durchlief wirklich eine Ellipse und brauchte dazu beinahe 50 Jahre, näherte sich der Sonne nur etwas über die Jupitersbahn und ging in seiner Sonnenferne über die Uranusbahn hinaus; er konnte uns so nie sichtbar werden. Aus den Beobachtungen vom Jahre 1770 ging hervor, daß er drei Jahre früher nahe am Jupiter vorbeigegangen war; dieser mächtige Planet hatte ihn stark an sich gezogen, und seine Bahn dadurch so geändert, daß er nun der Sonne viel näher kommen mußte und wirklich in einer Ellipse in 5½ Jahre umlief. In dieser Bahn würde er nun fortan immerfort um die Sonne gelaufen sein, allein als er 1779 zu ihr zurückkehren wollte, faßte ihn abermals der mächtige Jupiter, veränderte seine Bahn noch mehr, als das erste Mal, und jetzt durchläuft dieser Komet eine Ellipse zwischen der Ceres- und Saturnusbahn in 20 Jahren und ist nun so weit von uns entfernt, daß wir ihn nie wiedersehen werden, wenn ihn nicht einmal wieder ein andrer Körper in dieser Bahn stört und ihn vielleicht abermals zu uns herab treibt. Dieser Komet bewegte sich ziemlich nahe in der Erdbahn, kam der Erde sehr nahe, jedoch konnte diese wegen ihrer Kleinheit keinen bedeutenden Einfluß auf ihn ausüben. Es ist leicht möglich, daß ihn der Jupiter noch einmal in seine Gewalt bekommt, wo er sich dann abermals wird gefallen lassen müssen, von ihm in eine ganz andere Bahn sich schleudern zu lassen. Dergleichen Einflüsse von Planeten auf Kometen giebt es nicht wenige; umgekehrt jedoch hat man nie beobachtet, daß ein Planet von einem Kometen in seiner Bahn gestört ward, woraus wir mit Recht schließen, daß die Masse der Kometen so gering gegen die Masse der Planeten sein muß, daß die Kometen die Planeten nicht merkbar anziehen können, um so Aenderungen in ihrer Lage hervorzubringen. Selbst auf die Monde des Jupiters hatte jener Komet von 1771 keinen merkbaren Einfluß, woraus hervorgeht, daß seine Anziehungskraft gegen andere Weltkörper nicht groß sein konnte."

Was nun den in Frage stehenden Kometen von 1682 betrifft, so ist es bekannt genug, daß Edmund Halley in jenem Jahr ihn beobachtete und seine Identität mit dem von 1607 und 1531 behauptete, und seine Wiederkehr für das Jahr 1759 voraussagte. Wirklich ließ er nach einer Umlaufszeit von nahe 76½ Jahr sich wieder blicken; durch seine Annäherung von dem Planeten Jupiter etwas zurückgehalten. Aehnliche Störungen durch Uranus und Saturn drohen seine nächste Erscheinung vielleicht bis in's Jahr 1835 zu verspäten.

Ob er in so schönem Lichtglanz, mit so stattlichem Schweif aus der Ferne wiederkehren wird, wie er mehrere Male früher sich zeigte — diese Frage muß unentschieden bleiben; sie giebt indessen dem Verf. Gelegenheit, einige Hypothesen über die Bildung und das Wesen des Kometenschweifs im Allgemeinen anzuführen.

Die eine gehört dem berühmten Verf. der "Himmelsmechanik" an, und ist im Folgenden angedeutet: —

"Die erste Meinung, daß der Stoff, welcher in dem Kometenschweife von dem Kometenkerne fortströmt, wieder nach dem Kometen zurückkehre, stützt sich auf eine irdische Erfahrung. Setzen wir Wasser ans Feuer, so erhitzt es sich erst, fängt dann an zu kochen, bildet eine Menge Dämpfe, die in die Höhe steigen, und welche sehr stark erhitzt sein können; allein das Wasser selbst nimmt nun keine größere Hitze mehr an, mag es auch noch so stark erhitzt werden, wie man an einem hineingestellten Thermometer leicht wahrnimmt. Diese Dämpfe sind flüchtig und bestehen aus Wasser, das einen großen Theil von Wärmestoff mit sich vereinigt hat und dadurch luftförmig geworden ist. Wird ihnen der Wärmestoff wieder entzogen, werden sie also erkältet, so verwandeln sie sich wieder in Wasser, und erhitzen nun die Gegenstände, an denen sie sich erkälten, durch den Wärmestoff, den sie fahren lassen. Man braucht nur ein Glas über Wasserdämpfe zu halten, so findet man gleich Wassertropfen an den innern Wänden desselben, wobei sich das Glas, wenn viele Dämpfe hineingeleitet werden, merklich erhitzt.

"Denkt man sich nun den Kometen als einen festen, planetenartigen Körper, auf dessen Oberfläche sich viele Stoffe befinden, die sich durch Erhitzung verflüchtigen lassen, wie Wasser z. B., so wird man das oben Gesagte leicht auf ihn anwenden können. Der Komet kömmt aus einer kalten Gegend allmählig zur Sonne heran und wird immer mehr erhitzt; dadurch bilden sich Dämpfe, die von seiner Oberfläche in die Höhe steigen — man muß nur hierbei nicht immer gerade an unsere irdischen Dämpfe denken, es ist das nur ein Bild — und den Schweif desselben bilden. Strömt der Komet sie nicht sehr stark aus, so hängt Schweif und Kopf zusammen; strömt er sie stärker aus, so bildet sich ein Lichtmantel. Mit der Herannäherung an die Sonne nimmt die Ausströmung zu, weil die Hitze stärker wird, und wirklich ist dann auch der Schweif des Kometen immer am größten. Dabei braucht dann selbst der Kometenkörper nicht stark erhitzt zu werden, denn steigen die Dämpfe z. B. schon bei 20 Grad Wärme von ihm fort, so könnten sogar Menschen auf ihm wohnen, und mit ihm an der Sonne vorbeischiffen, weil nun alle Hitze auf die Bildung der Dämpfe verwendet wird, und der Kometenkörper selbst über jene 20 Grad nicht erhitzt werden kann, wie unser Wasser nicht über den Siedepunct erhitzt wird. An der andern Seite geht der Komet wieder von der Sonne fort, die Erhitzung nimmt ab, mit ihr die Dampfbildung, und die äußersten Dämpfe werden nun immer kälter, schlagen sich also nieder und so fällt der Schweif nach und nach wieder auf die Oberfläche des Kometen zurück. Dabei lassen sie die Wärme fahren und erhitzen nun dadurch den Kometenkörper in seiner Entfernung von der Sonne, so daß auch hier vielleicht Menschen ausdauern könnten, ohne zu erfrieren. Diese Dämpfe schützen also den Kometen zweifach, in der Sonnennähe vor zu großer Hitze, in der Sonnenferne vor zu großer Kälte. Vielleicht wäre dieser fortwährende Dampfbildungs- und Niederschlagungsproceß ein Reinigungsmittel des noch im rohen Zu-

stande befindlichen Kometenkörpers, der etwa nur auf einer niedrigen Planetenbildungsstufe stände, und sich dadurch nach und nach zum Planeten fortbildete; doch das sind Vermuthungen."

Die zweite ist von Herschel aufgestellt, dessen geistiger Fernsicht der letzte Stral, den sein Teleskop ihm zuführte, nicht genügen konnte: —

"Es giebt außer den kugelförmigen Weltkörpern im leeren Raume noch zerstreute und dünn vertheilte Materie, woraus gleichsam, wie aus einer Vorrathskammer, die Weltkörper gemacht zu sein scheinen. Wir sehen diese in unregelmäßiger Gestalt wie einen matten Lichtschimmer oder wie einen Dunst, einen Nebelfleck, die durch den ganzen unendlichen Raum zerstreut zu sein scheinen und mit bloßen Augen nicht zu sehen, wenigstens nicht zu erkennen sind, deren es aber sehr viele giebt. Sie gleichen dem Ansehen nach dem matten Glanze der Kometenschweife und bestehen wahrscheinlich aus derselben Masse, wie diese, obgleich wir das durch keine weitere Beobachtung beweisen können. Gesetzt nun, es begegnete ein Komet solch einer Nebelmasse, so könnte er sie, vermöge seiner Anziehungskraft, mit sich fortreißen und in die Nähe der Sonne bringen. Wäre nun diese Nebelmaterie in einem Zustande, daß sie die Nähe der Sonne nicht ertragen könnte, daß diese sie also von sich fortriffe, welches wahrscheinlich ist, weil sie sich sonst so schon einer Sonne genähert haben würde — doch bleibt das immer eine bloße Vermuthung — so würde sie sich in Form eines Kometenschweifes zeigen. Aus diesen Nebelmassen könnte nun der Komet sich immer mehr Stoff, vielleicht zu seiner eigenen Bildung, aneignen und sich dadurch vergrößern, indem immer nur die leichtern Theile durch die Sonnennähe von ihm fortgetrieben werden, die er zu seiner Bildung noch nicht brauchen kann. Hieraus ließe sich dann leicht erklären, wie es komme, daß ein und derselbe Komet bei seiner zweimaligen Annäherung zur Sonne ein ganz anderes Ansehen haben kann. Begegnet der Komet etwa keinen Nebelflecken, so könnte er, nachdem sich sein Schweif in der Sonnenferne in dem unendlichen Raume zerstreut hat, bei seiner Rückkehr zur Sonne keinen bedeutenden Schweif zeigen; begegnete er einer großen Masse, so könnte sein Schweif bedeutend sein, wenn er auch das vorige Mal gar keinen hatte u. s. w."

Zum Schluß spricht der Verf. noch von der Gefahr, die ein nahes Vorüberziehen eines größeren Kometen für die Erde bringen könnte, und die er hauptsächlich darin findet, daß eine bedeutendere Fluth Ueberschwemmungen veranlassen möchte; aber er tröstet seine Leser mit der Erfahrung, daß bis jetzt noch kein Komet beobachtet ist, der die Erdbahn genau durchschnitten hätte; daß es vielleicht keinen solchen giebt; und daß es, wenn gleich im Reich der Möglichkeit, doch kaum in dem der Wahrscheinlichkeit liegt, daß in einem Durchschnittspuncte der gegenseitigen Bahnen der Fremdling mit unserm heimischen Planeten zusammentreffen sollte.

Atlas von America, in 30 Karten und einem erläuternden Texte, entworfen von W. E. A. Schlieben. Leipzig, 1830. Folio.

Die willkommene Verheißung des überaus thätigen und umsichtigen Beförderers geographischer Kenntnisse, ist schnell in Erfüllung gegangen, ohne eine Spur der Uebereilung zu verrathen. Der Theilnehmer an Ereignissen, die mit jedem Tage Bedeutung und Einfluß gewinnen, der Zeitgenosse von Verhältnissen, die ihn selbst, oder Personen, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, berühren können, zum Theil schon berührt haben, sieht auf Blättern eines deutlichen, gefälligen, leichterkäuflichen Steindrucks, deren illuminirte Exemplare die Uebersicht erleichtern, den Schauplatz vor sich aufgerollt, der so Großes einschließt, so manche Erwartung rechtfertigt, übertrifft und hintergeht. Die Anschaulichkeit des Ganzen und seiner Theile ist hinlänglich, um den entfernten Beobachter vor irrigen Begriffen zu bewahren, und die Bestimmungen des kundigen Geographen, der dem Ungefähr nichts überlassen, folgen achtungswerthen, dankbar nachgewiesenen Quellen. Wo deren Berichte über Volkszahl und Länderabtheilungen von einander abweichen, ist ihr Widerspruch angegeben und kurz aber einleuchtend bemerkt, welche Angabe der Verf. vorzieht. Für allgemeine Belehrung reicht die hinzugefügte politisch-statistische Beschreibung der Länder und Staaten vollkommen hin, und das angehängte alphabetische Register der Ortschaften vertritt die Stelle eines Namenbuchs. Mit diesem Atlas und Rödings reichhaltigem Columbus, die sich gegenseitig einander erläutern, wird der Leser in der neuen Welt besser zu Hause sein, als in manchem Theil der alten. Zieht er vollends die beiden großen Karten dieses Welttheils, welche den Atlas des Schlieben'schen Lehrgebäudes schmücken, und das gediegene Werk selbst zu Rathe, so darf auch der Freund der physischen Geographie, die minder veränderlich ist, als die politische und zuverlässigee als der wandelbare Sinn des Menschen, sich nicht beschweren, man habe sein Bedürfniß übergangen. Im Leben vergißt man dessen leider zu oft, und auch redlich gesinnte und wohlmeinende Wortführer der Unzufriedenheit, die alles nach einem Leisten messen, in eine Form gießen möchten, übersehen in ihren Forderungen nichts so leicht und häufig, als die Macht der Natur und Gewöhnung. Ein Schriftsteller klagt bitterlich, er habe in einem Winkel des Uechtlands nicht besonders viel philosophische Aufklärung gefunden. Warum sucht' er sie dort! Darf ein Nachrichtgeber die Berliner Akademie der Wissenschaften mit Vorwürfen überhäufen, weil er unter ihren Mitgliedern wenig erprobte Viehmäster, Melker und Käsebereiter entdecken können? Die den Umsturz, die Verarmung, die Versunkenheit Europa's, vorzüglich Deutschlands, in tausend Klageliedern weissagen, dürften sich durch einen Blick auf die Karte beruhigen, wenn ihnen gefiele, die zu überschauen und zu verstehen. Wir haben, wie Claudius mit Recht sagt, eine schöne Erde, einen schönen Himmel, und eine schöne Religion: und hat die Urheberin alles Daseins uns nicht allein begünstigt, nicht mit allem begnadigt, was sie andern gewährte, sondern auch ihre Kinder der heißeren und kältern, westlichern und östlichern Zonen, mit Segnungen beglückt, die sie uns versagte, und dadurch auf brüderlichen Verkehr mit Jenen gedeutet; so ertheilte sie uns dagegen, was der Höchste und Niedrigste, der Reichste und Aermste, nur auf diese, dem Zögling unsrer Heimath angemessene Weise findet. Stiefmütterlich hat das Geschick uns nicht behandelt; aber es giebt unzählige Güter, die Niemand achtet so lange er sie besitzt, und Jedermann vermißt, wenn er zu spät erfährt, daß keine Fremde sie so gewähren kann. Dazu ist es seine Sache, um eine gute, weise und milde, aber wachsame Polizei. Sie kann in keiner gesellschaftlichen Verbindung statt finden, ohne die Willkür des Einzelnen zu beschränken, und muß begreiflicherweise in höchlich bevölkerten Ländern Maaßregeln treffen, die in Gegenden sehr überflüssig sind, wo zum Theil nur ein Mensch auf der Quadratmeile wohnt. Aber Freiheit ohne Sicherheit, das Losungswort und Paradies der Uebelthäter, ist die Hölle der ehrlichen Leute.

Fr.

Ein chinesisches Mittel wider die Cholera.

Der nachstehende Aufsatz ist dem Morgenblad von Christiania "eingesandt" worden; wie es scheinen möchte, von einem der wissenschaftlichen Männer, die voriges Jahr von der Reise zurückkehrten, die sie zum Behuf magnetischer Beobachtungen nach Sibirien gemacht. Wie dem aber auch sein mag, so möchte man glauben, daß in einem Zeitpuncte, wo theils Furcht, theils Affectation von Nichtfurcht, den gefaßten und sorgsamen Sinn in Beziehung auf jene Seuche mannichfach schädlich entstellen, die hier mitgetheilte fatalistische Schnurre wohl ihre nützliche Anwendung finden könnte.

J. D. Runge.

Die bösartige Cholera wird in China Ho luan genannt und soll schon in uralten Zeiten von chinesischen Aerzten beschrieben worden sein. Mitte Decembers 1826 kam sie nach Kukuchoton, einer der reichsten Städte der Mongoley, ungefähr 100 Werst von der großen Mauer, und dem Hauptstapelplatze des chinesischen Handels. In den ersten beiden Monaten raffte die Krankheit Viele hin, jedoch Ende Februars 1827 nahm sie, kurz nach einem, von einem starken Schneefall begleiteten heftigen Nordwinde ab. Zu Anfange des Mai's im selbigen Jahre hatte der in Kjachta angestellte russische General-Zoll-Director, der fürchtete, daß die Seuche auf diesem Wege in das russische Reich eindringen könnte, eine Zusammenkunft mit dem chinesischen Oberbeamten auf der Gränze, Dzargudtschey, der als Stadthauptmann und Oberaufseher über den Handel seinen Sitz in der, nur 100 Klafter von Kjachta liegenden kleinen chinesischen Stadt Maimatschin hat, um mit ihm über Verhaltungsregeln zur Verhütung der Ausbreitung der Cholera zu sprechen. Der Chinese meinte, daß keine menschliche Vorsicht oder Weisheit abzuwenden vermöge, wovon einmal dort oben bestimmt sei, daß es geschehen solle. Vorsichtsanstalten von Seite der Polizei, bemerkte er, würden wegen der außerordentlich großen Bevölkerung des Reiches unnütz sein; eine solche Krankheit kenne ihre Opfer und lasse Andre unberührt; sie ersehe sich Menschen, die in Unreinlichkeit und Unmäßigkeit lebten, wohingegen der Unverzagte, der zugleich reinlich und mäßig lebe, vor derselben sicher sei. Bei diesem Anlaß behauptete er, daß Pe-king seine Befreiung von dieser Seuche allein dem festen Willen des gegenwärtigen Kaisers verdanke, indem es der Majestät gefallen habe, zu ihren nächsten Umgebungen zu sagen: "Glaubet nicht, daß die Krankheit mächtiger sei als ihr; nur Feige sterben daran." Von diesem Augenblicke an hätten Alle Muth gefaßt und der Seuche sei nichts anderes übrig geblieben, als die Residenz zu verlassen. Aber dieses, fuhr er fort, ist noch nichts, ich will Ihnen einen Fall erzählen, der sich im Jahre 1170 zutrug. Damals wüthete in Pe-king eine Krankheit, die von denen, welche ihre Häuser verließen und sich in der freien Luft aufhielten, das halbe Haupthaar verzehrte, und wenn dieses geschah, mußten sie gleich sterben. Sobald der damals regierende Kaiser Tschang-lung dieses erfuhr, sagte er ausdrücklich, er wolle nichts von einer solchen Krankheit wissen. Dieser Allerhöchste Wille, mit Festigkeit ausgesprochen und öffentlich bekanntgemacht, bemerkte, daß die Krankheit Pe-king sogleich verließ. — Während Dzargudtschey dieses erzählte, sah er dem Gränz-Zoll-Director steif in die Augen, und da er in dessen Zügen Mißtrauen bewirkte, setzte er lächelnd hinzu: "Sie glauben doch wohl, daß Furcht die Seele schwächt, und daß diese mächtig auf den Körper wirkt. Sie mögen nun meiner Erzählung Glauben schenken oder nicht, genug wir müssen ganz ohne Furcht und Schrecken das Gerücht von der Krankheit in Kukuchoton anhören, und dann werden wir bestimmt nicht von ihr heimgesucht werden." Und wirklich verbreitete sich im Sommer 1827 die Krankheit nicht weiter in diesen Gegenden. (Der Sibirische Nordwind hatte wohl sein Bestes gethan.)

Epische Improvisation von Dr. Langenschwarz.

Im Stadttheater, den 11. August.

Die Seltenheit der Kunst erschwert die Stellung des Improvisators dem Publicum gegenüber. Es ist nicht ein Kunstwerk, das man genießen, sondern ein Kunststück, das man mit ansehen will. Man denkt weniger an die Schönheit des Effects, als an die Schwierigkeit der Leistung. Nach der Poesie fragt man wenig; aber man spitzt das Ohr für die Reime.

Es mag daher nicht ganz leicht sein, aber es ist durchaus nothwendig, auch den äußern Schein der Gewohnheiten der Prestigiateurs zu vermeiden. Die Art, wie das Thema gewählt wird, trägt wesentlich dazu bei. Wir können nicht sagen, daß wir von dem Manoeuvre, das wir gesehen haben, besonders erbaut sind. Man bemerkt allgemein den Mangel einer Controlle; man wird ungläubiger als recht ist. Aus einer Reihe von Aufgaben, bei denen auch trivialer Witz ("Austernpastete, Weinauction in Altona") mitunter läuft, wählt der Improvisator die Belagerung von Wien im Jahr 1683, und giebt, wie aus der Pistole geschossen, eine historische Einleitung mit Jahreszahlen, Monatstagen und Zugehör. Wozu den Verdacht herausfordern?

"Quidquid enim ostendis mihi sic, incredulus odi."

Die Ungläubigsten indessen werden zugestehen, daß das Thema vorbereitet, aber die Verse nicht aus dem Gedächtniß wiederholt sein konnten.

Irren wir uns, oder sind die Anforderungen, die an den Improvisator zu machen wären, in der That nur dieselben, wie an die freie Rede in Prosa? Es ist weder die Correctheit noch die Eleganz, die man sucht; sondern die Lebhaftigkeit und Wärme. Die Lichter der Gedanken entschädigen für die minder strenge, logische Verbindung; den treffenden Ausdruck nimmt man gern als Ersatz für den gewählteren. Es ist eine alte Bemerkung, daß man aus diesem Grunde die freie Rede mit allen ihren Mängeln der vollkommeneren, eingeübten vorzieht, zumal wenn das Gedächtniß sie mit sichtbarer Anstrengung reproducirt. *)

Von diesem Standpunct aus möchten wir leichter zu befriedigen sein als manche andre Zuhörer, und müssen uns doch weniger befriedigt bekennen. Wir würden wenig nach dem regelmäßigen Bau der Verse gefragt haben, wenig nach den Assonanzen, die manchmal die Stelle der Reime vertreten mußten. Auch die Mängel des Vortrags, dessen ungeregelte Hast in einigen Fällen selbst den Vers undeutlich machte, würden uns nicht so sehr gestört haben. Aber wir fanden die Leistung zu reich an Gemeinplätzen, zu arm an Bildern, und, die Wahrheit zu sagen, an aller Poesie. Wenn eine Spur von augenblicklicher Wärme sich regte, so war es bei den Anspielungen auf Polen, denen die verdiente Anerkennung zu Theil wurde.

Beschränken wir uns also darauf, die Fertigkeit im Reimen zu loben, und zu hoffen, daß wir in der komischen Improvisation, wenn wir sie gehört hätten, mehr Beweise von geistigem Leben entdeckt haben würden.

---

*) "Vel extemporalem temeritatem malo, quam male cohaerentem cogitationem". Quintil. Inst. Or. X. 6, 630. Was dort und weiterhin, über das Verhältniß der vorbereiteten zur unvorbereiteten Rede gesagt ist, verräth in jedem Zug den vielerfahrenen Meister.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

60. Hamburg. Montag, den 22. August. 1831.

Inhalt.

Beiträge zur Förderung des Gemeinsinns und republicanischen Staatslebens. Herausgegeben von Johann Smidt, Bürgermeister der freien Hansestadt Bremen. Erstes Heft. Bremen, 1831. Heyse.

(Zweiter Artikel.)

In dem dritten Aufsatz "über Volksfeste und öffentliche Reden an das Volk, in besonderer Beziehung auf eine bremische Sitte" hat der Herausgeber einen Gegenstand zur Sprache gebracht, der in freien Staaten von jeher vielfache und nicht immer gemäßigte Discussionen veranlaßt hat — nämlich den Antheil der Bürger an der Wahl der Rathsmänner.

Die Selbstergänzung des Senats ist eine der Einrichtungen, die auf den ersten Anblick mit einer freien Verfassung kaum verträglich erscheinen. Montesquieu hat sie bei der Demokratie gar nicht denkbar gefunden; bei der Aristokratie erwähnt er derselben, aber nur um sie in kurzen Worten zu verdammen. *) Wer von einer vorgefaßten Theorie ausgehend, eine solche Staatseinrichtung abgesondert und aus ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Staatswesen abgerissen betrachtet, der wird mit seinem Verdammungsurtheil ebenso schnell fertig sein. Wenn man aber einen Stand der Dinge entdeckt, in welchem der Trennung der Gewalten kein getheiltes, viel weniger ein widerstrebendes Interesse zu Grunde liegt; in welchem den Mitgliedern der "obersten Regierungsbehörde" kein persönlicher Vortheil, und dem ganzen Körper nicht einmal ein gesteigerter, bleibender Glanz aus der Verfolgung irgend eines einseitigen Systems entspringen könnte; in welchem zur Ueberschreitung der Gewalt die Versuchung durch die Verhältnisse, die Möglichkeit durch das Gesetz entfernt ist; einen Stand der Dinge endlich, den die Erfahrung von Jahrhunderten mit stets wachsendem Bürgerglück vereint darstellt — so wird man jene Einrichtung vielleicht nicht unbedingt für die beste, aber doch gewiß nicht für unvereinbar mit der Bürgerfreiheit erklären. Bedenkt man ferner, und erkennt man in den Zeugnissen der Geschichte die mannichfachen Nachtheile der unmittelbaren Volkswahl; will man sich nicht ganz dem gerechtfertigten Glauben an die Nothwendigkeit eines stabilen Princips entziehen, durch welches der heilsame Wechsel nicht gehemmt sondern vorbereitet, und nur der überwältigende Impuls des Augenblicks durch ein Gleichgewicht ermäßigt wird — dann wird vielleicht mehr als ein innerer Grund für die Zweckmäßigkeit einer solchen, vorher verdächtigen, Form zu sprechen scheinen.

In Bremen liegt insbesondere die Erfahrung vor, daß im Jahr 1433, nach vergeblichem fünfzjährigem Versuch des Systems der Volkswahlen, die Bürger wieder zu der schon hundert Jahre zuvor gesetzlich begründeten Form der Selbstergänzung des Rathes zurückkehrten. Was nach dieser Zeit nahe an vierhundert Jahre lang sich erprobt hatte, ward später nicht eben Gegenstand des lauten Tadels oder der ausgesprochenen Unzufriedenheit, aber man erkannte doch, daß es der Verbesserung fähig sei, und es wird den Rathsmännern von 1816 zu unvergeßlicher Ehre gereichen, daß sie, nicht gedrängt von der Bürgerschaft, sondern nach eigner, freier Ueberzeugung, die Initiative der Reform im republicanischen Sinn ergriffen. Es schien, daß gerade die Selbstergänzung des Raths eine irrige Meinung, ein Mißverständniß befördern könnte, als müsse der Rath in seiner einseitigen Stellung als Partei der Bürgerschaft gegenüber auftreten. So ward denn beschlossen, der Bürgerschaft einigen Antheil an der Rathswahl verfassungsmäßig einzuräumen. Wenn früherhin vier Wahlherren aus der Mitte des Raths ausgelooset wurden, so ward nun verordnet, durch geheime Stimmgebung soll die Bürgerschaft aus ihrer Mitte zwölf Mitglieder erwählen, von welchen viere zu Vorschlagsherren ausgelooset, und mit vier aus dem Rath auf gleiche Weise erkornen Vorschlagsherren zusammentreten sollen. Diese Acht wählen drei Wahlcandidaten, von welchen Einer durch geheime Stimmgebung vom Senat gewählt wird. Die genaueren Bestimmungen, sowie die Verwandtschaftsgrade, welche von der Wahlfähigkeit ausschließen, und andre, welche unter gewissen Bedingungen zulässig werden, sind in dem vollständig mitgetheilten, vom Senat sorgfältig motivirten Raths- und Bürgerschlusse vom 23. Febr. 1816 zu finden. Das Ganze gehört zu den merkwürdigsten und erfreulichsten Documenten der neueren republicanischen Gesetzgebung.

Der Verf. aber wünscht, daß nicht nur das Gesetz, sondern auch die althergebrachte Sitte den republicanischen Geist der bremischen Institutionen bethätigen möge. Diese schöne Sitte, der ein prosaisches Utilitätsprincip den Untergang drohte, will, daß die Bürger eingeladen werden, dem neugewählten Rathsmann bei seiner Einführung das Geleit zu geben, und nach vollendeter Feierlichkeit ihm nach seiner Wohnung zu folgen, und sich dort mit Erfrischungen bewirthen zu lassen. Nach der Bereitwilligkeit, mit welcher dieser Einladung entsprochen wird, pflegt denn die Popularität der getroffenen Wahl beurtheilt zu werden. Der Verf. hat der Gründe noch mehrere angeführt, aus welchen er die alte Sitte beibehalten zu sehen wünscht. Der ganze Aufsatz ist so charakteristisch durch den Ton, durch die Kenntniß der Verhältnisse und der Volksstimmung, daß auch entferntere Leser ihn mit besonderem Vergnügen und Interesse durchgehen werden. —

Der sechste Aufsatz, von Bürgermeister Dr. Bartels, giebt eine historische, oder, wie man sie lieber nennen möchte, pragmatische Erläuterung eines wichtigen Punctes der Hamburgischen Verfassung. Auswärtigen Lesern wird die gedrängte Darstellung des Geschäftsgangs in Staatsangelegenheiten um so willkommener sein, da die Untersuchung ihnen dadurch nicht allein verständlicher werden, sondern auch ein allgemeineres Interesse für sie gewinnen muß. Sie werden einen Theil jener Einrichtungen kennen lernen, die in Folge einer leidenschaftlich bewegten Periode in's Leben traten, und deren geräuschlose Wirksamkeit, indem sie den Bürgersinn zu geregelter Thätigkeit in Anspruch nimmt, die Republik vor der Wiederkehr innerer Stürme

---

*) "Les sénateurs ne doivent point avoir le droit de remplacer ceux qui manquent dans le sénat; rien ne serait plus capable de perpétuer les abus." Esprit des Loix. II. 3, 16.

gesichert hat. Wenn sie die sorgsam ausgeglichenen Momente der Gewalten erwägen, und die Einheit des Plans in der Mannichfaltigkeit der ineinandergreifenden Mittel erkennen, so werden sie in Versuchung kommen, mit einer in solchem Fall verzeihlichen Hyperbel,*) jene Tumulte selbst den wohlthätigen Ereignissen beizuzählen, sofern sie zur Feststellung solcher Grundgesetze die nächste Veranlassung hergaben.

Bei der Ordnung der Verhältnisse ward natürlicher Weise auch an den Fall gedacht, daß an einer beharrlichen Meinungsverschiedenheit des Raths und der Bürgerschaft jeder Ausgleichungsversuch scheitern sollte. Man fand die Bestimmungen des Windisch-Grätzischen Recesses nicht genügend; man wünschte sie ergänzt, näher bestimmt, und die Sechsziger sprachen in klaren Worten aus "sie seien der Meinung, daß im äußersten Falle, jedoch nach sorgfältig vorher versuchten Vereinigungsmitteln, endlich der Rath nachgeben müsse."

Es ward wirklich, als äußerstes Mittel, die Entscheidung in solchen Fällen einer aus Raths- und Bürgerschaftsmitgliedern in gleicher Anzahl zusammengesetzten Deputation anheimgestellt: und es fragt sich, in welchem Sinn diese Einrichtung getroffen worden — ob im Sinn der obigen Aeußerung der Sechsziger, ob also vorzugsweise "zu Gunsten der Bürger", und, wie es scheinen mochte, zum Ersatz für das aufgegebene Recht des Einzelnen zum "Vorschlag aus dem Stegreif"?

Der Verf. widerlegt die letztere, auch neuerdings in einem Journal (Allg. Lit. Z. März '29) aufgestellte Ansicht. Schwerlich wird das Gewicht seiner Gründe bestritten werden. Besonders einleuchtend erscheint der Grund, der von der Zusammensetzung der Deputation hergenommen ist. Aber sollte nicht ein andrer Umstand entscheidend für die Ansicht des Verf. sprechen — ein Umstand, dessen er zwar nicht in dieser Verbindung, aber anderwärts (S. 217) erwähnt hat — daß nämlich nicht die Bürgerschaft, sondern der Senat zur Entscheidung, ob eine Sache an die außerordentliche Deputation zu bringen sei, für competent erklärt wird? **)

In der Einrichtung der Deputation findet der Verf. demnach keine Ausnahme von dem Princip, "daß die höchste Gewalt dem Rath und der Bürgerschaft gemeinschaftlich zustehe;" vielmehr sieht er in derselben, vermöge des dictatorischen Charakters ihrer Beschlüsse, *) eine höhere, über Rath und Bürgerschaft stehende Instanz.

*) "Se i tumulti furono cagione della creatione de' Tribuni, meritano somma laude." *Machiavelli:* Discorsi I. 4, 12.

**) Neues Reglement der Raths- und Bürger-Conventen vom 1710. Tit. VII. Art. 10. S. 96 des Abdrucks von 1823. — Daß die Bürgerschaft selbst in der Deputation nicht etwa ein Mittel "zu ihren Gunsten" zu finden glaubte, geht deutlich genug aus ihren ablehnenden Erklärungen von 1765 sowohl als von 1771 hervor.

Ueber die Absicht der Gesetzgeber kann, wenn man der beklagenswerthen Störungen, der abnormen Beziehungen zu fremden Mächten sich erinnert, welche vorangegangen waren, kaum ein Zweifel obwalten. Es sollte verhindert werden, "daß nicht böser Wille, fremde Einmischung und Unverstand bei dadurch veranlaßter differenter Ansicht der Republik eine unheilbare Wunde beibringen könnte."

Dieser Ansicht schließt eine Reihe von Betrachtungen sich an, die in geschichtlichen Momenten begründet, und durch die Erfahrung nicht minder bewährt, als dem Geist der Verfassung entsprechend erscheinen. Es wird auch dem flüchtigsten Beobachter nicht entgehen, daß ein sittlicher Standpunct durchgängig dabei festgehalten ist, wie die wahre Würde des Freistaats, und das wohlverstandene Interesse aller Bürger es erfordert. Stellen wir diese Resultate, soweit es angeht, in den eigenen Worten des Verf. zusammen.

Niemals kann "der bloße Wunsch, eine Verhandlung abzukürzen," die Provocation, die das Gesetz für den Nothstand offen gelassen hat, hinreichend motiviren: denn "in ihr liegt immer das öffentliche Geständniß eines ohne Machtspruch nicht zu entscheidenden inneren Zwistes." Eine übereilte Provocation "macht mit der Idee leichtsinnig vertraut, daß die öffentliche Erklärung einer inneren Disharmonie von weniger Bedeutung sei."

Die Kritik der früheren Fälle, in welchen die Provocation zwar ausgesprochen, aber durch zeitgemäße Ausgleichung der Differenz noch beseitigt wurde, ist vielfach belehrend. Aber am merkwürdigsten bleibt die umständlichere Kritik des jüngsten Falles von 1829, des ersten, in welchem die Deputation wirklich in's Leben trat. Es wird unumwunden ausgesprochen, daß ein Mißverständniß der Institutionen dabei zu Grunde lag. Daß eine solche Erklärung öffentlich und aus freier Ueberzeugung abgegeben wird, beweiset vor Allem, daß in diesem Freistaat von keiner factiösen Opposition zu befürchten ist, daß sie ein solches Eingeständniß mißbrauchen würde. Es liegt aber auch in jedem Satz der Kritik die Bürgschaft, daß ein Mann das Wort führt, der, neben der Ausübung der Pflichten des ersten Staatsamtes, sich gedrungen fühlt, einer schönen Bürgerpflicht zu genügen, und seinen Mitbürgern aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung und historischen Untersuchungen, die Resultate mitzutheilen, die das Verständniß des eigensten Geistes der Verfassung fördern können.

*) "Ihr Ausspruch soll pro lege totius civitatis angenommen, fest gehalten, und sofort exequiret werden." N. Reglement VII. 2, 91.

Es ist bekannt genug, daß die Frage, deren Entscheidung im J. 1829 durch das außerordentliche Mittel der Deputation um wenige Monate beschleunigt worden zu sein scheint, den Hamburgischen Zoll betraf. Vor allen Dingen muß man, um den Stand der Dinge nicht zu mißkennen, es nicht aus den Augen verlieren, daß vielleicht von einer Verschiedenheit der Ansichten, nicht aber von einem widerstreitenden Interesse zwischen Rath und Bürgerschaft die Rede sein konnte. Erweiterte Handelsfreiheit war durch ein Opfer zu erkaufen; war das Opfer eines von bleibender Nachwirkung — konnte es den entsprechenden Vortheil überwiegen — konnte es auf einzelne Classen unverhältnißmäßig drükken? Diese und ähnliche Fragen zu beantworten, erforderte mehr als die Wiederholung allgemeiner Theorien — es erforderte genaue Kenntniß der Verhältnisse des Handels nicht nur, sondern auch der Art, wie eine neue Besteuerung wirken würde. *) Daß bei der wiederholten Discussion einer solchen Frage nicht alle Aufregung der Gemüther ausbleiben konnte, war natürlich; zu nahe lagen verschiedene Hoffnungen und Besorgnisse, nicht für Privatvortheil allein, sondern in Wahrheit für das allgemeine Beste. **)

*) Montesquieu hat eine Bemerkung über die Besteuerung, die vielleicht nirgends befremdender erscheinen wird, als hier. "Règle générale: on peut lever des tributs plus forts, à proportion de la liberté des sujets; et l'on est forcé à les modérer, à mesure que la servitude augmente . . . . Il y a, dans les états modérés, un dédommagement pour la pesanteur des tributs; c'est la liberté. Il y a, dans les états despotiques, un équivalent pour la liberté; c'est la modicité des tributs." Esprit des Loix XIII. 12, 272. Wir führen diese Stelle an, um zu zeigen, wie wenig allgemeine politische Lehrsätze auf specielle Verhältnisse anwendbar sind, während der moderne Liberalismus oft große Dinge gethan zu haben vermeint, wenn er eine solche Phrase, unbesorgt um die Anwendung, entlehnt. Wie wenig ältere Politiker an die Möglichkeit einer Verfassung, wie z. B. die Hamburgische, gedacht haben, davon findet man unter Andern den sprechenden Beweis in einem Capitel des Machiavell, wo er äußert, ihm sei keine republicanische Verfassung denkbar, die zwischen der von Rom und der von Venedig das Mittel halte. "Trovare un modo, mezzo fra l'uno e l'altro, non credo si possa." Discorsi I. 6, 19.

**) Für auswärtige Leser, bei denen man die Bekanntschaft mit einzelnen Streitschriften kaum voraussetzen darf, wird eine Anmerkung nicht ganz überflüssig sein. Wenn der Verf. äußert, die Köpfe seien

So mochte es denn kommen, daß bei einem solchen Gegenstand ein Mißverständniß leichteren Eingang fand. Die Bürgerschaft konnte, nach ihrer verfassungsmäßigen Befugniß, die vom Rath verlangte Frist von zwölf Monaten, durch ein annexum abkürzen. "Und daß sie das nicht that," äußert der Verf., "darin finde ich, bei aller Achtung gegen verschiedene Ansichten, gerade zu gesagt, das Unrecht der Bürger." Aus des Verf. eigener Darstellung geht ferner hervor, daß bereits bei dem benannten Vorschlag von 12. Oct. der Rath, im Ablehnungsfall, auf die Deputation provocirt hatte, während offenbar noch ein Vergleichsversuch offen stand, den der Rath auch in seiner folgenden Triplik ergriff, die Frist nämlich auf sechs Monate zu reduciren, was denn wiederum mit der Provocation im Ablehnungsfall, proponirt ward. Es war also offenbar ein gegenseitiges Mißverstehen der Institutionen; glücklich, daß man hoffen darf, es sei, nach den lichtvollen Erörterungen des Verf. das letzte gewesen!

Das Endresultat des Verf. geht dahin, daß bei inneren Angelegenheiten es nicht nur wünschenswerth, sondern auch möglich sein wird, die Provocation zu vermeiden, und durch Ausgleichung eine befriedigende Entscheidung herbeizuführen; daß aber die Deputation, ihrer Einrichtung nach, in Fällen von drohender, äußerer Gefahr, das geeignetste Mittel sein wird, um einen Beschluß zu beschleunigen, der in einer größeren Versammlung vielleicht erst nach schwereren Kämpfen, nach beunruhigenden Stürmen, und dann vielleicht zu spät, zur Rettung der Republik zu erringen wäre.

Kehren wir noch einmal zu dem Gesichtspunct zurück, den der Verf. gewählt hat. Er hofft, "man werde es ihm nicht übel deuten, wenn er Verfassungsgegenstände, welche man seiner Ansicht nach früher, entweder irrthümlich, oder aus einer falschen Politik, als Geheimnisse zu behandeln pflegte, öffentlich zur Verhandlung bringt, und zur Gegenrede auffordert: er wünscht hierin Nachfolger zu finden." In ähnlichem Sinn hat sich der Herausgeber, als Repräsentant der Grundsätze des neuen Journals gegen die frühere "ängstliche, reichsstädtische Politik" erklärt.

Möge sie gedeihen und Früchte tragen, diese heilsame Oeffentlichkeit. Sie ist die erste Bedingung des Fortschreitens: sie ist zugleich, durch die vielseitige Berathung, der sie die Bahn bricht, die beste Schutzwehr gegen ungezügelte, unbesonnene Neuerung. Diese Oeffentlichkeit führt dem Ziel entgegen, das nur genannt zu werden braucht, um alle Bestrebungen zu vereinigen; daß jedem Beobachter dieser Verfassungen, jedem Freund der Bürgerfreiheit, ob er nun als Bürger sie liebgewonnen, oder als Fremdling sie bewundern, ehren gelernt, auch ihr lebendiges Fortbilden klar werden, daß die erhebende Hoffnung dem Wunsch aller Herzen sich beigesellen möge: — Esto perpetua!

Algier und Paris, im Jahre 1830. Von Ludwig Rellstab. Zweiter und dritter Band: Die Juliustage. Berlin, 1831. Laue. 382 und 345 S. 8.

Was wir vom ersten Band (Nr. 19 d. Bl.) Gutes gesagt haben, könnten wir hier vom zweiten und dritten wiederholen, und können um so kürzer sein. Die Phantasie des Verf. ist an Erfindung reich, in den Beschreibungen anziehend. Von den letzteren hier eine Probe. Eduard hat in Algier seine Theuren einer nach Toulon absegelnden Fregatte anvertraut: —

"Langsam wandelte er nun zwischen dem bewegten Treiben um ihn her dem Lager zu. Wenige hundert Schritte abseits lag ein Hügel, nach dem er, das Bedürfniß der Stille und Einsamkeit mächtig empfindend, seinen Weg richtete. Gedankenvoll stieg er ihn hinan. Auf dem Gipfel standen zwei Palmen; an ihren Stamm gelehnt, blickte er über das Meer und die Landschaft zu seinen Füßen hinweg. Die Sonne hatte sich eben hinter das letzte westliche Vorgebirge hinabgesenkt, so daß seine waldigen Gipfel mit goldenem Glanz umstrahlt waren, und purpurn brennende Wellen den Fuß desselben umspülten. Die Flotte lag in stiller Majestät auf dem ebenen Spiegel des Meeres, das sich weit hin in blauer Fläche ausdehnte, dann in ein leichtes Violett, hierauf in einen hellrosigen Schimmer, und endlich in die dunkelste Purpurgluth überging.

"Ein goldener Duft, in dem zarte Wölkchen gleich durchsichtigen Rosen schwebten, überglänzte den Abendhimmel. Die hohen Masten der Flotte, die tausendfach gekreuzten Taue schnitten sich schwarz auf dem leuchtenden Grunde ab; die Wimpel nur flatterten farbig, im letzten Sonnenstrahl glänzend, hoch in dem blauen Aether.

"Herrschte dort eine feierliche, erhebende Pracht und Stille zugleich, so brauste auf der andern Seite das Gewühl des Lebens desto reger dahin. Denn dicht am Fuße des Hügels dehnte sich das Feldlager aus, mit seinen langen, belebten Zeltgassen, den aufgeschichteten Trommeln, und weithin glänzenden Pyramiden der Gewehre. Munter durchzogen es die Schaaren fröhlich lustwandelnder Soldaten; Reiter sprengten hin und wieder. Man hörte ein fernes verworrenes Brausen tausendfacher Stimmen, Waffengeklirr, Schnauben der Rosse. Zunächst am Strande ertönte der Schlag der Hämmer und Aexte, denn Zimmerleute waren geschäftig, auf der Halbinsel Gebäude aufzurichten; Matrosen thürmten Ballen und Fässer auf, Artilleristen setzten Kugeln in regelmäßige Haufen, ordneten Geschütze und Wagen zu einem Artillerie-Park. Ueberall regte sich die freudigste Lebendigkeit, die rüstigste Kraft der That. Jener rief, dieser winkte; jener schalt, dieser lachte. Dort sang man Lieder, hier pfiff ein lustiger Bursch einen fröhlichen Tanz; dort hatte sich eine Schaar von Kriegern im Kreise um einen Erzähler gelagert, hier scherzten Einzelne mit artigen Marketenderinnen, die Wein ausschenkten, Würfeltische aufgestellt hatten, und so die Freuden und Zerstreuungen in das müssige Kriegslager führten.

"Eduard ließ die Blicke hin und wieder über das belebte, bunte Gemälde schweifen; und fühlte sich wunderbar davon bewegt.

"Jetzt erschallte der Klang der Trommeln; es war der abendliche Gruß, der kriegerische Beschluß des Tages, die Uhr des Feldlagers. Die Soldaten traten zusammen; es wurde ruhiger. Ein Paukenschlag tönte feierlich dumpf durch die Stille; ein Trompetenstoß beantwortete ihn. Darauf fiel die ganze kriegerische Musik rauschend ein, und die heitren Melodieen fröhlicher Märsche und Tänze erklangen auf dem wüsten Boden Africa's. Es machte einen seltsamen Eindruck auf Eduard, die leichten Vaudevilles, die rührenden Romanzen französischer Opern hier in der fernen Wüste zu hören. — Er sah rings umher nach den sandigen Hügeln, die das Lager umgaben. Einzelne kecke Beduinen sprengten auf flüchtigen Rossen hin und her; bei den ungewohnten Klängen, die der Abendwind hinüber nach der Wüste trug, spitzten die klugen, aufmerksamen Thiere horchend das Ohr, und reckten den schlanken

---

durch einen lithographirten Aufsatz eines hiesigen Geschäftsmannes "noch mehr erhitzt worden", so soll darin wohl nicht der Vorwurf liegen, als wäre jener Aufsatz, dem "sein Verdienst nicht abgesprochen wird", etwa gar besonders geeignet gewesen, "die Köpfe zu erhitzen." Und wenn noch eine größere Meinungsverschiedenheit obwaltete, als der Verf. in seinen Gegenbemerkungen darlegt, so würde doch jenem Aufsatz von Niemanden, am wenigsten von einem so competenten und billigen Richter, wie der Verf., das ehrende Zeugniß versagt werden, daß innige Ueberzeugung, durch Anführung von Thatsachen, durch ruhiges Raisonnement, und nicht durch aufregenden Ton darin ausgesprochen ist. Wir haben geglaubt, diese Bemerkung dem Verf. des vorliegenden Aufsatzes sowohl, als dem Verf. jener Schrift schuldig zu sein.

Hals weit vor. — Der blaue, zackige Atlas im Hintergrunde schien ernst auf das ungewohnte, laute Treiben in seinem todesstillen Sandmeer herabzublicken. Eine Gruppe von Arabern mit mehreren Kameelen hielt die wandernden Schritte an, um dem fröhlichen Klange der Musik zu lauschen. Das ausdauernde, duldsame Lastthier der Wüste hob den behaarten weißen Hals hoch empor, und schien umherzuspähen, was für ein seltsames Wunder sich begebe.

"Indeß fielen dunklere Schatten der Nacht in das Gemälde hinein. Eduard wandte das Auge noch einmal nach der Flotte hinüber, wo seine Lieben weilten. Da sah er die Daphne stolz ihre Segel entfalten. Sie schien den Nachtwind, der sich günstig erhob, sogleich benutzen zu wollen. Rasch spannte sie die weißen Fittige aus, schwankte, bewegte sich, theilte die Fluth, und segelte in die verschimmernde Röthe des Abends hinein."

Die Gefahr, die wir früher andeuteten, hat der Verf. glücklich vermieden. Das Auftreten einiger wenigen historischen Charaktere hat nichts Anstößiges: die Fabel giebt ein treues Bild der Wirklichkeit. Vieles Lob verdient die Würdigung der verschiedenen Gesinnungen, unter denen und die loyale des Schweizeroffiziers nicht am wenigsten entspricht. Alle Welt wird diese Novellen lesen, und wird mehr darin finden, als die Unterhaltung, die man in Novellen sucht: neben dem dramatischen auch das politische Interesse, und, was noch höher steht, das rein menschliche.

Schlosser und Bercht:
Archiv für Geschichte und Literatur.

(Zweiter Artikel)

Schlosser scheint für das Archiv mehrere Aufsätze bestimmt zu haben, die seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts als Ergänzung dienen können. Im ersten Heft gab er eine Charakteristik der Staël und der Roland, die in Frankreich einen Uebersetzer, und in England einen sehr günstigen Beurtheiler gefunden hat; in diesem zweiten Heft liefert er einen Beitrag zur Culturgeschichte, der an interessanten Materialien so reich ist, daß selbst eine flüchtige Notiz zum Studium des Aufsatzes und zur weiteren Betrachtung des Gegenstandes auffordern wird.

Der Artikel führt die etwas unglückliche Ueberschrift "über die Entstehung der den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze". Der nächste Zweck ist, den bedeutenden Antheil nachzuweisen, den englische Schriftsteller an der später in Frankreich heimisch gewordenen Geistesrichtung hatten.

Der Verf. schließt seine Bemerkungen an eine Reihe von Briefen an, die Voltaire im J. 1767 an den Erbprinzen von Braunschweig schrieb, mit dem ostensibeln Plan, Nachrichten über die Religionsspötter der neueren Zeit mitzutheilen, eigentlich aber um anzudeuten, welche Vorgänger die Encyclopädie gehabt, und wie sie alle ihre Vorgänger an Geistesfreiheit und Feinheit zu überflügeln gewußt. Vielleicht ist es Einem oder dem Andern unserer Leser ergangen, wie uns, daß er durch diesen Aufsatz erst auf jene Briefe aufmerksam gemacht wird; Keiner wird es bereuen, sie selbst nachzulesen, und es wird einige unnütze Mühe des Suchens ersparen, wenn wir bemerken, daß die Briefe nicht in allen Ausgaben unter der Rubrik die der Verf. nennt, sondern in mehreren im zweiten Bande der Mélanges Littéraires anzutreffen sind.*)

Es wird nicht nothwendig sein, unsre Leser zu versichern, daß wir keine Meinung an und für sich betrachtet, für strafbar halten; daß wir den Schluß von den Meinungen eines Individuums auf seine Sittlichkeit nicht anerkennen; daß wir den Irrthum, und wenn er noch so gefährlich wäre, nie und nimmermehr vor ein menschliches Gericht ziehen würden. Aber eine Betrachtung der verschiedenen Arten, wie der Kampf gegen die Religion und die gangbaren Grundsätze geselliger Ordnung geführt worden ist, wird den sittlichen Werth der Kämpfer gewiß in verschiedenem Licht erscheinen lassen. Bald wird eine Innigkeit der Ueberzeugung uns entgegentreten, die wir achten und ehren müssen, wie sehr wir von dem Inhalt der Ueberzeugung abweichen mögen; bald aber auch ein Muthwillen, der mit dem Heiligen spielt, und anwidert, wen er nicht tiefer verletzt. So ergeben sich denn verschiedene Gesichtspuncte. Der Verf. hat einige aus Voltaire's Briefen entlehnt. Wir werden sie hersetzen, und, wo sie uns nicht genügen, sie zu ergänzen suchen.

Voltaire handelt im ersten Brief von Rabelais, der vielleicht vor allen Satyrikern das Talent voraus hatte, die unanständigsten Dinge auf die drolligste Weise zu sagen. Er hat dieses Talent ohne Schonung gegen die Kirche und ihre Diener angewandt. "Bemerken Sie," schließt Voltaire, "daß Rabelais im Leben und nach dem Tode geliebt, gefeiert, geehrt war, während man Diejenigen, welche die reinste Moral predigten, unter den grausamsten Qualen sterben ließ."

Eine andre Bemerkung macht Voltaire, nachdem er von Bayle und seinen Zweifeln geredet hat: —

"Nach seiner Zeit ist man viel weiter gegangen; die Maillet, Boulainvilliers, Boulanger, die Meslier, der gelehrte Fréret, der Dialektiker du Marsais, der unenthaltsame La Mettrie und sehr viele Andre haben die christliche Religion ebenso heftig angegriffen, als ein Porphyrius, Celsus, Julian. Ich habe oft darüber nachgedacht, was doch wohl so viele neuere Schriftsteller bewegen konnte, einen solchen Haß gegen das Christenthum zu beweisen, und halte dafür, was Viele mit mir glauben, daß die Schriften der neuen Vertheidiger der Religion ihre Gegner erbittert haben. Wenn diese Vertheidiger mit der Mäßigung geschrieben hätten, die ihre Sache ihnen einflößen mußte, so würde man nicht daran gedacht haben, sich gegen sie zu erheben; aber ihre Galle erzeugte Galle, ihr Zorn weckte Zorn; die Verachtung, welche sie gegen die Philosophen bewiesen, erregte Verachtung; und es kam zwischen den Vertheidigern und den Feinden des Christenthums dahin, daß die Art zu streiten sich wiederholte, die man bei allen Secten noch gesehen hatte; man schrieb auf beiden Seiten mit Leidenschaftlichkeit; man vermischte die Beweisgründe mit Schimpfreden."

Der Verf. ist geneigt, diese Bemerkung noch weiter auszudehnen. Gerade in Zeiten, fügt er hinzu, wo die freie Aeußerung der Meinungen gefährlich war, haben die besten Köpfe sich am kräftigsten gegen den Druck erhoben. "Nicht bloß der Hang nach dem Verbotenen trieb zum Widerspruch, sondern der Gedanke, durch die Kraft des Geistes und der Rede eine Macht zu bilden, welche der Tyrannei des Staats und der blinden Gewalt der Menge und ihrer Vorurtheile gewachsen sei, hatte etwas Großes und Erhebendes für den Edeln, und schmeichelte der Eitelkeit und dem Stolze der Thoren."

Wir sind weit entfernt, diese erfreuliche Folge des geistigen Zwangs läugnen zu wollen. Aber wir können nicht umhin, eine andre, weitumfassende und niederschlagende, nicht minder unmittelbar daraus herzuleiten. Wir meinen den gänzlich veränderten Charakter der Opposition. Der gerade Widerspruch verliert sich in Winkelzüge; der offne Muth verwandelt sich in ängstliche Vorsicht; selbst die ungeduldige Leidenschaft wird zur lauernden Hinterlist.

*) In der bekannten Ausg. von 1785 "de l'Imprimerie de la Soc. litt. typogr." eröffnen sie den 62sten Band der sämmtlichen Werke.

Derbe Satyre, ungezügelter Spott, war auch früherhin nichts Ungewöhnliches gewesen. Rabelais selbst war so wenig bemüht, seine Absicht zu verhüllen, daß er vielmehr zur Aufsuchung des satyrischen Sinnes herausfoderte. Die Stelle ist originell genug, um in der Note wiederholt zu werden; Denen, die ihn nicht kennen, mag sie als Probe einer veralteten, aber durch ihre Kraft immer jungen Manier und Sprache dienen.*) Nicht tiefer lag der Sinn in den kecken Spöttereien des Boccaccio, des Pulci (im Morganto maggiore), in den Briefen der "obscuren Männer", und später in den "Provinzialbriefen."

Diese Satyre kömmt dem offenen Angriff am nächsten; sie nimmt auch in der sittlichen Schätzung die nächste Stelle ein. Nicht selten hat ein edleres Gefühl, erbittert durch das Unwürdigste, das mit dem heiligen Schein sich decken wollte, nur in der Satyre den genügenden Ausdruck gefunden.

Nicht eine, sondern viele Stufen niedriger steht die herzlose Persiflage, die kalte Ironie. Nur die Unmöglichkeit, etwas Unverfängliches auszusprechen, ohne dem Bann der eifersüchtigen Priestergewalt zu verfallen, nur das über jedem denkenden Haupt schwebende Schwert konnte die Besseren dazu vermögen. Seien wir auch hier billig; erkennen wir die Größe der Gefahr an, und die Größe der Versuchung. Vanini hatte mit ausgesuchtem Muthwillen die Censur der Sorbonne getäuscht; wie wenig er sich in der Rache seiner Gegner verrechnet hatte, beweiset der Tod, den er, seiner listigen Winkelzüge ungeachtet, in Toulouse auf dem Scheiterhaufen starb (1629).

Aber, wie bereit man auch sein mag, an das Verfahren der einzelnen Sprecher das Maaß der äußeren Nothwendigkeit zu legen, es liegt doch etwas unendlich Demüthigendes darin, wenn man beobachtet, wie Einer der geistreichsten Männer seines Jahrhunderts keine Maske verschmäht, wie er keine Wendung abweiset, um anzudeuten, was er nicht aussprechen, und errathen zu lassen, was er nicht behaupten darf. Es ist vielleicht keine Schrift von Voltaire, in welcher nicht diese Art von Unredlichkeit den Wahrheitssinn beleidigt. Gerade wo sie am unverfänglichsten auftritt, ist sie am empörendsten: wenn er z. B. in den vorliegenden Briefen der Aufzählung italiänischer Spöttereien die Anmerkung hinzufügt: "nous citons tous ces scandales en les détestant, et nous espérons faire passer dans l'esprit du lecteur judicieux les sentimens qui nous animent."

Verhehlen wir nicht, daß noch eine andre Betrachtung hinzutritt, um das Verwerfliche dieser Art von Polemik zu entscheiden. Es liegt nicht nur daran, daß die Wahrheit gesagt werde; es liegt an der Gesinnung, mit welcher sie ausgesprochen wird. Wer die Wahrheit sagt, nur um seinem Feind zu schaden, wird vielleicht den geringsten, wer sie sagt, und mit Aufopferung sagt, um der Menschheit zu nützen, wird selbst wenn er irren sollte, den größten Anspruch haben auf unsern Dank. Wenn es aber ausgemacht ist, daß die Satyre in früherer Zeit nur den Denkenden belehren, daß die feine Ironie auch später nur bei der "guten Gesellschaft" Eingang finden konnte, so entspringt daraus nicht nur Gleichgültigkeit, sondern leicht eine verachtende Geringschätzung gegen das Volk.

Wie Viele sind es nicht, die bei jeder Gelegenheit zu verstehen gaben, die Religion habe ihren guten Nutzen — als Zaum für die Ausgelassenheit des Volkes; der Gebildete bedürfe keines solchen Zaumes; ihm sei die Religion so nutzlos als anstößig. Wie nahe streift an diesen grelleren Ausdruck der Gedanke, der halbeingestanden dem Treiben bedeutender Rationalisten zu Grunde liegt; wie wenig Humanität (um nichts Weiteres zu verlangen) liegt in der Stellung deutscher Theologen zum Volk!

Für die Geringschätzung der Mehrzahl, die keinen Antheil haben soll an der neuen Weisheit, kennen wir keinen unverdeckteren Ausdruck, als denjenigen, der im Commentar zu der, mehr als Recht ist, verrufenen Bienenfabel vorkömmt. "Nichts," sagt Mandeville, "würde die Falschheit meiner Ansichten deutlicher beweisen, als wenn die Mehrzahl des Volks damit übereinstimmte; und so erwarte ich denn auch nicht den Beifall der Menge. Ich schreibe nicht für Viele, und suche keine Gönner, außer unter den Wenigen, die an abstractes Denken gewöhnt, durch Geisteskraft über den Pöbel sich erheben."*)

Vergleichen wir die hieher gehörigen englischen Schriftsteller mit ihren französischen Zeitgenossen oder Nachfolgern, so springt ein Unterschied in die Augen, den der Verf. lange nicht genug hervorgehoben hat. Voltaire sagt: "Swift ist der einzige englische Autor in diesem Genre, der lustig zu lesen ist." In diesem Wort liegt die ganze Sache.

Die Engländer waren in ihren Schriften dogmatisch, ernst, manchmal pedantisch; nicht selten kühn, aber fast immer gerade und unverholen. Der Grund liegt nicht nur im Volkscharakter, wie man wohl geglaubt hat, sondern noch mehr in den Institutionen. Die Schriften der Philosophen passirten nicht die Censur der Sorbonne. Schreiben konnte Jeder, was er wollte; Verstellung war überflüssig; Zurückhaltung wäre lächerlich gewesen. Zwar entgingen Bolingbroke's und Mandeville's Schriften nicht dem Verdammungsurtheil einer "großen Jury." Aber zu Viele hatten bereits zu Vieles gesagt, als daß es zu einer systematischen Verfolgung der Meinungen noch Zeit gewesen wäre. Glücklich für England; denn eine Masse von demoralisirenden Motiven hat diese Freiheit den Schriftstellern erspart, eine überströmende Quelle der Verführung dem Volke verstopft. Es schrieb, wer zum Schreiben sich berufen fühlte, und er schrieb, wie er dachte. War er im Irrthum, so war wenigstens die Schuld der Unredlichkeit ihm fern. Wie verschieden war selbst die Wirkung derselben Werke in England und auf dem Continent! Was dort, wo es offen circulirte, offen widerlegt und besprochen wurde, nur einen mäßigen Einfluß auf die Denkungsart der Gebildeten erlangte, ward auf dem Continent, selbst in Frankreich, als verbotene Waare gepriesen, gesucht, verschlungen. Es ward mit schwachen, nichtssagenden Widerlegungen zusammen verkauft; manchmal ward eine Widerlegung zwar angekündigt als zweiter Band, aber es erschien nur der erste — das corpus delicti. *)

Zwei bedeutende Ausnahmen finden wir unter den Engländern — Shaftesbury und Swift. Den Letzteren zu den Gegnern der Religion zu zählen, wäre hart; aber man muß sagen, daß

*) "Posez le cas, qu'au sens littéral vous trouvez matières assez joyeuses et bien correspondantes au nom; toutefois pas demeurer là ne faut, comme au chant des sirènes, ains à plus haut sens interpréter ce que par aventure cuidiez dit en gayeté de cœur. Veites-vous oncques chien rencontrant quelque os médullaire? c'est, comme dit Platon, lib. II., de Rep. la bête du monde plus philosophe. Si vous l'avez, vous avez pu noter de quelle dévotion il le guette, de quel soing il le garde, de quelle ferveur il le tient, de quelle prudence il l'entame, de quelle affection il le brise, et de quelle diligence il le sugce. Qui l'induit à ce faire? quel est l'espoir de son étude? quel bien prétend il? rien plus qu'ung peu de mouelle."

*) S. 557 der sechsten Londoner Ausgabe, von 1732. Uebrigens ist zu bemerken, daß die Fabel selbst (der Commentar ward erst in der zweiten Ausg. von 1714 hinzugefügt) gleich nach dem ersten Erscheinen auf einem Halfpenny-Bogen nachgedruckt, und in den Straßen von London verkauft wurde. — Schlosser gedenkt Mandeville's nur im Vorübergehen; vielleicht weil derselbe in Frankreich erst später Eingang fand; die erste franz. Uebersetzung ist, so viel uns bekannt, von 1740.

*) Das geschah nicht nur mit den Schriften der Engländer. Boulainvilliers gab ein Buch heraus, unter dem Titel "Refutation de Spinosa;" es enthielt aber Nichts als eine französische Uebersetzung einer verpönten Abhandlung des Philosophen.

er sie nicht geschont hat, daß seine Satyre rechts und links trifft, daß sein erbitterter Unmuth, sein unliebenswürdiger Charakter, sein beinahe gänzlicher Mangel an Humanität, alles Andere eher ankündigt, als den Diener der Religion. Wär' er nicht Geistlicher geworden, so wäre Manches erklärlicher, und Manches verzeihlicher, wär' er nicht Geistlicher geblieben. Aber Swift ist ein Phänomen in der moralischen Welt; was er unbedacht und in verfehltem Ton über die Religion gesprochen, macht einen geringen Theil aus von Dem was er abzubüßen hatte; und es bedurfte beinahe seines höchst unglücklichen Lebensendes, und dazu noch der schönen Humanität seines neuesten Biographen Scott, um die Nachwelt mit dem Charakter auszusöhnen.

Bei Shaftesbury war es nicht minder die individuelle Geistesrichtung, die ihn der ernsteren, unzweideutigen Schreibart seiner Landsleute entfremdete. Als Weltmann in den Kreisen auferzogen, die an den Stufen des Thrones sich hinziehen, die ein erborgtes Licht von der Krone entlehnen, und ein falsches Licht auf den Hof zurückwerfen, war er in dem männlichen, geraden Wesen, in dem unbefangenen Sinn des selbständigen Bürgers niemals heimisch geworden. Die Feinheit, die Ironie, war sein Element. Nur die Kirche, so wie sie bestand, griff er stärker an; die Abhängigkeit ihrer reichdotirten Häupter vom Wink des Ministers mußte ihm so klar geworden sein, daß er auch nicht den Schein der Achtung für sie zu heucheln nothwendig fand. Der Verfasser erklärt mit Recht Voltaire's Aeußerung "Shaftesbury's Verachtung der christlichen Religion sei zu offen dargelegt" für unpassend; er hätte ein treffenderes Wort von Lessing anführen können: — "Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist." "Und," fügt Lessing spöttisch gegen Wieland, hinzu, "und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte; Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange." *)

Wir haben den Raum nicht, um dem Verf. bei der Beschreibung der einzelnen Arbeiten der Engländer, bei der Nachweisung ihres Einflusses in Frankreich, und bei den Bemerkungen über die Verpflanzung der Philosophie nach den Niederlanden zu folgen. Man wird seinen Aufsatz mit Interesse lesen, und wünschen, daß er die Fortsetzung nicht verzögern, und Voltaire und seine Zeitgenossen mit gleicher Billigkeit schildern möge. **)

*) Im 11ten von Lessing's Artikeln in den Literaturbriefen. In (Heinzmann's) Analekten 1, 189.

**) Nur in wenigen, einzelnen Fällen ist uns ein Zweifel aufgestiegen, ob der Verf. sich die Mühe genommen, die Werke von denen er spricht, selbst nachzulesen: z. B. wenn er behauptet, Toland habe in seinem Leben Milton's "die christliche Religion auf eine gemeine Weise angegriffen." Dort spricht er nicht gegen die Religion, sondern gegen die Kirche, und nicht stärker, als Milton selbst im 14ten seiner vermischten Gedichte gethan hat ("Because you have thrown off your prelate Lord etc.) Toland's Pantheistikon freilich ist ein tolles Buch.

Geschichte von England, von Sir James Mackintosh. Aus dem Englischen. Erster Theil. Erste und zweite Abtheilung. Hamburg, 1831. A. Campe. 8.

Der Name des Verf. verbürgt ein Meisterstück, und die Uebersetzung läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren. Die Geschichte eines Staats von welthistorischer Bedeutsamkeit, bietet dem Beobachter einen Stoff, den die talentvollsten Vorgänger nicht erschöpfen können, und die Bedürfnisse der Zeit geben und nehmen den Gegenständen einen Werth, von dem sich die Vergangenheit nichts träumen ließ und welchen die Zukunft anders abwägen wird. M. richtet seinen Blick unverwandt auf die Fortschritte gesetzlicher Freiheit, und befördert dadurch das Verständniß neuerer Streitigkeiten und Verfügungen. Dieses Lob gebührt ihm so unbedingt, als die Anerkennung der Unbefangenheit und Billigkeit, die sich nie in unhaltbare Forderungen verliert, und ihn abhält, ein zu strenges Urtheil über Verhandlungen und Personen zu fällen, die gereifter Staatsklugheit und geläuterten, wissenschaftlichen Begriffen mit Recht anstößig, vor dem Richterstuhl der Sitte und Menschenkenntniß wohl entschuldigt werden können. Ein einzigesmal scheint ihn der Zauber des heiligen Namens der Volksfreiheit bestrickt zu haben, wo er geneigt ist, dem Sohn eines abscheulichen Vaters, dem rebellischen Simon von Montfort, Grafen von Leicester, der endlich dem siegreichen Schwert Eduard's I. erlag, ehrenwerthe Gesinnungen beizulegen. Indessen thut selbst diese Milde, der Wahrheit keinen wesentlichen Eintrag, da er in ihm doch nur den blinden Urheber einer Wirkung von unendlicher Wohlthätigkeit erblickt, der Volksvertretung durch das Unterhaus. Ob M.'s gediegenes Werk für bescheidene Leser der von Lardner unternommenen Cabinet Cyclopaedia, die nur faßliche und gedrängte Uebersicht der Geschichte begehren, so vollkommen geeignet sei, als Walter Scott's überall einfache, überall hinreißende Geschichte von Schottland, mögen englische Kunstrichter entscheiden. Schon jetzt erkennt M., er könne sich nicht auf zwei Bände beschränken, und wagt die Zahl der künftigen nicht zu bestimmen. Aber das Ganze kann nur dabei gewinnen, daß ein solcher Mann der Fülle seines Wissens und seines Urtheils nichts Bedeutendes entzieht, und der deutsche Leser fordert kein Taschenbuch von ihm, sondern gründliche Belehrung, die er mit Erkenntlichkeit aufnimmt.

Der vorliegende Band umfaßt die Geschichte Englands, von den dunkelsten Zeiten an, bis zum Jahr 1452, dem Ausbruche des Bürgerkriegs unter Heinrich VI. Die älteste Spur der Bevölkerung britischer Inseln, zeigt einen Stamm von Gaelen oder Kelten, die sich früh von den Germanen getrennt haben müssen, wenn sie je mit ihnen verbunden gewesen. Bald sonderten sie sich auch unter einander durch Sitte, Bildung und Sprache, und die ursprünglich verbrüderten Kelten und Kymbern verstanden sich nicht mehr. Im druidischen Lehrgebäude entdeckt der Verf. Züge des Morgenlandes, des alten Asiens. Germanen, minder gebildet, haben dieses Joch nie gekannt, oder zeitiger abgeschüttelt. Bei weitem der größte Theil der Namen von Gebirgen, Seeen und Flüssen beider britischen Inseln, findet, bis auf diesen Tag, seine Erklärung und Bedeutung nur in einer der gaelischen Sprachen, und da die keltische Mundart eine größere Zahl derselben erklärt, als die kymbrische, so scheint annehmbar, daß die ersten Ansiedler Kelten waren. Weiter als diese Vermuthungen reichen, läßt sich die Nacht der Vorzeit nicht erhellen. Aber unsre Leser erwarten nicht, daß wie die Erzählung des Geschichtschreibers, von dem jede Zeile Beachtung verdient, durch alle Perioden seiner Schilderung begleiten, und verweisen uns auf Hindeutung einiger Bemerkungen.

Die Sorge der Römer für die Verfassung und Vorrechte der Städte, hat Früchte getragen, deren wohlthätige Folgen bis jetzt sichtbar sind, und das Wahlsystem bildeten und erhielten.

Arthur, Cornwall's Beherrscher im sechsten Jahrhundert, ist kein fabelhafter Name, wenn gleich der Geschichte nicht vergönnt ist, in den Sagen über ihn, Dichtung von Wahrheit zu unterscheiden.

Die Schotten hält der Verf. für Kelten, die Pikten für Germanen skandinavischen Stammes.

Der heilsame Einfluß des kirchlichen Christenthums, das Augustin mit 40 andern Missionarien, gegen Anfang des siebenten Jahrhunderts nach Kent brachte, ist nicht zu verkennen. —

"Eine Verfassung läßt sich nicht nach einem allgemeinen Musterbilde entwerfen; ihre Bestandtheile und Gewalten beruhen auf einzelnen Vorzügen, welche durch den Drang der Umstände, oder durch Privatvortheil in's Leben treten, und im Verlauf der Zeit sich zum festen und gleichmäßigen Herkommen gestalten. Dieses Herkommen wird, mit seinen sich häufenden Beziehungen, lange geehrt und befolgt, ehe es in geschriebenen

Gesetzen verkörpert, genau bestimmt und mit bleibendem Ansehen ausgestattet wird. Gewissermaaßen läßt sich eine Verfassung auf ein System zurückführen, nicht aber daraus herleiten. Sie gleicht keinem Gerüst oder Gebäude, in seinen sämmtlichen Theilen, nach einem vorausbestimmten Plan, durch menschliche Kunst und Arbeit ausgeführt; sondern dem Bau der Pflanze oder des Thiers, das durch Geschicklichkeit und Sorgfalt an Vollkommenheit gewinnen, durch Nachlässigkeit leiden, durch Gewalt zerstört, aber durch keine menschliche Einsicht hervorgebracht werden kann. Eine Verfassung ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Inbegriff bestimmter Vorschriften, von Seiten des Volks, durch herkömmliche Ergebenheit, von Seiten der Personen, oder Behörden, denen die oberste Gewalt zusteht, durch herkömmliche Ausübung ihrer Machtvollkommenheit, veranlaßt. Herkommen entsteht, wie jede andere Gewohnheit, durch wiederholte Vorgänge, wird nicht von dem Gesetzgeber mit einemmal hervorgerufen, selbst nicht unmittelbar durch die entschiedenste Ueberzeugung von seiner Zweckmäßigkeit. Da gar manche Beweggründe auf den Menschen größeren Einfluß haben, als ein geschriebenes Gesetz, so ist es außerordentlich schwer, nach bloßer Durchlesung eines Verfassungsentwurfs, dessen praktische Wirkungen vorauszubestimmen. Es kann Regierungen geben, welche so schlecht sind, daß es erlaubt ist, sie zu vernichten und der Wahrscheinlichkeit zu vertrauen, eine bessere Verfassung werde nach und nach ihre Stelle einnehmen. Da es jedoch möglich bleibt, daß eine noch schlechtere folgt, so sollte man den Staat einer so entsetzlichen Gefahr niemals aussetzen, als allein in dem Fall eines Despotismus, der sich jeder Verbesserung entzieht. Es kann nothwendig werden, einen Wald niederzubrennen, der viel nützliches Bauholz enthält, aber zugleich wilden Thieren Schutz gewährt, welche einer benachbarten, werdenden Colonie gefährlich sind, während er zu ausgedehnt ist, um durch die Arbeit der Pflanzer allmählich mit Sicherheit gelichtet zu werden. Aber bevor sie sich zu einer unwiderbringlichen That entschließen, sollten sie wohl bedenken, ob nicht die Erde, ihrer Pflanzennahrung beraubt, zu einer unnützen Wüste, oder zu einem pestilenzialischen Sumpfe werden könne."

Der sächsische Ursprung der englischen Sprache fällt in die Augen. Beda und Aßer's Lebensbeschreibung Alfred's, sind unvergleichliche, unschätzbare Quellen beglaubigter Geschichte. Auch die wallisischen Gedichte, Triaden genannt, verdienen und belohnen studirt zu werden. Ein billiges und entschuldigendes Wort über Macpherson's Bearbeitung altschottischer Gesänge, dem es zwar an höherer Kritik, nicht aber an Begeisterung und Geschmack gebrach. Historisch treuer sind die alten Chroniken Irlands, welche höher hinaufreichen, als die irgend einer andern Nation.

Trennung der kirchlichen von der bürgerlichen Gewalt und vollendete Einführung der Lehnsverfassung seit Wilhelm, dem normännischen Eroberer. Beginn und Verlauf der Kreuzzüge. Ritterthum. Verhältnisse der Juden.

"Einige Artikel des großen, unter Johann ohne Land errungenen Freiheitsbriefes, Magna Charta genannt, waren gegen den Mißbrauch der Macht des Königs als Oberlehnsherrn gerichtet, und haben ihre Wichtigkeit verloren, seitdem das Lehnssystem gefallen ist. Aber sie enthält auch Regierungsgrundsätze, auf alle Länder und Zeiten anwendbar, deren Gewicht nicht leicht überschätzt werden kann, sofern sie zum erstenmal von der höchsten Gewalt einer mächtigen Nation ausgesprochen wurden. Sie stellen allgemeine Grundsätze der Gerechtigkeit auf, deren Anwendung auf die Sicherheit und Wohlfahrt des ganzen Gemeinwesens sich schnell entwickelte. Die Baronen bewiesen sich keineswegs gleichgültig gegen das Schicksal der untergeordneten Volksclassen, denn sie bedingten eben sowohl die Einwilligung des Parlaments für die Auflagen von London und der übrigen Städte, wie der freien, nicht zum Kriegsdienst verpflichteten Leute; als für die Hülfe und das Schildgeld, die auf sie selbst fielen. Dadurch ward der Grundsatz ausgesprochen, des Volkes Einwilligung sei wesentlich nothwendig zu einer gerechten Besteuerung. Hierdurch verwahrte man sich zuerst gegen willkürliche Erpressungen, und sicherte sich im Voraus die Mittel, königliche Macht der Meinung des Parlaments und des Volks zu unterwerfen. Achtzig Jahre nach Ausstellung des großen Freiheitsbriefes, im 25sten Regierungsjahr Eduard's I., verzichtete die Krone ausdrücklich auf das Recht der Besteuerung jeder Art, ohne Einwilligung des Parlaments. Erst unter Heinrich III. versammelte sich ein Haus der Gemeinen, gleich dem jetzigen. Im 39sten Artikel der Magna Charta ist das Habeas corpus-Mandat und das Geschwornengericht schon enthalten, diese zuverlässigsten Schutzmittel gegen Unterdrückung, welche menschliche Weisheit bis jetzt zu erfinden vermocht hat. Solchen adelichen Wortführern muß man zugestehen, daß sie alle freien Männer mit demselben Schilde, wie sich selbst, zu schirmen bemüht waren." Noch andere, vom Verf. angeführte Rechtswohlthaten, sind nicht minder löblich. "Die Sprache der Magna Charta ist auffallend einfach, kurz, allgemein, ohne abgezogen zu sein, und in Ausdrücken des Befehls, nicht der Vernünfteleien gekleidet, dabei so verständig, daß sie den inneren Beweis ihrer Zweckmäßigkeit führt. Sie ward dem Einfältigsten jenes Zeitalters faßlich und blieb im Gedächtniß des Volks. Wer die Trefflichkeit der Maaßregeln überdenkt, welche die öffentliche Ruhe sicherten, ohne sie zu gefährden, dem wird es heilige Pflicht, mit dankbarer Ehrfurcht von Männern zu reden, aus deren Händen das große Blatt hervorging. Daß England es erzeugt, erhalten, verbreitet hat, begründet sein unvergängliches Recht auf die Achtung der Menschheit. Sein Bacon und sein Shakspeare, sein Milton und sein Newton, mit allen Wahrheiten, die sie geoffenbart, sind doch nicht Erscheinungen von so hoher Bedeutung, als jene gemeinschaftliche Huldigung, die das Volk und seine Fürsten dem Recht darbrachten und der Gerechtigkeit."

"Ungewiß ist, wann die regelmäßige Eintheilung zweier Parlamentshäuser ihren Anfang genommen, unter Eduard I. tritt sie 1307 deutlich hervor. Als die Bürger mit den größern Grundbesitzern und gebildeten, unabhängigen Männern, heut zu Tage Gentry genannt, in derselben Kammer gesessen hatten, wie diese mit der Besteuerung beschäftigt und ihre Gewalt von der Volksvertretung herleitend, erhielten sie durch diese vornehmen Genossen Glanz und Ansehen, welches ihres Gleichen in keinem andern Lande zu erreichen die Mittel hatte. Dadurch vergrößerte sich zuerst die Macht der Gemeinen, bildete sich deren vorsichtiger Gebrauch, und die feinere Geistesgestaltung des ganzen Gemeinwesens, indem sich die frühere Verachtung der gewerbtreibenden Classen allmählig verminderte. Ein solches Haus der Gemeinen ward stark, nicht bloß durch gesetzliche Gewalt, sondern auch durch sittlichen Einfluß. Der Kastenunterschied verschwand, der dritte Stand veredelte sich durch den Zusatz der Gentlemen. Im Laufe der Zeit öffnete sich der Kreis der Vornehmen jedem Mann von Bildung und Vermögen. Er genoß eines Ranges, den weder König noch Gesetze verliehen, der ihm nur stillschweigend entzogen ward, sobald deutlich hervorging, er habe den Anstand und das zartere Ehrgefühl verletzt. Eine ununterbrochene Kette reicht von den Stufen des Throns bis an die äußersten Gränzen edler Bildung. Das königliche Vorrecht, Pairs zu ernennen, riß vollends alle Schranken des Vorurtheils nieder, und eröffnete glücklichen Gemeinen den Zutritt zum Adelstande. Durch jeden Todesfall unter den Pairs erhielt die Masse der Freien, zu denen bis dahin ihre Söhne und Verwandten ohne Ausnahme gehören, neuen Zuwachs an Einfluß und Würde."

"Seit Eduard III. war die Sprache gebildet, die Verfassung hatte ihre neuen Bestimmungen

erhalten, und die politischen wie die literarischen Fortschritte der Nation zeigen, in fünf Jahrhunderten, keine Spuren eines herannahenden Ermattens, oder auch nur einer Abnahme ihrer Schnelligkeit."

Mit Uebergehung aller weitern und wichtigen, äußern und innern Vorfälle bis zum Ausbruch der Fehde zwischen der weißen und rothen Rose, begnügen wir uns anzuführen, daß M. in einer kurzen aber überzeugenden Schlußbemerkung das Gerücht widerlegt, als habe Richard II., nach seinem, 1400 in Pomfret kund gewordenen Tode und der feierlichen Beisetzung seines Leichnams in der Paulskirche zu London, noch 20 Jahre lang als Flüchtling in Schottland gelebt.

Das Werk, welches den Erwartungen der Kenner entspricht, und auch in seiner äußern deutschen Erscheinung, mit dem ausdrucksvollen Brustbilde des Verf. geschmückt, gerechten Forderungen genügt, wird freilich den Entstellungen vorurtheilsvoller und böswilliger Schriftsteller nicht einhalten, aber hoffentlich die Zahl der ehelichen Leute vermindern, die sich überreden lassen, ihnen zu glauben.

Fr.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg, 1831. Hoffmann u. Campe. VII. und 106 S. 8.

Ein Poet? Ein Dichter vielmehr; vielleicht ein Dichter malgré lui. Man kann den Vers correcter und gefälliger bauen, die Sprache besser meistern, in schöneren Bildern sich ergehen, man kann weniger sündigen gegen den Geschmack, und doch weniger Dichter sein. Was diesen Poeten zum Dichter stempelt, ist die Wahrheit der Empfindung, jenes Gemisch von Unmuth und Wehmuth, jener freudige Stolz der Erinnerung und jene leiser sich regende Hoffnung, die er gerade auf seinem individuellen Standpunct aus dem Dunkel der Gegenwart hervordämmern sieht. Seine Lieder sind aus der Seele seiner Landsleute gesungen; er singt, weil er nicht anders kann, weil er dem Drang sich nicht entziehen kann, der einen andern Dichter von nationeller Bedeutung*) in früher Jugend trieb

> .... "for poor auld Scotland's sake
> Some useful plan or book to make,
> Or sing a sang, at least."

Die "Frühlingsgedanken" auf dem Cobenzlberge wird kein Andrer so denken, als der mit heimathlichem Gefühl an derselben Stätte steht; "Wohin" und "Warum" wird Keiner so fragen, und so beantworten; den "Nachtgedanken" konnte nur dort der Schluß sich anfügen: —

> "Ueber Quell' und Rosen aber, und Viol' und Nachtigall
> Ueber Domen und Palästen stand des Mondes Strahlenball,
> Wie ein leuchtender Gedanke heil'ger Freiheit, licht und klar! — —
> O wie Schade, Jammerschade, daß es rings der einz'ge war!"

Versuchen wir es, aus der "Salonscene" Einiges auszuheben, sie wird ja artig und fein genug sein: —

> "Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
> Er, der im Congreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
> Doch seht jetzt ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
> Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!
>
> Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
> Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht,
> Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
> Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.
>
> Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
> Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
> Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
> Den sein Wort auf Elba's Felsen, den's in Munkats' Kerker schickt!
>
> Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
> Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
> Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt,
> Und die Damen, alt' und junge, erst bezaubert und entzückt!
>
> Mann des Staates, Mann des Rathes! da du just bei Laune bist,
> Da du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist;
> Sieh vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
> Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.
>
> Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
> Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
> Oestreich's Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
> Sieh, es fleht ganz artig: dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?"

Auch ein ganzes Gedicht mag noch hier Raum finden: —

Unsere Zeit.

> Auf dem grünen Tische prangen Cruzifix und Kerzenlicht,
> Schöff' und Räthe, schwarzgekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
> Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
> Weil sie trüb' und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn:
>
> Doch es kömmt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
> Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit,
> Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
> Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend, zu den Herr'n:
>
> "Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
> Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschrieb'nen Blatte gleich;
> Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
> Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?
>
> Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so hell, so rein!
> Wollt des süßen Wein's ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
> Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus,
> Freilich seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.
>
> Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Disteln ausgesä't,
> Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
> Cäsar ficht auf solchem Felde, Schlachten der Unsterblichkeit,
> Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es seltsam groß und weit.
>
> Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
> Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
> Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
> Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein!"

Die Erinnerungen aus Oestreich's Vorzeit erinnern an die Manier von Anastasius Grün. Schön und männlich ist das Schlußwort an den Kaiser.

*) Weiter freilich läßt sich die Vergleichung mit Burns, dem populären, nicht bloß nationellen Dichter, nicht treiben. Unser Verf. ist manchmal das Gegentheil von populär: er wird preciös: er spricht von "Girandolen", von der "heil'gen Hermandad" u. dgl.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

61. Hamburg. Montag, den 29. August. **1831.**



Inhalt.

Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Henrich Steffens. Breslau, 1831. Max und Comp.

„Ist das Buch lesbar? Ist es verständlich? Kann es auf irgend welche Weise unterhaltend sein?"

Zwei Worte, bevor wir diesen Fragen begegnen, die wir sonst, soweit es uns gelingen wollte, im Sinn unsrer Leser zu beantworten pflegten.

Das Publicum hat nicht nur gewisse Rechte — es hat auch gewisse Pflichten. Wir bitten nicht um die Erlaubniß, denn wir halten es für einen Theil unserer Pflicht, an die Letzteren zu erinnern.

Hier ist ein Mann, der sich anschickt, in einer langen, glänzenden wissenschaftlichen Laufbahn inne zu halten, um vor dem weitesten Kreise deutscher Leser über das Wichtigste was er kennt, über das Heiligste was er verehrt, sich auszusprechen. Soll man ihn hören? Er hat nicht nur ein neues Licht in entlegene Gebiete der Forschung getragen, er hat in Werken der Dichtung die Wahrheit, indem er sie leicht verschleierte, mit gewinnender Anmuth ausgestattet; er hat in Bildern des bewegten Lebens Erfahrungen verkörpert, die „nicht bloß gedacht, sondern durchgelebt wurden;" er hat sich als Meister bewährt in der Kunst, den Gedanken und die Empfindung mit den Zügen einer interessanten Persönlichkeit zu verweben, und hat nicht selten den Leser durch einen Blick in sein eigenstes, wie er meinte, nur ihm selbst enthülltes Wesen überrascht. Soll man ihn hören? Er tritt dieses Mal auf, nicht mit bestechenden Gebilden der Dichtung, sondern mit Worten ernster Ueberzeugung; nicht im freien Spiel der Phantasie, sondern sichtbar gedrückt durch Verhältnisse, aber zugleich ermuthigt, durch das Bewußtsein, diese Verhältnisse selbst geschaffen zu haben, weil er es für Recht hielt; nicht mit der Vorempfindung eines erfreulichen Beifalls, sondern im schmerzlichen Gefühl, daß seine Offenheit mit der Befangenheit des Publicums, seine Ueberzeugung mit regem Vorurtheil zu kämpfen hat; daß sein Streben als ein werthloses verkannt, als ein verkehrtes und thörichtes verhöhnt wird; ja, was das Bitterste, daß er selbst dem bedauernden Achselzucken der abgewandten Freunde nicht entgehen wird. Es würde ein Mißtrauen zum Rechtsgefühl, zu jeder edleren Stimmung des Publicums verrathen, wenn wir jetzt noch fragen, wenn wir es bezweifeln wollten, daß man ihn hören wird.

Auch wird, wie immer, der Entschluß, gerecht zu sein, sich belohnen. Wenn der Verf. auch nur die Wenigsten überzeugen wird, so werden doch die Meisten ihn aufs Neue achten lernen. Allen wird die Geschichte seines Geistes interessant sein; interessanter vielleicht die Erinnerungen aus früher Jugend, die er mit Liebe geschildert, als die Speculationen seiner strebenden Lehrjahre, oder die ruhiger gewonnenen Resultate, die er aus den Wanderjahren auf philosophischen Gebieten heimgebracht. Aber es kann nicht anders sein; auch die einfache Wahrheit hat ihren Reiz für die Phantasie.

Daß der Darlegung von Ansichten die Schilderung des individuellen innern Lebens vorangeht, ist in der Natur der Sache gegründet. „Es ist Keinem, der nicht bloß über Religion sprach, sondern religiös, jemals gelungen, seine Individualität auszuschließen." Wenn der Bildungsgang des Verf. ein eigenthümlicher war, so enthält er doch, so wie er hier erscheint, Nichts, was nicht mit Hülfe einiger Erfahrung, auch eine verschiedene Natur sich lebhaft vergegenwärtigen könnte.

Die Hauptfigur in den Erinnerungen des Verf. bis an die äußerste Gränze des Knabenalters bleibt seine Mutter. Es erscheint hier wiederum der oft erprobte mütterliche Einfluß auf begabte Söhne als den des Vaters überwiegend; ein Einfluß, der so ausgezeichnet wohlthätig und beinahe unentbehrlich zu sein scheint, daß nicht selten ein gütiges Geschick ihn dem minder Begünstigten durch die Vermittelung einer mütterlichen Freundin zu ersetzen weiß. Steffens' erste religiösen Eindrücke mochten den Umgebungen, dem Verweilen in der Domkirche, und „Hübner's biblischen Historien" angehören; zu belehren trachtete er sich selbst mit unermüdlichem Eifer und begann, nach dürftigen Quellen, also um so viel rüstiger und weiter ausholend," eine Kirchengeschichte, „die, wie Stolberg's, mit Adam beginnen und mit der gegenwärtigen Zeit enden sollte"; aber, bekennt er dankbar, „jegliche Regung der Andacht, ein jedes religiöse Gefühl, verdanke ich meiner Mutter; recht eigentlich muß ich sie den guten Engel meines Lebens nennen."

Diesem innigen Verhältniß, dieser reichen Bildung des Gemüthes gegenüber, muß man nicht versäumen, sich das trockene, starre, und armselige Treiben der Schule zu denken; was ihm von den Classikern geboten würde, war theils schlecht gewählt, theils ging das Beste durch die schlechteste Behandlung verloren; und daß er auch in späteren Zeiten den philosophischen Schriften des Cicero z. B. keinen Geschmack abgewann, erklärt sich wohl aus einer Richtung der Phantasie, die bei früher und einseitiger Anregung durch die einfache Klarheit der classischen Darstellung sich weniger angezogen und befriedigt fühlen kann.

Denn neben jener Bildung des Gemüths war des Knaben Phantasie auf eine Art der Thätigkeit verfallen, die durch den Reiz des Geheimnisses noch erhöht wurde. Das Romantische der Geschichte zog ihn an; aber noch mehr und noch inniger die umgebende Natur. Jene träumte er nach; wie er in diese sich hineingefühlt, mag er selbst schildern: —

„Wenige Menschen mag es geben, denen die Natur ein ganzes, langes Leben hindurch so viele, so ungetrübte Genüsse gewährte, wie mir. Sie war mir Alles — Himmel und Erde, Wald, Meer und Gebirge schienen von meiner frühesten Kindheit an, so weit die Erinnerung rückwärts zu dringen vermag, meine innere Heimath zu sein. Es waren nicht bloß die Frühlingstage, der warme Sommer, oder der reiche, milde Herbst, nicht bloß die schönen Gegenden, oder die heitern Tage, die mich anzogen — ein jeder Zustand der Natur hatte von jeher einen eigenen Reiz für mich. Die wüsten, sandigen Ufer, die dunkeln, trüben, weitausgedehnten Moorgegenden, der Winter mit seinem klingenden Froste, ja, wie Sturm und Ungewitter, so auch die trüben, regnigen Tage — enthielten für mich eigene, verborgene Schätze, die ich mit unendlicher Begierde zu enthüllen suchte. Zwar mochte ich mich gern, wie andre Kinder, in der freien Natur laut und fröhlich herumtreiben, und

in Gesellschaft, von der Sonne beschienen, von der reichen Pflanzenwelt umgeben, bewußtlos in [illegible] der Luft tauchen, welches sie mütterlich umschließt; aber diese Freude war nicht meine höchste. Eine andere, tiefere ergriff mich dann, wenn ich einsam, von den Gespielen getrennt, in ein geheimes Gespräch — ich habe keinen andern Ausdruck für die Seligkeit, welche mich durchdrang — mit ihr versank. Alles, was sie besaß, drängte sich dann an mein warmes, kindliches Herz; der innere Jubel war mit einer stillen, tiefen Rührung verbunden, ich muß sie Andacht nennen; ich frohlockte, daß ich in ihrer Mitte lebte, daß ich das geliebte Kind der Alles beseligenden, Alles belebenden, unendlichen Schöpfung war. Nicht bloß das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, die Bilder entfernter Gegenden, in welchen ich in früherer Kindheit gelebt hatte, die hohen, wilden, kahlen Gebirge, in deren Mitte ich geboren worden war, und die ich schon in meinem siebenten Jahre verließ, das rauhe Meer mit seinen empörten Wellen und seinem Gewimmel von Schiffen, an dessen Ufer ich gelebt hatte, ja die Gegenden, welche durch Beschreibungen, selbst die schlechtesten, mir bekannt geworden, bemächtigten sich, oft unwillkürlich, meiner Seele, versetzten mich in ferne Länder, in die Mitte großer, schattiger Wälder, in die Glut tropischer Regionen, so daß ich dort zu leben wähnte, und wenn ich von einer solchen Reise zurückkam und meine Umgebung erkannte, fühlte ich mich von einem seltsamen, freudigen, ja stolzen Gefühl durchdrungen, daß mir solche Genüsse zu Gebot standen. Ich kam mir so reich, so verschwenderisch begabt vor, daß ich mit keinem hätte tauschen mögen. Schon in dieser Zeit meiner Kindheit konnte ich aus der Mitte der Menschen entfliehen, wenn irgend eine kindische Sorge mich quälte, und in fernen Gegenden Ersatz suchen, wo das Widerwärtige, Verdrießliche mich nicht zu erreichen im Stande war."

Diese Liebe zur Natur war und blieb seinen Umgebungen ein Geheimniß. So wenig zur Schau getragen, wie seine religiösen Gefühle, ruhte sie, wie diese, verschlossen in seiner Brust. Dazu kam, daß seine äußere Beweglichkeit ihn in der Schule zu Abenteuern hinriß, deren unterhaltende Beschreibung man in dem Buch selbst nachlesen muß, und an welche die folgende Reflexion sich anschließt: —

"Es ist mir klar, daß die Wenigen noch Lebenden, die etwa sich eines Knaben erinnern, der damals ihnen bekannt war, vielleicht ihre Zuneigung genoß, mich kaum in diesem Bilde wieder erkennen werden. Die leichte Beweglichkeit, mit welcher ich jeden Eindruck aufnahm und wiedergab, der heftige Jähzorn, welcher mich oft befiel, sich mehr in Worten, als in Thaten äußerte und schnell verflog, ließ den sinnenden Knaben mit seinem stillen Ernste nicht vermuthen. Man traute dem so rasch Ergriffenen, in steter Unruhe sich Bewegenden, keinen festen Entschluß zu, und daß ein geheimes, tiefes Streben sich hinter der mehr als offenen, oft unbesonnenen, der Umgebung beschwerlichen Redseligkeit verbergen könnte, möchte Niemand glauben."

"Ich kann diesen Widerspruch meines Daseins, der wohl bei keinem Menschen ganz fehlt, an mir aber so schneidend hervortritt, nicht in der Kürze entwickeln, ohne mißverstanden zu werden."

Seine Beschäftigung mit der Natur ward nach und nach zum Studium. Wie sehr ihn dieses auch gefesselt haben mag, so war es doch nicht die einzige Ursache, welche ihn der theologischen Laufbahn, die er als seine Bestimmung betrachtet hatte, mehr und mehr entfremdete. Vielmehr nennt er als Hauptmotiv den frühen Haß gegen die äußere Manier, die abstoßende Förmlichkeit und angelernte Salbung, die er bei der Geistlichkeit nur zu häufig entdeckt. "In der That ist der Haß gegen alles Kastenwesen, gegen jeden Formalismus eigenthümlicher Richtungen, wenn sie sich fixiren und in sich abschließen wollen, wenn sie dem lebendigen, liebevollen Wechselverhältnisse mit allen übrigen Richtungen des Lebens zu entsagen suchen, noch heute in mir ebenso stark, als er es damals war."

Man wird in dieser Stelle vielleicht einen Widerspruch finden wollen mit dem Zweck dieser Schrift — als Repräsentant einer Kirchengemeinschaft aufzutreten, die nach gesondertem, unabhängigem Bestehen ringt. Wie, wenn man, um billig zu sein, auch Dieses in Anschlag bringen wollte, daß Selbständigkeit nur durch ein Opfer zu erkaufen ist, welches äußere Verbindungen, wie wünschenswerth sie auch sein mögen, nicht immer zu cultiviren erlaubt? Wenigstens wird in dem individuellen Charakter eine Bürgschaft dafür liegen können, daß die Abgeschlossenheit nach außen hin nicht zu einer Absperrung des freien Ideentausches, noch zu einer im Innern unwidersprochen waltenden Dictatur führen soll. Hieher gehört denn auch noch eine Aeußerung, mit welcher wir unsre Auszüge, sofern sie auf die Persönlichkeit des Verf. ein Licht werfen, schließen werden: —

"Die Furcht, irgendwo eigenthümliche Keime zu ersticken, in ihrer Entwickelung zu hemmen, bildete sich immer stärker in mir aus, je mehr ich mir gestehen mußte, daß meine gewaltsame Natur, die Macht, mit welcher jede Idee mich ergriff, die Leichtigkeit, mit welcher sie Worte fand, gerade da, wo meine Thätigkeit am heilsamsten sein konnte, bedächtigere, oft vielleicht tiefere Naturen überrannte, betäubte, so daß sie verstummen mußten. Dieses Abstoßen, wo ich anziehen, dieses Hemmen, wo ich fördern wollte, war mir furchtbar quälend, und ich habe mich nie darüber trösten können. Dennoch that ich, was ich vermochte, um die Jugend zu überzeugen, daß ich alles Mitgetheilte als eine Aufforderung zur Selbstthätigkeit betrachte, daß wer selbst denkt, auch selbst spricht und keinem nachspricht, daß Jeder im Leben seine eigene Aufgabe zu lösen habe, nicht eine fremde. Indem aber die Lösung dieser Aufgabe sich an geschichtlich ausgebildete Wissenschaft, an die Ordnung einer bestehenden Welt knüpfte, in welcher man nicht als ein Fremdartiges in ungemessenen Bahnen sich bewegen darf, vielmehr als ein lebendiges Organ einer, im Denken, wie im Handeln geordneten großartigen Organisation thätig sein soll, gelang es mir die Ausschweifungen der ungebundenen Genialität zu hemmen, und ich glaube nicht, daß man mir während der Dauer meines jetzt vier und dreißigjährigen Lehramtes vorwerfen kann, Schwärmer gebildet zu haben, so wenig wie eine manierirte Schule, die ich mehr als alles vermeiden wollte."

Der wichtigere Theil dieser Schrift, der zweite Theil, der Etwas einer Confession im andern Sinne näher Kommendes enthält — soll in unsrer nächsten Nummer besprochen werden. Daß die Schrift auch von Denjenigen, die an theologischen Streitigkeiten keinen Antheil nehmen, gelesen zu werden verdient, glauben wir durch diese Auszüge erwiesen zu haben; vielleicht haben wir auch geneigtes Gehör gewonnen für wichtigere Betrachtungen.

Procès des derniers Ministres du Roi Charles X. Hambourg, A. Campe, 1831. (Groß Octav.*)

Der erneuerte Umsturz der Familie Bourbon hat den Erdkreis erschüttert, augenblickliche Wirkungen in der Nähe und Ferne hervorgebracht, denen schwerlich etwas zu vergleichen ist, was die beglaubigte Geschichte aufzuweisen hat, und

*) Die literarischen Blätter der Börsen-Halle haben seiner Zeit den Proceß vollständig geliefert. Indessen ergreifen wir gerne die Gelegenheit, durch diese (zufällig verspätete) Anzeige auf einen Abdruck des Originals aufmerksam zu machen, der Jedem willkommen sein wird, der die Documente, die Materialien zu künftigem, ruhigem Ueberblick dieser denkwürdigen Verhandlungen sammelt. Und wir hoffen, daß bei einem solchen prüfenden Rückblick der Gesichtspunct, den unser Correspondent hervorgehoben hat, um so mehr sich bestätigen wird, als er bemüht gewesen ist, der Befangenheit und Aufregung der Gegenwart sich zu entziehen.

Red.

wird für eine verbundene Welt, wie die unsrige geworden und zu werden fortfährt, Folgen herbeiführen, denen keine menschliche Berechnung gewachsen ist. Der Fall Buonaparte's, wie groß und bedeutend er war, wie mannichfache Umgestaltungen er auch veranlaßte, kömmt dennoch an dauernder, unbesänftigter, unübersehlicher, Aufregung diesem nicht bei. Den rief das allgemeine, tiefgefühlte Bedürfniß nach Ruhe hervor, welchem die Willkür eines einzigen unersättlichen Gewalträubers im Wege stand, der nie zu genießen, immer nur zu begehren wußte, und zuletzt die Nachgiebigkeit seiner Gegner, die Anstrengung seiner Gehülfen ermüdete. Er hatte keinen unüberwindlichen Feind als sich allein, und als er endlich nichts mehr festhielt weil er alles umspannen wollen, wetteiferten die Freigelassenen, durch gegenseitige Schonung, empörte Wellen so gut es sich thun ließ zu legen, und durch Künste des Friedens brennende Wunden langen Krieges wenigstens zu lindern, wo menschlicher Weisheit schnelle Heilkraft versagt war. Man leitete den übergetretenen Strom gern in das alte Bett zurück, man suchte Ufer zu sichern, deren Verwüstung die Erfahrung nachgewiesen hatte, man bot jede Vorsicht auf, deren Vernachläsigung verderblich geworden war. Dem, was neuerdings geschah, liegen ganz verschiedene Triebfedern, ganz entgegengesetzte Absichten zum Grunde. Nicht Wiederherstellung eines vormaligen Verhältnisses, nicht Erhaltung des bestandenen, eine ganz neue Schöpfung ist es, die das Glück Frankreichs und der Menschheit befördern soll. Die große Begebenheit erregt, wie es zu geschehen pflegt, Bewunderung, Beifall und Besorgniß. Sieg und Niederlage sind allgemein bekannt, und fast eben so allgemein erhoben sich laute Stimmen gegen die Staatsbeamten, welche die Niederlage erlitten oder nicht vermieden. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sie von Siegern und Besiegten mit Vorwürfen überhäuft werden, deren selbst der Unbetheiligte und Entfernte sich nicht enthalten kann. Sagen wird der sich freilich, daß die Zeit einer übermächtigen Volksbewegung nicht geeignet ist, alles was zum Tadel der Unterliegenden vorgebracht worden, mit untrüglicher Sicherheit abzuwägen, Schuld von Unschuld, Absicht von Zufall, Schein von Wahrheit zu unterscheiden. Darüber wird erst die Zukunft mehr Licht verbreiten als unsern Tagen vergönnt ist, und selbst ihr schwerlich alles so klar vor Augen liegen, daß ehrenwerthe, verständige und welterfahrene Männer sich in ihrem Gewissen verbunden fühlen müßten, die gleiche Ansicht darüber festzuhalten. In dieser Ungewißheit, die immer peinlich bleibt, obgleich sie dem Menschengeschlecht über wichtige Fragen selten erlassen wird, ist angenehm, wenigstens auf eine Lichtseite zu treffen, über die das Urtheil Besonnener sich nicht trennen kann, und welche dem Geist der Sieger und des französischen Volks zu unsterblicher Ehre gereicht. Der Proceß gegen die verhafteten Minister ward mit Menschlichkeit und gerechtigkeitliebender Schonung geführt, und bewährt die unläugbaren Fortschritte einer Rechtspflege, deren Wohlthätigkeit der früheren französischen Staatsumwälzung fremd blieb. Die Anklage der Kammer gewählter Volksvertreter, hielt sich in den strengen Schranken des Rechts und der Gerechtigkeit, ohne der Vaterlandsliebe und den gegründeten Ansprüchen der Bürger etwas vergeben zu wollen. Man stellte keine verdächtigen Zeugen auf, erlaubte diesen frei zu reden, und erpreßte nie ein Geständniß von ihnen, das sie mit ihren Begriffen von Ehre und Treue nicht zu vereinigen wußten. Den mit Anstand behandelten, ihren gesetzlichen, herkömmlichen Richtern unterworfenen Beklagten, ward die nämliche Rechtswohlthat nicht entzogen, und sie zeigten sich ihrer würdig, indem keiner von ihnen sich auf Kosten seiner Mitbeklagten zu rechtfertigen suchte, oder auch nur einen Wink entfallen ließ, der für einen Verrath des Vertrauens gelten könnte, welches sein königlicher Herr auf ihn gesetzt hatte, oder die Grundsätze verläugnete, zu denen er sich in seinem Dienst bekannte. Es scheint sogar, daß sie ungleich mehr sagen dürfen, ohne in den Augen billiger Menschenkenner verächtlich zu werden. Der Bericht der Untersuchungscommission der Pairskammer trägt keine Spur der Bestechlichkeit. Die Vertheidiger der Angeklagten entsprachen dieser schweren Obliegenheit und der Erwartung ihrer Richter und Parteien. Ihre Schutzreden, unter denen die Rede Martignac's für Polignac begreiflicherweise die bedeutendste sein mußte, sind unübertreffliche, vielleicht in dieser Vollkommenheit nie erreichte Muster des gerichtlichen Vortrags, und verherrlichen die Zeit und das Land, die solche Muster hervorbrachten und zu schätzen wußten. Da ist kein Ausdruck, keine Wendung, die nicht die innigste Ueberzeugung des Sprechers verbürgt, der nichts erschleichen will, nicht einmal das Mitleid, nichts entstellt, nichts bemäntelt, und dem Verstande befiehlt, auf das Herz zu wirken. *) Meisterhaft, des tiefsten Studiums werth, und nur dem Kennerauge sichtbar, ist vor Allem die seltene Ueberwindung, die auf jeden Erguß glänzender Beredsamkeit verzichtet, der das Vorurtheil der Hörer gegen die Darstellung des Wortführers bewaffnen können; und nie hat sie vielleicht einen schöneren Triumph gefeiert, als in den wiederholten Beifallsbezeugungen, die sie von zahlreich versammelten, ohne Zweifel großen Theils ungünstig gestimmten Anwesenden erhielt, welche dem Richterberufe fremd waren, und deren Aeußerung selbst dem Vorsteher des Gerichts nicht selten zu laut ward. Von Seiten der Richter und Parteien ward der gefallenen Größe des flüchtigen Monarchen mit einer Zartheit und Achtung erwähnt, die in den Jahrbüchern der Welt so vollkommen schwerlich noch einmal angetroffen wird, und viele Besorgnisse beruhigen, viele Hoffnungen einer friedlichen und beseligenden Zukunft wecken muß, wenn irgend etwas erlaubt, jene zu beschwichtigen und diese zu unterhalten. Was Zeitschriften so genügend und umständlich nicht aufnehmen konnten, enthält und umfaßt die vorliegende Sammlung, die der Theilnahme aller Gebildeten nicht verfehlen wird, der kein Auszug gewachsen ist, und von welcher Gegenwart und Nachwelt so viel zu lernen hat, daß die bloße Anzeige ihres Daseins genügt.

Fr.

*) Dieser Ausdruck wird vielleicht Einen oder den Andern unsrer Leser an die Schilderung des Wesens der americanischen Beredsamkeit in einem belehrenden und unterhaltenden Buch erinnern: — "Ein Redner oder Schriftsteller muß auf das Gefühl des Americaners durch Dessen Vernunft zu wirken suchen. Man muß mit ihm denken, bevor man mit ihm fühlt; aber ist erst Beides erreicht, so wird man nicht säumen, auch mit ihm zu handeln." *Frances Wright*: *View of Society and Manners in America*. London, 1821. p. 375. — Red.

Don Pedro I. und Brasilien. Ein Rückblick auf das Verhältniß, in welchem beide zehn Jahre lang zu einander gestanden haben. Leipzig, 1831. Engelmann. 50 S. 8.

Eine Compilation im schlechtesten Geschmack. "Don Pedro ist also auch fortgejagt!" hebt der Verf. an, und fährt, nach einigen Zwischensätzen fort: — "Er hat gerade zehn Jahre regiert, d. h. Thorheiten begangen, die ein bischen geringer waren, wie die seines Bruders Miguel in Portugal, und Barbareien geübt, die etwas weniger aufgefallen sind, weil Rio Janeiro einige Meilen weiter entlegen ist, als Lissabon." Das Resultat ist: — "Fassen wir Alles zusammen, so finden wir, daß Don Pedro etwas klüger, als sein Bruder Miguel, aber nicht viel besser ist, und auch die Klugheit ist nicht etwa bedeutend größer." In ähnlichem Geschmack heißt es, Don Pedro haranguirte seine Soldaten "als ächter Posteon;" Johann VI. war "ein Herr

von Langsalm in Kotzebue's Wirrwarr," und stiftete einen neuen Orden "zu Ehren der Jüdin Maria, welche er mehr anbetete, als Gott selbst."

Wir würden eines so elenden Machwerks in diesen Blättern nimmermehr erwähnt haben, wenn wir es nicht für heilsam erachteten, an dieser Art von Literatur von Zeit zu Zeit ein Exempel zu statuiren. Es treibt in Deutschland sich eine Anzahl von Leuten herum, die ihren Sansculottismus ungeschickt genug mit der beliebten Fahne der Liberalität zu decken suchen, und die es sich zum Geschäft machen, die Monarchen fremder Staaten zu verhöhnen, weil es ihnen untersagt ist, auf die Regierungen in ihrer Umgebung zu schimpfen, und, wie sie es gerne thun möchten, wider alle gesetzliche Ordnung loszuziehen. Solcher Autoren mag es würdig sein, einen Monarchen, der ganz gewiß große Fehler gemacht hat, weil er sonst nicht die Krone eingebüßt haben würde, auf seiner Flucht mit Schimpfreden zu verfolgen. Nur eine solche Gesinnung konnte es gänzlich übersehen, daß Don Pedro seit seiner Ankunft in Europa, und in der That seit dem Augenblick der Abdankung Nichts gethan hat, was ihn der Achtung verlustig machen könnte, die jeder Besserdenkende gerne dem Unglück zollt. Es sind keine unmännlichen Klagen von ihm lautgeworden; man hat Nichts von Machinationen vernommen, durch welche er auf Kosten der Ruhe des einst von ihm beherrschten Reiches dort neuen Einfluß zu gewinnen trachten könnte. Er ist von populären Regierungen nicht nur, sondern auch von freien Nationen mit einer Aufmerksamkeit behandelt worden, deren er sich auf keine Weise unwürdig gezeigt hat, und zu welcher nur das Betragen dieses Leipziger Scribenten einen unangenehmen Contrast bildet. Die Lobredner des freien America sollten es doch nicht ganz ignoriren, daß in jenen Staaten geachtete Bürger leben, die einst europäische Throne inne gehabt, oder an den Stufen des Thrones erzogen waren.

Wir hoffen nächstens Gelegenheit zu finden, unsre Leser von den wahrscheinlichen Folgen der Revolution in Brasilien für die inneren Verhältnisse, und für die Handelsverbindungen mit Europa zu unterhalten.

Das Erbe. Novelle von Caroline v. Woltmann, geb. Stosch, Verfasserin der Bildhauer. Drei Theile. Gera. 1832. Heinsius. 729 S. Fl. 8.

Vielleicht wird das Publicum mit uns überrascht sein, zu finden, daß aus der Feder einer Dame ein so durchaus juridischer Roman geflossen; denn Novelle wollen wir diesesmal lieber nicht sagen, wegen des Doppelsinns, und das Element der Rechtsverhandlungen müssen wir doch als dasjenige nennen, in welchem vorzugsweise und fast ausschließlich dieser Roman sich bewegt.

Durch einen plump angelegten, und nicht sehr fein durchgeführten Betrug wird ein gemeiner Mensch zum Erben großer Besitzungen im südlichen Frankreich gestempelt. Priester unterstützen seine Ansprüche, indem sie das Gewissen von Hunderten von Zeugen bestechen; Intriguen aller Art werden in Bewegung gesetzt; ein Mädchen von Air "das schönste, aber nicht das reizendste Mädchen der Stadt," giebt dem Betrüger ihre Hand; geraume Zeit vergeht, bis der Betrug entdeckt, und zur Ueberzeugung des Parlaments von Paris erwiesen wird.

Die Verf. wollte, nach ihrer eigenen Erklärung, den "ungeheuren Mißbrauch der Rede" schildern, und die Gewalt, mit welcher die Lüge die menschlichen Verhältnisse zu verwirren weiß; aber auch jenen "lichten Zug höherer Ordnung," der dem Recht und der Wahrheit den sichern, wenn auch späten Sieg verbürgt.

Sie hat noch ein weiteres Interesse durch ihre Darstellung erreicht: die Schilderung der Sitten unter einem merkwürdigen Volksstamm, und der ungeheuren Willkür, die in Frankreich im siebenzehnten Jahrhundert schon den Untergang des Rechts, die Nichtachtung aller Gesetze, und damit den Umsturz der rechtlosen Gewalt vorbereitete. In der letzteren Hinsicht scheint sie nicht übertrieben, sondern treu nach geschichtlichen Zeugnissen gearbeitet zu haben. Ging doch die Willkür und die Chicane so weit, daß königliche Befehle vorliegen, welche dem Parlament zu Paris verboten, weitere Appellationen anzunehmen. Auch die Bestechlichkeit der Zeugen, und der Meineid der Massen findet wohl, leider! seine geschichtlichen Belege, und bildet einen betrübten Contrast gegen einen bekannten Grundsatz eines Volkes, dem man selten eine höhere Stufe der Cultur hat bewilligen wollen.*) Nur über einen Punct können wir unsre bescheidenen Zweifel nicht verschweigen. Die Verf. stellt das gerichtliche Verfahren als ein öffentliches dar; und die Geschichte spielt in den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts. Wir haben immer gehört, daß seit dem Jahr 1539 die Oeffentlichkeit des Verfahrens, und namentlich des Zeugenverhörs, in Frankreich aufgehört hatte, müssen es aber den Kennern der Geschichte überlassen, zu bestimmen, ob noch später Spuren davon, vielleicht bei einzelnen Parlamenten vorkommen. *)

Wir heben eine Episode aus — Volksgebräuche in der Provence: —

"Die Freudenfeste des Jahres hatten stets Anlaß gegeben, daß die Spaltung zwischen den Unterthanen in bestimmte Feindseligkeiten ausbrach. Dasselbe war an diesen Weihnachten geschehen.

"Bei den Umzügen mit den Aubades **) verschoben die Jünglinge von der Partei des Priors täglich, mit den Ständchen vor die Thüren der Mädchen der Gegenpartei zu ziehen, und manche süße Aba,***) von diesen bereitet, wartete vergeblich im Korbe, als Gegengabe für die Musik, in Empfang genommen, hinweggetragen zu werden. Eine Zeit ließen sich die Jünglinge von der Partei des Gutsherrn vertrösten; zogen mit bei den Schönen ihrer Gegenpartei umher. Als sie die Absicht merkten, daß ihre Schwestern und Verwandtinnen übergangen werden sollten, trennten sie sich von ihren bisherigen Gefährten, thaten sich untereinander zusammen, mit zahlreicheren Instrumenten, ausgesuchten Noëls; †) gingen vor die Thüren der Vernachlässigten, empfingen deren Aba's, überantworteten sie einem aus ihrer Mitte erwählten Bewahrer. Beide Musikschaaren stießen am zweiten Abend ihrer Trennung aufeinander. Spottreden erfolgten beiderseitig; darauf die Instrumente weggeworfen, oder als Waffe benutzt, kam es zum Handgemenge. Von beiden Theilen galt der heftige Angriff vorzüglich die Aba's; von beiden Theilen wurden sie tapfer vertheidigt, glücklich geborgen; nicht ohne Wuth und Blut. Glücklicherweise waren sämmtlichen Mädchen von der Partei des Priors Ständchen gebracht; die Jünglinge der Gegenpartei vollendeten am folgenden Tage ungestört ihren Umzug; doch stand zu erwarten und verlautete, daß der Kampf am heiligen Abend erneut werden sollte; wenn auf der Plaine, hinter der Priorei, unter der Ulme, dem gewöhnlichen Platz zur Versteigerung der Aba's, die Jünglinge beider Parteien zu diesem Zwecke hier zusammentreffen würden.

*) Bei den Mauren reichten zwei Zeugen hin, um einen Beweis zu führen. Lag aber ein Verdacht vor gegen die Beiden, so forderte man zwölf Zeugen; denn die übereinstimmende Aussage von Zwölfen, wie wenig sie auch taugen mochten, glaubte man, würde niemals in einem und demselben Sinn lügenhaft sein. S. Pufendorf's Natur- und Völkerrechte. V. 13., q S. 537 der engl. Uebers. v. 1749. Fol.

*) Die größeen Willkürlichkeiten sind allerdings weit späteren Ursprungs. Im Jahr 1631 spricht der Generaladvocat Talon in einem an Ludwig XIII. gerichteten Vortrag von der Verbannung dreier Parlamentsräthe, als von einer bis dahin unerhörten Sache.

**) Weihnachtsständchen.

***) Kuchen in Körben.

†) Weihnachtsgesänge.

"Herr Tardivy sandte, dies zu verhüten, umher zu den Jünglingen seiner Partei, bot ihnen seine Halle zur Versteigerung der Geschenke ihrer Mädchen, sammt einen Weihnachtskuchen Espritens und Musik zum Tanze dar, unter der Bedingung, daß sie Frieden halten und die Plaine nicht betreten wollten.

"Der Vertrag war mit Handschlag bekräftigt; unter Aufsicht Espritens war die Halle zu ihrer Aufnahme gefegt und geschmückt. Ein weißbehangenes Gerüst prangte am obern Ende; mit Nelkensträußen, Orangensträußen, Hügelchen von Apfelsinen, Feigen, Rosinentrauben, Mandeln, Krügen voll Muscat besetzt; in der Mitte auf demselben ein großer Apfelkuchen im Korbe, die Aba Espritens. Die Kinder, die Dienstleute liefen bei jenem Geschäft umher und ab und zu, voll Freude, Erwartung, halfen ordnen, betrachteten das Geordnete. Jetzt waren auch die Sitze für die Musiker gestellt; Esprite führete die Dame Rolland herein, das Ganze in Augenschein zu nehmen. Sie lobte mit milder Freundlichkeit, heitrer, als man sie seit lange gesehen; die Halle wurde geschlossen; es ging an die Zurüstungen zum Weihnachtsschmause der Familie in dem Saal über derselben.

"Schon stand der große welsche Hahn in der Küche, mit purpurnem Kamm, goldener Papierkrone, schön aufgeschmücktem Schweife; roh hier geziert, wie er bei jenem gebraten auf der Tafel erscheinen sollte; von den Kindern bewundert, die abwechselnd eintraten, was sie gesehen Andern, die dasselbe gesehen erzählend; auffordernd zu wiederholtem Bestaunen der Herrlichkeit. Im Saale wurden Lorbeerbäume mit Südfrüchten behangen, Rosenbäumchen, übervoll von Blüthen, in zierlichen Kübeln auf die Tafel gestellt; dazwischen die bräunliche, glänzende Noya, von zerstückelten Mandeln mit Orangenblüthen bereitet, und Honig, welchen die Bienen des kleinen Bienenfreundes geliefert, der vor dem Gebäck festgezaubert stand, jeglichen Eintretenden hinzurufend, ihn darauf aufmerksam machend, mit der stets wiederholten Bemerkung: 'der Honig dazu ist von meinen Bienen.' Weniger gefesselt in ihrer Freude erhoben die andern Kinder hier einen Orangenzweig von der Tafel, duftend von Blüthen, von goldnen Kugeln der Früchte schwer, zählten dort die Datteln an großen Datteltrauben, priesen den Duft des Muscats; frohlockten über die knisternden Maronen, welche im Kamine gebraten wurden, im Vorgenusse der Freuden des Gaumens, vorzüglich lieb der Kindheit wie dem Alter.

"Jetzt erhob sich Jubelgeschrei eines aus dem Fenster blickenden Knaben: 'der Calendeau! der Calendeau!' 'Der Calendeau!' wiederhallte vielstimmiges Frohlocken seiner Geschwister. Alle stürzten zum Fenster, den großen, bekränzten Fichtenklotz zu sehen, welcher in den Hof gefahren wurde, bestimmt zum Cachofuech im Camine. 'Ah, wie er groß ist! Kein Aestchen daran! Wie schön geschmückt!' Und nun schwirrte die kleine Schaar herab, das Hinausschaffen des Klotzes in den Saal zu geleiten. Rasch wurde hier der Camin von der Asche, dem Rest der Maronen gesäubert, überdeckt mit Wachholderknorren, mit Zweigen von Lavendel, Roßmarin und immer grünen Eichen; und bald erschien der Klotz, mit Kränzen grüner Eichenblätter, mit Myrthenkränzen umwunden, die gelbbräunliche Rinde schimmernd zwischen dem grünen Laub. Wo Raum war, hielten die Kinder ihn umfaßt. Unter Freuderuf, mit Gesang von Strophen auf ihn Bezug habender Noës wurde er dahergetragen und in den Camin gelegt.

"Die Stunden zu Benutzung und Genuß der getroffenen Zurüstungen erschienen, herbeigewünscht. Während die Jünglinge von der Partei des Priors auf der Plaine ihre Aba's versteigerten, die Gegner erwartend, gerüstet zum Kampf; unmuthig, daß diese sich nicht zeigten, frohlockend, in der Meinung sie hielten sich aus Feigheit daheim, zogen dieselben in's Schloß, mit Musik, mit ihren Mädchen.

"In der Halle hatte die Versteigerung begonnen. Espritens Apfelkuchen war mit gebührendem Lobe der Gabe, der Geberin, verkauft; das dafür gelösete Geld legte den Grund zum Tanzfond für das nächste Jahr. Der Bewahrer hob einen andern Kuchen empor: 'Wer bietet?' rief er. 'Ein brauner zuckerglänzender, zuckersüßer Mandelkuchen! Louise Chantegay! An jedem Morgen steht sie früh auf. Diesen Kuchen zu bereiten, stand sie auf vor dem Tage. Als der Hahn krähte, hatte sie ihn bereitet. Lächelnd trug sie ihn in das Zimmer auf ihren kleinen Händen, und dieses ward erfüllt von appetitlichem Duft. Wer bietet auf diesen Mandelkuchen der kleinen, niedlichen Louise Chantegay?' 'Der Kuchen hat die Größe seiner Verfertigerin. Er ist so klein. Nur drei Francs!' rief ein Bursche. 'Der Kuchen ist zum küssen, wie sie! zwei Francs mehr!' rief ein andrer. 'Noch zwei; einen für jedes ihrer braunen Augen!' So ging die Versteigerung ihren Gang, unter Schmeicheleien, Spöttereien der Jünglinge, der Mädchen, gegenseitig, untereinander. Den Zuschlag verkündete ein Tusch der Musik. Klappern des Geldes, auf blankem Teller gezählt, vom Bewahrer geschüttelt, klang darein, Freude der Erwartung der Tanzfeste, welche der sich mehrende Ertrag verhieß. Dienstleute liefen von oben nach unten, von unten nach oben; gaben an beiden Orten Nachricht von der Freude dort und hier, wo der welsche Hahn verzehrt war, die Flamme am Calendeau zehrte, aufleckend zwischen den grünen Blättern.

"Jetzt reichte Esprite ihrem Vater, ihrer Tante, ihrem Oheim, allen Anwesenden, jedem eine Schaale voll Oel oder Wein. Der Hausvater trat zuerst zum Camine und leerte seine Schaale über dem Calendeau. Das Cachofuech loderte hoch auf, sein finsteres Angesicht beglänzend, in welchem der Scherz als ein seltener Gast erschien. Hochauf jauchzten die Kinder. Jegliches drängte sich dem andern vor; Guß über Guß stürzte in die Flamme. Helle erfüllte den Saal; wohlriechender Rauch in dicken, blauen Wolken stieg empor in den Camin. Von unten tönten Tusch der Musik, Freuderuf. 'Welch' ein schönes Cachofuech! Mir noch eine Schaale! Mir; ich gieße zuerst: Ich werfe!' rief der muntre Gast, welcher im Wagen auf den Sitz neben seine Schwester geklettert war; mit diesen Worten warf er ein Stückchen Noya, jener entrissen, in die Flamme. 'Von diesem Sect muß das Cachofuech kosten!' rief ein andrer Knabe, und schüttete den Muscat aus seinem Glase in den Camin. 'Da brennt es grün, grün wie ein Palmenblatt!' So ging es vom Tisch zum Feuer, vom Feuer zum Tisch. Die Becher klangen; Noës wurden gesungen; Erinnerungen der Vergangenheit, Erinnerungen an Abwesende mischten sich in Klang und Freuderuf. Herr Rolland und seine Gemahlin genossen den Augenblick bewegter, durch was sie so lange gelitten; von der Freude in der Seele, wie durch einen Balsam gestärkt.

"Die kleine Freundin der Vögel näherte sich Espriten und sprach einige Worte leise zu ihr. 'Geh durch den Garten, laß Gregoire Dich begleiten!' antwortete diese; und dahin sprang das Kind, mit Wangen von Freude und Aufregung glühend.

"'Das Lied, das ich so gern höre!' rief Herr Rolland seiner Nichte zu. 'Singe die Strophe, wir machen den Chor!'

"'Den Chor! den Chor!' rief der kleine Bienenfreund, seine Geschwister zu dem Tisch. Esprite sang:

"'Reiche können, was sie wollen,
Starke können, was sie sollen,
Der weise Mann
Thut, was er kann!'

"'Der weise Mann thut, was er kann!' wiederholte der Chor; der muntre Gast mit vorschallender Stimme.

"Alle Strophen des Liedes waren gesungen. 'Das Cachofuech! bedenkt das Cachofuech!' sprach Herr Rolland und goß eine volle Schaale

in die Flamme, die, vernachlässigt während des Gesanges matter brannte, und nun wieder fröhlich aufschlug."

Man könnte wünschen, daß die Verf. in ihrer Bearbeitung minder ausführlich gewesen wäre. Indessen begreift es sich leicht, daß gerade ein undankbarer Stoff, wenn er einmal gewählt ist, mit größerer Aufmerksamkeit ausgeführt wird. Der Leser, dem vieles Interessante in dem Werk begegnet, wird nicht darüber rechten.

Schriften über die Cholera.

Die Indische Cholera, nach allen ihren Beziehungen, geschichtlich, pathologisch-diagnostisch, therapeutisch, und als Gegenstand der Staats- und Sanitäts-Polizei dargestellt von Dr. C. F. Harleß, Geh. Hofr. u. Prof. u. s. w. Erste Abtheilung. Braunschweig, 1831.

Professor Harleß — denn er wird uns wohl erlauben, seine übrigen Titel, die funfzehn Zeilen der kleinsten Schrift füllen, der Kürze wegen zu verschweigen — Prof. Harleß hat es unternommen, ein umfassendes Werk über die "nicht minder furchtbare als merkwürdige Weltseuche" auszuarbeiten. Zu jeder andern Zeit, in jedem andern Fall würde ein Werk von solchem Umfang dem größeren Publicum fremd geblieben sein. Jetzt wird es auch andre als medicinische Leser finden; und darum wird es auch Pflicht für diese Blätter, auf die Erscheinung desselben aufmerksam zu machen. Von einer Kritik kann natürlich hier nicht die Rede sein. Doch wird die beinahe erschöpfende Vollständigkeit, mit welcher auch auf die allerneuesten Erscheinungen Rücksicht genommen ist, keinem Leser entgehen, und wird Jeden, der eine so ausführliche Belehrung verlangt, zu großem Dank verpflichten.

Unter die Stellen, die das allgemeinste Interesse finden werden, zählen wir die folgende — wir wünschten, sie wäre tröstlicheren Inhalts:—

"Es ist schon oben gesagt worden, daß sich vornehmlich zwei Grade der epidemischen Cholera unterscheiden lassen, ein etwas gelinderer und milderer, Heilung zulassender, wenn gleich deßhalb nichts weniger als gefahrloser, und nichts weniger als beständiger und stabiler, und ein höherer, heftigerer, höchst bösartiger, und in der Mehrheit der Fälle tödtlicher. Leider ist es auch dieser höhere und tödtlichere Grad, in welchem bei weitem die meisten Fälle von Cholera vorkommen. Zwischen diesen beiden Hauptgraden liegen eine Menge von Schattirungen und Abstufungen in der Erscheinung, Entwickelung, Stärke und Verbindung einzelner Symptome, die größtentheils nur im Individuum unterschieden werden können und müssen, und eine gesonderte Darstellung weder gestatten, noch nothwendig machen. Der größte Theil dieser ganz speciellen und individuellen Abstufungen und Variationen fällt aber in die Breite des ersten Grades; weit weniger werden solche in dem höheren Grade der bösartigsten Cholera unterscheidbar, und in der That bietet dieser höhere und bösartigste Grad allermeist ein in den Haupterscheinungen viel gleichförmigeres Krankheitsbild dar, das nur in einigen das Nerven- und Muskelsystem betreffenden Erscheinungen auffallendere Abweichungen in einer verhältnißmäßig immer nur kleinen Anzahl von Fällen wahrnehmen läßt, wie wir gleich weiter sehen werden. Beide Hauptgrade sind ohne alle feste und scharfgehaltene Gränzen. Der gelindere Grad kann leicht und schnell in den höheren Grad übergehen; nicht so umgekehrt, indem selbst in den Fällen der Genesung von diesem höheren Grade, das Abnehmen der heftigsten und gefährlichsten Symptome immer einen Zustand anderer Art, als den der Cholera milderen Grades, mit sich bringt."

Die folgende Zusammenstellung wird den meisten Lesern neu sein: —

"Das Ansteckungsgift der indischen Cholera ist von flüchtiger Art. Es ist zwar nicht das flüchtigste, indem höchstwahrscheinlich das Scharlach- und Frieselgift (bei der selbständigen purpura miliaris) und auch das Miasma mancher epidemisch-nervöser Fieber noch flüchtiger ist. Aber es ist zuverlässig flüchtiger, als das der Pocken, und viel flüchtiger, als das der levantischen Pest. Denn dieses Pestgift vermag sich kaum einige Fuß in die Atmosphäre zu erheben, und nur in der Distanz von wenigen Fußen anzustecken. Das Cholera-Miasma hat aber nach Allem, was aus dem Vorhergehenden darüber zu schließen ist, die Fähigkeit, sich in einer größeren Höhe, als das Pestgift, in die Atmosphäre zu erheben, sich in ihr innerhalb dieser Höhe zu diffundiren, und auch sie in solcher Höhe verbreitet anzustecken. Welches die Höhe sei, bis zu welcher das Cholera-Gift sich in der Luft erheben kann, ist zwar nicht bestimmbar. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß es doch immer nur eine im Verhältniß zur Höhe unseres Luftkreises geringe Höhe sei, die vielleicht in den ebenen und niedrig gelegenen Gegenden nicht hundert oder einige hundert Fuß übersteigt. Ja, ich halte dafür, daß diese Höhe noch eine viel geringere sei, wenn sie gleich nach Beschaffenheit der Atmosphäre, ihrer Dunstigkeit, Feuchtigkeit und Schwere, oder ihrer Leichtigkeit, Trockenheit und Reinheit, und nach Beschaffenheit ihrer Temperatur, in diesen Elevations-Graden sehr wird variiren können. Daß das Cholera-Gift aber wirklich nur einer ganz niedrigen, öfters wohl kaum die gewöhnliche Häuserhöhe übersteigenden Elevation in die Luft fähig sei, glaube ich hauptsächlich aus der Thatsache (s. den 2ten Abschn.), welche sich nicht nur in Indien, sondern auch in Rußland (s. den sehr interessanten Schlußbericht des ärztlichen Comité zu St. Petersburg, über die Seuche zu Astrachan vom Jahre 1821, bei Lichtenstädt, Thl. II.) bestätigt hat, daß die Cholera ihren Gang häufig gegen den herrschenden Wind nahm, schließen zu können. Würde sich dieses Gift in großer Höhe verbreiten können, so würde auch durchaus nicht zu erklären sein, wie sie öfters in ihrem Fortschreiten ganze große Districte, und fast immer die in größerer seitlicher Entfernung von den Straßen, die sie nimmt, liegenden Ländeestriche verschonen könne, wenn gleich Höhenlage, Klima, Boden 2c. der verschonten Länder dieselben sind; eben so nicht, warum sie sich eben auf diese ihre, allerdings oft sehr breiten und vielfach ausweichenden und sich gleichsam seeartig ausbreitenden Verheerungs-Straßen beschränkt. Aber so, wie ich glaube mir es vorstellen zu dürfen, schwebt das Cholera-Miasma nur wie eine niedrige (weder dem Gesichte noch dem Geruche sich verrathende) Dunstschicht über den Boden und den Menschen und Häusern, erhebt sich als solche, oder als eine Art von schwerem Gas, zwar mit der zur Berghöhe ansteigenden Erde auch nach Verhältniß; aber je höher die Elevation steigt; je mehr verliert das Miasma an Einmischung und Kraft, wird in der dünneren, sauerstoffreicheren Luft zersetzt, und erlischt ganz in einer Berghöhe von 1000 oder höchstens 1500 Fuß, wie man wenigstens daraus abnehmen kann, daß die Cholera bis jetzt noch nicht diese Höhe überstiegen hat. Genauere Beobachtungen sind hierüber sehr zu wünschen.

"Diese niedrige Luftschicht, auf welcher sehr wahrscheinlich die Elevation und die atmosphärische Verbreitungs- und Ansteckungs-Fähigkeit der epidemischen Cholera beschränkt ist, und die nach meiner festen Ueberzeugung in den Städten, und wo durch Zusammenfluß von Menschen und durch Vermischung mit anderen schweren Gasarten dieses Gift nur um so weniger flüchtig wird, noch nicht einmal hundert Fuß, vielleicht noch viel weniger, erreicht, ist ein eben so wichtiger als trostvoller Umstand. Denn nur durch dieses Niedrigbleiben des Ansteckungsstoffes in der Atmosphäre wird es möglich, durch dasselbe aber auch nur erklärbar, daß Absperrungen und Quarantainen gegen die Verbreitung der Cholera wirklich schützen können. Daß sie dieses

nicht deswegen thun, weil das Cholera-Gift etwa ein fixes, fest an den Menschen und Waaren haftendes, nur unmittelbar ansteckendes wäre, wie das Pestgift (das man so oft und doch gerade am unpassendsten mit dem Cholera-Gifte zusammenstellt), ist aus dem erweislich, was wir über die nicht fixe, nicht bloß unmittelbare Ansteckung des Cholera-Giftes nachgewiesen haben. Könnte dieses Miasma eine Höhe von mehreren hundert Fuß erreichen, und in dieser noch ungeschwächt sich fortbewegen, so würden freilich alle Absperrungen unnütz sein. Das Gift würde über alle Barrieren und Quarantainehäuser mit unaufhaltsamer Leichtigkeit sich erheben, und eben so leicht und in weit größerer Schnelligkeit, als dieses bisher wirklich stattfand, weite Strecken über Land und Meer wegfliegen. Aber wir haben bisher noch nicht einen erwiesenen Fall, daß dieses Gift über Meer anders als durch angesteckte Schiffsmannschaft sich verbreitet habe. Und wenn es wirklich über breite Ströme (so über den Ganges) ohne Menschenvermittelung gesetzt haben sollte, so konnte dieses doch gar wohl in ganz niedriger Höhe über dem Wasser geschehen. Daß auch andere, in der Atmosphäre aufnehmbare, Ansteckungs-Gifte (so in manchen bösartigen Fleckfiebern) über Flüsse setzen können, ohne daß Menschen dabei concurrirten, läßt sich in mehreren Fällen nachweisen, so wie überhaupt eine gewisse, wenn auch geringe, Diffusibilität durch die Luft — und wäre es auch nur die Atmosphäre in eingeschlossenen Räumen, in Häusern, großen Sälen, Kirchen, Hospitälern, denn diese ist doch auch Luft — selbst einigen noch weniger flüchtigen Ansteckungsstoffen, namentlich dem der Blattern, der Masern, und in der geringsten Entfernung von 4—5—6 Fuß auch dem der levantischen Pest erfahrungsmäßig nicht abgesprochen werden kann."

Zusätze über die Schrift "Winke über die Natur der Cholera morbus" nebst einem Anhang. Von Dr. Barrie's.

Ein Wort zu seiner Zeit, oder praktische Beiträge zu den von mir herausg. Schriften über die Cholera morbus. Von Dr. Barrie's. Hamburg, 1831.

In beiden Schriften hat der Verf. seine früher angedeuteten Ideen weiter ausgeführt. Wir können Nichts thun, als sie wiederholt der unparteiischen Prüfung sachkundiger Männer empfehlen. Den von uns neulich erwähnten Aufsatz eines americanischen Journals über Malaria hat der Verf. werth gehalten, in einer Uebersetzung dem Publicum mitzutheilen (als Anhang zur ersten Schrift). Die zweite Schrift wird, da sie durchaus sich mit praktischen Vorschlägen beschäftigt, besondere und ungesäumte Beachtung verdienen. Der Verf. erwartet das Meiste von der allgemeinen Reinlichkeit, und hofft die drückende Sperre durch **Purificationsanstalten** überflüssig gemacht zu sehen. Die Sache ist von größter Wichtigkeit; es muß aber offenbar auf die Natur der verschiedenen Waaren genaue Rücksicht genommen werden, damit sie nicht durch feindselige chemische Prozesse leiden. Einen Reinigungsvorschlag für Hamburg wollen wir ausheben: —

"Wäre es nicht gut, wenn wir die engen Canäle der Stadt, wenn sie voller Schlamm und Unreinigkeiten liegen, mit der jedesmaligen Fluth absperrten, so daß sie fortwährend unter frisches Wasser gesetzt würden? Sümpfe, die unter frischem Wasser stehen, erzeugen nie böse Krankheiten; darüber sind die größten medicinischen und chemischen Gelehrten der ganzen Welt einig. Wer hindert uns daran, ähnliche Maaßregeln zu ergreifen? Wo enge Canäle sind, werden zu beiden Seiten zwei derbe eichene Pfähle, die in der Mitte eine Falzung haben, eingerammt. In diese Falzung faßt eine von eichenem Holz verfertigte Scheidewand, — wie bei den Mühlen, was Schotten oder Schütten genannt wird — und sperrt, zur Zeit, wenn die Fluth da ist, das angehäufte Wasser in diesen engen Canälen. Es müssen freilich Wächter dabei angestellt werden, welche die Fluth dieser Canäle nicht versäumen dürfen, und jedesmal zu rechter Zeit abschotten müssen; sodann bleibt das Wasser so lange stehen, bis wieder die neue Fluth kommt, und der Canal wird stets mit **frischem Wasser** gefüllt. Diese Vorsichtsmaaßregeln dürften für Hamburg noch jetzt anwendbar sein."

Unser einziger Zweifel ist — wenn mit eintretender Ebbe gesperrt, mit eintretender Fluth geöffnet wird, wird nicht das Wasser, wenn man zögert, doch ablaufen, und wenn man eilt, doch stehen bleiben?

Die aus einem der obigen Auszüge bekannte Thatsache bringt der Verf. mit andern Beobachtungen in eine interessante Verbindung: —

"Ueber mittelmäßig hohe Gebirge verliert der Hund die Spur seines Herrn. Im zweiten Stock des Hauses findet er die Sachen, die er sonst meilenweit am Boden der Erde nachspüren kann, nur mühsam und oft gewiß nur zufällig, weil er sie erkannte. Im dritten Stock hat es mit dem scharfen Geruche des Thieres ein Ende. Wahrscheinlich halten sich aus demselben Grunde Ratten und Mäuse mehr Parterre und in Kellern, als in den höheren Stockwerken des Hauses auf; es müßte denn sein — wie in Magazinen, wo Korn und andre Lebensmittel aufgespeichert sind — daß der Fraß sie dahin lockt; und hierin erblicke ich einen ähnlichen Grund, daß ansteckende Krankheiten, weniger auf den Anhöhen und in den obern Stockwerken eines Wohnhauses Zutritt haben, als in niedrig liegenden Gegenden und solchen Wohnungen, die auf der ebenen Fläche der Erde oder in Gründen befinden; daher ist auch das Liegen auf der Erde zur Nachtzeit, selbst in gedielten Wohnungen so schädlich, worauf die Behörden doch ganz besonders, bei der ärmeren Volksclasse, Rücksicht nehmen sollten. In den obern Stockwerken ist man durchaus mehr gegen die Ansteckung bösartiger Krankheiten, selbst der Cholera, gesicherter, als Parterre."

Dr. Barrie's glaubt sich durch die Kritik in Nr. 62 dieser Blätter gekränkt. Wir bedauern sehr, daß er es vorgezogen hat, durch ein Schimpfwort unserm Correspondenten zu antworten, anstatt durch die Widerlegung **bestimmter** Beschuldigungen.

Ueber Preßgesetz und Censur. (In der Neuen Monatschrift für Deutschland, herausg. von Friedrich Buchholz. 6s Heft, Juni 1831, S. 166—190.)

Wer wäre nicht gewohnt, Herrn Buchholz als den letzten Römer zu betrachten? Hier, dachten wir, ist ein Gegner der Preßfreiheit, ein offener Gegner, der sich nicht scheut, zu dem was er schreibt mit Namen sich zu bekennen; ein ehrenwerther Gegner, mit dem Keiner sich zu schämen braucht, eine Lanze gebrochen zu haben. Wir erwarteten, das Mögliche von einer Widerlegung geleistet zu finden; für Heerd und Hausaltar galt der Kampf; denn trostlos, vermeinten wir, würde Hr. Buchholz sein, wenn es je dahin kommen sollte, daß die neue Monatschrift censurfrei erscheinen müßte —

"weinen, weinen würd' er um die Waise,
Daß sie nicht mehr ihren **Censor** hat!"

Aber, o Himmel! was mußten wir erleben! Welcher grausame Verdacht drängt sich auf, wie unabweisbar die Indicien, auf die er sich stützt! Herr Buchholz ist ein Jacobiner geworden; ein verkappter Jacobiner freilich; aber ein arger Jacobiner in der That. Unter der Firma, die Censur zu vertheidigen, schreibt er den Beweis, daß sie abgeschafft werden muß. Seine Gründe sind schlagender selbst, als die der eifrigsten Freunde der Preßfreiheit. Die Zuthat von Legitimität, die Emballage des Ultraismus, macht diesen Publicisten noch gefährlicher; man muß ihn durch-

aus der speciellen surveillance der Behörden empfehlen.

Erst fertigt Hr. B. den Professor Krug ab, der dem wiedergeborenen Königreich Sachsen die Censur als eigene Bevormundung der incorrigibeln Scribenten empfiehlt. Professor Krug hat vieles Nützliche geschrieben; aber es ist sein Unglück, daß sein Geschmack immer schlechter zu werden, und in einer sich unendlich weit verbreitenden Seichtigkeit unterzugehen scheint. So hat selbst der hausbackene Verstand, den er zu predigen pflegt, nicht immer von absurden Vorschlägen sich entfernt gehalten. So fanden wir uns schon hier, zu unsrer Verwunderung, mit Hrn. Buchholz im Wesentlichen übereinstimmend, aber die Art wie er im Verfolg über Welcker's Schrift berichtet, hat uns bewiesen, wie weit er die Vertheidiger der freien Presse überflügelt hat.

Herr Buchholz hat die stärksten Stellen aus Welcker's Schrift zusammendrucken lassen, ohne sie durch einen Widerspruch, durch eine Anmerkung, zu unterbrechen; am Ende begnügt er sich, Welcker's Argumentation verkehrt zu nennen, und zu bemerken, unter der Herrschaft der Censur (wenn es nicht die einer theologischen Inquisition gewesen sei) habe noch niemals ein Schriftsteller den Giftbecher getrunken, sei noch Keiner an's Kreuz geschlagen worden! Das wird vermuthlich das "seltne Glück der Zeiten" sein, von denen Tacitus spricht. Hr. B. aber kann unmöglich im Ernst die Censur damit vertheidigen wollen, daß man die Schriftsteller nicht straft, wenn, dem Gesetz nach, nur der Censor strafbar sein könnte. Schlimm genug, und schlimmer als genug, wenn das Schwert des Damokles über der Scheere des Censors schwebt! Kann es eine ungroßmüthigere Denkungsart geben, als wenn die Schriftsteller sich unter einander gratuliren, daß nicht sie selbst, sondern daß ein Dritter für ihre Vergehen verantwortlich sein soll?

Dann giebt Hr. Buchholz sich das Ansehen, als halte er die freie Presse in England, in Frankreich, für die Wurzel alles Uebels. „Fragt man, welche Vortheile die Engländer ihrer seit dem Jahr 1694 unbedingt freien periodischen Presse verdanken, so dürfte die wahrste Antwort folgende sein — 'sie sind durch sie in den Vorurtheilen, die ihnen für die Verfassung eigen waren, so lange bestärkt worden, bis die Evidenz den Ausschlag über alle Täuschungen gegeben hat.'" England ist nämlich durch seine freie Verfassung ruinirt worden, und die Presse hat unablässig die freie Verfassung unterstützt. Q. E. D.

Ferner stellt Hr. B. sich an — der Schalk! — als halte er sämmtliche Publicisten für Lumpenhunde. "Wer sind denn diese Publicisten? Und was tragen sie denn in sich, um für Lehrer des menschlichen Geschlechts zu gelten — sie, die immer nur der einen oder der andern Partei dienen, und nur als Werkzeuge der Liberalen, oder der Ultras, oder auch eines kranken Ministeriums einen Geist haben?"

Wenn die Menschheit nicht ganz verlernt hat, gerecht zu sein, so muß sie eine Ausnahme machen zu Gunsten des Redacteurs der Neuen Monatschrift. Gewiß, Hr. Buchholz hat einen Geist als Hr. Buchholz. Und ist nur erst eine Ausnahme gemacht — wer weiß —

"deme unum, deme etiam unum" —

vielleicht finden wir Anderen auch noch Gnade!

Aber der tiefste Kern, der rechte Mittelpunct von Hrn. Buchholz' Lehre ist noch zurück. Man vernehme: —

"Ist bei der Einführung der Ständeversammlungen im Geiste des Jahrhunderts etwas versehen worden: so hat das Versehen offenbar darin bestanden, daß man geglaubt hat, eine öffentliche Gesetzgebung ohne vollkommene Preßfreiheit haben zu können. Dieß ist deßhalb unmöglich, weil öffentliche Gesetzgebung und vollkommene Preßfreiheit unzertrennlich von einander sind, dadurch, daß die letztere nur die Vollendung der ersteren ist. Der begangene Fehler liegt also nur in dem Wahne, daß mit Kammern, d. h. mit einer öffentlichen Erörterung der Gesetzesvorschläge, gute Gesetze möglich seien. Ist dieser Wahn beseitigt, so hat die Preßfreiheit einen großen Theil ihrer Wichtigkeit verloren, und die Frage, ob Censur nöthig sei oder nicht, ist fast zu einer gleichgültigen geworden. Man kann daher auch mit der größten Sicherheit annehmen, daß, wenn die Oeffentlichkeit der Gesetzgebung in gewissen Staaten Deutschlands fortdauert, die vollkommene Freiheit der periodischen Presse nicht ausbleiben werde, die Folgen derselben für die Bundesverfassung Deutschlands mögen ausfallen wie sie wollen. Auch hierbei gilt der alte Ausspruch: 'daß der Mensch nicht scheiden (trennen) soll, was vermöge der Natur der Dinge zusammengehört.'"

Also eine Repräsentativ-Verfassung ohne freie Presse ist ein Unding. Das ist was wir hundert Male behauptet haben, und nicht müde werden zu behaupten. Darum gebt uns die Presse wieder frei. Aber Hr. B. sagt: jede Repräsentativ-Verfassung ist vom Uebel. Zehn Jahre höchstens kann das Repräsentativ-System noch bestehen. "Es ist dieses nach allen, in der Gesellschaft waltenden Entwickelungsgesetzen, die ausgedehnteste Periode, welche man einem so fehlerhaften, die Fundamente der Gesellschaft so bestimmt zerstörenden politischen System bewilligen kann." Ob es mit der Preßfreiheit vielleicht noch schneller zu Ende gehen würde, wird nicht gesagt. Aber welches Zugeständniß liegt in der Voraussetzung, daß die deutsche Bundesverfassung neben der Preßfreiheit nicht würde bestehen können! Man sieht, es ist Hrn. B. wieder nicht ganz ernst. Er ist viel zu loyal, um einen so bittern Tadel gegen die deutsche Bundesverfassung vorzubringen. Zwar ist die Ironie Etwas gewagt; aber Hr. B. wird ja wissen, wieviel er wagen kann!

Nun wird erwiesen, daß kein Preßgesetz Etwas taugt, weil Peyronnet's Preßgesetz nichts taugte. Der Schluß ist köstlich: —

"Wenn die Bekämpfer der Censur auf Repressiv-Gesetze dringen, um die Presse in den nöthigen Schranken zu erhalten: so vergessen sie offenbar, daß man solche Gesetze so abfassen kann, daß sie die Rückkehr der Präventiv-Einrichtung höchst wünschenswerth machen. Dies war auf unverkennbare Weise, der Fall mit jenem Preßgesetz, welches Herr von Peyronnet im Jahre 1827 in Vorschlag brachte, und das man spottweise das Gesetz der Gerechtigkeit und der Liebe nannte."

Sollte man glauben, daß ein renommirter Publicist einen solchen Schluß im Ernst macht? Daß er das Publicum für so einfältig hält, um ihm einen solchen Schluß zu bieten? Man muß bessere Dinge glauben. Es ist nicht möglich.

Um den Spaß zu krönen, schließt der witzige Artikel mit einem Wunsch für Professor Welcker. —

"Das Einzige was wir in Beziehung auf ihn wünschen, ist, daß sein Oppositionsgeist, dessen Redlichkeit zu verkennen wir weit entfernt sind, ihn eben so in die Bahn irgend eines Ministeriums führen möge, wie es so vielen anderen Oppositions-Männern widerfahren. Denn alsdann werden ihm urplötzlich die Augen aufgehen über das, was die gesellschaftliche Ordnung und Entwickelung allein sichern und befördern kann."

Da haben wir's. Laßt einen Oppositionsmann erst "in die Bahn irgend eines Ministeriums geführt werden," und die Augen werden ihm aufgehen. Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum. Wir wollen nicht fragen, was es heißt: "in die Bahn irgend eines Ministeriums geführt zu werden." Wir wollen überhaupt keine indiscreten Fragen machen. Die Hauptsache aber steht fest: — wenn Hr. Buchholz irgend Etwas erwiesen hat, so ist es Dieses: man muß entweder das Repräsentativ-System abschaffen, oder die Censur.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

62. Hamburg. Montag, den 5. September. **1831.**

Inhalt.

Vermischte Schriften aus den Kreisen der Geschichte, der Staatskunst, und der Literatur überhaupt. Von Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Zwei Bände. Leipzig, 1831. Göschen. 412 und 379 S. 8.

Die Thätigkeit, in welcher der Verf. seit 1794 als akademischer Lehrer stand, und eine seit demselben Jahr ununterbrochene Teilnahme an geachteten Journalen, mochte ihm einen reichen Vorrath von Materialien für diese Sammlung bieten. Der Wunsch lag nahe genug, einzelne Proben einer so langen und rüstigen Thätigkeit zusammenzustellen; und umsichtige Auswahl konnte dafür bürgen, daß kein billiger Leser dem "erat quod *tollere* velles" die minder günstige Bedeutung unterlegen würde. Denn was man von solchen Sammlungen mit Recht erwartet, ist weder die Neuheit und Originalität der Ansichten, noch eine weitverbreitete Gelehrsamkeit, die zur Aufhellung eines einzelnen Punctes concentrirt wird. Jene pflegt, mit seltenen Ausnahmen, in selbständigen, größeren Werken, diese in umfassenderen wissenschaftlichen Darstellungen niedergelegt zu werden. Dagegen sucht man, und hier gewiß nicht vergebens, die Richtigkeit allgemeiner Gesichtspuncte, die Genauigkeit und Zweckmäßigkeit specieller Notizen, die faßliche Darstellung gemeinnützlicher Wahrheiten. Diese Eigenschaften werden der vorliegenden Sammlung zahlreiche und dankbare Leser erwerben.

Wen das Studium größerer Werke zu weit führen würde, der findet hier eine Probe der politischen Ansichten, die von einem geschätzten Lehrer der Staatswissenschaften auf einer vielbesuchten Universität vorgetragen werden. Er wird sich leicht überzeugen, daß ein solcher Einfluß auf die Bildung künftiger Staatsdiener wohlthätig einwirken muß. In dieser Beziehung ist besonders eine Reihe von Aufsätzen im ersten Band wichtig genug, um einen ausführlicheren Bericht zu verdienen, als wir in diesen Blättern zu geben vermögen.

Um das Verständniß der Geschichte, insbesondere der Zeitgeschichte, zu befördern, unterscheidet der Verf. drei Systeme: das der Revolution, das der Reform, das der Reaction. Solche Gesichtspuncte erleichtern den Ueberblick; aber wie schwer es hält, sie erschöpfend zu definiren, hat der Verf. selbst gefühlt, indem er zwischen der Revolution und der Reform dem Princip der Bewegung, zwischen der Reform und der Reaction dem Princip der Stabilität seine Stelle anweiset. Versuchen wir es, seine Ansicht zu erläutern.

Zur Revolution führt das Bedürfniß der Reform und die Reaction der Regierung. Die Letztere kann Veranlassungen dazu geben, die an sich unbedeutend erscheinen; die eigentlichen Ursachen müssen tiefer liegen. An einer Stelle sagt der Verf.: "Die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts hat es hinlänglich bewiesen, daß weder allein die fehlerhafte Verfassung, noch allein die Finanznoth, geschweige weit unerheblichere innere Staatsgebrechen, eine Revolution herbeiführen; sondern nur das Veralten der Verfassung und die Finanznoth gemeinschaftlich, wobei übrigens die Mitwirkung sehr mannigfaltiger und verschiedener örtlichen Verhältnisse nicht abgeläugnet wird."

An einer andern Stelle modificirt der Verf. seine Behauptung. "Kein Volk wogt in Revolution auf, dem nicht eine der Grundbedingungen der fortschreitenden Civilisation verweigert oder verkümmert wird. Nur da, wo das Volk in seiner Intelligenz und sittlichen Kraft bereits höher steht, als eine ängstlich besorgte und in ihren Maaßregeln schwankende und wechselnde Regierung; oder wo die Regierung durchaus und geradezu den Fortschritt der Civilisation hemmen, wo sie, durch die Kunstmittel der Reaction, das bereits in's Volksleben eingetretene Bedürfniß des Fortschreitens in der Civilisation gewaltsam unterdrücken, und die entfalteten Jugendblüthen unter dem zerfallenden Staube abgestorbener Formen zerstören will: nur da also, wo man den Geist und den gegenwärtigen Standpunct der Civilisation eines Volkes durchaus verkennt, können Tage eintreten, wie am 27—29. Juli 1830 in Paris, wo, unter furchtbaren Blutströmen, die Civilisation einen folgereichen Sieg über die Reaction erfocht."

Der Verf. verwahrt sich gegen die Auslegung, als sollte jedes hemmende Princip, jedes Temporisiren einer Regierung gleich als Reaction gestempelt und verdammt werden. "Es ist nicht Reaction, wenn eine Regierung ihr Volk noch nicht für reif und politisch mündig hält für diejenigen Veränderungen und Fortbildungen im innern Staatsleben, welche bereits bei andern Völkern desselben Erdtheils in's Dasein traten; es ist nicht Reaction, wenn eine Regierung, bei der begründeten, oder nur scheinbaren Befürchtung zu weit zu gehen, oder durch unberechenbare Verhältnisse zu weit fortgeführt zu werden, lieber das bestehende Alte beibehält, als zur Einführung neuer zeitgemäßer Formen sich entschließt." Indessen fühlt er doch keinen Beruf, dem beliebten Grundsatz der Stabilität das Wort zu reden: —

"Die mildern Anhänger dieses Princips sind, an sich, den Reformen im Einzelnen nicht abgeneigt; nur sollen sie nicht zu weit gehen, und nur immer als halbe, oder gar als Viertelsmaaßregeln versucht werden. Man fühlt z. B. die Nothwendigkeit einer neuen bürgerlichen und Straf-Gesetzgebung. Wohin könnte aber ein völlig neues Gesetzbuch führen? Man begnügt sich daher in jedem Jahre mit einem halben Dutzend neuer Mandate und Decrete. Man erkennt ferner die Nothwendigkeit einer gerechten und gleichmäßigen Besteuerung; allein der Mäusethurm der Exemtionen erhebt sich stolz und fest über die Wogen des Rheins. Man will das Licht der Erkenntniß nicht geradezu unter den Scheffel setzen; man fürchtet sich aber vor dem vollen und reinen Lichte der Sonne, weil wohl Einzelne den Sonnenstich erlitten haben. Man ahnet das Lähmende und Beengende des Zunft- und Innungswesens; allein man erholt sich an dem Gedanken, daß die deutsche Welt doch bereits tausend Jahre mit Zünften und Gilden bestand, und daß die nächsten tausend Jahre ebenfalls mit Zunftladen, Innungszwange und veralteten Förmlichkeiten (angeblichen Gerechtigkeiten) recht füglich ablaufen können. Man hört nicht ohne mitleidige Wallungen des Gefühls, daß übertriebene Mauthen und Zölle die Menschen entsittlichen, das Heer der Schwärzer vermehren und ermuthigen, und die, gegen sie ausgeschickten, Gensd'armen und Grenzjäger in die würdigsten Nachfolger der spanischen Menschenjäger

auf den Antillen im zweiten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts verwandeln. Allein, was zu thun? Der Finanzetat verlangt jährlich eine bestimmte Summe in Millionen aus Mauthen und Zöllen; — und Alles bleibt *beim Alten*, bis die menschliche Freiheit, welcher die Hand Gottes das Ziel *vorwärts* steckte, die beengenden Fesseln der Stabilität zerbricht, die, nach dem Zeugnisse der Geschichte, nur bis zu einem gewissen Höhegrade angezogen werden können. Erscheinungen solcher Art werden aber *erspart*, wenn die Regierung selbst von dem Systeme allmähliger Reformen ausgeht, und den Faden derselben in ihrer Hand behält."

Als ein Beispiel systematischer Reaction wird die Geschichte der englischen Stuarts in ihren Grundzügen, hauptsächlich nach Lord John Russell's Darstellung, ausgeführt. Allerdings würde nächst den Bourbons, ein so treffender Fall nicht gefunden werden. Aber es läßt eine Art der Reaction sich denken, die den Keim ihres Untergangs nicht minder entschieden in sich trägt, und bei welcher das Verkennen der Zeit aus einem edeln Streben hervorgegangen. Wir meinen die Reaction zu Gunsten eines veralteten und factisch verlassenen Princips, das vor dem Treiben der Gegenwart die größere Consequenz und die sittliche Würde voraus hat. Die Bestrebungen des Agis und Kleomenes, was waren sie anders, als eine Reaction im Sinn des *alten* Systems? Daß Sparta in der Zeit, in welcher diese Reaction auftrat, an Bürgertugend und an Bürgerglück unendlich ärmer war, als in jener früheren, da Lykurg's Gesetze mit gewissenhafter Strenge gehalten wurden, darüber kann kein Zweifel sein. Die Reaction war so gründlich als möglich, sie war von dem eifrigen Wunsch nach dem Besseren beseelt, und sie mußte doch mißlingen. Denn sie war, wie das System, das sie zurückzuführen bemüht war, auf die Voraussetzung basirt, daß der Geist des Gesetzgebers nicht nur das Reich der Möglichkeit zu erschöpfen, sondern auch die freie Entwickelung der kommenden Geschlechter, ihr sittliches Bedürfniß und ihre Neigung, nach verständiger Willkür zu modeln im Stande sei. Die Abneigung gegen das Bestehende, kann im Volk bis zur Erbitterung, bis zur Wuth gesteigert werden. Aber ein ganz eigenthümliches Verhältniß war es, in welchem die Spartaner jener Tage zu ihrer alten Verfassung standen, und nichts kann bezeichnender sein, als die Worte, mit welchen Plutarch es geschildert hat. "Die Jüngeren schlossen sich dem Agis sogleich, und über seine Erwartung eifrig an, sie gürteten sich zur Tugend, sie verwandelten, der Freiheit zu Liebe, ihre Lebensweise wie ein Gewand. Aber den Meisten der älteren Bürger, bei denen das Verderben tiefere Wurzel geschlagen hatte, begegnete es, daß sie bei dem Namen des Lykurg erschracken und bebten, wie ein entlaufener Sclave, der ergriffen und zu seinem Herrn zurückgeführt wird." *) Das Beispiel scheint uns unwidersprechlich darzuthun, daß es eine Reaction zu Gunsten des Alten geben kann, die nicht unter den vom Verf. angegebenen Gesichtspunct zu bringen ist; eine Reaction zu Gunsten des Besseren, die aber doch nicht Reform zu heißen verdient; in dem angeführten Fall schon deswegen nicht, weil die Wahl der Mittel einen unglücklich gewaltsamen Charakter trug. **)

Wir haben das Beispiel nicht ohne Absicht gewählt; denn es drängt sich dabei eine Parallele auf, die wir gerne, wenn wir Raum dafür schaffen könnten, ausführen möchten. Die Schwärmerei der neuen Altdeutschen war eine *Reaction* in demselben Sinn. Vieles Tüchtige, Preiswürdige, Herrliche ward zurückersehnt; aber veraltete Formen der neuen Zeit wieder aufzuzwingen war ein nicht minder vergebliches als verkehrtes Bemühen. Glücklich, daß die Völker gelernt haben, das Glück und die Freiheit auf der Bahn des besonnenen Vorwärtsschreitens zu suchen.

Den Widerstreit der historischen Ansicht mit der idealen sucht der Verf. zu vermitteln. "Der Mensch in der Wirklichkeit kann ebensowenig von seiner Vernunft und ihren ewigen Gesetzen, wie von der Geschichte, sie umschließe die Gegenwart oder die Vergangenheit, sich trennen: er ist und bleibt auf der Erde ein Zögling von Beiden, und Alles, was als edel, gut und recht in die Zeit eintrat, stammte entweder unmittelbar aus der Vernunft, oder war doch vereinbar mit ihren ewigen Gesetzen, und behauptete seinen Platz in der Wirklichkeit, insofern und bis wie weit es der Vergangenheit sich anschloß, und bessere, zweckmäßigere Formen der Verfassung, Regierung und Verwaltung allmählig an die Stelle der veralteten und abgestorbenen setzte." Man sieht, daß der Verf. aus dem Erfolg einer Unternehmung auf ihre Vernunftmäßigkeit zu schließen geneigt ist. Wird er den Schluß umkehren wollen? Gewiß nicht — es wird also von der Zweckmäßigkeit der Mittel doch auch die Rede sein müssen. Und in der That ist es gerade dieser Punct, an welchem die meisten Versuche der Reform zu scheitern pflegen. Denn die Kenntniß, die dazu erfordert wird, wenn sie nicht durch den Blick des Genies ersetzt wird, ist lediglich durch Erfahrung zu erwerben. Es ist nicht nur die historische Begründung der bestehenden Institutionen, die in Betrachtung gezogen werden muß; die Art und Weise, wie eine neue Maaßregel wirken, der Eindruck selbst, den ihre äußere Erscheinung machen wird, muß Gegenstand der Berechnung werden. Darum ist es so häufig der Impuls des Augenblicks, die allgemein gefühlte Aufregung, die unabweisbare, ungeduldige Sehnsucht nach etwas Besserem, was den Knoten zerhaut anstatt ihn bedächtig zu lösen. Darin aber stimmen wir wieder gänzlich mit dem Verf. überein, daß es keiner revolutionairen Tendenz gelingen würde, das bessere historische Element zu verdrängen, und den Völkern ihre Vergangenheit zu rauben. "*Was wirklich* sich überlebte, gehe im Staatsleben unter; eben aus dem einfachen Grunde, *weil* es sich überlebte. Was aber, nach dem unwiderlegbaren Zeugnisse der Geschichte, noch tief und frisch im Lebensboden der Völker wurzelt; was, mit unverminderter Kraft, im Staatsleben der Gegenwart seine Blüthen treibt, und in üppig jungen Zweigen hinausstrebt nach dem Athem der Luft und nach dem Strahle der Sonne; das also, woran wirklich noch die Völker mit Achtung und Liebe haften; das zerstört nicht das Beil der Revolution und die Säge der Demagogen."

Der Verf. hat über das System der Reaction geschichtliche Nachweisungen gegeben. Er hat dasselbe für das System der Reform gethan, in drei Aufsätzen, die sich gegenseitig erläutern. *) Wir heben eine Stelle aus dem ersten der unten bezeichneten Aufsätze aus — eine von den wenigen Stellen, die, wie wir besorgen, zu Mißverständnissen Anlaß geben könnten, die ohne Zweifel dem Gedanken des Verf. ferne waren: —

"Das mehr als tausendjährige Staatsgebäude *Venedigs* fiel beim ersten äußern Stoße — *ohne Schlacht* und unbetrauert von der Mitwelt — im Jahre 1797 zusammen, weil die Verfassung dieses Freistaates längst veraltet war, und selten in einer Republik der Mann *aufsteht*, noch seltener mit seinen Absichten *durchdringt*, der die Zeit des wirklichen Veraltens und das Bedürfniß der Anwendung des Systems der politischen Reformen erkennt. Denn nie wird von herrschenden Corporationen, — sie mögen übrigens die Farbe der Aristokratie oder der Demokratie tragen, — das System der *Reformen ausgehen*. Es sind vielmehr, nach dem Zeugnisse der Geschichte, einzelne hervorragende Geister, — *Fürsten*, die zur rechten Zeit und auf der rechten Stelle erschienen, oder *Minister*, in der Nähe einsichtsvoller und wohlwollender Regenten — welche nach

---

*) Plutarch's Agis 6.

**) Man erinnert sich der Ermordung der Ephoren, die Kleomenes vergebens zu rechtfertigen suchte. Plut. Kleom. 8; 10.

*) Geschichtliche Andeutungen über die Anwendung des Systems der Reformen in monarchischen und in republicanischen Staaten — Andeutungen über politische und kirchliche Emancipationen — die Emancipation des dritten Standes.

dem ihnen einwohnenden, ihr Volk und ihre Zeit überragenden, Geiste den Zeitpunct der nöthig gewordenen Verjüngung des innern Staatslebens erkannten, und, mit weiser Berücksichtigung der Oertlichkeit, der erreichten Bildungsstufe ihres Volkes und seiner Stellung in der Mitte anderer Staaten, das System der Reformen handhabten. Durch solche zeitgemäße Reformen glänzen der Ostgothe Theoderich, Karl der Große, Alfred, Elisabeth von England und Heinrich der vierte in der Geschichte."

Der ganze, vorbereitende Proceß der Reform scheint uns, zumal in neueren Zeiten, ein andrer zu sein, als man noch solchen Aeußerungen schließen könnte. Männer, deren Geist "ihr Volk und ihre Zeit überragte" — Männer, wie Pombal oder Joseph II. — werden unter den unglücklichen Reformatoren aufgezählt. Wellington hat eine der größten Reformen durchgeführt — wir haben nicht in die Schmähungen gegen ihn eingestimmt, aber es würde bittre Ironie sein, von ihm behaupten zu wollen, daß sein Geist "sein Volk und seine Zeit überrage." Seine Erklärung gegen die Parlamentsreform beweiset hinlänglich, wie wenig er diese seine Zeit begriffen hat, wie er nur als Werkzeug der Bewegung sich geliehen hatte, von der er Verderben und Bürgerkrieg voraus sah, wenn sie nicht auf dem Wege der Reform anerkannt und beschwichtigt würde. Im Volke selbst hatte durch die zunehmende Intelligenz, durch die bald aufopfernden, bald ambitiösen Bemühungen Derer, die sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, durch die unermüdete, unberechenbare Wirksamkeit der Presse, das Element sich gebildet, das die Reform gebot. Ganz so war es mit der Parlamentsreform. Sie ist nicht das Werk des Ministeriums; das Ministerium ist das Werk der Reform; Grey's Premierschaft und Brougham's Erhebung war ihr Anfangspunct.

So glauben wir denn auch die Anwendung auf die Republiken bestreiten zu müssen. Einmal hat der Verf. nur an dominirende Corporationen gedacht, deren Vortheil dem Staatsinteresse entgegenstehen könnte. Wir haben Gelegenheit gefunden, unsern Glauben an republicanische Institutionen auszusprechen, bei welchen das Gleichgewicht so glücklich gehalten ist, daß eine Ueberschreitung der verfassungsmäßigen Befugniß kaum denkbar, weil keine Versuchung dazu vorhanden ist. Ferner möchten wir daran erinnern, daß in Republiken überall von der verdienstlichen Thätigkeit des Einzelnen weniger Aufhebens gemacht wird, daß die Reform noch weniger als in Monarchieen, an eine Persönlichkeit sich knüpft. Ein allgemein gefühltes Bedürfniß wird gewiß nicht lange unerledigt bleiben: es ist zu sehr im Interesse aller Bürger, die Maaßregel, die Allen frommen wird, in Anregung zu bringen und durchzuführen. Schwieriger allerdings wird der Fall, wenn die Rechte einzelner Gebierstheile zur Sprache gebracht werden — und hier wird es vor allen Dingen Pflicht, die Vergangenheit von dem Vorwurf der Ungerechtigkeit zu retten, sobald sich nachweisen läßt, daß im Lauf der Zeit neue Ansprüche sich bilden mußten, welche die Verfassung noch nicht berücksichtigen konnte, aus dem einfachen Grunde, weil sie sie noch nicht vorfand. Das Gehässige und Beunruhigende solcher Verhältnisse wird ferner bedeutend vermindert werden, wenn man die Geschichte zum Zeugniß anrufen kann, daß in früherer Zeit, wenn ähnliche Ansprüche sich bemerklich machten, die Anerkennung derselben nach anschaulich gelieferten Beweisen, vielleicht nicht ohne Anstrengungen und Opfer, aber daß sie doch zur Genugthuung aller Classen der Gesellschaft erfolgte. Endlich werden die Wortführer Derer, die auf Anerkennung dringen, nicht besser thun können, als den unzweideutigen Beweis zu führen daß sie selbst am wenigsten geneigt sind, die Sache an Persönlichkeiten zu knüpfen; daß sie der Gegenwart ihre Ansprüche, unter den Augen der letzten Generationen entsprungen, mit fester Haltung vorzutragen wissen, ohne darum, selbst ungerecht, die Vergangenheit mit Vorwürfen zu überhäufen; daß sie in der Zögerung nicht jedes ehrenwerthe Motiv verkennen; daß sie selbst durch individuelle Beschwerden und zufällig dazwischentretende "untoward events" sich den richtigen und würdigen Gesichtspunct nicht verrücken lassen; daß sie nicht einer Parteisache sich bemeistern, sondern in Wahrheit dem allgemeinen Besten dienen, und eine Reform fördern wollen, die auf das gesammte Staatsleben beruhigend und kräftigend zurückwirken kann. Unter solchen Verhältnissen kann es denn auch in einem wohlgeordneten Freistaat nicht ausbleiben, es müssen Männer schon durch ihre Stellung im Staat sich berufen fühlen, die Initiative der Reform zu ergreifen, ohne den Nimbus überragender Gesetzgeber zu ambitionniren, oder die dreifarbige Fahne aufzuziehen; Männer, denen es erwünschter und dem Heil des Freistaats förderlicher erscheint, die Discussion mit Ruhe und Besonnenheit in den Formen der verfassungsmäßigen Oeffentlichkeit geführt, als sie nach auswärtigen Zeitungsblättern verschleppt, und in anonymen Pamphlets zurückgeschmuggelt zu sehen; Männer, denen die Uebereilung und die Einschüchterung fremd, denen aber auch die Freiheit zu werth, und das Recht zu heilig ist, um Beides vielleicht dem Spiel der Leidenschaften preis zu geben, die bei unnöthiger Säumniß hinzutreten könnten.

Wir haben uns durch diese Betrachtungen, die zu nahe liegen, um abgewiesen oder mißdeutet zu werden, von dem vorliegenden Werk entfernt, und können nur darauf zurückkommen, um mit wenigen Worten auf den weiteren Inhalt der Sammlung aufmerksam zu machen.

Unter den Nekrologen deutscher Gelehrten (Schröckh, Ersch, Jakob, Tzschirner, Cramer und Spohn) zeichnen sich besonders die drei erstgenannten aus. Es ist wohlthuend, an Schröckh's Verdienste erinnern zu sehen; unter den Wiederherstellern der Geschichte, denen ein Aufsatz im 2ten Band gewidmet ist, wo Schlözer's Freimuth und Spittler's Geist hervorgehoben sind, gebührt auch ihm eine ehrende Stelle. Die Erinnerungen an Wittenberg und seine Agonieen haben nicht nur ein örtliches Interesse. Die Vorbedingungen zur neuen Gestaltung des Gewerbswesens, und die Bemerkungen über die drei Systeme der Staatswirthschaft in Bezug auf die Verwaltung in Sachsen, sind praktischen Inhalts. Leichterer Natur sind die Bemerkungen eines Humoristen über Karlsbad, Franzensbad und Marienbad. Die beiden Bände enthalten dreiunddreißig Nummern; die von uns angeführten Titel beweisen, daß für Abwechselung gesorgt ist. Man darf einen dritten Band erwarten; denn der Verf. will das Erscheinen desselben von der Aufnahme abhängig machen, welche die beiden ersten finden werden.

Gedichte von Gustav Pfizer. Stuttgart, 1831. Neff.

Das gleichzeitige, bedeutende Auftreten der beiden Brüder — Gustav Pfizer, und Paul Pfizer, Verf. des Briefwechsels zweier Deutschen — mag als ein Zeichen von guter Vorbedeutung gelten. Erfreulich ist es auch, daß der Ton, den Byron's deutsche Nachahmer angegeben und bis zur allerlangweiligsten Potenz gesteigert und fortgeleiert hatten, endlich abgeklungen zu sein scheint. Auch von der selbstmörderischen Manier eines berühmten Dichters, der sein Geschäft, das Schönste durch frechen Scherz zu vernichten, neuerdings in Prosa fortgeführt hat, verräth sich hier keine Spur.

Dagegen ist es auffallend, in welchem Maaße bei diesem Dichter die Reflexion vorherrscht. Man vermißt vor Allem die naive Unbefangenheit des Liedes, und den Accent der Leidenschaft. Culturmensch, gewiß im edleren, aber doch im modernen Sinn, weiß er die bewältigende

Macht des Gedankens nicht abzuweisen, der künstlichen Bildung, die er sich angeeignet hat, sich nicht zu entäußern. Selbst wenn ihm ein Bild gelungen ist, das er mit Liebe ausgemalt, überrascht er durch eine epigrammatische Wendung. Hier ein Beispiel: —

"Wie nach lang verträumten Wochen
Ueber eine laue Nacht
Zarte Rosen, aufgebrochen,
Stehn in frischer Jugendpracht:
Also tritt mir Einemmale
Aus der Kinder wildem Chor,
In der Schönheit Morgenstrahle,
Sittsam schön die Jungfrau vor.

Sind es nicht dieselben Wangen
Und der Lippen frisches Roth,
Die sie jüngst noch unbefangen
Jedem gern zum Kusse bot?
Ja die holden Farben wecken
Süßen Wunsch in jeder Brust;
Aber strenge Blicke schrecken
Feindlich auch zurück die Lust.

Ach es ist nicht Haß noch Schauer,
— Die das junge Herz nicht kennt —
Was mit hoher Scheidemauer
Plötzlich von der Welt sie trennt.
Einsam in der bunten Menge,
Glühend von des Heimweh's Schmerz,
Flüchtet sie aus dem Gedränge
Aengstlich an der Mutter Herz.

O da dürfen keine Worte
Erst des Trost's Vermittler sein!
Durch der Brust geheime Pforte
Zieht der sel'ge Friede ein.
Schnell gefaßt und ohne Wanken
Schwebt die Seele ernst und mild,
In dem seligen Gedanken:
Daß sie sei der Mutter Bild.

An des Herzens lauten Schlägen
Fühlt sie, und am heißen Blick:
Manch Geheimniß will sich regen!
Doch sie drängt es schnell zurück.
Nicht der Vorhang wird zerrissen!
Kein Orakel wird enthüllt.
Und in heil'gen Finsternissen
Thronet fort das Götterbild.

Doch des Lebens goldne Zügel
Hat sie klug und fest erfaßt;
Lustig schwebend, ohne Flügel,
Banget ihr vor keiner Last.
Lebet Jedem zu Gefallen,
Lindert jede Noth und Qual;
Aber fürstlich über allen
Stehet sie mit freier Wahl.

Unaussprechliches zu sagen
Scheute sich von je mein Mund;
War ich auch so kühn zu fragen,
That es doch mir Keine kund:
Wie im aufgeblühten Busen
Eine neue Zeit beginnt —
Und ich weiß nicht ob die Musen
Fühlen wie ein sterblich Kind?"

So finden sich in der Sammlung, die an neuen Stoffen reich ist, verhältnißmäßig nur wenige "Gelegenheitsgedichte;" und auch in diesen gefällt er sich in der Ausführung einer Idee, die, zufällig hingeworfen, ihn interessirt: z. B. in "seinem Hohenzollern;*)" —

"Wo auf des Berges Höhen
In halbzerstörter Pracht
Ruinen trauernd stehen,
Wenn rings ein Eden lacht:
Ergreift ein seltsam Ahnen
Die Brust mit süßer Pein;
Der Vorwelt heil'ge Manen
Zieh'n in der Seele ein.

Sind denn zerfall'ne Mauern
Des Todes Denkmal nur?
Warum verstummt dies Trauern
Auf grün- und goldner Flur?
Wo Früchte glühend reifen,
Da fielen Blüthen ab,
Und wie dein Blick mag schweifen,
So fällt er auf ein Grab.

Auf Hohenzollerns Warten
Sahst du, von Waldesgrün
Umrauscht, den Todtengarten
In stillem Frieden blüh'n.
Du wünschtest eine Stelle
In seinem bunten Schooß,
Geküßt von grüner Welle,
Beschützt von bleichem Moos;

Erlaub' es mir, zu deuten,
Was da dein Herz ergriff,
Und hin zu fernen Zeiten
Das junge Leben rief:
In solchen stolzen Höhen
Fliegt auch der Geist empor
Und schaut mit trunknen Wehen
Auf zu des Himmels Thor.

Hier ist's, wo mit dem Leben
Der Tod sich hold vermählt,
Und sein ermattet Streben
Mit neuer Gluth beseelt.
Des Schauders blinde Schuppe
Fällt wie ein dünner Flor,
Und strahlend aus der Puppe
Schwingt Psyche sich hervor.

Drum schau'n in milder Stille
Wir zu der Jahre Flucht;
Das Leben ist nur Hülle
Und Tod ist Blüth' und Frucht.
So sang ich, weil ich mußte —
Erkenn'st du es als dein:
So wollest mir, Auguste!
Auch ferner Muse sein."

Charakteristisch ist die Art, wie die Reflexion der Empfindung sich vermält, in dem "Nachsommer:" —

"Lieder, die ich einst gedichtet,
Hoffnungsreich und himmelklar,
Als mein Herz von der gelichtet,
Deines Auges Spiegel war,
Treten frisch vor meine Seele,
Und manch' Bild taucht neu empor,
Und von alter Zeit erzählt
Ich mir selbst mit Wehmuth vor.

Nicht in alte Bande schlagen
Möcht' ich dies befreite Herz!
Nicht zurück zu jenen Tagen,
Die so reich an Lust und Schmerz!
Ausgeschöpft ist jene Quelle,
Die ich bodenlos geträumt,
Matt und traurig schleicht die Welle,
Die mir bis an's Herz geschäumt.

Armes Mädchen, dessen Güte
Ueber kargen Schatz gebeut!
Das mit kindischem Gemüthe
Seine Haabe bald zerstreut!
Was dein süßes Aug' versprochen,
Deine Seele hielt es nicht:
Und mit stolzem Sinn zerbrochen
Hab' ich meiner Liebe Pflicht.

Könnt' ich aus der Armuth Ketten,
Aus der schweren, dunkeln Nacht
Hülfreich deine Seele retten!
Führen in des Lichtes Pracht!
Könnte dich die Luft erquicken,
Die so geistig weht um mich:
Spiegelte in deinen Blicken
Auch ein inn'rer Himmel sich:

O dann bliebe ohne Wanken
Mir dein Bild in's Herz gedrückt,
Und den Göttern wollt' ich danken
Daß sie dich so reich geschmückt:
Da nur ist des Lebens Feier,
Wo das Höchste noch versteckt;
Wo des Auges heil'ger Schleier
Noch ein süß'res Räthsel deckt!

Doch als jüngst in stiller Stunde
Ich Erinn'rungsspiele trieb;
Da vernahm ich eine Kunde,
Wie so bleich du seist und trüb;
Wehmuth schwillt mir im Gemüthe,
Und ich ahne, daß der Gram
Dich, die einst so lieblich blühte,
In die kalten Arme nahm.

Immer sind mir nun die Sinne
Von dem blassen Kind erfüllt;
Und ich werd' es trauernd inne:
Welchen Schatz der Gram enthüllt,
Wie nur Wehmuth, nicht Entzücken,
Von den ächten Perlen thaut,
Und aus schmerzgedämpften Blicken
Geistiger die Seele schaut.

Alte liebe Zeiten spüret
Meine Seele wunderbar,
Und du hast mich neu gerühret,

*) Es sei uns vergönnt, hier an ein paar Strophen aus Gustav Schwab's "Schwabenalb" zu erinnern — wer die Trümmer der preußischen, und zugleich die der Stammburg Barbarossa's im Abendschein gesehen hat, der wird sie werth halten: —

"Doch Blick und Lied in vollern,
In schnellern Bahnen zieht!
Das ist ja Hohenzollern
Was noch so sonnig glüht:
"Der Staufen ist gesunken
In abendliche Nacht:
Du aber stehst noch trunken
Von königlicher Pracht!"

> Wenn es auch nicht Liebe war;
> Trotzig hat sich dir entwunden
> Ungestüm einst dieses Herz,
> Aber neu zu sel'gen Stunden
> Hat gewonnen mich dein Schmerz."

Die Bilder sind fast ohne Ausnahme edel, und nicht selten neu: sie erinnern manchmal an die Manier von Shelley, dessen Andenken auch ein Gedicht gewidmet ist.*) Gerne würden wir das Denkmal für Julius Malachowski ausheben —

> "An einen Namen sei gekettet
> Die Klage, die dem Volke gilt!" —

aber wir können nur noch Raum finden für ein kurzes Gedicht — "die Betenden:" —

> "Die Hände haben wir gefaltet,
> Von irdischem Geschäfte rein;
> Wir schließen ihn, der um uns waltet,
> Den wesenlosen Gott drin ein.
>
> Es neigt sich unser Leib zum Staube,
> Womit er seines Ursprungs denkt;
> Indeß sich himmelwärts der Glaube
> Im frei erhab'nen Auge lenkt.
>
> Wir beten still, weil aller Orten
> Ein heil'ges Echo wiederklingt
> Und so, in rauschenden Akkorden,
> Das Weltall seine Hymnen singt.
>
> Wir beten aber, weil die Quelle
> Sich immer sehnt zu ihrer Fluth;
> Weil in der stets bewegten Welle
> Derselbe Himmel ewig ruht."

Unsre Leser werden uns Dank wissen, wenn wir zu dieser Sammlung, die uns eigentlich für diese Woche zu spät zugekommen ist, sie noch einmal zurückführen.

Der Freiheitskampf der Polen gegen die Russen. Zweite Abtheilung. Vom 1. April bis zum Tode des Feldmarschalls Diebitsch. Leipzig, 1831. Engelmann. 117 S. kl. 8.

Die Fortsetzung dieser Arbeit leistet, was die Vorrede bescheiden ankündigt. Sie fördert die Uebersicht, indem sie bewährten Quellen folgt, und abgerissene Berichte durch einfaches Raisonnement verbindet. Nur in den Ton in welchem von Diebitsch gesprochen wird, können wir nicht einstimmen. — Heben wir die Betrachtungen über die Schlacht von Ostrolenka aus: —

"Wenn jedoch auch die Ehre der polnischen Waffen an diesem blutigen Tage nicht gelitten hatte, so mußten die Polen doch immer deshalb in großen Sorgen sein. Vor der Hand ließ sich nur so viel erkennen, daß der Verlust an Menschen und Material sehr groß war, und Beides ist dort schwer zu ersetzen, wo heimliche Feinde ringsherum an den Gränzen Alles wegzunehmen suchen, was das Ausland mitleidig zu spenden eilt. Dann war der ganze große Feldzugsplan des Skrzynecki vereitelt und dies will noch viel mehr sagen. Man täusche sich nicht durch seine Angaben, daß er nur beabsichtigt habe, den Brüdern in Litthauen Hülfe zu bringen. Freilich wollte er dies, allein er konnte es nur, indem er den größeren Gedanken ausführte, auf die Hauptstraße vorzubrechen, welche von Grodno herabkömmt, sich auf ihr, d. h. in Bialystock, festzusetzen, das russische Heer unter Diebitsch von den Garden und allen den Zufuhren abzuschneiden, die daher kommen und seine Feinde so in die gefährlichste Lage zu bringen. Dieser Plan war mißlungen. Indem er zwischen Narew und Bug vorwärts eilte, warf sich Diebitsch, der die Gefahr noch zeitig genug einsah, auf seine große Heersäule. Es wiederholte sich die Schlacht von Görschen oder Lützen am 26. Mai bei Ostrolenka. Damals wollte Napoleon über die Elster und sich zwischen ihr und der Mulde aufstellen. Die Spitze seiner Colonne war bereits am 2. Mai bis Lindenau, als auf einmal die Russen und Preußen auf dem Wege von Pegau her auf die Straße nach Lützen vorbrachen. Allein Napoleon hatte die vier Dörfer Groß- und Kleingörschen, Rana und Kaja, durch ein ganzes Armeecorps, das Ney'sche, besetzt. Diese vier Dörfer bildeten eben so viele natürliche Bastionen; in einem verschobenen Vierecke liegend, unterstützten sie sich gegenseitig. Ney behauptete sie mit ungeheurem Verluste, bis Napoleon mit der jungen und alten Garde zu Hülfe kam und der Vicekönig Eugen statt nach Leipzig herein zu marschieren, das er nur mit einer Division besetzte, Zeit gewann, durch Markranstädt über den Floßgraben den Preußen in die rechte Flanke zu fallen. Gerade so ist auch Skrzynecki auf seinem Marsch angegriffen worden. Ostrolenka ward für ihn, was Kaja für Napoleon werden sollte. Es war der Schlüssel zu seiner Stellung und darum ist auf der Brücke hier über die Narew und dem Damme so viel herrliches Blut, leider umsonst! geflossen. Labienski, der die Brücke schützte, hatte nicht das Glück von Ney. Umsonst! Denn dieser große Plan war vereitelt, es war auf solche Weise auch die ganze Offensivoperation vereitelt; es war die kostbare Zeit verloren, die zur Einleitung derselben nöthig war; es war wieder der ganze Strich zwischen Narew und Bug und zwischen Bug und Weichsel in feindlichen Händen, welche durch diese Operation frei geworden wäre; es war endlich das ganze Corps des Generals Chlapowski und Gielgud in und über Lomza abgeschnitten worden, denn es gehörte fast Uebermenschliches dazu, wenn es sich, in der Fronte von den Reserven gedrängt, welche von Dünaburg heranzogen, im Rücken von Diebitsch angegriffen, der nun die Hände frei und in den nächsten Wochen nichts zu fürchten hatte, in der rechten Flanke mindestens von Kosakenwolken umschwärmt, den Rückweg bahnen oder in Litthauen festen Fuß fassen sollte. Gehen bei einem solchen Corps auch nicht die nothwendigsten Lebensmittel aus, so nimmt doch der Kriegsbedarf ab und alle Tage schmilzt durch Tod und Krankheit ein Corps, das ohne gehörige Basis operirt."

An so trübe Besorgnisse schließen die letzten Berichte aus Warschau sich an. Sie sind betrübend für Jeden, der die Freiheit vom Gesetz nicht zu trennen gewohnt ist. Nicht von uns werden unsere Leser eine Apologie des Vorgefallenen erwarten. Aber wir behaupten, es ist nicht von der Art, daß die Freunde der Freiheit ihren Glauben an die polnische Nation aufgeben müßten. Der Bericht beruht bis jetzt einzig auf einem Correspondenzartikel der Staatszeitung; bis heute (Freitag) hat die siebente Post noch keine Bestätigung gebracht. Der Bericht ist unbestimmt und in sichtbarer Eile hingeworfen. Aber er soll authentisch sein und in allen Einzelnheiten correct. Was geht daraus hervor? Ohne Urtheil und Recht sind Leute, die man, unentschieden ob mit Recht oder Unrecht, für Verräther nahm, getödtet worden. Das Verbrechen ist groß, die äußerste Aufregung, die Ueberzeugung, daß die Umgebrachten den Tod verdienten, kann es nicht rechtfertigen. Aber wer hat es verübt? Hat das Volk von Warschau Theil daran genommen? Darüber schweigt der Bericht. Aber das Volk soll verführt worden sein, wir wollen es annehmen. Welcher Theil des Volks? Hat man das Beispiel von Ehre und Großmuth vergessen, den ungefährdeten, freien Abzug Konstantin's und seiner Truppen? Und wer sind die Verführer? Wie es scheint die Leute vom patriotischen Club. Hat man nie von "carlistischen" Factionen gehört, die den Sansculottismus zu Excessen reizen? Fünf und dreißig Personen verloren das Leben. Wie viele Bluturtheile sind von bestellten Richtern in Frankreich während der Revolution gefällt! Man verabscheut ihre Sentenzen; aber man verdammt nicht das Princip der Revolution. — Am folgenden Tag war Warschau beruhigt, und die Rädelsführer der Verbrecher verhaftet: die Consuln von Oesterreich und Frankreich vertrauten der wiederhergestellten Ordnung. Man muß das Nähere erwarten.

---

*) Wir hoffen noch einmal Gelegenheit zu finden, über Percy Bysshe Shelley in diesen Blättern zu reden.
. . . . . . Manibus date lilia plenis!
His saltem accumulem donis, et fungar inani
Munere" . . . .

man muß unterscheiden, man darf nicht eine Handvoll Verführer, einen Haufen von Verführten, verwechseln mit der polnischen Nation.

Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Henrich Steffens. Breslau, 1831. Max.

(Zweiter Artikel.)

Wer ein vollständiges Glaubensbekenntniß erwartet, oder etwa, um den Namen des Lutherthums zu rechtfertigen, eine Erläuterung und fernere "Apologie" der augsburgischen Confession, der wird getäuscht werden. Auch die verzeihliche Neugierde, über den Zustand und die Eigenthümlichkeiten der neuen Gemeinde bestimmtere Auskunft zu erhalten, wird hier nicht befriedigt; die Schrift ist nicht im Namen der Gemeinde verfaßt; sie macht keinen Anspruch darauf, mit der Autorität einer Kirchengemeinschaft ausgestattet aufzutreten; vielmehr deutet Steffens selbst an, daß er "sich an die Spitze Derer gestellt hat, die, *doch in andrem Sinne*, sein Bekenntniß theilen." Es ist also nur der individuelle Bildungsgang *eines* Mannes, den die kleine Schrift vor unsern Augen entrollt; es ist die Kunde von seinem individuellen Verhältniß zur Religion, von seiner individuellen Ansicht über die Stellung der Kirche, und, was das Publicum nicht am wenigsten interessiren wird, über das Verhältniß der "Gebildeten und Geistreichen" zur Kirche.

Versuchen wir es einige der leitenden Ideen des ideenreichen Buches, so weit es irgend angeht, mit den Worten des Verf. wiederzugeben.

Auf welche Weise der zweite Theil dieser Schrift an den ersten, über welchen wir berichtet haben, sich anschließt, geht aus dem Folgenden hervor: —

"Es ist bekannt, daß alle meine Schriften eine nicht zu verdrängende religiöse Richtung haben; mehr oder weniger hervortretend, je nachdem der Gegenstand es erlaubt, fehlt sie fast in keiner ganz. War es eine Erinnerung aus der frühen, schönen Zeit meiner Kindheit? Ich nannte diese meine Religion das Christenthum, sie knüpfte sich genau an das Streben, das Innerste der Persönlichkeit in einem jeden Menschen zu erkennen — wie diese Richtung entstand, wie sie sich immer mehr entwickelte, was mir jetzt das Christenthum ist — soll hier dargestellt werden."

Die Gewohnheiten des Naturforschers, der zuerst nach den wesentlichen, unveränderlichen Merkmalen eines Gegenstandes fragt, mochten diese Tendenz auch auf die Beobachtung geselliger Kreise und einzelner Menschen übergetragen haben. Indessen ist mit der "innersten Persönlichkeit" noch etwas mehr gemeint: Alles Dasjenige nämlich, was dem Menschen als Zeugniß eines göttlichen Ursprungs, als Mitgabe aus einer höheren Welt einwohnt. "Diese innerste Eigenthümlichkeit eines Menschen, der Ausdruck seiner ewigen Persönlichkeit, hat ihre Gestalt, die nie in der Erscheinung rein hervortreten kann, aber in Augenblicken des reinsten Daseins sich loswindet, und uns dann wie aus einer höheren Welt begrüßt."

Einer solchen Richtung mußte die Poesie, die des Menschen edelste Natur zu enthüllen versteht, eine der willkommensten Erscheinungen sein.

"Poesie und Kunst sind selbst Eigenthümlichkeiten, die tiefsten, die bedeutendsten, mir die angenehmsten, und große Dichter, wie hervorleuchtende dichterische Zeiten scheinen mir Das, was ich in dem geheimen Schicksale des Menschengeschlechts zu erforschen suchte, in concentrirter Gestalt näher zu rücken. Wenn die Harmonie der Sprache und der Anordnung mich hinreißt, wenn die Bedeutung aufgeschlossener Naturen mir nahe tritt, wenn mir die klare, in sich vollendete Form, welche so widerstrebende Stoffe zu überwältigen vermag, eine innere Zufriedenheit gewährt, dann ist es mir, als wenn ich in das Räthsel des Daseins tiefer hineinblickte, ja die Poesie selbst ist mir das größte, unergründlichste — und führt mich zu einer tieferen Quelle. Die Wahrheit der Dichtung, die mir, Gottlob, nie verborgen blieb, die mich in allen Formen, im leichtesten Scherze, wie im tiefsten Ernste anzieht und bewegt, *deutet auf eine höhere, giebt sie aber nicht.*"

Wir haben die letzten Worte ausgezeichnet, weil sie den Schlüssel dazu geben, wie der Kunstgenuß anziehen und begeistern kann, ohne doch die in tiefem Gemüth erwachte Sehnsucht ganz zu befriedigen. Ob die Philosophie das geleistet, was der Kunst zu vollenden versagt war? Es würde zu weit führen, wenn wir dieser Erörterung in's Einzelne folgen wollten. Ein Resultat ist bündig und entscheidend, wenn auch in der Form einer Frage, ausgedrückt. "Wird nicht die Speculation dann erst lebendig, wenn der Verstand sich in unauflösbare Widersprüche verwickelt sieht, und wird sie nicht in höherem Sinn bestätigt, indem man ihren engen Standpunct zu verlassen wagt?"

Um den Commentar zu dieser Aeußerung vollständig zu liefern, würde man die Geschichte der Philosophie schreiben müssen. Wem aber auch nur die Hauptzüge derselben gegenwärtig sind, und wer auch nur es versucht hat, über das, was den Menschen ängstet und in Zweifel wirft, und was ihn wiederum aufrichtet und zu hoffen drängt, wie die Phrase ist, "in's Reine zu kommen," der wird sich nicht darüber täuschen können, welcher Art die "Widersprüche" sind, und welches die rettende Zuflucht, durch welche es dem Denker gelingen mag, ihren Labyrinthen sich zu entwinden.

Es ist ein allgemein verständlicher Ausdruck, im Glauben vor den Zweifeln Ruhe suchen; die Darstellung des Verf. setzt es aber in's hellste Licht, daß er unter dem Glauben einen Entschluß, eine freie, sittliche Handlung versteht.

Ist der Zweifel ein Uebel? Ist die Ruhe ein Gut? und soll dieses Gut zu erringen sein ohne sittliche Kraft, ohne würdige Erhebung des ganzen Wesens, *ohne ein Opfer?*

Irren wir nicht, so ist damit die Grundidee der Ansicht angedeutet, zu welcher der Verf. sich bekennt: so ist damit die Natur dessen bezeichnet, was er "absolute Hingebung" nennt. Nicht diese oder jene geistige Fähigkeit soll in Anspruch genommen werden, sondern des Menschen ganzes Wesen. Nicht sein Erkennen soll aufgehellt, nicht sein Gemüth nur veredelt werden, sondern sein Leben. Er soll "heimisch werden in der erhabenen Welt," der er entstammt: er soll "nicht bloß denken, sondern auch leben, wo seines wahren Denkens unzweifelbare Quelle allein gefunden wird." Der Glauben — die absolute Hingebung — ist ihm darum billig nicht nur ein Zustand, der beschrieben werden kann, sondern eine Erfahrung, die erlebt werden muß.

"Immer dringender trat die Forderung hervor: Dich *ganz* hingeben, das ganze Dasein, Handeln, und Denken, versenken in ihn — um Alles wieder zu empfangen, gereinigt und für die Ewigkeit bestimmt! Ich hatte es oft gesagt, ich hatte es gelehrt in Schriften und Reden — es war keine Lüge; *aber ich hatte es nicht erlebt.*"

Welcher Art das Opfer ist, hat er deutlich genug bezeichnet. "Was Du erst durch den Verstand fassen, ja selbst durch das höhere Denken begreifen willst, was eben deßwegen erst Bedeutung erhält, wenn es *durch Dich bestätigt ist*, vernichtet das Wesen der unbedingten Hingebung ganz und gar — Du bist wieder auf dem Standpunct, den Du verlassen willst. Ein jeder Zweifel erzeugt neue ohne Zahl; *alle müssen vernichtet werden, oder alle haben gesiegt.*"

So das Opfer für den *Denker*; aber schwerlich würde der Verf. läugnen wollen, daß es Naturen giebt, denen eine krankhafte, einseitig gereizte Empfindung, oder ein für tiefere Eindrücke minder empfängliches Gemüth, mehr als ein schwer zu beruhigender Hang zur philosophischen Kritik im Wege stehen wird. Es ist wiederum der durchaus *individuelle* Character

der Schrift, der aus dieser Darstellung hervorleuchtet.

Darin aber geht er am entschiedensten, und gewiß am glücklichsten, gegen herrschende Ansichten an, daß er die Religion nicht einseitig zur Sache des Verstandes, und ebensowenig der Empfindung machen will, sondern zur Sache des Lebens. Um so weniger wird sie in Phrasen dem ersten Besten entgegengetragen, oder in geglätteten Empfindungen zur Schau gestellt werden, sondern vielmehr, wie sie es soll, als innerstes Lebensprincip das ganze Wesen durchdringen.

So kann ihm denn auch seine Religion nicht bloß die Summe gewisser Lehren, Ermahnungen, Tröstungen sein, erbaulich zu gebrauchen in vorkommenden Fällen: nicht bloß ein Ding, für ihn vorhanden, für ihn gültig, und etwa für wenige Gleichgesinnte; nicht bloß eine Sammlung von Wahrheiten, aus dem Lauf der Dinge abstrahirt, aber ohne bestimmte Beziehung zur Gestaltung des Weltlaufs, zur Erziehung des menschlichen Geschlechts. "Mir war das Christenthum das größte Weltereigniß, und nur als solches, nie als Product subjectiver Gedanken und Gefühle, vermochte ich es zu fassen." "Das Christenthum ist die innerste Mitte der erlösenden Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts und der Natur."

Aber das Lutherthum? Es mag nicht ganz leicht sein, und, gestehen wir es offen, uns ist es etwas schwer geworden, uns in der Darstellung des unterscheidenden Charakters seines Lutherthums zurechtzufinden. Wir waren anfangs versucht, anzunehmen, es habe dieser ausgezeichnete Denker, wie einzelne alte Philosophen des Christenthums, so des Lutherthums sich bemächtigt, um seine Philosopheme an ein Gegebenes, an ein Positives, an eine bestehende Religion anzuknüpfen. Wir glauben uns überzeugt zu haben, daß der Verdacht ungerecht, und die Vergleichung mit den Gnostikern der ersten Jahrhunderte, an die wir gedacht hatten, ungegründet ist. Denn bei diesen phantasiereichen Denkern war es mehr um die Aufstellung eines Systems, um die genügende Rechtfertigung einer alles erklärenden Theorie zu thun. Unsern Verf. zog ein ganz anderes als theoretisches Bedürfniß zur Religion. Wenn er dem Lutherthum Eigenthümliches beigemischt hat, so sind es nicht Lehrsätze, die er hineingetragen, sondern es sind religiöse Gefühle, die sich ihm untrennbar damit verknüpft haben. Wir müssen hier durchaus auf das Werk selbst verweisen: unsre Andeutungen können nur mangelhaft sein.

Luther steht ihm so hoch "als der Gewaltige, welcher berufen war, der ganzen Geschichte in allen ihren Richtungen eine andere Gestalt zu geben," nicht bloß, weil er die Hierarchie bekämpfte. Sondern er verehrt in Luther den Mann, der das Heiligthum jedem Einzelnen im Volk aufschloß, der es erkannte, daß in Jedem das Christenthum als ein lebendes Princip "Gestalt gewinnen," und seiner besseren Natur, als eine aus der höheren Welt seiner Heimath dargebotene Nahrung, neues Heil, neue Kraft, und unvergänglichen Keim des Segens mittheilen soll. Das Bild eines nährenden, den edleren Keim entwickelnden Princips ist dem Verf. besonders lieb; er verknüpft es unmittelbar mit seiner Ansicht über das Sacrament des Altars, die er als die ächt lutherische geltend macht.

Nicht umsonst, giebt er zu verstehen, war Luther in diesem Punct unerschütterlich, lehnte er die Möglichkeit der Vereinigung mit den Schweizern durch minder strenge Auffassung ab. Nicht umsonst drang Luther auf Anerkennung der "realen Gegenwart." Sie war ihm mehr, sie ist dem Verf. mehr, als "bloßes Dogma, an Worte gebunden." Sie ist ihm "der Geist der augsburgischen Confession." Luther gab ihr "eine innere geistige Bedeutung, weil ein weissagendes Gefühl ihn ahnen ließ, daß die Gewalt des reflectirenden Verstandes die Kirche zerstörenden würde;" und darum "wies er den ersten Versuch dieser Gewalt so entschlossen ab."

Der erste Versuch des Verstandes, die "reale Gegenwart" abzuläugnen, verwandelte, behauptet der Verf., "die ganze Lehre in einen Gegenstand sinnlicher Reflexion, legte den Keim zu allen den Veränderungen, die sich später ausbildeten, ausbilden mußten, wenn sich gleich eine tiefere Ansicht, durch eine inconsequente Scheu, lange in der Geschichte erhielt, und sich noch in vielen Gemüthern erhält."

So kann ihm denn die Union, als ein Versuch, die Differenz zu beseitigen, nicht anders als ein Schritt erscheinen, der von der Grundansicht des Christenthums entfernt, und der "zerstörenden Reflexion" das Feld einräumt. So glaubt er denn auf Anerkennung der Ansicht dringen zu müssen, die ihm für die ächt lutherische gilt.

Es ist nicht mehr als billig, ihn selbst zu hören, wenn er glaubt, gegen ein Mißverständniß sich verwahren zu müssen. "Es ist von keinem Dogma die Rede, noch weniger von den Zwistigkeiten und seltsamen Spitzfindigkeiten der Theologen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts. Ich bin kein Theologe, aber die Religion, wie sie mir höher steht, als alles Irdische, ist mir Gegenstand des tiefsten Nachdenkens, und was ich auf diese Weise mir selbst klar zu machen suchte, ist die Grundansicht meines Glaubens geworden. Das Abendmahl ist mir die höchste, wichtigste, mysteriöseste aller religiösen Handlungen, ja so wichtig scheint sie mir, daß für mich durch sie alle Lehre die unergründlichste Bedeutung erhielt."

Wie wenig man sich nun auch mit seiner rein individuellen Auffassung befreunden, wie wenig man seine Opposition gegen die vorherrschende calvinische Vorstellungsweise theilen, wie wenig man wünschen mag, den Streit erneuert, und den einen Punct einseitig hervorgehoben zu sehen, so wird man doch seine Protestation gegen die aufgedrungene Vereinigung ehren. Verkannt wird sie nur von Denjenigen werden, die mit einem sinnlosen Geschrei über Mysticismus jeden Ausdruck der Ueberzeugung zu übertäuben suchen. Werfe den ersten Stein auf ihn, wer ihm selbst das Zeugniß der Achtung und Liebe gegen Andersgläubige versagen kann, wenn er bestimmt erklärt: "ich behaupte keineswegs, daß dieser hohe Genuß allein gebunden ist an das Bekenntniß, so wenig in der That, als er nothwendig dieses begleitet. Eine Behauptung der Art erkläre ich schlechthin für lieblos, dem Sinne des Christenthums widersprechend." —

Wir glauben die Gränzen zu kennen, innerhalb welcher wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser für Gegenstände dieser Art in Anspruch nehmen dürfen. Brechen wir daher ab, mit der Bemerkung, daß ein sehr interessanter, und für uns der erfreulichste Theil der kleinen Schrift noch zurück ist: die Ansicht des Verf. über die "Aristokratie der Geistreichen," und ihr Verhältniß zum Volk.

Schriften über die Censur.

Commissionsbericht über die Motion des Abg. Welcker, auf Aufhebung der Censur und Herstellung vollkommener Preßfreiheit. Erstattet von dem Abg. Duttlinger. Karlsruhe, 1831. Braun. 32 S. 8.

Commissionsbericht über den Antrag der zweiten Kammer auf Aufhebung der Censur u. s. w. Erstattet in der ersten Kammer der badischen Ständeversammlung von dem Freiherrn v. Wessenberg. Karlsruhe, 1831. Müller. 30. S. 8.

Da es unter den Schriftstellern deutscher Zunge keinen Vertheidiger der Censur mehr zu geben scheint, so würd' es verlorne Mühe sein, wenn wir die Gründe für ihre Abschaffung wiederholen wollten. Eine andere Frage ist zur Sprache gekommen, und auch in diesen beiden Commis-

fionsberichten erörtert worden. Die Censur besteht, wie wir alle wissen: aber hat sie ein gesetzliches Bestehen in den constitutionellen Staaten? Können die bekannten Bundestagsbeschlüsse für constitutionelle Staaten bindend sein?

Die beiden Kammern der badischen Stände haben diese Frage verneint. Duttlinger's Worte sind ebenso treffend als einfach: —

"Wer den Bundesbeschlüssen die Auslegung wirklich giebt, daß die Vorschrift absolut nothwendiger Censur in ihnen enthalten sei, hat eben hierdurch über ihre dermalige Unanwendbarkeit auf unsern Staat sein Urtheil ausgesprochen.

"In den Institutionen, welche die Verfassung dem badischen Volke gewährt, gehört die Preßfreiheit.

"Die Congreß- oder Bundesbeschlüsse enthielten eine Aufhebung dieser kostbaren Bestimmung unserer Verfassung, wenn sie das unbedingte Gebot der Censur enthielten.

"Würden aber Bundes- oder Congreßbeschlüsse solchen Inhalts Rechtsgültigkeit, verbindende Kraft, für uns haben?

"Nein! antworte ich mit Muth und Zuversicht. Nein! Nimmermehr! Was auch immer bezahlte Hofpublicisten dagegen sagen möchten, eine Abstimmung in Karlsbad oder Frankfurt reicht nimmer und nimmer hin, die Verfassungen der constitutionellen Staaten umzustürzen.

"Die Verfassung wäre nicht mehr die Grundfeste der Rechte und Freiheiten, sie gliche mehr dem Kartenhause, für die Spiele der Kinder, das der leiseste Hauch der Willkür von der einen Seite her in jedem Augenblick umzustürzen vermöchte!" —

In gleichem Sinn hat Wessenberg sich ausgesprochen. Aber sein Bericht enthält noch eine andre, merkwürdige Thatsache.

"Statt des längst und wiederholt angekündigten Preßgesetzes für den deutschen Bund beschloß der erlauchte Bundestag im Jahr 1824, nach Umfluß des fünfjährigen Termins der Preßbeschränkungen von 1819, eine weitere Verlängerung derselben auf unbestimmte Zeit. Von dem Beschlusse dieser Verlängerung ist jedoch von unserer Regierung die Verkündigung nie erfolgt, obgleich der zweite Artikel unserer Verfassung sie ausdrücklich verlangt, wenn Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die Verhältni[illegible]scher Bürger im Allgemeinen betreff[illegible] Landesangehörigen verbindlich werde[illegible]"

Diese Thatsach[illegible] [W]essenberg's Namen, und durch die [illegible] der erlauchten ersten Kammer der [illegible] Stände, die seinen Bericht angenomm[en] verbürgt, wird kein deutscher Censor zu unterdrücken sich anmaaßen wollen. Es geht daraus unwidersprechlich hervor, daß in Baden die Censur in diesem Augenblick keine Art von verfassungsmäßiger Gesetzeskraft haben kann. Verhängt, ohne daß die Stände darüber befragt worden — verfassungswidrig in ihrem Ursprung — ist ihre Verlängerung noch minder gültig, indem sie nicht einmal zur Kunde des Landes gebracht worden. Wenn demnach einem Buchdrucker im badischen Land eine nichtcensirte Druckschrift von der Policei weggenommen werden sollte, so würde er bei jedem Landesgericht Klage führen können, und die Richter würden, wenn sie nach den Grundsätzen des Rechtes und der deutschen Ehre sprechen wollen, entscheiden müssen, daß kein Gesetz im badischen Land die Censur, viel weniger die Wegnahme einer nicht-censirten Druckschrift, verhängt.

Wir setzen einen Fall voraus, der nicht eintreten wird, noch eintreten kann: denn die Einstimmigkeit der Kammern bürgt dafür, daß dem badischen Volke sein gutes Recht auch ohne solche äußerste Schritte der Einzelnen nicht länger vorenthalten werden kann: daß die Verfassung etwas Besseres, als eine schlechte Plaisanterie, daß sie eine Wahrheit werden wird. Und dafür bürgt nicht nur die Einstimmigkeit der Kammern, sondern auch, nach allen Anzeichen, die Einstimmigkeit der Regierung mit den Kammern.

Das liberale Deutschland. Eine censurfreie Zeitschrift. In zwanglosen Blättern und Heften herausgegeben von J. G. A. Wirth. München, 3. Aug. 1831. (Probeblatt.)

Wir lieben die Censur nicht; aber wir lieben die Umgehung des Gesetzes noch weniger als die Censur. Und es liegt am Tage, daß diese Zeitschrift nur durch die Umgehung des Gesetzes censurfrei sein kann. Wenn der Redacteur das Bestehen der Censur in Baiern nicht für gesetzlich hielte, so würd' er zu diesem Umweg seine Zuflucht nicht genommen haben. Wir wissen ein solches Verfahren nicht zu billigen, am wenigsten in einem Augenblick, wo die Verhandlung der Sache noch im Gang, und die Beseitigung der Censur auf constitutionellem Wege mit Bestimmtheit zu erwarten ist.

Es giebt eine Art, der Censur den kleinen Krieg zu machen, zu der wir uns nicht entschließen können. Wir haben es von Anfang an andern, gewiß wohlmeinenden, Journalisten überlassen, über die "kleinen Unglücke," wie sie es wohl zu nennen pflegen, die ihren Collegen begegnet, Buch zu führen, und sie auf irgend welche Weise der Publicität zu übergeben, oder auch das Publicum am dritten Ort davon zu unterhalten, daß sie selbst einmal Havarie gemacht haben. Etwas kleinlich erscheint uns auch die berühmte Manier, durch Striche, Puncte oder andre Kritzeleien dem Publicum den Genuß zu verschaffen, daß es seine Phantasie an leeren Stellen promeniren kann, wo, wie man zu verstehen giebt, gefährliche Wahrheiten von welthistorischer Bedeutung gestanden hatten. Das mag ganz vergnüglich sein —

. . . . "juvat ire, et Dorica castra,
Desertosque videre locos, littusque relictum" —

aber die Emancipation der Presse ist eine viel zu gute Sache, und jetzt in viel zu gutem Gang, als daß man nicht, mit Verschmähung solcher Künstlichkeiten, den geraden Weg verfolgen sollte. Laßt nur Jeden freimüthig und anständig schreiben, eben als wenn keine Censur existirte; das Weitere wird sich finden.

Auch gegen die Tendenz einiger Aufsätze des Probeblatts müssen wir entschieden protestiren. Nichts kann lächerlicher und abenteuerlicher sein, als der Vorschlag, "durch eine Coalition der süddeutschen Mächte Preußen zur Einführung einer Repräsentativ-Verfassung zu zwingen." Und es klingt zum mindesten äußerst zweideutig wenn es heißt — "die Macht (der öffentlichen Meinung) biete nicht bloß in Baiern, Baden, Würtemberg und Hessen, sondern auch in Rheinpreußen, Westphalen, Hannover, Sachsen, Braunschweig und sogar in einem Theil von Oesterreich ihre Dienste an." Um aber das Maaß der Tollheit (wir bedienen uns schonender Ausdrücke) voll zu machen, heißt es ferner: — "Nur der feurige, weltbürgerliche Freund der Völker hat unter den deutschen Fürsten sich noch nicht gefunden. Ihm gehört die Welt, wenn er sich findet." Ein großmüthiger Patron, dieser censurfreie Münchener, der die Welt verschenkt. Sonst ward sie wohl auf's Spiel gesetzt um ein Paar schöne Augen —

"Sweet Florence, those were pleasant times,
When worlds were stak'd for ladies' eyes!" —

jetzt, wie es scheint, um eine Constitution, die dem Redacteur des liberalen Deutschlands gefällt. Aber der gesunde Verstand der Völker wird das liberale Deutschland vor einem solchen Stimmführer bewahren.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoffstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

63. Hamburg. Montag, den 12. September. 1831

Inhalt.

Gedichte von Gustav Pfizer. Stuttgart, 1831. Neff.

(Zweiter Artikel.)

Wir haben bereits den unterscheidenden Charakter dieser Sammlung angedeutet. Es ist die Souverainetät des Gedankens, die hier waltet, im leichten Spiel, wie im tiefen Ernst. Aber nichts könnte ungerechter sein, als wenn man darum dem Verf. seinen Anspruch auf den Dichternamen verkümmern, oder ihn mit den Lehrdichtern in eine und dieselbe, d. h., in die langweilige Kategorie werfen wollte. Die Leidenschaft brauset, ein weicheres Gefühl wiegt sich im Gesang; die Stimmung des Gemüthes schlägt den Grundton eines Liedes an. Warum soll nicht auch dem Gedanken, "dem räthselhaften Fremdling," im Tempel der Kunst seine Stelle geborgen werden? Und wenn es nur eine Nische wäre, deren Anbau von den Wenigsten gefördert, und von den Meisten vielleicht kaum bemerkt würde, es wird doch niemals an Denen fehlen, die sie mit Liebe ausstatten, und die mit Vorliebe darin verweilen mögen. Wenn der Gedanke überall nur durch das Bild zur Anschauung gebracht werden kann, während die Empfindung unmittelbar durch den namenlosen Ton, durch die Naturlaute der Musik sich mittheilt — soll es darum dem Gedanken versagt sein, sich ganz im Bilde zu verkörpern, und so nicht nur dem Bedürfniß der Mittheilung zu genügen, sondern den Schönheitssinn anzuziehen, und den seltenen Bund mit den Grazien zu schließen?

Es gilt nicht von allen Dichtern, wenn es auch von allen Liebenden gilt — "freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein." Unter den Gedankenvollen selbst, welche Mannigfaltigkeit! Shakspeare, Pope, Schiller, mögen die beiden Endpuncte bezeichnen, und die ziemlich mittelmäßige Mitte. Shakspeare und Schiller geben viel zu denken; Pope läßt nichts zu denken übrig. So gewandt war dieser Versificateur, daß seine Virtuosität alles Denken, das in seinem Bereich lag, auch in Verse gebracht hat. Er raisonnirt so geistreich als gefällig; aber er raisonnirt seinen Gedanken zu Tode. Shakspeare verschmäht es einen Gedanken zu hetzen, wenn er es nicht in baarem Muthwillen thut; in seinem Ernst wirft er nur einzelne, abgerissene Züge hin, aber welche Züge, und wie weit sie führen, und wie dicke Bücher die Deutschen darüber zu machen verstehen! Schiller hat das Eigenthümliche, daß man seinen Gedanken entstehen sieht. So tief erschließt er den Geist, aus dem jener entspringt. Er führt seinen Gedanken zur Vollendung, aber auf eine Weise, die den Leser anzieht, auf's Neue sich in den Gegenstand zu versenken. Man kehrt zu seinen Gedichten nicht williger als zum Stoff dieser Gedichte zurück. Edel in seinem ganzen Wesen, veredelt er, was er berührt, und empfiehlt es dem Begleiter, daß er es sich aneigne und pflege mit sorgsamem Sinn.

Schiller's Vorbild mag Jedem unsrer jungen, ideenreichen Dichter vorschweben. Aber daß nur Keiner vermeine, so leichten Kaufs es zu erreichen. Die Verachtung, die der Verf. gegen die Kritik blicken läßt, wird sehr heilsam sein, wenn sie ihn gegen die Bewunderung der Gutmüthigen nicht minder gleichgültig macht als gegen den Tadel der Böswilligen. Sein "Vorwärts" spricht, wenn auch mitunter in etwas großen Worten, eine frische und ehrenwerthe Gesinnung aus.

. . . .

"Ich will die Seele baden,
Will selbst vom Blüthenstaub
Der Lieder mich entladen;
Sie sei'n der Welt ein Raub!

Ich will mich nicht vermessen
Zu richten, was ich schuf;
Der alten Zeit vergessen
Macht mich ein neuer Ruf.

. . . .

Mir macht es keine Schmerzen,
Daß Großes mir mißlingt,
Weil tönend mir im Herzen
Ein Traum der Zukunft klingt.

Schlagt hinter mir zusammen
Ihr Wellen kalter Nacht!
Wenn nur vor mir in Flammen
Der frische Morgen lacht!

Ich schau' wie man im Volke
Ein Grab mir zürnend gräbt,
Indeß aus goldner Wolke
Ein Arm empor mich hebt."

Nur darin scheint er uns unrecht zu thun, wenn er den braven Leuten in seinem (und unserem) viellieben Neckarthal so grimmige und mörderische Absichten zuschreibt. Was hat er denn verbrochen, daß er glaubt oder "schaut," man wolle ihn lebendig begraben? Wir haben nichts Verfängliches in seinem Buch gefunden. Das Schlimmste sind die nachlässigen Reime; die Recensenten werden ihm sagen, sie seien hin und wieder grundschlecht; aber es wird Niemand Miene machen, ihm darüber "ein Leids anzuthun." Es scheint bei den jungen Dichtern, wie bei einer Classe von Liberalen, fixe Idee zu sein, daß man sie verfolgen wird. Es ist als glaubten sie nicht interessant genug zu sein, wenn nicht das Publicum erwartet, daß man ihnen, wenn nicht heute, doch gewiß morgen, den Proceß machen wird. Laßt unsern Dichter darüber unbesorgt sein. Mag er den "tönenden Traum der Zukunft" in's wache Leben hineinträumen, den "Arm aus goldner Wolke" aber auf sich beruhen lassen.

Wir leben der Hoffnung, daß sein Traum der Zukunft etwas Andres in sich schließt, als wieder einen solchen Band von Gedichten. Schon in diesem Band finden wir ein Streben, das aber vielleicht nicht ganz zum Bewußtsein gekommen ist, verwandte Stoffe zu einem Cyclus zu verbinden. Wir sind überzeugt, daß auf diesem Wege der Verf. etwas Bedeutendes und Neues hervorbringen wird. Fassen wir z. B. die einzelnen Gedichte in's Auge, die sich auf die Religionen der alten Welt beziehen, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Dichter eine Gallerie der Götter- und Heldensagen aufstellen möge. In den neuesten Zeiten hat die philosophische Auffassung der Mythologie eine so durchaus neue Gestalt gewonnen, daß sie wohl verdient, auf andre Weise, als in gelehrten Untersuchungen dem Publicum nahe gebracht zu werden. Daß er in den Geist dieser Forschungen eingedrungen, macht seinen Studien Ehre; daß er ihn in selbständigen Gebilden darzustellen weiß, bewährt den Dichter. Originell ist unter Andern sein "Heidenthum:" die Liebe der seligen Götter zu den Töchtern der Sterblichen.

"Mich, der Dich ewig wird überdauern,
Kannst Du mich lieben, Du holdes Kind?
Mußt Du nicht immer in Schmerzen trauern,
Die fremd dem Loos der Unsterblichen sind?
Neid kann dein seliges Herz nicht trüben,
Ferne steht er der Schönheit Thron;

Aber, o sage, kannst Du mich lieben,
Sterblichgeborne, den Göttersohn?

Und, o Geliebter, kannst Du es fassen,
Das geheimste Glück, den glühendsten Schmerz?
Selber als grausam muß ich mich hassen,
Denn nicht begreift es das eigene Herz:
Siehe, es ist der Reiz deines Todes,
Der mir der Wonne Genuß versüßt,
Wie in die Gluthen des Abendrothes
Stärkend die Wolke der Nacht zerfließt."

Und die Antwort der Erdentochter: —

"Meinst Du, es könne die Seele mir trüben,
Was mir dein himmlischer Mund erschloß?
O, wenn die Götter gränzenlos lieben,
Opfern die Sterblichen gränzenlos!

. . . .

Aber auch mich laß, die Sterbliche, sagen,
Was mir die Seele umdüstert wie Tod:
Daß auch die Götter ein Schicksal tragen,
Daß ihren Tagen ein Ende droht!
Eurer Herrlichkeit gold'ne Lichter —
Ach, sie erlöschen in sterbendem Schein,
Und nur der Busen klagender Dichter
Wird das Grab der Versunkenen sein."

Drei Nummern sind als zusammengehörend bezeichnet — der Gesang der Mänaden (für den modernen Geschmack ein etwas zu aristophanischer Chorgesang); der Gesang der Korybanten, und die Mysterien der Demeter. In den letzteren ist das Verhältniß der Mysterien zu der untergehenden Religion, und zu der wiederaufgehenden, angedeutet. Es genügt auf diese Darstellungen hinzuweisen; wer sich dafür interessirt, wird die Nummern leicht zusammenfinden, und die Ergänzung des Cyclus wünschen.

Auch einige historische Stoffe lassen es bedauern, daß der Dichter sie so vereinzelt hingestellt. Und wiederum sind die Gedichte, die mit der darstellenden Kunst in einiger Beziehung stehen, mit solcher Wahrheit ausgestattet, daß man außer "Guido's letzten Tagen" noch ein größeres Ganze mit lebhaftem Interesse lesen würde.

Je mehr der Gedanke das erregende, und, wenn man in dem Wort keinen Widerspruch finden will, das begeisternde Element ist, desto wünschenswerther wäre es, wenn die Combinationskraft nicht nur auf einzelne, farbenreiche Bilder, auf einige wenige treffende Parallelen sich beschränken, sondern einen würdigen Gegenstand in umfassenderen Darstellungen sich auserseher möge. Denn da das Epos verschollen, das Drama gesunken, das Lehrgedicht aber verrufen ist, so scheint ein neues Genre mit einigem Recht sich geltend machen zu können, das nicht durch eine ganz zusammenhängende Kette ermüdet, noch durch eine immer abgerissene ungeduldig macht. Wenn man erwägt, daß der Verf. so frühe schon, und als erste Gabe, eine solche Mannigfaltigkeit und eine so bedeutende Anzahl von kleinen Producten liefert, so kann man der Besorgniß sich kaum erwehren, daß bei fortgesetzter Thätigkeit hier wieder ein Talent, das Besseres versprach, in der Zersplitterung unterzugehen droht. Aber es ist die Frage, ob dem Verf. unser guter Rath willkommen sein wird; sein "guter Rath" an einen Künstler wird unsre Leser amüsiren, und ihnen eine neue Seite seiner Manier bekannt machen: —

"Du schufst ein Werk. Kann es dich kränken,
Wenn man nicht, was es kostet, mißt,
Und, statt des Schöpfers zu gedenken,
Ihn in der Schöpfung Reiz vergißt?

Wie du geglüht in bangen Nächten,
Der Schweiß dir von der Stirne rann,
Bis von den feindlich neid'schen Mächten
Die Kunst den vollen Sieg gewann —

Und dein Ermatten, deine Klage
Die schweren Sorgen in der Brust —
Das legen sie nicht in die Wage!
Sie trinken nur den Schaum der Lust!

O sei zufrieden! deine Sorgen
Verläugne keck und sei kein Thor!
Ja prahle nur: 'an Einem Morgen
Sprang es mir aus dem Haupte hervor!'

Daß ja kein sterblich Aug' es merke,
Wie du gerungen um den Sieg!
Wie oft beim mühsam ernsten Werke
Die Schaale zweifelnd sank und stieg!

Willst du das Höchste von dir stoßen?
Welch größern Ruhm beut dir die Welt,
Als daß sie zu den mühelosen,
Den sel'gen Göttern dich gesellt?"

Es findet sich in der Sammlung eine Gattung von Gedichten, für die wir keinen andern Namen zu finden wüßten, als Phantasien. Diese Gattung ist verführerisch; sie zieht an durch die Fülle von Bildern; aber die Wahrheit der Ideen vermischt sich dabei leicht einem Strom von minder klarer Quelle; und diese Art der Poesie läuft Gefahr, auf die Dauer zu ermüden: —

Die Jugend.

"Wer hat gesehen das Meer
Wellenlos zitternd,
Endlosen Spiegel
Tiefdunkeln Blau's:
Und hat nicht der Sehnsucht
Stumme Gewalt gefühlt,
Hinabzusinken,
Unter den Stürmen zu hausen
Im schwanken Pallast,
Und des Elementes
Seele zu sein?

Ein Meer ist die Jugend,
Von des Himmels Goldglanz
Und seinem Azur gefärbt.
Die Wellen beben in Wonne,
Heiß ist es drunten
Und kühl zugleich;
Boten steigen auf und ab;
Goldfische schauen
Nach dem Morgenroth,
Und Abends tauchen
In Lilienblässe
Schwäne auf.

O Meer! o Jugend!
Daß ihr mich fasstet
Mit Liebesarmen!
Daß ihr mich kühltet
In Krystallklüften!
Daß ich sterben könnte
Und Euer sein!

Aber das Meer
Tödtet den Menschen,
Und behält nicht den Todten.
Brausend in Zeugungsstürmen,
Warf einst an des Lebens Küste,
Es den Zitternden aus;
Aber die Zaubertiefe,
Will nicht seine Heimath,
Nicht sein Grab mehr sein;
Und fremd, wie das Meer,
Stößt ihn von sich die Jugend,
Der er entwachsen.

Was der Himmel sei,
Der im Meer sich spiegelt,
Erforsche nicht!
Frag' nicht den Adler!
Er schaut ihn höher,
Doch anders nicht.
Laß ab zu fragen:
Welcher Welten Abglanz
Die Jugend schmücke?
Es reden Greise
Im Silberhaare,
Dem Grabe versprochen,
Von der Jugend Wonne,
Und wissen zu sagen,
Warum so selig
So sorglos die Stunden
Und Tag' ihr verfließen —
Und treffen's — nie.

Die Weisheit schweige!
Und Sehnsucht spreche,
Die heil'ge Pythia,
Der sel'gen Schönheit
Geheimniß aus!
Wir steh'n am Tempel
Und die Orakel
Bestätigt des Echos
Tausendstimmiger Hall:
'Nicht in Sinn und Stunde,
Nicht in Höh'n oder Tiefen,
Liege verborgen
Der Jugend Reiz.
Der Unendlichkeit Traum ist sie
In des Aug's Krystallring,
Wunderbar gefaßt;
Vor reinen Seelen
Glanzvoll entschleiert,
In Gestalten quellend,
Gestalten lösend
Und nie erbleichend,
Ewig schön.

Der Erwachte entschlummert,
Zu solchem Traume nicht mehr.
Wenn zerbrochen der Kreis,
Schließt nie er sich wieder.'

Steig,' o Jugend! zu mir
Aus deiner heiligen Tiefe,
In leuchtenden Augen
Perlend auf!
Laß meinen dürstenden Blick
Durch die Doppelpforten
Des Lichts, zum Grunde
Der Seelen geleitet,
In den Aetherpalästen,
Und den Hoffnungsfeldern,
Der Schönheit Gärten,
Still schauend ruh'n.

An fremde Altäre,
Muß darbend beten geh'n
Mein entgöttertes Herz!
O! daß die Priesterknaben,
Die im Purpur Gebornen,
Mich zum Quell leiteten,
Der unter Lorbeerbüschen
Und Blumenkronen,
Sich schwellend drängt.
Wo der Schauende Rosenbekränzt
In der freundlichen Tiefe,
Der schönsten Lethe,
Sein Haupt erblickt.
Hinunter eil' ich
Mit voller Brust,
In Wellen kühl' ich
Die heiße Lust:
Da drunten winket
Mich Jugend an,
Und Lethe versinket
Im Ocean."

Es giebt nicht leicht eine Art, die dem Verf. besser gelingt, als die folgende — Allegorie wollen wir es nicht gerade nennen — das Bild der Großmuth: —

"Es zog in ferne Lande,
Im dürftigen Gewande
Ein Pilger einsam fort;
Ihn treibt ein kühn Verlangen,
Und eh' er weggegangen,
Hat er gelobt das Wort:
Wenn, drauf ich stets gesonnen,
Die Kleinod' ich gewonnen,
Dann kehr' ich zu der Heimath Port.

Viel Jahre sind vergangen,
Da kehrt, mit dunkeln Wangen,
Er heim auf ebner Fluth;
Die schwarzen Augen lodern,
Die stillen Züge fodern
Der Huldigung Tribut;
Sein Haupt die Krone drücket,
Die stolzen Glieder schmücket
Des Mantels tiefe Purpurgluth.

Die Schauenden ergötzen
Sich an den bunten Schätzen,
Die er mit heimgebracht;
Bald, in dem Grund der Herzen,
Erregend bittre Schmerzen,
Ist auch der Neid erwacht:

'Wo hat er's nur erworben?
Uns ist der Glanz erstorben!
Uns ekelt unsre trübe Nacht!'

Sie sprachen's nicht im Hohne;
Es schimmert hell die Krone,
Der Herrschaft goldnes Pfand;
Es schillern und es leuchten
Die Morgenrothbefeuchteten
Rubinen in der Hand;
Ein Vogel hoch im Kreise,
Gefährte seiner Reise,
Schwebt über ihm in grünem Brand.

Umfluthet von der Menge,
Im tosenden Gedränge
Steht er mit hohem Haupt
Dort, wo auf grünen Matten
Verströmt den duft'gen Schatten
Die Linde, dicht belaubt.
Er stillt des Neides Schmerzen,
Und aller Hörer Herzen
Sein süßes Wort den Stachel raubt.

'Die Schätze zu gewinnen,
Worauf die Menschen sinnen,
Zog ich, ein Jüngling, aus;
Ich scheute nicht die Meere,
Der heißen Wüste Leere
Und nicht der Schlacht Gebraus;
Daß sich des Herzens Größe
Nun auch in Thaten löse,
Ließ ich der Heimath stilles Haus.'

'Und rastlos, unerschrocken
Folgt ich der Sehnsucht Locken,
Und war der Zukunft Sohn;
Das Kleinod, heut geborgen,
War nur ein Sporn für Morgen;
Und als der höchste Lohn,
Das letzte Gut gewonnen,
War auch die Lust zerronnen
Und das Verlangen schnell entflohn!

'Geläutertem Gemüthe
Genügt der Schönheit Blüthe,
Vom Golde schon der Glanz;
Vom Feinde keine Beute!
Vom Leben nur das Heute!
Vom Siege nur den Kranz!
So schwebt in gleicher Schöne,
Gewiegt vom Strom der Töne,
An mir vorbei der Horen Tanz.'

Dann that er auf die Habe,
Schenkt' allen eine Gabe,
Vertheilte Gold wie Sand
Im fürstlichen Genügen;
Er ließ den Phönix fliegen
Ins heimathliche Land;
Die Krone, hell von Scheine,
Die glüh'nden Edelsteine
Legt er in eines Kindes Hand.

So hoch zuvor beneidet,
Steht er, des Schmucks entkleidet,
Vom Bilde ganz entlaubt;
Doch glüht ein leichter Schimmer,
Gleich als von Gold noch immer
Um sein gelocktes Haupt;

Auch wallt die schönen Glieder
Der Purpur noch hernieder,
Und nichts noch scheinet ihm geraubt.

Im wogenden Gedränge
Stand, in des Volkes Menge,
Halbnackt ein armer Mann;
Da nahm mit güt'gen Händen
Das Kleid er von den Lenden
Und bot's dem Bettler an,
Ging durch des Volkes Mitte,
Mit göttlich leichtem Schritte,
Und Niemand folgte seiner Bahn."

Zum Schluß ein kleineres Gedicht — "verschiedene Trauer:" —

"Ihr Mädchen seid wahrlich übel daran,
Wenn euch stilles Hoffen betrogen!
Wenn plötzlich auf abgewendeter Bahn
Der Geliebte davon gezogen!

Ihr dürft nicht in schmerzlich süßem Genuß
Die Pflichten der Trauer erfüllen!
Der strenge, züchtige Schleier muß
Verräth'rische Thränen verhüllen.

Auch unverschuldetes Weh' ist ein Raub
Am zarter Sittsamkeit Ruhme!
Nicht fehlen darf der geringste Staub
Der duft'gen, ätherischen Blume.

Wir Männer aber dürfen uns keck
In unsrer Verlassenheit zeigen;
Wir dürfen nicht hüllen den wunden Fleck,
Nicht unser Geheimniß verschweigen.

Wenn untergegangen der Liebesstrahl
Und die Glut erloschen im Herzen:
Durchschweigen wir Alles noch einmal
Und prahlen mit unsern Schmerzen.

Doch überall zuckt der Stachel hervor!
Wir fragen nicht, ob er verletze?
Ihr aber, wie Bienen im Lindenflor,
Häuft still die köstlichsten Schätze."

Wie ich wieder Lutheraner wurde, und was mir das Lutherthum ist. Eine Confession von Henrich Steffens. Breslau, 1831. Max.

(Dritter Artikel.)

Nicht sein Glaubensbekenntniß, meint Steffens, werde den meisten Anstoß erregen, sondern der Umstand, daß er an eine Gemeinde, an die Kreise von Ungebildeten und Beschränkten sich angeschlossen, daß er selbst das schöne Leben unter den Schätzen der Kunst und Wissenschaft, den Genuß geistreicher Geselligkeit durch seine Absonderung sich verkümmert. Dieser Einwurf, den er auf's Stärkste und mit treffender Nachbildung aufführt, giebt ihm Gelegenheit, über

die Aristokratie der Geistreichen sich aussprechen: —

"Ehe ich nun diesen Hauptvorwurf meiner Freunde, diesen Gegenstand ihres Unwillens, ihrer Sorge, berühre, sei es mir erlaubt, eine herrschende Richtung unserer Tage, die zwar jederzeit da war, aber sich doch jetzt vorzüglich unter uns, in schneidender Eigenthümlichkeit ausgebildet hat, freimüthig zu bezeichnen. Ich nenne sie die *Aristokratie der Geistreichen*. Es ist eine Art offener Loge, die sich allenthalben in Deutschland, aber doch vorzüglich in den Hauptstädten des nördlichen, immer gewaltiger ausbildet. Die Mitglieder gehören zu den Gebildeten, ohne Unterschied der Stände, und sie hat sich besonders auf dem Boden der wieder lebendig gewordenen Philosophie, Poesie und Kunst gebildet. Die Philosophen, Dichter und Künstler gehören nicht alle zu dieser Loge, welche eine Art geselliger Bildung, und eine Leichtigkeit, jede Anspielung zu fassen und wiederzugeben, erfordert, die nicht jedem zu Gebote steht; aber viele Gelehrte rechnen sichs zur besonderen Ehre, zu den Geistreichen gezählt zu werden, welches eine ganz andere Bedeutung hat, als gelehrt, gründlich, tief, scharfsinnig sein. Ich selbst genieße die Ehre Mitglied dieser Loge zu sein, und es ist sogar, selbst wenn man mich tadelt, zur Gewohnheit geworden, mich den Geistreichen zu nennen, so daß ich mich fast als einen Meister vom Stuhle zu betrachten versucht werde. Die Loge schließt also Philosophen, Dichter, Künstler ein, die übrigen aber sind überschwengliche Liebhaber von allem Großen, Kühnen, Edlen, Tiefen, Anmuthigen, besonders aber begeistert für den stechenden Witz, dessen Keiner ganz entbehren darf. Von der Freimaurerloge, die, glaube ich, als solche keinen sonderlichen Anspruch auf Geistreichigkeit macht, sondert die hier erwähnte sich, wie fast durch Alles, so besonders dadurch ab, daß in der Loge der Geistreichen die Frauen eine Hauptrolle spielen, wie überhaupt ein gewisses Nach-Denken, Nach-Fühlen, Anempfindeln, eine Haupttugend der Frauen und der Mitgliedschaft dieser Loge ist. Sie hat ihre eigenen, oft wechselnden Gegenstände, gewisse Dichter, Künstler, geistreiche Gelehrte, die sie bewundern, sie haben ausschließlich ihr eigenes Interesse, ihre eigene Sprache, und der vorzüglichste Geist, welcher nicht in der Mitte der Loge lebt oder mit ihr in Verbindung steht, wird sich schwerlich zurechtfinden. Es scheint, als wollte sich eine Epoche entwickeln, nach der Eigenthümlichkeit der Deutschen gebildet, der ähnlich, welche in Frankreich, unter Ludwig dem Vierzehnten entstanden war, und bis zu den Encyclopädisten dauerte, die aber freilich keinen so großen und glänzenden Mittelpunct gefunden hat, als jene.

"Ich wage nicht zu behaupten, daß das Geistreiche im eminenten Sinne seltner wäre im südlichen Deutschlande, als im nördlichen, man könnte vielleicht mit größerem Recht das Entgegengesetzte behaupten; aber diese Ausbreitung geistreicher Geselligkeit, die fast Manier und Manie geworden ist, herrscht offenbar im nördlichen vor. Sie ist nicht ohne günstigen Einfluß, sie steigert die Empfänglichkeit für alle edleren Producte der Poesie und Kunst, ja sie bereitet den Sinn zum Verständniß tieferer Idee'n vor, so wie sie entschieden den Vorzug hat, das Gemeine, Geringe, Flache immer mehr und mehr auszuschließen. Der seichte Rationalismus ist ihr fremd.

"Was aber an dieser Richtung am meisten zu tadeln ist, das ist ein gewisser Hochmuth, der sich auf Vorzüge gründet, die leichter zu erwerben sind, als man gewöhnlich glaubt. In der That ist die Masse dieser Geistreichen, wie alle Massen, gar nichts Besonderes, und selbst das Großartige, in diese Manier hineingezogen, durch ihre gesellige Virtuosität verherrlicht, erschien mir nicht selten gering. Doch nicht diese Masse bedaure ich, welche leicht erzeugt, ein leichtes, wandelbares Spiel gegebener Verhältnisse, eben so schnell vergeht, als ihre Urtheile, Scherze, Ansichten, einigemal wiederholt, bald alle Kraft verlieren — diejenigen vielmehr, welche ein höheres, geistiges Eigenthum, in der stillen Einsamkeit gepflegt, auf diesen Markt des Tages bringen. Es ist eine der traurigsten Erfahrungen, daß bestimmte Richtungen, wenn sie sich ausgebildet haben und eine große Gewalt ausüben, dem Einflusse des Geringeren selten entgehen, ja, daß dieses, wenn es nun beschränkend, verzerrend auf das Ganze gewirkt hat, mehr als man glauben sollte, auch auf die Besseren zurückwirkt. So entsteht aus dem, was groß, edel, umsichtig, für jede gediegene Form empfänglich sein sollte, das Beschränkende, vieles Bedeutende Ausschließende — und der Hochmuth."

Der Verf. spricht sofort von dem Abstand, der die Classe der achtbaren Handwerker von der der Gebildeten trennt. "In der That haben diese Bürger mehr Recht sich über den Hochmuth der Gebildeten, als Diese über den Stolz des Adels sich zu beklagen." Was den Verf., besonders in früheren Jahren, angezogen, auch unter dieser Classe sich umzusehen und welche Resultate die auf solche Weise erweiterte Menschenkenntniß ihm gebracht, mag er selbst auseinandersetzen: —

"Ich habe zu der Zeit Fanatiker und Mystiker, Heuchler und Frömmler unter dieser Classe gefunden, und mich, damals mit leichterem Sinne, oft an den seltsamen Sprüngen und bizarren Ansichten der ersteren, an der leicht zu durchschauenden Maske der letzteren ergötzt; noch immer ist mir jede zu stark hervortretende christliche Manier zuwider, und häufige Bibelsprüche, im Munde des gemeinen Mannes, erregen meinen Verdacht und stoßen mich ab. Aber ich wünschte, man möchte, wie ich, die Erfahrung machen, welches schöne, herrliche Bildungsmittel die heilige Schrift und ein zuversichtlicher Glaube für den gemeinen Mann ist. Seine Sprache ist veredelt, über alle Verhältnisse des Lebens drückt er sich bestimmt, klar, verständig aus; man sieht es, daß er sich gehoben fühlt über die engen Schranken eines dürftigen Daseins, und ich kenne solche, die nur mühsam und kümmerlich sich durch das Leben winden, und dabei einer Aufopferung, einer Liebe, einer Großmuth fähig sind, die man selbst in den höheren Ständen selten, in den geringeren und ärmeren fast nie findet. Ich habe an diesen Menschen nichts bemerkt, was jene falschen Richtungen des Christenthums ahnen ließe, kein Prunken mit der Gnade, keine Berufung auf den Geist; es waren schlichte Menschen, aber wenn die Rede kam auf das, was ihnen das Heiligste war, sah ich eine Freudigkeit ihr ganzes Wesen verklären, und ich wurde, ich gestehe es gern, mit hingerissen."

Der Verf. will nicht ungerecht sein, und den Geistreichen die Achtung "für innigere religiöse Gefühle, für ein tieferes Erkennen, selbst wenn sie es bei den geringeren Ständen finden," nicht absprechen. Aber er macht darauf aufmerksam, daß eine Abneigung gegen den Glauben und das offene Bekenntniß sich erzeugt hat. "Die öffentliche Stimme geht besonders von der Ansicht aus, daß die christliche Lehre, wie sie von den Neueren aufgefaßt wird, die Menschen auf eine gefährliche Weise geistig beschränke, daß sie eine Feindseligkeit gegen Wissenschaft und Kunst erzeuge, einen finsteren Widerwillen selbst gegen unschuldige Freuden des Lebens errege, und eine abstoßende Geringschätzung alles Dessen, was groß und edel in der Geschichte genannt wird, wenn es nicht die äußere Form des Christenthums trägt."

Der Verf. läugnet nicht, daß die Verirrungen einer Partei, die das Christenthum zur Parteisache zu machen bemüht scheint, dieses Vorurtheil genährt haben. Er hat diese Partei schonender bezeichnet, als die öffentliche Meinung gewohnt ist von Denjenigen zu sprechen, die, nicht zufrieden mit ihrer Seligkeit, die Verdammniß zu predigen lieben, die der Nation ihr edelstes geistiges Eigenthum verleiden, und das Maaß ihrer armseligen Beschränktheit — einer sittlichen und geistigen Beschränktheit — an Charaktere und an Werke legen, die in ihren Kram nicht passen. "Sie sind gestraft genug, daß sie es nicht verstehen."

Daß der frische Sinn im Volk den Verf. mehr anzieht, als die Jämmerlichkeiten einer berlinisirten Dogmatik, war zu erwarten. Aber er verhehlt sich nicht die Gefahr, die bei jeder Absonderung sich erneuert, und jede Secte dem schwer abzuweisenden Vorwurf der Einseitigkeit bloßstellt. "Es giebt heutzutage selbst für die innere Lauterkeit der Gesinnung nichts Gefährlicheres, als wenn man gezwungen wird, die Rolle eines Märtyrers zu spielen. Sie erscheint immer klein, ja kleinlich und lächerlich, und gegen diesen Schein vermögen wenige Menschen zu kämpfen. . . . . . . In dem Separatismus liegt jederzeit etwas dem Christenthum Fremdes, und dennoch ist es leider gezwungen, sich abgesondert, von vielen, scheinbar feindseligen Elementen getrennt und geschieden zu bilden. Es scheint allenthalben, und eben deßwegen nirgends, sicher, rein, zuversichtlich zu sein, es hat den festen Boden verloren, auf welchem es fröhlich gedeihen kann, und wo es sich gestaltet, wird es mehr Manier, Form, Aeußeres, was dem Schlechten, wie dem Guten zugänglich, dem innerlich Erlogenen, wie dem innerlich Wahren gleich ähnlich sieht."

Auf diese Gefahr der Mißdeutung, und auf schlimmere Gefahren hin, hat Steffens doch geglaubt, bei einem ähnlichen Werk der Absonderung thätig sein zu müssen. Er entschloß sich, in der Ueberzeugung, daß religiöses Leben nur in der Gemeinde, nur in der Kirche,. gedeihen kann; und daß die Kirche, deren Bestehen er einer gewaltsamen Vermischung mit fremden Bekenntnissen zu entziehen hofft, durch die Lauterkeit ihrer Lehre dem religiösen Gefühl am innigsten zusagen, und es am kräftigsten fördern werde. "Ich weiß wohl, — und wie könnte ich daran zweifeln — daß Gott seine Kirche beschützt, aber wir sind berufen, sie uns zu erhalten. So mußte ich mich entschließen, ihr ein Opfer zu bringen, welches, betrachtete ich meine Verhältnisse, sowohl gegen den Staat, wie gegen Freunde und Familie, ein schweres genannt werden darf. Aber mir blieb keine Wahl; denn erschien es Luther'n zu seiner Zeit nothwendig, den ersten Keim einer zerstörenden Reflexion von der Kirche abzuweisen, so mußte das mir jetzt, da dieser Keim sich wuchernd entwickelt hat, und in alle Zweige des Lebens eingedrungen ist, doppelt nothwendig erscheinen — das allgemeine Mißfallen bestärkte meinen Entschluß. Je bedenklicher das Hervortreten war, für desto nothwendiger hielt ich es."

Steffens wünscht, mit "einem der geistreichsten Vertheidiger der Union," für den allgemeinen Kampf der Meinungen ein offenes Feld. Er schließt aber eine Bemerkung an, die nicht verschwiegen werden darf: —

"Freien Kampf fordern auch wir, glauben aber, daß dieser nicht an Bedeutung verlieren wird, wenn er sich nicht ganz und gar in die vorübergehenden Formen vergänglicher Subjectivitäten, als kämpfender Parteien verliert, wenn es nicht bloß die Meinungen des gelehrten Herrn A., des berühmten Herrn B. u. s. w. sind, welche sich untereinander reiben, wenn es vielmehr große, geschichtliche Massen sind, die mächtig mit einander ringen, dem Kampfe eine tiefere Bedeutung geben und einen gewaltigern Aufschwung. Wo jene Zersplitterung herrscht, da entstehen Gemeinden und Gemeindchen ins Unendliche, die Religion wird eine wechselnde Modesache, an die interessante Persönlichkeit irgend eines Redners geknüpft, und die große, strenge, geschichtliche Form geht in dem anmuthigen, ästhetischen Vortrage des Einen, in dem speculativen Tiefsinne des Zweiten, in der sentimentalen Schwächlichkeit des Dritten, in der beschränkten Frömmelei des Vierten unter. Es bilden sich eben so viele Secten, die freilich ohne irgend eine bedeutende Reibung neben einander hingehen, weil diese ganze Art sich wenig über die herrschenden Geistreichigkeiten des Tages zu erheben vermag, und in allen möglichen Nüancen nur dazu dient, einem kränkelnden, geistigen Hochmuthe eine unerquickliche Nahrung zu bereiten."

Ist es dem Verf. gar nicht aufgefallen, wie er den Gegnern die bereiten Waffen selbst in die Hände spielt? Nichts kann subjectiver, nichts individueller sein, als die Stimmung, aus welcher seine Schrift hervorgegangen. Der Kampf, den er beginnt, gilt nicht individuellen Ansichten; nicht der Deutung von Dogmen und Confession; sondern den individuellsten Gefühlen, die ihm mit gewissen Dogmen sich verknüpfen. Hätte er schweigen, sich beruhigen, und Andre von der Idee des Ringens nach Selbständigkeit zurückschrecken sollen? Ferne von uns, das zu behaupten! Daß er gesprochen, und daß er so gesprochen, ist ein Beweis von dem edelsten Ernst, und der Hingebung für das, was er als Wahrheit erkannt. Aber es kann ihm nicht entgangen sein, und in einer Stelle liegt sogar das Zugeständniß, daß er im besseren Interesse, aber nicht im Namen, nicht eigentlich im Sinn einer Kirchengemeinschaft gesprochen. Wenn demnach andre hervorragende Individualitäten, vielleicht unbewußt, gewiß ohne es zu wollen, den Mittelpunct bilden für Schulen und Secten; wenn sie als Vorfechter bemerklich werden, und, beim Schweigen der Massen, die Sache unter sich, wie die homerischen Helden, abzumachen scheinen; so kömmt es unserm Verf. wohl kaum zu, was ihm selber begegnet, an Andern zu rügen. Auch an ihm mag es billig nicht gerügt werden, sondern anerkannt, daß er sein freies Wort an die Zeit gerichtet. Und mit Dank mag es anerkannt werden, daß er für's Volk zu sprechen gedachte, daß er Jedem im Volk, auch dem Geringeren, von den Kreisen der Bildung Ausgeschlossenen, sein Mitrecht an Dem, was Aller Herzen erheben kann, wenn es auch nicht Aller Sinn vereinigt, zu wahren und zu erhalten bemüht war. Dadurch eben steht die christliche Religion unendlich hoch über allen Versuchen der Philosophie, und über den Religionen des Alterthums, daß sie weder dem Denker allein zu genügen, noch den Gefühlsmenschen zu befriedigen weiß, sondern daß sie als ein Ruf an Alle, den Menschen ergreift, bildet und erzieht. *) Keiner Art der Bildung steht sie feindlich gegenüber; keine schließt sie aus; aber sie bedarf keiner, wie sie überall keiner Kunstmittel bedarf, um den einfachen Weg zu den Herzen zu finden. Es ist dieses Princip, das in den Kämpfen der verflossenen Jahrhunderte dem Protestantismus den Sieg errungen hat. So einseitig er sich in mehr als einer Richtung ankündigen mochte, so gelangte er doch immer wieder zum Bewußtsein seiner Bestimmung und seiner Würde, als **Volksreligion** im eminenten Sinn. Und von keiner Partei wird sein Wesen mehr verkannt, als von Denjenigen, die ihn "gut für's Volk" finden, für sich selbst aber nicht gut genug. Dieser Hochmuth, diese Beschränktheit, ist mit dem Namen einer "Aristokratie der Geistreichen" schonend, und in Wahrheit, zu **schonend** bezeichnet.

Daß wir dem Verf. und seiner Gemeinde ein ungehemmtes, ungestörtes Feld der Bewegung wünschen, brauchen wir nach dem Gesagten nicht mehr mit Worten zu bezeugen. Man kann in diesen Wunsch lebhaft einstimmen, und noch weniger, als wir es zu thun glauben, mit seinen individuellen Ansichten harmoniren. Die weiteren Aufschlüsse über die Weise, wie die Gemeinde ihre Selbständigkeit äußerlich zu sichern gedenkt, ist uns der Verf. schuldig geblieben. Man darf nicht zweifeln, daß eine vernünftige und wohlwollende Regierung ihm Gelegenheit geben wird, auch darüber sich mit Bestimmtheit und Zuversicht auszusprechen.

---

*) Es ist beachtenswerth, wie gerade der Gelehrteste unter den Kirchenvätern, der platonischen Weisheit gegenüber, diese Eigenthümlichkeit der Religion geltend gemacht hat. "Wenn Platon, nicht ohne edles Selbstgefühl, uns belehrt, den Urheber und Vater des Alls zu finden, sei schwer, der Menge ihn zu verkünden, sei unmöglich; so laßt uns doch zusehen, ob nicht unsre Lehre, in schönerer Menschlichkeit, das Wort Fleisch werden läßt, auf daß es zu allen dringen möge." **Origenes** gegen den Celsus VI, 371.

Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen. Herausg. von Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock. Erster bis dritter Band. Die Quellen des Shakspeare. Berlin, 1831. Fincke.

Es war ein glücklicher Gedanke, diese Sagenbibliothek mit einer Reihe ausgewählter Erzählungen zu eröffnen, die dem großen dramatischen Dichter als Quellen gedient haben, oder wenigstens Stoffe betreffen, die von ihm bearbeitet worden sind. Deutschen Lesern sind meistens nur die Nachweisungen in Eschenburg oder in den englischen Commentatoren zugänglich; und es wird ihnen willkommen sein, die Quellen kennen zu lernen, die zum Theil auch unabhängig von dieser Rücksicht ihr eigenthümliches Interesse haben. Schon im Jahr 1754 war eine ähnliche Sammlung zu London erschienen, von Mrs. Arabella Lennox, der Schwester Fielding's. Aber seit jener Zeit ist Mehreres neu aufgefunden, Manches geprüft und aufgehellt worden, und eine Vergleichung wird nicht nur die Bemühungen der kritischen Sorgfalt bewähren, sondern auch die hier getroffene Auswahl rechtfertigen.

Karl Simrock, dem man den größeren Theil der Uebersetzungen, und die schätzbaren Anmerkungen verdankt, bezeichnet mit wenigen Worten den richtigen Gesichtspunct, und begegnet einem ungünstigen Vorurtheil, das leicht bei einigen Verehrern des Dichters Eingang finden könnte. Wenn eine solche Arbeit auch noch erschöpfender geliefert werden sollte, so würde sie doch nicht dazu beitragen, das Verdienst des Dichters zu schmälern, sondern "darauf hinzuweisen, worin es besteht; in der Behandlung, nicht in der Erfindung des Stoffs, der, wie wir sehen, ihm überliefert war." Dazu kömmt noch, daß nicht selten große Gewandtheit in der Verbindung einzelner Züge verschiedener Novellen zu einem Ganzen sich zeigt. Die Apologie des Terenz scheint in gleichem Fall seinem Publicum genügt zu haben:*) und hier ist mehr als Terenz.

Die Uebersetzungen sind fließend, und der Ton, je nach dem mehr novellenartigen oder mehr sagenhaften Character schattirt. Wir haben von den Originalen sämmtlicher übersetzten Stücke nur ein einziges zufälligerweise zur Hand, nämlich die Geschichte des Hamlet im Saxo Grammaticus.*) Die Vergleichung ergiebt, daß die Uebersetzung treu, und die Auslassungen (die Betrachtungen über den Zweikampf im Eingang) zweckmäßig sind. Der Rest der Sage von Hamlet soll im Verfolg der Sammlung geliefert werden.

Die meisten Stoffe haben dem Verf. der Anmerkungen zu interessanten Parallelen Veranlassung gegeben, die er theils andeutet, theils sorgfältiger, und dann mit vieler Belesenheit ausführt. So wird Hamlet mit Orestes, und wiederum mit Brutus zusammengestellt. Lady Macbeth erinnert, wie schon Grimm (zu dem Mährchen vom Fischer und seiner Frau, mit der tragischen Katastrophe) bemerkt hat, an die etrurische Tanaquil, die ihren Mann zu hohen Würden reizt.**)

Als Probe einer durchgeführten Parallele mag ein Theil der Vergleichung von Romeo und Julie mit Pyramus und Thisbe, sowie mit Hero und Leander hier stehen: —

"In Pyramus und Thisbe wird das Hinderniß, welches die Liebenden trennt, ganz einfach und sinnlich durch eine Wand symbolisirt, welche die Häuser der Liebenden scheidet. In Hero und Leander ist es eine Meerenge: —

> Asien riß sie von Europen,
> Doch die Liebe trennt sie nicht —

oder in den deutschen Volksliedern, welche diese Sage behandeln, Knaben Wunderhorn I., 236; II., 252. ein breites Wasser, oder ein tiefer See.

> Es waren zwei Königeskinder,
> Die hatten einander gar lieb:
> Sie konnten zusammen nicht kommen,
> Das Wasser war viel zu tief.

Aber diese Hindernisse weiß die Liebe zu überwinden: in der Wand findet sie eine heimliche Ritze, durch die sich die Liebenden sehen und sprechen; die Meerenge oder das breite Wasser wird überschwommen:

> Ach, Liebchen, könntest du schwimmen,
> So schwimme doch her zu mir. u. s. w.

In den deutschen Volksliedern, welche die Sage von Pyramus und Thisbe darstellen, (Knaben Wunderh. I. 275. II. 248.) wird der Wand nicht gedacht, sondern das Hinderniß tritt sogleich als ein sittliches auf:

> Daß sie vor großer Hute
> Zusammen kamen nie.

Bei den Alten liegt immer ein sittliches Hinderniß dem sinnlich vorgestellten zum Grunde. Ovid. Metamorph. IV. 55.:

> Sed vetuere patres . . .

und Herold. XVIII. 13.:

> Non poteram celare meos, velut ante, parentes,
> Quemque tegi volumus non latuisset amor.

Schiller drückte es so aus:

> Doch der Väter feindlich Zürnen
> Trennte das verbundne Paar.

Zunächst aber erscheint es in der Sage nur als ein sinnliches, und in den deutschen Volksliedern von der Leander-Sage wird der sittlichen Grundlage gar nicht gedacht. In Romeo und Julie tritt das Hinderniß sofort als ein sittliches auf; doch hat die den italienischen Verhältnissen so gemäße Feindschaft der beiden Familien an der Stelle der Wand etwas Natürliches und Sinnliches. Auch kann man in dem Gitterfenster, durch das sich die Liebenden (S. 19.) besprechen; in dem Beichtstuhl mit dem Fensterchen (S. 21.) und in der Gartenmauer die Scheidewand sinnlich vorgestellt finden. Zur Bestätigung mögen Romeos Worte bei Shakspeare dienen:

Julie.

> Wie kamst du her? o sag mir und warum?
> Die Gartenmaur ist hoch, schwer zu erklimmen,
> Die Stätt ist Tod; bedenk nur wer du bist,
> Wenn einer meiner Vettern dich hier findet.

Romeo.

> Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
> Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren,
> Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann;
> Drum halten deine Vettern mich nicht auf.

Ferner eine Stelle in Erotokritos, einem neugriechischen Heldengedicht von Vincenzo Cornaro, zwischen 1630 und 1650. Arethusa, die Tochter des Königs Herakles von Athen, liebt den Erotokritos, den Sohn des Ministers Pezostratos. Die Liebenden unterreden sich durch ein Fenster mit eisernen Gitterstangen in einer Mauer, die den königlichen Palast von dem des Ministers trennt. (Vgl. Ilens Leucothea I. S. 187.) Dies bestätigt die Identität von Romeo und Julie mit Pyramus und Thisbe.

"In dem weitern Verlauf dieser letztern Sage ist die Aehnlichkeit mit Romeo und Julie schlagend. Jenes Liebespaar, dem die Ritze in der Wand keine vollkommene Vereinigung verstattete, beschließt nun, sich in der Nacht aus der Stadt zu schleichen und bei dem Grabmahl des Ninus unter einem Maulbeerbaum, der einen kühlen Quell beschattet, zusammen zu kommen. In dem deutschen Volkslied schreiben sie sich Briefe:

> Darin sie sich gemeldet,
> Von einem Brunnen kalt,
> Der lag so weit im Felde
> Vor einem grünen Wald:
> Wer ehe käm zu des Brunnen Fluß,
> Der sollte des Andern warten:
> Also war ihr Beschluß."

---

*) Multas contaminasse Graecas, dum facit
Paucas Latinas, factum hic esse id non negat
. . . .
Habet bonorum exemplum, quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.
Prol. *Heautontim.*

*) Hist. Dan. III. p. 44 — 92. Francf. 1576. fol.

**) Im Vorbeigehen mag hier bemerkt werden, daß die Sage von Macbeth in der Zauberbibliothek des sechzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Stelle einnimmt. Man findet sie unter Anderm nach Boethius erzählt bei Hieron. Cardanus: De rerum varietate XVI. 93, 918. (Avign. 1558).

Die italiänischen Novellen hatten in England frühe durch Uebersetzungen Eingang gefunden; und wie der Verf. bemerkt, die Welt der Sagen und Mährchen war zu Shakspeare's Zeiten dem Volk noch durchaus nicht entfremdet, sondern "sein eigenstes Eigenthum, daher es auf der Bühne Nichts lieber schauen mochte, als diesen Widerschein seines Wesens, wenn er ihm auch durch minder kunstvoll geschliffene Spiegel, als Shakspeare's Stücke sind, zurückgestrahlt wurde." Solche Stoffe waren den Dramatikern jener Zeit, was den griechischen Tragikern die Heroensagen. Aber man darf nicht vergessen, wenn gleich diese Sammlung ihrer Natur nach, nicht bestimmt sein konnte, daran zu erinnern, daß die Literatur in England durch das Drama populär wurde; daß dieser Sagenwelt die historische Vorzeit bereits an die Seite getreten war, um mit nationalen Stoffen die Phantasie und das Volksgefühl zugleich zu beschäftigen, und daß auch diese Art der Darstellung durch Shakspeare ihren Höhepunct erreichte, der, wenn der Augenblick versäumt worden wäre, bei der verminderten Einfalt und der in gleichem Maaße verminderten poetischen Regsamkeit in späteren Zeiten wohl schwerlich hätte eintreten können.

Wir haben uns gefreut, zu finden, daß der Verf. der Anmerkungen nicht in den Ton einstimmt, den man neuerdings gegen die englischen Kritiker angenommen hat. Es scheint Mode geworden zu sein, zu behaupten, man verstehe den Shakspeare in Deutschland besser als in England selbst. So ist es, die guten Deutschen haben die Artigkeit eines Engländers für baaren Ernst genommen. Was auch für die Ausdeutung und die ästhetische Bearbeitung in Deutschland gewonnen worden sein mag, das größere Verdienst gebührt immer den Landsleuten des Dichters, und ihre Bemühungen um die Aufhellung seiner Werke haben ein Licht auf die Culturgeschichte seiner Zeit geworfen, wie es selten über eine entferntere Periode verbreitet worden ist. Es ist nicht mehr als billig, diesen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die umfassende Gelehrsamkeit von Douce, Malone's Belesenheit, Steevens' Tact, und Drake's Combinationsgabe sind bei solchen Arbeiten dankbar zu würdigen. Wir bekennen, daß wir altmodisch genug sind, um selbst an Warburton's und Theobald's Conjecturalkritik, und an Johnson's gravitätischen Sprüchen "zu Gunsten des Bestehenden" *) uns zu ergötzen; und die Vorrede des Letzteren möchten wir nimmermehr entbehren. Farmer's fixe Idee, daß Shakspeare nichts als Englisch verstanden, hat doch zu sehr schätzbaren Nachweisungen Anlaß gegeben. Darum hätte auch Farmer verdient, daß seiner mit mehr Achtung gedacht worden wäre, und wir können die mehrmals durchblickende Animosität nicht billigen, wenn wir gleich im Wesentlichen mit der Annahme, daß Shakspeare wenigstens nicht ganz unbekannt mit neueren Sprachen gewesen, übereinstimmen.

Dem Unternehmen wünschen wir guten Fortgang, den Beifall der Mährchenfreunde sowohl als anderer Sterblichen, die nicht Mährchen allein lesen, der nicht ausbleiben kann, wenn auch künftig neben der Unterhaltung für werthvolle Zugaben gesorgt wird.

*) Warburton war wüthend darüber. "Eine Conjectur zu verhöhnen, eine andre vorzuschlagen, oder Unsinn zu vertheidigen, indem man aus der tiefen Finsterniß ein schwaches und ärmliches Fünkchen von Sinn herauslockt (wie dieser Herausgeber es sich durchgängig zum Geschäft macht); das ist die leichteste, und die langweiligste, von allen literarischen Arbeiten." Letters from a late eminent Prelate (Warburton). 1808. p. 273.

Protocoll-Extracte der ersten bis sechsten Sitzung sämmtlicher Aerzte Riga's, in Betreff der daselbst herrschenden Cholera-Epidemie. Vom 30. Mai bis 4. Juli. Hamburg, 1831. Erie.

Die Verlagshandlung hat sich durch die schleunige Vervielfachung dieser Bogen ein Verdienst erworben. Es liegt in der Natur der Sache, daß Berichte dieser Art, ein lebendiges Bild des Uebels, und einen reichen Schatz ärztlicher Erfahrungen darbieten müssen, die man in umfassenderen Werken vergeblich sucht. Den wissenschaftlichen Werth mögen competente Richter würdigen, wie denn auch schon während des Druckes mehr als ein empfehlendes Urtheil seinen Weg in's Publicum gefunden hat.

Aber welchen Eindruck, fragt man, wird das Werk bei uns anderen Laien hervorbringen, die wir nun einmal durch eine vielleicht verzeihliche Ungeduld verführt werden, Manches, was für die Männer vom Fach bestimmt war, zu unserer Privaterbauung durchzublättern?

> "Frommt's den Schleier aufzuheben,
> Wenn das nahe Schrecknis droht?"

Wird nicht der Skepticismus an ärztlichem Wissen und Können gefördert, die Niedergeschlagenheit gemehrt werden? In der That, wir fürchten Nichts dieser Art — wir zählen auf einen ganz andern Eindruck vom Durchlesen dieser Schrift.

Der Entschluß gewissenhafter und kenntnißreicher Männer, ihre Erfahrungen sich gegenseitig mitzutheilen, dem Uebel die vielseitigste Ansicht seiner verschiedenen Gestaltungen abzugewinnen, die Bedingungen eines günstigen Erfolges durch die möglich größte Anzahl von Beobachtungen auszumitteln, vor der Wiederholung mißlungener Versuche zu warnen, bei Mitteln von zweideutigem Erfolg neue Vorsicht, und Beachtung individueller Verhältnisse zu empfehlen — ein solches Verfahren müßte, dünkt uns, vor allen andern beruhigende Resultate versprechen.

Aber eine große und heilsame Lehre wird jeder unbefangene Laie aus diesen Berichten sich abstrahiren. Er wird nicht mit erschüttertem, sondern mit neuem Vertrauen, an den Arzt sich wenden. Die Erfahrungen über die Anwendung innerer Mittel sind von der Art, daß kein vernünftiger Laie sich erlauben wird, über die Zweckmäßigkeit eines solchen Mittels entscheiden zu wollen. Nicht daß man wähnen sollte, ihrer entbehren zu können; sondern man wird ihre Auswahl vorzugsweise, und dann mir wohlbegründetem Vertrauen, dem Arzt überlassen, der die Abstufungen des vielgestaltigen Uebels zu unterscheiden, und die individuellen Rücksichten zu überblicken weiß. Man wird gewiß auch von der weitverbreiteten Idee zurückkommen, den Aderlaß, der, wenn gleich in den meisten Fällen bewährt, doch immer nur bedingungsweise empfohlen wird, selbst verordnen zu wollen, wie man etwa proprio Marte sich ein Fußbad verordnet, oder in fürsichtigem und ahnungsvollem Gemüth sich Melonen und Gurken versagt. —

Unsern auswärtigen Freunden wird es nicht überraschend sein, uns von der nahen Möglichkeit des Falles reden zu hören, in welchem eine solche Lehre sich heilsam erweisen dürfte. Es ist ihnen bereits bekannt, daß man hier im Allgemeinen nicht sowohl in Furcht, als vielmehr in Erwartung des Uebels lebt. Wir freuen uns, die Versicherung hinzuzufügen zu können, daß die für den Fall getroffenen öffentlichen Anordnungen allgemeine Genugthuung gegeben haben. Namentlich gilt dieses von dem ausgesprochenen Grundsatz daß "alle Sperrungen möglichst vermieden werden sollen." *)

Daß in diesem Grundsatz kein Widerspruch liegt mit den fortwährend strengen Maaßregeln zur Abwehrung des Uebels, darüber ist man zwar ziemlich einverstanden; indessen ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, das einfache Raisonnement, das zu dieser Ansicht führt, zu entwickeln.

Nicht den Streit zwischen Contagionisten und Anticontagionisten glaubt man geschlichtet, nicht das unbekannte X, das unerforschte Medium der

*) Verordnungen, betreffend die Organisation des Gesundheits-Policeiwesens u. s. w. durch Rath- und Bürgerschluß vom 30. Juli 1831 §. 22.

Verbreitung ergründet zu haben. Aber man stützt sich auf Erfahrungen, die von beiden Parteien nicht geläugnet werden. Absperrung im Innern einer Stadt hat noch nirgends die Zahl der Erkrankten, der als Opfer Gefallenen vermindert. Vielmehr sind solche Absperrungen, nach dem Ausdruck der Rigaer Aerzte, "zu wahrhaften Gelegenheitsursachen der Krankheit gesteigert worden, indem sie übermäßige Furcht vor der Ansteckung durch die bereits Erkrankten, und panischen Schreck vor den Zwangsmitteln, um die Infection zu hemmen, in großem Maaße erzeugen — andrerseits aber auch nur zu leicht die nöthigen Hülfsleistungen, die der Kranke von seinen Nebenmenschen zu fordern berechtigt ist, beeinträchtigen."

Selbst wenn man hoffen dürfte, (was man nicht darf) die Verbreitung einigermaaßen hemmen zu können, so würden sittliche und rechtliche Rücksichten gegen die strenge Absperrung im Innern sprechen. Kein Contagionist, nicht der Entschiedenste, darf es läugnen, daß solche Maaßregeln ein größeres Uebel wären, als die Krankheit selbst. Wenn sie auch nur die Nahrungslosigkeit mehrten — eine mathemathischerweisbare Folge — so würde selbst physisches Elend in dem Grade verbreitet werden, daß es der Krankheit neuen Stoff bereiten müßte. Und in welcher Epidemie von gleicher Bösartigkeit hat der Staat noch geglaubt, das Recht zu haben die Kranken sterben zu lassen, und dazu noch die Gesunden zu ruiniren?

Wir sprechen vom Recht — vom anerkannten Recht. Gilt die sittliche Rücksicht weniger als das Recht? Und soll es gesagt sein, daß, wie in minder begünstigter Vorzeit *) die Religion mit Allem was sie Erhebendes und Gebietendes, was sie Wahres und Heiliges, was sie zu thatkräftiger Liebe Begeisterndes hat, im Drang der Noth und des Jammers von christlichen Völkern sei vergessen worden?

Aber wie, wenn die Erfahrung Thatsachen liefert, die kein Contagionist in Zweifel gezogen hat? Wenn in Königsberg, nach amtlichen Zeugnissen, die nicht gewechselte Lagerstätte der Gestorbenen den Ueberlebenden in drei langen Wochen keine Gefahr gebracht hat? Wenn die Aerzte in den Rigaer Hospitälern, auf jede, den Eckel am meisten erregende Weise, der Ansteckung ausgesetzt, keiner persönlichen Vorsichtsmaaßregeln sich bedient haben, und wenn doch kein Einziger von ihnen von der Krankheit ist befallen worden? Wenn Wärter und Wärterinnen gesund geblieben, oder, wie sie denn in den ersten Tagen dem schweren Geschäft minder vertraut waren, nach leichten Anfällen schnell genesen sind, sie, die unter schwer Erkrankten, unter Sterbenden und Todten athmeten und sich unausgesetzt bewegten?

Solche Thatsachen sollen keine vernünftige Vorsicht verbannen. Aber man muß sie in unmittelbare und innigste Verbindung setzen mit dem, was die Pflicht erheischt. So werden sie selbst jede muthwillige Uebertretung der Vorsicht durch Diätfehler z. B., verdammen. Aber sie nehmen dem ängstlichen Egoismus sein letztes Bollwerk. Sie sollen und müssen es. Der hat nie die Geschichte gekannt, er ist taub und blind, der physisches, weitverbreitetes Uebel nicht in seiner sittlichen Bedeutung erkennt.

Bricht die Liebe sich Bahn? Erhebt den Menschen die Hingebung über sich selbst? Wird die Aufopferung bewundert, und reißt sie hin zur Nachahmung? Es ist eine alte Lehre, der Mensch, wenn er nur will, was er soll, kann was er will. Sie ist todt, diese Lehre, wie sie dasteht; laßt sie lebendig werden! —

Vergessen wir nie, dieß ist die Zeit der Opfer. So lange es denkbar, und wenn es möglich ist, daß wir das Uebel abwenden, laßt es uns nicht gereuen, durch Sperre nach außen hin die Abwendung zu erkaufen. Wenn es nicht sein soll — eure Wachsamkeit, unsre Redlichkeit möge nicht die Schuld tragen! — aber, wenn es nicht sein soll, so geht eine neue Zeit an. —

Noch ein Wort, wie der Augenblick es gebietet. Glücklich, wenn nicht die nahe Zukunft es rechtfertigt!

In mehreren großen Städten, in welchen die Krankheit ausgebrochen, war die untere Classe des Volkes in gleichzeitigen Unruhen aufgeregt. Die Mißverständnisse, denen das Volk sich hingab, liegen auf der flachen Hand. Aber laßt uns nicht ungerecht sein. Haben nicht einige Journalisten eine große Thorheit sich vorzuwerfen? Ist nicht bis zum Eckel die notorisch unwahre Behauptung wiederholt worden, die Krankheit ergreift nur den gemeinen Pöbel, "Reiche und Vornehme" sind eximirt? Das ist nicht mehr ungeschehen zu machen; eine gewöhnliche Eigenschaft der Thorheiten. Unschädlich zu machen ist es, wenn man nur redlich sein will.

An allen Orten hat die untere Classe die Hospitäler perhorrescirt. Der 21ste Paragraph der hiesigen Verordnung ist einer der wichtigsten: er handelt von der Entfernung aus den Wohnungen nach den Hospitälern. Was die Behörde nicht kann, das muß von Einzelnen in ihren Kreisen geschehen. Es muß dem Volk klar werden, daß von Gewalt nicht die Rede ist; daß die Umstände, durch welche die Entfernung wünschenswerth wird, nicht als selbstverschuldete Umstände betrachtet werden können; daß die Entfernung aus der Wohnung nur nöthig wird, und nur verlangt werden kann, wenn ihnen im Vergleich mit begünstigteren Mitbürgern, aus dem Heilungsversuch in der eigenen Wohnung Nachtheil entstehen müßte.

Zu der Möglichkeit einer Aufregung in solchem Fall kömmt der beklagenswerthe Umstand hinzu, daß das Volk überall dem Gedanken der Selbsthülfe bei wahren oder eingebildeten Beschwerden vertraut geworden ist. Die wahre Regierungsweisheit in solchen Fällen ist von der Art, daß keine Behörde sich darüber täuschen kann. Kein begründeter Wunsch darf vornehm zurückgewiesen, kein ausführbarer zurückgeschoben werden. Aber, wenn der Widerstand sich regt, wo Abhülfe bei den Verhältnissen des gemeinen Wesens jetzt unmöglich ist, da wird es Pflicht, durch jedes Mittel, das der Augenblick fordert, und das vor dem Gesetz zu rechtfertigen ist, die Ruhe herzustellen.

Aber sollte nicht der Staat noch auf eine andere Thätigkeit zählen können, als auf die officielle der Behörden? Sprechen wir unsern ganzen Gedanken aus.

Wenn Stoff zur Aufregung vorhanden ist, so wird die Erhaltung der Ordnung Ehrensache für die Wortführer der Reform. Wünschen sie die Vergleichung mit rücksichtslosen Demagogen abzuweisen? Hier ist die Gelegenheit. Wünschen sie zu zeigen, daß sie nicht an individuelle Beschwerden allein denken, sondern vor Allem an das Wohl des Staates? Hier ist der Ort dazu. Wünschen sie bemerklich zu machen, daß sie nicht einzeln stehen, sondern im Namen Mehrerer, im Namen Vieler auftreten? Jetzt wird die Zeit sein, es zu bethätigen, indem sie ihren Einfluß im Sinn der gesetzlichen Ordnung aufbieten. So werden sie jeden Verdacht abwenden, jede Bürgerpflicht erfüllen, und durch unverkennbare sittliche Kraft eine imposante Stellung gewinnen. Es ist eine geringe Kunst, die Massen aufzuregen; es ist ein großes Verdienst, sie zu beschwichtigen, der Stimme der Vernunft Gehör, und dem Gesetz, eben weil es Gesetz ist, Achtung zu verschaffen. Damit ist die Verzichtung auf keinen Anspruch, die Zurücknahme keiner Beschwerde ausgesprochen. Vielmehr klagt am würdigsten und wirksamsten, wer es nie vergißt, daß er Angesichts des Rechtes seine Klage vorbringt, wer im Nothstand zuerst an Das denkt, was die Pflicht verlangt, und

"der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt."

So mag man einer schweren Zeit mit Ergebung, aber auch mit Entschlossenheit, entgegensehen. Wenn die Vorsicht wach ist, die Pflicht rege, die Thatkraft lebendig, dann wird es Zeit sein, auch Das zu nennen, was Keinem ferne sein möge — den Glauben an eine allwaltende, schirmende, rettende Macht.

*) "Nec jam religio Divûm, neque numina magni Pendebantur: enim præsens dolor exsuperabat."
Lucret. VI. 1275.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

64. Hamburg. Montag, den 19. September. 1831.

Inhalt.

Wer hat in Hamburg Recht und Macht, und wer ist qualificirt und berechtigt, an der höchsten Staatsgewalt dadurch Theil zu nehmen, daß er Sitz und Stimme in den bürgerlichen Conventen hat? In Gemäßheit des 1sten Titels des Reglements der Rath- und Bürger-Convente beantwortet von einem Hamburger Bürger. Hamburg, 1831. Langhoff'sche Buchdruckerei.

Achtung dem Gesetz! Der verkennt das Wesen der Reform, der sie diesem obersten Grundsatz entziehen will. Es ist das unterscheidende Merkmal freier Staaten, deren Institutionen gegen jeden Eingriff der Willkür gesichert sind, daß in diesem Wahlspruch der eifrigste Freund der Reform mit dem entschiedensten Vertheidiger des Bestehenden zusammentrifft. Die Meinungen können darüber getheilt sein, ob ein Gesetz noch zeitgemäß, ob es veränderten Verhältnissen noch in demselben Grad, wie den früheren, die es werden sahen, angemessen sei. Aber es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß nur auf constitutionellem Wege eine Verbesserung durchzuführen, und daß bis zum Augenblick, wo die Verfassung in irgend einem Punct durch constitutionelle Majorität berechtigter Stimmen modificirt ist, ihre früheren Bestimmungen in Kraft bleiben müssen. Es gilt dieses von jedem Staat, der das Princip einer fortschreitenden Gesetzgebung, also das Princip der Reform, in seine Maxime aufgenommen hat; es gilt, in vollstem Maaße, von diesem glücklichen Freistaat, der so wenig eine octroyirte Verfassung, als eine über der Verfassung stehende äußere Macht kennt, der seit Jahrhunderten sich rühmen darf, daß, wenn nicht seine Bürger alle Gesetzgeber, doch alle seine Gesetzgeber Bürger sind.

Wir haben unter mehreren über einen vielbesprochenen Punct erschienenen kleinen Schriften die vorliegende ausgewählt, weil sie sich mit der Vorfrage beschäftigt, ohne deren Erledigung von einer Reform gar nicht die Rede sein kann: mit der Frage, was ist Rechtens, so wie das Gesetz steht? Sie beschäftigt sich ausschließlich mit dieser Frage, mit der Erläuterung, nicht mit der Kritik des Gesetzes. Weit entfernt, die Kritik abweisen zu wollen, was dem Geiste dieser Verfassung vor allen widersprechen würde, bezeichnet sie vielmehr den constitutionellen Weg der Prüfung. "Ob es nicht rathsam und an der Zeit sei, eine Abänderung des Gesetzes zu belieben? ist eine Frage, die vor die Gesetzgebung gehört, und gewiß große Beachtung verdient; noch existirt aber die Vorschrift ohne Einschränkung." In dieser nicht minder scharfen, als nothwendigen Trennung finden wir ein Hauptverdienst dieser Schrift. Davon erwarten wir eine wohlthätige, und selbst bei Denen, die sich ihrer Interpretation vielleicht nicht anschließen, eine beruhigende Wirkung. Der Parteigeist, wenn, was Rechtsgefühl und Bürgersinn verhüten möge, ein solcher sich der Sache bemächtigen wollte, würde Nichts darin finden, was ihm Vorschub leistet; aber ebensowenig wird irgend eine Classe sich in ihren, durch das Gesetz, nicht durch Willkür, vermeinten Ansprüchen, gekränkt halten können; um so weniger, wenn neben der strengsten Interpretation der Verfassung, eine Gesinnung durchleuchtet, die nur der Umgehung, nicht der Reform des Gesetzes abhold ist: — "Daß zeitgemäße und billige Modificirungen des Gesetzes Platz greifen mögen, wird, mit dem Verf., gewiß jeder billig denkende Bürger wünschen, doch auch darin mit ihm einig sein; daß, ehe nicht das Gesetz, nach vorhergegangener sorgfältiger Prüfung, andere Bestimmungen getroffen hat, das Verfassungsgesetz heilig gehalten werden müsse." —

Die Frage, unter welchen Bedingungen die erbgesessenen Bürger der Vorstadt St. Georg das Recht haben, bei den Bürger-Conventen zu erscheinen, ist einzig nach dem Reglement der Rath- und Bürger-Convente zu entscheiden. Im 6ten Art. des 1sten Titels finden sich die Bestimmungen, die, neben andern Bürgern, deren Hauptbesitz außerhalb der Ringmauern gelegen, auch auf sie anwendbar erscheinen. "Ferner sind auch Diejenigen für Erbgesessen zu halten, und zu Frequentirung der bürgerlichen Conventen qualificiret, welche außerhalb denen Ringmauern dieser Stadt, in dero privativen und nicht mit andern gemeinschaftlich habenden Territorio und Jurisdiction, es sei im sogenannten Neuenwerk, oder sonsten, Gärten, Häuser, Höfe und Ländereien dergestalt besitzen, daß sie wenigstens Zwei Tausend Reichsthaler Species freien Geldes darin haben, und auf Begehren allemal erweisen und darthun können."*) Dagegen enthält der 5te Artikel desselben Titels die Aufzählung Derjenigen, welche "die Bürgerschaft nicht frequentiren mögen, wenn sie gleich Erbgesessen wären," und darunter nennt die 6te Nummer "die in dieser Stadt Ringmauern mit eigenem Feuer und Heerd nicht wohnhaft sind."**)

Wer die betreffenden Artikel in ihrer Verbindung unbefangen durchliest, würde schwerlich, bevor ihm von Andern ein Zweifel darüber mitgetheilt wäre, auf den Gedanken kommen, daß der zweite Theil des sechsten eine Ausnahme von dem Schlußsatz des fünften begründen, daß also erbgesessene Bürger befugt sein könnten, bei den Conventen zu erscheinen, ohne daß sie in der Stadt Ringmauern mit eignem Feuer und Heerd wohnhaft sind.†) Enthielte nicht der fünfte Artikel ausdrücklich die Bestimmung "wenn sie gleich Erbgesessen wären;" würde nicht mit sichtbarer Beziehung, im sechsten die Definition des Wortes Erbgesessen nachgeliefert; so würde der Zweifel eben so leicht sich rechtfertigen, als er jetzt dadurch ausgeschlossen zu sein scheint. Als speciellen Grund der Ausschließung dieses Zweifels macht der Verf. noch den Grund geltend, daß

---

*) S. 64 des Abdrucks von 1823.

**) Der 5te Art. entspricht offenbar dem 2ten. Der Letztere nennt Solche, die befugt, ungeachtet sie nicht erbgesessen; der Erstere bezeichnet Andre, die nicht befugt, ungeachtet sie erbgesessen sind.

†) Im dritten Band der Beschreibung Hamburg's von J. L. von Heß wird der Inhalt dieses Artikels auf eine Weise angegeben, die keinen Zweifel übrig läßt, in welchem Sinn er ihn verstanden. "Auch der in Hamburg seßhafte Bürger, der auf der Stadt eignem (nicht auf dem mit Lübeck gemeinschaftlich besessenen) Gebiete an Gütern, Häusern, Ländereien und anderen liegenden Gründen so viel Eigenthum besitzt, daß er auf dasselbe 2000 Rthlr. eigenes Geld bezahlt hat, wird für erbgesessen gerechnet." III, 322. Dieser dritte Band erschien vor neun und dreißig Jahren.

die Wohnung in der Stadt nothwendige Bedingung sein muß, weil sie dem berechtigten Bürger (sofern ihm nicht sein Amt den Platz anweiset) das Kirchspiel bezeichnet, in dessen Kammer er Sitz und Stimme zu nehmen hat.

Nun tritt aber, dieser Interpretation des Gesetzes gegenüber, die Behauptung auf — die oberen Officiere der Bürger-Compagnieen von St. Georg (die ehemals zum Jacobi-Regiment gehörten) sollen von Anfang an, und erbgesessene Bürger der Vorstadt sollen seit "fast einem halben Jahrhundert" *) unverwehrten Zutritt in St. Jacobi Kirchspielkammer gehabt haben.

Es versteht sich von selbst, daß für die eine wie die andre Behauptung historische Beweise beizubringen wären. Aber vorausgesetzt, daß diese Beweise geführt wären, so scheinen uns die beiden Behauptungen von verschiedener Geltung zu sein.

Wenn es erweislich ist, daß die oberen Officiere bereits im Jahr 1712, (in welchem Jahre die den Receß ergänzenden Randbemerkungen angenommen wurden) unverwehrten Zutritt zu den Bürgerconventen hatten, so würden wir dieses als einen authentischen Beitrag zur Interpretation des Gesetzes betrachten. Wenn derselbe Rath, der das Reglement proponirte, dieselbe Bürgerschaft, die es annahm, mit Wissen und Willen eine solche Ausnahme von dem geschriebenen Buchstaben admittirten — nun, so werden sie die für uns doppeldeutigen Artikel auch von Anfang an im Sinn der Ausnahme verstanden haben.

Wenn aber von den erbgesessenen Bürgern von St. Georg ausgesagt wird, daß sie in späterer Zeit stillschweigend admittirt worden, so wird man schwerlich daraus folgern können, daß "eine fünfzigjährige Usance ein Recht geworden." Denn was hier Usance genannt wird, erscheint vom streng verfassungsmäßigen Gesichtspunct aus schlechthin als Mißbrauch. Es wird Niemanden in den Sinn kommen, zu läugnen, daß es vor fünfzig Jahren, und daß es zu jeder Zeit in der Macht von Rath und Bürgerschaft stand, das Gesetz zu modificiren, oder zu erklären, daß sie die, früher nicht beliebte, und im ursprünglichen Sinn nicht liegende, Deutung annehmen wollen. **) Aber eben, weil dieß nicht zu läugnen ist, läßt ein stillschweigendes Uebergehen und Admittiren sich um so weniger gesetzlich rechtfertigen, und die Anforderung, die im Nothstand plausibel genug wäre,

"to do a great right, doing a little wrong,"

kann im Verlauf langer Jahre, bei stets wiederholter Gelegenheit zu bestimmter Erklärung, nicht statt finden.

Um so auffallender würde eine solche stillschweigende Abänderung grundgesetzlicher Anordnungen sein, wenn man aus den drohenden 7ten und 9ten Artikeln ersieht, wie ernstlich es mit der Ausschließung Unbefugter gemeint, und wenn man aus dem 10ten Art. sich überzeugt, wie besorgt das Gesetz gewesen, die Einschleichung Unberufener zu verhindern. Dieser Artikel lautet: "Damit aber Keine die sich in der Bürgerversammlung eingeschlichen, und doch nicht dazu berechtigt sind, unbestraft bleiben, soll Senatus den Tag nach dem Convent, wenn die Liste der gehaltenen Mannzahl ihnen von den Oberalten, die selbiges allemal zu thun schuldig sein sollen, übergeben, drei Rathsmitglieder deputiren, die sammt drei Deputatis der Oberalten ohne Zeitverlust die Namen nachsehen, und wo sie Personen darunter finden, an deren Competenz gezweifelt wird, selbige vor sich fordern lassen, und die Legitimation von ihnen begehren."

Es ist klar, wie die andern Artikel des Reglements, so läßt auch dieser in aller Strenge sich in Anspruch nehmen.

Aber nehmen wir diesem Einwurf den Schein der Anklage, und das Gehässige, was darin liegen könnte. Gestehen wir zu, daß in einer Republik die Natur der Verhältnisse es mit sich bringt, daß Manches stillschweigend, ohne umständliche documentarische Erörterung, in gegenseitigem Vertrauen erledigt wird. Lange möge solches gegenseitiges Vertrauen bestehen! Aber es ist weder nothwendig, noch wünschenswerth, daß es zu Vorgängen führe, die nach langen Jahren als traditionelles Herkommen, mit den Bestimmungen bestehender Gesetze in Widerspruch treten dürften. Jede stillschweigende Sanction einer Neuerung ist gefährlich; sie kann von der Willkür nur zu leicht als willkommener Vorgang benutzt werden. Darum ist es auch im Interesse der Freiheit, daß der Einzelne lieber auf die neuzubegründende Reform, als auf zweifelhaftes Recht seine Ansprüche stützen möge.

Wenn der Beweis geführt werden sollte, daß auf solche, nicht streng zu rechtfertigende, aber auch nicht mit absprechender Heftigkeit zu verwerfende Weise, die Aufnahme eine Reihe von Jahren lang admittirt worden wäre, so würden daraus zwei Resultate folgen, die zwar keinesweges ein Recht begründen, aber doch der Sache der erbgesessenen Bürger von St. Georg, bei vorzunehmender Prüfung, nicht anders als eminent günstig sein könnten.

1) Man würde annehmen müssen, daß in keinem Fall das Mitstimmen der bereits Admittirten zu einiger Inconvenienz des gemeinen Wesens gereicht, indem sonst, wenn nicht Gewissenhaftigkeit, doch ein nahe liegendes Interesse, auf die ausschließenden Artikel des Reglements würde verwiesen haben. *)
2) Es würde sich ergeben, daß der Glaube an die Billigkeit der Admittirung ziemlich allgemein verbreitet gewesen, weil sonst einige constitutionelle Kenntniß hingereicht haben würde, um den Zweifel zur wirksamen Ausschließung zu steigern. **)

Wir können diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne auf die Bemerkungen aufmerksam zu machen, die Einer der eifrigsten und einsichtsvollsten Republicaner in dem verwandten Fall einer constitutionellen Frage geäußert hat.

Als im Jahr 1803 die Aufnahme von Louisiana in den Bund der Vereinigten Staaten vorbereitet wurde, schrieb Thomas Jefferson an einen Freund, der der Meinung war, es liege in der constitutionellen Machtvollkommenheit des Congresses, den Bund durch neue Staaten zu erweitern: —

"Wenn ich in Erwägung ziehe, daß die Gränzen der V. St. in dem Tractat von 1783 genau festgesetzt, daß die Constitution selbst ausdrücklich sich als die Constitution der bezeichneten V. St.

---

*) S. 5 der "Antwort auf die Berichtigung der Worte eines Hamb. Bürgers der Vorstadt St. Georg."

**) Eine Abänderung ist im fünften Artikel, nicht stillschweigend, sondern ausdrücklich durch Rath- und Bürgerschluß vom 20. Oct. 1814 und 16. Dec. 1819 getroffen; die Ausschließung der nicht-lutherischen christlichen Religionsverwandten ist aufgehoben worden. — Innerhalb der ersten zehn Jahre nach der Annahme des Recesses wurden die Qualificationsbestimmungen mehrmals Gegenstand der Berathung. Daß man bemüht war, jede Ungewißheit zu entfernen, scheint unter Andern daraus hervorzugehen, daß der übrigens nicht zu mißverstehende Ausdruck "die in den bürgerlichen Officiis sind oder gewesen sind" (Randbemerk. zu Tit. 1. Art. 2.) durch den bestimmteren, sie sollen "Zeitlebens befugt sein," durch Rath- und Bürgerschluß vom 21. Dec. 1717 erläutert und bestätigt worden. S. N. Abdr. d. Grundges. Einl. S. 11. Darauf läßt sich vielleicht die Muthmaßung gründen, daß, wenn die in Frage stehenden Puncte damals angeregt worden, darüber eine bestimmte Entscheidung sich vorfinden dürfte.

*) Was die nächste Veranlassung zur neulichen Anregung der Sache betrifft, so ist es zwar wünschenswerth, daß das Publicum darüber aufgeklärt werde, aber in diesen Blättern kann am wenigsten der Ort sein für Discussionen der Art.

**) Es scheint, daß die Bewohner des nachmaligen Kirchspiels St. Michaelis eine ähnliche Vergünstigung genossen, ehe sie noch als fünfte Kammer constituirt waren. Wenigstens sagt Wortmann: "Durch die Zusicherung von Sitz und Stimme auf dem Rathhause ward ihnen hier wohl eigentlich nicht mehr gewährt, als was ihnen schon durch den Vergleich von 1647 zugestanden worden war, und in dessen Besitz sie vor demselben schon gewesen, nämlich Anschließung an das Kirchspiel zu St. Nicolai." Chronologischer Zusammentrag die Kirche und das Kirchspiel zu St. Michaelis betreffend. Hamburg, 1809. Meßler. S. 156.

ankündigt, so kann ich nicht anders als annehmen, es habe nicht im Sinn der Verfassung gelegen, daß neue Staaten, außerhalb des bestehenden Verbandes, in denselben aufgenommen werden sollten. Ich glaube nicht, daß die Gründer der Constitution daran dachten, es dürfte England, Irland, Holland, u. s. w. aufgenommen werden; und das würde der Fall sein bei Ihrer Erklärung. Wenn ein Document zweierlei Deutung zuläßt, die eine sicher, die andre gefährlich, die eine bestimmt, die andre unbestimmt, so ziehe ich die sichere und bestimmte vor. Ich würde lieber vom Volk eine Erweiterung meiner Vollmacht verlangen, als diese Erweiterung durch eine Deutung mir selbst beilegen, die unsere Vollmacht unbegränzt machen könnte. Unsre besondre Sicherheit liegt in dem Besitz einer geschriebenen Verfassung. Laßt uns nicht daraus durch Deutungen *carte blanche* machen." *)

Weiterhin sagt Jefferson von der Erweiterung der Vollmacht des Congresses: "Nichts ist wahrscheinlicher, als daß die Aufzählung der einzelnen Puncte in der Verfassung mangelhaft ist. Dieß ist der gewöhnliche Fall bei allem Menschenwerk. Laßt uns denn fortfahren, sie zu vervollkommnen, indem wir, als Amendments, beifügen, was Zeit und Erfahrung heische." Und er schließt mit den Worten: "Ich gestehe, es scheint mir von Wichtigkeit, in diesem Fall uns gegen den Vorgang einer zu weiten Interpretation zu verwahren, und bei'm Volk um neue Vollmacht anzusuchen. Sollten indessen unsre Freunde anders denken, so werd' ich ihrer Meinung mich fügen; ich werde hoffen, daß der gesunde Sinn unsres Volks das Uebel der Interpretation wieder gut machen wird, wenn sie üble Folgen veranlassen sollte."

Reise durch Norwegen nach den Loffoden, durch Lappland und Schweden, von Chr. Fr. Lessing. Nebst einem botanisch-geographischen Anhang und einer Karte. Berlin, 1831. Mylius.

Für das größere Publicum bietet diese Reisebeschreibung nur wenig Anziehendes dar. Man hat kein Recht, sich darüber zu beklagen; der wissenschaftliche Anhang wird ohne Zweifel den Männern vom Fach willkommen sein; und der Verf. macht keinen Anspruch darauf, Merkwürdiges erlebt, oder das Erlebte anmuthig dargestellt zu haben. Wer indessen sein Bild von den bereiseten Gegenden zu ergänzen wünscht, wer es nicht verschmäht, eine ziemlich trockene und phantasielose Auffassung neben einer andern, geläufigeren, romantischen zu beachten, der wird das Buch nicht ohne Interesse durchblättern.

Der Eindruck, den der Verf. aus jenen Gegenden mitgebracht, ist, was die Menschen betrifft, nichts weniger als günstig. Er findet den Nordländer, fast ohne Ausnahme, eigennützig und dem Trunk ergeben. "Es war Sonntag. Ich würde jedem Fremden rathen, der Muße hat, und Unannehmlichkeiten, die den Genuß der Reise schmälern, vermeiden will, im ganzen Norden am Sonntag niemals zu reisen. In Schweden findet man Alles betrunken, und hier hat die schon an sich selbst unerträgliche Neugierde der Menschen so recht Zeit, dem Fremden im höchsten Grade lästig zu werden. Ueberhaupt muß ich jenen Träumern von Unschuld und Einfalt der Sitten des Volkes sehr widersprechen, und ich kann ihnen nur die Versicherung geben, daß die Leute da nicht stahlen und betrogen, wo sie beides nicht thun konnten." Notable Prellereien zeichnet der Verf. sorgfältig auf. "Es war Ebbe, und das Meer auf dem außerordentlich flachen, ganz sandigen Ufer fast 1000 Fuß zurückgetreten. Mein Ruderer, nachdem er das Boot bis in das Wasser mühsam fortgezogen hatte, mußte mich hernach selbst Huckepack durch das seichte Meer hin bis nach dem Boote tragen, da ich dazumal noch nicht, der Landessitte gemäß, hohe, wasserdichte Seestiefel trug. Ich wollte rudern; auch das ging anfangs schlecht. Ich bot ihm guten Branntwein aus meiner eigenen Flasche an. Dieß alles brachte mich in Mißcredit bei ihm. Ein solcher, welcher keine Seestiefel trug, oder nicht rudern konnte, der so guten Branntwein wegschenkte, mußte ihm dumm erscheinen, und als wir den eine Viertel-Meile langen Weg über den Meerbusen zurückgelegt hatten, sagte er, wir wären eine Meile gereiset und forderte demnach seine Bezahlung." Der Verf. ärgert sich häufig, und spricht darüber con amore. "Hinter Leer begegnete ich einer gewöhnlichen Karre mit einem großen Kasten. Ich fuhr ihr vor. Sie kam mir auf's eiligste nach, und der Bauerjunge bellte mich an. Bei einem anderen Hügel fuhr ich abermals vor, als er sehr langsam fuhr, und Muthwille augenscheinlich war. Da drohte er mir mit der Faust, und des Schimpfens war kein Ende, und ich erfuhr endlich, daß es die Post sei, der man nicht vorbeifahren dürfe, wenn man nicht ein so schnelles Pferd hat, daß man von derselben nie mehr eingeholt werden kann. Dieß heißt wahrlich viel von einem Fremden verlangen, in einer solchen Henkerskarre die Post zu erkennen, und ihr Respect zu zollen, den sie durch Nichts gebietet." Die Bauern sprachen ihm zu viel; und besonders lästig scheint es ihm gewesen zu sein, in Gegenwart von Frauen um sein Alter befragt zu werden. Für seinen beständigen Unmuth ist folgende Stelle charakteristisch. "Linguistische Untersuchungen, welche schon allein die Kürze des Aufenthalts an jedem Orte verboten hätte, waren zwar von Anfang an von dem Plan meiner Reise ausgeschlossen, aber mit großem Fleiß und in allen ihren Nuancen habe ich mir das Studium der Bethrurungsformeln angelegen sein lassen. Für den Reisenden durch Schweden sind sie von größter Wichtigkeit. Ich habe es bis zu einem ungewöhnlichen Grad der Vollkommenheit darin gebracht, wie es späterhin meine Upsalenser Freunde versicherten. Ich mache mich anheischig, nur allein dadurch den Bewohner Norwegens, den Nordbottner, und den Schweden der südlicheren Provinzen zu unterscheiden." Man sieht, der Verf. schildert nicht nur die Leute, die er besucht, sondern auch seine eigene Individualität. — Ein immerwährend wiederkehrendes Thema ist die Omnipotenz des Branntweins. "Nichts ohne diesen, Alles für diesen!" Ein Bruchstück einer Aventüre, mag den Spruch erläutern. Sein Führer Lars, der ihn in's Land der Lappen begleitet, scheint desperat betrunken, und das Weiterreisen unmöglich. "Da beschloß ich, im Angesicht des Saulo, der seine wunderbare Burggestalt in der Nähe verloren hatte, und da, wo die Region des ewigen Schnees begann, wie gepudert aussah, und nur von der Ostseite zu besteigen ist, am nördlichen Fuße desselben und hoch über der obern Baumgränze, von Schneefeldern, kahlen Felsen oder Sümpfen umgeben, mein kaltes Nachtquartier aufzuschlagen. Der große Nordländer, dem das fürchterlichste Wetter und die größten Beschwerden auf der See viel leichter scheinen, als ein wenig Hunger, Kälte und Strapazen auf dem Lande, der wohl Wogen aber nicht Berge über sich sehen konnte, fing an jämmerlich zu weinen, daß er so fern in einem fremden Lande (wir waren nämlich eine Viertel-Meile über der norwegischen Gränze) fern von seinem Weibe und seinen Kindern verschmachten müsse. Aber was meine Beredsamkeit in norwegischer Sprache, was mein gutes Beispiel nicht vermochte, das vermochte mein bester Branntwein. Ihm gelang es, seine Furcht zu mildern." Auch von den Schweden wird man geprellt; aber, heißt es, "sonst sind die Menschen besser als in Norwegen, denn schon für drei Schillinge kann man ein freundliches Gesicht haben: das ist man in Norwegen nicht im Stande."

Ein billiger Leser wird die vielen Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten der Reise in An-

*) Memoir, Correspondence and Miscellanies, from the papers of Thomas Jefferson. IV, 3. (2d ed. Boston, 1830.)

schlag bringen, um den Unmuth des Reisenden zu entschuldigen; ein verständiger wird sich hüten, die Menschen nach einer Auffassung, die beinahe Nichts als Schlechtes bemerkt, zu beurtheilen.

Der Verf. zeigt uns eine Heerde von Rennthieren. "Ich bestieg einen in der Nähe sich erhebenden Berg, trat aber meinen Rückweg an, als die bellenden Hunde die Ankunft der noch nicht sichtbaren Heerde verkündeten. Den ungeübten Augen ist es eben nicht leicht, dieselbe schon in größerer Entfernung zu erkennen, wegen der grauen Farbe der Thiere und Felsen, wenn sie nicht etwa gerade über ein Schneefeld dahin zieht, oder nicht ein oder das andere weiße Thier unter ihr sich befindet. Doch es waren viele Stunden verflossen, ehe die Heerde herankam, und auf einem Schneefelde sich gelagert hatte, wo sie der Hitze und den Insecten weniger ausgesetzt war. Alle eilten aus der Gamme und liefen zur Heerde. Ich selbst stellte mich hin und staunte. Jedem war sein Antheil an der Arbeit bestimmt. Kinder warfen mit außerordentlicher Geschicklichkeit Schlingen um die Hörner der Weibchen, die Frauen melkten, die Männer gingen herum, um aus der zahllosen Menge tüchtige Thiere zum Tragen des Gepäckes auszusuchen. Die sorgsamen Hüter riefen, Hunde umstanden klaffend die Heerde, und die zu weit sich entfernenden Thiere, von ihnen verfolgt, liefen das jähe Schneefeld mit der größten Schnelligkeit ohne zu gleiten herab. Versuchte ich selbst mit den Händen das scheue Thier zu fassen, um an seinen großen, schönen, schwarzen Augen mich weiden zu können, ein Anblick, nach welchem ich mich schon auf meiner ganzen Reise gesehnt hatte, oder gar dasselbe zu küssen, da lachten alle auf. Aber bedächtig und ruhig lag das alte Männchen auf dem Schnee, selbst ohne Furcht vor dem Fremden. Köstlich schmeckte die frische Milch. Ich vertauschte sie bei den lachenden Mädchen gegen Branntwein. Doch bald fielen meine Augen auf eine unangenehmere Scene. Ein Lappe warf sich auf ein Rennthier, legte es zu Boden, stieß in den Bauch wenig hinter den Vorderfüßen sein scharfes Messer bis an den keilförmig verdickten Schaft, und ließ es darin, damit kein Tropfen des kostbaren Blutes, welches gerühmt wegen seiner antiskorbutischen Kräfte, eben so wie die Eingeweide genossen wird. Erst nach einer Viertel-Stunde, während welcher Zeit der Lappe auf dem Thiere liegen blieb, starb es unter kraftlosen Zuckungen." Die Rennthiere, die er gesehen hat, waren nicht viel größer als junge Kälber. Die Größe des Thieres soll abnehmen, je weiter es nach Süden hinlebt. Die Last welche ein Rennthier zu tragen vermag, beträgt höchstens 80 Pfund, und man nimmt an, daß ein Pferd eben so viel, als drei Rennthiere tragen kann, ohne jedoch bei weitem so leicht zu ermüden als diese. — "Nach den von Hrn. Brooke angeführten Versuchen, hat das schnellste mit einem leichten Schlitten 3089 Fuß binnen zwei Minuten, also 25 Fuß in einer Secunde zurückgelegt. Streckt das Thier die Zunge zum Halse heraus, so ist es müde, und wird es dennoch vom Treiber angetrieben, so hat dasselbe die sonderbare Gewohnheit, sich umzudrehen, auf seinen Quäler loszugehen, und denselben mit Hufschlägen zu züchtigen, der aber dann sich zugleich mit seinem Schlitten umgedreht hat, und, in dicke Kleider gehüllt, dieser gerechten Strafe sich zu entziehen weiß."

Ueber die eigenthümliche Seelenstörung der sogenannten "Seherin von Prevorst." Von Dr. Dietrich Georg Kieser, Prof. zu Jena. Aus der latein. Originalschrift übersetzt. Berlin, 1831. Vereinsbuchhandlung.

Ob es jetzt noch an der Zeit ist, gegen die Träume der Seherin zu Felde zu ziehen? Die Richtung, die das allgemeine Interesse des Publicums, durch die Ereignisse der letzten zwölf Monate angeregt, genommen hat, ist vielleicht keiner Gattung der Literatur günstig; gewiß nicht dem Wiederaufleben der magischen. Wenn die Seherin noch politische Aufschlüsse von einigem Belang zu geben verstanden hätte; wenn unter ihren Entdeckungen ein einziges Cholera-Recept sich fände, so würde an Gläubigen kein Mangel sein. Aber bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther läuft ein Kritiker, wie der Verf., Gefahr, selbst als irrender Ritter der Vernunft verlacht zu werden, wenn er sich zum Kampf mit den Windmühlen des Somnambulismus rüstet.

Auch sind wir keineswegs überzeugt, daß der Verf. den rechten Ton getroffen hat, um das Publicum von den Irrthümern seiner früheren Freunde und Mitarbeiter zu unterhalten. Man war gewohnt, den Namen des Verfassers mit den Fortschritten des thierischen Magnetismus zu identificiren. Die trockene Theorie, die gedehnte Ironie, mit welcher er jetzt auftritt, wird die Freunde des Magnetismus kränken, und den Gegnern desselben nicht genügen. Seine Apologetik der Wunderlehre hatte etwas Eigenthümliches, Geistreiches; sein Angriff unterscheidet sich nicht von der Menge der Ungläubigen: —

.... "fortis in armis
Caesareis Labienus erat; nunc transfuga vilis."

Das Wesentliche seiner Theorie über das Leben des "nächtlichen Menschen," und seine physiologische Erklärung wunderbarer Erscheinungen, hat er im ersten Capitel nach seinem "System des Tellurismus" reproducirt. Er schreibt den Traumgebilden der Seher keine wirkliche Existenz zu. Nicht sehr deutlich ist seine Deduction der Wunder. Die Dunkelheit des folgenden Satzes indessen mag man auf Rechnung des Uebersetzers schreiben: "Man glaubte, diese wirkende, und in der heutigen Psychologie noch nicht erklärte psychische Kraft des nächtlichen Menschen bestehe darin, daß der Träumende Etwas für persönliche Einwirkung äußerer Geister ansähe." *) Am befriedigendsten ist das Bekenntniß unsrer großen Unwissenheit, wenn es sich um die Erklärung der Wirksamkeit von Kräften handelt, die wir Alle als natürliche erkennen, woraus denn natürlich genug zu folgern, wie wenig es ein Wunder ist, wenn wir über sogenannte Wunder nicht viel Erhebliches vorzubringen wissen. "Noch sind die Verrichtungen der äußern und innern Sinne bei dem wachenden Tagmenschen nicht erklärt, und erscheinen eben so wunderbar und unerklärlich, als wenn man die Augen an die Fingerspitzen, oder an irgend ein anderes Glied versetzte, und sie bald mittelst des Lichtes, und nach den optischen Regeln, bald ohne Licht und gegen die Regeln der Optik, thätig sein ließ; wenn man das Gehör, den Geschmack, den Geruch an ungewöhnliche Glieder verpflanzte, oder sogar den Sitz des Geistes aus dem Gehirn in den Magen verlegte, wovon wir Beispiele sowohl in den Erzählungen von Heiligen, Ekstatischen und Somnambulisten lesen, als auch schon selbst erlebt haben." **) Das erste Capitel schließt mit dem Resultat, daß man gehofft, die magische Theorie für immer beseitigt zu haben.

Das folgende Capitel hebt mit einem Pathos an, das nicht übel gelungen ist. "Aber ach! wie sahen wir unsre Hoffnungen vereitelt, daß die Vernunft Dasjenige, was der gemeine Haufen für Wunder und für unerklärlich hielt, er-

---

*) Dem Uebersetzer wäre eine etwas genauere Kenntniß der lateinischen Sprache, und größere Gewandtheit in der deutschen, zu gönnen gewesen. Wenigstens wäre zu wünschen, daß er sich nicht das ridicule gegeben hätte, einen Ausdruck, den die Desperation der modernen Lateiner einstimmig für den Begriff einer Canone auserkoren, (tormentum bellicum majus) durch "eine etwas große Kriegsfolter" zu übersetzen. Auch würde der selige Seiling sich verwundern, wenn er sich in einer deutschen Schrift unter dem Namen des "berühmten Jungius" angeführt fände.

**) Erlebt soll hier doch wohl so viel heißen als beobachtet. Wir haben keine Ursache zu glauben, daß es dem gelehrten Professor selbst schon begegnet ist, mit den Fingerspitzen zu sehen, oder mit dem Magen zu denken.

läutern, d. h. auf die Naturgesetze zurückführen und aus ihnen erklären könne! Da kömmt jenes unglückliche kranke Weib, an langwierigen, heftigen und dämonischen Krankheiten leidend, und von ihnen endlich ausgerieben; da jener so erfahrene und in Erkennung, Erklärung und Heilung der menschlichen Krankheiten so geübte Arzt; da ein scharfsinniger, und durch psychologische Untersuchungen so berühmter Philosoph; alle Drei, wie sie mit einem Munde ausrufen, die Vernunft lehre etwas Falsches und in ihren Handlungen, Worten und Schriften dabei bleiben, daß die Annahme unsres Zeitalters 'die Vernunft behaupte unter den physischen Vermögen den Vorrang, und ihr seien bei einem gesunden Menschen alle übrigen Vermögen unterthan', eine irrige und falsche sei, daß aber der alte Glaube Wahrheit enthalte, und daß bloß der verwirrte menschliche Geist die Natur der Dinge erforschen könne."

Diese Darstellung ist denn doch nicht billig zu nennen. Denn man möchte daraus den Schluß ziehen, daß, wie die Jugend von Fortunatus Wurzel, so von den Philosophen die gesunde Vernunft sich für immer beurlaubt habe: —

"Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt nicht böse sein!"

Unredlich ist es, wenn der Verf. die beiden Philosophen behaupten läßt, nur der verwirrte menschliche Geist könne die Natur der Dinge erforschen. Daß die Seherin verwirrt war, ist seine Ansicht; es ist auch die unsrige; aber Kerner und Eschenmeyer vertheidigen ihre Aussprüche, weil sie sie nicht, wie wir Andern es thun, für verwirrt, sondern für erleuchtet halten. Wenn achtungswerthe und scharfsinnige Männer sich zu Advocaten des Wahnsinns aufwerfen, so liegt wahrlich in diesem Vorwurf, den wir nicht von ihnen abzuwenden wüßten, des Gehässigen genug; es ist baarer Muthwille, zu behaupten, sie haben es mit Wissen und Willen gethan. Glücklicherweise steht der Charakter der beiden Männer bei Allen, denen sie persönlich, oder durch die Darstellung von Unbefangenen bekannt sind — er steht auch bei Allen, die ihre Schriften unbefangen, wenn gleich dissentirend, durchlesen, viel zu hoch, als daß solche Insinuationen dem Einen oder dem Andern von ihnen in der Achtung des Publicums im mindesten schaden könnten. Auch die Stelle, in welcher Eschenmeyer "gegen die vernünftige Philosophie den Bann" ausgesprochen haben soll, ist auf perfide Weise aus dem Zusammenhang gerissen.

Der Beweis der Geistesverwirrung, vom Verf. in der Form einer fortlaufenden Ironie geführt, ist von der Art, daß er einem englischen Geschwornengericht, das die Sache ziemlich scharf zu nehmen pflegt, ohne Zweifel genügen würde. Aber wie kann er einem Philosophen genügen, der seine Unwissenheit über die wirkenden Kräfte nicht nur des "nächtlichen" sondern auch des "täglichen" Lebens so unumwunden bekannt hat? Es ist wahr, man überredet sich schwer zu glauben, daß das Amulet, das die Seherin von einem Teufelsbanner erhalten, manchmal "von freien Stücken wie ein lebendiges Wesen davonlief, so daß man es auf dem Boden fangen mußte;" oder daß ein Paar Stiefel "durch die Luft durch's Zimmee liefen;" aber wer steht dem Philosophen dafür, daß es nicht in dem "nächtlichen Leben" des Amulets, der Stiefel, begründet war, solche Spähe zu machen? Oder ist ein solches Factum etwa viel wunderbarer, als das Sehen mit den Fingerspitzen, und jener abnorme Sitz des denkenden Geistes? Alles zu läugnen scheint die Erfahrung zu verbieten; Alles zu glauben, die Vernunft. Dem Verf. aber scheint es nicht vorbehalten zu sein, die Gränzlinie zu ziehen.

Zum Schluß giebt der Verf. eine Parodie des Geisterspucks, den die Seherin ankündigte. Sie ist nicht ganz unwitzig, wie eine Probe beweisen mag: —

"Im Herbste des vergangenen Jahres kam ein Mensch zu uns, ein Geistlicher, Verkündiger des göttlichen Wortes und Vorsteher einer öffentlichen Schule, ein Mann von kräftigem und gesundem Körperbau, der sich beklagte, daß er von ruchlosen, dämonischen Menschen schrecklich beunruhigt werde. Es sind dies die Diener einer geheimen Polizei, die einst in einer benachbarten Stadt eines andern Staates errichtet wurde, um demagogische Umtriebe und Bewegungen zu entdecken und zu verhindern. Ihre Zahl ist verschieden, bisweilen sind deren 25, manchmal 6 und wenigstens 2, welche ihren Körper beständig beschäftigen und sich in ihm verstecken. Nach Belieben gehen sie in ihren Körper, ohne von andern Menschen gesehen zu werden, und verlassen ihn wieder, um sich in andre Menschen, Brüder oder Kinder, bisweilen auch Aerzte, Richter und Magistratspersonen, zu begeben. Ihren Wohnort aber und ihre magische Werkstatt haben sie zu Erfurt im Versammlungshause der obersten Polizei, und da sie mit verschiedenen, magnetischen, elektrischen und galvanischen (alles magischen) Instrumenten versehen sind, so regieren, lenken und besetzen sie ihren Körper aus der Ferne durch ihre magnetisch-elektrisch-magischen Strahlen. Jener unser unglücklicher Kläger empfindet nicht bloß das Dasein jener Dämonen in den von ihnen hervorgebrachten Bewegungen der Glieder seines Körpers, sondern hört sogar ihre Stimmen in sich reden, und sieht bisweilen ganz genau, wie sie sich in seine Handlungen mischen oder ihn mit ihren Augen beobachten. Er beschreibt jeden einzelnen, er schildert seinen Körperbau, seine Kleidung, seine Bewegungen, und nennt sogar ihre Namen. Die Jungen sind meistentheils läppisch, alle aber bösartigen und teuflischen Gemüths, welche jene magnetisch-electrisch-magischen Instrumente, die ihnen einst bei der Untersuchung demagogischer Umtriebe, um die Gesinnungen der Menschen zu erspähen, anvertraut wurden und vermittelst welcher sie schon verschiedene Verschwörungen unterdrückten, auf eine schändliche Art zu ihrer Ergötzung mißbrauchen. Aehnlicher galvanisch-magnetischer Kunstgriffe bedienten sich einst Moses, der Erzvater der Israeliten und in neuerer Zeit die Chinesen, Engländer, Franzosen und die Jesuiten, um die Gesinnungen der Menschen auszuspähen. Es ist auch wahrscheinlich, daß Michael, der Tyrann von Lusitanien, durch solche Künste von erbärmlichen Bösewichtern zu seinen Schandthaten verleitet werde. Solche schlechtgesinnte teuflische Menschen beunruhigen nun nicht bloß seinen Körper, sondern unterdrücken sogar seinen Geist und werden mit ihm verschmolzen, so daß ihre Gedanken, Worte und Thaten durch die Werkzeuge seines Körpers zu geschehen, und seine eigenen Gedanken und Handlungen zu sein scheinen."

Indessen wird durch eine solche Parodie weder die Sache der Wissenschaft, noch die der gesunden Vernunft gefördert werden. Verhöhnen ist leicht; widerlegen schwer, und am schwersten, wenn man sich selbst in die Mysterien des nächtlichen Lebens vertieft hat.

Wir ergreifen mit Vergnügen diese Gelegenheit, um unsre Leser auf eine Beleuchtung der Seherin von Prevorst aufmerksam zu machen, die wir voriges Jahr anzuzeigen versäumt haben.*) Die untengenannte Schrift enthält das Geistreichste und zugleich Besonnenste, was uns über den Gegenstand zu Gesicht gekommen ist. Der Verf. des verschleierten Bildes zu Sais hat das große Verdienst, den sittlichen Gesichtspunct der Sache hervorgehoben, und mit Ernst festgehalten zu haben. Er legt weniger Gewicht auf die anscheinenden Absurditäten der "hereinragenden Geisterwelt," als auf ihren niedrigen sittlichen Charakter. Er hat mit vieler Schärfe nachgewiesen, wie die fixen Ideen der Unglücklichen in ihren Visionen sich immer wiederholen, und wie sie auf einen niedrigen Grad der sittlichen Einsicht hindeuten, anstatt große und heilige Wahrheiten zu verkünden. Hier eine Stelle seiner Schrift: —

"Was halten wir von der Beschreibung eines Menschen, sei sie nun von einer Begebenheit

---

*) Das verschleierte Bild zu Sais, oder die Wunder des Magnetismus. Leipzig, 1830. Weidmann.

oder einem fremden Lande oder von einer Person, in welcher wir gar nichts oder kaum eine Spur von einer Wirklichkeit, — von etwas Gegenständlichem, Aeusserem finden, dagegen aber fast Zug für Zug den Erzähler und Beschreiber selbst wieder mit allen Schwachheiten und Irrthümern, die ihm eigen sind? Ist es nicht eine ganze fixe Ideenwelt, die sich in diesen Hauffeschen Geistern vor uns aufthut, die Beschreibung eines Irrenhauses, das aber nur zum luftigen Behälter und zur Verwahrungs- nicht zur Heilanstalt der Irren dienen kann? Reden die Geister nicht ihre Sprache, die Sprache der Pietisten? Hoffen sie von andern Kirchenliedern das Heil ihrer Seele als von denen, die Frau H. liebte, die sie größtentheils trefflich im Gedächtniß hatte, aus denen sie selbst schon oft in ihrem hartem Schicksale Trost und Frieden sich geholt hatte? die Geister aber sind unbeschränkt im Sehen, und wußten darum auch von allen andern schönen Liedern. Oder war es bloße Accomodation gegen Frau H., was sie bewog, in ihren Sprüchen und Gesängen die Seligkeit zu suchen? Das wäre eine Bequemung der Geister, die doch zu weit ginge. Eine ganze fixe Ideenwelt ist nur im Gehirne eines Wahnsinnigen, und nicht außer ihm, sie ist ein Erzeugniß, ein Theil seiner Welt, und nicht der Welt Gottes, der ja kein Gott der Unordnung ist, sondern der Ordnung. Nur ist Frau H. besser als ihre Geister, wie der Baum immer besser als seine kranken Auswüchse, der Künstler mehr als sein schlechtes Machwerk, ein Fieberkranker immer noch gesünder als seine Fieberphantasieen ist. Mit Schauder hätte sich Frau H. in ihren gesunden Tagen von den verrückten lieblosen Ideen abgewandt, die in ihren kranken Geistern sich äußern. So thun selbst ihre erlöseten, nun zur Seligkeit verklärten Geister, was sie nimmermehr gethan hätte. Statt, wie Frau H., ihre Retterin, ihre protestantische Maria, die auch in ihrem geisteskranken Zustande voll außerordentlicher Liebe und Aufopferung blieb, und unter der Bürde ihres Bekehrens, Belehrens und Fürbittens fast erlag, wenn sie selbst erlöset waren, nun in ächt christlichem und erlöseten Sinne freudig für ihre Leidensbrüder zu wirken, und sie ihres Glückes theilhaftig zu machen, eilten sie, ihrer armen Genossen nicht weiter gedenkend, mit Triumph und Hallelujah den offenen Thoren des Paradieses zu. Keiner der Verklärten ist besser als Frau H., sie theilen alle ihren Glauben und Aberglauben, sie nehmen alle noch von ihr, nicht sie von ihnen."

An schlagenden Thatsachen fehlt es nicht, um diesen Satz in's Licht zu stellen. Alle Absurditäten der magischen Theorie, aller materielle Spuck der Biertrinker des Geisterreichs und seiner gestiefelten und gespornten Boten, reicht nicht an die verkehrten Begriffe von sittlichen Verhältnissen, die die Seherin an den Tag legt. Sie spricht von einem abgeschiedenen, gequälten Geist, dessen Ruhe und Seligkeit davon abhängt, daß ein Kirchenlied gesangen wird; von zwei Geistern, die nicht selig werden können, wenn nicht die Gebeine ihrer Kinder begraben werden, u. dgl.

Nach solchen Proben thut man wohl am Besten, vom nächtlichen Leben ab, und dem täglichen sich zuzuwenden. Der Tag hat seine Plage; vergessen wir nicht, daß er auch seine Pflichten hat!

Wanda Wielopolska; oder das Recht des Gewaltigen. Erzählung aus den Zeiten der ersten Theilung Polens. Von Wilhelm von Chézy. Stuttgart, 1831. Hellberger.

Diese Erzählung wird durch die Wahl des Gegenstandes und durch die Art der Behandlung interessiren. Sie vermittelt die Uebersicht einiger bedeutenden Ereignisse des Jahres 1772, und giebt ein Bild des Volkslebens in Polen und Ungarn. Denn, was der Titel nicht errathen läßt, die Scene ist häufig im Lande der Magyaren, wo in jenen Zeiten Plane der Unabhängigkeit entworfen wurden und scheiterten. Um so leichter war es, dem österreichischen Cabinet, außer seinem Antheil an der Theilung von Polen, noch einen neuen Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Lesers zu sichern.

Der Verf. hat nicht nur die Begebenheiten schildern wollen, sondern auch die Charaktere. Von tiefer gehender Auffassung ist nicht viel zu rühmen; aber was mit einer gewissen Vorliebe und mit lobenswerther Sorgfalt gezeichnet ist, ist das Costume. Maria Theresia, Joseph, Kaunitz treten auf. Unsre Leser werden sich des Portraits erinnern, das wir aus Hormayr's Lebensbeschreibung des "alten Fürsten" in diese Blätter übergetragen; sie werden die Hauptzüge in dem vorliegenden Buche wieder erkennen. Gewagter scheint die Scene zwischen Joseph und seiner Mutter. Es ist uns nicht bekannt, aber es ist leicht möglich, daß der Verf. auch hier etwas Aehnliches vor sich hatte. Der König von Polen mit seinen bestechenden Eigenschaften und mit seinem gänzlichen Mangel an männlichen Tugenden ist treu genug gezeichnet. Hier die Scene in der Mühle von Bielany unweit Warschau; ein gedoppelter nächtlicher Besuch, der den guten Müller und seine Frau in später Stunde aufführt. Daß ein bekanntes historisches Ereigniß dabei zu Grunde liegt, brauchen wir unsern Lesern nicht zu sagen: —

"Eine schöne Dame, in schwarzem Amazonenkleid, das unter den weiten Falten des zurückgeschlagenen Reitermantels sichtbar war, einen Federhut tief in die weiße Stirne gedrückt, an den Schnürstiefeln helltönende Silbersporen, erschien mit einem schwarzlockigen Jüngling, der seinen grünen Mantel abwarf, einen Carabiner und zwei Sattelpistolen auf den Tisch legte, und in der abenteuerlichen Tracht eines Piasten der Müllerin als ein Landsmann willkommen war, obschon er einem Buschklepper nicht unähnlich schien.

"Wenigstens sind's doch keine Russen, murmelte sie vor sich hin.' Der Müller empfahl ihr, für die Gäste zu sorgen, indeß er ging, um ihre Rosse in den Stall zu ziehen. Katinka beschäftigte sich sorglich mit der Dame, welche ermattet in einen Stuhl sank, und mit halbgeschlossenen Augen es geschehen ließ, daß die gute Frau mit Hülfe des jungen Mannes ihr den schweren Mantel und den Hut abnahm, das Wehrgehäng mit dem krummen Säbel und den Terzerolen losschnallte. Katinka flößte ihr einige Tropfen Branntwein in den Mund, und der gemeine Trank hatte hier die Wirkung des köstlichsten Nektars; denn die Ermattete schlug bald wieder die leuchtenden Augen auf, dankte freundlich der geschäftigen Müllerin für ihre Bemühung, drückte, als diese hinausging, die Hand ihres Begleiters, und sprach:

"'Ich verdanke dir abermals mein Leben, guter Istevan; — wie kann ich dir's je vergelten?'

"Istevan antwortete nur mit einem traurigen Blick, und Wanda fuhr fort: 'Du hast Recht; deine Treue müßte verarmen, wenn sie vergolten werden könnte. — Ich wollte ja auch nur sagen, daß ich sie verstehe.' Sie legte den vollen Arm um seinen Nacken, und hauchte einen leisen Kuß auf seine erglühende Stirn. Heftig drückte er ihre schönen Hände an seine brennenden Lippen, und schaute, in die Knie gesunken, sie mit schwimmenden Augen an, aus denen bald, in immer schnellerer Folge, funkelnde Blitze schossen. Schmerzlich lächelnd drückte sie seine Wimpern nieder, und seufzte vor sich hin: 'Nicht so! Nein, Du nicht!' Schnell erhob er sich, und trat mit ehrerbietiger Scheu zurück. Mit dem Kuß war das Paradies seiner Kindheit urplötzlich in ein Flammermeer versunken; die himmlische Seligkeit seiner reinen Ergebenheit, seiner uneigennützigen, auch nicht vom leisesten Hauch des Begehrens entweihten Treue war verwandelt, und eine Hölle

theurer Qualen durchstürmte die sonst so friedliche Brust. Wie nach einem schönen Traum blickte seine Seele so sehnsüchtig nach dem kaum versunkenen Eden, und zürnte den Augen, die mit verschämter Gluth nur irdische Bilder mehr erfaßten, und ihr zubrachten. Mit Trauer gewahrte die Gräfin das Erwachen des Knaben zum Jüngling, und doch ward es ihr erst in diesem entscheidenden Augenblick zu ihrem Erstaunen ganz klar, wie sehr bis dahin Istevan ein Kind gewesen. Mit Gewalt sich von dem Gedanken losreißend, begann sie:

"'Ich bin zum Tode bang um das Schicksal des Königs. Warum mußte uns auch der räuberische Anfall so um die kostbare Zeit bringen? Die unersetzlichen Stunden! Ist denn heute wirklich schon der dritte November?'

"'Vorgestern war der erste, (entgegnete die eintretende Müllerin,) da könnt Ihr's über der Thüre lesen.'

"'Vielleicht ist der Anschlag entdeckt worden, oder die Ausführung aufgeschoben,' tröstete Istevan.

"'Wenn ich dem großherzigen Stanislaus den Anschlag hätte entdecken, und so die Ausführung verhindern können, (fuhr Wanda auf Französisch fort,) gewiß hätte er eingewilligt, sich mit der Conföderation gegen den fremden Einfluß zu verbinden. Nun wird es zu spät, darauf kenne ich ihn! — O, und wenn sie ihn ermorden!'

"'Sie werden doch nicht, die Wahnsinnigen!' rief Istevan.

"'Kennst du nicht den wilden Lukowsky, den ungestümen Strawinsky und den Banditen Kosinsky? und dazu war der General Pulawsky unbesonnen genug, ihnen aufzutragen, den König todt oder lebendig in seine Hände zu liefern. Mir ahnt nichts Gutes!'

"'Verrathet Euch nicht durch allzugroße Bewegung, (warnte Istevan;) es ist ohnedies nahe an Mitternacht, und wenn heute etwas geschehen ist, so ist das Entscheidende vorüber; wo nicht, so kommen wir am nächsten Morgen noch bei guter Zeit nach Warschau. Der Himmel wird Alles zum Besten lenken. Hat er Euch doch bisher so wunderbar geführt, und Euch erst noch heute aus den Händen eines beutegierigen und lüsternen Haufens errettet.'

"'Du hast Recht, lieber Knabe, ich will suchen, die schlimmen Ahnungen zu beschwichtigen, und auf den göttlichen Beistand zu vertrauen. Muß ich doch seine Güte preisen, wenn ich bedenke, daß er dich aus Ungarns Eichenhainen sandte, um mich vor dem im Dunkel schleichenden Feind zu beschirmen. Er wird nicht uns, nicht den edlen Poniatowsky, nicht Polen verlassen!'

"Heftige Schläge an die Thür unterbrachen die Gräfin; Istevan griff zu den Waffen; doch bald ließ er den gespannten Hahn seines Carabiners wieder in die Ruhe, als nur ein einzelner Mann eintrat. Der Fremde, eine hohe, schlanke Gestalt, in reicher, aber in Unordnung gebrachter Garde-Uniform, ohne Waffen, und blutend, bemerkte die Anwesenden nicht gleich. Er setzte sich tiefathmend nieder, und Wanda hatte Muße, ihn zu betrachten. Beim matten Schein der qualmenden Kienspäne erkannte sie in den schönen, aber bleichen Zügen des (etwa vierzigjährigen) Mannes ein bekanntes Gesicht.

"Theilnehmend fragten der Müller und sein Weib den neuen Gast, ob er von Räubern angefallen worden?

"'O, von noch schlimmeren Leuten!' entgegnete er, und hatte diese Worte nicht so bald gesprochen, als Wanda, ihn am Ton der Stimme vollends erkennend, ausrief:

"'O mein königlicher Herr! — gesegnet sei die Stunde, in der ich Eure Majestät aus den Händen ihrer Feinde gerettet sehe!' —

"'Der König?' riefen erstaunt die Bewohner des Hauses, und sanken vor ihm in die Knie. Liebreich hob sie Stanislaus auf, und fragte die Gräfin, woher sie von der Gefahr wisse, die ihm gedroht? Freundlich reichte er ihr die Hand, als sie ihm offenbarte, wie sie die Verschwörung gegen sein Leben, welche zum Theil von ihren eigenen Verbündeten ausgegangen sei, ihm habe entdecken wollen, um noch bei Zeiten zum Besten der guten Sache den Frieden zu vermitteln, eh' die verfassungsmäßige Conföderation zu einer hochverrätherischen Verbindung ausartete.

"Der König entgegnete ernst: 'Diese Nacht hat unserer Freiheit den Todesstoß gegeben, wie denn Polen von jeher keinen schlimmeren Feind zu fürchten hatte, als sich selbst. Hätte man mich und meine erhabene Freundin, die Kaiserin Katharina, nie verkannt, hätte der Adel nicht im blinden Wahn sich dem österreichischen Einfluß hingegeben, und Vorrechte für Rechte gehalten, es wäre nie so weit gekommen!'

"Nach einer Pause fragte er, ob kein Bote zu haben sei, der nach Warschau eile, um einen Brief in das Schloß zu bringen? Istevan erklärte sich bereit, wenn ihn der Müller nur bis zur Landstraße bringen wollte, und Stanislaus schrieb:

"'Die wunderbare Fügung Gottes hat mich aus Mörderhänden befreit. Eilen Sie mit vierzig Soldaten zu mir, um mich abzuholen. Ich bin verwundet, aber nicht gefährlich.' Die Ueberschrift lautete an den Grafen Cocceji, und bald sprengte Istevan davon, so schnell es die Dunkelheit und die Ermattung seines Pferdes gestatteten. Wanda verband mit kunstfertiger Hand die leichten Wunden des Königs, der ihr das Abenteuer dieser Nacht folgendermaaßen erzählte:

"'Es war Abends um acht, als mein Wagen plötzlich im Capuzinergäßchen von vielen Bewaffneten angefallen wurde. Sie schossen hinein, und eine Kugel streifte mich hier am Kopf. Wo meine Begleiter hingekommen, weiß ich nicht zu sagen, nur so viel erinnere ich mich, daß mein treuer Heiduk Biezow mich mit seinem Leib bedeckte und erschossen wurde. Wie im Traum ließ ich mich von den Verschwornen fortführen, und mir kam es vor, wie ich ganz dunkel fühlte, als sei ihr Anschlag nicht vollkommen gelungen. Sie suchten vergeblich, Gott weiß wen? und sprachen viel von Feigheit und Verrath. Im freien Feld fand ich meine Besinnung wieder, und erkannte wohl, daß ich mich unter lauter Edelleuten befand, deren verwegene Entschlossenheit nur den rechten Weg verfehlt hatte, um die Bewunderung der Welt zu verdienen. Oft beriethen sie sich unterwegs, ob es nicht Zeit sei, mich umzubringen, aber ihr Gewissen versteckte sich stets hinter die Erinnerung an den Befehl, mich lebendig auszuliefern; — dreimal schienen sie ganz entschlossen zu der Unthat, und nur die ernste Abmahnung ihres Führers rettete mich. So kamen wir in den Wald von Bielany. Zu Mlodzin waren denselben Abend einige russische Piquets eingerückt, und dieß bewog meine unerbetenen Begleiter, sich zu zerstreuen, so daß mich nur noch drei weiter brachten. Da vernahmen wir beim Kloster Bielany einen dumpfen Lärm, und der Führer befahl den beiden andern, so schnell als möglich einen Zug Uhlanen, deren welche in der Nähe stehen, herbei zu schaffen. Nun war ich mit dem Führer allein, und begann, nachdem ich bis zu dem Augenblick kein Wort gesprochen, mit all der Beredsamkeit, welche in mir der begeisterte Augenblick entflammte, ihm das schwarze Antlitz der Unthat aufzudecken, und die üblen Folgen zu entwickeln, welche nothwendig daraus entstehen müßten. Und so geschah es, daß durch die Gnade Gottes das Herz meines erbitterten Feindes von der Kraft der Wahrheit ergriffen ward. Er überließ mich meinem Schicksal, und dieß führte mich glücklich zu dieser Mühle, deren trauliches Geklapper mich schon von Weitem anlockte!'

"Die Gräfin pries aufrichtigen Herzens das Walten der Vorsehung, und bat den geretteten König, nun auch in der Freude dieser Stunde ihr geneigtes Gehör zu schenken: 'Ich komme, (sprach sie,) mit Anerbietungen von den Häuptern der gesetzlichen Verbrüderungen des Adels, von Pulawsky, Kossakowsky, Radziwill, Czar-

toriško und anderen; sie wollen sich unter die Fahnen ihres Königs stellen, wenn er sich entschließen will, ihr König zu sein, und nicht der Sklave Rußlands und Preußens, nicht das Spielwerk Oesterreichs. Wenn sich Eure Majestät mit festem Willen an die Spitze des Rokoz stellen, so weichen vielleicht die fremden Miethlinge freiwillig aus unseren Provinzen, — wo nicht, so sind wir durch Einigkeit stark genug, sie mit der Schärfe des Schwertes zu vertreiben, oder unsere Fluren mit ihren Leichnamen fruchtbar zu machen. Die Conföderation will nur Freiheit und Recht.' —

"'Für sich allein, (unterbrach sie Stanislaus) Sie verblenden sich selbst, Gräfin Wielopolska, wenn Sie wähnen, daß dem Rokoz die allgemeine Freiheit am Herzen liegt. Die Magnaten und der niedere Adel finden in der Verwirrung ein Mittel, dem Schuldthurm zu entfliehen; aber ich will, und kann besonders jetzt nicht davon abgehen, daß die Empörer die Waffen niederlegen, ihre Privilegien den Gesetzen und den Menschenrechten unterwerfen, und dem gehorchen, welchen sie zum Befehlen erwählten: — mir!'

"Wanda sank in die Knie vor dem Unerschütterlichen: 'Bedenken Eure Majestät die allgemeine Noth, — die bedrohte Freiheit! Sie opfern Ihrem Starrsinn das Wohl des Vaterlandes. Ich flehe, meinen eigenen Stolz beugend, auf den Knieen nur um das Recht, — das Vaterland liegt mit mir zu Ihren Füßen, in mir stoßen Sie Ihr eigenes Glück von sich, vielleicht Ihre Ehre, die von einem Polen nichts Höheres fordert, als daß er, ein freier Piasta, lebe oder sterbe!'

"'Ich verzeihe Ihnen, (entgegnete Stanislaus, sie aufrichtend) aber — ich verzeihe auch nur!'

"'Nun denn, so hat Polen von nun an allein noch die Wahl zwischen seinem König und seiner Unabhängigkeit!' rief entschlossen die heldenmüthige Frau, und wandte sich stolz von dem Stolzen.

"In kurzer Zeit kam Cocceji mit den verlangten Truppen, welche jubelnd den geretteten König begrüßten, und ihn im Triumph nach Warschau zurückbrachten. Die Gräfin schloß sich mit Istevan dem Zuge an, und war Zeugin der allgemeinen, lauten Freude, als Stanislaus Augustus um fünf Uhr die erleuchteten Straßen der Residenz durchfuhr.

"'Welches Heil wäre dieser liebenswerthe Mann für uns, wenn er zugleich ein ächter König sein wollte!' sprach Wanda leise vor sich hin, und eilte, sich mit ihrem tiefen Schmerz vor der ausgelassenen Freude des leichtbewegten Volkes zu verbergen."

Was die Erfindung des Verf. hinzugefügt hat, ist nicht so bedeutend, um dem Werk unabhängigen poetischen Werth zu geben, aber doch anziehend genug, um das Interesse stets fest zu halten; und daß der Verf. die Materialien bescheiden in einem Bändchen zusammendrängen, und nicht sie über drei Bände der Mode gemäß verbreiten wollte, ist eine Verläugnung, die Anerkennung und Nachahmung verdient.

Der Titel bedarf keines Commentars — am wenigsten in diesem Augenblick.

~~~~~~~~~~

Eine Antwort Dr. Martin Luthers auf die Frage "ob man vor dem Sterben fliehen möge?" Neu herausgeg. von J. W. Rautenberg. Hamburg, 1831. Meldau.

Diese kleine Schrift wird Allen willkommen sein, Denen nicht weichliche Beschaulichkeit, sondern wirksamer Glaubensmuth, thatkräftiges Gottvertrauen für ein Zeichen ächt religiösen Sinnes gilt. War irgend ein Mann berechtigt, sein Wort über schwere Volksplagen an seine, und an jede Zeit, zu richten, so war es Luther. Denn, sagt das Vorwort, das mit eindringender Beredsamkeit den Leser in die Lebenszeit des Reformators zurückversetzt, "er redet von der Sache aus großer, ernster Erfahrung, wie's immer seine Art ist, und die Hoheit, die freudige, weltüberwindende Tapferkeit seines Glaubens hatte auch in diesem Falle sich längst in der That bewährt, als sie, vielen Tausenden zur Ermuthigung, das Wort nahm."

Dreimal sah Luther in seinem Wohnort die Pest ausbrechen.*) Das erstemal schreibt er: "Ihr rathet mir die Flucht. Aber wohin? Ich hoffe die Welt werde nicht untergehen, wenn gleich der Bruder Martinus zu Grunde geht. Die Brüder werde ich zwar, wenn die Pest weiter greift, in alle Welt versenden; ich aber bin hieher gesetzt." Das zweitemal predigt er: "Ihr wißt, daß ich bei der Pest niemals geflohen bin, sondern mit meinem ganzen Hause ausgeharret. Bin wohl so edel, als Ihr; hätte auch mit gutem Gewissen können fliehen. Nicht also. Wer angewachsen ist an Weib, Brüder, Schwestern, Nachbar, der bleibe und helfe und tröste in gemeiner Gefahr. Wir sind Jeder dem Andern einen Tod schuldig. Also bin ich jetzt euer Pfarrherr und Lückenbüßer, bin an den Predigtstuhl gebunden; davon sollen mich hundert Pestilenzien nicht flüchtig machen. Sterben wir über diesem Werk der Liebe — wohl uns! so soll uns das Stündlein besser sein, denn tausend Jahr Lebens. Gegentheils aber, wenn Du fliehest, wird Dir's kommen, daß Du tausendmal lieber gestorben wärest."

Keiner hat je so stark, wie Luther, gegen die Mißverständnisse sich erklärt, die eine falsche Auffassung religiöser Ansichten leicht veranlaßt. Er eifert er wider die Unthätigkeit, die sich damit entschuldigen will, das Uebel sei Strafe Gottes. "Also wenn ein Haus brennete, müßte Niemand herauslaufen, oder zulaufen, zu retten, denn Feuer ist auch eine Strafe Gottes. . . . Item, wenn Einer ein Bein bräche, oder verwundet oder gebissen wäre, müßte er's nicht heilen lassen, sondern sagen: 'es ist Gottes Strafe, die will ich tragen, bis selber heilet.'" Nicht minder eifert er wider die Versäumung vernünftiger Vorsicht. "Darauf will ich auch räuchern, die Luft helfen fegen, Arznei geben und nehmen, meiden Stätte und Person, da man mein nichts bedarf, auf daß ich mich selbst nicht verwahrlose, und dazu durch mich viel Andre vergiften und anzünden möchte, und ihnen also durch meine Hinlässigkeit Ursach des Todes sein. . . . . Wo aber mein Nächster mein darf, will ich weder Stätte noch Person meiden, sondern frei zu ihm gehen und helfen; wie droben gesagt ist. . . . . Aber wenn's also zugehet, daß ein Theil allzu verzagt ist, und fleucht von seinem Nächsten in der Noth, das andre Theil allzudummkühne, und hilft nicht wehren, sondern mehren; da hat der Teufel gut machen, und muß wohl das Sterben groß werden."

Wir haben für weitere Auszüge keinen Raum, und die Schrift wird, wie sie es verdient, in Aller Händen sein.

*) Uebertriebene Gerüchte pflegten, damals nicht minder als jetzt, dem Uebel voranzugehen. So schreibt Luther nach Torgau: "Ich wollte, daß zum wenigsten unsere Briefe ja möchten gen Torgau kommen, weil eure Stadt sich so hart für uns Wittenbergern fürchtet. Und ist fürwahr eure Furcht billig; denn gestern ist hier ein ganzes Kind gestorben, daß nicht ein Haar daran lebendig blieb, dagegen sind vier Kinder geboren."

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.
~~~~~~~~~~

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

65. Hamburg. Montag, den 26. September. **1831.**

Inhalt.

Historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit. Von Wilhelm Wachsmuth. Erster Theil. Aus dem Reformationszeitalter. Leipzig, 1831. Kummer.

Der Verf., als Alterthumsforscher rühmlichst bekannt, tritt durch das vorliegende Werk in die Reihe der Gelehrten ein, die den erwachenden Sinn für Geschichte auch im größeren Publicum ehren, und neben der Erfüllung akademischer Pflichten den Beruf fühlen, denselben durch populäre Darstellungen zu fördern. Daß solche Werke sich vervielfältigen, ist ein gutes Zeichen. In einer Zeit der politischen Bewegung gehört die Beschäftigung mit der Geschichte zu den bewährtesten Schutzmitteln gegen die Contagion des haltungslosen Schwindels, und widerlegt zugleich die unvernünftige und starre Beharrlichkeit. Die Geschichte ist es allein, die jede Täuschung zerstört, den verderblichen Wahn der Jammermenschen, die der Welt gebieten, stille zu stehen, und die nicht minder gefährlichen Trugbilder einer neuen Ordnung der Dinge, die über Nacht dem Haupte, man weiß nicht welches liberalen Wortführers entspringen soll. Die notable Unwissenheit einiger geistreichen und ungemein zuversichtlichen Raisonneurs, ihre blendenden Phrasen und unmäßige Hyperbeln, würden niemals einigen Eingang gefunden haben, wenn im Publicum neben dem anerkannten Bedürfniß politischer Verbesserungen auch ein gewisser Grad von Einsicht allgemeiner wäre verbreitet gewesen. Selbst eine einseitige Auffassung der Geschichte, wenn sie nur den Zusammenhang der Begebenheiten nicht ganz ignorirt, muß dazu beitragen, solche Einsicht zu fördern. Es ist nicht wohl möglich, die Geschichte in bedeutenden Puncten zu fälschen; und selbst einer Darstellung, die ganz und gar im Sinn des Absolutismus verfaßt wäre, würde es nimmermehr gelingen, die großen Lehren zu verhüllen, die dem Unbefangenen überall entgegentreten. Daß freisinnige Männer es unternommen haben, den Zusammenhang der Weltbegebenheiten in allgemeinen Umrissen darzulegen, ist für die Nation ein großer Gewinn; und der ausgezeichnete Erfolg des Werkes von Rotteck, ist ein Beweis, um nur einen zu nennen, daß ein solches Unternehmen auf Anerkennung zählen darf.

Bei unserm Verf. ist die politische Tendenz minder hervorspringend. Was er zu geben beabsichtigt, ist, wenn wir nach dem ersten Band urtheilen sollen, weniger eine raisonnirende Uebersicht der Staatenverhältnisse, als eine Gallerie der denkwürdigsten Charaktere. Auch eine solche Gabe darf auf einen weiten Kreis von Lesern rechnen. Dazu kömmt ein besonderes Verdienst, daß nämlich der eingeschlagene Weg den Ueberblick erleichtert, und in Zeiten der Verwirrung alle Hauptereignisse an das Bild ausgezeichneter Persönlichkeiten anknüpft. So wüßten wir keine Darstellung von gleichem Umfang zu nennen, die die Zeit Karls V. mit ihren Verwickelungen dem Leser so klar in wenigen bestimmten Zügen zur Anschauung brächte, wie die des Verfassers. Was wir dabei vermissen, ist die Reflexion, die zwar nicht im Plan des Verf. liegen mochte, aber doch gewiß keine wesentliche Aenderung desselben erfordert haben würde. Er ließe es sich wenigstens andeuten, daß der Antagonismus zwischen Frankreich und Oesterreich zum erstenmal in den Regierungen Karls V. und Franz I. hervortrat; daß die Idee des Gleichgewichts der Staaten dadurch in den übrigen Mächten zum Bewußtsein kam; *) daß jener Antagonismus sich durch die ganze nachfolgende Geschichte zieht; daß Kaunitzens Staatskunst und Napoleons gewaltigere Macht an der Versöhnung desselben gescheitert; und daß er im Verlauf der Zeiten einen moralischen Charakter angenommen, der die Partei der Bewegung dem Princip der Stabilität entgegensetzt, während diese Differenz doch wieder so eigenthümlich schattirt ist, daß man sie mit dem Contrast des katholischen Kaiserreichs und des protestantischen Deutschlands nicht verwechseln kann.

Aber wenden wir uns zu dem, was der Verf. gegeben hat; Jedem sind Werke zugänglich, in denen er das Vermißte nachholen kann. Die Sorgfalt, die auf die Charakterzeichnung verwendet worden, verdient Anerkennung. Als Probe heben wir die Schilderung Karls V. aus. Schade, daß der Verf. nicht Tact genug gezeigt hat, um die Nachahmung einer bekannten und bis zur Ungebühr nachgeahmten Manier zu vermeiden: *) —

"Karl war stattlich und rüstig; die Lanze im Turnier und Ringelstechen zu führen verschmähte er nicht. Sein Wissen, Dank dem Unterricht des Bischofs Adrian von Utrecht (nachher Papstes Adrian VI.) und des Herrn von Croy-Chivres, nicht gering; doch als er 1516 zur Besitznahme der spanischen Krone gelangte, sein Vertrauen zu sich selbst gering; er schien sich noch unreif zu sein; diesen Sinn legte er bei einem spanischen Turnier zur Schau; auf seinem Schilde war kein Feldzeichen, aber das Wort nondum. Die Rathschläge seiner Erzieher waren seine Richtschnur, eigenen Willens schien er zu ermangeln; Alles war bei ihm nach innen gekehrt, seine Rede spärlich, seine Haltung gemessen; im Aeußern nichts von dem belgischen Ungestüm; spanische Grandezza und deutsche Bedächtigkeit schienen in ihm geeint; er konnte einem Standbilde von Marmor mit Goldschmuck

---

*) Wenn wir nicht irren, so ist es Bolingbroke, der in seiner noch immer unübertroffenen Vogelperspective zuerst auf diese Entwickelungen aufmerksam gemacht hat. Letters on the study and use of History. VI, 166. (Lond. 1752. 8.) Ihm verdanke man auch die strenge Sonderung der neueren von der mittleren Geschichte; ungeachtet er dieser Bezeichnung sich nicht bedient, erkennt er doch die neue Epoche, die mit der Reformationsgeschichte anhebt. Es ist durchaus das praktische Interesse, das er dabei im Auge hat. "Gänzliche Unwissenheit in Betreff der früheren Jahrhunderte würde schimpflich sein. Auch ist ein mäßiger Grad von Neugierde in dieser Hinsicht zu entschuldigen. Aber gelehrte Untersuchungen darüber anzustellen, ist eine lächerliche Affectation bei einem Mann, der dem gegenwärtigen Geschlechte nützlich zu werden sucht. Bis zu dieser Epoche laßt uns die Geschichte lesen; von dieser Epoche bis auf unsre Zeit, wollen wir sie studiren." Ebendas. VI, 162.

*) In der Wahl und Ausmalung seiner Bilder ist der Verf. besonders unglücklich. Von Shakspeare heißt es: "Die Verschrobenheit und Verwirrungen seiner Zeit trägt er nur, wie wenn bei Verjüngung der Haut hie und da Faserchen hängen bleiben, die an die abgestreifte Hülle erinnern, oder wie das vor dem Glanze der Morgensonne entwichene, am Rande des Horizonts aufgethürmte Gewölk von dem dicht gelagert gewesenen Nebel Erinnerung vergegenwärtigt." Von Heinrich III. liest man, er habe seiner Mutter Aberglauben und Sittenlosigkeit geerbt: "gleich einem willenlosen unsaubern Gefäß schwamm er auf diesem Doppelpfuhl und tauchte immer tiefer hinein."

verglichen werden. Bei seinem ersten Auftreten in Spanien noch nicht sein eigen, sondern abhängig von den selbstsüchtigen Niederländern, die ihn dicht umdrängten, bewies er schnöde Undankbarkeit gegen den treuesten Diener der spanischen Krone, Kardinal Ximenez, dem der Schmerz über die Dienstentlassung das Herz brach.

"Welchem von den verschiedenen Völkern, die er beherrschte, er volksthümlich angehören möge, wurde ihm erst späterhin klar; zu den Spaniern, deren Sitte und Einrichtungen er bei seinem ersten Aufenthalte in Spanien (1517—1520) gering achtete, von denen, in ihren Rechten vielfach gekränkt und dem Drucke niederländischer Beamten preisgegeben, die Castilianer bei seiner Abreise nach Deutschland sich empörten und nur durch eigene Uneinigkeit leicht wieder unterworfen wurden (1521), neigte sich sein Herz, als er im Jahre 1522 zu ihnen wiederkehrte; es ist, als habe er gefühlt, daß er hier viel gutzumachen habe. Gegen die niedergebeugten Aufrührer großmüthig und gnädig, buhlte er um die Volksgunst, bemühte sich, des mündlichen Ausdrucks in der spanischen Sprache mächtig zu werden, schonte die Eigenthümlichkeit und Vorurtheile der Spanier und ward bald Liebling des stolzen Volkes. Hier bildete er sich aus; von hier sah er sieben Jahre den Welthändeln zu, und ohne Spanien zu verlassen übte er die große Fürstenkunst, Geist und Kraft großer Männer für sich zu gewinnen, sich selbst von ihrem Einflusse unabhängig, sie aber durch gütige Begegnung und reichlichen Lohn seinem Dienste treu zu erhalten. Geringe Versehen wurden nicht geachtet, unverdiente schwere Ungnade hatte keiner zu fürchten; kein Günstling durfte freveln, kein Buhlweib Anmaßung üben.

"Deutschland kann nicht stolz auf ihn sein, weniger noch auf seinen Sinn gegen deutsches Volksthum; es widerstand ihm. Der deutschen Sprache ward er nicht ganz mächtig; er soll gesagt haben, sie passe zum Zuruf an die Pferde. An den Italienern liebte er die Klugheit, an den Belgen, seinen Landsleuten, haßte er den Trotz und das scharfe Feuer. Aber kalt war er selbst nicht; unter der Hülle der Majestät braunte die Leidenschaft der Ehrsucht; dieß bekunden seine Handlungen; in trautem Gespräch mit seinen Getreuen öffnete er aber gern das Innere seines Herzens; aus seinem eignen Munde wissen wir, daß er auch den schönen Frauen hold und wohlbedacht war, durch Erhöhung äußerer Anmuth ihnen zu gefallen; er erzählte einst, wie er, um nicht den Neapolitanerinnen Anstoß zu geben, einzeln vorblickende greise Haare an den Schläfen sich ausgerupft habe. Aber selten gab er sich ganz zu erkennen durch Wort und That. Vorherrschend blieb durch sein ganzes Leben die Scheu vor Rückschritten; daher lange Ueberlegung mit tiefem Schweigen; aber feste, selbst hartnäckige Beharrlichkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen. Verstellung, die falschen Schein erkünstelt, übte er nicht; nur hielt er, um sich nicht bloßzugeben, zu oft seine wahre Gesinnung zurück; er ließ sich errathen; seine Ausdrücke waren nicht selten vieldeutig; wer falsch rieth, trug selbst die Schuld, und allerdings ließ er wohl zu seinem Vortheil geschehen, daß man ihn mißverstand. Mit nichts aber hat er mehr ausgerichtet, als mit dem Scheine der Arglosigkeit und des Vertrauens zu Andern; er hatte zwar Glauben an menschliche Tugend, aber wenn er traute, und wohl selbst dabei sich bloß und in Gefahr gab, war dieß mehr Ergebniß der Berechnung, als hochherzigen Sinnes; eigene Schickung, daß gerade der, welchem er vom Herzen traute, Moritz von Sachsen, Arglist gegen ihn übte.

"So war Karl, und den Schein der Mäßigung mindestens mußte er behaupten, wenn alles, was von ihm abhing, auch ihm anhangen sollte. Seine Macht bestand aus Bruchstücken; für Franz I. war Frankreich wie ein einziger fester Demant; für Karl seine Länder gleich einem Mosaik verschiedenen Gesteins; der Halt und Kitt nur in seiner Person; nicht Einheit des Volksthums führten ihm Heere, Diener und Steuern zu. Aber auch bei den einzelnen Stämmen, deren gemeinsames Haupt er war, hatte er keineswegs den gesammten Grundstock der volksthümlichen Kraft zu seinem Gebote; nicht aus deren Wurzeln wuchsen seine Heere, sie wurden geworben, waren ohne Sold nicht zusammenzuhalten. Dieß traf freilich auch Karls Nebenbuhler, Franz I. und Heinrich VIII.; doch in minderem Maaße. Um Geldleistungen aber mußte Karl mühsam mit den Ständen seiner Erblande verhandeln; anders in den Niederlanden, anders in Spanien; Deutschland brachte ihm mehr Sorgen, als Einkünfte; Karl sagte, der Graf von Barcelona in ihm sei mehr werth, als der römische Kaiser. Ueberall, außer in den italiänischen Landschaften, Beschränkung seiner Fürstengewalt; Vorstellungen, wenn er begehrte, ja Weigerungen; nirgends war er Herr im Lande. Und dennoch brachte er furchtbare Heere und Flotten zusammen, gewann die berühmtesten Feldherren und Seehelden für seinen Dienst, und oft, wenn die Heere ohne Sold waren, wirkte sein Name und das Vertrauen, daß sein Wille, Dienste zu lohnen, immer gut sei, und er Versäumtes nachzuholen nie vergesse."

Der Plan des Verf. hat es ihm möglich gemacht, auch einzelne Episoden auszuführen, die bei zusammenhängender Geschichterzählung nicht an ihrer Stelle gewesen sein würden. Dahin gehört die über Don Carlos, die wir mittheilen wollen. Sie schließt sich an die Erzählung von Egmont's Tod an: —

"Am 24. Juli desselben Jahres starb Don Carlos. Nicht bloß Beachtung des Gleichzeitigen führt unsern Blick jetzt hinüber nach Spanien, nicht der Reiz, die beiden Unglücklichen, die wir im Zauberlichte romantischer Poesie zu sehen durch Göthe und Schiller gewöhnt sind, hier als historische Personen neben einander aufzustellen; in der That stand Don Carlos' Ausgang in genauem Zusammenhange mit den Bewegungen in den Niederlanden und vielleicht selbst mit Egmonts Schicksale. Don Carlos war der Sohn von Philipps erster Gemahlin, Maria von Portugal, und geboren im Jahre 1545. Schmächtig, blaß und unansehnlich bestach er nicht die Augen; die Herzen beengte und kränkte er durch Stolz und heftigen Jähzorn; ein unglücklicher Fall auf den Kopf, den er im siebzehnten Jahre that, förderte das Wachsthum jener Anlagen. Um nichtiger Dinge willen griff er zum Dolche; so gegen einen Kammerdiener, der ihn zu wecken versäumt hatte, gegen den Großinquisitor Espinosa, der einen ihm lieben Schauspieler verbannt hatte; einen armen Schuhmacher, der zu enge Stiefeln geliefert hatte, zwang er, das zerhackte Leder derselben zu verschlingen. Zugleich aber entzündete sich in ihm der brennendste Eifer zu Waffenthum und Kriegesthat. Sein Ernst war schroff, der Umgang mit ihm schwer, seine Laune kaum erträglich; doch suchte er Anhang durch glänzende Freigebigkeit, verkehrte gern unter Kriegsleuten und brütete mit verzehrender Leidenschaft über Kriegesfahrt und Abentheuer. Kein Krieg, in den zu ziehen er nicht Lust gefühlt hätte; keine Aussicht ihm erfreulicher, als nach den Niederlanden gesandt zu werden. Jedoch Philipp wollte nicht That des Jünglings. Ob aus Eifersucht, oder aus Mißtrauen in Don Carlos' Fähigkeiten oder Folgsamkeit? —

"In Philipps Seele stand etwas dem Aufstreben des Jünglings entgegen, und je mehr es in diesem zu Handlung und That drängte, um so mehr ward er beschränkt und auf eitles Tagewerk angewiesen. Ungestüm begehrte er die Statthalterschaft der Niederlande in dem Jahre, wo Egmont als deren Abgeordneter nach Spanien kam; ob die beiden einander sahen, ob Don Carlos ein Verständniß mit Egmont anknüpfte und nachher unterhielt, ist nicht gewiß, aber keineswegs unwahrscheinlich. Als nun Alba zum Oberfeldherrn in den Niederlanden ernannt war und bei dem Infanten sich beurlauben wollte, stieg in diesem die Wallung des

Zorns bis zur Selbstvergessenheit; er stürzte mit dem Dolche auf Alba zu und würde ihn ermordet haben, wenn dieser ihm nicht rasch den Arm festhielt. Das unselige Geschick des Jünglings, der zum Nichtsthun verdammt war, und dessen unklarer Geist und mit unlauterem Stoffe reichgefülltes Herz vielleicht nur der Anstrengungen und Mühseligkeiten des Weltgetümmels bedurft hätte, um die Schlacken abzuwerfen, erregte die Theilnahme Kaisers Maximilian II.; aber wie dieser umsonst sich für Egmont verwandte, eben so für Don Carlos.

"In diesem stiegen schwarze Gedanken auf; das wilde Gewächs seiner Spannkraft, zusammengeschrumpft durch unnatürlichen Druck, nahm eine verkehrte Richtung und entwickelte sich zu einem furchtbaren Haß gegen seinen Vater, der ihn lähmte und zur Nichtigkeit herabwürdigte. Ob Don Carlos ihm auch deshalb grollte, daß er die anfangs für den Prinzen bestimmt gewesene Braut, Elisabeth von Frankreich, für sich selbst genommen hatte, ob er Liebe gegen diese nährte? Sicher ist nur, daß Elisabeth von jeglichem Einverständniß mit ihm gänzlich fern und frei war. Leider ebenso gewiß, daß Don Carlos über den Gedanken, seinen Vater zu ermorden, brütete. Sein Sinn hatte sich verwirrt; gequält von dem furchtbaren innern Kampfe zwischen dem Grimme gegen seinen Vater und dem Grausen vor der entsetzlichen Frevelthat suchte er Erleichterung durch Geständniß seines Vorhabens an den Beichtvater und an seines Vaters natürlichen Bruder Johann von Oesterreich, doch ohne dasselbe aufzugeben. Indessen begann er zu schwanken zwischen dem Plane zum Morde und dem der Flucht nach den Niederlanden oder zu Kaiser Maximilian, und der letztere ward endlich ansprechender für ihn. Er sammelte Gelder zur Reise; im Anfange des Jahres 1568 bestellte er Postpferde. Philipp wußte Alles; der Beichtvater und Johann von Oesterreich hatten ihm nichts geheim gehalten; einen ächten, zuverlässigen Freund hatte Don Carlos nicht; Marquis Posa gehört, wie Thekla und Max und Klärchen und Mortimer zu den süßen Gebilden poetischer Phantasie, denen im Gebiete der historischen Wahrheit das Bürgerrecht versagt werden muß, aber eine um so trautere gastliche Pflege in den innersten Herzenskammern zu Theil wird. Philipp ließ Don Carlos in seinem Zimmer bewachen und versammelte den Staatsrath; zum ersten Male sah dieser den König bewegt und überwältigt durch menschliches Gefühl; er sah ihn weinen. Doch war in Philipp nicht bloß Vatergefühl; Angst umklammerte seine Seele; er fürchtete Verschwörung und Aufstand, ward unruhig über jeden Lärm und sandte an die Obrigkeiten der spanischen Städte, an den Papst ꝛc., um die Meinung für sich zu gewinnen.

"Zugleich aber stellte Philipp einen Proceß an gegen Don Carlos, wegen Mordstiftung und Hochverrath; Tod schien die Strafe sein zu müssen. Don Carlos wüthete gegen sich selbst; ein hitziges Fieber kam zum Ausbruche; er verschmähte Speise und Trank und den Zuspruch des Beichtvaters; die innere Hitze zu kühlen, lief er barfuß auf dem kalten Marmorboden des Gemaches umher; begehrte Eis zu essen und ließ Eis in sein Bett tragen. Als ihn nun Philipp besuchte und väterlich milde zu ihm sprach — ob damals ernstlich gesonnen, ihm zu vergeben? — ward das Uebel ärger. Don Carlos verlor die Besinnung; man reichte ihm die Sacramente und rief Philipp zu ihm; der Sohn kannte den Vater nicht mehr. Nun aber endet die Geschichte des Unglücklichen mit der schaudervollen Ungewißheit, ob er in der Nacht vom 23. — 24. Jul. 1568 an diesem hitzigen Fieber, oder am Gifte des Vaters gestorben, oder heimlich enthauptet worden sei. Die Angabe, daß bei einer Eröffnung des Sarges unter König Karl III. der Kopf vom Rumpfe getrennt gefunden worden sei, ist nicht widerlegt worden. — Die Proceßacten wurden auf Philipps Befehl sorgfältig aufbewahrt, aber aus ihnen ist begreiflicher Weise jenes Dunkel nicht aufzuklären. Das Leichenbegängniß war feierlich. Die Königin Elisabeth starb im October desselben Jahres an einer unzeitigen Niederkunft; wohl aber verbreitete sich nachher das Gerücht, Philipp habe sie vergiften lassen; Wilhelm von Oranien wird als Gewährsmann desselben, so wie auch der Behauptung, Philipp habe Don Carlos hinrichten lassen, genannt."

Die Vorrede nennt die Hauptstücke der beiden folgenden Bände, die bereits ausgearbeitet sind. Der zweite, der um Michaelis erscheinen soll, wird enthalten: den dreißigjährigen Krieg, die Kardinäle Richelieu, Mazarin und Retz; die Stuarts und Cromwell; Ludwig XIV. und seine Gegner. Der dritte, zu Ostern 1832: Peter der Große und Karl XII.; die Zeit Kaiser Karls VI.; Friedrich, Maria Theresia und Elisabeth; Katharina II., Joseph II. und Gustav III.; Washington und Franklin; Lafayette und Kosciusko.

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen, von N. Gretsch. Aus dem Russischen von C. Eurot. Leipzig, 1831. Brockhaus.

Spuren der Kindheit einer Literatur erhalten sich in der Prosa länger als in der Poesie. Es ist das Vorrecht des Genies, über die Schranken sich zu erheben, die der Unterschied des Culturlebens zwischen den Völkern zieht. Aber am auffallendsten bleibt der Contrast bei Darstellungen, die aus dem Culturleben selbst genommen sind. Was auch fremde Bildung und eigene Anstelligkeit für ein früher vernachlässigtes Volk gethan haben mag, in jenen Kreisen der Literatur wird selten ein Schriftsteller so frei sich bewegen, daß nicht mindestens in jeder Uebersetzung seine Manier etwas Linkisches, dabei unnöthig Gedehntes, seine Reflexion einige Befangenheit verriethe.

Der vorliegende Roman gehört zu den günstigsten Proben russischer Literatur, die uns bis jetzt in Uebersetzungen zugekommen sind. Aber er rechtfertigt durchaus jene Bemerkungen, denen wir, um das Gehässige des Nationalvorurtheils zu vermeiden, ein Eingeständniß hinzufügen müssen. Es war eine Zeit — sie ist noch nicht lange vorüber, und mittelmäßige Schriftsteller sind nach Kräften bemüht, sie noch immer festzuhalten — wo die Mehrzahl der deutschen Romane, im Vergleich mit englischen und französischen, einem Fremden einen ganz ähnlichen Eindruck geben mußte.

Die Fabel des Romans ist eine sehr einfache Wertheriade, mit glücklichem Ausgang. Das romantische Interesse allein würde wenige Leser zum Durchlesen des Buches vermögen. Es ist zu breit, zu kleinlich, und nicht selten wenig ansprechend geschildert. Die einzelnen Züge von wirklicher Empfindung, von fühlender Wahrheit, heben den Verf. über die Masse der Romanschreiber, ohne ihn eben den Dichtern beizugesellen. Solche Wahrheit findet man auch bei Lafontaine, und bei Unbedeutenderen, und zwar in anziehenderen Darstellungen. Aber der Werth des Romans liegt in den charakteristischen Zügen aus dem russischen Volksleben, und aus dem Leben der Deutschen in Petersburg.

Wenn die Stufe der Civilisation nach gewissen Erscheinungen in der Beamtenwelt zu beurtheilen ist, so wird man sagen müssen, der Verf. habe seinem Vaterland nicht geschmeichelt. Er spricht von einem Beamten, dem mit dem Helden des Romans eine Mission nach Deutschland übertragen worden. "Es ist recht zu bedauern, daß unsere Vorgesetzten in dieser Hinsicht nicht

sorgfältiger gewählt haben. Bei unsern Departements sind viele gebildete, verständige und sittliche Beamte; man hat sie übersehen, und Iwanow gewählt. Er gehört zur Zahl derjenigen Leute, die man in Rußland eingeschlossen halten, und durchaus nicht in Europa zeigen muß. Ein schöner Repräsentant des Vaterlandes! — Daran ist die Empfehlung einer alten Gräfin schuld, die vor einem Jahr an Iwanow fünfzehn Rubel in Boston verspielte. Er kam täglich, ehe er in's Departement ging, zu ihr nach dem Gelde, und sie bat die Frau unseres Directors, um sich von ihrem überlästigen Gläubiger zu befreien, ihn mit den anderen Beamten in's Ausland zu senden, indem sie ihr Ehrenwort gab, er sei ein höchst genauer Mann. Iwanow reisete gern, denn er erhält seine Besoldung in Silber. Uebrigens hat auch Iwanow, da es in der Natur kein Geschöpf giebt, das nicht irgend einen Nutzen brächte, seinen Werth. Er ist nämlich ein ausgezeichneter Kalligraph, der die Buchstaben nicht schreibt, sondern äußerst geschickt und schön malt. Besonders prachtvoll kann er das Wort Conto entwerfen. Dabei besitzt er die ungewöhnliche und unschätzbare Tugend eines Abschreibers: er versteht nicht, was er schreibt. — Wie oft hat er im Departement, auf die Bitte seiner Collegen, handgreifliche Epigramme auf sich selbst abgeschrieben. Selbstgefällig trug er sie in allen Abtheilungen herum, und fragte: 'wie ist das geschrieben? he! Ist Iwanow wohl ein Pinsel, ein überflüssiger Mensch im Ministerio? he!'"

Hieher gehört auch folgende Stelle eines Briefes aus Berlin: "Es ist wunderbar, wie unsere hohen Herrschaften Rußland lieb gewinnen, wenn sie erst über die Gränze gekommen sind. Jeden Russen nehmen sie in der Fremde wie einen Freund, wie einen Verwandten auf. Wir leben hier brüderlich mit den Großen die uns in St. Petersburg keines Blickes würdigen. — Aber ich rathe unseren Brüdern, den Halbplebejern, nicht, sich zu sehr auf diese freundliche Laune zu verlassen. Kaum fällt der Schlagbaum von Polangen hinter ihrer Kutsche, so wandelt sich das höfliche Gesicht des Landsmanns wiederum in ein erlauchtes, und wir werden wieder die unglückseligen Brückenpfeiler des Departements. — Wolgin ist noch immer nicht wohl. Wir fürchten uns zu reisen. Repeikow verschwindet oft Tage lang. Iwanow macht sich unsäglich lästig mit seinen Prätensionen, will durchaus mit allen Vornehmen Bekanntschaft machen und sich in Berlin auszeichnen. — Wann er nicht zu Hause ist und sich ein Geräusch auf der Gasse erhebt, so zittere ich am ganzen Körper. Ich verlasse mich auf unsere Offiziere, die versprochen haben, die Aufsicht über ihn zu führen. Sie werden seiner aber schon satt werden, denn ein Narr belustigt nur einen, höchstens zwei Tage, und dann wird er langweilig. Uebrigens ist es merkwürdig, daß, so dumm solche Menschen sind, sie doch Verstand, ja sogar Scharfsinn genug zum Schabernack und zur Rache besitzen. Denke Dir, Iwanow hat den Einfall gehabt, der Gräfin, die ihn so artig aus St. Petersburg fortgeschafft hat, einen höchst albernen Danksagungsbrief auf einem unmenschlich dicken Bogen Papier zu schreiben und unfrankirt mit der Post abzuschicken. Die arme Alte muß doppelt so viel Porto bezahlen, als sie dem Iwanow schuldig ist!" —

Aber den stärksten Schlagschatten auf den Stand der Dinge "in andern Ländern" wirft eine Aeußerung, ebenfalls in einem Brief aus Berlin: — "Arbeitsamkeit, strenge Ordnung, Redlichkeit und Unbestechlichkeit sind in Preußen und in Deutschland nicht so selten, wie in andern Ländern. So wie man anderwärts mit Fingern auf einen redlichen Beamten zeigt, dessen Betragen man zu bespötteln und zu mißbilligen pflegt, (da er das einträgliche Handwerk seiner Collegen und Nachfolger im Amte verdirbt,) so würde man hier auf bestechliche Menschen und Bedrücker zeigen."

Wenn dieser Russe sein Vaterland verläumdet, so ist es zu beklagen: aber noch schlimmer ist's, wenn er die Wahrheit redet, wie die Uebereinstimmung seiner Aussage mit hundert ehrenwerthen Zeugen fürchten läßt. Man kann einer solchen Nation aufrichtig das Bessere und das Beste wünschen; man kann jedem redlichen Bestreben, sie zu heben, Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber nimmermehr wird man sie, mit unsern ängstlichen Politikern, berufen glauben, den civilisirten Völkern Gesetze zu geben.

Die Deutschen in Petersburg hat der Verf., wie es scheint, mit einer gewissen Vorliebe gezeichnet, ohne doch, was ihm als lächerlich in ihren Gebräuchen auffiel, zu verschweigen. Bigottes, unduldsames Lutherthum gehört zu den Schwachheiten, die er ihnen, nicht allgemein, aber doch mehrfach zuschreibt. Von einem ganz verständigen und tüchtigen Mann heißt es: "Ich glaube, er würde sich von seiner guten Frau schriden lassen, wenn an einem Gründonnerstage keine Nesselsuppe, und am 10. November, als am Tage des Doctors Martin Luther, kein Gansbraten, mit Aepfeln und schwarzen Pflaumen gefüllt, auf den Tisch gegeben würde. Auf uns, die wir einem andern Glauben anhängen, blickt er nicht mit Verachtung, sondern mit einem gewissen Mitleiden." Die Germanismen in ihrem Russisch (z. B. das melodische Schpülkumka für Spülkumme,) und die Moscovitismen in ihrem Deutsch, gehören zu der Sprachmengerei deutscher Ansiedler in allen Theilen der Welt. Von der Gesinnung vieler Deutschen "bei denen die Berechnung des Gewinnes die Hauptsache in allen Angelegenheiten des Lebens ist," werden Ausnahmen bemerklich gemacht. Folgende allgemeine Bemerkungen über den Nationalcharakter (ein äußerst schwieriges Thema) scheinen im Geist der Billigkeit entworfen zu sein: —

"Merkwürdig ist es, daß die Deutschen, ihre Religion und Sprache bewahrend, in Rußland ganz ihre politischen Verhältnisse zu ihrem Vaterlande vergessen und nicht nur durch den Eid, sondern im Herzen und der Seele russische Unterthanen werden. Die Engländer tragen in St. Petersburg Trauer bei dem Tode des Königs von England, die Franzosen behalten den Charakter der Royalisten, Liberalen u. s. w. bei, aber der Deutsche legt seine Unterthänigkeit gegen den Herzog von Anhalt-Köthen oder Schwarzburg-Sondershausen auf der Brandwache zu Kronstadt ab. Daran ist die politische Zerstückelung Deutschlands und überhaupt der deutsche Weltbürgersinn schuld. — Du wirst vielleicht fragen, warum die Deutschen bei allen ihren lobenswerthen Eigenschaften nicht in Rußland die gebührende Achtung genießen? warum das Wort: 'Njemez!' in dem Munde eines Russen und auf der andern Seite der Ausdruck: 'Ein Russe, ein wahrer Russe,' etwas Schimpfliches sei? — Der erste Grund besteht, nach meiner Meinung, darin, weil Russen und Deutsche sich einander nicht hinlänglich kennen. Wer ist bei uns Russen der Repräsentant der deutschen Nation? Ein ungeschliffener Schneider, ein grober Schuster. Mit welchen Russen kommen die Deutschen vornehmlich in Berührung? Mit Krämern, Fleischern, Fischern, Gärtnern, die es für keine große Sünde halten, einen Deutschen rechtschaffen über das Ohr zu hauen. Der zweite Grund liegt, wie mich dünkt, in dem entgegengesetzten Charakter der Russen und Deutschen. Die Russen sind ein größtentheils kriegerisches Volk. Sie sind die Spartaner, oder besser zu sagen, die Römer der neueren Zeit. Was Kraft, Verschlagenheit, flammende Aufopferung, augenblickliche Ausführung erheischt, was unmittelbaren Lohn verspricht, das beschäftigt den Russen und reißt ihn fort. — Aus diesen Tugenden entspringen auch unsere Mängel: Leichtsinn, Sorglosigkeit, Trägheit, die Lust, in den Tag hinein zu leben, was bisweilen auf fremde Rechnung zu geschehen pflegt, und die Unfähigkeit, bei einer Arbeit an einer Stelle zu sitzen. Der Deutsche dagegen ist verständig, geduldig, ängstlich, pedantisch, rührt fremdes Eigenthum nie an, giebt aber das Seinige für keinen Preis weg. Fragt man einen Deutschen über einen Russen aus, so wird

er ihn mit dem Zusatze loben: 'sehr fleißig und geduldig für einen Russen.' Alle Geschäfte, die eine gleichmäßige Beständigkeit, eine unermüdete Geschäftigkeit ohne Antrieb erfodern, sind dem Russen unerträglich. Daher machen wir so geringe Fortschritte in den Künsten, die keine Anstrengung der Einbildungskraft erfordern. Solches würde noch augenscheinlicher sein, wäre nicht Kleinrußland im 17. Jahrhundert mit uns vereinigt worden. Unsere südlichen Landsleute sind viel geduldiger, beständiger, und haben viel mehr Sitzfleisch als wir, wenn ich mich so ausdrücken darf. Unter zehn Aerzten wird man drei Deutsche, sechs Klein-Reußen und einen Russen finden. Im gelehrten Kriegsdienste, wie im Ingenieurfache, bei der Artillerie, in der Suite sind im Verhältnisse viel mehr Deutsche als Russen. — Befragt man einen Russen über seinen Befehlshaber, einen Deutschen, so ist gemeiniglich die Antwort: 'Ein guter Mann, schade daß er ein Deutscher ist.' Das rührt von der unerträglichen Genauigkeit, Pedanterie und Sparsamkeit des Deutschen her, die er nicht nur in eigenen, sondern auch in fremden, das heißt in Angelegenheiten des Monarchen übt. Es giebt Deutsche, die nach den Worten und dem Sinne der Gesetze und Moralität nichts Unerlaubtes thun und doch Einem die Seele aus dem Leibe ziehen. — Von der Sparsamkeit ist nicht weit zum Geiz und zur Gewinnsucht. In dieser Hinsicht herrscht bei den Deutschen eine ungemeine Neigung zu dem sogenannten Profitiren, d. h. sie benutzen alle nicht verbotenen Mittel zu einem Erwerb, und daher entstehen bei ihnen die kleinlichen Sorgen fürs Leben, welche sie nicht dazu kommen lassen, Großmuth und Selbstaufopferung an den Tag zu legen."

Die Reisebemerkungen in Deutschland sind von geringem Belang. Als auffallende Ungerechtigkeit muß es widersprochen werden, wenn Frankfurt a. M. eine "ungastfreie" Stadt genannt wird.

Ein eigenthümlicher Sprachgebrauch in Liefland wird Manchen unsrer Leser neu sein. "In Liefland nennt die Frau ihren Mann im ersten Jahr der Ehe gewöhnlich Onkel. Ueberhaupt werden die Titel eines Neffen, Vetters, Onkels und Großonkels in Lief- und Esthland nicht nach dem Grade der Verwandschaft, sondern nach dem Verdienst ertheilt. Ein dortiger Edelmann, der einen minderjährigen Landsmann im Corps abgiebt, nennt ihn Neven. Wenn nun der Neven Officier und dem Oheim am Rang gleich wird, so avancirt er zum Cousin. Wird er General, erhält er den Titel Onkel, und klimmt er noch höher empor, verleiht man ihm die Würde eines Großonkels. Diese Titel verlieren sich aber in derselben Ordnung. Ein Minister oder Oberbefehlshaber der Armee, der seinen Posten verloren hat, wird wieder ein gemeiner Onkel, und wenn er sich nicht bald wieder hinaufarbeitet, so droht ihm der Titel Cousin, und selbst der Neven guckt daraus hervor."

Neun Briefe über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815—1824. Zuvor ein Brief von Goethe als Einleitung. Herausgegeben von C. G. Carus. Leipzig, 1831. G. Fleischer.

Worte aufmunternder Theilnahme, wie sie Goethe den Strebenden selten versagt hat, empfehlen dem Publicum die kleine, ideenreiche Schrift. Wen ein näheres Interesse dem Gegenstand befreundet, der wird den Ueberblick des Ganzen, auch ohne vorhergehende Analyse, leicht gewinnen. Für unsern Zweck wird die Auszeichnung einiger leitenden Ideen genügen; und diese werden auch den Leser anziehen, der sich nicht unmittelbar, als Künstler oder Liebhaber, mit der Landschaftsmalerei beschäftigt.

Der allgemeine Eindruck der Naturbetrachtung ist häufig, und vielleicht erschöpfend, besprochen worden. Doch wird man nicht ohne Interesse die Gedankenreihe unsres Verfassers begleiten: —

"Das Wechseln der Tages- und Jahreszeiten, der Wolkenzug und alle Farbenpracht des Himmels, das Ebben und Fluthen des Meeres, das langsame aber unaufhaltsam fortschreitende Verwandeln der Erdoberfläche, das Verwittern nackter Felsgipfel, deren Körner, alsbald herabgeschwemmt, allmählig fruchtbares Land erzeugen, das Entstehen der Quellen, nach den Richtungen der Gebirgszüge sich zu Bächen und endlich zu Strömen zusammenfindend, Alles folgt stillen und ewigen Gesetzen, deren Herrschaft wir zwar selbst mit untergeben sind, die uns trotz jedem Widerstreben zwar mit sich fortziehen, und, indem sie uns mit geheimer Macht die Blicke auf einen großen, ja ungeheuern Kreis von Naturereignissen zu wenden nöthigen, uns von uns selbst abziehen, die eigene Kleinheit und Schwäche uns empfinden lassend, deren Betrachtung jedoch zugleich auch die innern Stürme besänftigend und auf alle Weise beruhigend wirken muß. Tritt denn hin auf den Gipfel des Gebirges, schau hin über die langen Hügelreihen, betrachte das Fortziehen der Ströme und alle Herrlichkeit, welche Deinem Blicke sich aufthut, und welches Gefühl ergreift Dich? — es ist eine stille Andacht in Dir, Du selbst verlierst Dich im unbegränzten Raume, Dein ganzes Wesen erfährt eine stille Läuterung und Reinigung, Dein Ich verschwindet, Du bist nichts, Gott ist Alles.

"Doch nicht bloß gewaltsame Größe, wie sie im Leben eines Planeten erscheint, eben so ein rechtes Hinblicken auf das stille heitere Leben der Pflanzenwelt wirkt auf ähnliche Weise. Sieh, wie die Pflanze langsam, aber kräftig aus dem Boden sich erhebt, wie von Stufe zu Stufe ihre Blätter sich entfalten, in stiller Entwickelung vorwärts schreitend zu Kelch und Blume sich verwandeln, und endlich im Samenkorn den Ring beschließend, zugleich wieder das Eröffnen eines neuen veranlassen. Finden wir uns nun von einer sich selbst überlassenen üppigen Pflanzenwelt umgeben, übersehen wir mit einem Blicke den verschiedenartigen Lebenslauf so vieler Gewächse, treffen wir sogar auf manche ehrwürdige Baumgestalt, deren Jahrhunderte umfassende Dauer uns fast an das nach Jahrtausenden wie nach Tagen zählende Leben der Erde erinnert, so erfahren wir eine gleiche Einwirkung, wie unter den oben erwähnten Bedingungen; ein stilles Sinnen bemächtigt sich unserer; wir fühlen das unruhige Trachten und Streben gemäßigt, wir gehen ein in den Kreis der Natur und erheben uns über uns selbst. Ja, es ist gewiß merkwürdig, daß die Pflanzenwelt sogar ähnliche Wirkungen auch physisch auf unsern Körper ausübt, wie denn die Ausdünstungen der Blüthe, d. i. der am höchsten entwickelten Pflanze, gewöhnlich etwas Betäubendes haben, d. i. Schlaf, körperliche Ruhe veranlassen, wie so manche oft an der Blüthennähe erzeugte Pflanzensäfte diese Wirkungen in noch höherem Grade üben, ja ein völliges Auflösen in der gemeinsamen Natur, d. i. Tod herbeiführen; wie daher schon die Alten die Höhle des Traumgottes mit unendlichen Kräutern und schlafmachenden Mohnen auskleideten, ja wie endlich selbst Thiere und Menschen durch anhaltende Pflanzennahrung mild und ruhig werden, wenn Fleischgenuß hingegen stürmische Begierden und Bewegungen zu begünstigen scheint. — Gewiß, schon diese Betrachtungen können über das Wirken landschaftlicher Gegenstände im Bilde manchen Aufschluß geben, sie werden den Grund jenes wohlthuenden Gefühls innerer Ruhe und Klarheit vor ächten landschaftlichen Kunstwerken aufhellen und uns manche Weisung im weiteren Gange dieser Erläuterungen zu geben im Stande sein."

Als Hauptaufgabe der landschaftlichen Kunst bezeichnet der Verf. "die Darstellung einer ge-

wissen Stimmung des Gemüthlebens durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens." Die letztere Anforderung betrifft die Wahrheit, die erstere den Sinn der Darstellung. Bei der einen Rücksicht wird die treu nachbildende Technik, bei der andern die frei schaffende Kunst thätiger sein.

Die Verwandlungen der Naturgegenstände, insofern sie der Stimmung des Gemüths entsprechen, oder eine solche anregen, lassen sich auf vier bestimmte Stadien zurückführen: die Entwickelung, die vollendete Darstellung, das Verwelken, die völlige Zerstörung. Manchfaltige Combinationen sind hier in der Natur selbst schon gegeben. Wenn die vier Stadien in den Jahres- und Tageszeiten sich bestimmt zeigen, so gehört dagegen hieher "ein Trübewerden des Morgens, ein Reif auf Blüthenbäumen, ein Vertrocknen der Pflanzen in der Sonnenhitze, ein Gewitter am Mittag, das Aufgehen des Mondes in der Nacht, das Erstehen neuer Knospen aus dem erstorbenen Stamme, wie so unzähliger Anderen." Treffend, wenn gleich nicht neu, ist die Bemerkung, daß der Wechsel verschiedener Stimmungen der Atmosphäre (des Wetters) sich genau so für das Naturleben zeigt, wie der Wechsel verschiedener Stimmungen des Gemüthes für das Seelenleben.

Die Wirkung einzelner landschaftlicher Gegenstände auf das Gemüth, wird an Beispielen nachgewiesen, und zugleich der Gebrauch belebter Figuren bei der Landschaftsmalerei, soweit er zulässig und fördernd ist, bestimmt. "Was nun aber belebte Geschöpfe betrifft, so sind diese zwar als solche der Landschaft fremd und entbehrlich, jedoch wirken sie, indem sie die Bedeutung der übrigen Gegenstände hervorheben, zur Verstärkung der Wirkung dieser letzteren im hohen Grade mit. Das scheue, in Waldesnacht einheimische Reh wird den Eindruck einer dunkeln Baumgruppe schärfen, eine Reihe von Zugvögeln wird die Jahreszeit näher zur Anschauung bringen, ein schwebender Raubvogel die Gebirgsnatur lebendiger darstellen; ja, auch von menschlichen Gestalten gilt dasselbe, und nur in dieser Beziehung können sie in der Landschaft für zulässig erklärt werden. Der Jäger, im Morgennebel über den Felsen klimmend, wird den Sinn der Landschaft klarer andeuten; eine einsame, in Betrachtung der stillen Gegend verlorne Gestalt wird den Beschauer des Bildes anregen, sich an dessen Stelle zu denken; der Pilger wird die Idee der Ferne, ja das Nichtzuermessende der Erdfläche uns zurückrufen; immer aber wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst nothwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, so lange die Landschaft Landschaft bleiben will und soll."

Ueber die Darstellung der Idee der Schönheit in landschaftlicher Natur handelt der Verf. in einem kleinen Aufsatz, der das Wesen der Schönheit untersucht und zu neunundneunzig verschiedenen Definitionen die hundertste hinzufügt. Schönheit ist ihm "nichts Andres als Das, wodurch die Empfindung göttlichen Wesens in der Natur, d. i., in der Welt sinnliche Erscheinungen erregt wird." Soweit giebt die Definition einen Sinn; d. h., sie beschreibt den Eindruck, den gewisse Erscheinungen in gewissen Individuen hervorrufen. Wenn aber nun ferner gesagt wird, "schön könne Nichts sein, als die gleichmäßige Durchdringung von Vernunft und Natur," so bekennen wir, daß uns dieses zu überschwänglich ist, sowie auch die folgende Behauptung, "das Schöne sei der Dreiklang von Gott, Natur und Mensch." Ebenso wird die Schönheit in einem ungemein metaphysischen Sinn genommen, wenn es davon heißt, "es könne ohne lebendige Beziehung des Menschen auf Gott ebensowenig ein Schönheitsgefühl geben als Wahrheits- und Rechtsgefühl." Die vermittelnde Idee ist, daß der Mensch die Schönheit in den Erscheinungen erkennt, "in welchen die Natur ungestört, rein, frei und kräftig genug waltet, um ihre Bedeutung im Kreise des großen Naturganzen wahrhaft zu erreichen." Scharfsinnig genug weiß der Verf. diese Idee mit bekannten Erscheinungen in Verbindung zu bringen. "Ist es wohl etwas Andres als der Ausdruck unvollkommener Entwickelung, des Gesammtseins im Aufstreben nach einer höheren Bildung, wodurch uns jene Thierformen, welche die Zoonomie als Uebergangsbildungen nachgewiesen hat, z. B. der Muschelthiere, der Gewürme, Spinnen, Klumpfische, Schollen, Kröten, u. s. w. als häßlich erscheinen? (eine Ansicht, welche sich nur für den Forscher, dem endlich auch hierin die Offenbarung hoher Gesetzmäßigkeit klar wird, mehr und mehr verliert.)" Unbedingten Beifall aber wird man Dem geben, was über die Ausbildung des Sinnes für Naturschönheit durch die Kunst selbst gesagt wird.

Der Verschiedenheit des Styls ist ein Brief gewidmet, in dessen Resultat man gleichfalls einstimmen wird. "Soviel ist gewiß: die höchsten und vortrefflichsten rein schönen Leistungen werden sich immer am nächsten stehen, dahingegen, je schroffer noch die Individualität des Künstlers sichtbar wird, um so mehr auch noch die Leistung von dem Ideal entfernt sein wird." Eine ähnliche Bemerkung wird vielleicht Der gemacht haben, der Gelegenheit gefunden hat, dieselben Rollen von ausgezeichneten Schauspielern verschiedener Nationen dargestellt zu sehen. Die Manier tritt gerade bei den vollendetsten Leistungen am wenigsten hervor.

Ueber die Vergangenheit und die Zukunft der Landschaftsmalerei finden sich interessante Reflexionen. Das Alterthum kannte sie nicht: es richtete seinen Blick zunächst auf den Menschen. Die Kunst war zuerst Plastik: sie gab den unmittelbaren Eindruck wieder. Die Malerei ist mehr symbolische, ideale Kunst. Die Gestalt selbst, nicht der Ausdruck derselben, ward gesucht. "Mangelt der Plastik doch auch zu anderen Endzwecken das Vermögen, den wahren Spiegel der Seele, den Blick des Auges, den Farbenwechsel der Körperfläche auszudrücken." *)

Bei den Meistern der Landschaftsmalerei findet der Verf. die eine Art der vollendeten Kunst — nämlich das reine, unschuldige, unmittelbare Wiedergeben der Natur, das, in Claude oder Ruysdaels Werken, alle Zeiten und alle Menschen ansprechen wird. Aber er denkt sich noch eine andere Epoche der Kunst, die er durch verwandte dichterische Producte zu erläutern sucht. Ein Gedicht, wie z. B. das von Goethe über die Wolken (Howard's Ehrengedächtniß, zum erstenmal im 3ten Heft zur Naturwissenschaft) konnte nur entstehen, nachdem der Geist zur klaren vielseitigen Erkenntniß gelangt war, und nun die gewonnene Wahrheit im Bilde der Phantasie darzustellen vermochte. Etwas Aehnliches erwartet der Verf. von einer kommenden Epoche der Landschaftsmalerei, die er dann Erdlebenbilderkunst nennen möchte, um ihr umfassenderes Wirken und Wesen auszudrücken: —

"Was bildet denn Landschaftsmalerei, als die große irdische, uns umgebende Natur? — und was ist erhabener, als die Erfassung des geheimnißvollen Lebens dieser Natur? und wird der Künstler, durchdrungen von der Erkenntniß der wunderbaren Wechselwirkungen von Erde und Feuer und Meer und Luft nicht gewaltiger durch seine Darstellung zu uns reden, wird er nicht reiner und freier die Seele des Beschauenden aufschließen, daß auch ihm sich die Ahnung der Geheimnisse des Naturlebens erschließe, daß auch er erkenne, kein ungeregeltes, leeres Ungefähr bestimme den Zug der Wolken und die Form der Gebirge, die Gestalt der Bäume und die Wogen des Meeres, sondern es lebe in alle dem

---

*) Diese Bemerkung ist schon anzutreffen, wo man sie nicht suchen würde — in Aeschylos' Agamemnon (418): —

"Mit dem Mangel des Auges
Schwindet jeglicher Liebreiz."

Oehlenschläger hat sie schön und bestimmt ausgesprochen, im Correggio (II. 1.): —

"Der Stein drückt Glieder aus, die Farbe Seele:
Den schönen Körperbau lehrt uns der Grieche;
Doch das Gesicht ist in dem Stein erbleicht,
Und sel'ges Licht entfunkelt nicht dem Auge."

ein hoher Sinn und eine ewige Bedeutung? — denn es sind die Gebilde des Geistes, von dem es heißt:

> "So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
> Und webe der Gottheit lebendiges Kleid." —

Welche Landschaften lassen in dieser Beziehung nicht sich denken! — Wenn die ältesten naiven Landschaftsmaler entweder an die täglich uns umgebende Natur unbedingt sich hielten und eben durch ihr treues Anschließen an diese ihre Umgebung unbewußt manches Bedeutungsvolle darbildeten, oder durch Beziehung auf Geschichte und Mythe der Menschen ihren Bildern höheres Interesse verleihen wollten, so würde dem Maler, dem die Erkenntniß des Naturlebens aufgegangen wäre, der reinste und erhabenste Stoff von allen Seiten zufließen. Wie redend und mächtig spricht nicht die Geschichte der Gebirge zu uns, wie erhaben stellt sie nicht den Menschen unmittelbar als Göttliches in Beziehung zu Gott, indem sie jede vergängliche Eitelkeit seines irdischen Daseins gleichsam mit einemmale vernichtet, und wie deutlich spricht sich diese Geschichte in gewissen Lagerungen und Bergformen aus, daß selbst dem Nichtwissenden dadurch die Ahnung einer solchen Geschichte aufgehen muß, und steht es nun dem Künstler nicht frei, solche Puncte hervorzuheben und im höheren Sinne historische Landschaften zu geben? — Wie bedeutungsvoll ist nicht die Art der Vegetation für den Charakter der Gegend; und die Geschichte der großen Formationen der Pflanzenwelt uns im schönen und sinnigen Gewande vorzuführen, wäre sicher eine edle Aufgabe der Kunst; denn es giebt ein geheimes Verhältniß unter diesen stillen Geschöpfen, und ein reiches poetisches Leben verbirgt sich in ihren Blättern und Blüthen. — Wie unendlich mannichfaltig und zart sind nicht endlich die atmosphärischen Erscheinungen! — Alles, was in des Menschen Brust wiederklingt, ein Erhellen und Verfinstern, ein Entwickeln und Auflösen, ein Bilden und Zerstören, alles schwebt in den zarten Gebilden der Wolkenregionen vor unsern Sinnen; und auf die rechte Weise aufgefaßt, durch den Kunstgenius vergeistiget, erregt es wunderbar selbst das Gemüth, an welchem diese Erscheinungen in der Wirklichkeit unbemerkt vorübergleiten. —

"Du würdest freilich zu viel verlangen, wenn ich Dir nun schildern sollte, wie im Einzelnen ein solches landschaftliches Kunstwerk beschaffen sein sollte, welche besondere Gegenstände gewählt werden, wie die Ausführung in Form und Farbe sein müßte; denn dann müßte ich ja selbst schon der Künstler sein, von dem ich nur erwarte, daß er einst kommen wird; aber kommen wird er sicher! es werden einst Landschaften höherer, bedeutungsvollerer Schönheit entstehen, als sie Claude und Ruysdael gemalt haben, und doch werden es reine Naturbilder sein, aber es wird in ihnen die Natur, mit geistigem Auge erschaut, in höherer Wahrheit erscheinen, und die steigende Vollendung des Technischen wird ihnen einen Glanz verleihen, den frühere Werke nicht haben konnten."

Die Bildung des Künstlers ist der Gegenstand der beiden letzten Briefe. Der Bildung des Auges wird die größte Wichtigkeit gewiß mit Recht, zugeschrieben. Selbst bei geringerer technischer Vollendung wird durch sie Größeres geleistet werden. — "Die Sprache der Natur soll der Künstler reden lernen, und der Hörsaal, wo ein solcher Unterricht von ihm empfangen werden kann, ist nur die freie Natur selbst; Wald und Feld und Meer, Gebirg und Fluß und Thal, deren Formen und Farben er nun unablässig, ja lebenslänglich studiren soll, wo des Lernens und Uebens kein Ende sein kann, und wo wir sagen dürfen, wie im Divan steht:

> 'Daß Du nicht enden kannst,
> Das macht Dich groß.'" *)

Um zu zeigen, wie die reine Naturerkenntniß, kunstgemäß gestaltet, von selbst zur edelsten Poesie wird, führt der Verf. eine Beschreibung aus Nees v. Esenbeck an, die wir noch schöner finden würden, wenn sie nicht etwas pretiös wäre. Hier eine Stelle derselben: —

"Wie oft habe ich mich im Herbste ruhend den Einwirkungen des umgebenden Lebens der Natur in stillen Wäldern hingegeben, wie oft in der entsprechenden Periode des Frühlings. Auch diese Empfindungen, woran ich gewiß Viele nur zu erinnern brauche, gehören hierher. Im Frühlinge erzeugt der feuchte Grund unter uns Wärme, die Haut spannt sich, die Sonne zieht, man glaubt überall um sich her Bewegungen gegen sich andringen zu fühlen, sich selbst aber schwerer und lastender auf dem dunkler gefärbten Boden. Die Erinnerung rückt bei gleicher Klarheit in die Ferne, und das Ohr hört alle Töne weniger geschieden.

"Im Herbste, wie anders, bei derselben Temperatur! Selbst der trockene Boden drückt sich dem Liegenden feucht an, und der feuchte dringt mit steigender Kühle zu uns herauf. Man fühlt sich geschmeidig und schlanker, auch beweglicher. Mild breitet sich die Sonne durch dünne Umwölkung über uns aus; aber ihr enthüllter Strahl dringt ein und erwärmt in der Ruhe bis zur Qual, von der Bewegung rettet, statt daß in der Frühlingssonne Bewegung lästig wird und vom Entschluße gefodert werden muß. Dabei ist es so stille umher, fallende Blätter theilen die Zeit ein, jeder Ton ist ein anderer und klar unterscheidbar, wie aus bestimmten Entfernungen. Der Gesichtskreis ist enger, durch Licht oder Trübung. In der deutlichen Nähe tritt die Betrachtung mit der Erinnerung zusammen, und geschäftiger, ich möchte sagen, sehnsüchtiger fodert das Auge, selbst das geschwächte, das Kleine in der Natur, dessen Zeit gekommen ist. Denn über Nacht hebt sich, immer wechselnd, wie ein Blüthenschauer, der die Blüthenelemente aufgelöst ausschüttet, unter der Laubdecke, wo einen Augenblick länger die Nässe weilt, die Generation des Schimmels und der Staubpilze, ein Dämmerungsgeschlecht. Auf ersterbenden Stämmen dehnen und öffnen sich Hysterien und Sphärien, und wo noch vegetabilische Determination in der Dammerde ist, keimen die letzten kleinen Schwämme auf. Wer kennt aber nicht den eigenthümlichen herbstlichen Geruch, wie gekohltes Wasserstoffgas, mit der Einwirkung eines Harzelektrophors auf das Geruchorgan verbunden, und seine eindringende, mahnende, warnende Deutung im stillen, dunkeln Selbstgefühl? Das ist der Zeitraum, in welchem die letzte Regung des Frühlings verklingt."

Ein eigenthümlicher Vorschlag des Verf. ist es, daß der Künstler seinen alltäglichen Bedarf durch irgend ein alltägliches Treiben erwerben sollte, um desto unabhängiger bei seinen Kunstleistungen zu bleiben. "Rousseau trieb Notenabschreiben für Geld, damit er sich für seine höheren Bestrebungen unabhängig machte vom gemeinen Lebensbedarf." Wenn dadurch unsern Künstlern ein höherer Sinn aufgehen, ein edlerer Geschmack bei ihnen heimisch werden kann: so würde die Versuchung sehr nahe liegen, das Experiment auch auf die Literatur überzutragen. Nur müßte man noch auf eine andre mechanische Beschäftigung denken; für die Legion deutscher Autoren würde das Notenabschreiben nicht hinreichen. *)

---

*) Unsere Leser erinnern sich der Aeußerungen von Steffens über Naturstudium und Naturgenuß. In ähnlichem Sinn rühmt Wordsworth Beides von dem "guten Lord Clifford," einer der wahrhaft romantischen Erscheinungen in der blutigen Zeit der beiden Rosen (Poetical Works II, 162): —

> "In armen Hütten hatt' er Liebe funden;
> Als Lehrer war der Forst ihm zugetheilt,
> Der Strom, der Sternennacht verschwieg'ne Kunden,
> Der Traum, der einsam an dem Hügel weilt."

*) Der Anhang enthält Andeutungen über die Physiognomik der Gebirge; Fragmente eines malerischen Tagebuchs, und ein Bild vom Ausbruch des Elbeises bei Dresden.

Anleitung zur Anlage Artesischer Brunnen. Von J. A. Spetzler, Baumeister in Lüneburg. Mit 6 Steintafeln. Lübeck, 1832. von Rohden.

Ueber die Zweckmäßigkeit der einzelnen in dieser Schrift gemachten Vorschläge steht uns kein Urtheil zu. Aber über den Werth der in neueren Zeiten erwriterten Erfindung hat die öffentliche Meinung, geleitet durch die Stimme der Sachverständigen, und durch die Erfahrung zum Spruch berechtigt, mit Bestimmtheit entschieden. Die eminente Gemeinnützigkeit der Sache in mehreren Gegenden Norddeutschlands ist allgemein einleuchtend. Bereits haben vierzig patriotisch gesinnte Männer im Fürstenthum Lüneburg mit dem Anfang des laufenden Jahrs eine Gesellschaft zur Anlage artesischer Brunnen gegründet; und die kleine Schrift wird dazu dienen, ein Interesse für die Sache zu wecken, die Zweifelnden durch vielfache Resultate aufzuklären, und die Säumenden durch die verbürgte Aussicht auf sichern Vortheil zu bestimmen.

Um den Zusammenhang der bisher gemachten Erfahrungen zu verstehen, bedarf es keiner ausgebreiteten theoretischen Kenntnisse. Wenige, einfache und bekannte Sätze — daß der Druck von Flüssigkeiten nach allen Richtungen hin gleichmäßig, daß jede Flüssigkeit nach horizontaler Lage der Oberfläche strebr, und in einer gebogenen Röhre in beiden Schenkeln zu gleicher Höhe steigt, und andre ähnliche — reichen hin, um die meisten Erscheinungen zu erklären. So kann es nicht mehr wunderbar erscheinen, daß oft selbst in düeren Landebenen durch Bohrung ein heftiger, nie versiegender Bach zum Sprudeln über die Oberfläche gebracht worden. So begreift es sich leicht, daß manchmal ein tiefer gelegenes, scheinbar mehr versprechendes Terrain das Wasser nicht zur Oberfläche liefert, während ein naher, höher liegender Punct dasselbe über die Mündung des Bohrlochs sprudeln läßt, weil der Ursprung desselben in Meilen entfernten Höhen befindlich sein kann.

Die Anzeichen, nach welchen man auf glücklichen Erfolg der Versuche schließen darf, die zum Bohren nöthigen Werkzeuge, und der bei der Anwendung erforderliche Proceß wird im Werke selbst ausführlich und deutlich beschrieben, und muß natürlich dort nachgelesen werden.

Ein Punct, nach welchem häufig, und vernünftiger Weise schon an der Schwelle der Unternehmung gefragt wird, ist der Kostenbelauf. Mit Sicherheit ist er nicht leicht voraus zu bestimmen, weil nicht alle Bedingungen vorherzusehen, sondern manche erst im Verlauf der Arbeit auszumitteln sind. Die Kosten des Apparats werden auf 400 Reichsthaler angeschlagen. Ueber die Arbeit übrigens lassen selbst die erfahrenen Brunnenmeister von Artois sich ungern in einen Contract auf feste Preise ein, außer wenn das Terrain aus Lehm und Kalkschichten ohne lose Sandlagen besteht.

Im letzteren Falle berechnen sie gewöhnlich

3 Fr. — C. pr. Fuß	bis auf	100	Fuß Tiefe
3 „ 50 „ „ „	„	125	„ „
4 „ — „ „ „	von	..125—150	„ „
4 „ 50 „ „ „	„	..150—175	„ „
5 „ — „ „ „	„	..175—200	„ „

Zur Handhabung des in der Schrift beschriebenen Apparats sind erforderlich 1 Bohrmeister, und 4 Arbeiter.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß man im Durchschnitt

bis 50 Fuß Tiefe	auf eine Tagarbeit	4 — 5 Fuß,
„ 100 „ „	„ „ „	3 „
„ 150 „ „	„ „ „	2 „
„ 200 „ „	„ „ „	1 „

im constanten Boden, Lehm-, Thon- und Kalkschichten durchbohren kann, und daß die sämmtlichen Geräthe in der Unterhaltung auf circa 1 Procent pr. Tag zu berechnen sind.

Wir haben diese Angaben hergesetzt, wie wir sie im Buche vorfinden, weil der bedächtige Sinn unsrer Zeit dem Grundsatz entsagt zu haben scheint, daß der gute Zweck die Mittel heiligt, wenn nämlich die Mittel sehr kostbar sind. Wir geben noch einige Data aus dem interessanten Abschnitt über die Geschichte der artesischen Brunnen.

Ihr Ursprung verliert sich, wie der der meisten bedeutenden Erfindungen, in den Legenden von chinesischer Weisheit, die uns die Jesuiten von Zeit zu Zeit übermacht haben. Schon unter Ludwig XIV. kommen Nachrichten über gebohrte Brunnen in China — meistentheils Salz- und Gasbrunnen — vor. Neuerdings hat ein apostolischer Missionair, Hr. Imbert, Wunderdinge darüber berichtet. In der Provinz Ou-Tong-Kiao findet man "einige Zehntausend" Salzbrunnen, über eine Fläche von 10 franz. Meilen in der Länge, und 6 Meilen in der Breite vertheilt. Sie haben 1000, 1800, ja manchmal 2000 Fuß Tiefe bei höchstens 5 — 6 Zoll Oeffnung. Das Glaublichste an der Geschichte ist, daß man wenigstens drei Jahr bohren muß, bis das opus zu Stande kömmt. Es giebt dort auch Feuerbrunnen, mit denen man sehr vorsichtig zu Werke gehen muß, um nicht Finger und Haus und Hof zu verbrennen. *) Sonst sind sie ungemein praktisch; denn die brennbare Luft wird durch Bambusröhren unter die umliegenden Salzpfannen geleitet, und dient zum Sieden des Salzes.

*) "..........Wir flehten um trinkbare Quellen, Erde, Dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf!"

Wichtiger ist das Gegenstück zu diesen apokryphischen Berichten. Der Baurath v. Bruckmann in Heilbronn hat vom Aug. 1827 bis Dec. 1829 fünf Brunnen auf süßes Wasser bohren lassen, zwei auf 60, einen auf 90, einen auf 100, und einen auf 112 Fuß Tiefe. In allen steigt das Wasser fast 8 Fuß über den Wasserspiegel des Neckars, und jeder liefert im Durchschnitt 40 — 50 Cubikfuß Wasser pr. Minute. Das Wasser setzt das Getriebe von zwei Papierwerken, einer Bleichanstalt und einer Flachsspinnerei in Bewegung. Da das Wasser aller fünf Brunnen eine stete Temperatur vom 10° Réaum. hat, so verwendete Bruckmann es sehr sinnreich durch eine Umleitung zur Erwärmung der Fabrikgebäude im Winter, und zur Verhütung des so nachtheiligen Einfrierens der Mühlräder durch Austränfung.

In mehreren Fällen sprudelte das Wasser, sobald es seinen Weg durch die Bohröffnung gefunden, mit solcher Heftigkeit hervor, daß die Brunnenarbeiter kaum ihr Leben retten konnten.

In England kam das Bohren eines Brunnens von 130 Fuß Tiefe, sammt Instrumenten, eisernen und zinnernen Röhren und Arbeitslohn, nicht höher als £ 25.

Auch in Nordamerica hat man mit großem Vortheil artesische Brunnen eröffnet. Man hat dort unter Andrem eine Vorrichtung angebracht, bei welcher die Arbeit durch Pferde getrieben wird.

Seit 1812 fingen die gebohrten Brunnen an, über einen großen Theil von Frankreich sich zu verbreiten. In England zählte man deren im Jahr 1821 bereits 183, davon einige bis auf 4 bis 500 Fuß Tiefe hatten, mehrere das Wasser bis circa 40 Fuß über die Erdfläche springen lassen, und andre mit dem Meere ebbten und flutheten. In Odessa hat ein Franzose, Hr. de Chatillon, eine Gesellschaft zusammengebracht, die 15000 Rubel zu Bohrversuchen auf artesische Brunnen vorschoß.

Der Gesellschaft im Lüneburgischen, deren erster Versuch in der kleinen Schrift mitgetheilt wird, ist der günstigste Erfolg, und allgemeine Nacheiferung in andern Gegenden des deutschen Vaterlandes zu wünschen. Ueberall aber mögen die Zögernden das vom Verf. aus Goethe vorangestellte Motto sich zu Herzen nehmen: "Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nützen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind?"

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

66. Hamburg. Montag, den 3. October. **1831.**

Inhalt.

Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. In zwei Theilen. Leipzig, 1831. Brockhaus. (Erster Theil — Dec. 1790 bis Jan. 1795. Mit 14 Beilagen. 470 S. Zweiter Theil — Jan. 1795 bis Nov. 1801. Mit 14 Beilagen. 440 S. gr. 8.)

Das Interesse, mit dem wir diese beiden starken Bände durchgelesen, kömmt der Verwunderung nicht gleich, sie gedruckt zu sehen. Die Manuscripte, wie wir aus der Vorrede erfahren, waren nicht etwa in die Hände gewinnsüchtiger, indiscreter Fremden gelangt; sie befanden sich in der Hut der natürlichen, und treugesinntesten Wächter, der beiden Söhne des Verstorbenen. Daß Diese nicht rücksichtslos zu verfahren glaubten, ist nicht nur die billigste Voraussetzung, sondern es geht ausdrücklich aus einer Stelle der Vorrede hervor: —

"Die Herausgeber fühlen es tief, was sie dem lesenden Publicum übergeben, indem sie diesen Briefwechsel bekannt machen. Ihr Vater giebt sich selbst in diesen Briefen an seine vertrautesten Freunde so wie er war, nicht nur in der ganzen Fülle und Eigenthümlichkeit seines Geistes, sondern auch mit seinen Schwachheiten. Allein sie wollen lieber, daß er in seiner wahren Gestalt erscheine und beurtheilt werde, wie ihn während seines Lebens nur die Vertrautesten kannten, als daß sich falsche und ungerechte Urtheile über ihn aus halber Kenntniß bilden. Dieß hat sie bewogen, so viel Persönliches und nur für Freunde Bestimmtes aufzunehmen; schwerlich wird ein billiger Leser verlangen, daß noch mehr von der Art hätte gegeben werden sollen, und daß Solches weggelassen wurde, was fremde Persönlichkeiten allzunahe berührte, findet seine Rechtfertigung in sich selbst."

Ein Andres ist die Rücksicht für die Lebenden; ein Andres die für den Todten. Wir wollen nicht sagen, daß die erstere durch irgend eine gröbere Indiscretion verletzt sei.*) Zwar müssen wir bezweifeln, ob es Denen, die sich niemals persönlich zu dem lauten Markt der Literatur gedrängt haben, sehr angenehm sein kann, mit so gewaltigem Pomp und Weihrauch ihre Namen dort ausgestellt zu sehen. Und so unendlichen Räucherungen hat gewiß nicht leicht ein anderer Schriftsteller Alles, was ihm nahe kam, unterzogen. Indessen sind die Herausgeber mit der Mittheilung von *Erzählungen*, die sich auf Lebende beziehen, wirklich sparsamer gewesen. Das ist um so unbedingter gutzuheißen, da selbst die schonenderen Freunde des Dichters sich niemals über den unverhältnißmäßigen Einfluß getäuscht haben, den seine Phantasie auf seine historischen Relationen auszuüben gewohnt war.

Aber wenn die Herausgeber die Rücksicht für den Verstorbenen zu ehren glaubten, wie sie es ohne Zweifel thaten, so scheinen sie den Eindruck nicht richtig aufgefaßt zu haben, den die beiden Bände dem Unbefangenen geben müssen. Wir wissen diesen Eindruck nicht anders zu bezeichnen, wenn wir ihm eine moralische Geltung abgewinnen wollen, als wenn wir sagen — hier ist eine ernste Warnungstafel für junge Männer von Talent, von großer Beweglichkeit des Geistes, von den besten Dispositionen, aber von unausgebildeten, haltungslosem Charakter.

Es ist in Wahrheit ein niederschlagendes Bild, das hier vor unsern Augen aufgerollt wird. Stets wechselnder Enthusiasmus für Menschen, Ereignisse und Beschäftigungen; ein Auge, das zum schärferen Sehen geschaffen, stets nur in der Richtung des Meridians sich auf und nieder bewegt, wo denn fast in jedem Moment ein anderes blendendes Gestirn culminirt; ein Talent, das in Allem sich versucht, und wenig vollendet hat; ein Herz, dem die schönsten Regungen sich leicht mittheilen, und ebenso schnell verflüchtigen; ein Gefühl, das in vollen, aber schnell verklingenden Accorden bebt; ein Spiel der Phantasie, dem die Welt zur Dichtung wird, das Leben zur Fabel, und Kunst und Wissenschaft zum Kaleidoskop. Dazu denn, und im Gegensatz zu den geistigen oder wesenlosen Erscheinungen, die materielle Kehrseite. Das Extrem von Unschlüssigkeit und Unbestand; das Perhorresciren geregelter Arbeiten; der Druck von Geldverlegenheiten, die Abhängigkeit von großmüthigen Freunden, und unter Diesen, *leider!* auch von den Großen der Erde. Endlich, was Vieles entschuldigt, und das härtere Urtheil entwaffnen wird — Unfälle, Kränklichkeit, und Leiden die in der Einbildung noch drückender wurden als in der Wirklichkeit.

*) Die einzige Ausnahme bildet die unmotivirte Animosität gegen den Charakter eines großen lebenden Dichters. Sie ist von der Art, daß wir es ablehnen müssen, irgend eine Aeußerung derselben hier zu wiederholen.

Vielleicht konnte ihm nichts Treffenderes gesagt werden, als wenn die weisere Schwester der beiden Jacobi ihm Polonius' Lehre vorhält: —

"This above all — *to thine own self be true;*
And it must follow, as the night the day,
Thou canst not then be false to any man."

Dieser Entschluß — *wahr zu sein*, gegen sich selbst und gegen Andre — war der Anfangspunct einer sittlichen Energie, die ihn hätte retten können. Aber so begreift es sich nur zu leicht, wie er, mit reichen Gaben von der Natur ausgestattet, nie zur Ruhe gelangen konnte, noch weniger zu dem höheren Glück des Wirkens; wie er, mit glänzenden geselligen Talenten, liebenswürdig und Liebe warm erwiedernd, Fremden verdächtig werden konnte, und lästig selbst den Freunden. —

Da das Buch, so wie es ist, vorliegt, so erwarten unsre Leser eine Auswahl von Zügen, die für die Individualitäten, und zugleich für die Periode, in der sie auftreten, charakteristisch sind.

Zwei *Revolutionen* bezeichnen jene Periode — die in der philosophischen, und die andere in der politischen Welt. Betrachten wir zuerst Baggesen's Verhältniß zu den Philosophen.

Den Briefwechsel eröffnet die enthusiastische Freundschaft für Reinhold, nach kurzer Bekanntschaft. "In den helleren Momenten ihres Daseins bedürfen denkende Wesen kaum *der Zeit*, um sich zu kennen, sich zu verstehen, sich an einander zu schmiegen, und sich für *die Ewigkeit* zu verbinden." Es ist erstaunlich, wie die beiden Philosophen sich einander die Cour machen. Baggesen wünscht "weinend in Reinhold's Arme, zu seinen Füßen zu stürzen, von dem überwältigenden Gefühl hingerissen, daß er kei-

nen Sterblichen so viel der Verschönerung der Seelenexistenz schuldig ist." *)

Reinhold bleibt nicht zurück. Ein Brief von Baggesen ist ihm "der so lebhaft erneuerte Genuß des Anschauens seiner Engelseele, und des vollen Bewußtseins von ihr geliebt zu werden." Es ist freilich zum Theil der Geschmack der Zeit, daß alle Briefe aussehen wie Liebesbriefe. Man kömmt auf die Vermuthung, daß Jean Paul den "zeichenatmen Schoppe" geschaffen, lediglich als Gegenstück zu diesem Geschmack. Denn fast möchte man glauben, daß die Philosophen, wenn sie sich einmal von Angesicht zu Angesicht sahen, nichts Angelegentlicheres zu thun hatten, als sich bei den Köpfen zu kriegen, zu herzen und zu küssen. Da wird der Fürst von Augustenburg bei Reinhold eingeführt als Baron Holsten. Bei'm zweiten Besuch heißt es: "Ich entließ ihn heute nicht mehr mit bloßer Achtung. Es war Liebe, die mich die Indiscretion begehen machte, ihm bei'm Weggehen einen Kuß aufzudringen, und was sich in mir gekränkt fühlte, als er denselben unerwiedert ließ. In der Folge haben sich unsere Lippen mehr als einmal begegnet."

So ist es denn auch nicht mehr als billig, wenn die Philosophie selbst als Geliebte gefeiert wird; und etwas weniger als billig, wenn sie nur als Geliebte des Kopfes erscheint. "Ich weiß," sagt Baggesen, "daß mein Kopf, im leidenschaftlichen Suchen der Wahrheit, der Einzigen, die man ohne Gefahr mit Leidenschaft lieben kann, der Kritik der Vernunft so begegnete, wie mein Herz meiner Sophie auf dem Thunersee — eine Vergleichung, die eben so richtig ist, als sie barock erscheint." Nur ist es auffallend, wenn B. über Lavater sagt: "Du nennst Lavater einen redlichen Wahrheitsfreund; das ist er nicht; er ist ein zwar redlicher, aber brausender, flammender Liebhaber der Wahrheit. Was wir mit Geduld suchen, sucht er mit ungestümer Leidenschaft. Freilich lieben wir auch; aber wir lieben die Wahrheit wie unsre zweite Braut, wie unsre Frau — er hingegen liebt sie, wie man die erste Geliebte (die fast nie, und glücklicherweise nicht, unsre Frau wird) liebt." Ueberhaupt sind die Urtheile über Lavater denkwürdige Beispiele der Uebermacht augenblicklicher Eindrücke. Lavater hatte 1791, als Baggesen ihm von Reinhold sprach, bereits von Reisenden Gutes von demselben vernommen. *) Zwei Jahre später schrieb er unter Reinhold's Bild; —

"Heller, schärfer, tiefer, inniger, fröhlicher, ernster,
Treuer der Wahrheit und Gott, und voller von großen Gefühlen,
Schien kein Sterblicher noch, kein Weiser je mir, als Reinhold."

Reinhold aber schrieb 1791 an B. einen Brief voll Begeisterung an Lavater. "Lavater ist berufen, das Eine, was Noth ist, den Herzen zu predigen; Kant, eben dieses Eine den Köpfen zu enthüllen; und es giebt Augenblicke, wo ich mir einbilde, ich wäre die Stimme des Rufenden in der Wüste der bisherigen speculativen Philosophie, die da bereiten soll die Wege des Herrn."

Anhaltend war indessen diese Idee von Lavater bei Reinhold nicht. Im nächsten Brief besorgt Reinhold schon, die Freude über Lavater's Schreiben möge ihn in seinem Urtheil bestochen haben, obwohl er noch immer überzeugt ist, "daß an der Vernunft Derjenigen, denen die Lavater'sche Mystik gefährlich werden kann, Nichts zu verderben, hingegen für ihr Herz durch die richtigen, guten und edlen Gefühle, die dieser Mann zu wecken versteht, wie Wenige, ungemein viel zu gewinnen sei." Baggesen, der früher Lavater einen "wahnsinnigen Engel" genannt hatte, sagt: "Zwar denke ich nicht daran, diesen Archisupernaturalisten zu bekehren (denn bekehrt muß kein Selbstvorsteller, sei er Selbstdenker oder Selbstempfinder, werden), eben so wenig ihn umzukehren, denn dafür ist er schon lange zu weit auf dem östlichen Wege fortgerückt, und würde vielleicht, zumal in seinem Alter, mehr beim Einschlagen unsres westlichen verlieren, als gewinnen; aber daran denke ich sehr, und seit lange sehr ernsthaft, ihn auf seinem Wege, ohne ihm selbigen im geringsten streitig zu machen, davon zu überzeugen, daß es einen andern giebt, und daß man auf diesem andern mehr der Sonne nachgeht, mit der wahren Sonne der Menschheit fortrückt." Endlich sagt Reinhold noch in demselben Jahr, über einen andern Brief von Lavater: "Mir hat dieser Brief von Lavater Eckel verursacht. Ich danke Gott, daß ich mit diesem liebenswürdigen, gutherzigen Ungeheuer Nichts zu thun habe; mir würde er mehr Verdruß als Genuß geben, ohne daß wir einander bessern könnten. Seine Vorstellungsart kann nur Denjenigen nützlich werden, deren Aberglauben noch gröber ist als der seinige, und das ist freilich ein großer Haufen. Ich habe neulich viel zu vortheilhaft über ihn geurtheilt, weil ich gleich auf der Stelle, nachdem sein erster Brief meine Gutherzigkeit und Eitelkeit bestochen hatte, und sogleich außer dem Zustande der Kaltblütigkeit an Dich schrieb. Ich fürchte, daß ich mich jetzt über jenen Brief schämen würde." *)

Leider war diese Unselbständigkeit des Urtheils bei dem trefflichen Reinhold habituell. Sie bezeichnet sein ganzes philosophisches Wirken; und selbst Baggesen, der sie ihm am wenigsten hätte vorwerfen sollen, kam dahin, daß er in ihm neun Jahre später, jedesmal nur den ersten Minister der neuesten philosophischen Pseudoregierung sah. An Jacobi schreibt er im Mai 1799 aus Paris: —

"Von dem in der Philosophie routinirten und routinirenden Reinhold, der, wie ich einmal, leider! zu wahr, um es zurücknehmen zu können, gesagt habe, alle Grade der metaphysischen Miliz, dem vor ihm stehenden Officier immer treu ergeben, von unten auf bis zum eigentlichen philosophischen Degenknopf musterhaft gedient hat, von dem ich seit zwei Jahren a priori und a posteriori gewußt habe, daß er jedes System, das das letzte überbaut, desperat angreifen, und noch desperater vertheidigen und aufrechthalten werde, würde es mich nicht wundern, wenn er an Fichte so schriebe, daß Fichte ihm folgendermaaßen antworten könnte: 'ei, Du frommer und getreuer Knecht! Du bist über wenig (Kant) getreu gewesen; ich will Dich über viel (Fichte) setzen; gehe ein in Deines Herrn Freude (die Wissenschaftslehre).' Ich sagte gleich, als die Appellation herausgekommen war: unser vortrefflicher Reinhold, der, Gott weiß, die Religiosität selber ist, wird noch ein treuer braver Atheist werden."

Dieses Urtheil nimmt Baggesen zwar (Nov. 1801) in einem schönen und herzlichen Brief an Reinhold selbst förmlich zurück, aber es enthielt, einige Bosheit abgerechnet, nur zu viel Wahr-

---

*) Zwei Jahre später hat B. nur einen Wunsch noch: "Kant, ehe ich sterbe, zu sehen, seine Füße zu küssen, oder, weil er dieß vielleicht mißverstehen könnte, seine Hände mit Thränen der Dankbarkeit zu netzen. Er ist für mich der erste, der größte aller sterblichen Lehrer der Menschen. Seine Bücher sind mir theurer als die ganze Erde."

*) "Weber von Hamburg, ein scharfdenkender, wahrheitsliebender Mann, sagte mir, von Hamburg bis Zürich nichts angetroffen zu haben, was Reinholden gleiche." (Lavater an B.) In dem ersten Buchstaben des Namens scheint ein Druckfehler zu liegen.

*) Viel umsichtiger urtheilt Wieland von Anfang an über Lavater, in einem Brief, aus dem wenigstens ein paar Sätze hier stehen mögen. "Ich meines Orts gestehe, daß ich von L. als Mensch lieber gar kein Urtheil bei mir selbst festsetzen, als Gefahr laufen mag, ihm Unrecht zu thun. Mein Peregrin würde nie geschrieben worden sein, wenn nicht die harten Urtheile, die ich von sehr verständigen Personen, die L. genau zu kennen glaubten, von ihm fällen hörte, mich auf den Gedanken gebracht hätten, einen Versuch zu machen, wie es philosophisch möglich sein könnte, daß ein Mann, den ein Lucian für einen Bösewicht, Schurken und Narren zugleich hielt, gleichwohl ein guter und liebenswürdiger Mensch könnte gewesen sein." Im Verfolg gesteht Wieland, daß er eher auf die Seite Derer sich neige, die L. für einen Kerinthus halten, als auf die andre, "auf welche ich unseren gutherzigen Baggesen mit seinem ganzen Gewicht herabziehen sehe."

heit, um ganz zurückgenommen zu werden, und das Beste, was er hinzufügt, ist doch nur ein frommer Wunsch: —

"Heil Dir also, mein Reinhold, daß Du Leibnitzianer, Humist, Spinozist, Kantianer, Reinholdianer, Fichtist, Bonterwecker, Bardilist gewesen! daß Du auf allen ihren Standpuncten mit helleren Augen, als sie selbst gestanden! daß Du alle ihre Ansichten mit schärferem Blick als sie selbst gefaßt! daß Du alle ihre Abwege und Umwege weiter als sie selbst verfolgt! Wenn Du endlich zum festen Punct, der keiner der ihrigen war, gelangtest, bist Du, Du wie kein Andrer, zum Lehrer der Menschen erzogen und gebildet."

Wenn wir die Verhandlungen über Fichte, wie die über Lavater, im Auszug liefern wollten, so würde ein ähnliches Convolut von Widersprüchen vorliegen, und unsre Leser würden sich an einem zweiten Beispiel überzeugen, wie Vieles diese Briefe enthalten, was hingeworfen, modificirt, zurückgenommen, wieder behauptet, wieder verworfen ist: wie wenig also ihre Verfasser wünschen konnten, sie mit allen ihren Mängeln der Oeffentlichkeit übergeben zu sehen.

Als Curiosität mag hier erwähnt werden, daß Fichte über das berühmte Lied "Seit Vater Noah in Becher goß" sich beschwerte, und daß Reinhold wohlmeinend rieth, es nicht drucken zu lassen. Baggesen antwortet: "Mit der Unterdrückung des sogenannten Spottliedes kann ich nicht dienen; er (Fichte) muß Gott danken, daß ich bis weiter die gesammte Allehre unterdrücke. Alles, was ich ihm kann aus zärtlicher Rücksicht gegen seine philosophische Empfindlichkeit, ist, die Zeile, *den wahren Fichte'schen Gott* in *den wahren sophischen Gott* zu verwandeln. Was Teufel! Er und Comp. sollen das Recht haben, die Wissenschaft aller Wissenschaften, die Philosophie, die Politik, die Religionslehre, das Naturrecht u. s. w. zu revolviren und zu reformiren, und mir sollte nicht ein Aehnliches erlaubt sein mit der einzigen, jener so tief subordinirten *Trinklehre*?" — Es war verzeihlich, wenn Fichte keine Freude daran hatte, seine Lehre durch Kneiplieder verhöhnt zu sehen. Aber große Schwachheit war es bei Reinhold, wenn Dieser sich darüber beklagt, daß Fichte in seinen Vorlesungen gegen seine, R's. Philosophie polemisire; wenn er, um den Gegner zu beschämen, von zwei Studenten sich ein Zeugniß schreiben läßt, daß er Fichte's und seiner Lehre niemals erwähnt, und wenn er in seiner Herzenseinfalt gesteht, es thue ihm leid, wenn Das, was er mühsam erbaut, von Fichte in seinen Collegien heruntergemacht werde. Im April 1795 schreibt Reinhold: "Der Ton, in welchem Fichte spricht, ist nicht der Ton der bescheidenen, ruhigen, unegoistischen Liebe zur Wahrheit; ich und er sind geschiedene Leute. Kein Wort mehr über diese geendigte Sache. . . . . . Fichte hat aufgehört, mein Freund zu sein; aber ich freue mich darüber, wenn er der Deinige bleiben kann." Im Juni desselben Jahrs schreibt er: "Mit Fichten bin ich ausgesöhnt, und in ordentlichem Briefwechsel. Unseren Temperamenten nach müssen Fichte und ich Feinde oder Freunde sein. Er ist zu *braun*, ich bin zu *blond*; er zu hart, ich bin zu weich; in ihm sind die Affecte, die Kant die *wackeren* und *rüstigen*, in mir die, welche er die *schmachtenden* und *schmerzenden* nennt — die überwiegenden. Die Energie unserer Charaktere wird durch sein Temperament zu viel, durch das meinige zu wenig unterstützt. Er ist mehr *aufgelegt*, durch Verachtung und Haß des Bösen, ich mehr durch Achtung und Liebe des Guten zu wirken. Wahrscheinlich wird es eine gründliche Freundschaft zwischen uns geben." Was ist damit gewonnen, solche Schwachheiten, wie das unglückliche Buch es auf jedem seiner zahllosen Bogen thut, dem Blick der Welt bloßzustellen?

Zu dem wenigen Neuen, was hier zu finden ist, gehören die Aufschlüsse über einen höchst interessanten Mann, von welchem außer Dem, was Varnhagen v. Ense gesammelt hat, *) nur äußerst Weniges gedruckt zu lesen ist. Aber erfreulich sind diese Aufschlüsse über *Erhard* nicht. Wenn diesen Relationen irgend zu trauen ist, so geht daraus hervor, daß Erhard den Cyniker affectirte, in solchem Maaße, daß Baggesens Frau, mit den stärksten Ausdrücken, die wir nicht wiederholen werden, und die auch nicht für den Druck bestimmt waren, ihr Entsetzen über die Möglichkeit seines Wiederkommens zu erkennen gab. Es ist übrigens durchaus nicht zu begreifen, wie er dazu kommen konnte, so entschiedene, wegwerfende Verachtung gegen die Weiber zu affectiren, er, der durch die Weiber die Welt zu reformiren gedachte, und auf dem ein Fluch zu ruhen schien, daß Mädchen und Frauen mehr, als er wünschte, für ihn sich interessirten. Es sind, gewohnter Weise, in Baggesens Schilderung auch hier so viele Berichtigungen und Widersprüche, daß man alles mit größter Vorsicht benutzen muß. Einige Züge mögen hier stehen — ob sie Etwas beweisen können, oder ob Mißverständnisse dabei obwalten, muß dahin gestellt bleiben: —

"Wir sprachen einmal an einem der letzten Tage unsrer Bekanntschaft von der Lage, worin man sich befinden würde, wenn Alle durch irgend eine Verabredung entweder die Krankheit, oder die Abwesenheit, oder sogar den Tod unseres Wesens einstimmig behaupten würden. 'Wenn es Ihnen nun morgen begegnete (und wir müßten dann heute nicht davon gesprochen haben),' sagte meine Frau, 'daß Alle, bis auf Ihren Hauswirth, die Sie hier kennen, sich stellten, als hätten sie Sie nie gesehen, und Sie dann hierherkämen, und wir Beide ebenso mit aller Ernsthaftigkeit versicherten, daß wir nicht die Ehre hätten, Sie zu kennen; was würden Sie dann thun?' Erhard bedachte sich lange, endlich sagte er: Ich würde zu Hause gehen und meinen Koffer in Sicherheit bringen. 'Und Sie würden nicht betrübt werden, Baggesen verloren zu haben?' Wie gesagt: wenn man mir nur meine Sachen nicht weggezaubert hätte. 'Und Sie würden keine Thräne darüber vergießen, daß die ganze Bekanntschaft Baggesens und das Alles nur ein Traum gewesen war?' — Warum denn? Ich würde wohl meinen Koffer finden und fortgehen, wie ich gekommen war. — Diese Unterredung hat ihm meine Sophie nie vergeben können, so wenig als den Ausdruck: 'er wäre *gutmüthig* genug gewesen, sich hier länger, als sein Plan ihm erlaubte, aufzuhalten.' In diesem Styl ungefähr war fast Alles, was er äußerte. Er schämte sich, über die plötzliche Nachricht von Schiller's Tod betroffen und sogar betrübt geworden zu sein. Er schämte sich, einen Brief von seiner Braut zu einer Zeit, da er mit mir hätte sprechen können, sogleich gelesen zu haben, da dieses Geschäft doch keine Eile hatte. War es ein Wunder, liebster liebender Reinhold, daß meine arme Frau ihn fast nie verstand, und daß ich ihn öfters mißverstand."

Erhard verschwand plötzlich aus Kopenhagen. "Er hinterließ mir ein Zuckerrohr zum Andenken, und ein Billet, worin er mir sagt, 'daß ihn fünf ihres Gleichen (meiner Sophie) mit dem ganzen Geschlechte, als wir den Judengott mit Sodom und Gomorrha, aussöhnen könnten.'" Einigen Schlüssel zu dem, was Erharden *unheimlich* sein, ihn verstimmen und über die Gränzen der geselligen Rücksichten verstimmen mochte, giebt vielleicht der folgende Satz: "Ich liebte Erhard als Mensch, als Philosoph, als Ihren und Schillers und Herberts Freund mit einer Art von Leidenschaft, die, wenn er mir nur unter einer oder zweien von diesen Gestalten erschienen wäre, vielleicht aus dem Spiel geblieben wäre, und meine innige Liebe wurde nicht bloß — *nicht erwiedert*, sondern oftmals im Allgemeinen, wenn von Liebe die Rede war, *verspottet*."

Reinhold spricht von Erhard als einem in seiner Art einzigen Phänomen, einem Wunder der praktischen Vernunft. Baggesen meint: "Unser Erhard hat alle die Materie, die es braucht, um

*) Unsre Leser erinnern sich, daß wir voriges Jahr in einem unsrer Probeblätter darüber berichtet haben.

eine ganze Welt zur Philosophie zu bekehren, zur Bekehrung eines einzigen Menschen — keine *Form*. Wenn er immer ohne diese Form bliebe, glauben Sie mir's, er würde keinen einzigen Proselyten machen; denn es fehlt der Aeußerung seiner Philosophie gänzlich an Toleranz. Es scheint ein beständiges Compelle intrare darin zu blitzen, und er macht es dadurch so vielen der schwächeren Menschen (aber auch Menschen, auch unsre Brüder, auch Glieder im Reiche der Zwecke) unmöglich, die Wahrheit seiner Lehre zu empfangen, und seine schöne Seele zu kennen." Endlich sagt B. in Beziehung auf Erhard: "ohne Liebe wird man vielleicht, selbst in der Philosophie, ein vollkommener *Zeichner*, nie ein vollkommener *Colorist* werden."

Aber verzichten wir darauf, weitere Urtheile von Baggesen auszuheben. Man sieht, wenn er Andre zu zeichnen glaubt, charakterisirt er doch immer nur sich selbst. Wir werden in einem zweiten Artikel noch einiges zu seiner Charakteristik zusammenstellen.

Unser Urtheil konnte in diesem Fall kein günstiges sein. Eine Aufforderung mehr für unsre Leser, selbst zu lesen, und selbst zu prüfen.

Ein holländisches Wort über Polen.

In den Jahren des Völkerkampfes wider Frankreich wurde der *Patriotismus* einzelner Nationen oder Staaten, wenn er der großen Sache Aller hindernd in den Weg trat, oft scharf als engherzige Selbstsucht und gemeinschädlicher *Particularismus* gerügt. Das war die Zeit, als es galt, den Einen großen *Particularismus* zu stürzen, der alle Eigenthümlichkeiten der Völker durch die Aufdrückung seines, einem Brandmark vergleichbar gewordenen Stempels zu unterjochen und zu vernichten gestrebt hatte.

Manchen will es bedünken, als ob eine solche Zeit — nur in umgekehrter Richtung, von Westen gegen Osten sich bewegend — nun wieder da sei, und der Vortheil der einzelnen Staaten billig überall in den Hintergrund treten müsse, um nur vor allem den Fortschritt der sogenannten liberalen Principien, als die jetzige *große, allgemeine Sache*, zu befördern. Ich will hier keine Lanze wider diese Ansicht brechen, die nicht die meinige ist, ja so wenig, daß ich unter allen *Absolutismen* vielmehr den der s. g. liberalen Ideen für den gefährlichsten halte, weil er mehr als alle verführerisch ist.*) Ich wollte nur an einem Beispiele zeigen (dem folgenden Aufsatze aus dem *Nieuws-en-Advertentieblad* schon vom April d. J.), wie doch auch ein ächter, scharf ausgesprochener *Patriotismus* für eine Sache mitzufühlen weiß, die man, als mit der *allgemeinen Sache* in der nächsten Verbindung stehend, zu denken sich angewöhnt hat. Niemand wird wohl dabei in die Versuchung kommen, diesen *Patriotismus* mit dem *Patriotenthum* zu verwechseln, das in der neuern Holländischen Geschichte so berüchtigt geworden und wovon wenig noch lebendig zu sein scheint. Unser Patriot ist *gut Oranisch*, wenn gleich wider die Nichtverantwortlichkeit der Minister gestimmt — eben derselben noch, deren einige, nach meiner Ueberzeugung, durch ihr Benehmen den Abfall Belgiens von dem Niederländischen Königreiche hauptsächlich verschuldet haben.

J. D. Runge.

Der Aufstand in Polen ist von ganz anderer Art als alle übrigen, welche seit dem Falle der Napoleonischen Regierung eingetreten sind. Ein jeder weiß jetzt, was er von den leichtfertigen Angaben zu denken hat, als ob der Polnische hohe und reiche Adel sich auf Anstiftung einiger Pariser hungrigen Jacobiner und in Verbindung mit einer allgemeinen Bewegung von Armen wider die Reichen empört habe — und doch ward auf solche klägliche Auslegungen im Anfange gehört.

Polen, nämlich das jetzt im Aufstande befindliche Königreich, wurde von den Russen 1813 besetzt, ohne anders mit Rußland im Kriege gewesen zu sein, als weil es dem Könige von Sachsen, Bundesgenossen Napoleons, gehört hatte. Mit dieser Besetzung war es zugegangen, als da 1810 Nord-Niederland von dem französischen Kaiser in Besitz genommen wurde.

Gesetzt, daß dieser uns, nicht als Kaiser, sondern als König und Nachfolger seines Bruders Ludwig, nach dem Schwerdtrechte (demselben als dem Rechte der Russen über die Polen) zu regieren für gut gefunden und daß wir 1813 und 1814 die Gelegenheit ersehen hätten, den fremden kaiserlichen König (hätte er auch gut regiert) hinauszuschaffen und unabhängig zu werden, so würden wir durch diesen Versuch völlig dasselbe gethan haben, was jetzt die Polen.

Ob solches, in beiden Fällen, loyal, weise, vorsichtig gewesen, wollen wir nicht untersuchen; es kömmt allein darauf an, den Standpunct anzuweisen, auf welchem wir uns befunden hätten, und auf welchem Polen sich jetzt befindet.

Wie wir, haben auch die Polen glänzende National-Erinnerungen. 1683 noch haben sie unter ihrem Könige Sobieski Wien und vielleicht ganz Deutschland vor der Unterjochung durch die Türken, durch unerhörte Thaten der Tapferkeit bewahrt. Dieser Umstand, und so viele andere, haben in jenem Volke einen Trieb nach National-Selbständigkeit und Unabhängigkeit erhalten, der an sich selbst von den ältesten Zeiten her als eine der ausgezeichnetsten Volkstugenden gerühmt worden.

Ich untersuche nicht, ob sie dadurch glücklicher sein würden; ob sie nicht materiell unter der Abhängigkeit vom Fremden sehr glücklich waren — ich will nur darauf hindeuten, daß sie in Folge eines hochgestimmten, an sich selbst die höchste Achtung verdienenden Gefühles in ihre jetzige, unglückliche Lage gerathen sind. Ich will die Folgerung daraus ziehen, daß sie Mitleiden verdienen, weil sie durch jenes überspannte Gefühl einer überall geehrten Tugend sich wohl mögen alles, was man will, haben zu Schulden kommen lassen, allein doch nie aufhören können, ein Gegenstand des Mitgefühls für alle unsre Landsleute zu sein, welche jene Tugend selbst besitzen und 1813 und 1814 unter gleichen Umständen, vielleicht auch eben so unglücklich, dasselbe gethan haben würden.

In der *Staats-Courant* vom 25. März ward ein Aufruf an die Polen aus der Warschauer Zeitung vom 11. März mitgetheilt, dessen Verfasser behauptet, sie verlangten nichts weiter, als durch Vermittlung Frankreichs und Englands frei aus ihrem Lande zu ziehen, und sich in unbewohnten Ländern zur Stiftung eines neuen Vaterlandes niederzulassen.

*) Wir wünschten, daß es unserm verehrten Freund gefallen hätte, uns bestimmter über Das, was er unter liberalen Ideen versteht, zu belehren — etwa wie ein Holländer, in hunc fere modum, "Das will ich Dir sagen, Redaction!" Welchen Begriff er indessen auch mit dem vieldeutigen Ausdruck verbinden mag, wir sind bereit mit ihm gegen den *Absolutismus* der liberalen Ideen zu protestiren: — d. h. gegen eine forcirte Anwendung allgemeiner Principien, ohne Kenntniß der Geschichte, ohne Rücksicht für die Verhältnisse, ohne Achtung der nationellen Eigenthümlichkeit, ohne Erwägung des nationellen Interesse. Wenn die liberalen Ideen nicht auf dem Weg der constitutionellen Reform im Innern eines Staates sich entwickeln, so werden sie es nimmermehr von außenher, und auf der Spitze der Bajonette hereingetragen. Es wäre widersinnig, wenn ein Volk für den Sieg liberaler Principien in einem andern Lande sich bewaffnen wollte; gewissenlos, wenn man ein Volk zum Untergang des Liberalismus auf fremdes Gebiet zu hetzen versuchte; und die Geschichte wird ein Wort wiederholen, das Lord *Brougham* vor wenigen Abenden im Oberhaus sprach: "der Staatsmann, der zuerst den Frieden Europa's bricht, wird verdienen, daß sein Haupt auf den Block gelegt werde."

Red.

Rührend ist diese Sprache, aber sie ergreift nicht die Redaction der **Staats-Courant**, welche sagt, dieses sei ein überspannter Begriff, denn, so steht gedruckt: „Welcher Mann von Urtheil und Erfahrung würde eine solche Rede einer Nation mit Aufrichtigkeit in den Mund legen können!"

Das will ich dir nun sagen, Redaction! es konnten's Vater **Wilhelm I.** und König **Wilhelm III.** in den Jahren 1573 und 1672. Lies doch, zum erstenmale, die vaterländische Geschichte einmal, statt einer oder der anderen **Ober-Postamts-Zeitung**, oder eines **Beobachters**, so wirst du vielleicht noch einmal etwas lernen, was des Wissens werth ist.

1672 sagte unser Statthalter **Wilhelm von Oranien**, als durch ihn die Friedensvorschläge Frankreichs und Englands den Staaten vorgelegt wurden: „es sei nicht ein Punct darin, den er annehmen werde; lieber müsse man sich in Stücken hauen lassen, als solche Bedingungen einzugehen." So dachten unsre Vorfahren, als **Purmerend** erklärte: „Das Volk müsse die Regenten todtschlagen, wenn sie in solche schändliche Bedingungen eingingen." (**Wagenaar**, 14ter Theil, S. 105 und 125).

Und die Bedingungen, welche in Rede standen, waren beinahe ganz dieselben, welche jetzt **Erasmus** *) aus Brüssel von uns verlangen möchte, und die 1810 Napoleon seinem Bruder auferlegte, nämlich die Länder jenseits der Ströme abzutreten und dazu noch eine Kriegssteuer, so groß, wie unser jetzt freiwillig wiederum für die National-Unabhängigkeit aufgebrachten Kosten.

Man berieth sich damals alles Ernstes, ob man nicht auf den vorhandenen Schiffen alles, was man konnte, wegbringen wollte, um ein neues Vaterland zu stiften — man berieth sich auch darüber, zu Lande fortzuziehen und das Land der See wieder zu geben.**)

So dachten unsre Altvordern **damals**, und jetzt begreift die Redaction der **Staats-Courant** nicht, daß es solche Menschen geben könne.

Das wäre nun an sich selbst nichts, denn kein vernünftiger Mensch sucht Weisheit in der **Staats-Courant**, aber es ist ärgerlich, daß Ausländer auf die Gedanken kommen könnten, wir hätten so wenig Begriff von einem National-Gefühl, daß wir nicht einmal fassen könnten, daß es vorhanden sein könnte, und nicht wüßten, daß unsre Vorfahren es gehegt hätten.

---

*) Hr. **Surlet de Chokier**, damals Regent von Belgien, mit dem Vornamen **Erasmus**.

**) „Haec, et quae poterunt reditus abscindere dulces,
Eamus omnes execrata civitas:
Aut pars indocili melior grege: mollis et expes
Inominata perprimat cubilia."

Horat. Epod. 16.

Man möchte noch mehr daraus folgern können, nämlich, daß wenn wir zu essen und zu trinken hätten, wir, wie das unvernünftige Vieh, vollkommen zufrieden sein würden, und es uns vollkommen gleichgültig wäre, ob Frankreich, England, Preußen oder sonst ein Reich uns beherrschte, falls wir nur unsre natürlichen Bedürfnisse befriedigen könnten; und der Unterschied zwischen der Denkart unserer Vorfahren, und der Aeußerung in dem von mir angeführten Artikel, ist gerade so groß als der zwischen dem gesittigten Menschen in der Gesellschaft, und den vernunftlosen Thieren.

Malkolm. Eine norwegische Novelle von **Henrich Steffens**. Zwei Bände. Breslau, 1831. Max.

Das längst versprochene Werk wird keine Erwartung täuschen. Wie in den früheren Novellen des Verf., begegnet uns hier manchfaltige Lebenserfahrung, begegnen uns Bilder einer großartigen Natur, eines merkwürdigen Volksstammes; aber auch noch ein anderes und höheres Interesse. **Nicht ein philosophisches**; denn der Verf. hat die Digressionen vermieden in welchen er den discursiven Gang, oder auch nur die Resultate seines Denkens umständlicher niederzulegen pflegte, und durch welche vielleicht die vier Norweger minder populär waren als Walseth und Leith.

Der erste Band giebt bunte, zum Theil heftiger aufregende Scenen; eine Reihe von Abenteuern, von Räthseln. Der zweite giebt die Lösung. Diese Begebenheiten, als Roman behandelt, enthalten einen ächt tragischen Stoff; und der Eindruck des Ganzen ist der einer Tragödie, im edelsten Sinn. Die menschliche Schuld und die Sühne, sind in höherem Styl aufgefaßt, als die Novelle erwarten läßt. Das Spiel der Leidenschaften selbst erscheint als ein untergeordnetes Triebwerk. Der tiefere Fall eines edeln und gewaltigen Geistes ist kunstvoll vorbereitet — am kunstvollsten durch die seltene Naturwahrheit.*) Eine Art dämonischer Kraft ist geschäftig, ein verderbliches Gewebe zu schlingen; aber es ist die verborgene Schuld, durch welche die guten Geister vertrieben sind, um den bösen das Feld zu räumen.

---

*) Man wird vielleicht nur eine einzige Erscheinung nicht ganz wahrscheinlich finden — eine seltsame Verirrung eines unbefangenen, liebenswürdigen Wesens. Gegenstände der Art gehören zu den schwierigsten Aufgaben für den Maler menschlicher Schwachheit; mögen sie immer mit dem tiefen Ernst und mit der Humanität aufgefaßt werden, wie hier!

Der Held des Romans ist, als Ausnahme von dem beliebten Gebrauch, wirklich ein Held — nicht eines jener geduldigen Geschöpfe, die interessanter erzählen als handeln, die „nie etwas Thörichtes sagen, aber auch nie etwas Kluges thun." Auch in den untergeordneten Charakteren ist die Zeichnung scharf und der Ausdruck sprechend. Wenn wir in der Anordnung des Romans Etwas vermissen, so ist es größere Klarheit im chronologischen Zusammenhang der Begebenheiten. Das Vorgreifen, das Ueberspringen des später Nachzuholenden, macht guten Effect, wenn es mäßig angewandt wird, um in die Mitte der Handlung zu versetzen. Aber es müßte sich nicht in mehreren Einschiebseln wiederholen.

Die Geschichte gehört diesesmal fast ganz der Heimath des Dichters an. Die Stimmung, die nach dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft in Norwegen vorwaltete, ist in vielen Schattirungen wiedergegeben, und es sind wohl auch wirkliche Ereignisse in den Gang der Erzählung verflochten. Anschaulich ist die große Lehre dargestellt, daß der ungerechte, drückende Verdacht politische Verbrechen recht eigentlich hervorruft. Der Held ist der Rebell malgré lui. Es ist derselbe, der sich früher zum Ritter der Geschichte aufgeworfen hat. Er ist dem Bestehenden so sehr zugethan, als ein freisinniger Mann es nur sein kann. „Die frevelnden Hände, die in den ruhigen Gang der Geschichte eingreifen, tragen die unglücklichen Zeichen der unauslöschlichen That, und der Frevel gebahr neuen, bis in's Unendliche. Der Arzt sorgt für das Leben des Verbrechers, wie des edelsten Menschen; aber erkrankte, schwache Institutionen tödten wie blindlings, wie die Barbaren ihre Aeltern. Zwar wir ringen mit diesen Formen — wohl! nehmt dem Feinde die Herrschaft; es ist billig; fesselt ihn, wenn seine Freiheit Euch gefährlich dünkt, aber tödtet ihn nicht, wie feige Kämpfer den niedergeworfenen Feind."

Was ihn an den Abgrund führet, ist, nächst dem Nachwirken der verborgenen Schuld, dem schleichenden Gift des Egoismus, ein gefährlich gesteigertes Selbstgefühl: —

„Ihr wißt es, ihr Lieben, ich pflege nicht viel von dem zu sprechen, was ich ausrichte; aber heute, hier, indem ihr mich umgebt, und dort mein Wirkungskreis klar, von der Frühlingssonne beschienen, knospenreich, vor meinem innersten Sinne, wie vor dem äußeren liegt, wollen meine geheimsten Gedanken laut werden; und ich muß das Geschick preisen, welches mir Kraft, Muth und Umsicht verlieh. Die Masse der Menschen will beherrscht sein — in den engsten Verhältnissen, wie in den größten. Weh ihnen, wenn sie es nicht sind; aber sie

wollen es nicht wissen, man darf es nicht plump sagen — und ich fühle mich zum Herrschen geboren. Die meisten Menschen wollen herrschen und doch zugleich beherrscht sein. Dem Gotte in ihnen gebührt die Herrschaft, sie wissen das wohl und es treibt sie; aber alle Herrschaft lebt in der mächtigen Zeit und muß sie bezwingen; die Menschen aber sind Knechte des Augenblicks und verrathen stündlich den Herrscher, der in ihrer Brust wohnt. Da verschwindet die göttliche Fähigkeit, die alle Verhältnisse besiegt. Wenn das Einzelne, die engste Umgebung sie bedrängt, dann verlieren sie das Ganze aus den Augen, und solche Thoren, die aus dem brennenden Hause den Haderwisch, das Auskehrigt retten, die Spiegel aus den Fenstern werfen, und die Edelsteine, den Schatz vergessen, sehen wir alle Tage — der Mensch, von augenblicklicher Noth bedrängt, handelt stündlich so. Wenn sie aber ruhig, ungestört, mit behaglichem Genusse das Ganze überschauen, dann entschlüpft ihnen das Einzelne, das Leben erstarrt in Grundsätzen, in dürren Begriffen, und ein vernichtender Aberglaube an Maximen fällt, wie ein kalter Frost auf alle Knospen, die sie entwickeln möchten. Wer aber, wenn er eine gegenwärtige Noth zu entfernen, eine einzelne Verwirrung zu heben hat, lebendig in der Mitte aller Verhältnisse steht, daß sie ihm dienen, wie die Organe des Leibes bei jeder Bewegung; wer, wenn er das Ganze zu ordnen unternimmt, nichts — auch das Geringste nicht — vergißt; wer — da unvermeidliche Widersprüche, Knoten, die nie zu lösen sind, in allen größeren Verhältnissen hervortreten, die Menschen zu beschwichtigen, durch Hoffnungen zu binden, durch Furcht zu zwingen, durch Entsagung zu gewinnen weiß — der ist der Herrscher, der Gesetzgeber. Es giebt keine bestellten Gesetzgeber; die wahren entspringen zu jeder Zeit aus dem ordnenden Geiste aller Verhältnisse, als ihre Organe, ihre Propheten; das gedruckte Wort, was sich als Gesetz geberdet, verwandelt den Knecht nicht in einen Herrn, ein jeder Versuch zu gebieten, giebt ihn nur desto gewisser der Knechtschaft preis.

"Du kannst die meisten Menschen beherrschen, wenn du ihnen auf eine entschiedene Weise das Angemessene bietest; selbst der Entsagung fügen sie sich, wenn ihnen das Unvermeidliche schonungslos entgegentritt. Freilich sind sie undankbar — sie sind es alle. Ein jeder will sich selbst ausgebildet, sich selbst geholfen, durch den eigenen Entschluß die schwersten Opfer gebracht haben. Man lasse sie — was nicht aus der eigenen Seele entsprang, vermag sich nicht zu erhalten. Hast du aber eine lebendige Kraft geweckt, dann wage nicht ihr zu gebieten — dulde den Herrscher neben dir und lerne entsagen.

"So stehe ich — nicht durch Rang und Ansehen, nicht durch Reichthum und Güter, wenigstens nicht vor allen, ausgezeichnet — als der Gesetzgeber unter meines Gleichen, und darf es behaupten, ich beherrsche alle größeren Verhältnisse in diesem weiten Kreise. Und warum sollte dieser leicht zu überschauende Kreis die Gränze meiner Thätigkeit sein? Ein ganz anderer im höheren Norden, wo Natur und Menschen neue Bedürfnisse schufen, steht mir seit meiner Jugend eben so nahe, und ohne mich wird auch dort kaum etwas Bedeutendes unternommen. In der lebendigsten Handelsstadt des Landes ward ich erzogen, und die Quellen ihres Reichthums blieben mir nicht verborgen; Reisen machten mich mit den größeren Verhältnissen der Staaten bekannt, und was mein Vaterland zu fördern, zu pflegen, zu schaffen, und zu vermeiden hat, ist mir nicht unbekannt. Mich schreckt die Verwirrung, mich hemmt der Widerspruch, mich ängstigt der Haß nicht. Schon wird meine Stimme auf dem Reichstage gehört, meine Thätigkeit, in einem engen Kreise ausgebildet, hat die Aufmerksamkeit der Mächtigen auf sich gezogen, und die unsichtbare Gränze der Herrschaft wird sich bis dahin ausdehnen, wo man mich dienend glaubt.

"Ist es mir unbekannt, daß geheime Feinde mich dicht umgeben? daß die Armseligen, die nur hassen können, mich zu vernichten suchen? daß ein finsteres, nächtliches Gewebe mich umschließt? Aber ich zersprenge das lockere Gewebe — und verachte ihre Künste; eine göttliche Zuversicht stärkt mich — und hier, jetzt, da das Bild zukünftiger Thätigkeit in großen, klaren Umrissen mir magisch winkt, prophetische Worte aus einer fernen Zeit mir entgegen tönen, sehe ich das Gewürm sich zu meinen Füßen winden und lache ihrer ohnmächtigen Wuth.

"Ob ich mich ein Gott dünke — allen Zufällen des Lebens entronnen? Muß ich nicht Nahrung genießen; ermatte ich nicht, weiß ich nicht, daß der Keim der Krankheit in mich gesäet ist und jeden Augenblick die schaffende Kraft lähmen kann? Umgiebt mich nicht eine Natur, deren innersten Gesetzen ich unterworfen bin? Wölbt sich nicht der Himmel über mir, mit seinen Gestirnen in ihren Bahnen? Manche Nacht blicke ich in den unendlichen, dunkeln Raum und erhebe mich über die Lichter, wo die unermeßlichsten Entfernungen ihre Bedeutung verlieren — und vergehe vor dem Hauche des Ewigen, das uns alle trägt. Aber dann eben, dann, wenn ich mich ganz hingebe, keimt erst leise, unmerklich, bald aber immer mächtiger die Gestalt, meine eigene innerste, in ihrem geheimen Bunde mit den ewigen Mächten, dann begreife ich, was jener erhabene Glaube an eine verborgene Verwandtschaft mit dem All bedeutet: dann trete ich aus der Mitte der unendlichen Sternenwelt, ihr Sohn und Abgesandter hervor, und was die geängstigten Knechte fremder Gesetze zerschmettert, lähmt, vernichtet, das erhebt mich — und Natur und Geschichte sind mir verbrüdert. Daß ich sterbe — ich fürchte den Tod nicht: was in mir lebt, ist mächtiger als der Tod, und was ich schaffe, überlebt mich."

Wenn wir noch einige unbedeutendere Auszüge geben, so ist es nur, um die Manchfaltigkeit des Inhalts anzudeuten.

Dunkle Vorzeichen eines Verbrechens, das die Freuden des Weihnachtsfestes stören soll: —

"'Es wird euch bekannt sein, daß meine Familie aus Gulbrandsdalen herstammt, daß mein Großvater seinen alten Besitz, Sandfiord, in der Nähe von Kringelen, wo Sinclair fiel, verkaufte und sich hier ansiedelte. Weniger bekannt mag es euch sein, was ihn von seinem alten Wohnort wegtrieb. Nun vernehmt es. Als der Schotte Sinclair von dem Schwedenkönig, *Karl IX.*, im Jahre 1610 mit neunhundert Mann geworben, den kühnen Entschluß faßte, quer durch Norwegen in Schweden einzudringen, und bei Kringelen von dreihundert noch kühneren Norwegern gänzlich geschlagen wurde, blieben nur sechszig Schotten übrig. Man versprach diesen das Leben und hielt sie vertheilt auf den Höfen. Aber leider, eine der glänzendsten Thaten des norwegischen Volks ward durch eine gräßliche, ja verabscheuungswürdige Barbarei verdunkelt. Müde diese Gefangenen zu unterhalten, schleppte man sie zusammen und tödtete sie. — Sie wurden ermordet, die Waffenlosen, die das Wort der Norweger hatten! — O! wäre diese Unthat nie geschehen! Gern wollte ich den Sieg aus unserer Geschichte auslöschen, könnte ich zugleich die Erinnerung an diese Barbarei vernichten. Thaten der Finsterniß tragen Früchte des Todes; sie wuchern in geheimnißvoller, nächtlicher Entwickelung durch Jahrhunderte — und so trägt mein Haus die Folgen des Fluches noch jetzt.'

"Er hielt inne. Ein seltsamer Schauder ergriff die Zuhörer; die scharf gestrichenen Geigen, die Tanzmusik mit ihren gellenden Tönen, die ihn verfolgt hatten, klangen Stenm widerlich, der Tanz schien ihm gespenstisch.

"Der Alte fuhr fort: 'Ein Schotte — die Sage schildert ihn als einen schönen, kecken, liebenswürdigen, jungen Mann, er soll ein Verwandter des Anführers gewesen sein, — hatte die Liebe einer Verwandtin unserer Familie erworben. Sie verbarg ihn an jenem gefährlichen Tage, aber er ward entdeckt. Bauern, ein Heggelund an der Spitze, stürzen herein. Man tödtet ihn in den Armen der Geliebten. Das Mädchen — sie trug

eine Frucht der geheimen Liebe unter ihrem Herzen — stürzt über den blutenden Leichnam, ruft Gott, ruft alle Geister der Hölle zur Rache auf, verflucht in den fürchterlichsten Ausdrücken die Mörder, die Verwandten und verschwindet. In Sandfiord erschien sie nie mehr. Man erzählt, daß es ihr gelang nach Schweden zu flüchten, daß sie dort einen Sohn für ihre Rache erzog. Aber dieser war kränklich. Sie, die Mutter, ihr ganzes Leben hindurch von dem Bilde des blutenden Leichnams ihres Geliebten verfolgt, ward sehr alt — sie soll bis in's höchste Alter rüstig und kräftig, erst in ihrem neunzigsten Jahre gestorben sein: — als hätte der furchtbare, unvertilgbare Durst nach Rache ihr Leben, ihre Kraft erhalten. Sie erlebte Enkel und Urenkel. Im Jahre 1730 erscheint ein Schwede in Sandfiord, der sich einzuschmeicheln weiß. Er wird der Liebling der Familie. Aber seltsam, wo er ist, geschieht ein Unglück — Kühe sterben, man weiß nicht wovon, Menschen verschwinden, ohne daß man erfährt, wie. Keiner hatte ihn in Verdacht. Endlich wird er getroffen, wie er eben das Haus in Brand stecken will. Er wird ergriffen, mehrere Unthaten werden bekannt; aber er verschwindet. Seine Söhne — er hatte mehrere — wollen nun den Vater rächen, jahrelang umschleichen Räuber, Mörder das Haus. Einer wird ergriffen und zum Tode verurtheilt, und der Haß steigt. Da verkaufte mein Großvater sein Erbe und zog hierher. Aber das Verbrechen scheint heimisch geworden zu sein in jenem unglücklichen, vertriebenen Geschlechte. — Heute erhalte ich auf eine seltsame Weise einen Brief. Ein Mensch, in einen Mantel eingehüllt, klopft an mein Fenster. Heggelund! ruft er mit dumpfer Stimme, reicht mir — wie ich das Fenster öffne — den Brief und verschwindet. — Hier ist er:

"— Nicht bloß in Sandfiord weiß Sinclairs Geist das verbrecherische Haus zu finden. — Die Rache schwebt über dir. —

"Der Alte stand auf: was ihr erfahren habt, das sei in eurem tiefsten Innern vergraben, sagte er, und winkte nach dem Saale. Die Geigen verstummten, die Hausbewohner entfernten sich und Bull, der fröhliche Witzling, reichte den Freunden, die sich mit einem unheimlichen Gefühl in den Schlitten setzten, stillschweigend die Hand.

"So ahnungsvoll endigte ein Abend, für die Fröhlichkeit bestimmt. Ein Unglück schwebte über dem Hause — woher, wußte man nur dunkel; daß es eine geheime Wurzel in einer so alten, längst vergessenen Barbarei des Volks hatte, erfuhr man jetzt mit Schauder und sah mit angstvollem, bangem Gefühl der Zukunft entgegen."

Die Schneeschuhe der Nordländer: —

"Skie nennen die Skandinavier ihre Schneeschuhe, die man von gleicher Form nicht allein bei den Lappen, sondern auch bei den nördlichen Russen, Mongolen und Nordamericanern findet. Es sind ziemlich dünne Bretter, drei bis vier Zoll breit, und drei, vier bis fünf Fuß lang, vorn und hinten aufwärts gebogen, in der Mitte gerade und äußerst glatt, die untere Fläche zuweilen mit Seehundsfell bekleidet. Die glatten Haare liegen dann rückwärts. Diese Schneeschuhe werden durch Weidenzweige an die Füße befestigt. Oft ist der eine kürzer, damit man bei dem Hinanlaufen der Berge einen bessern Halt gewinnt. In der Hand hält der Skieläufer einen Stab, um damit durch Fortstoßen seinen Lauf zu beschleunigen. Diese Schneeschuhe tragen den Norweger über die Schneeflächen mit einer großen Schnelligkeit, die bis in's Unglaubliche gesteigert wird, wenn er die oft sehr schroffen Abhänge hinabläuft. Wer nicht von Kindheit an sich geübt hat, wird nicht im Stande sein, sich im Gleichgewichte zu erhalten, wenn er mit Pfeilschnelle von Gebirgshöhen in die Thäler hinabeilt, oder wenn er genöthigt ist, einen kühnen Sprung über eine Felsenkluft zu wagen. Die norwegischen Jünglinge, selbst aus den höhern Ständen, wenn sie nicht in den größern Städten durch die Erziehung verzärtelt sind, setzen einen Stolz darein, als gewandte und kühne Skieläufer zu erscheinen. In den Kriegen zwischen den beiden Nachbarvölkern sah man Compagnien von eingeübten Skieläufern, in den sonst für eine jede kriegerische Unternehmung unzugänglichen Gebirgen, gegen einander fechten. Noch jetzt dienen diese als leichte Truppen. Die norwegische Uniform ist roth, die schwedische blau, und um auf ihren, oft sehr gewagten, Ausflügen zu täuschen, war in frühern Zeiten das rothe Kleid des norwegischen Skieläufers blau, das blaue Kleid der schwedischen roth gefuttert, so daß mit umgekehrten Röcken der Schwede für einen Norweger, der Norweger für einen Schweden, wenigstens aus der Ferne, gelten konnten. In den Gränzgegenden von Norwegen hört man oft mancherlei abenteuerliche Erzählungen von den Streifzügen dieser Truppen. Eine solche, die ich in meiner Jugend oft erzählen hörte, will ich dem Leser mittheilen.

"Ein Trupp schwedischer Skieläufer hatte die Absicht, ein norwegisches Gränzstädtchen nächtlich zu überfallen. Sie suchten den Weg über die unwirthbarsten Gebirge und zwangen einen Bauer als Wegweiser zu dienen. Dieser schritt, eine Laterne tragend, rüstig vor den schwedischen Skieläufern her, die ihm in der finstern Nacht über Berg und Thal folgten. Er führte sie über eine waldige Bergebene, deren dunkle Tannen einen finstern Schatten auf den Schnee warfen. Der Führer war nicht zu erkennen, nur seine Laterne sah man, wie im Fluge, über die Fläche eilen. Die Skieläufer eilten nach. Aber der Führer, mit der Gegend wohl bekannt, erreichte eine Stelle, wo eine lothrechte Bergwand nach einem fürchterlichen Schlunde sich herabstürzte. Hier warf er die Laterne, in einer schrägen Richtung, in den Schlund hinab und schlüpfte schnell und unbemerkt zwischen die Bäume. Die Schweden sehen die Laterne, eilen, in unaufhaltsamen Laufe, dem Scheine nach und stürzen zerschmettert in den Schlund hinab."

Das Bild eines norwegischen Pfarrers: —

"Der Vater, einer jener immer seltner werdenden Reste einer jetzt fast ganz verschwundenen Zeit, war groß, breitschultrig, noch in seinem hohen Alter rüstig; und zeichnete sich in seiner Jugend vorzüglich durch eine außerordentliche körperliche Stärke aus, die ihn auch jetzt noch nicht verlassen hatte. Während er auf der Universität in Kopenhagen studirte, erzählte man von ihm fast unglaubliche Thaten.

"An einem öffentlichen Orte, sagte man, habe er einen Spieler belauscht, der einen jungen Mann verlockte und ihm durch falsches Spiel eine bedeutende Summe abgewann; er habe die Kunstgriffe des Spielers und die Verzweiflung des jungen Mannes gesehen. Ruhig betrachtete er das Spiel, sah, wie der junge Mann die bedeutende Summe auszahlte und erblaßte. Jetzt trat er ruhig dem Spieler entgegen. Mein Herr, sprach er, Sie zahlen dem Mitspieler die gewonnene Summe wieder aus. Und warum? rief der Spieler entrüstet, und was geht Sie unser Spiel an? Sie haben falsch gespielt, entgegnete Storm noch immer völlig gelassen. Der Spieler, ein entschlossener Abenteurer, griff nach seinem Stocke. In der Stube stand ein Billard. So wie Storms Gegner eine Miene machte, ihn anzugreifen, warf er ihn auf das Billard. Empört, entschlossen sich an seinem Gegner zu rächen, sprang der Spieler auf und lief ihm wüthend entgegen. — Du bist zu weich gefallen, sprach Storm, als er den zornigen Gegner heranstürmen sah, hob ihn mit großer Gelassenheit auf und warf ihn über das Billard. Jenseits lag ein Haufen Brennholz; der Fall war schmerzhaft, und der Spieler, von der furchtbaren Stärke seines Gegners entsetzt, zahlte die Summe und entfernte sich eilig, zur großen Ergötzung der Anwesenden. Dem jungen Manne hielt er eine warnende Rede und verschwand. Während der ganzen Zeit war er völlig ruhig geblieben; in dem Streite hatte er, während

der Gegner lärmte und schrie, kaum die Stimme erhoben.

"Er war dabei der friedfertigste, gutmüthigste Mensch, und nur wo er Andere unterliegen sah, bot er ritterhaft seine Hülfe an.

"Seine Studien waren geordnet, wie sein ganzes Leben; er lebte mäßig und seine Leheer schätzten ihn. Aber über das, was ihm eben überliefert wurde, reichte seine geistige Fähigkeit nicht. Er zeichnete sich mehe durch köeperliche Stärke und sittliche Bestimmtheit, als durch geistige Fähigkeit aus.

"Als er Prediger wurde, arbeitete er seine Canzelreden mit großer Gewissenhaftigkeit aus: Das Exordium aus dem alten Testament, die Peedigt selbst in drei oder vier Abtheilungen von gehöriger Länge, alles der noch in seiner Jugend vorherrschenden Orthodoxie gemäß. Die äußere Form war tadellos, aber ohne irgend eine Spur von Leben oder anregender Kraft. Seine Kirche war immer voll; denn es gehörte zu der von ihm streng eingeführten Ordnung, daß die Gemeindeglieder sich nie, weder durch äußere Verhältnisse, noch durch Witterung, von dem Kirchenbesuche abhalten ließen; aber die Zuhörer gähnten oder schliefen: sein trocken belehrender, in starrer Ordnung fortschreitender, einförmiger Ton mußte das bewegteste Gemüth zur stillen Ruhe des Schlummers bringen. Und dennoch war er ein sehr nützlicher Lehrer. Seine körperliche Stärke imponierte den Bauern; sie war in ihren Augen ein großer Vorzug. Auf Skien über die wildesten Gebirge besuchte er seine entferntesten Gemeindeglieder, zeichnete sich als Bären- und Rennthierjäger aus, ruderte, in den stärksten Stürmen, über die Gebirgsseen, ging in der strengsten Kälte, selbst im hohen Alter noch, mit entblößter Brust, ruhte auf Streu in den Hütten der Bauern, genoß ihre Kost mit Wohlbehagen, und so lebte er mit und unter ihnen, wie sie. Seine Gutmüthigkeit, seine Wohlthätigkeit gewann alle Herzen, seine strenge Sittlichkeit gewann ihm Achtung und seine Gebote galten. Die meisten Zuhörer in der Kirche waren mit seinen Vorträgen sehr wohl zufrieden, obgleich sie wenig hörten und noch weniger verstanden. Sie glaubten eine gute Predigt müsse eben langweilig sein. Aber trotz seiner Milde war er dennoch gefürchtet, ja wo keine Ermahnung half, wo unordentliches Leben und Unsittlichkeit nach wiederholten Warnungen nicht wich, scheute er sich nicht zu körperlichen Züchtigungen seine Zuflucht zu nehmen und manches unverbesserliche, keifende Weib, nachdem sie jahrelang Mann und Gesinde tyrannisirt hatte, mancher lüderliche Bauer wurde durch solche fühlbare Gründe zur Besinnung gebracht. Nie fiel es den Bauern ein, daß ihr Prediger nicht das Recht hatte, solche Besserungsmittel anzuwenden. Seine tüchtige Natur ertheilte ihm ein Recht, welches eben so begründet erschien, wie das gesetzliche. Er war ein Bauer im edelsten Sinne und ebendaher unbeschränkter Beherrscher seines Gleichen. Seine Herrschaft war aus unbedingtem Vertrauen entsprungen, durch die Einfachheit des Sinnes geheiligt und durch die strenge Consequenz seiner Lehre und seines Lebens, die durch keinen innern Zwiespalt gestört, durch keine Zweifel erschüttert wurde, auf immer befestigt."

Meine Antwort auf die Schmähungen des geh. Hofraths und Professors Schlosser in Heidelberg; in den Heidelberger Jahrbüchern im Maiheft dieses Jahrs. Von A. H. L. Heeren. Göttingen, 1831. Vandenhoeck und Ruprecht.

Das größere Publicum pflegt von den persönlichen Streitigkeiten der Gelehrten nicht viel mehr Notiz zu nehmen, als von gelehrten Streitigkeiten. Die Rücksicht auf die eine wie die andere Art der Polemik ist dem Plan dieser Blätter durchaus fremd. So haben wir denn auch eines Angriffs auf Heeren im zweiten Heft von Schlosser's Archiv, bei der Anzeige des Archivs, gar nicht erwähnt. Da indessen Heeren geglaubt hat, dem Publicum eine umständlichere Widerlegung geben zu müssen, so halten wir es für recht, zu bemerken, daß wir über jenen Angriff gänzlich geschwiegen haben, nicht etwa weil wir ihn billigen, sondern weil, unsrer Ueberzeugung nach, Heeren's wissenschaftlicher Charakter bei den Tausenden seiner Schüler aus verschiedenen Nationen, bei den Zehntausenden von Lesern seiner Werke in verschiedenen Sprachen, zu fest begründet war, um einer Vertheidigung zu bedürfen. Der einzige Vorwurf von Belang, der ihm gemacht war, reducirt sich darauf, daß er in einem Lehrbuch das 1809 erschien, und die Geschichte bis 1801 herabführte, von Napoleon noch nicht Dasselbe sagte, wie in einer späteren Ausgabe von 1829. Von Schmeichelei im einen, oder von Schmähung im andern Fall, wird man in den Stellen, wie sie sein Gegner selbst anführt, nichts entdecken.

Das ist das Einzige in dieser Streitsache, was das Publicum eigentlich interessiren kann. Wenn Schlosser die gehässigsten und kränkendsten Beschuldigungen darauf baute; wenn Heeren der Animosität Schlossers eine einfache Angabe von Verhältnissen entgegensetzt, nach welcher sie den Meisten noch unbegreiflich, ja Einigen unglaublich erscheinen dürfte; wenn er sie an die von Voß *) auf Schlosser vererbte Animosität gegen Göttingen anreiht, so wird das vielleicht die Neugierigen bewegen, sich mit dem Streit genauer bekannt zu machen; aber schwerlich werden sie anderen Gewinn daraus ziehen, als einige unerklärte Thatsachen, einige unbefriedigende Conjecturen, um das betrübteste Capitel der Anthropologie zu erweitern.

Aus demselben Grund, weil das Interesse, das sie gewähren kann, nur an Persönlichkeiten sich knüpft, erwähnen wir auch nur, ohne näher darauf einzugehen, einer Erklärung von Varnhagen von Ense gegen Schlosser. **) Der Unbefangene wird solche Erscheinungen stets beklagen; aber er wird nicht gegen das ganze literarische Verdienst eines Mannes blind werden, weil ein Anderer darzuthun bemüht ist, daß er ein Recht hat, in wegwerfendem Ton von dessen Charakter zu sprechen.

Wir haben dem Archiv günstigen Fortgang gewünscht. Wir sind noch immer überzeugt, daß es den Bedürfnissen einer großen Anzahl von Freunden der Geschichte auf verdienstliche Weise entgegenkömmt. Aber es kann kein Zweifel sein, daß Schlosser dem Publicum und sich selbst, einen Dienst leisten würde, wenn er ausschließen wollte, was zu so ärgerlichen Fehden Veranlassung geben kann. Was Dr. Berchr's Polemik insbesondere betrifft, so halten wir es zwar für sehr gleichgültig, ob er seinen Namen, wie ihm vorgeworfen wird, zum ersten, oder ob er ihn zum zwanzigsten Mal gedruckt sieht; aber wir haben Ursache zu glauben, daß diese Polemik nur ihm selbst, und vielleicht den Angegriffenen, piquant erscheint, während das Publicum sich auf's Tödtlichste dabei langweilt. Grund genug, ganz abgesehen von dem Skandal, um damit einzuhalten.

*) "Cujus non fecissem mentionem, nisi judicarem, qui suspiciosius aut criminosius diceret, audivisse me neminem." *Cic.* Brut. 34.

**) Abfertigung. An Hrn. Schlosser in Heidelberg. Von Varnhagen v. Ense. 18. Juni 1831. (Im Anzeigeblatt der Berl. Jahrb. Nr. 3.)

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoffmann. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

67. Hamburg. Montag, den 10. October. **1831.**

Inhalt.

Quellensammlung zu dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes. Mit historisch-literarischen Einleitungen, Uebersichten des Inhalts, und Anmerkungen, herausgegeben von Johann Ludwig Klüber. Dritte, sehr vermehrte Auflage. Erlangen, 1830. Palm.

Klüber hat zu seinen früheren Verdiensten ein neues hinzugefügt, indem er die hier gelieferten Urkunden dem Publicum mit zweckmäßigen Erläuterungen wieder zugänglich gemacht. Wir halten die Kenntniß dieser Urkunden für ebenso wichtig, als sie jetzt gemeinhin von Allen, die nicht mit Rechtsstudien sich befassen, für unwesentlich erachtet wird. Verhehlen wir es uns nicht, es ist eine Gleichgültigkeit eingetreten gegen Bundesverhältnisse und Bundesbeschlüsse, die zu den unerfreulichsten Zeichen der Zeit gehört. Wir reden nicht von dem leichtsinnigen, flachen Urtheil, das immer bereit ist zu verwerfen, was es nicht kennt, in's Blaue hinein zu protestiren, wo es nicht gefragt wird, und zu lärmen, wo es nicht mit zu reden hat. Auch die Ausländerei ist es nicht allein, die wir im Auge haben, wenn gleich ein großer Theil der Deutschen noch deutsch genug ist, um alle fremden Constitutionen zu studiren, zu prüfen, zu preisen, und die eigne zu vernachlässigen. Es sind ganz andre Leute, denen es uns schmerzt, diesen Vorwurf machen zu müssen. Es finden sich darunter Einige von Denen, deren Thätigkeit dem Recht geweiht ist, ob es nun auf der linken Bank sich vernehmlich macht, oder auf der rechten; deren Talent jede wahre Reform unterstützen wird, ob sie von Regierungen angeregt sein mag, oder von der Opposition. Solche Männer sieht man immer entschiedener, ja unwilliger, von der Betrachtung allgemein deutscher Verhältnisse sich abwenden. Bereiten sie sich nicht wieder, den glorreichen — den noch immer und für immer glorreichen Achtzehnten, der uns bald, und dießmal wahrlich bedeutungsvoller als seit eilf langen Jahren aufgehen soll, in dumpfem Schweigen vorübergehen zu lassen?

Unter diesen Umständen halten wir es für gedoppelte Pflicht, bei dieser Veranlassung eine Frage zur Sprache zu bringen, die neuerdings zwar mehrfach angeregt worden, für die aber das lebendigere Interesse bereits wieder abklingen zu wollen scheint.

In welchem Verhältniß stehen die constitutionellen deutschen Staaten, als solche, zu den Beschlüssen der deutschen Bundesversammlung?

Das Vorurtheil bietet hier scheinbaren Besorgnissen geschäftig die Hand, und nur zu allgemein vernimmt man scheue Andeutungen, daß das constitutionelle Princip in seiner Ausbildung, in seinem Wirken, vielfach gelähmt sei durch die Abhängigkeit von jener Versammlung, deren Beschlüssen man einst gewohnt war, mit vertrauensvollen Erwartungen entgegenzusehen.

In dem vorliegenden Werk ist, wir begreifen nicht aus welcher Ursache, der mögliche Collisionsfall von Bundesbeschlüssen mit landständischen Rechten zwar nur in einer Note erwähnt, aber es enthält doch in Verbindung mit einem andern gemeinnützigen Werk des Herausgebers, die Materialien, nach welchen die Frage zu beantworten ist.

Die Wiener Schlußacte (15. Mai 1820) enthält zwei Artikel, in denen man sich bemüht hat, eine unter sich widersprechende Deutung zu finden.

Art. 56. "Die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden."

Art. 58. "Die im Bunde vereinten souverainen Fürsten dürfen durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden."

Also, sucht man zu schließen, ist jede Verfassung precär; also kann ein Bundesbeschluß jede ihrer Bestimmungen umstoßen, indem er ihr eine neu zu decretirende Bundesverpflichtung entgegensetzt.

Wir glauben nichts Neues, aber etwas leider! viel zu häufig Verkanntes zu sagen, wenn wir vor allen Dingen auf den richtigen Gesichtspunct aufmerksam machen, der in der Bundesacte selbst begründet ist.

Sind denn die Bundesbeschlüsse selbst etwa unabhängig von dem Einfluß des constitutionellen Princips? Die Acte des deutschen Bundes wäre eine Illusion, nein, schlimmer, sie wäre eine Täuschung, wenn es so sein könnte. Mag solchen Verdacht fest halten, insinuiren, behaupten, wer da will; wir bekennen uns zu einem andern Glauben.

Das Princip aller einzelnen Bundesregierungen ist, dem Rechte nach, ein constitutionelles. Die Bundesacte spricht es aus; die Wiener Schlußacte, jener zweite bedeutende Grundvertrag, bestätigt es; häufig wiederholt, in speciellen Anwendungen beleuchtet, durch Zusagen aller einzelnen Bundesglieder bejaht, ist es niemals in Zweifel gezogen, viel weniger widersprochen worden. Wenn auch de facto noch nicht in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen bestehen, so sollen sie doch bestehen, de jure; schwachen Gemüthern und Kleingläubigen darf man wohl die wiederholten Erklärungen namentlich von preußischer und österreichischer Seite her vorhalten; Argwöhnische darf man fragen, von welcher Regierung sie wohl erwarten, daß sie dem Fremden Gelegenheit geben möchte zur höhnenden Vergleichung zwischen der zur Wahrheit gewordenen französischen Charte und der Acte des deutschen Bundes?

Keine landständische Verfassung ist denkbar ohne Verantwortlichkeit der Minister. Darin liegt für uns die vollständige und, wie wir nicht anders wissen, die genügende Lösung des scheinbaren Widerspruchs.

Verantwortliche Minister müssen auch verantwortlich sein für die Instructionen der Bundestagsgesandten.

Daß diese Instructionen nicht von den Landständen zu entwerfen sind, liegt in der Natur der Sache. Keine Verfassung kennt diplomatische Instructionen, die aus andern Händen als aus denen der Regierung hervorgehen. Die nordamericanischen Freistaaten bilden keine Ausnahme von dieser naturgemäßen Regel. Aber keine freie Verfassung kennt in diplomatischen Verhandlungen, so wenig als in andern, eine Willkür, die sich der Verantwortlichkeit entziehen könnte.

Wenn es sich ereignen sollte, daß ein Bundestagsgesandter, in einem speciellen Fall, über den

er keine besondre Instruction hat, gegen den Sinn seiner Regierung stimmte, so wird dadurch der gefaßte Beschluß nicht umgestoßen werden können. Dieser Fall, gegen dessen Wiederholung wenigstens jede Regierung sich leicht sicher stellen dürfte, wird aber um so weniger zu erwarten sein, da jeder einzelne Gesandte erklären kann, daß er es für nöthig erachte, besondre Instruction einzuholen, wofür denn eine Frist (in der Regel von sechs bis acht Wochen höchstens) bestimmt wird. *)

Ein Ministerium aber, das eine Instruction ausgefertigt hätte, welche dem Sinn der Verfassungsurkunde zuwiderliefe, würde unbedingt in Anklagestand zu versetzen sein.

Ein wesentlicher Punct, der hier in Erwägung zu ziehen, ist die Verschiedenheit der Fälle, in welchen in der Bundesversammlung zu einem Beschluß Stimmenmehrheit, und der andern, in welchen Stimmeneinhelligkeit erforderlich ist.

Zu drei verschiedenen Malen ist diese Frage erörtert worden: auf dem Wiener Congreß, sodann in der Bundesversammlung im Jahre 1816, bei Festsetzung der vorläufigen Geschäftsordnung, und zuletzt in den Wiener Ministerialconferenzen, 1819 und 1820, in zehn Sitzungen. **) Es sind in Folge der letztgenannten Verhandlungen zehn Fälle ausdrücklich bezeichnet, in welchen Stimmeneinhelligkeit erforderlich ist. Darunter findet man die Annahme neuer Grundgesetze des Bundes, oder Abänderung der bestehenden; organische Einrichtungen, d. h. bleibende Anstalten, als Mittel zu Erfüllung der ausgesprochenen Bundeszwecke; Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund; Religionsangelegenheiten; Fälle, in welchen die Bundesglieder als einzelne, selbständige Staaten erscheinen, folglich jura singulorum obwalten; ferner, wenn einzelnen Staaten eine besondre Leistung zugemuthet wird; endlich, wenn gemeinnützige Anordnungen für die ganze Ausdehnung des Bundesgebiets die Sanction der Versammlung erhalten sollen.

Was organische Einrichtungen betrifft, so hatte bereits 1819 (21. Jan.) Oesterreich erklärt, bei allen Fragen, wo es auf Festsetzung von Modalitäten bereits decretirter organischer Einrichtungen ankomme, würde Stimmenmehrheit entscheiden müssen; die Abweichung von diesem Grundsatz dürfte täglichen Stoff zur Auflösung des Nationalbandes bereiten. In der Wiener Schlußacte gab der 14te Artikel die Bestimmungen, die wir in der Note wörtlich hersetzen. *)

In allen solchen Fällen, die doch gewiß zu den bedeutenderen gehören, wäre demnach die ständische Verfassung gesichert, schon durch die nöthige Stimmeneinhelligkeit.

Daß übrigens eine Ständeversammlung nicht der Uebernahme von Verbindlichkeiten gegen den Bund, im Namen ihrer Committenten, sich entziehen kann, daß ihr als solcher kein Veto gegen einen gefaßten Beschluß zusteht, wird man nicht wohl mißbilligen können, wenn man die Bundeszwecke wirklich mit Energie und Consequenz ausgeführt zu sehen wünscht. Mehrere Verfassungen haben das Princip der Uebernahme solcher Verbindlichkeiten ausdrücklich in sich aufgenommen. **) Wo dieß auch nicht geschehen wäre, würde es sich doch von selbst verstehen, daß z. B. Ausgaben, oder Aufstellung von Truppen, die durch Bundesbeschluß bedingt wären, unabhängig von dem zur Genehmigung vorgelegten Budget, als solche, decretirt werden müßten.

Wir haben gesehen, daß gegen unbefugte Schritte eines Gesandten, oder gegen die Willkür eines Ministers, der in seiner Instruction etwa durch niedrigen Servilismus gegen andere Höfe mit Hintansetzung des Landesinteresse sich verschulden könnte, ein naheliegendes, wirksames Rechtsmittel zur Hand sein würde. Es hat sich ferner ergeben, daß in Hauptpuncten schwerlich ohne Einstimmigkeit des betreffenden Staates, also ohne daß die Zustimmung der Stände vorauszusetzen wäre, ein Beschluß erfolgen könnte, von solcher Bedeutung und Wirkung, daß die Landesverfassung dadurch einer Modification unterliegen würde. Ist es nun aber nicht dennoch denkbar, daß in einem oder dem andern Fall die Stände urtheilen möchten, das Landesinteresse leide durch einen Bundesbeschluß, und den verfassungsmäßigen Gerechtsamen werde zu nahe getreten?

Wir antworten: es ist allerdings denkbar, und zwar auf solche Weise, daß kaum eine menschliche Einrichtung denkbar wäre, welche jene Möglichkeit ausschließen sollte. Aber einem solchen Fall wünschen wir einen ähnlichen an die Seite zu stellen, der in dem freiesten Staatenverein, den die Welt kennt, statt gefunden hat; und die Art, wie ein weiser und vielgeprüfter Staatsmann denselben beurtheilt, mag vielleicht dazu dienen, auch darüber einen beruhigenden Wink zu geben.

Im Jahr 1825 herrschte im Staat Virginien allgemeine Aufregung, weil der Congreß sich das Recht angemaaßt hatte, die Anlegung von Straßen, von Canälen, und von andern öffentlichen Arbeiten zu decretiren, ein Recht, das, nach einer, wie es scheint, richtigern Deutung der Verfassung nur den einzelnen Staaten zukam. Jefferson, der in seiner Zurückgezogenheit auf Monticello nur wenigen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten nahm, schickte an James Madison (24. Dec. 1825) den Entwurf einer Protestation, im Namen Virginiens abgefaßt. Es wird darin unumwunden ausgesprochen, daß dem Congreß verfassungsmäßig die Vollmacht die er sich beilege, nicht zustehe. "Aber," heißt es ferner: —

"Während die allgemeine Versammlung (von Virginien) auf solche Weise die Rechte der einzelnen Staaten darlegt, Rechte, auf welche die letzteren nie verzichtet, und auf welche dieser Staat freiwillig nie verzichten wird, ist diese Versammlung nicht gemeint, das Panier der Zwietracht, oder der Trennung von den mitverbundenen Schwesterstaaten zu erheben. Sie kennt und schätzt zu hoch die Segnungen dieser Union, im Verhältniß sowohl zu auswärtigen Staaten als in Beziehung auf innere Angelegenheiten, um dafür zu halten, daß jeder Antastung ihrer vertragsmäßigen Rechte wirklicher Widerstand entgegenzusetzen wäre. Zu hoch und werth hält sie die Ansicht Derer, die dieselben Rechte durch denselben Vertrag besitzen, um jede Verschiedenheit der Deutung zum Grund eines unmittelbaren Bruchs zu machen. Einen Bruch würde sie in der That für einen der unglücklichsten Zufälle achten, der ihr begegnen könnte; aber nicht für den allerunglücklichsten. Noch kann sie einen schlimmeren sich denken — die Unterwerfung un-

---

*) Vorläufige Geschäftsordnung, 2. Abschnitt. — Klüber's öffentl. Recht des deutschen Bundes (2te Ausg. 1822) §. 137. b.

**) Die Geschichte dieser Verhandlungen s. bei Klüber: Oeffentl. Recht d. deutschen Bundes §. 121. a. — 121. c.

*) "Was insbesondre die organischen Einrichtungen betrifft, so muß nicht nur über die Vorfrage, ob solche unter den obwaltenden Umständen nöthig sind, sondern auch über Entwurf und Anlage derselben in ihren allgemeinen Umrissen und wesentlichen Bestimmungen, im Plenum und durch Stimmeneinhelligkeit entschieden werden. Wenn die Entscheidung zu Gunsten der vorgeschlagenen Einrichtung ausgefallen ist, so bleiben die sämmtlichen weiteren Verhandlungen über die Ausführung im Einzelnen der engern Versammlung überlassen, welche alle dabei noch vorkommenden Fragen durch Stimmenmehrheit entscheidet, auch, nach Befinden der Umstände, eine Commission aus ihrer Mitte anordnet, um die verschiedenen Meinungen und Anträge mit möglichster Schonung und Berücksichtigung der Verhältnisse und Wünsche der Einzelnen auszugleichen."

**) Die wirtembergische z. B. sagt in ihrem §. 3. "Das Königreich Wirtemberg ist ein Theil des deutschen Bundes, daher haben alle organischen Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschland's, oder die allgemeinen Verhältnisse deutscher Staatsbürger betreffen, nachdem sie von dem König verkündet sind, auch für Wirtemberg bindende Kraft. Jedoch tritt in Ansehung der Mittel zur Erfüllung der hierdurch begründeten Verbindlichkeiten die verfassungsmäßige Mitwirkung der Stände ein."

ter eine Regierung von unumschränkter Vollmacht. Nur wenn die Hoffnung diesem zu entgehen zur entschiedenen Verzweiflung sich verkehren sollte, würden wir nicht im Stande sein länger zu dulden. Sollte demnach eine Mehrzahl von Bundesgliedern, der Erwartung und Hoffnung dieser Versammlung zuwider, es vorziehen, die Anmaaßung von Gewalt von Seiten der Föderalregierung sich gefallen zu lassen, so wollen wir in Geduld und Ruhe verharren, in der Zuversicht, daß, ehe es zu spät ist, die Zeit die bittern Früchte ihnen darthun wird, die solche Usurpation uns allen bringen muß." *) Das Actenstück erklärt sofort, daß die allgemeine Versammlung von Virginien den Bundesbeschluß so geachtet wissen wolle, als wär' er aus ihrer eignen Mitte, kraft ihres verfassungsmäßigen Rechtes, hervorgegangen.

Ein Beispiel solcher Mäßigung und Festigkeit, in einem Fall, der zunächst an den äußersten gränzt, kann seiner Wirkung nicht verfehlen. Möge es auch für Diejenigen nicht ganz verloren sein, die mit redlichen Besorgnissen bald auf die Ungleichheit der Bundesstaaten hinweisen, als wenn sie zur Unterdrückung, bald auf die Verschiedenheit der politischen Tendenzen, als wenn sie zur Zerstörung der sittlichen Selbständigkeit und Würde von Staaten geringeren Umfangs führen müßte.

Aber eine gewichtige Aufgabe geht aus dieser Betrachtung für die Stände in constitutionellen Staaten hervor. Ihr ungezweifeltes Recht, durch die Regierung Vorschläge an den Bundestag zu bringen, oder die Instructionen von allem Dem gesäubert zu sehen, was sich dem Geist der Verfassung zuwider etwa eingeschlichen haben könnte, werden sie behaupten und ausüben müssen, wenn sie nicht in einer ihrer wesentlichsten Befugnisse zurück bleiben, und die nach langem Harren aufgeregten Erwartungen der Völker, ihrer Committenten, täuschen wollen.

Jedem deutschen Bürger aber müsse es nicht länger ein Gegenstand der Gleichgültigkeit sein, auf welchen Grundverträgen die Rechte beruhen, deren er sich erfreut, und welche Wege zu der nicht versagten, wenn auch vielleicht erschwerten Erreichung einer höheren Stufe gesetzlicher Freiheit ihm vorgezeichnet sind!

---

*) Memoir and Correspondence of *Thomas Jefferson.* Vol. IV. p. 413.

Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Zwei Bände. Leipzig, 1831. Brockhaus.

(Zweiter Artikel.)

Ein Zug, den Baggesen nicht aufhört, als charakteristisch für sein ganzes Wesen anzuführen, ist seine Unthätigkeit und Trägheit, für die man allerdings, bei einer solchen geistigen Beweglichkeit, zunächst physische Ursachen aufzusuchen geneigt ist. "Ich bin von Natur das physischunthätigste, faulste, langsamste, arbeitscheueste Wesen, das Du Dir nur immer vorstellen kannst — eine wahre Auster. . . . . . Ich kenne keine größere Qual als körperliches Arbeiten (es sei mit den Händen, mit den Füßen, oder mit sonst welchen von meinen verdorrten Gliedern, die noch nicht ganz von der reißenden Gicht, woran ich jetzt sieben Jahre leide, befreit sind) und keine größere Seligkeit, als Stillsitzen oder Stillliegen, totalen Mangel an körperlicher Bewegung. . . . . . . Bei mir scheint die Seele nur da zu sein, um ewig mit dem Körper zu streiten, und umgekehrt; es ist nie das geringste gute Verständniß unter ihnen, immer sind sie einander schnurgerade entgegen und zanken sich wie Wasser und Feuer, wie Aristokraten und Demokraten, wie Kantianer und Antikantianer, oder sonst schlechtgepaarte Eheleute. . . . . So langsam, schwer und träge mein Fleisch ist, so lebhaft, blitzschnell und thätig ist mein Geist; so daß ich beide mit Nichts besser vergleichen kann, als mit einer Rakete in einem Sumpfe; nur Schade, daß die schönste Rakete in einem Sumpfe weder brennen, noch steigen, noch leuchten kann." — "Ich erbaue mit weniger Mühe eine unsichtbare Geisterpyramide, ein unsichtbares Jerusalem, als eine sichtbare Strohhütte; und eine Iliade wird eher in meinen Gedanken fertig, als ein Epigramm auf dem Papier." Das Folgende scheint uns, selbst in einem Brief an einen Freund, eine Probe des schlechtesten Geschmacks. "Für 10 Thaler würd' ich nicht eine Straße durchgehen, wenn ich die 10 Thaler nur zu meinem Vergnügen brauchen dürfte.... Die Momente, worin ich das Kopenhagen, den xc. schreibe, worin ich einen Brief anfange, sind mir die schmerzlichsten meines Lebens; und jedesmal kostet mir der Anfang Dessen, was ich schreibe, die größte Selbstverläugnung, denn das Schreiben ist mir gerade unter allen gehässigen Arbeiten die allergehässigste. Ich schwöre Dir bei der heiligen Wahrheit, daß ich (so eingeschränkt und zum Theil dürftig meine Oekonomie auch ist), wenn ich für jeden Brief von vier Quartseiten, den ich nach Belieben sonst so nachlässig schreiben könnte, als ich wollte, 100 Thaler, und wenn ich im Jahre hundert solche fertig machte, nebst den 10,000 Thalern Rousseau's oder Voltaire's Celebrität und Homers Unsterblichkeit noch oben in den Kauf erhalten könnte, doch schwerlich mehr als drei solche Briefe schreiben würde, wenn es mir nicht dadurch zur Pflicht gemacht würde, daß ich Andern das genommene Geld geben dürfte. Um mich zum Schreiben zu bringen, ist entweder Hunger, oder Prügel, oder übersinnliches Interesse, mit strenger Pflicht verbunden, schlechterdings nothwendig. Weder Eitelkeit, noch Ehrfurcht, noch Freundschaft reicht dazu hin, wenn nichts Höheres, Heiligeres, und Dringenderes hinzukömmt. Die Liebe vergaß ich, die hat mich freilich oft zum Schreiben gebracht; aber was thut die Liebe nicht! Die Liebe würde mich durch jede Hölle treiben. Wie oft verfluche ich mein Schicksal, daß ich gerade Schriftsteller habe werden müssen! Jedesmal bereue ich meine Blasphemie, um sie den folgenden Tag zu wiederholen."

Diese Gedanken werden in vielerlei Variationen wiederholt. Uebrigens begreift es sich nicht ganz leicht, wie man bei solchem absoluten Haß gegen das Schreiben, zugleich so enorme Stöße von Papier mit Amplificationen wenig bedeutender Dinge, allem Lakonismus zum Trotz, anfüllen konnte.

Weniger ist es zu verwundern, wenn seine Arbeitscheu mit der Resignation, nie etwas Bedeutendes in der Philosophie leisten zu wollen, in Verbindung gebracht wird. "Der Hauptgrund, warum ich Dir diesen Galimatias übersende, ist, Dich auf meine Seite zu bringen, was den Entschluß betrifft, mich nicht mehr mit der kritischen, speculativen Philosophie abzugeben. Ich habe noch immer, wie ich merke, zu viel Phantasie und zu wenig Vernunft. Ich wäre jetzt wirklich Herkules am Scheidewege, wenn ich Herkules wäre! Aber was soll der arme Teufel thun, der am Scheidewege steht, und — nicht Herkules ist? Zurückgehen soll er." Bezeichnend genug erwidert er auf einen Vorschlag von Reinhold: "ich — Professor der Philosophie und Aesthetik in Deutschland! Du rasest Paulus! Deine Liebe macht dich rasen! Du würdest eher König von Dänemark werden."

Sein Verhältniß zur Philosophie setzt er weiterhin auseinander: — "Ich habe es Dir im Voraus gesagt, und ich wiederhole es als Vorrede zu allen meinen künftigen Briefen: ich biete Dir nur Phantasien, nicht Vernunftschlüsse dar. Die Wissenschaft ist mir heilig als Wissenschaft, ich studire sie, ich schätze sie, ich nehme sie an, und beschwöre mit ruhigem Gewissen jeden Satz, den Kant und Du in den

hellen Spiegeln eurer Kritiken, Auseinandersetzungen, und Erörterungen mir als wahre Züge meines eigenen Vorstellungsvermögens gezeigt habt. Allein eben darum enthalte ich mich des Einmischens in euer Geschäft, und stümpere nicht in eurem Meisterfach. Meßt nur immer mein Gebiet, steckt die Gränzen der Fläche ab, löst den Boden in seine Bestandtheile auf; mein Geschäft hat Nichts damit zu thun, besteht einzig und allein darin, so gut ich kann, das Gebiet zu durchstreichen, den Boden zu bauen, und glückt mir ein Luftschiff, mich von der Fläche bisweilen in die unbekannte Höhe hinaufzuschwingen."

Nachdem er der kritischen Philosophie den Abschied gegeben, wandte er sich zu den dänischen Hexametern. Ein dänischer Homer sollte werden! "Gott sandte mir den Einfall mich zu retten; ich hätte sonst diesen Monat nicht ausgehalten. Ich bekenne Dir, daß die kritische Philosophie mir wohl einen größern Enthusiasmus, ein seligeres Interesse des Herzens geschenkt hat; aber — vermuthlich weil ich fühlte, daß es nicht in meinem Vermögen stand, was Großes auf diesem Wege zu erringen — lange nicht diese allmächtige Begeisterung, die ich bei dieser Gelegenheit empfunden habe." So am 6. Decbr. (1796). Aber am 17ten: — "Zwar habe ich kältere Momente, worin ich die Gestalt des Homer-übersetzenden Baggesens im Spiegel der einsamen Betrachtung anschaue, und finde dann freilich, daß er einen Rausch hat; allein, selbst die Vernunft, die mir dann zur Seite steht, lispelt mir zu: wer von den Homerischen Schönheiten nicht berauscht wird, wird sie auch nicht wiedergeben — und wer die Unsterblichkeit nicht auf irgend eine Weise im Voraus ahnet, wird auch nicht unsterblich werden." An demselben Tage kömmt ihm ein Brief zu, worin der Himmel weiß wer, ihm meldet, Voß habe den Verstand verloren. Daß er flugs an "die arme Ernestine" schreibt, um ihr zu condoliren, daß ihr Mann toll geworden, ist in der Ordnung. "Mein erster Entschluß war, nie mehr in diesem Leben Homer anzusehen, geschweige denn zu übersetzen; denn Er war wenigstens ein Drittel des ganzen Publicums, das hiebei meine Eitelkeit (wenn man das Eitelkeit nennen kann, nach dem Beifall duorum vel neminis zu geizen) reizte .... Keinen Mann verehre und liebe ich als Mensch, Schriftsteller und Freund, nächst meinem Reinhold, mehr als Voß." Am 28. Jan. 1797 schreibt er, eine Seereise sei unumgängliche Bedingung, um das Leben seiner Frau zu retten. Zugleich heißt es: "Während dieses letzten Vierteljahrs widmete ich mich, nachdem ich den ersten Gesang der Ilias vollendet, und damit für immer vielleicht das angefangene Werk aufgegeben hatte, gänzlich meinen trockenen, kleinlichen, mühsamen, aber nicht, wie ich Anfangs glaubte, ganz unnützen Regenzen und Communitätsgeschäften." Was er das letzte Vierteljahr nennt, war demnach die Zeit vom 17. Decbr. bis 28. Januar; in dieser Zeit hat er Wunder gethan. "Mein Wirkungskreis ward allmählig so wichtig, das Betragen der Facultät so schmeichelnd, und mein Einfluß in der von mir ursprünglich errichteten und jetzt aus Kopenhagens 21 vorzüglichsten Gelehrten bestehenden skandinavischen Literaturgesellschaft so angenehm, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben von ganzer Seele den Plan, den Dichter gänzlich dem Geschäftsmann aufzuopfern, adoptirte. Es liegt eine gewisse Seligkeit darin, Etwas ganz zu thun, und so gut als möglich zu thun, sei es auch eine Schur — und je peinlicher die Arbeit ist, die man mit der ganzen Kraft seines Willens unternimmt, je lieber wird sie uns am Ende."

Es folgt eine trübe, verworrene Zeit, der Tod seiner Frau, und ein Herumirren, auf dem man ihn nicht ohne Wehmuth begleiten kann, so wie man nicht ohne Grauen seine Reden von Wahnsinn, dem er nahe sei, dem er kaum zu entgehen hoffe, an's Licht gezogen sieht. Im Jahr 1799 finden wir ihn wieder in Kopenhagen, vor seiner zweiten Verheirathung. Unter allerlei unheimlichen Seltsamkeiten stößt man in einem Brief an Jacobi auf die folgenden: —

"Die Lüge, die in mich gekommen war, kannst Du es glauben, fängt an, aus mir herauszufahren; heimlich sage ich; ist aus mir herausgefahren. Nur wird mir vermuthlich die Miene und der Ton der Lüge noch lange ankleben — und was ich wahr sage, wird nicht wahr klingen. Ich war aber wahrlich der Betrogene, Jacobi! nicht Betrüger, als ich glaubte, daß eine glänzendere Rolle in der Welt zu spielen mir bestimmt war, als ich jetzt fühle, und als ich alles genialisch that und genialisch trieb, da ich doch Alles hätte still und bescheiden thun sollen, als ich immer trank und wähnte mich nüchtern zu trinken." .... "Ich darf nicht genialisch leben und weben, gesetzt, ich wollte und könnte es. Die Genialität wird nur in Deutschland bezahlt, in Dänemark crepirt man damit. Ich hatte ohnehin wenig übrig. Meine Umstände hatten sie in einen Zustand gebracht, worin sie schien weder leben noch sterben zu können; sie rührte mich, ich ging weinend hin und schnitt ihr heroisch die Gurgel ab. Kaum hatte ich dieß gethan, kaum hatte ich den Brudermord begangen, als ich fühlte, daß ich in die große Welt gehen könnte, und eine Stadt anlegen, die auch (ich meine meine Probstei) Hanoch heißen könnte. Niemand wird den Kain erschlagen, Jedermann respectirt ihn! denn er opfert nicht mehr! er trägt das Zeichen des tüchtigen Geschäftsmannes auf der Stirn! er hat seinen Bruder erschlagen! er wird schon sein Glück machen."

Ueber seine zweite Verheirathung, in Folge deren ihm, wie es scheint, der Aufenthalt in Kopenhagen unerträglich ward, so wie über andre persönlichen Verhältnisse, können wir uns nicht entschließen, dem Beispiel der Söhne zu folgen, und zu wiederholen, was ihnen zart genug gedacht und gesagt schien, um gedruckt zu werden. Wir werden unsre Meinung aber willig aufgeben, wenn man uns beweisen wird, daß die Welt durch das darüber Gedruckte weiser und besser werden, daß das Publicum auch nur durch ein anderes Interesse als das der bloßen, nicht sehr edeln Neugier dadurch angezogen werden kann.

Im April 1800, schon entschlossen nach Paris zu gehen, schreibt Baggesen an Jacobi: "Mir ist jetzt das ewig neue Metaphysiciren in Deutschland zwar noch nicht zum Eckel, aber doch, was leicht zum Eckel werden kann, zu Marzipan geworden." Im Juni desselben Jahrs bestimmt ihn Jean Paul's Clavis an die Herausgabe seiner Satyre auf Fichte's Lehre zu denken. "In der That, nicht bloß Jean Paul hat drollige Einfälle; ich habe sie mitunter auch. Mein Dekalogus, oder die zehn Gebote des Fichtenthums, ist wahrlich, ich sage es ungescheut, humoristisch zum Crepiren." Zugleich sagt er: —

"Meinen zweiten Genius, den poetischen, beschäftigt jetzt eine ganz andre Arbeit. Dieser brütet nämlich Tag und Nacht über einem wahren Straußenei, aus dem ein durchaus unsterbliches, episches Gedicht einmal hervorgehen soll; nicht die Welt, sondern die Nachwelt wird darüber erstaunen. Wenn ein episches Gedicht nicht zu schlecht ist für die Mitwelt, ist es für dieselbe zu gut. Es wird daher (und aus vielen andern Gründen) nicht vor meinem Tode erscheinen. Ich bin aber fest entschlossen, nicht gleich zu sterben; und dieser feste Entschluß ist schon etwas. En chaque carrière, soit celle de la vie, soit celle de la mort, ou celle de l'immortalité, ce n'est que le premier pas qui coûte. Dieser erste Schritt ist schon gethan, die übrigen werden schon von selbst folgen."

Um dieselbe Zeit schreibt er an Voß über dessen Virgil: "Von nun an kann ich Nichts als den Virgil lesen. ..... Gott! wie habe ich geweint! Meine Frau glaubte, ich sei von Sinnen. Virgil hat eine Revolution in mir bewirkt. Ich will die Aeneis auf römisch und auf deutsch mir nitid abschreiben, und Original und Uebersetzung auswendig lernen! Und ich will, sei es hier, oder im Jupiter, oder im

Sirius, nicht ganz sterben, bis ich etwas Aehnliches gemacht. O! Voß! o!"

Unüberwindlicher Eckel läßt uns unsre Anzeige nicht weiter fortsetzen. Wir gestehen unumwunden, daß uns lange kein Buch vorgekommen ist, dessen Herausgabe wir für einen so gänzlichen und beklagenswerthen Mißgriff halten müssen. Wir begreifen nicht, welches Wohlgefallen die Söhne daran finden konnten, die Schwachheiten des Vaters nach seinem Tode aufzudecken.

Was soll der Literatur, was dem Andenken des Hingeschiedenen, eine so unbedeutende, so werthlose, im Einzelnen so widerliche Farrago von Briefen, die nie für den Druck bestimmt sein konnten?

Nicht mit den Schwachheiten des Verstorbenen ziemt es uns zu rechten; Menschliches ist menschlich zu entschuldigen, und wenn es nicht Noth thut, es der Welt bloßzustellen, besser zu verhüllen. Das Verfahren der Söhne allein kann der Kritik unterliegen. Will irgend Jemand die Vertheidigung dieses Verfahrens bündig, aber mit Gründen, führen, so werden ihm die Spalten dieser Blätter offen stehen.

Opium.

(An den Redacteur der Kritischen Blätter.)

Wergeland ist der Name eines, dem Anschein nach noch sehr jungen Dichters (sie hängen ihm gemeinhin die Bezeichnung als Candidat an; auch hat er Theologie studirt), der seit einigen Jahren in Norwegen aufgestanden ist und von dem jedes erscheinende Product, besonders die von mäßigerem Umfange, mit einer so zu sagen elektrischen Wirkung in die Buden der Tagesschriftsteller oder sonstwo einzuschlagen pflegt; gar zu oft mit verletzender Schärfe, ja persönlich beleidigend, so daß es ihm natürlich an Feinden nicht fehlen kann, deren er sich überallhin zu erwehren hat. Allein selbst von diesen hat ihm noch niemand einen hohen Grad von Genialität streitig zu machen, noch die Aussicht, daß wohl einmal etwas Rechtes aus ihm werden dürfte, zu läugnen gewagt. Von ihm erschien voriges Jahr ein Gedicht: die Schöpfung, der Mensch und Messias, das einen dicken Band füllt, kürzlich aber ein sich so nennendes Drama, dessen Titel: Opium, nicht weniger seltsam klingt, als der Inhalt sein mag, wenn ich ihn aus einer feindlichen Beurtheilung abnehmen soll, die davon im Morgenblad von Christiania erschien, wornach ich aber, eben weil sie jenes ist, und zugleich zu denen, die wir philisteemäßig zu nennen pflegen, zu rechnen sein möchte, Ihnen und Ihren Lesern einen Begriff von dem, mir übrigens nicht zu Gesichte gekommenen Werke zu geben, mich billig enthalte. Mit kalter Verständigkeit es langsam zergliedernd, läßt der Rec. dem Erzeugnisse des jungen Dichters so zu sagen kein gutes Haar und kann sich gleichwohl nicht enthalten, doch auch Sachen, wie die folgenden einzuräumen: das Stück enthalte "viele glänzende und erhabene Gedanken, viele poetische Wendungen und Schönheiten, einigen Witz, ja einzelne Funken des Genies, die Gold werth seien." Dieses scheint leibhaftig die Wiederholung jener berühmten Parodie früherer deutschen Kritiker zu sein:

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck —
Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das einzige aus, daß Du — verrückt phantasirst;

welches letztere Rec. fast ohne Einschränkung von Wergeland behauptet. — Darauf erschien nun augenblicklich eine Antwort "an den ersten Recensenten des Opiums im Morgenblad," von der ich nicht zweifle, daß sie Wergeland selbst zum Verf. hat, worauf überdem der Zusatz: "Aus meiner Aesthetik" zu deuten scheint. — Aber werden Sie es billigen können, daß ich Ihren Lesern eine Antikritik zum Besten gebe, ohne daß sie die Kritik, welcher sie entgegentritt, gesehen haben? Ich will Ihnen sagen, warum ich glaube, dieses wagen zu können. 1) Um sie bloß aufmerksam — unbekannterweise freilich — auf ein Stück zu machen, das, wenn der Verf. selbst so wie hier davon sprechen kann, doch nicht leicht so "rudis indigestaque moles," wie der Gemeinplatz des Rec. davon lautet, sein wird; 2) weil es doch immer erwecklich ist, wie ein junges Gemüth, wenn etwas dahinter ist, unter solchen Umständen, sei es denn auch noch so ungeberdig, sich benimmt und ausspricht. Wird es da noch erst lange des Beschränkens, das seinen Behauptungen oder Gedankensprüngen auch wohl noth thun könnte, ausdrücklich bedürfen? "Versteht es sich denn nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz seine Ausnahmen hat?" Eine Bemerkung übrigens, die der Kritik (der es begreiflich an Sätzen von allgemeiner Wahrheit am wenigsten fehlen konnte) eben so wohl zu gut kommen muß, als der Antikritik.

J. D. Runge.

Man muß selbst einige Phantasie haben, d. h. merkliche Funken davon zeigen, um an etwas Gefallen finden zu können, das mit viel Phantasie geschrieben ist. Das ist nicht so sehr der Fall mit Erzeugnissen des Witzes, da diese selbst dem trägeren Sinne auffallen oder in ihn eingreifen, wohingegen die der Phantasie wie leichte Wolken hinüberziehen, falls nicht ihr Wohlgeruch, ihr Kaustisches, ihr Ichweißnichtwas-Eigenthümliches, aber worin man gleichsam den Gedanken sieht, hört, mit allen Sinnen empfindet, den die Sprache ohne dieses nicht hätte abbilden können, in einem Augenblicke von einem verwandten Gemüthe aufgefaßt wird. Ist man nicht im Besitz dieser, sicherlich untergeordneten Eigenschaft, will aber doch die Thorheit begehen, sich mit dem Geschöpf einer schaffenden Phantasie abzugeben, so dürfte vielleicht eine Pille wirklichen Apotheker-Opiums auf einige Zeit diesen kleinen Seelenmangel ersetzen. Bequemt man sich hierzu nicht — welches denn ja auch sein kann — will aber dennoch lesen, sich erzürnen und sein dialektisches Talent an der armen Ideenhülle oder dem Verf. üben, so steht freilich die alte Weise von wilder, ja wahnsinniger Phantasie, vom zügellosen Pegasus u. s. w. zu Dienste, und man kann sicher sein, daß nur die Wenigsten im Bart hin murmeln werden: der auf dem Rosse sitzt, werde wohl am besten wissen, wie straff der Zügel gefaßt sei und wo es hingehe; oder vielleicht von dem Blinden, der über Farben sprechen wolle.

Daß der Rec. in solchem Verhältnisse zu dem Drama Opium gestanden habe, wie der Blinde in diesem Sprüchworte zu den Farben, ist doch weniger klar daraus, daß er sich in den Farbenton desselben nicht zu versetzen vermocht hat, als daraus, daß er es ein bloßes Phantasiespiel nennt; daß ihm der Zweck oder die Hauptidee desselben in dem Grade unverstanden hat bleiben müssen, sich es entgehen zu lassen, daß sie in diesem Drama die reinsittliche ist: die leichtsinnige Bösartigkeit zu züchtigen, die gewisse (insonderheit feinere) Herren wider den Ruf tugendhafter Weiber zu Tage legen. Das böse Gewissen regt sich in des Verbrechers, das gute in der Unschuldigen Phantasiren. Und dieses letztere — eine Folge der Strafe des ersteren — ist ja die Ursache zu der Krone und dem Siege der Unschuld. Wird die, auch noch so pedantische sogenannte — oder vielmehr sich selbst so nennende, — Aesthetik mehr verlangen wollen? — Diese "Aesthetik" ist übrigens — nach der Aesthetik vom Schreiber dieses, d. h. nach seinem Schönheitsgefühl — das lächerlichste Gespenst, das man sich denken kann. Möge sie sich mit ihrer ganzen Literatur, vom Gradus ad Parnassum, Gottschedens Systemen her bis zu Kopenhagens flyvende Post, bereit machen, sammt mit allen scharfen Brillen und Anatomiemessern der modernen Kritik und Dialektik, möge sie von "ästhetischen Kenntnissen" (!) sprechen und sie fordern — sie wird sich doch nie eine Wirklichkeit als Wissenschaft erringen. Jemand Mangel an Einsichten(!) in dieselbe vorwer-

sen, ist daher so sicher Nonsens, als es schwierig auszumachen ist, mit wie wenig oder wie viel Schönheitsgefühl oder poetischem Sinne ein nicht sonderlich Bekannter begabt ist. Sehr wenig davon muß doch der haben, der sich des Lächelns über die prosaischen, allgemeinen Fragen jener Kunst-Aesthetik enthalten kann, woraus ihre Armuth hervorsticht: "Warum so, Poet! und nicht anders? Weshalb der Titel? Woher? — Ist's auch wohl möglich? — Kann ein Feiger vor Schreck sterben? Warum mitten im Stücke sterben? Warum? weshalb? u. s. w. warum?"

N.S. Was ich unter "liberalen Ideen" verstehe? Nichts anderes, als was der Weiseste aller Weisen (nach Mr. de Talleyrand), nämlich tout le monde. Ich danke Ihnen, daß Sie mir durch Ihre vortreffliche Erklärung des Absolutismus der besagten Ideen diese Antwort leicht gemacht — dieses Absolutismus, dessen List die schlimmste Gewalt ist, der die Völker an ihrer weichen Seite faßt, ihrem Dünkel und Ueberschätzungstriebe schmeichelt und dann (nach Klopstocks Wort in der nicht in die Sammlung seiner Oden aufgenommenen "an die rheinischen Republicaner im September 1797")

— — auch mit gehobnem Schwerdte,
Völker Hesperiens, Freiheit aufrocht;

. . . .

Der sie, die schönste Schöpfung der spätern Welt,
Die Freiheit, in den Staub tritt, andre
Bildung des Staates, als ihr wählt, gebietend.
— Erwägt, durchdenkt es, Deutsche, mit eurem Ernst:
Wollt denen euer Schicksal, der Kinder Heil
Ihr anvertrauen, die in jeder
Leidenschaft Strom' unerrettbar treiben?

N.

Der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie. Von F. W. Carové. Leipzig, 1831. 232 S. gr. 8.

Der Verf., der sich vor einigen Jahren das Verdienst erworben, über Religion und Philosophie in Frankreich zuverlässige und ausführliche Aufschlüsse zu geben, legt hier vor Augen, was seit 1827, und besonders seit der großartigen und vulkanischen Julinswoche anders geworden. Vergebens strebte die kirchliche Partei, allen Schein der Unduldsamkeit von sich zu entfernen; vergebens gab die Regierung die Jesuiten und ihre Seminarien Preis. Als unversöhnliche Gegner keine Anhänger der römischen Hierarchie mehr zu bekämpfen fanden, richteten sie Waffen des Ernstes und Spottes gegen den katholischen Cultus überhaupt. Ein ehemaliger erster Vicar der Pariser Kathedrale, O'Egger, wollte, durch Schwedenborg begeistert, alle Christgläubigen, die Gesellschaft Uni Deo alle Gottgläubigen, an die Stelle der Kirche setzen; und seit 1829 werden beide von einem Verein überboten, der sich nach seinem Stifter Saint-Simon benennt, und nichts Geringeres bezweckt, als die Gründung einer schlechthin allgemeinen, alle Lebensverhältnisse beherrschenden Menschheitsreligion. Diese neue Schule ist für die katholische Kirche die gefährlichste von allen, denn sie huldigt ihrem welthistorischen Verdienst, tritt aber den schneidenden Beweis an, sie habe sich überlebt und könne unabweislichen Forderungen des Zeitgeistes nicht länger genügen. Zu gleicher Zeit ward das Christenthum von einem geistreichen Bekenner des mosaischen Glaubens, Salvador, heftig angegriffen, und seine Waffen waren nichts weniger als stumpf. Der edelste, aufrichtigste und furchtloseste Vertheidiger der alten Kirche, de la Mennais, der Boßuet seines Jahrhunderts, findet das Gehör nicht mehr, welches seinen großen Vorgänger begünstigte; wiewohl er sogar, unbekümmert um die Warnungen des folgerichtigern Roms, die gesammte Geistlichkeit seiner Kirche, um wenigstens ihre Duldung zu retten, aufgefordert hat, allem Staatsgehalt zu entsagen. Daher behauptete der Minister Chantelauze in seinem Bericht an den König, von seinem Standpunct aus nicht mit Unrecht, keine Kraft sei im Stande, der auflösenden Gewalt der Preßfreiheit zu widerstehen. Auch ohne die Julinsordonnanzen, wäre allgemeine Auflehnung wider die Staatskirche und die ihr anhängende Dynastie unausbleiblich gewesen. Das jetzige Frankreich bietet das Beispiel eines Landes, in welchem nicht nur die frühere Staatsreligion ihre Geltung bei den Gebildeten verloren hat, ohne daß eine anderr an deren Stelle getreten ist, sondern auch die Regierung selbst sich zu keiner bestimmten Religion anheischig macht. Selbst la Mennais, indem er volle Freiheit der Religionsübung, des Unterrichts und der Presse für Alle in Anspruch nimmt, vermag den Einsturz des alten vaterländischen Tempels nicht aufzuhalten; und noch ohnmächtiger und armseliger ist der Versuch eines gewissen Abbé Chatel, eine französisch-katholische Kirche in Aufnahme zu bringen. "Ich war in dieser Kirche," schreibt ein glaubwürdiger Augenzeuge. "Sie stellt eine Religion für Dienstboten auf, und ihre Priester legen besonders viel Gewicht darauf, daß kein Klingelbeutel mehr umgeht und die Sitze nicht bezahlt werden. Uebrigens ist es baarer Protestantismus in katholischen Formen, aber Protestantismus ohne Talent und ohne Gewissenhaftigkeit. Die Priester sind lockere Gesellen, denen der Bischof untersagen müssen, des geistlichen Amts zu pflegen, das sie entweiht hatten."

Diesen gähnenden Abgrund, den die bisherige Staatskirche überbaut hatte, unternehmen die Simonisten, durch eine durchgreifende, Alles umfassende und zur Einheit verbindende Reorganisation auszufüllen. Aus ihrer Doctrine de St. Simon, Exposition, Premiere Année, von welcher seit weniger als Jahresfrist schon die zweite Auflage nöthig geworden, liefert Hr. C. einen möglichst vollständigen Auszug, den er mit geschichtlichen und philosophischen Anmerkungen begleitet. Beide sind zu lesenswürdig, um abgekürzt werden zu können, ohne ihrer Unbefangenheit und Bündigkeit unverantwortlichen Abbruch zu thun. Wir begnügen uns daher, den Lesern das Buch selbst als lehrreich und unterhaltend zu empfehlen, und nur so viel auszuheben, als sie überführen mag, daß diese Empfehlung keine leere Redensart ist. Sowohl die Einleitung, der wir im Vorhergehenden aus Ueberzeugung gefolgt sind, als Hrn. C.'s Berichte über Damiron's Essai sur l'histoire de la Philosophie en France, über Doney's Nouveaux élèmens de Philosophie, und Salvador's Histoire des Institutions de Moise et du peuple Hébreu, bereiten den Hauptgegenstand vor, und sind zur Kenntniß der gegenwärtigen philosophischen und religiösen Stimmung in Frankreich unentbehrlich. Saint Simon selbst ist, nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen, das wahre Ebenbild eines Volks und einer Zeit, die gährendem Religionsbedürfnisse und eingewurzelter Ungläubigkeit zugleich nachhängen, beide befriedigen möchten, beide verläugnen und offenbaren. Nach Berichten seiner Jünger, war er am 17. April 1760 geboren, aus einer der berühmtesten Familien Frankreichs, die sich rühmte, von Karl dem Großen abzustammen, und ließ sich schon als Jüngling jeden Morgen mit dem Zuruf wecken: "Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu verrichten!" Mit dem 17ten Jahr trat er in Kriegsdienste, ward Adjutant Lafayettes in Nord-America, und machte unter Bouillé und Washington fünf Feldzüge mit. Bereits damals nahm er sich vor, die Fortschritte des menschlichen Geistes zu studiren und an Vervollkommnung der Civilisation zu arbeiten. Nach der Rückkehr in sein Vaterland zum Obersten befördert, besuchte er in den 90er Jahren Holland und Spanien. Beim Ausbruche der französischen Revolution fragte er sich, was ihre Ursache, was ihr Heilmittel sei. Jene glaubte er, im Verfall der katholischen Lehre seit Luther, dieses in Aufstellung einer neuen allgemeinen Lehre zu finden. Darum enthielt er sich der Theilnahme an den Zerstörungen jener Umwälzung, und widmete sich der Bildung eines allvereinigenden Lehrgebäudes. Um dieses auch durch Geldmittel befördern zu können, verband er sich mit dem preußischen Grafen von Redern

zur Errichtung einer großen Industrieanstalt und wissenschaftlichen Vervollkommnungsschule, trat aber im Jahr 1797 davon zurück, und bezog bei der Abrechnung 144,000 Franken. Darauf ging er wieder auf Reisen, um die philosophischen Schätze Europa's vollständig zu erkunden, überzeugte sich jedoch, England habe keine einzige neue Idee auf dem Stapel, und in Deutschland sei die allgemeine Wissenschaft noch in ihrer Kindheit, weil sie sich auf mystische Principien gründe. Als Buonaparte von dem Institut Rechenschaft begehrte, über die Fortschritte der Wissenschaften seit 1789, erhob auch Saint Simon seine Stimme, warf seinen gelehrten Zeitgenossen vor, keine allgemeine Philosophie, kein Band zu besitzen, das die verschiedenen Wissenschaften vereinige, und verwies sie an Descartes, der die Wissenschaft monarchisirt, nicht gleich Newton, republicanisirt, das heißt, anarchisirt habe. Zugleich forderte er sie auf, das zerrissene katholische Einheitsband durch eine allgemeine Gesellschaftstheorie zu ersetzen, deren Grundzüge er in mehreren, von 1809 bis 1814 herausgegebenen Schriften entwarf. Seit Eintritt der Restauration glaubte er zu bemerken, die Entwickelung der Industrie müsse sowohl der Gesellschaft als ihren Regierungsformen eine neue Gestaltung nothwendig machen, und gab, größtentheils gemeinsam mit Thierry, von 1814 bis zum Februar 1825, neue Schriften heraus, um diese vorzuzeichnen. Indessen war sein Vermögen so zusammengeschmolzen, daß er die Kosten seiner unbelohnten Schriftstellerei durch demüthigende Einsammlung von Beiträgen zusammenbringen mußte. Wenige verstanden, vermeintliche Schüler verläugneten ihn, vormalige Gönner gaben ihn auf. "Da wird ihm das Leben zu schwer, einen Augenblick zweifelt er, hört einen Augenblick auf zu hoffen, ersieht sich den Tod, bewaffnet seine Hand gegen sich selbst, und der Blitz durchfurcht seine Stirn. Aber noch war seine Stunde nicht gekommen, seine Sendung nicht vollbracht. Eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn: von nun an spricht nicht mehr der Gelehrte, der Kunstbeflissene; Gesang der Liebe entströmt den Lippen des Verstümmelten, der göttliche Mensch thut sich kund, das neue Christenthum ist der Welt gegeben. Moses hat die allgemeine Brüderschaft verheißen, Jesus vorbereitet, Saint Simon verwirklicht. Die allgemeine Kirche entsteht, das Reich Cäsars hört auf, eine friedliche Gesellschaft tritt an die Stelle der kriegerischen. Fortan beherrscht die allgemeine Kirche Weltliches und Geistliches, das Innere und das Aeußere. Wissenschaft und Industrie sind heilig, denn sie dienen das Loos der ärmsten Classen zu verbessern und sie Gott näher zu bringen. Der Gesellschaftsverein besteht forthin aus Priestern, Gelehrten und Gewerbsleuten; die Regierung aus den Häuptern dieser drei Classen. Alles Gut ist Kirchengut, jeder Beruf eine religiöse Verrichtung, eine Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie. Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken! Das Reich Gottes kömmt, alle Weissagungen sind erfüllt." Bald nach Verkündigung dieser Lehre, schon am 19. Mai 1825, starb Saint Simon. Seine letzten Worte zu den wenigen ihn umgebenden Schülern waren: "die Frucht ist reif, ihr werdet sie pflücken."

Ihm scheint gelungen zu sein, sich auf der Höhe der Herzensreinheit zu erhalten, die dem Fanatiker nicht gestattet, die Schranken bürgerlicher Rechtschaffenheit zu überschreiten; seine Jünger sind tiefer gesunken, wie jedem begegnet, der einen sumpfigten Boden später betritt. Zuerst stifteten sie, von einigen Banquiers unterstützt, eine Zeitschrift, den Producteur; aber das Blatt fand wenig Absatz, und hörte auf, weil die Geldmittel versiegten. Dennoch sammelten sich allmählig Anhänger um sie, der geistigen und sittlichen Leere des Herkommens überdrüssig, die das Vergangene eckelhaft finden, der Gegenwart satt sind, und eine Zukunft herbeiwünschen, die sie zwar nicht kennen, von der sie gleichwohl besseres erwarten. So bildete sich nach und nach eine Gesellschaft, "die sich stark fühlt durch den großen Zweck, die Vollendung der menschlichen Bestimmung, die sittliche, geistige und industrielle Erhebung der künftigen Geschlechter herbeizuführen." Zu diesem Behuf erschien seit Anfang 1830 der Organisateur als Wochenschrift, und die vorerwähnte Doctrine, als Inbegriff der Vorlesungen oder Predigten, die seit dem März gedachten Jahres zu Paris gehalten wurden. Die dritte, letzte und schlechthin allgemeine Kirche, versandte Missionarien nach Bordeaux, Toulouse und mehreren anderen Orten, die dort ebenfalls predigten. Seit der gepriesenen Juliuswoche, die mit dem alten Thron auch den alten Altar zum drittenmal umstürzte, ward im September v. J. der Globe zum simonistischen Tageblatt, und legte sich seit dem 18. Januar d. J. den Nebentitel bei: "Journal der Lehre von Saint Simon." Im vorigen October betrug die Zahl der eigentlichen Simonisten nicht über 180, obgleich oft gegen tausend Zuhörer den Vorlesungen beiwohnten. Auch das umgewälzte Belgien hielt man für reif zur Belehrung; aber die Missionarien fanden in Brüssel polizeilichen, in Antwerpen volksthümlichen Widerstand, und durften nur in Lüttich ihre, wenn nicht frohe, doch neue Bothschaft einigen Hundert Neugierigen verkündigen.

In Paris haben sich fast alle Tagesblätter, am schärfsten der Courier gegen sie erklärt. Unter ihren Gegner war la Mennais hochherzig genug, einzuräumen, sie wären die einzigen, welche ihre Zeit verständen, was der Globe nicht verfehlte durch die Gegenhöflichkeit zu vergelten, la Mennais sei der einzige katholische Geistliche, der Pabst zu werden verdiene. Aber freilich kämpfen auch die katholischen Blätter unter den ungünstigsten Verhältnissen gegen sie, da sie zugleich Sonne, Wind und Staub wider sich haben; und protestantische Zeitschriften finden in dieser Rücksicht ein viel leichteres Spiel. Daß die Anmaaßungen der Weltverbesserer auch dem Witz und Spott nichtzuverfehlende Blößen geben, daß diese Blößen unerbittlich gegeißelt werden, und Schmähworte bleibenderen Eindruck machen als Vernunftgründe, bedarf der Erwähnung nicht, da der Schauplatz in Frankreich liegt. Unser Landsmann kämpft nicht mit vergifteten Waffen, entstellt das Lehrgebäude nicht das er entwickelt, und beurtheilt es mit der Ruhe und Fassung eines Richters, der weder Unrecht dulden will, noch Unrecht thun. Daraus erhellt, daß es die Unzuträglichkeiten, welche aus der Unsittlichkeit, Ungleichheit und Unvollkommenheit der Menschen, in allen Verhältnissen des Lebens entstehen, zum Theil treffend und lebendig auffaßt; daß aber diese Uebel den Weisen und Berathern im Volk von jeher nicht unbekannt geblieben, doch zu tief in der menschlichen Natur gegründet sind, um mehr als gemildert und durch die Fortschritte der Vernunft allmählig entkräftet, um jemals gänzlich gehoben werden zu können; und daß eine Gleichmacherei, eine plötzliche, willkürliche, fortgesetzte Vertheilung fremden Eigenthums, worauf bei den Simonisten alles hinausläuft, welchen Anstrich der Religiosität und Friedlichkeit sie ihr auch ertheilen wollen, ungleich unerträglichere Uebel herbeiführen müßte, als die sind, denen sie abzuhelfen sich brüsten. Sie werfen sich auf zu Oberhäuptern einer Ordnung der Dinge, in der jeder Einzelne geschätzt, gestellt und abgefunden wird nach seinen Werken. Durch sie soll die gesammte Menschheit vorschreiten zur Einheit der Lehre und Thätigkeit. Nicht mehr soll die Familie des Verstorbenen erben, sondern der Staat, ihr Staat. Der wird nur der Arbeitsfähigkeit, und nur so lange sie anhält, Eigenthum zumessen, nach der untrüglichen Entscheidung allgemeiner Menschen. Wer nicht arbeitet, hat kein erdenkliches Recht zu erben. Dem neuen Erbrecht zufolge, wird antisocialen Gewöhnungen und Leidenschaften nichts als Verachtung und Elend zu Theil, Wohlhabenheit und Ruhe hingegen werden das Leibgedinge der Arbeit, der Widmung und des Genius. Jeder Mensch kann zum Handeln bestimmt werden, indem er sich in den Mittelpunct oder in den

Umkreis der Thätigkeitssphäre stellt: die Simonisten stellen sich zugleich in den Mittelpunct und in den Umkreis. Wo ein Verwalter das, an die Stelle des Privateigenthums getretene Staatslehn mißbraucht, nimmt man es ihm und giebt es einem andern. Mithin fallen künftig alle Vermächtnisse, Testamente, Hypotheken, Veräußerungen unbeweglicher Güter, und mit ihnen das ganze Heer der Advocaten weg: allgemeine Vergesellschaftung waltet unumschränkt.

Im Namen Saint Simons wird der Menschheit verkündigt, sie habe eine religiöse Zukunft, und die Religion der Zukunft, dieser Inbegriff aller Denk- und Handlungsweisen, sei größer und mächtiger als die der Vergangenheit. Keine Thatsache wird außerhalb Gottes gedacht, oder entwickelt sich außerhalb seines Gesetzes. – Das leitet und befiehlt alle Handlungen, denn wo Gott herrscht, gebietet Gott allein; das umfaßt die ganze Welt, denn Gottes Gesetz ist allumfassend. Die Religion war von der Erde verschwunden, sie kehrt in höherem Glanz zurück. Saint Simon ist erschienen. Schöne Künste, Wissenschaften und Industrie bilden seine philosophische Dreieinigkeit, und enthüllen das Geheimniß der Menschheit. Aus einer Simonistischen Predigt, führt der Globe vom 21. Febr. d. J. folgende Stelle bewundernd an: "Preis sei Jesu, der den Menschen, durch das Kreuz, vom Joch der damals blutigen Materie erkaufte; doppelter Preis Saint Simon, welcher in unsern Tagen, die unterworfene und befriedigte Materie vom erdrückenden Joch des Kreuzes erkauft hat." Aus einer Predigt vom 27. Februar: "Saint Simon verdammt keine Meinung, keine Vorliebe, keine Beschaffenheit der Menschen, und verkündigt, daß sie durch eine neue Ordnung umgebildet und geregelt worden. Er verpflichtet euch nicht, etwas von eurem früheren Leben zu verläugnen. Er segnet vielmehr eure Vergangenheit, indem er euch mit der Zukunft begabt. Moses tödtet, Jesus bietet sich selbst zum Schlachtopfer dar, und legt der Menschheit die Nothwendigkeit einer fortwährenden Abbüßung auf; Saint Simon, durch die Gesellschaft dahin gebracht, an seiner erhabenen Sendung und an seinem ganzen Leben zu zweifeln, fordert nicht den Tod von ihr, ladet ihr den Fluch des vergossenen Bluts des Gerechten nicht auf, wird zum Opferer seiner selbst. Preis sei Gott! Preis Saint Simon! unvollendet bleibt das blutige Opfer, und Saint Simon, größer, nachdem er Hand an sich gelegt, beginnt einen neuen Zeitlauf, der das fürchterliche Blutgesetz auf ewig abschafft." Am 21. März d. J. erklärte der Globe: "Die Müssiggänger fangen an deutlich zu fühlen, daß seit der Juliuswoche der Kampf gegen Priesterherrschaft und Ausgewanderte beendigt ist, und das Ziel, auf welches die Arbeiter gegenwärtig ihre Anstrengungen richten müssen, in der Absetzung des Müssigganges und Abschaffung aller seiner Vorrechte besteht. Es ist wahr, wir streben darnach, alles Bestehende zu verdrängen; aber alles Bestehende ist auch nichts als Despotismus oder Anarchie. Die zahlreichste und dürftigste Classe wird offenbar als Werkzeug der müssigen Minderzahl mißbraucht; jede Ordnung welche solchen Mißbrauch fortdauern läßt, muß je eher je lieber angegriffen werden; jede Staatsgewalt, welche sich auf Erhaltung einer solchen Ordnung stützt, muß nothwendig ohnmächtig sein, weil sie gegen das Leben der Gesellschaft ankämpft, gegen ihr Gesammtgefühl, ihre Einsicht und ihre Kraft. Der Krieg ist im Losbrechen!"

Daß die Pariser Banquiers bald ermüdeten, ein Evangelium dieses Inhalts zu besolden, ist begreiflich, und vielleicht kömmt eine Zeit, die auch gleißendere und besser verlarvte Anschürer der Empörung in ihrer Erkenntlichkeit etwas herabsetzt; aber auch die langmüthige Regierung fand im April d. J. gerathen, den zahlreichen Abendversammlungen der Simonisten im Wintertivoli, welche allen Benachbarten zur Beschwerde gereichten, ein Ende zu machen. Es verlautet, daß sie sehr folgerichtig einem ihrer Zöglinge 40,000 Franken abgelockt, und ihn sodann auf 250 Franken jährlichen Einkommens beschränkt haben. Ein andrer verdienstvoller junger Mann, dessen Fähigkeit sie aus eigner Machtvollkommenheit geringschätzten, öffnete sich aus Verzweiflung die Adern. Doch bedarf es ähnlicher Beispiele nicht, um zu erkennen, daß der ehrenwerthe Wunsch nach allgemeiner, sittlicher und physischer Volksverbesserung, nie in das Unternehmen ausarten darf, scheinbaren Müssiggang und bürgerliche Aristokratie gewaltsam zu befehden, aber Unrechtmäßigkeit der natürlichen Güterwerbung und des gesetzlichen Eigenthums zum leitenden Grundsatz der ungebildeten Menge zu erheben, und diejenigen, welche Wenig oder Nichts haben, gegen alle aufzuwiegeln, welche etwas mehr besitzen, als sie. Gleichmacherei dieser Art, führt zu allgemeiner Zerrüttung, zum Untergang aller Künste, Wissenschaften und Gewerbe, und endet im vollendeten Despotismus.

"Da Priester und Adelige nichts mehr gelten," behauptet der Globe vom 14. März d. J., "so muß jetzt die Reihe an die Bürger kommen: denn der Bürger ist ein Mensch, der nichts thut, der von fremder Arbeit lebt, und folglich immer zittert, seine Nahrung von dem geschmälert zu sehen, der ihn ernährt." In einem früheren Blatt: "Geburtsvorrechte aller Art, mithin auch das Erbrecht, erzeugen nothwendigerweise Unordnung, Unterdrückung von einer Seite, Empörung von der andern. Der Vortheil der Arbeiter und Eigenthümer steht in unversöhnlichem Widerspruch, weil diese müssig sind oder doch sein können, während jene nicht einen Tag, einen Monat, ein Jahr der Ruhe pflegen dürfen, ohne zu verhungern." Die Simonisten sprechen von göttlicher Vorsehung, erklären sich aber für deren Glaubensboten, "für Erstgeborne jener wahrhaft heiligen Familie, welche die ganze Menschheit umfassen soll." Ihre Predigten beginnen abwechselnd, bald "im Namen des neuen Gottes," bald "im Namen der unendlichen Liebe, die das Leben des Weltalls ist; aber" setzen wir wohlbedacht hinzu, "diese Liebe umfaßt gleich innig das Fleisch wie den Geist." Auch der "neue Gott," den sie unablässig im Munde führen, ist nicht etwa der Gott des Christenthums, und eines hoffentlich nicht ganz ausgestorbenen Geschlechts; sondern wie der Globe vom 14. März d. J. ausdrücklich erklärt, "kein bloßer Geist, vielmehr alles was ist." Folglich? Folglich steht alles auf der nämlichen Stufe göttlicher Heiligkeit, die Zahl der Bestandtheile allein bestimmt das Uebergewicht ihres Werthes, Willkür der Menge wird die Richtschnur der Welt, und dem Lebensmüden eröffnet sich die glorreiche Aussicht, mit allem Kehricht der Erde in eine Pfütze zusammenzufließen. Ein solches Lehrgebäude unterscheidet sich, nur durch unhaltbaren Firniß der Religiosität und bald verläugnete Verheißung der Friedlichkeit, von dem des Babeuf (Lit. Blätt. der B. H. No. 627 ff.), und kann freilich, so wenig wie dieses, auf die Dauer bestehen; aber schon die Erneuerung und Uebertünchung eines längst abgewiesenen Irrthums bezeugt dessen Unsterblichkeit, und es läßt sich gar nicht berechnen, welche verderbliche Erschütterung er hervorzubringen vermag. Möchten alle, die dem Triebe der Wirksamkeit nachhängen, die einfache Lebensweisheit des Bruders Bonafides zu der ihrigen machen!

Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: so thu ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

Fr.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 68. Hamburg. Montag, den 17. October. 1831.

Inhalt.

Musenalmanach für das Jahr 1832. Herausgeg. von Amadeus Wendt. Leipzig, Weidmann.

Unter den Dichtern des Musenalmanachs ist es ohne Zweifel der Graf Platen, der es verstanden hat, noch durch ein anderes als das poetische Verdienst seiner Beiträge, dem weitesten Kreis von Lesern rege Theilnahme abzugewinnen. Er hat sich unter den dichterischen Repräsentanten des Nationalgeistes, unmittelbar "auf die Höhe der Grundsätze" und "an die Spitze der Bewegung" gestellt. Anstatt uns wie früher, classische Oden aus dem classischen Italien zuzusenden, hat er jenen vollendetsten metrischen Gebilden lebendigen Athem eingehaucht. Wir möchten nicht dafür einstehen, daß man jenseits der Alpen der Statue des Pygmalion zu der neu erwachten Seele Glück wünschen wird. Selbst diesseits wissen wir nicht, ob dem neuen Eifer, der Kaiser und Reich im Licht der "Juliussonne" betrachtet, neben dem allgemeinen Interesse für die "carmina non prius audita" auch allgemeiner Beifall sich anschließen wird. Denn in Wahrheit, der Graf ängstet sich über die Maaßen, es überläuft ihn kalt und immer kälter, wenn es ihm unversehens begegnet, den Namen eines großen nordischen Reiches zu vernehmen oder auszusprechen. Die Anerkennung aber wird man ihm von keiner Seite her versagen dürfen, daß er in männlichem, festem Ton gesprochen, der dem Dichter so gut steht. So heißt es in dem kräftigen "Gesang der Polen, bei dem Vernichtungsmanifest des Selbstherrschers:" —

"Wähnst Du so die Schuld zu sühnen,
Die an uns, o Autokrat,
An den ach! vergeblich Kühnen
Jene Frau begangen hat?
Weil wir innern Streit gefristet,
Welcher stets Verderben kocht,
Hat ein Weib uns überlistet,
Hat ein Weib uns unterjocht!

. . . .

Deutsches Volk, das kalt und müssig
Unsern Untergang beschaut,
Mache deine Seele flüssig,
Deren Eis noch nie gethaut!
Deines eignen Reichs Ruine
Stürzte bald dem unsern nach:
Eine künftige Katharine
Wird vollenden deine Schmach!"

Diese Idee verfolgt ihn, daß er nicht ruhen noch rasten kann, bis er sie — dem Kaiser Franz vorgetragen hat. Die schöne Ode, deren Politik wir nicht minder perhorresciren, als wir ihre Poesie und ihre männliche Sprache bewundern, würde in einigen Kreisen in Wien vielleicht Anstoß geben; aber der Kaiser selbst würde wohl darin ein schönes persönliches Vertrauen finden, das, der Schmeichelei unverdächtig, vor der Welt sich rechtfertigt, so wenig man mit der Verwirrung der politischen Begriffe sich befreunden mag: —

Ohnmacht, Zerstückelung, jegliche herbe Schmach
War unser Loos, seitdem Du Germaniens
Reichsapfel nicht mehr wiegst in deiner
Rechten, o Herr, und von uns verlassen,

Uns Alle preisgabst schmachvollem Untergang!
Wohl that Erneu'rung unserem Reiche Noth,
Doch nicht [illegible] im Busen
Trug es den edelsten Keim der Freiheit,

Und hielt des Rechts Wagschaalen unwandelbar,
Wo Kaiser, Volk und Fürsten in heiliger,
Dreifacher Einheit wechselseits sich
Föderten, aber zugleich beschränkten.

Du zeihst des Abfalls uns, des Verraths mit Recht:
Wir zeihen dich, daß über die Alpen stets
Dein Aug gekehrt war, daß du Völker,
Deinem Germanien fremd, beherrschtest!

Einst griff sogar nach spanischem Ehering
Habgierig Oestreich; doch es erwarb sich nur
Deutschlands Verlust. Sein fünfter Karl war
Unser Verderben und ganz Europa's!

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts, in die Fremde schweiften.

Vergebens hoffst du, daß der Lombarde je
Dich lieben lerne, daß je es der Pole lerne!
Wohl schleifte Mailand Barbarossa,
Aber es bintete Conradin auch.

Gieb deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz!
Dann wird, fürwahr, frohlockenden Jubelrufs
Dein wahres Volk aufnehmen seinen
Alten und kummergebeugten Kaiser! —

Der Sklave Rußlands wünschte zu sein, er bleib's!
Wir möchten frei sein, einig und groß; zu uns,
Die dein in Sehnsucht täglich warten,
Kehre zurück, o geliebter König!

Baschkireneinfall halte von uns entfernt;
Dann beut in Freundschaft deinem erneu'ten Volk
Das neue Frankreich auch den Handschlag
Ueber dem heiligen Sarg in Aachen.

In einer andern Ode an Karl den Zehnten bringt der Dichter der letzten französischen Revolution seinen Tribut: mögen seine Wünsche wahr werden, wie seine Warnung in der Geschichte sich wahr erweiset: —

. . . Nicht mehr rufe die Manen an
Des Bruders, der klagwürdig und edel fiel,
Nicht aber schuldlos, seine Schwachheit
Trägt des Geschehenen schwerste Hälfte.

Uralte Blutschuld lastete lange schon
Auf Caper's Haus, seitdem den erlauchten Sproß
Ruhmvoller Kaiser einst der schnöde
Bruder des heiligen Ludwig abhieb.

Auch hadre nicht mehr über des Enkels Recht:
Als einst, vor sechzehn Jahren, Napoleon
Abstreifte Frankreichs Purpur, war nicht
Erbe der Sohn, und er mußte weichen?

Lern' aus der Welt Jahrbüchern Gerechtigkeit,
Und stirb versöhnt! Dein sonstiges Volk, es sei
Bollwerk der Freiheit künftighin uns,
Glänzendes Edelgestein Europa's.

Nie reiß' es mehr [illegible] Frevel auf,
Und König Philipp herrsche gerecht und gut!
Viel hängt an ihm! Nie war so heilig
Irgend ein fürstliches Haupt, als seins ist."

Man kann Ludwig Philipps fürstliches Haupt heilig halten, und die Freiheit noch heiliger; aber wird man darum der französischen Freiheit, als dem Bollwerk der unsrigen, sich zuwenden müssen? Wir wären der Freiheit nicht werth, wenn wir eines solchen Bollwerks bedürften. Und wenn man zudringlich auch für die verdächtigen Phänomene der neuesten französischen Freiheit gleiche Bewunderung fordern wollte, so möchte es an der Zeit sein, an die Antwort zu erinnern, die Lamartine dem heftigen Barthélemy entgegenstellte: —

"La liberté! Ce mot dans ma bouche t'outrage?
Tu crois qu'un sang d'Ilote est assez pur pour moi,
Et que Dieu de ses dons fit un digne partage;
L'esclavage pour nous, la liberté pour toi!
Tu crois que des Séjans le dedaigneux sourire
Est un prix assez noble aux coeurs tel que le mien!
Que le ciel m'a jeté la bassesse et la lyre,
A toi l'âme du citoyen!

. . . .

Que ces tyrans divers dont la vertu se joue,
Selon l'heure et les lieux s'appellent peuple ou roi,
Déshonorent la pourpre ou salissent la boue,
La honte qui les flatte est la même pour moi!
Qu'importe sous quel poid se courbe un front d'esclave?

Le joug d'or et de fer n'en est pas moins honteux,
Des rois tu l'affrontas, des tribuns je le brave!
Qui fut plus libre de nous deux?"

Der Graf ist auch bemüht, zu beweisen, daß er von den Vorurtheilen seines Standes sich, wie es dem Dichter geziemt, emancipirt hat. Einen Ultra läßt er etwas hart an: —

"Du rühmst die Zeit, in welcher deine Kaste
Genoß ein ruhig Glück?
Was aber, außer einer Puderquaste,
Ließ jene goldne Zeit zurück?

. . . .

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! Es wälzt sich jeder Gluthgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort!
Umsonst, Verstockter, raubst Du das Neue,
Allmächtig herrscht die Zeit:
Zwar eine schöne Tugend ist die Treue
Doch schöner ist Gerechtigkeit!
Du hängst umsonst Dich an des Rades Speichen,
Der Wagen fliegt entlang,
Er fliegt entlang, er wird das Ziel erreichen,
Und ihn begleite mein Gesang!"

Wenn der edle Graf wirklich von so glühendem Enthusiasmus für Recht und Freiheit durchdrungen, wenn er sich zum Dichter des Volks stempeln will, *) so möchte man wohl in Versuchung kommen, zu fragen, warum er Jahrelang in der Ferne wohnt, und seine "Gluthgedanken" dem Volk nur so spärlich zumißt? Ja, seine eifrigsten Bewunderer, denen wir uns nicht eben beizählen wollen, dürften vielleicht an ihn denken, wenn sie die dringende Aufforderung Béranger's an einen Mann von Genie, einen Freiheitsfreund, lesen, der sich, freilich aus andern Ursachen, selbst aus der Heimath verbannt hat: —

"Va; sers le peuple, en butte à leurs bravades,
Ce peuple humain, des grands talens épris.

. . . .

Ne sers que lui. Pour lui ma voix te somme
D'un prompt retour après un triste adieu.
Sa cause est sainte; il souffre; et tout grand homme,
Auprès du peuple, est l'envoyé de Dieu.
Châteaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins!" **)

Doch ist der Graf Platen nicht der Einzige, der die Sehnsucht nach Kaiser und Reich in den Musenalmanach eingeführt hat. Rudolph Heinrich Klausen läßt den alten Barbarossa in diesen bedrängten Zeiten aus dem Kyffhäuser sich erheben: —

. . . .

"Doch wird von innerer Thorheit das deutsche Land bedrängt
Und Geisteskraft und Freiheit und Will' und That beengt,
Und treten Volk und Fürsten, die Waffen in der Hand,
Sich feindlich gegenüber, zu Bürgerfehd' entbrannt,
Beugt Euch im Innern nieder, was jetzt von außen droht;
Dann will ich Euch erscheinen mit mächt'gem Aufgebot,
Will richten und verdammen, wo ich die Schuld erkannt,
Die Feinde niederschlagen, erhöh'n das Vaterland:
Wo deutsche Treue waltet, wo deutsch die Red' erschallt,
Wo sich die Gletscher thürmen, und wo die Eider wallt,
Will ich, die Stirn umwindend mit freiem Eichenzweig,
Erneu'n in Siegesdonnern das heil'ge deutsche Reich."

Und Ernst Moritz Arndt schilt den eiteln Sinn, der in die Ferne schaut, und in die eigne Brust zu greifen versäumt — Anders müsse es sein bei der Feier des Achtzehnten: —

"O die Fragen in die Ferne,
Und die Räthsel, die die Welt
Gar zu gern an jene Sterne,
Die dort oben leuchten, stellt!
Nein! zurück zur grünen Erde!
Zu Euch selbst zurück! zurück!
Sucht den Spruch am eignen Heerde,
Spruch von Freiheit, Kraft und Glück.

. . . .

So in Freuden hell zusammen!
Wißt Ihr, wie die Losung heißt?
Wie der Geist der hehren Flammen?
Hört es! eurer Väter Geist!
Schaut, wohin der starke winket,
Folgt ihm redlich für und für:
Wo's am hellsten blitzt und blinket,
Da ist er und sein Panier."

Wir mögen den wackern Kämpen gern schelten hören; wir hegen dabei die Hoffnung, daß es mit dem Blitzen und Blinken immer noch am Ende friedlich ablaufen wird.

Den Geist der neuen Zeit feiern A. Zeller und Paul Pfizer mit einer Art religiöser Begeisterung; der Letztere, wie folgt: —

"Habt ihr vom Geist der neuen Zeit den Flügelschlag vernommen?
Schon ist die Wolkenfeste weit von seinem Hauch entglommen!
Er ist der Geist, von dem das Wort prophetisch einst erklungen:
In alle Wahrheit leitet er und spricht in allen Zungen.
Er ist ein Falke, der die Brust im Morgenlichte badet,
Er ist ein Schwan, der sterbend lockt, wen Gottes Ruf begnadet.
Er ist ein Sturm, der brausend fährt und heil'ge Flammen zündet,
Wie als er Christi Jünger sich zum Werk des Heils verbündet.
Er treibt die falschen Götter aus, zertrümmert die Altäre,
Vom Weizen sondert er die Spreu und reinigt Herz und Lehre.
Er rührt des Pflügers Eisen an und goldne Saaten wogen,
Er kommt auf freiem Ocean, im Mastenwald geflogen,
Er führt am stillen Himmel hoch der Nächte Liebesreigen,
Er läßt aus dunkler Meere Schooß das helle Tagroth steigen,
Er ist der Lenz, der Blüthen träumt, von Düften eingeschleiert.
Er ist die Frühe, die erwacht der Erde Brauttag feiert.
Die Sonne röthet tiefer sich, sie ist das Flammenzeichen,
Aus dem er blickt, in dem er siegt, vor dem die Schatten bleichen.
Auf der Gebirge Strahlenhöh'n läßt er sich glänzend nieder,
Und Geisterchöre zieh'n im Klang der Auferstehungslieder.
Die Wälder weckt sein Wiederhall, sein Odem hebt die Wellen.
Die Wucht der Erde schütternd bebt, verjüngte Herzen schwellen,
Er hat das tausendjähr'ge Reich bereitet für die Seinen
Und sammelt, bis zum jüngsten Tag die letzten Sterne scheinen."

Um den Uebergang zur Darstellung rein menschlicher Verhältnisse zu vermitteln, wüßten wir nichts Schöneres und Würdigeres auszuzeichnen, als die "Lebens-Lieder und Bilder" von Adelbert v. Chamisso. Diese Gallerie führt uns von der Unbefangenheit der Kinderspiele, zu den spielenden Liebesmühen, und endlich zum tiefsten Ernst des Lebens in bewegter Zeit. Chamisso hat hier wieder seinen Anspruch auf das Motto bewährt, das man über so viele seiner Dichtungen schreiben möchte — wie es denn auch, in seiner ausdrucksvollen Einfachheit, seinem Sinn nicht widerstreiten würde —

"....Jo mi son un, che quando,
Amore spira, noto, ed in quel modo
Ch'ei ditta, dentro vo significando."

Wenn wir Eines, aber freilich dem eignen Urtheil mißtrauend, in Zweifel ziehen sollten, so wär' es der stark hervorgehobene Ausdruck der Frauendemuth, der in der folgenden Strophe, wenn nicht über die Wahrheit der Empfindung, doch über die Angemessenheit des Wortes gesteigert scheint: —

"Mein güt'ger Herr, Du willst herab Dich lassen
Beseligend zu deiner armen Magd!
Mir hat die Sonne deiner Huld getagt!
Ich kann es nicht ermessen, nicht erfassen."

Aber wie schön sind die nächsten Strophen: —

"Du sollst nicht wirre Träume neu beleben,
Mein inn'res Herz nicht rufen an das Licht,
Laß ab, Du täuschest Dich, Du kennst mich nicht,
Ich habe Nichts, als Liebe, Dir zu geben.

Laß ab, Du Vielgeliebter, von der Armen,
Die schon der Liebe Schmerz um Dich beglückt;
Sie heißt Dich flieh'n, und fest und fester drückt
Sie wonnetrunken Dich in ihren Armen."

Der Schlüssel, der uns bald auch mit dem,

---

*) In der Ode: Herrscher und Volk.
. . . . "Das Volk bedarf,
Ohnmächtig schmerzvoll, eines Mannes,
Welcher im Lied es empfiehlt der Nachwelt
Als Stoff des Mitleids, welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn' aus fürstlichem Mund, und ach!
Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!"

**) Im Messager vom 27. v. M.

was uns störte, versöhnen würde, liegt im Folgenden: —

"Ich werde nicht mit Dir, Du Süße, rechten —
Dich lieben, so wie Du mich liebest? nein.
Aus Rosen laß den Siegeskranz Dir flechten,
Der Liebe Preis ist dein.

Die Lieb umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich:
Die sich in Demuth liebend hingegeben,
Sie dient und herrscht zugleich."

Die Gattung, die Chamisso durch "Frauenlieb' und Leben" eröffnet hat, ist noch immer neu. Man ist überrascht, daß nicht früher schon andre Dichter mit dem lyrischen den dramatischen Effect zu verbinden wußten. Die einzige Gattung, die etwas Aehnliches, aber in minder glücklicher Form, versuchte, war die **Elegie**. Es würde leicht sein, Stoffe zu bezeichnen, die zu einer solchen Bearbeitung vorzugsweise würden eingeladen haben. Alexis und Dora selbst hätte vielleicht durch die Abwechslung der freieren Form gewinnen können. Ovids Heroiden, in denen, bei allen Schönheiten des Einzelnen, die Briefform nicht viel natürlicher ist, als in der Clarissa, enthalten eine Reihe von Stoffen, denen eigentlich nur durch diese Darstellungsart ihr Recht widerfahren konnte. Möchte doch Chamisso selbst ein in der Poesie bereits eingebürgertes Sujet bearbeiten, um die Vorzüge dieser Gattung in ihrem vollen Licht erscheinen zu lassen. — Die Manchfaltigkeit der metrischen Form ist hier wieder mit einer Meisterschaft behandelt, die sich nicht würdigen läßt, ohne das Ganze vor sich zu haben.

Unter Chamisso's übrigen Beiträgen herrscht die Empfindung vor in einem (die Mutter und das Kind); einer enthält eine volksmäßige Fabel (Hans im Glücke); der vertriebene König, und das Gebet der Wittwe (nach Luther), sind ernst, das Letztere voll jenes bittern Unmuths über das Unrecht in den geselligen Verhältnissen, der aus einigen seiner frühern Gedichte spricht. Die Verbannten nach dem Russischen des Relejeff, würden für manche Leser doch einer historischen Erläuterung bedurft haben. —

Das Gespräch, von **Gustav Pfizer**, hat so viel Eigenthümlichkeit und Wahrheit, daß es wohl der Erwähnung verdient, wenn von dichterischen Momenten des Gefühls die Rede ist:

"Geliebte, wie? dein schönes Auge feucht?
O eile, zu entdecken mir dein Grämen!
Ob es vielleicht ein Liebeswort verscheucht,
Wo nicht, mein Theil davon hinweg zu nehmen!"

'Ach! kindisch ist, was traurig mich gemacht,
Kaum darf ich es dir, mein Geliebter! nennen:
Mich faßte plötzlich des Gedankens Nacht:
Daß wir uns hätten niemals finden können!'

"Du seltsam Herz! was suchst du hier für Trost?
Was zitterst du, umfaßt von meinem Arme?
Was uns beglückt, — wir **haben's** ja erlost!
Wem's **nicht** gelang, **der** lebe seinem Harme!"

'O schilt mich nicht ob meiner Liebe Wahn!
Der Zweifel lockt den Geist auf seine Wogen;
Wär's möglich nicht, daß wir auf naher Bahn
Verwandten Blickes, uns vorbeigezogen?'

"Wohlan, so glaube, daß ein Genius
In goldnen Höhen unsre Schritte leitet,
Und daß der Erdenpilger folgen muß,
Wie jener Bruder ihm die Bahn bereitet."

'Erschrecke mich mit solchem Schutzgeist nicht,
Der meiner Liebe heißes Herz entseelet!
Ich höre, wie es mächtig in mir spricht:
Ich selbst, ich selbst, ich habe dich gewählet!'

"So glaube, daß des eignen Herzens Kraft
Die ganze Welt sich dienstbar unterwerfe,
Der Sehnsucht Blick, los von des Körpers Haft
Sein Kleinod suche mit des Adlers Schärfe."

'Ich trage nicht so hoch vermeß'nen Sinn!
Und möchte nicht die Nemesis erwecken,
Die gür'ge Macht, der ich verpflichtet bin,
Strebt brünstig meine Seele zu entdecken.'

"So willst du frei sein und doch unterthan,
Was, liebliche Sophistin! kann dich heilen?
Du siehst mich, holde Seele, lächelnd an,
Und über deine Wangen Thränen eilen?"

'O laß es ruh'n! du bist ja mein, ich dein!
Wenn auch der Weisheit Tiefen sich erschlössen —
Ist nicht der Tag, das Leben selbst zu klein:
Der Liebe ew'ges Räthsel aufzulösen?'"

Die Heimath des jungen Dichters hat auch dieses Jahr eine Reihe schätzbarer Beiträge geliefert. Aber warum feiern Uhland und Schwab? Hat Justinus Kerner **all sein Dichten** und Trachten der Geisterwelt zugewendet? Warum findet sich unter den Liedern jüngerer Dichter nicht ein einziges von Karl Grüneisen, von Adolf Schöll?

Unter den zahlreichen Liedern und Bildchen von **Karl Mayer** gehören die kleinsten und anspruchlosesten auch zu den glücklichsten. Hier ein paar Proben: —

"Ein zarter Busch von blauen Glocken
Blüht hier auf altem Weidenbaum,
Und lacht hinunter unerschrocken
In seiner Höhlung schwarzen Raum.

Doch welches könnt ich von den Bildern
Die uns des Lenzes Grazie beut,
In seinen Zierlichkeiten schildern? —
Schon hat dieß kleine mich gereut."

"Doppelt fühlt sich Sommerreiz
Wo die blaubesternte Schweiz
Alpengrün und farbig lacht
Um chrystall'ne Winterpracht." *).

Uebrigens kann gerade bei diesen Kleinigkeiten, die, wenn sie gelingen, so schön gelingen, die Auswahl nie zu strenge sein.

*) Unsre Leser im Norden werden sich hier **der** Schweiz erinnern, die eins ihrer Nationallieder schildert:
"Ja, herligt er mit Födeland,
Der gamle havombrandste Norge,
Med Sommerdal og Vinterborge,
Der evig trodse Tidens Tand."

Die Legende von Afkr nach; alle Augen wurden in ihrer profanen und doch [illegible] und endlich mußte Etwas vom veritabeln Hans Sachs: Beifall Luft [illegible] von

"Auf eines Berges Rücken
Saß einst der liebe Gott,
Durchmaß mit fröhlichen Blicken
Was rings dem Aug sich bot.

Er sah zu seinen Füßen
Gewalt'ge Berge sich reih'n,
Und grüne Wälder sprießen,
Und goldne Saaten gedeih'n.

Er sah die Quellen springen,
Er athmete Blumenduft,
Und hörte die Vögel singen
In goldner Morgenluft.

Da lächelte zufrieden
Er stille vor sich hin:
Die Menschen im Thal hernieden
Sah'n goldner die Berge glühn.

Er sah noch lang mit Freude
Herab auf seine Welt,
Und sprach: Bei meinem Eide
Das hab ich wohl bestellt!

Und reichere Blumendüfte
Erquollen bei seinem Wort,
Es rollte durch Erd' und Lüfte
Harmonisches Klingen fort.

Die Welt lag in der Blüthe,
Es lächelt des Herrn Gesicht;
Da klang in seinem Gemüthe
Empor ein himmlisch Gedicht.

Da wollt' er in Worte kleiden,
Und schreiben auf Pergament
All seine Schöpferfreuden,
Wie nun sein Herz sie kennt.

Doch als er's drauf besehen,
Wie's auf dem Blatte steht,
Da war's auch ihm geschehen,
Wie's manchem Dichter geht:

Nicht konnt' er treu berichten
Des Herzens warmen Schlag,
Nicht konnt' er's schöner dichten
Als rings es vor ihm lag!

Da riß er's zu tausend Stücken
Und gab's den Winden preis!
Sah wieder mit frohen Blicken
Auf seinen Erdenkreis.

Doch wie nun hin und wieder
Der Wind die Stücke weht,
Da ward auf's Thal hernieder
Ein Blüthenregen gesä't. —

Wer Freitags auf der Reise,
Braucht nicht zu fasten dabei;
Wer Sonntags auf der Reise,
Ist von der Messe frei:

So hab' ich dieß Lied gesungen
Statt eines Gebetes heut',
Von Sonntagsglocken umklungen,
Von Blüthen überschneit."

Solche Dinge haben, nach unserm individuellen Gefühl, weniger Profanes, als z. B. die vergrabenen Bergknappen, von A. **Wendt** — ein

Le joug d…
Des …

…en
Ritus

… v. Arnim's
…versehen werden,
… Dichtung eines Ver-
…sse darböte. — Unter den
… Platen bewegt sich die
… Harmosan in jenem tönenden
… Platen zu bauen versteht, und
…it minder bedeutenden Worten, durch
de… …en Klang in ein fernes Land versetzt: —

"Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenband das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag."

An Liedern ist kein Mangel. L. Halirsch, Hoffmann v. Fallersleben, Fr. v. Heyden, E. Langrehr, A. Graf v. Schlippenbach, sind dem Publicum des Musenalmanachs bekannt. J. Mosen und Wilhelm Wackernagel erscheinen, so viel wir wissen, dieses Jahr zum erstenmal. Eins von den Trinkliedern des Letztern mag hier stehen: —

"Wenn man wie wir zu Felde zieht,
Sind Flaschen viel zu friedlich;
Wenn man wie wir auf's Große sieht,
Sind Gläser viel zu niedlich.

Statt Flaschen müssen Fässer sein
Und statt der Gläser Humpen:
's ist schlimm genug, daß man den Wein
Nicht kann aus Brunnen pumpen."

Rückert hat "Stimmen des chinesischen Volks" dem deutschen zugeeignet, und die Chinesen scheinen dem deutschen Geschmack sich besser zu fügen, als voriges Jahr die Sanskritpoeten.

Ulrich Hegner's Lebensfragmente werden die didaktische Manier nicht viel populärer machen; Leopold Schefer's Laienbrevier, mit manchem richtig Gedachtem und gut Gesagtem, mag dießmal als der Ballast des Musenalmanachs gelten.

Platens Epigramme, Riemers kleine Gedichte, gehören einer Gattung an, die man nicht mit den "literarischen Scherzen" von A. W. v. Schlegel verwechseln muß.

Herr von Schlegel hat für nöthig gefunden, sich im Epilog gegen die Voraussetzung zu verwahren, daß seine Scherze "aus schwarzem Herzen" kommen.

"Nur ein poetisch Feuerwerk
War, Publicum! mein Augenmerk.
Doch ärgerst du dich an den Scherzen,
Als kämen sie aus schwarzem Herzen,
So geh' ich Dir zu Leib im Ernst,
Damit Du Spaß verstehen lernst."

Wenn Hr. v. Schlegel mit seinem Spaß lebende Schriftsteller heimsucht, so wird man es den Angegriffenen überlassen müssen, ob sie von dem Spaß Notiz nehmen, wie sie ihn verstehen und ob sie ihn erwiedern wollen. Was aber Hrn. v. Schlegels Art über die Todten zu spaßen betrifft; so ist es die Pflicht der Kritik, solchen Spaß näher zu beleuchten.

Es ist zunächst Schillers Andenken, das Hr. v. Schlegel zur Zielscheibe seines Witzes auserſehen hat. Es hat ihm gefallen, das Publicum darauf aufmerksam zu machen, daß Schillers Verse von schlechten Reimen, seine Prosa von Provincialismen nicht ganz frei ist. Er hat bis zum Jahr 1831 die Entdeckung in seinem Pult aufbewahrt, und fördert sie nun zu Tage.

"Wenn Jemand Schooße reimt auf Rose;
Auf Menschen, wünschen; und in Prose
Und Versen schillert: Freunde! wißt,
Daß seine Heimath Schwaben ist."

Bis zum laufenden Jahre hat er auch gezögert, das Publicum über den Werth der Uebersetzungen aufzuklären, mit welchen Schiller seine müssigen Stunden auszufüllen pflegte.

"Nur wenig Englisch weiß ich zwar,
Und Shakspeare ist mir gar nicht klar:
Doch hilft der treue Eschenburg
Wohl bei dem Macbeth mir hindurch.
Ohn' alles Griechisch hab' ich ja
Verdeutscht die Iphigenia.
Lateinisch wußt ich auch nicht viel,
Und zwängt' in Stanzen den Virgil."

Und noch einmal: —

"Macbeth ist aus den Fugen: Schmach und Schande,
Daß ich zur Welt, ihn einzurichten, kam!"

Ferner thut Hr. v. Schlegel kund, daß Schiller in der Gelehrsamkeit gegen den Crösus Friedrich Schlegel ein wahrer Irus gewesen: —

"Unwissend darfst du Friedrich Schlegel schelten?
Wie? meinst du selber für gelehrt zu gelten?
Du warst verblendet, daß es Gott erbarm!
Der Bettler Irus schilt den Crösus arm."

Wenn Hr. v. Schlegel denkt, etwas Neues zu sagen, indem er bemerkt, daß in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller gar zu viel Unbedeutendes aufgenommen worden, so mag man ihm die kleine Eitelkeit verzeihen. Aber man muß voraussetzen, daß er den Briefwechsel nur aus böswilligen Berichten Anderer kennt, daß er nie eine Seite darin gelesen hat, wenn er meint, das Verhältniß der beiden Männer bezeichnen zu dürfen, wie er es im Folgenden thut: —

"Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller, dem schwächlichen nickt Goethes olympisches Haupt."

Glaubt Hr. v. S. endlich etwas Witziges, glaubt er etwas Erträgliches gesagt zu haben, wenn er die folgenden Zeilen hinwirft:

Gescherzte Unsterblichkeit.
"So lang es Schwaben giebt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben."

In einer Imitation von Bürgers schlechtester Manier sucht Hr. v. Schlegel eine Hypothese von Niebuhr lächerlich zu machen. Die Ballade ist, wie er selbst bemerkt, im Jahr 1827 gedichtet; er hat aber mit der Bekanntmachung gezögert, bis Niebuhr das Auge geschlossen. Den ersten Schmerz über den unersetzlichen Verlust, der weit über die Gränzen des deutschen Vaterlandes hinaus betrauert wird, unterbricht Hr. v. Schlegel — wie männlich und ritterlich! — durch seinen literarischen Scherz.

Die Nation wird den Versuch, auf solche Weise zu ihrer Unterhaltung beizutragen, mit entschiedener Verachtung zurückweisen. Der Herausgeber des Musenalmanachs hätte Das begreifen müssen, ehe man es ihm von allen Seiten her in's Ohr ruft. Oder wo ist der Schriftsteller, der bei dem Bewußtsein eines redlichen Wirkens, wie wenig auch sein Talent ihn zur Berühmtheit führen mag, die Autorschaft solcher Xenien gegen seine Unberühmtheit eintauschen möchte, wenn ihm Hrn. v. Schlegels ganze Celebrität in den Kauf gegeben würde?

In solchem Sinn haben wir es für Pflicht gehalten, unumwunden unsern ganzen Gedanken auszusprechen. Sollte das Publicum nicht einstimmig in dem Urtheil sein, das wir zu vertreten glaubten, sollte es entscheiden, daß einer so bedeutenden Illustration gegenüber sittliche Rücksichten, von denen wir ausgingen, nicht anwendbar sind, so wird, was wir zu hart ausgesprochen, verdientermaaßen zehnfach auf uns selbst zurückfallen.

Wenn aber das Publicum übereinstimmt, und wenn es, wie es nicht aufhören wird, zugleich der Verdienste August Wilhelm Schlegels dankbar sich erinnert, so wird es dieser letzten beklagenswerthen Mißgriffe zu vergessen suchen; es wird wiederholen, was Claudius*) seinen scharfen Antixenien mildernd beigefügt: —

"Doch thut es leid mir um den Mann,
Und wollt ich gern er hätt' es nicht gethan."

---

*) Ein Beispiel, das auch Middleton (Free Inquiry, Introd. LVIII.) commentirt, erzählt Ambrosius in der Gedächtnißrede auf Satyrus 1, 43. (Werke II, 1125).

*) Urians Nachricht von der neuesten Aufklärung nebst einigen andern Kleinigkeiten. (1797) S. 14.

Wort eines Deutschen über Mrs. Siddons.

Die zahlreichen englischen Lobredner der Mrs. Siddons, von denen mir keiner bekannt geworden, sagen nicht zu viel von ihr aus, wenn sie bezeugen, sie sei im hohen Verstrauerspiel eine so vollkommene Schauspielerin gewesen, als je die Bühne betrat. Sie besaß eine hohe, volle, junonische Gestalt, von vollendeter Schönheit und Bedeutung, wie sie als tragische Muse in Sir Joshua Reynolds' meisterhaftem und überaus ähnlichem Gemälde hervortritt. An ihr blieb dem großen Künstler nichts zu verschönern übrig, um ein Ideal aufzustellen. Wer sich der Mousel erinnert, als sie, in den letzten siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Bewunderung Berlins und sogar Engels und Meils erregte, kann sich einigen Begriff von dieser noch glänzenderen Erscheinung machen. Ihre Stimme war melodisch, tönend, umfassend, erhebend und herzergreifend; ihre Declamation musterhaft; und ihr großes, sprechendes Auge, ihre anständige und graziöse Bewegung, erhöhten die Würde einer so edeln Declamation. Ich vermißte nichts an ihr, so lang' ich sie sah und hörte. Wo ich nicht umhin konnte, einige Convention neben so viel schöner Wahrheit zu bemerken, schrieb ich sie willig, nicht auf Rechnung einer zu eigensinnigen Kunst, sondern auf die nothwendigen Bedingungen des Verstrauerspiels. Die Meisterin Maucour, die Schröder-Stolmers, die Unzelmann-Bethmann, hätten mich freilich belehren sollen, es sei der Begeisterung möglich, auch in diesem den Ausdruck ungekünstelter Natur aufzufassen, ohne die Gesetze des gehaltenen Sylbentanzes zu übertreten, und eine Art Doppelvortrag einzuschwärzen; worauf sich Talma und seine Schule kein Gewissen machten, indeß ich ihnen die Absolution von ganzem Herzen ertheilte. Doch auch sie blieben tief unter der Kunsthöhe unserer beneidenswürdigen Tage, die allen Unterschied aufhebt, und schlichte Prosa declamirt, als ob es Verse wären. An der Darstellungsweise der großen Britin vermocht' ich mich nur, bei heftigen Ausbrüchen des Schmerzens, mit einem lauten, unartikulirten, anhaltenden Schluchzen, einem wirklichen Uhuhu, nicht zu befreunden, das ohne allen Widerspruch ächter Natur war, aber Natur eines Mädchens, das der Ruthe entwachsen zu sein glaubt, und durch eine unbarmherzige Zuchtmeisterin von ihr überrascht wird; nicht aber einer tragischen Heldin, die, gleich der Iphigenie des Euripides, auch im Fallen noch bedacht sein sollte, mit Anstand zu fallen. Ein einzigesmal hätte man ihr sogar Ueberstudirtheit vorwerfen können. Ihre Hand war weiß und gepflegt, und so verhältnißmäßig gebildet, als ihrer Gestalt zukam. Maler, Bildhauer, Kenner des Körperbaues, würden sie fehlerhaft gefunden haben, wenn sie dieses Maaß nicht erreicht hätte. Dennoch gefiel es ihr, als Schlafwandlerin Macbeth, die allerdings von einer kleinen Hand zu sprechen hat, deren Blutgeruch keinem arabischen Balsam weicht, nicht den Rücken der Hand, sondern die zusammengedrückten Fingerspitzen an ihre Nase zu führen; worüber sich ein Gott der obern Gallerie einen sehr ungöttlichen Zuruf erlaubte. Uebrigens waren diese Rollen, die Volumnia des Coriolan, die Königin Katharina Heinrichs VIII., die Porcia des Kaufmanns von Venedig, die Isabella des Fatal marriage, die Belvidera des Venice preserv'd, die Grecian daughter, solche Triumphe ihrer Kunst und Natur, wie sie gewiß von wenig Auserwählten, und von diesen nur selten gefeiert, und schwerlich jemals übertroffen werden. Was Worte nicht auszudrücken vermögen, und mir ewig einzig scheint, war die letzte Scene der Belvidera, wo die Hinrichtung ihres Gatten, in einer ihr allein sichtbaren Vision, vor dem Seherblick ihres Geistes auftauchte, und durch sie allen Zuschauern lebendig ward. Das gränzte an ein Wunder: so etwas muß man erlebt haben, um daran zu glauben! Dieses Verhältniß ist freilich von Otway so großartig und kühn erfunden, daß etwas zugleich so wahres und so erschütternd tragisches, weder in der Vergangenheit, noch in der Zukunft aufgewiesen werden mag: aber es bleibt nicht weniger unumstößlich, daß wenn nicht alle geistigen und körperlichen Gaben der Natur zusammentreffen, die sich in der Siddons vereinigten; wenn nicht sie, gerade sie, von Neuem geboren, von Neuem so gebildet wird, wenn die Breite eines Haares daran fehlt, auch die schönste, kunstbegabteste und genialischeste Schauspielerin verzweifeln muß, ihr in dieser Scene gleich zu kommen. Mir gebricht Zeit und Lust, lange vernachlässigte, tief bestäubte Papiere durchzuwühlen, um die vorzüglichsten Rollen des feineren Lustspiels aufzusuchen, in denen sie, freilich seltener als im Trauerspiel, auftrat. Sie benahm sich ja in allen Gesellschaften des höheren Lebens, die sich um ihre Gegenwart bewarben, mit dem ungezwungenen Anstande, der die gebildete Dame bezeichnet und unterscheidet; und schon ihre Porcia im Kaufmann von Venedig, die meiner Erinnerung am lebhaftesten vorschwebt, verbürgte, daß sie auch in diesem Fache nichts zu wünschen übrig ließ. Daß die richterliche Anrede an Shylock, die Empfehlung des zwiefach gesegneten Mitleids, von solchem Munde, mit so viel Wohllaut, unerkünstelter Innigkeit und bewußtloser Erhabenheit gesprochen, des beseligenden Eindrucks nicht verfehlen konnte, bedarf der Erwähnung kaum. Sie ergriff alle Herzen, alle Lippen beteten sie leise nach; alle Augen wurden von Freudenthränen feucht, und endlich mußte sich das Publicum durch einen Beifall Luft machen, der Minuten lang anhielt, immer von Neuem ausbrach, und der Darstellung gebot, eine Zeitlang still zu stehen. So viel unangeworbene Theilnahme zeigt sich nur in London und in Wien! Zu ihrem und ihres Bruders Benefiz gefiel es ihr zuweilen, auch den Soccus anzulegen, und im Nachspiel als Kitty im abgekürzten Taming of a shrew aufzutreten. Der eingefleischte Termagant war sie Zug vor Zug, die hartnäckige, widerspenstige, schwer unterjochte böse Sieben. Aber an ihre wirkliche Besserung glauben, ihren Bändiger beneiden, konnte man nicht. Gott sei ihm gnädig, wenn seine Kraft einen Augenblick ermattet! Es war ihr nicht gegeben, gleich der entzückenden Muse des Lustspiels, der Zauberin Jordan, über weibliche Unart alle Liebenswürdigkeit auszugießen, derentwegen man sie mit keiner Artigkeit in der Welt vertauschen mögen; oder wie die Neumann-Haizinger den Zuschauer zu zwingen, daß er an das gute Herz des lieblichen Trotzköpfchens glaube, er mag wollen oder nicht, und sich am Ende selbst gestehe, er würde sie nicht weniger verzogen haben, als ihr Vater, und wahrscheinlich noch mehr. Die Siddons, hätte Lessing gesagt, glich einem Flügelmann, der mit dem Gewehr eines Cadetten exercirt.

> We ne'er shall look upon her like again.
> But never should we take for all in all
> One single human being!

Fr.

Mittheilungen aus meinem Tagebuche zunächst für Freunde und Bekannte, über meine zweimalige Reise von Rotterdam nach Batavia u. s. w. Von Dr. Strehler. Nürnberg, 1832. Campe.

Dieses Buch wird den Freunden und Bekannten des Verf. in Nürnberg, denen ein Schiff ein nie gesehenes, eine Seereise ein unerhörtes Ding ist, eine so belehrende als angenehme Unterhaltung gewähren. Wer indessen Starboard von Larboard zu unterscheiden weiß, dürfte die Erörterungen etwas zu weitschweifig finden. Seine Vergnügungen an Bord, die vorkommenden Naturgegenstände (mit Beziehung auf Bertuch's Bilderbuch) schildert er mit unerschöpflicher, aber stets gutgelaunter Gesprächigkeit. Ueber die Lebensart der Bewohner von Batavia, über die dortige schöne Welt, den Charakter der Eingebornen, auch über ihre Religion, meldet er manches Wissenswürdige, auf daß das Wort von Helvetius sich bewähre, "ce qui est religion aux Indes,

est conte à Nuremberg.“ Auf Neuheit der Beobachtungen macht er keinen Anspruch; doch wird sein Buch die Mühe des Durchblätterns lohnen. Auf der Rückreise hat ihn ein Besuch auf St. Helena bis zur Poesie begeistert. Als Probe seiner Prosa geben wir seine Beschreibung der Batterie:

„An der rechten Wandung der Schlucht, in der die Stadt liegt, befindet sich auf einer etwas abgeplatteten Bergspitze eine Batterie, Latherhill-fort genannt, zu dieser führen in Umwegen angelegte Bergstraßen, aber zugleich auch an der fast senkrecht aufsteigenden Wand eine mit Anstrengung und Kunst angelegte Treppe von 637 Stufen. Rechts und links der Treppe ist auch eine Bahn angebracht, um vermittelst Räderegetriebe von oben den täglichen Proviantkarren hinaufzuwinden. Da diese Treppe gerade vor unserm Salomon Hotel beginnt, so hatten wir von den Fenstern desselben Gelegenheit, die Menschen wie Ameisen auf und nieder wandeln zu sehen, und zu bemerken, daß das Hinaufsteigen langsamer geht, als das Herablaufen, in welchem letztern Manche sehr gewandt schienen. Für unsere Damen war es räthlicher, diese Tour nicht mitzumachen, und uns lieber vom Fenster aus zuzusehen. — Die ersten 50 Stufen sind in einem Zuge erstiegen, und man verweilt nicht lange auf der ersten Ruhebank; ist man die hundertste Stufe vorbei, hat sich der Muth schon ziemlich abgekühlt, der Körper aber erhitzt; bei zweihundert beginnen schon die Kniee zu fühlen, was sie thun, und man ruht allmählig in kleinern Absätzen; nun steigert sich die Anstrengung von 20 zu 20, dann von 10 zu 10 und zuletzt von Stufe zu Stufe, bis man die letzte athemlos mit zitternden Knieen erreicht hat. Hochathmend blickt man hinab in das Thal auf die Puppenhäuschen. — Wir besahen nun die Bollwerke, die weit größer und ausgedehnter waren, als man sie von unten dafür angesehen hätte. Eine bequeme Kaserne mit einem geräumigen Exerzierhofe, nebst vielen Nebengebäuden und Wohnungen finden sich in gemächlichen Räumen auf dieser Bergplatte, die man von unten nicht für so breit ansieht. Schweres Geschütz ist auch hier in Menge aufgepflanzt nach allen Richtungen in die See hinaus, und fast senkrecht unter diesem liegen die Schiffe wie kleine Nachen da. Von dieser Seite aus ist jede feindliche Annäherung unmöglich, man darf bloß nur Steinmassen hinunterwälzen, um die Schiffe und Boote zu zerschmettern. — Auch ein Telegraph (die Correspondenz geschieht mit Flaggen) ist auf dieser Höhe, der mit zwei andern correspondirt, was wir so eben sahen. Auf unsere Frage, was rapportirt worden sei, antworteten uns die Unterofficiers, daß dort am Abhange des Berges ein Mann gehe, den man weiter beobachten solle, sie ließen uns durch das Fernrohr den Mann wandeln sehen. Wir wunderten uns über diese Genauigkeit, worauf die Soldaten uns versicherten, daß es bei Napoleons Lebzeiten erst strenge gewesen, wo jede Bewegung auf Longwood berichtet worden sei. Sie erzählten uns, daß sie unser Schiff schon 2 Tage vorher in See gesehen, also zu gleicher Zeit, wie wir die Insel erblickten, waren auch wir gesehen, und daß man bei klarer Luft auf 50 deutsche Meilen weit mit dem Fernrohr ein Schiff erkenne; daß unser gestriger Zug nach Longwood ebenfalls beobachtet worden sei. — Bei solcher Wachsamkeit ist es nicht denkbar, daß Napoleon je hätte entweichen, und deswegen der Gouverneur seinen Kopf verlieren können; denn in einem Augenblick ist jede Bewegung auf der Insel durch die Telegraphen mitgetheilt, ihren Fernröhren entwischt keine Maus, und durch so viele hundert Kanonenmündungen, deren Sicherheit die Natur begünstigte und Kunst und Mühe befestigt hat, war jede Annäherung der Schiffe unmöglich gemacht. Hätte sich auch selbst ein Boot unter Wasser genähert, so hätten hundert Argosaugen geblendet werden müssen, die Telegraphen in Schlaf gelullt, ihre Fernröhre verstopft und auf Longwood selbst hätte ein persönlicher Abdruck Napoleons für die ersten Augenblicke der Entweichung die Wachen täuschen müssen, wenn solcher wirklich dem Krater, worin der Nationenzorn ihn warf, hätte entkommen können. Wer hier gewesen ist, erkennt die Wahrheit dieser Schilderung, während Tausenden es Uebertreibung scheinen mag. Gibraltar soll, wie mein Capitain als Augenzeuge mich versicherte, ein Nichts gegen dieses Felsennest sein, zu dem die Natur nur an einem einzigen Puncte den Zugang erlaubte. — An eine Eroberung, wenn die Besatzung nicht schläft, ist nicht zu denken, und auch vor dem Hungertode schützt sie doch der hie und da fruchtbare Boden, nur Schiffe und Munition könnten ihnen abgeschnitten werden; erforderte aber eine bedeutende Seemacht und stete Kreuzung um diesen Klumpen herum.“

Quellensammlung zu dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes. Herausgegeben von Johann Ludwig Klüber.

Wir glauben nichts ganz Unnützes zu thun, wenn wir in der Beleuchtung einiger Puncte fortfahren, über die bei Unterrichteten ein Mißverständniß obzuwalten, und bei Vielen der Besseren eine vage Besorgniß des Schlimmsten sich eingeschlichen zu haben scheint.

Wie sehr es an der Zeit ist, den in unserm letzten Blatt vorzugsweise hervorgehobenen constitutionellen Gesichtspunct in's Auge zu fassen, mag man daraus abnehmen, daß ein so eifriger und aufrichtiger Freiheitsfreund, wie Rotteck, vom gerechten Unmuth über manche getäuschte Erwartung zu so bitterm Tadel sich hinreißen ließ, wie die folgende Stelle ihn ausspricht: —

„Ein Anker der Rettung vor europäischen Dictaten blieb noch übrig, nämlich die, in anderer Rücksicht dem Gemeinwohl gefährliche, Bestimmung, daß in wichtigeren Dingen nur die Unanimität der Bundesglieder entscheiden könne. Hiedurch wird wenigstens jeder einzelne Staat, dessen Regierung den Interessen und Rechten ihres Volkes aufrichtig befreundet ist, vor Rechtlosigkeit bewahrt. Das jetzt lebende Geschlecht findet sich hiedurch beruhigt. Sollte aber jemals (was freilich nicht zu besorgen, aber gleichwohl bei der Prüfung der Bundes-Verfassung als ideale Möglichkeit aufzustellen ist) den sämmtlichen Fürsten gefallen, (die vier freien Städte würden ihre eine Stimme schwerlich dagegen zu erheben wagen,) die ganze deutsche Nation für leibeigen zu erklären; so wäre solches, da diese Nation durchaus keine Vertretung oder lebenskräftige Stimme am Bundestage hat, dem äußern oder formellen Recht des deutschen Bundes nicht zuwider.“ *)

Es hat uns leid gethan, beim Durchblättern des Abschnitts, dessen freie Sprache übrigens Achtung gebieten wird, selbst wo sie keinen Beifall findet, auf eine Stelle zu stoßen, die so offenbar den Stempel des flüchtigeren Urtheils trägt, und ihrem Zweck, die unbefangene Prüfung zu fördern, entgegenwirken muß. Der Schritt, dessen ideale Möglichkeit wir, wenn sie bejaht werden soll, mit der moralischen nicht zu verwechseln bitten, würde vor allen Dingen die Aufhebung sämmtlicher bestehenden Verfassungen voraussetzen. Ist es denkbar, daß ein Minister, der es wagen sollte, eine Instruction in solchem Sinn zu ertheilen, nicht eben damit seine Vorladung vor den obersten Staatsgerichtshof unterzeichnet hätte, um seine Stelle auf der Armensünderbank wohlverdientermaßen einzunehmen, eine Stelle, die seine Collegen in anderen Staaten schwerlich Lust haben dürften mit ihm zu theilen? Wir stellen der grellen Voraussetzung die grelle Consequenz entgegen. Aber, ganz abgesehen davon, ist es das Bundesrecht selbst, das, in klar ausgesprochnen Worten, bestimmt, daß die Verfassungen nur auf verfassungsmäßigem Weg abgeän-

---

*) In der neuesten Ausg. der Weltgeschichte IX, 344.

dert werden können. Um aber die Verfassung mit Bundesverpflichtungen in Collision zu bringen, bedürfte es nicht nur der Unanimität der Fürsten, sondern der Unanimität verantwortlicher Minister, über deren Haupt die Strafe des Hochverraths schweben würde.

Wenn wir neulich nicht ganz umsonst geschrieben haben, so dürfen wir hoffen, daß die Wiederholung solcher Behauptungen, wie die eben genannte, seltner werden wird.

Von einer andern Seite her analysirt man die Zusammensetzung der Stimmen, durch welche ein Beschluß im Plenum zu Stande kömmt. Der folgende Paragraph aus einer andern Schrift von Klüber giebt diese nicht uninteressante Analyse, mit Nachsätzen, die wir mit ein paar Bemerkungen begleiten werden: —

"Für den Antheil an den Beschlüssen der B. V., welcher jedem Bundesglied durch sein Stimmrecht zukömmt, ist in dem Plenum nicht dasselbe Verhältniß festgesetzt, wie in dem engern Rath. Die Verschiedenheit, in Zahlen ausgedrückt, ist (Hessen-Homburg im Plenum mitgezählt) wie folgt. 1) $\frac{4}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17} = \frac{4}{68}$ in dem engern Rath, hat Oesterreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Hannover, Wirtemberg. 2) $\frac{3}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17} = \frac{4}{68}$ im engern Rath, hat Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Holstein, Luxemburg. 3) $\frac{2}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17 \cdot 2} = \frac{2}{68}$ im engern Rath, hat Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Nassau. 4) $\frac{1}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17 \cdot 5} = \frac{1}{85}$ im engern Rath, hat Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, Sachsen-Coburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen. 5) $\frac{1}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17 \cdot 2} = \frac{2}{68}$ im engern Rath, hat Mecklenburg-Strelitz. 6) $\frac{1}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17 \cdot 6} = \frac{1}{102}$ im engern Rath, hat Holstein-Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Cöthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt. 7) $\frac{1}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17 \cdot 8} = \frac{1}{136}$ im engern Rath, hat Hohenzollern-Hechingen, Liechtenstein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe. 8) $\frac{1}{70}$ im Plenum, $\frac{1}{17 \cdot 4} = \frac{1}{68}$ im engern Rath, hat Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg. — Hieraus erhellet, daß das Stimmengewicht der ersten dieser acht Classen, in dem Plenum demjenigen in dem engern Rath sehr nahe kömmt; daß in dem Plenum, die zweite Classe am wenigsten, die siebente Classe am meisten begünstigt ist; daß in dem Plenum, wo die wichtigsten Gegenstände zur Entscheidung kommen, die sechs mächtigeren Bundesglieder (der Kaiser und die fünf Könige) zusammen genommen, das Uebergewicht über alle übrigen haben, weil sie mit 24, diese mit 46 Stimmen auftreten, diese also gegen jene die zu einem Beschluß nöthigen zwei Drittheile aller Stimmen (§. 120) nicht erreichen. Trennte sich eines oder das andere der mächtigeren Bundesglieder bei einer Abstimmung von den übrigen seiner Classe, so würde dieser Abgang durch Beitritt aus den übrigen Classen nicht leicht unersetzt bleiben."

In den letzten Sätzen scheint die Annahme zu liegen, daß "der Kaiser und die fünf Könige" durch ihre Stimmen im Stande sein würden, eine Maaßregel gegen das Interesse der übrigen 32 unabhängigen Staaten durchzusetzen. Es fragt sich nun, ist es wahrscheinlich, daß die fünf größeren Mächte in einem und demselben Sinn stimmen würden, bei einer Sache, die für sämmtliche kleinere Mächte nachtheilig werden könnte? Und würde diese Sache, so lange sie nicht bedeutend genug ist, um Unanimität zur Entscheidung zu erfordern, doch so nachtheilig für die andern Staaten sein, und den Vortheilen des Bundes, der gesicherten Selbständigkeit, der garantirten Verfassung gegenüber, irgend genannt zu werden? Sollte es aber um die Verfassungen selbst sich handeln, so ist nicht zu vergessen, daß, was auch dem Mißtrauen der Besorgtesten einleuchten sollte, unter den sechsen vier de facto constitutionelle Staaten sind, mit repräsentativer Verfassung.

Der letzte Satz wird kaum einen Sinn zulassen, wenn nicht die Andeutung darin zu finden ist, daß kleinere Staaten zur Stimmgebung im Sinn der mächtigeren eingeschüchtert werden könnten. Wie wollen Nichts von dem Compliment für die Regierungen sagen, das in dieser Voraussetzung liegt. Wir haben es zunächst mit dem Interesse der Völker zu thun. Und wenn diese es nicht durch ihre Stände, oder in den Freistaaten durch den unmittelbar ausgesprochnen Willen ihrer Bürger, dahin zu bringen wissen, daß ihre Rechte gewahrt, und ihre Selbständigkeit von dem Schandfleck forcirter Abstimmungen unberührt bleiben, so werden sie ein besseres Loos nicht verdienen. Das ist unsre ehrliche, einfache Meinung; wir zweifeln, daß man eine Schmeichelei für die Regierungen oder für die Regierten darin finden wird.

Sollte aber dennoch bei der ungleichen Vertheilung der Stimmen im Plenum eine arrière pensée behauptet werden, so bitten wir um die Erlaubniß, wieder auf eine Parallele verweisen zu dürfen in einem Werk, das einen so reichen Schatz von Erfahrung enthält, daß es leicht die Texte zu einem ganzen Jahrgang politischer Predigten darbieten würde.

Jefferson giebt die Hauptzüge einer Debatte (im Juli und Aug. 1776) über den Vorschlag, daß jeder Provinz nur eine Stimme zustehen sollte.

Chase war der Meinung, man müßte die Fälle der Abstimmung, dem Inhalt der Vorschläge nach unterscheiden. Die kleineren Staaten müßten in allen Fällen, wenn es sich um Leben und Freiheit handle, gleiche Stimme mit den größern haben; bei Abstimmungen, die das Eigenthum betreffen, sollte die Zahl der Stimmen im Verhältniß zur Einwohnerzahl jeder Provinz stehen.

Franklin war ohne Unterschied dafür, daß die Stimmen jeder Provinz im Verhältniß zur Anzahl ihrer steuerbaren Einwohner stehen müßte. Wenn er in einem Staat lebte, wo die Repräsentation, die ursprünglich gleichmäßig gewesen, im Verlauf der Zeit und der Ereignisse ungleichmäßig geworden, so würde er sich eher fügen, als die Verfassung stören; aber man würde sehr Unrecht thun, damit anzufangen, wenn man im Stande sei, das Rechte als Grundgesetz niederzulegen.

Witherspoon sagte: "wenn gleiche Stimmen verweigert werden, so würden die kleinern Staaten Vasallen der größern werden; und die Erfahrung lehrt, daß die Vasallen und Unterthanen freier Staaten in der schwersten Knechtschaft leben."

John Adams: "man behauptet, die Stimmenvertheilung im Verhältniß zur Einwohnerzahl werde die kleineren Staaten in Gefahr bringen: wir antworten, die gleiche Stimmenzahl bringt den größeren Gefahr." Virginien, Pennsylvanien, und Massachusetts, die drei größeren Staaten, seien durch ihre Producte, ihre Lage, ihre Interessen, so verschieden, daß sie kein Interesse haben können, sich zur Bedrückung der kleineren zu vereinigen.

Dr. Rush: die größeren Staaten werden, weit entfernt, sich zu vereinigen, als Nebenbuhler auftreten, und es den kleineren überlassen, ihrem Interesse gemäß einem oder dem andern sich anzuschließen.

Wilson: man habe den Gebrauch der deutschen Reichstage angeführt: das deutsche Reich biete eine Satyre auf alle Staatsverfassung dar; der Gebrauch auf den Reichstagen sei ein hinreichender Beweis, für die Unzweckmäßigkeit eines Vorschlags. Der größte Fehler der niederländischen Verfassung sei das Stimmgeben nach Provinzen. Das Interesse des Ganzen werde beständig dem der kleineren Staaten aufgeopfert. Man frage, ob neun Staaten es in die Macht von vieren legen sollen, sie nach Belieben zu regieren? Er möchte die Frage umkehren, möchte fragen, ob zwei Millionen Menschen es in die Macht von einer Million legen solle, sie nach Belieben zu regieren? Man behaupte ferner, den kleinern Staaten werde von den größeren einige Gefahr drohen. Man möge sich ehrlich ausdrücken, und sagen, der Minorität werde von der Majorität Gefahr drohen. Ob es wohl eine Versammlung in der Welt gebe, in welcher diese Gefahr sich nicht mit gleichem Recht vorschützen lasse? Die

Wahrheit sei, daß die Beschlüsse dann dem Interesse der Mehrzahl gemäß sein werden; und so soll es auch sein. *) — Die Anwendung der in dieser Debatte so gut als erschöpften Gesichtspuncte liegt nahe genug. Die Stimmenvertheilung in der deutschen Bundesversammlung ist offenbar geeignet, die beiden Rücksichten nach Möglichkeit auszugleichen. Auch der kleinste Bundesstaat hat im Plenum seine Stimme, das mehr als **2000** mal größere Oesterreich hat vier Stimmen; so daß keineswegs, wie bei einem der Bevölkerung entsprechenden Verhältniß, die Stimme des kleinsten Staates zu nichte wird.

Die ungeheure Verschiedenheit des Umfangs der einzelnen Staaten ist ohne Zweifel eine große Anomalie; sie kann in manchen Fällen ein Uebel werden. Aber wir haben es nicht unternommen, die Lobredner der bestehenden Bundesverfassung zu machen, sondern nur übertriebene Besorgnisse zu bestreiten, und ungerechte Vorwürfe zurückzuweisen. Wir werden noch Gelegenheit finden, zu zeigen, daß wir über die Unvollkommenheiten der Bundesverfassung keineswegs blind sind; aber es giebt Beruhigungsgründe, die wir mit den Worten eines Patrioten vortragen wollen, der sie in bedenklichen Zeiten, bei nicht geringeren Unvollkommenheiten der alten Reichsverfassung aufgestellt hat: —

"Wann bei allen zusammengesetzten Staatsverfassungen das principium agendi, wo nicht schwächer, doch langsamer wirkt, als bei einer solchen, wo die gesetzgebende Macht näher concentrirt ist, so gilt dieses ganz vorzüglich bei einer Staatsverfassung, wie die unsrige, die sich von allen andern, sogar Britannien, den vereinigten Niederlanden und der Eidgenossenschaft dermaaßen unterscheidet, daß man sie in Vergleichung mit den übrigen bekannten Regierungsformen, wohl Statum politicum præter-naturalem nennen könnte.

"Freilich haben wir nur Eine Feder in der Uhr unserer Verfassung, so viele Räder müssen aber erst aufgezogen, so viele Gewichter erst angehängt werden, bis sie in Bewegung kommen kann, daß sie dadurch natürlicher Weise immer um einen halben Tag später geht, als alle übrige in Europa.

"Freilich ist das Wort und Gedanke von Freiheit in aller Herzen und Mund, alsdann aber, wo es um deren Rettung oder Behauptung ihres gesetzmäßigen Genusses gilt, geht der Streit erst an: was Freiheit sei? und welcher von beiden kämpfenden Theilen den andern mit der wahren und stärksten Gefahr seiner Freiheit bedrohe?

"Soll man deßwegen wünschen, daß unsere Uhr lieber gar still stehe, als zu langsam gehe? daß von Freiheit gar nichts mehr gehöret, als daß darüber gestritten werde? Gehts nur allzuoft über den richtigen und gebahnten Weg hinaus, sind die aufgeworfene Fragen oft frivol und Zweifel gemacht, wo keine waren, mischen sich unläugbare Leidenschaften und ungerechte Absichten mit unter, werden die Sätze oft auf beiden Seiten übertrieben, ist ein unparteiisches Publicum in Deutschland, wegen des Unterschieds von Religion, Dienst und Erziehung und der daraus entspringenden unzählbaren Vorurtheile, nur in der allzeit kleinen Anzahl wahrer Biedermänner zu suchen, wird Zank und Streit, Widerspruch und Mißverstand nie unter uns aufhören: So ist es doch das Zeichen, daß wir noch leben, daß wir uns noch regen, noch reden und widersprechen, noch zanken und streiten dürfen, so ist es das alcali und acidum unsers politischen Körpers, das ihn vor den Anwandlungen des Torpors, der tödtlichen Entkräftung, vor der Gefahr einer gänzlichen Verwesung bewahrt, so ist es das Zeichen, daß wir noch einen gemeinsamen Geist haben, der uns nicht gleichgültig bleiben läßt, wann wir unsern Antheil an dem gemeinen Schatz der Freiheit zu verlieren besorgen müssen." *)

Hoffen wir denn, daß wenn wiederum "der Geist herniederstiege," er dieses Mal mit einer Kunde von besserer Vorbedeutung sich emporschwingen dürfte, als jenes schönste Lied zur Feier des nahen Gedächtnißtags der Leipziger Schlacht vorhersagt: —

"Nicht rühmen will ich, nicht verdammen;
Untröstlich ist's nicht allerwärts;
Denn manches Auge sah' ich flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz!"

*) Jefferson's Writings. I, 25 — 27.

*) (K. v. Moser's) Patriot. Briefe. 1767. S. 55—58.

Bewährte Vorschrift wider die Furcht vor der Cholera. Von dem Medicinalrath Dr. F. L. A. Koeler in Celle.

Unsern auswärtigen Lesern ist bereits bekannt, daß die asiatische Cholera in dieser Stadt ausgebrochen ist. Unter diesen Umständen werden sie uns vielleicht fragen, ob die Vorschrift des Verfassers sich hier bewährt hat? Die Vorschrift ist eine poetische; die im Musenalmanach gänzlich vernachlässigte Heldin des Tags hat ihren Dichter gefunden. Uns gebricht zwar die Zeit, wohl auch in diesem Augenblick die Laune, den fünf und sechszig Distichen des Verf. eine ausführlichere Anzeige zu widmen. Aber wir dürfen ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er in edler und gewählter Sprache vorgetragen hat, was dem gesunden Sinn sich warnend, und wiederum beruhigend darstellt; daß er gerade so vielen Humor einzumischen gewußt hat, als der Ernst des Gegenstandes verträgt. So hat er die Kritik nicht zu scheuen, die er übrigens jedenfalls durch sein Schlußwort entwaffnet hätte: —

"Wenn ich zu viel Dir versprach, o Leser, zu wenig Dir reichte,
(Neuer Entdeckungen Reiz fehlet ja meinem Versuch)
Zürne mir nimmer darob! Uralte, vergessene Wahrheit,
Ueberwieget an Werth immer den neuesten Wahn.
. . . .
Merke mein Schlußwort Dir, das erprobte: Gefahren besieget
Wahrlich ein freudiger Muth eher, als zagende Furcht."

Für unsre Freunde in der Nähe haben wir nur Weniges hinzuzufügen. Daß die Krankheit in milderer Form aufgetreten, daß sie im Verhältniß zu andern Städten bis jetzt nur wenige Menschen ergriffen, nur wenige Opfer gefordert hat, haben wir mit Dank gegen die Vorsehung anzuerkennen, ohne uns darum in eine Sicherheit einwiegen zu lassen, die bei veränderten Einflüssen, wie sie die Wissenschaft noch nicht zu berechnen versteht, leicht schmerzlich getäuscht werden könnte. Das dürfen wir indessen rühmen, daß die Zweckmäßigkeit der zeitig getroffenen Anstalten, die offene Rechtlichkeit, mit der die Sache behandelt worden, zur allgemeinen Beruhigung nicht wenig beigetragen hat; daß dem Vorurtheil, das etwa noch im Volk sich findet, auf eine Weise entgegengearbeitet wird, die für den, alle Classen durchdringenden Bürgersinn das schönste Zeugniß giebt. Allgemeine Genugthuung hat ferner die von Hannoverscher Seite erfolgte Aufhebung der Sperre gegeben.*)

Der Wunsch, daß dieses Beispiel Nachahmung finden möge, liegt sehr nahe. Aber es ziemt uns nicht, Maaßregeln zu verwerfen, die wir, so lange sie hier gesetzlich bestanden, vertheidigt haben, wie wir jede gesetzliche Anordnung vertheidigen würden, so lange wir von ihrer Unzweckmäßigkeit nicht überzeugt sind. Mögen in jedem Staat Gründe und Gegengründe reiflich abgewogen werden, möge das Gemeinnützigste, selbst wenn Einzelne darunter leiden, obsiegen! So empfehlen wir denn, ernster gestimmt, aber mit jenem Vertrauen, das vorzugsweise der ernsteren Betrachtung der Ereignisse entspringt, unsre Freunde, nah' und fern, einer höheren Obhut.

*) Damit contrastirt auf seltsame Weise der Umstand, daß, gewiß durch ein Mißverständniß, von den Behörden eines andern Nachbarstaats, durchräucherte Briefe und Papiere zurückgewiesen sind — ein Beispiel, das, seit man in civilisirten Staaten an Desinfection gedacht hat, einzig in seiner Art ist.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.



Kritische Blätter der Börsen-Halle.

69. Hamburg. Montag, den 24. October. **1831.**

Inhalt.

Versuch einer Geschichte der europäischen Colonien in Westindien, nach den Quellen bearbeitet. Von C. C. Meinicke. Weimar, Industrie-Comtoir, 1831. 784 S. gr. 8.

Der Verf. hat seine Aufgabe, die Entstehung und allmählige Ausbildung der westindischen Colonien zu schildern, wohl verstanden, und die Hülfsmittel, welche die Königliche Berliner Bibliothek ihm darbot, mit Fleiß und Umsicht benutzt. Er wollte versuchen, und glaubt der erste zu sein, der versucht hat, die Colonisten nicht ausschließlich aus dem Gesichtspunct ihres Mutterlandes zu betrachten, sondern ihre inneren Verhältnisse zu entfalten, welche mit jenem nie ganz im Einklange, oft im grellen Widerspruch stehen. Das konnte nicht anders sein. Die Europäer, welche den Boden der Antillen zuerst betraten, waren kriegslustige, von National- und Religionsvorurtheilen entflammte Spanier, die Ostindien suchten, und sich eine Zeitlang gar nicht überreden konnten, Westindien gefunden zu haben. Der Ruf ihrer, besonders auf dem Festlande America's erbeuteten Reichthümer, führte gewinnsüchtige Abenteurer in die Nähe ihrer Besitzungen, die anfangs offenen Handel mit ihnen trieben, als dieser untersagt ward, verstohlenen, und als auch dem gewehrt werden wollte, Seeräuberei und Freibeuterei. Sie bedurften des Schutzes, der Unterstützung, des Zuwachses an Mannzahl, aus ihrer Heimath; und erhielten diese unter Bedingungen der Abhängigkeit, die anfangs Gebern und Empfängern gleich vortheilhaft schienen, und in der That Gesittigung, Ordnung und einen gesellschaftlichen Zustand herbeiführten, der den Künsten des Friedens, des Feldbaues, der Gewerbthätigkeit allmählig erlaubte, an die Stelle zerrüttender Fehden zu treten, und neben dem Schwert auch die Pflugschaar, den Spaten und die Hacke zu beschäftigen. Von mehr als einem Lande ausgegangen, an Nationalcharakter, religiösen und bürgerlichen Begriffen und Gewöhnungen, innerer und äußerer Thätigkeit und Kraft, durchaus verschieden, blickte eine dieser Colonien mit Scheelsucht auf die andere, jeder unter ihnen abgeschlossene Vertrag war eigentlich nur Waffenstillstand; jeder Krieg in Europa erregte wenigstens den Krieg der Colonien, wenn er ihn nicht sogar veranlaßte. Das zog ewigen Wechsel der Dinge nach sich, und hatten einmal die europäischen Mächte sich verglichen, war kein fremder Feind mehr zu bekämpfen, so traten ihre eigenen Colonien, bald mit großem Recht, bald mit schreiendem Unrecht gegen sie auf. Beides ist, selbst bei der größten Vorsicht und unter scheinbar günstigen Umständen, auf die Länge nie zu vermeiden, bei den allergünstigsten gerade am allerwenigsten: denn es liegt unvertilgbar in der Eigenthümlichkeit beseelter Wesen. Die Geister, welche, zufolge des Berichts mehr als einer uralten Sage, von der Gottheit abfielen; standen keinesweges auf einer niedern Bildungsstufe. Ihre Kraft konnte gebändigt, ihr Sinn konnte nicht umgeschaffen werden, und Ahrimans Thätigkeit dauert fort, bis zum Ende alles Bewußtseins. Wären alle Tugenden befriedigt, wie sie nie gewesen und in der Wirklichkeit nie sein können, so würden alle Untugenden hinreichen, um Unzufriedenheit zu wecken und zu nähren. Jeder in sich abgerundete, nicht ringsum eingeschlossene Landestheil, der sich stark und wohlhabend genug fühlt, um der Abhängigkeit nicht länger zu bedürfen, wird tausend Gründe für einen anzuführen wissen, sich unabhängig zu machen, und nie fehlt es ihnen an wohlgesinnten und schadenfrohen Freunden und Rathgebern, die Oel in's Feuer gießen. So verhält es sich mit den Antillen, die wenigen, kleinen und an eignen Erzeugnissen nicht reichen, dänischen und schwedischen ausgenommen; die von ihren europäischen Schutzherren mit weiser, aber nothwendiger Enthaltsamkeit und Schonung behandelt werden, und an deren Erhaltung in ihren gegenwärtigen Verhältnissen, besonders in Kriegszeiten, damit doch dem Verkehr eine gefahrlose Freistätte übrig bliebe, der gesammten Handelswelt fast noch mehr gelegen ist, als den Staaten von denen sie abhängen. Schon aus diesen flüchtigen Andeutungen ergiebt sich, daß einem Geschichtschreiber Westindiens, wie gerechtigkeitliebend er sein mag, dessen europäisches oder nichteuropäisches Vaterland selbst Besitzungen in Westindien hat, nicht leicht fällt, die Wage seines Urtheils im Gleichgewicht zu erhalten; und daß ein unbetheiligter Deutscher weniger Vorurtheile zu besiegen hat, um das Wagstück zu unternehmen. Aber ein Wagstück bleibt es immer, das immer unvollkommen bleiben muß, da ihm schlechterdings keine Materialien vorliegen, als einseitige und parteiische Berichte. Hr. M. hat alles aufgeboten, um sie zu sichten, und sein reiner, aufgeklärter Sinn verläugnet Wahrheit und Recht in keiner Aeußerung. Sein Buch ist zu allgemeiner Uebersicht brauchbar. Es veranlaßt jedoch den Wunsch, daß ein Deutscher, dem mehr Hülfsmittel zu Gebote stehen, der sich in der glücklichen Lage befindet, die Ebeling berechtigte, in seiner Erdbeschreibung Nordamerica's, das möglichst vollkommenste Werk dieser Art aufzustellen, mit Ebelings Sorgfalt Westindien beleuchten möge. Wir wünschen, daß ein solcher sich dazu anschicke, daß er schon jetzt den kaum übersehlichen Stoff sammle und ordne, den er verarbeiten will. Sein eigener, gesunder Sinn wird ihm sagen, wie gerathen es sei, damit zu zögern. Die Zeit der Gährung aller Begriffe, der fast unvermeidlichen Umwälzung alles Bestehenden, ist wenig geeignet, Vergangenes und Werdendes richtig zu schätzen. Der weise Arzt hütet sich wohl, über eine gewaltsame Krise abzusprechen; vor ihrer Vollendung verwirrt jedes Urtheil, anstatt zu belehren. Hrn. M.'s Geschichte zerfällt in drei Abschnitte. Der erste umfaßt das 16te und 17te Jahrhundert, bis zum Utrechter Frieden 1713; der zweite geht bis zum Ausbruch der französischen Revolution, der dritte von da bis jetzt. Dagegen ist nichts zu erinnern, denn der Utrechter Frieden sowohl als die Revolution, waren wirkliche Wendepuncte des Geschicks. Nur kann schwerlich gebilligt werden, daß er die physische Geographie der Inseln erst im vierten Buch nachholen wollen. Ohne die Naturbeschaffenheit dieser, von den gemäßigten Himmelsstrichen Europa's durchaus abweichenden, tropischen Gegenden, ihre klimatischen und örtlichen Verhältnisse, Luft, Erde, Wasser, Umfang, Gestaltung, und was sonst den Ansiedlern ungesucht zu Statten kam, oder zum unvermeidlichen Nachtheil gereichte, wenigstens in seinen Hauptzügen lebendig vor Augen zu haben und nie daraus zu verlieren, ist unmöglich, über das Benehmen der europäischen Ankömmlinge, über ihre Vor- und Rückschritte, auch nur eine Meinung auszubilden, die nicht in jedem

ihrer Bestandtheile unrichtig ist. Man muß doch wissen, wo das vorgeht, was erzählt wird, unter welchen Umgebungen und Einwirkungen, die vom Menschen nicht abhängen, um nicht mehr oder weniger auf deren Rechnung zu schreiben, als ihnen zukömmt. Wird eine Bühne das Stück das sie darstellt, durchspielen lassen, ohne die Stätte zu bezeichnen, wo die Handlung sich ereignet, und erst, wenn diese beseitigt ist, die Decorationen vorführen? Ein künftiger Geschichtschreiber Westindiens, der seinen Vorgänger übertreffen will und kann, sollte wohl auch nicht versäumen, den vorwaltenden Nationalcharakter der Europäer, die sich auf den Antillen festsetzten, die damaligen Verhältnisse ihres Mutterlandes, dessen Stimmung gegen sie und andre, ihre politische und religiöse Richtung, mit einigen treffenden Zügen anzugeben.

Auch für Gebildete und Unterrichtete ist ein solcher Fingerzeig nicht überflüssig; denn die Versuchung, an Begebenheiten der Vergangenheit und Fremde den Maaßstab unserer Zeit und unseres Landes zu legen, bleibt so verführerisch, daß sie sogar Forscher vom ersten Range mitunter verlockt. Einen Gegenstand, der uns die Geschichte der neuen Welt von jeher verleidet hat, dürfen wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil er sich in alles mischt, was Westindien betrifft. Die Schande der Menschheit, Sclaverei und Sclavenhandel, ist dort ganz eigentlich zu Hause. Was dazu Gelegenheit gegeben, was dafür gesagt werden kann, dagegen gesagt werden muß, ist allbekannt. Es ist merkwürdig, daß alle Länder und Provinzen, wo diese Pest einmal eingerissen ist, sich nicht von ihr lossagen wollen, und hartnäckig darauf beharren, ohne ihre Aufrechthaltung gar nicht bestehen zu können. Wären die farbichten Menschen unempfindliche Wesen, keines Bewußtseins ihrer körperlichen Ueberlegenheit fähig, leblose Werkzeuge gegen Gebrauch und Mißbrauch gleichgültig, so ließe sich der schmähliche Eigensinn des Eigennutzes begreifen. Aber Erfahrung hat seit Jahrhunderten, und Haiti's Beispiel ganz neulich das Gegentheil erwiesen. Das Hauptvergnügen, das einzige vielleicht was den niedern, dürftigen und unterdrückten im Volk nie geraubt werden kann, ohne sie in Ungeheuer zu verwandeln, ist die Fortpflanzung ihres Geschlechts. Während sich die Zahl der Herren verdoppelt, vermehrt sich die der Sclaven, auch ohne Zufuhr aus der Fremde, um das Fünffache. Schon jetzt steht ihre Menge, gegen die der Weißen, im furchtbaren Verhältnisse. Wohin kann, wohin muß das führen, wenn nicht zur Grausamkeit der Bedrängten und zum Untergange der Dränger? Die bereitwillig verläumdeten europäischen Regierungen haben sich von Anbeginn

milgleich weiser, menschlicher und billiger bezeigt, als ihre verblendeten überseeischen Niederlassungen.

Die Spanier, hochherzig und einzig in ihren Tugenden wie in ihren Gebrechen, unterscheiden sich von allen europäischen Nationen, durch die mildesten Sclavengesetze, durch die sanfteste Behandlung, durch die willigste Freilassung der Sclaven, durch Beförderung des Christenthums unter ihnen. Abkömmlinge andrer Völkerschaften, die sich weiser und besser dünken, weil sie arbeitsamer und ungläubiger sind, bleiben in dieser Nachsicht und Billigkeit unendlich hinter ihnen zurück, und widersetzen sich der Einführung der christlichen Lehre, damit den Unglücklichen nicht einmal der Trost der Religion übrig bleibe. Uebrigens erzielt auch die Erfahrung der Antillen, daß, von allen christlichen Missionarien, Jesuiten und Herrenhuter am geeignetsten sind, auf ungebildete Völkerschaften zu wirken und ihre Freundschaft und Dankbarkeit zu gewinnen. Jene, weil sie mit väterlicher Schonung, Geduld und Pflege; diese, weil sie mit brüderlicher Zuneigung Einfalt und eigner Handarbeit, sich ihnen gleich stellen, und die Religion, die sie den Armen verkündigen, zu einer Botschaft der Liebe und Freude machen. Die fühllosen, förmlichen, unerbittlichen Dominicaner; die trübseligen, sich selbst und andre quälenden Methodisten, unstreitig rein und fromm, aber freudehässerischen Sinns, die auf den Himmel nicht besser vorzubereiten wissen, als indem sie die Erde in eine Hölle verwandeln, können bei Leuten wenig Eingang finden, die des Zuwachses der Leiden nicht begehren. Ihrerseits bietet freilich, auch die farbige und schwarze Bevölkerung der Inseln, der Betrachtung keinen erfreulichen Stoff. Sie ist eben so unverträglich und unbillig gegen ihre Blutsverwandten, als die Weißen gegen sie. Der Farbige wähnt, seine halbweiße Abkunft berechtige ihn, seinen dunkleren Halbbruder zu verläugnen; der freigelassene Neger trachtet, den entlaufenen in dem innersten Schlupfwinkel seiner Gebirge zu vernichten, der sclavische läßt sich gegen beide besolden, beide gegen ihn; und sogar in dem freigewordenen Haiti, schmachtet ein Schwarzer in den Banden des Andern. Wer seine Menschenkenntniß nicht auf Kosten seiner Menschenliebe ausbilden will, darf nicht lange bei den Verhältnissen Westindiens verweilen. Angenehm ist allerdings die Uebersicht seiner durch Natur und Kunst hervorgebrachten Erzeugnisse, die der Verf. am Schluß seines Werkes sorgfältig und umfassend zusammengestellt, und sich das Verdienst erworben hat, dabei seine Blicke nicht bloß auf Westindien, sondern auf die ganze bewohnte Erde zu richten, und möglichst genau anzugeben, wie viel derselben alle Welttheile hervorbringen und verbrauchen. Wir haben erlebt, daß

an der stillen Gewalt dieser von der Natur und Gewöhnung anbefohlenen Bedürfnisse, die gränzenlose Willkür und das beispiellose Glück eines Tyrannen gescheitert ist, der sich aufwarf, auch die Gaumen der Sterblichen zu beherrschen, weil ihm eine Zeitlang gelungen war, ihre Gemüther zu unterjochen.

Fr.

Quellensammlung zu dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes. Herausgegeben von Johann Ludwig Klüber.

(Dritter Artikel.)

Die Frage, ob jedem deutschen Bürger, der deutschen Bundesversammlung gegenüber, das Recht der Petition zustehe, ist im Verlauf der letzten Monate mehrfach angeregt worden. Die darüber erfolgten Erörterungen in öffentlichen Blättern liefern einen neuen Beweis für die Schwierigkeit, mit der man sich unter uns den einfachsten und natürlichsten Gesichtspuncten nähere, sobald es sich um die Verhältnisse des Bundes handelt. Wir werden die Hauptzüge einer dieser Discussionen, als einen Beitrag zur Geschichte der constitutionellen Einsicht in Deutschland, hier mittheilen.

Alle Welt weiß, daß eine Petition aus Darmstadt die Bundesversammlung ersucht hat, Maaßregeln zur Abwehrung der Cholera, und zur Vermittelung des, nun beendigten Kampfes in Polen zu ergreifen. Man weiß auch, daß diese Petition zurückgewiesen; nachher aber, als sie durch einen Bevollmächtigten in Frankfurt eingereicht war, angenommen und ad acta gelegt worden. Die Petition und ihre Schicksale sind in deutschen, englischen und französischen Zeitungen wiederholt und commentirt. Weniger bekannt ist eine Petition in gleichem Sinn, die von Tübingen aus am 27. August d. J. nach Frankfurt abgegangen ist. Wir setzen sie, ihrem ganzen Inhalt nach, her, wie sie in der Stuttgarter Hofzeitung vom 6. Oct. zu lesen ist:*) —

*) Dieses Blatt hat urplötzlich am 15. d. M. erklärt, daß es hinfüro weder für eine Hofzeitung, noch für officiell, noch für ministeriell gelten will, und daß das Prädicat Hofzeitung vom 1. Oct. an nur "aus Versehen und alter Gewohnheit" auf dem Stempel beibehalten worden. Durch einen Pleonasmus erklärt dasselbe Blatt ferner, diese Beibehaltung sei lediglich ein "Uebersehen ohne irgend einen Vorbedacht" gewesen.

"Durchlauchtigste Bundes-Versammlung!

Eine verheerende Seuche, wie seit Jahrhunderten keine Europa heimgesucht, hat bereits die Gränze der Länder überschritten, welche deutscher Zunge angehören. Sie ist bis dahin vorgedrungen in Folge des Vertilgungskrieges, der an diesen Gränzen geführt wird, und ihr Schritt ist beschleunigt worden durch die Hülfleistungen, die, vom Gebiet eines zum deutschen Bunde gehörenden Staates aus, dem einen der streitenden Heere zugingen. Der Kampf selbst, den die edle Nation der Polen für ihre lang unterdrückte Selbständigkeit verzweiflungsvoll besteht, hat das Mitgefühl des deutschen Volkes in einem, jenen verderblichen Hülfleistungen völlig entgegengesetzten Sinne lebhaft angeregt. Erinnerungen mußten erwachen an die Tage des eignen Befreiungskampfes, durch welchen der jetzige deutsche Bundesverein und dessen Organ, diese hohe Bundes-Versammlung, in das Leben gerufen wurden. Ihr kamen damals hohe und gerechte Erwartungen für die Entwickelung deutscher Nationalkraft, für das Heil des deutschen Gesammt-Vaterlandes entgegen.

"Als im Jahr 1819 demagogische Umtriebe die ruhige Fortbildung zu gefährden schienen, beeiferte sich die durchlauchtigste Bundesversammlung Beschlüsse zu nehmen, wodurch selbst eines der edelsten Volksrechte, die Freiheit der Presse, geopfert wurde, welche noch jetzt, nachdem die Anläße längst abgeurtheilt sind, nicht wiederhergestellt ist. Nicht im Reiche der Gedanken und der Plane, nicht im Gebiete des Schriftverkehrs drohen die Gefahren, vor denen jetzt Deutschland und der Westen Europa's zittern; diese Gefahren, diese Besorgnisse werden mit jedem Tage zur entschiedenen Wirklichkeit. Die Seuche schreitet vor, Cordonen und Quarantainen zum Hohne; in ihrem Gebiete zieht die gewaltsame Auflösung der gesetzlichen Ordnung, und immer quälender wird der Gedanke, daß dem Uebel an seiner nächsten Quelle, dem Kriege gegen die Polen, bisher weniger Einhalt als Vorschub geschehen sei.

"Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die kräftige und heilbringende Wirksamkeit der deutschen Bundesversammlung nicht länger vergeblich wird erharrt werden dürfen. In diesem Augenblicke, wo Leib und Leben, Familienglück, Nahrungsquellen, alle natürlichsten und persönlichsten Güter jedem Einzelnen täglich näher bedroht sind, wird auch die Stimme der Einzelnen, die unter dem Schutze des Deutschen Bundes wohnen, von dieser erlauchten Versammlung gehört und gewürdigt werden. In solchem Vertrauen richten wir an sie die ehrfurchtsvollste Bitte:

daß es ihr, im Interesse der Sicherheit und der Nationalgesinnung Deutschlands, gefallen möge, alle ihr zu Gebot stehenden gemeinsamen Maaßregeln zur Hemmung des Vertilgungskrieges gegen die Polen und zur Abwehr der durch ihn genährten Seuche schleunigst in Anwendung zu bringen.

In tiefster Ehrerbietung verharrend

Durchlauchtigste Bundesversammlung
unterthänigste
(Folgen die Unterschriften)

Tübingen, den 27. Aug. 1831."

Wir werden späterhin Gelegenheit finden, über Inhalt und Form dieser Petition Einiges zu erinnern. Vorerst eine historische Notiz aus derselben Hofzeitung vom 16. September. "Sobald die Regierung in Erfahrung gebracht hatte, daß eine solche Eingabe im Werke sei, und daß Unterschriften dafür gesammelt würden, glaubte sie mit Recht voraussetzen zu können, daß zweckmäßige Vorstellungen von Vorgesetzten hinreichen würden, um ein so ungesetzliches, der Natur der Sache nach völlig nutzloses und in einem Zeitpunct allgemeiner Aufregung der Gemüther doppelt unangemessenes Unternehmen, welches — wie seitdem wirklich geschehen — von der Bundesversammlung selbst voraussichtlich würde zurückgewiesen werden, zu hintertreiben, und Uebelgesinnten das Spiel, welches sie hierunter bei eigner besserer Einsicht mit Andern zu treiben versucht sein möchten, zu vereiteln." Die Ermahnung kam aber zu spät; die Bittschrift war bereits mit der Post abgegangen. Ein Aufsatz in drei außerordentlichen Beilagen der Allgemeinen Zeitung (Nr. 358—361) sucht darzuthun, daß die Eingabe weder dem deutschen Bundesrecht, noch dem würtembergischen Staatsrecht zuwiderlaufe. Dagegen läßt sich die Stuttgarter Hofzeitung vom 7. Dec. in einem motivirten Aufsatz ausführlich vernehmen, wie folgt: —

"Es ist zu Rechtfertigung der Adresse von einem Unterzeichner derselben in einem Artikel der Allgemeinen Zeitung (außerordentl. Beilage Nr. 358—361) die Behauptung versucht worden, daß den Unterthanen der Deutschen Bundesstaaten ein allgemeines Petitions-Recht an die Bundesversammlung zustehe.

"Allein weder in den Grundgesetzen des Deutschen Bundes, welche die den Unterthanen der Bundesstaaten zustehenden Rechte genau bestimmen, noch unter den in der Competenz-Bestimmung der Bundesversammlung im Einzelnen benannten Fällen, in welchen sich ausnahmsweise einzelne Deutsche Unterthanen an die Bundesversammlung wenden dürfen, geschieht eines solchen Petitions-Rechts eine Erwähnung, und, als stillschweigend festgesetzt, kann ein solches Recht um so weniger angenommen werden, je mehr dasselbe mit dem Wesen des Bundes, als einem völkerrechtlichen Vereine souverainer Fürsten, im Widerspruch stände.

"Der betheiligte Verfasser des angeführten Artikels sagt selbst, daß das von ihm behauptete allgemeine Petitions-Recht in keinem Bundesgesetz oder Bundesbeschlusse ausdrücklich festgesetzt sei und daher nur auf doctrinellem Wege gefunden werden könne.

"Der doctrinelle Weg führt aber im vorliegenden Falle nach bekannten Regeln der Gesetzesauslegung zu keiner Ausdehnung an sich schon singulärer bestehender Vorschriften.

"Namentlich darf bei Betretung des doctrinellen Wegs nicht mit dem Verf. mit Stillschweigen übergangen werden, daß die Unterthanen eines einzelnen Deutschen Staates selbst in Fällen, wo es sich nicht von der Vertretung des Staates nach außen, sondern von der Vertretung auswärts zu verfolgender Privat-Interessen handelt, sich nach ausdrücklichen Bundesgesetzen nicht unmittelbar, sondern nur durch das Organ ihrer Staatsregierung an die Bundesversammlung wenden dürfen. (Competenzbestimmung der Bundesversammlung vom 12. Juni 1817, §. 5. lit. c.)

"Ueberhaupt würde die Folgerung des Verfassers jenes Artikels zu dem sonderbaren Ergebniß führen, daß die Bundesgesetzgebung zwar in ihren ausdrücklichen Vorschriften nur ausnahmsweise in wenigen genau bestimmten Fällen ein Petitionsrecht einräumt, daß sie aber dabei stillschweigend ein solches Recht in einer unbegränzten Zahl verschiedenartiger Fälle als Regel festsetze, sobald es sich bei einem Gesuch von einem öffentlichen Interesse (wie der Verfasser sich ausdrückt) handle.

"Unläugbar ist hier das Petitionsrecht mit dem bloß factischen Verhältniß der Zulassung von Bitten verwechselt.

"In der Regel wird freilich selbst den zudringlichsten Personen nicht verwehrt, Bitten zu stellen oder in Beziehung auf gemeinnützliche Gegenstände Ansichten vorzutragen. Dieses factische Verhältniß theilt gegenüber der Bundes-Versammlung der Unterthan eines Deutschen Staates sogar mit dem Fremden, und auf dieses faktische Verhältniß bezieht es sich, wenn der Beschluß der Bundesversammlung vom 23. Jan. 1817: 'von eingehenden Vorschlägen zu gemeinnützigen Anordnungen' spricht.

"Die Regel jenes factischen Verhältnisses unterliegt aber einer nothwendigen Ausnahme, sobald ein Gesuch mit dem Recht eines Dritten oder mit den besonderen staatsrechtlichen Pflichten eines Bittstellers in Collision kömmt.

"Im vorliegenden Falle war die Bitte auf Anwendung aller Mittel, also thatsächlich auf den Gebrauch der bewaffneten Macht des Bundes zu Gunsten der Polen gerichtet. Die Bittsteller wollten daher nichts Geringeres, als Deutschland und eben damit auch den Bundesstaat, dem sie angehören, in den Kriegszustand versetzen. Sie wollten diesen Kriegszustand für Würtemberg herbeiführen, ohne alle Rücksicht auf den Willen der hiefür allein zuständigen Staatsgewalt. Sie waren zwar gewiß von der Absicht weit entfernt, Würtemberg als Staat in einem auswärtigen Verhältniß vertreten zu wollen. Aber die Tendenz ihres Gesuchs beschränkte sich nicht auf ihre Personen, sondern erstreckte sich auf den Staat in seiner Gesammtheit und enthielt hiedurch eine Einmischung in das Vertretungsrecht des Staates.

"Das Unbefugte der Handlung der Bittsteller liegt daher in dem Zutritte zu einer außerhalb des Staates bestehenden Macht mit einer auf höchstwichtige Interessen des ganzen Staates, nämlich auf den Friedens- und Kriegs-Zustand desselben sich beziehenden Bitte.

"Wenn auch unser Würtembergisches Staatsrecht hierüber, wie es gleichwohl der Fall ist, keine ausdrückliche Bestimmung enthielte, so wäre jene Handlung doch schon den allgemeinsten und wesentlichsten Pflichten des Staatsverbandes entgegen, indem es unläugbar die vom Unterthanen dem Staate gelobte Treue verletzt, wenn er eine auswärtige Macht mit der Bitte angeht, seinen Staat nöthigenfalls auch gegen den Willen der zuständigen Staatsgewalt in einen Krieg zu verwickeln.

"So stellt sich die Sache wenigstens auf dem rechtlichen Standpunct dar, wenn man die in der Adresse gestellte Bitte nach ihrem Wortinhalt betrachtet.

"Wir mißkennen jedoch nicht, daß die Absicht der Urheber eine andere war, als die in den Worten ihrer Bitte ausgedrückte.

"Sie wollten keinen Krieg angefangen wissen, so wenig als sie selbst für die Polen in den Kampf ziehen wollten. Sie erkannten gewiß selbst von Anfang an ihre an die Bundesversammlung gerichtete Bitte für das, wofür sie alle Vernünftige erkennen, für ein nutzloses Unternehmen.

"Sie wollten, wie wir wenigstens bei der Mehrheit der Urheber nicht bezweifeln, ihr Mitgefühl für die Sache der Polen, ihren Sinn für Humanität und Freiheit durch diesen offenen Schritt an den Tag legen.

"Wir ehren solche Gefühle, wenn sie mit dem Sinn für Recht und Wahrheit, für Gesetz und Ordnung gepaart sind, wenn bei Aeußerung derselben strenge Pflichttreue jeden Einfluß der Leidenschaften hemmt, wenn überhaupt eitle Beweggründe, namentlich ein in Zeiten politischer Aufregung bis zum Laster sich verunstaltendes Streben nach Volksgunst, davon entfernt bleiben.

"Wir vermissen aber in dem ganzen Benehmen der Urheber der Adresse, von welchen sogar einige von ihrer vorgesetzten Behörde noch besonders verwarnt waren, die Bahn des Rechts und der Ordnung.

"Wir vermissen ungern in dem ganzen Inhalt der Bittschrift, welche eine Intervention zu Gunsten der Polen als das beste Mittel zur Abwendung der Cholera geltend machen wollte, das strenge Festhalten der Wahrheit.

"Wir vermissen endlich die Uebung wohl begründeter Pflichten auf Seite der vom akademischen Rectorat verwarnten Mitglieder, insofern diese ihrer Urheberschaft ungeachtet es unterließen, die sämmtlichen Mitunterzeichner von der ergangenen Verwarnung in Kenntniß zu setzen und ihnen die Zurücknahme ihrer Unterschriften frei zu stellen, vielmehr sich nur veranlaßt fanden, die Absendung der Adresse zu beschleunigen."

In diesem Aufsatz der Ex-Hofzeitung scheint uns nun eine bedeutende Begriffsverwirrung obzuwalten. Man sträubt sich darin nach Kräften gegen die Annahme eines allgemeinen Petitionsrechts deutscher Staatsbürger an die Bundesversammlung. Wer hat denn die Existenz eines solchen allgemeinen Rechts behauptet? Der Correspondent der Allg. Z. gewiß nicht. Das Petitionsrecht ist durch die Grundgesetze ausdrücklich beschränkt; eben damit ist es aber, innerhalb der bezeichneten Gränzen, ausdrücklich anerkannt. Es ist beschränkt durch die sämmtlichen Bestimmungen über die Competenz der Bundesversammlung. Das war, wie man sieht, der Gedanke des Correspondenten der A. Z.; hätte er seinen Vortheil besser verstanden, so würde er seine Beweisführung in das gehörige Licht gesetzt haben.

Die ersten Verhandlungen über die Competenz waren veranlaßt durch die dem Bundestag von allen Seiten zuströmenden Reclamationen und Gesuche und Denkschriften. Zunächst waren sie veranlaßt durch eine Petition der israelitischen Gemeinde in Frankfurt a. M. Am 16. Dec. 1816 brachte Bajern bei der Abstimmung die Frage nach der Competenz zur Sprache. In der folgenden Sitzung vom 19. Dec. machte Oesterreich, mit Beziehung auf die schon in der fünften Sitzung vorgekommenen Aeußerungen, den Antrag, "zu einer näheren provisorischen Bestimmung der Gränze der Competenz zu schreiten." Der preußische Gesandte erklärte: "Ich habe zwar von meinem allerhöchsten Hofe noch keine nähere Anweisung, mich an eine der so verehrlichen in der fünften Sitzung und heute zu Protocoll gegebenen Abstimmungen, über die Competenz des Bundestags in Bezug auf Erledigung derer bei demselben angebrachten Vorstellungen und Gesuche, besonders anzuschließen; aber im Geiste meiner Instructionen überhaupt fühlte ich längst schon das durch unsre Erfahrung sich täglich mehr aussprechende Bedürfniß der Entscheidung dieser Frage." Es ward sofort eine Commission niedergesetzt, "um den Gegenstand einerseits gehörig vorzubereiten, andrerseits aber auch die den Einzelnen schuldige gerechte Berücksichtigung ihrer Vorstellungen hiermit zu vereinigen." In Folge der Arbeiten dieser Commission kam am 12. Juni 1817 die "provisorische Bestimmung über die B. V." zu Stande. „Definitive Bestimmungen darüber finden sich in der Wiener Schlußacte, Art. 9.

Nun kömmt aber die Ex-Hofzeitung mit zwei merkwürdigen Entdeckungen angezogen. „Sie unterscheidet das "Petitionsrecht" von dem "bloß factischen Verhältniß der Zulassung von Bitten." Wenn diese Behauptung überall einen Sinn haben soll, so liegt darin ein Vorwurf für die Bundesversammlung: daß sie nämlich Eingaben zulasse, die nicht rechtlich vor ihr Forum gehören. Wie ungerecht dieser Vorwurf ist, läßt sich nach der vielfachen Bearbeitung des Gegenstandes, nach der sorgfältigen Begränzung des in Frage stehenden Rechts leicht beurtheilen. Es ist aber der Ex-Hofzeitung begegnet, hier die Beschwerden und Reclamationen Einzelner mit Gesuchen und Vorschlägen anderer Art zu verwechseln. Es giebt Fälle, in welchen die B. V. sich verpflichtet hat, einzuschreiten, und dem Einzelnen sein gekränktes, und nach allen versuchten Rechtswegen noch immer vorenthaltenes gutes Recht zu verschaffen. Aber es giebt Vorschläge, die im Uebrigen sehr zweckmäßig, sehr wohlthätig sein können, und bei denen es der B. V. durchaus frei stehen muß, ob sie sie in Erwägung ziehen, oder, wie sie mit der Darmstädter und vielen andern Eingaben gethan hat, ad acta legen will. So lange man nicht um Worte streiten will, wird man gerne zugestehen, daß auch die letzteren Vorschläge, wie die ersteren Beschwerden, im Wege der Petition vorgebracht werden.

Der Correspondent der A. Z. hat über die Erörterung von gemeinnützigen Vorschlägen eine Stelle des Präsidialvortrags der zweiten Sitzung des Bundestags angeführt. Er hätte den Verfolg jener Stelle hinzufügen können, der für seine Sache noch entschiedener spricht, und in welchem selbst ein, dem vorliegenden ganz gleichartiger Fall vorausgesehen zu sein scheint: — "Der Art. 6 der Bundesacte erwähnt schon im Allgemeinen gemeinnützige Anordnungen, als Geschäftsgegenstände der Plenar-Versammlung.

Mit wahrem patriotischem Sinne wollen wir die vereinzelte Anwendung dieser Aufgabe nach den Bedürfnissen und richtig erkannten Zeichen der Zeit zu machen uns bestreben. In diese Kategorie der sich von Zeit zu Zeit ergebenden Geschäfte gehören endlich auch jene, welche sich auf das Interesse des deutschen Bundes beziehen, oder doch im Kreise seiner öffentlichen Bestimmungen liegen, und so wie sie im Lauf der Zeit entstehen, auch ihre Erledigung finden müssen, z. B. specielle Verhältnisse mit auswärtigen Mächten u. s. w." *)

Eine weitere, noch viel eclatantere Entdeckung giebt aber die Ex-Hofzeitung noch zum Besten. "In der Regel wird freilich selbst den zudringlichsten Personen nicht verwehrt, Bitten zu stellen, oder in Beziehung auf gemeinnützliche Gegenstände Ansichten vorzutragen. . . . . . Die Regel jenes factischen Verhältnisses unterliegt aber einer nothwendigen Ausnahme, sobald ein Gesuch mit dem Recht eines Dritten, oder mit den besonderen staatsrechtlichen Pflichten eines Bittstellers in Collision kömmt." Soweit hat die Bundesversammlung auch gesehen, und es würde sehr zu beklagen sein, wenn sie es nicht gethan hätte. Die ganze Competenzbestimmung beschäftigt sich mit der Aufgabe, die Verhandlung von solchen Gegenständen, und die Annahme solcher Gesuche auszuschließen.

Und nun der Beweis, ohne welchen diese Entdeckung ganz fruchtlos bleiben würde — der Beweis nämlich, daß die Tübinger Adresse den staatsrechtlichen Pflichten der Bittsteller widerspricht.

Geben wir für den Augenblick zu, daß die Bittsteller "den Gebrauch der bewaffneten Macht des Bundes zu Gunsten der Polen" in Anspruch zu nehmen gedachten. Daß es in der Competenz des **Bundes** steht, seine bewaffnete Macht nach eigenem Ermessen zu gebrauchen, wird man wohl nicht in Zweifel stellen. Dagegen scheint aus den Bestimmungen der Wiener Schlußacte hervorzugehen, daß keinem einzelnen Bundesstaat das Recht zusteht, einseitig von seiner bewaffneten Macht einen gegen auswärtige Staaten feindlichen Gebrauch zu machen. Eine Ausnahme findet sich nur mit Beziehung auf die Mächte, die zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen haben. Es ist also nicht wohl denkbar, daß Würtemberg, ohne alle Rücksprache mit dem Bund, seine bewaffnete Macht zu Gunsten der Polen würde aufgeboten haben. War dieses der Wunsch der Bittsteller, so konnten sie demnach nicht an die würtembergische Regierung sich wenden, sondern an die Bundesversammlung.

Aber, heißt es, die Bittsteller nahmen gar keine Rücksicht auf den Willen der hiefür allein zuständigen Staatsgewalt. Daß die Staatsgewalt **allein** competent war, haben wir bereits bezweifeln müssen. Aber glaubt die Ex-Hofzeitung wirklich, daß ein Gesuch an die Bundesversammlung die Rücksicht auf die würtembergische Staatsgewalt ausschließt? Ist es der Trefflichen etwa unbekannt, daß die würtembergische Staatsgewalt auf dem Bundestag repräsentirt ist? Daß die Vorfrage, ob Gefahr (Grund zum Kriege) vorhanden, im engern Rath durch absolute Stimmenmehrheit entschieden wird, die Kriegserklärung selbst aber nur von zwei Drittheilen im Plenum ausgehen kann?

Wie kömmt endlich die Ex-Hofzeitung zu der ganz unerhörten Behauptung, die Bundesversammlung sei eine "außerhalb des Staates bestehende," eine "auswärtige" Macht? Das kann sie doch offenbar nur animi causa, und so geäußert haben, wie man etwa sagen könnte, Tübingen sei zwar in Würtemberg, aber Würtemberg außerhalb Tübingen — die Börsen-Halle zwar in Hamburg, aber Hamburg doch eigentlich außerhalb der Börsen-Halle gelegen.

Indessen nimmt die Ex-Hofzeitung alle ihre Voraussetzungen selbst wieder zurück. Darin muß man ihre Discretion bewundern. Die Bittsteller "wollten keinen Krieg angefangen wissen, so wenig als sie selbst für die Polen in den Kampf ziehen wollten." Beruhigen wir uns dabei; geben wir zu, daß die ferneren Bemerkungen über die Tübinger Adresse manches Gegründete enthalten, und in einem Sinn geschrieben sind, den man nicht anders als achten kann. Nur das Eine wird man einwenden müssen, daß die Bundesversammlung nicht wohl die Adresse wegen des darin enthaltenen **Gesuchs** zurückgewiesen haben kann: denn sie hat ja das Darmstädter Gesuch, nachdem die Förmlichkeiten beobachtet waren, angenommen und ad acta gelegt, und damit sich nicht nur für die competente Behörde erklärt, sondern auch alles voranstehende Raisonnement der Ex-Hofzeitung, noch ehe es der Welt übergeben war, factisch desavouirt.

Warum denn aber die Tübinger Adresse zurückgewiesen, und des beneidenswerthen Schicksals, ad acta gelegt zu werden, nicht würdig erfunden worden, darüber können wir uns nur eine **Vermuthung** erlauben, da Nichts im Publicum bekannt geworden ist.

Sollte nicht die Fassung der Adresse den Grund hergegeben haben? Die Adresse, was Jedem auffallen muß, ist eine Adresse "de omnibus rebus et de quibusdam aliis." Wir meinen nicht die Verbindung, in welche die Cholera mit dem polnischen Krieg gebracht ist. Wir wollen nicht entscheiden, ob die gelehrten Professoren, von denen die Adresse ausgegangen zu sein scheint, dabei an das alte Orakel gedacht haben, das uns ein Geschichtschreiber des Alterthums aufbewahrt hat: —

"Kommen wird ein dorischer Krieg, und die Pest mit dem Kriege." *)

Wir sind überzeugt, daß diese Verbindung auf andre und genügende Weise zu rechtfertigen ist, und haben uns früher sehr bestimmt darüber ausgesprochen. Aber ein ächt **pindarischer** Uebergang, ein wahres à propos des bottes, scheint uns die Wendung, durch welche außer den Polen und der Cholera auch noch die **Preßfreiheit** in den Bereich der Bittschrift gezogen wird. Selbst für die Preßfreiheit, für die wir nicht aufhören werden zu sprechen, wird man wohl thun, nur zur rechten Zeit und am rechten Ort sich zu bemühen. Dürften wir endlich noch einen bescheidenen Zweifel äußern, so wär' es dieser: ob die Beschuldigungen gegen einen andern Bundesstaat nicht dazu beigetragen haben mögen, der Adresse eine minder günstige Aufnahme zu verschaffen?

Was die vorgeschützte "Nutzlosigkeit" solcher Petitionen anbetrifft, so glauben wir allerdings, daß sie **vereinzelt** ohne Wirkung bleiben müssen; aber wir möchten im Allgemeinen von keiner Manifestation der öffentlichen Meinung, so lange sie in den Gränzen des Rechts und der Ordnung sich hält, in geringschätzenden Ausdrücken reden. Es lassen sich Fälle denken, und der Fall des, kaum geendigten, Blutvergießens gehörte dahin, in welchen der Gebrauch des Petitionsrechts Denen, die sich dessen bedienen, nicht weniger Ehre macht als Denen, die es achten und anerkennen; eines Rechtes, das zu den ersten gehört, die eine gemäßigte Regierung zugesteht, und zu den letzten, die ein, dem deutschen Boden fremder Despotismus, entziehen würde.

Wir werden künftig Gelegenheit nehmen, den bundesgesetzlichen Einfluß der **Landstände** auf die Motive von Bundesbeschlüssen, und damit einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der von unendlich größerer Wichtigkeit ist, als die Petitionen Einzelner, wie gut gemeint und richtig gefaßt sie auch sein mögen.

Achilleus auf Skyros. Ein Trauerspiel von **Rudolf Heinrich Klausen.** Hamburg, 1831. Perthes u. Besser.

Der Dichter hat den gewagten Versuch gemacht, antike mit romantischen Motiven zu verbinden.

---

*) Protocolle der B. V. (11. Nov. 1816) 1, 54. §. 7.

*) Thukydides II. 54.

Er hat dazu einen Stoff gewählt, von welchem uns keine *dramatische* Bearbeitung aus dem Alterthum aufbewahrt worden. Dadurch steht er noch unabhängiger, als Grillparzer mit seinem goldnen Vließ, das man übrigens, als das vollendetste der Gattung, nach allen alten und neuen Medeen mit Bewunderung lesen und immer wieder lesen wird. Der Dichter legt, ohne doch den Gelehrten zu verrathen, eine so genaue Vertrautheit mit dem Alterthum dar, daß man annehmen muß, er sei von dem Geist desselben nie anders als mit Absicht abgewichen. Die alten sowohl als die modernen Versmaaße behandelt er mit Sorgfalt und Gewandtheit; die Fabel mit einer das Ansehen der Classiker ehrenden Freiheit; die Charaktere, soweit es ihm gefallen hat, den traditionellen Zügen sich anzuschließen, mit Bestimmtheit, und auch bei Erweiterungen bleibt er der inneren Wahrheit treu. Aber es würde mehr als dichterisches Verdienst, es würde ein Wunder sein, wenn bei so vieler mit Bewußtsein erstrebter Manchfaltigkeit ihm auch die *Einheit des Tons* gelungen wäre, die den für das Classische minder lebhaft fühlenden Theil des Publicums, bei geringeren Ansprüchen auf antike Form mit dem goldnen Vließ, und bei einer durchaus gehaltenen Würde des Ausdrucks mit der Braut von Messina befreundet hat.

Daß Achill auf Skyros im Mädchengewand, auf Veranstaltung der ängstlichen Mutter verborgen gewesen, daß Odysseus ihn in der Verkleidung entdeckt, den Muth des Jünglings entflammt, und ihn für den Zug nach Troja gewonnen, ist eine Sage, die Homer nicht kennt, die aber von andern Dichtern mehrfach, am vollständigsten von Statius bearbeitet worden, dem unter den Spätern Wenige den Kranz der Beredsamkeit und der belebten poetischen Beschreibung streitig machen. Es liegt ein schönes, und im alten Sinn höchst tragisches Moment in dem Bewußtsein des jungen Helden, der hier (beim Homer später, als er den Tod des Patroklos zu rächen sich anschickt) die Unsterblichkeit des Ruhms, den Orakelsprüchen folgend, dem gesicherten aber ruhmlosen Erdenglück vorzieht.

Den Heldensinn weiß die Darstellung der Späteren durch die Entsagung des Liebesglücks noch zu heben. Schon im Statius spielt Achill's Liebe zu Deidamia eine bedeutende Rolle, wie der Geschmack der Zeit es mit sich brachte, in der neben dem Verfall des Epos bereits der Roman sich vorbereitete. Ein neuerer Dichter durfte diese Seite noch mehr hervorheben; was den Griechen befremdet haben würde, was Dieser als unwürdig von der tragischen Bühne zurückgewiesen hätte, wird das neuere Publicum versöhnen und anziehen. Alfieri wußte recht gut, was er that, als er aus den kaum beachteten Winken des Sophokles für *seine* Antigone und *seinen* Hämon ein Liebesverständniß entspann. Wie sehr modern aber unser Dichter das Verhältniß gehalten, werden einige Proben der Erkennungsscene beweisen: —

Deidamia.

Du siehst der Blumen ausgestreute Zier
Dir tausendstimmig in das Auge schallen,
Warum denn will an den Gespielen dir
Das harmlos bunte Plaudern nicht gefallen?
Und wenn dein Wort der Feuerlilie gleicht,
Was willst du Nelk' und Tausendschön verachten,
Die so wie du nach Thau und Sonne trachten,
Und denen auch die Erde Nahrung reicht?

Achilleus.

Wenn meiner Worte Saat auf Blumenbeeten
Gewachsen wäre, glaub' ich, hätt'st du Recht.
Ich aber muß mir selbst die Lust zertreten,
Eng eingepreßt in rosiges Geflecht.
Des Eisens Wunden hab' ich nie gescheut,
Wenn aber Dornen mir die Glieder necken,
Möcht' ich mit Wolken wohl den Arm umdecken,
Und in der Blitze gelbem Feuerkleid
Verbrennend und verbrannt wie einen Wald
Von Flammenlilien dann zum Aufenthalt.

. . . .

Deidamia.

Wenn dir für das, was ich versteh' und liebe,
Sich keine Neigung in der Seele rührt,
Was meinst du wohl, das uns noch übrig bliebe,
Das uns zur Traulichkeit zusammenführt?
In Freundesliebe spiegeln unsre Seelen
Sich reiner, als in jeder Neigung, ab:
Willst du mir über die Gespielen schmählen,
So brichst du über mein Gefühl den Stab.
Was mich an sie zieht, weiß ich nie zu deuten,
An dir ist Alles rauh und neu für mich,
Stößt mich zurück und will mich doch verleiten
Wärst du ein Mann, ich glaub', ich liebte dich.

Achilleus.

Brich du dem Adler sein Gehäus entzwei,
Laß ihn sich wiegen in gewohnter Luft!
Siehst du die Flügel wachsen? ich bin frei,
Wenn deine Seele mich beim Namen ruft.
Du meine Sonne, die den Nebel scheucht!
Dir flieg' ich zu, daß du mein Aug' erfüllst:
Laß mir die Hand, die du mir oft gereicht,
Zum Pfand in meiner, daß du's bleiben willst.
Denn was ich trug' und schien, das bin ich nicht,
Du fodre klares, doch nicht kaltes Licht.

Deidamia.

Hast du mit bunter Täuschung mich umwoben,
Du hast erfahren, daß ich offen bin:
Was könnt' ich nun dir über mich geloben
Auf neue Räthsel, neue Wunder hin?

Achilleus.

Entzieh mir nicht, was du gegeben hast,
Ich halte meine Freud' an's Herz gepreßt:
Du folgst ihr nach! Wenn dich mein Arm umfaßt,
Halt' ich in meiner deine Seele fest.
Ich log dir nicht; der Mutter folgt' ich her,
Du warst mir fremd und ich verschwieg mich dir:
Die Freundschaft reicht nicht aus und hält nicht mehr,
Ich liebe dich und bin nun heimisch hier.
Nicht Pyrrha heiß' ich, wie man dir mich nannte,
Ich bin Achilleus, Peleus Sohn, Urenkel Zeus,
Der Myrmidonen und Hellenen König.
Dir zuckt die Hand: ich halte sie gefaßt,
Gefesselt nicht; o lenke nicht das Herz
Unsrer nach fremd erdachter Regel um,
Entscheid aus dir, aus deinem Selbst allein.
Denn du bedarfst der Ueberlegung nicht,
Um immer gut und immer schön zu handeln.

Deidamia.

Daß du die Hand hältst, ist bedeutungslos:
Du hast in andrer Meinung sie erhalten,
Und in der Meinung hast du mich getäuscht.

Achilleus.

Nicht deinethalb bin ich hieher gekommen,
Das sagt' ich ja. Was kann ich nun dafür,
Daß alle meine Lust an Sprung und Schwung,
An Kriegsgedanken und an Hund und Roß,
Am Kampf mit Löw' und Brandung, jetzt vor dir
Mir in der einz'gen Sehnsucht untergeht,
Umwebt zu sein von deinem weichen Arm,
Daß all mein Leben lechzt nach deiner Lippe!
Sei mein! ich will mit Liedern dich erfreun,
Wie sie Apollon sang bei Peleus' Hochzeit,
Vom Liebesglück der Götter und der Schönen,
Woraus wir selbst entsprossen sind, und du
In jeder Schönsten sieh dein eignes Bild.
Sei mein! wenn dich Korall' und Perl' erfreut,
Wie sie die Well' in tiefster Falte birgt,
Soll meine Mutter dir auftauchend sie
Als Zierde flechten in die dunkle Locke;
Ich hol' es selbst, wenn sie's versagt, herauf,
Denn ich bin stark, und stärker noch für dich.
Steh nicht so still und stumm. Du bist nicht kalt.
Ich fühle, wie das Blut in deiner Hand pocht.
Ist's nur Verwirrung und Verlegenheit,
Wenn du dein Aug' bald freundlich zu mir wendest
Und meinen Blick doch nicht erwiedern willst?
Wofür denn glänzt dein Auge so, wenn nicht
Für mich? Entscheide nun, entscheiden kannst
Du mind'stens. Red' ich alles in den Wind?
Giebst du zur Antwort, daß du mir die Antwort
Versagst? Warum verweilst du denn bei mir?
Wärst du, wie man die Mädchen alle schilt?
Du Liebe, Liebste! sei das nicht. Du bist
Es nicht. Komm näher, sieh in's Auge mir,
Wenn du nicht willst, so nimm die Hand zurück.

Wir haben dem Verf. den Verdacht abzubitten, der uns, als wir so weit gelesen hatten, überkam, daß er wohl gar, nach dem Vorgang eines englischen Dichters,*) noch eine weitere

---

*) Gay hat eine komische Oper "Achilles" gedichtet, die mit großem Beifall im Gefolge der Bettleroper

Intrigue, eine Passion von Lykomedes, Deidamia's Vater, für die vermeintliche Pyrrha beabsichtigte. Darüber hat uns der Verfolg beruhigt. Aber äußerst modern ist der Gebrauch, den der Dichter von der Einführung der Nereiden gemacht. Ihre Gesänge sind manchmal der Art, daß sie nur dem neuesten Geschmack der Mährchenspiele angehören. Man vernehme den Wechselgesang der Thetis und einer Nereide: —

"Mich umtönt in dem ewig umflutheten Haus
Dein drohendes Todtengeläute,
Und ich rufe dich auf und ich frage dich aus,
Was deine Gesinnung bedeute.
Schwankt dir wie im Wind mitleidig das Herz
Von dem einen hinüber zum anderen Schmerz,
Und zerstört sich den eigenen Willen?

Nereide.

Dich bedroht die Gefahr, ich verhehle das nicht,
Daß dir Alles umsonst sich geteimt hat:
Denn die Ewigen halten ein andres Gericht,
Als die zärtliche Seele geträumt hat.
Wenn das Segel zerreißt und die Planke zerschellt,
Sie regieren das Steuer der irrenden Welt
Und vermögen die Leere zu füllen."

Die Nereide und Deidamia: —

Nereide.

"Wasser frisch, Welle kühl,
Kos't und schmeichelt dem Gefühl:
Wassers Perlen, blitzend Licht,
Küßt und neckt das Angesicht:
Wassers Rauschen, Wellendrang,
Schlug' ans Ohr wie Harfenklang:
Wellengesang, Wellengesang,
Töne des Ufers Grün entlang,
Grün entlang.

Ruft im Klang dich vom Haus
Leise Liebesreiz heraus,
Schimmern dir wie lichter Scherz,
Liebesbilder durch das Herz:
Tauchst du dann dich in uns ein,
Soll's dir wieder ruhig sein:

über die englische Bühne ging. Die vor uns liegende Ausgabe (London, 1779. Harrisen) liefert eine Abbildung von Mattocks, als Achilles (ganze Figur) in einem Reifrock, von unbeschreiblichen Dimensionen, in dem Augenblick, wie er Schwert und Schild ergreift. Der jugendliche Held bricht, trotz der Verkleidung, in eine Arie aus, bei deren Schluß Deidamia aus ihrer Ohnmacht sich wieder erholt:

"Why this pain?
Love adieu,
Break thy chain,
Fame pursue.
Ah, false heart,
Canst thou part?
Oaths and vows have bound me.
Fame cries, go.
Love says, no,
Why d'ye thus confound me?"

Wellengesang, spielender Schein,
Ruft dich in uns, in uns herein,
uns herein.

Deidamia.

Winkend lockt Wassers Blau,
Laß mich fliehn der Mädchen Schau:
Drückt der Mittag heiß und schwer,
Kühlen, stärken will das Meer:
Schweige, schweig', umgrünte Bucht,
Daß kein Aug' in dir mich sucht:
Nun unverweilt, nun unverweilt,
Eh der Geliebte mich ereilt,
mich ereilt."

Das sind dieselben Nereiden, die sich plötzlich wieder zum antiken Chorgesang begeistern: —

"Du hebst zum Himmel, heiliges Griechenland,
Der Bergeshäupter grüne Bewaldungen,
Du nährest in eng gehegten Thälern
Glänzende Wiesen und blühende Blumen.
Die Eiche beut an des Götterkönigs Herrschersitz
Zum Pfühl der Füße das dichte Laub, das der Wind bewegt:
Im Thale glüht rothblätt'rige Nelk' und Rose,
Und die Myrte webt die weiße Knosp' und das zarte Laub
In die festlich prangenden Straußgewinde des Frühlings ein.

Zahllosem Kuß eindringender Meeresbraut
Reichst du der Ufer lächelnde Lippen hin:
Mit hundertfält'gem Gruß verflechten
Fluth und Gestade die Freundesarme.
Der Jüngling lenkt den geschwinden Kahn mit behendem Arm
Und nährt im Streite mit erregter Welle gesundes Mark:
Die heitre Jungfrau sieht mit dem Veilchenauge
In vertrauter Fluth ihr reizend rosiges Bild gemalt,
Und den Spiegel spiegelt sie noch in eigener Lieblichkeit.*)

Soll nun der Jammer wüster Verwilderung,
Soll nun der Zwietracht Schlangengewühl in dir
Des Lebens heitre Lust veröden,
Deinem Geschlechte das Glück verleiden?
Wir wollten dich auf allen Meeren
Erzieh'n zur Herrschaft und zum Ruhm,
Zum Land der Freiheit dich verklären
Und zu der Schönheit Heiligthum.
Denn in des Meers und Sturms Getriebe,
Da muß sich Arm und Herz befrein,
Im freien Herzen kann die Liebe
Und reiner Liebe Lust gedeihn.

---

*) Die Rechtfertigung dieser Versmaaße müssen wir gelehrten Philologen überlassen. Bekannt ist, daß der Chorgesang des griechischen Drama im Anschwellen manchmal selbst den Hexameter nicht verschmäht. Aber die gegliederte Amplification einer regelmäßigen Strophe war, soviel wir wissen, bis jetzt auch noch von keinem Neueren versucht. Jedenfalls wird sie der Manier des Seneca weit vorzuziehen sein, die manchmal in einem abominabeln Mischmasch ausartet (man s. den Oedipus 403 ff., den Agamemnon 585 ff.): es ist der Tanz der alten Orchestra ohne ihren Tact, die Freiheit der Griechen ohne ihr schönes Gesetz.

Doch wenn die Kräfte sich verschwenden
In eitlen Kampfs ausloſem Spiel,
Da muß die Seele sich verblenden,
Weil ihr das Nicht'ge wohlgefiel.
Ein mächt'ges Reich durch enge Verbrüderung
Streitbarer Völker fern bis zum Morgenland
Zu starrem Gleichgewicht geharnischt,
Ruft ihr zum Kampf für den Vaterheerd auf?

Wo dämmert Ende, wo die Entscheidung auf?
Zürnt ihr dem Treubruch, zürnen sie eurem Grimm,
Der unversöhnlich drohn'den Rachgier,
Wechselgezänk um den Preis des Wahnsinns?
Wie soll die Seele sich erretten,
Daß nicht die Wuth auch sie ergreift,
Und Jahr für Jahr in härtern Ketten
Gefesselt hin und wieder schleift?
Die Fürsten steh'n vor euch zum Schilde
In unversiegter Heldenkraft:
Wo aber findet von der Milde
Geadelt ihr die Leidenschaft?
Nur Einen mag die Erde nähren,
Der durch des Vorbilds Herrlichkeit
Den Krieg vermöchte zu verklären
Zum Spiegel für die Folgezeit.
Zukunft und Volksglück richten des Fürsten Rath:
Ich tadl' es nicht, wenn klare Verstandeskraft
Für sich den Vielbegehrten anspricht,
Ihn in die Todesgefahr hinausreißt."

Die "klare Verstandeskraft" läßt argwöhnen, daß die Nereiden in ihrem ewig umflutheten Haus von dem Miasma des metaphysischen Paroxysmus nicht ganz unberührt geblieben. Der Argwohn wird zur Gewißheit durch das Folgende: —

"An Gestaltungen möge sich freun der Lebendige,
Mit dem Leibe zerfalle die Form in das öde Nichts,
Alle zusammengeschrumpfe zum Gedankending,
Durch Nichts bestimmt, als durch der Verneinungen
Vernichtungsmesser, alles Erfreuliche
Mit bleicher Nichtigkeit verhöhnend,
Immer an eigener Leere zehrend."

Die Entscheidung, nachdem Odysseus und Diomedes ihn erkannt und zum Kampf aufgefordert, wird dem Jüngling von unsrem Dichter so leicht nicht gemacht, wie von seinen Vorgängern. Bei'm Statius vollendet ein Drommetenstoß das Werk der mühelosen Ueberredung (Achilleis II. 204.) In dem vorliegenden Drama erschöpft Odysseus seine Künste: —

Odysseus.

Liebst du in deinem Hellas Menschen oder Land?

Achilleus.

Die Menschen lieb' ich, an dem Lande freu' ich mich,
Ich führe mir das schönste Weib in schönstes Land.

Odysseus.

Und schränkst du deine Lieb' und Freud' auf Hellas ein?
Verbinden gleiche Götter nicht ganz Griechenland?

Achilleus.

Euch, wie mir selbst, sind edle Stimme zugetheilt:
Sorge ihr, die Kön'ge, für des Volks Verherrlichung.

Odysseus.

Sie alle bieten grüßend ihre Liebe dir,
Du wirst geehrt vor ihren eignen Königen
Zunächst dem Feldherrn, der den Zug zusammenrief:
Du sollst der Arm des Heeres, ich sein Auge sein.
Verweigerst du's, dann unterbleibt die Fehde nicht,
Allein der Muth verkümmert und die Einigkeit.
Hoff'st du auf gutes Ende dann? Und glückt es nicht,
So werden alle, die von uns die Besten sind,
Vor Troja fruchtlos fallen auf verheerter Flur;
Und dann die Troer, gierig nach Entschädigung,
Bezweifl' es nicht, einbrechen in das verwaiste Land,
Wie sie bis zum Peneios gegen dein Gebiet
Schon einst herüberstreiften durch das Thrakerland.
Und glaubst du, daß im unterjochten Griechenland
Allein verschont dein frauenschönes Hellas bleibt?"

Achill hält es noch nicht der Mühe werth, hält sich nicht berufen in den Kampf zu ziehen. Der rauhere Diomed meint, ob Achill ein Weib sei, oder auf die Weiber höre, gelte gleich.

Daß Deidamia ihn nicht will ziehen lassen, ist an der Ordnung. Die Sprache ihres Auges, ehe sie noch in Worte gefaßt wird, bleibt nicht unerwidert.

"Du suchst mein Aug', ich suche deines. Fürchte nicht,
Denn ich bin ganz dein eigen, und ich dränge mich
Mit meiner Seel' an deine."

Aber was den Orakelsprüchen und den Helden nicht gelungen war, das erreicht der zürnende Hohn des Königs Lykomedes, der den unberufenen Eidam ausschilt, trotz irgend einem alten Raugrafen vom Rhein: —

"Du hast in's Land gestohlen dich, wie eine Dirn,
Nun, wie ein Bub', in's Mädchen dich vergafft, und sie
Dir zugeliebelt, plauderst du von Geistlichkeit?
Mit offnen Armen grüßt' ich dich, den Heldensohn,
Als Eidam, kämst du, fürstlich um mein Kind zu frein;
Der Heimlichkeit weis' ich den Weg in's Tageslicht."

Man muß voraussetzen, daß der alte Herr nur aus complaisance gegen die Gesellschaft des ihm wohl minder geläufigen Trimeters sich bedient. Aber seine Trimeter wirken.

"Schneid aus dem Rohr dir Flöten, aber nicht aus mir.
Ausdonnern soll dein enges Ohr der Lärm des Kriegs,
Für den zum Richter und Panier Zeus mich bestellt:
Ich folg' Euch, Fürsten, in den Tod vor Ilion,
Todt oder lebend stürz' ich Troja's Thürm' in Schutt."

Deidamia soll sein Bild bewahren; daß er "lieb und freundlich leb' in ihrem reinen Geist." Lykomedes ist mit einem Mal erweicht. "Geh' nicht Achilleus in den Tod." Aber er hat entschieden: er will und muß.

Wenn die Motive dramatisch erschöpft werden sollten, so sehen wir nicht gut ein, wie es anders kommen konnte. Aber gestehen wir, der Proceß, wie er von Ulyß bei'm Ovid erzählt wird, hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich. *)

Noch eine Scene: —

Thetis.

"Nun hast du gewählt und entschieden den Schmerz:
Nun weinet hinaus das entsagende Herz
In vergeblich unendliches Leben:
Nun stürz' in die Müh', in den Tod dich hinaus,
Ich bleibe daheim und besorge das Haus,
Die Verlassene will ich umgeben.

Achilleus.

Nun schlummre, du holde verlorene Braut,
Von dem mütterlich sorgenden Auge bethaut,
In den heilenden Armen der Zeit aus:
Ich präg' in dem männerbewährenden Feld
Dem bewundernden Ruhm der erkennenden Welt
Nun mir den beginnenden Streit aus."

Thetis fährt fort die Arme zu trösten. Der Chor der Nereiden schließt.

Wir haben genügende Proben geliefert, um unsern Lesern zu zeigen, daß sie durch poetische Schönheiten sich belohnt finden werden, wenn sie auch über die Rechtfertigung der ungleichartigen, sich begegnenden Elemente zweifelhaft bleiben sollten. Wir dürfen dem Verf. die Gerechtigkeit, und wollen uns selbst das Vergnügen nicht versagen, die letzten Strophen des Vorworts auszuheben, durch welche das Gedicht der deutschen Jugend doppelt werth werden mag: —

. . . .

"Doch soll dein Volk die Ehre sich erstreiten
Du deutsches Land, den Tempel zu erheben,
Weil du dich allem Großen aller Zeiten
Mit offner Seele liebend hingegeben.
Und mochte fremde List nach dir begehren,
Weil du dich freust an jeglichem Gedeihn,
Und fremdgeborne Thorheit dich versehren,
Weil du versäumt, in Waffen wach zu sein:
Dein Schwert wird richten nach dem Recht der Ehren,
Wenn sie der Langmuth Schleier dir entweihn.
Dann ruf' uns auf, dein Banner zu erheben,
Ford'r' unser Liebesglück, ford'r' unser Leben.

Denn wir sind dein mit unserer ganzen Seele,
Laß nur die Zeit an deiner Pforte fragen,
Ob sich dem Geist in dir die Kraft vermähle,
Wir, deine Söhne, wollen Antwort sagen:
Daß deine Thatkraft nicht im Grabe liege,
Daß deine Kunst mehr bleibt als Wortgetön,
Daß du dich selbst verklären wirst zum Siege,
Dein Eigenthum, was rühmlich ist und schön:
Du hältst noch den Achill in deiner Wiege,
Den wir dereinst auf deinem Schild erhöhn.
Wir rufen ihn, die Stunde wird ihn bringen,
Und Jedem wird das Seinige gelingen."

*) . . . . Deceperat omnes,
In quibus Ajacem, sumptæ fallacia vestis.
Arma ego fœmineis, animum motura virilem,
Mercibus inserui: neque adhuc projecerat heros
Virgineos habitus, cum parmam, hastamque tenenti,
Nate deâ, dixi, tibi se peritura reservant
Pergama: quid dubitas ingentem evertere Trojam?
Injecique manum, fortemque ad fortia misi."

Metam. XIII. 162.

Die Censur in Dänemark.

Die Kiöbenhavns-Post vom 21. Sept. enthält Folgendes:

"Man hat jüngsthin in mehreren auswärtigen Schriften und Blättern viel Rühmens von der Preßfreiheit in Dänemark gemacht, ja die Hamburgische Börsen-Halle verwunderte sich einmal über eine Censurlücke in einer unserer Provinzialzeitungen, die ihr um so mehr aufgefallen sei, 'da es in Dänemark keine Censur gebe.' Wir selbst wissen es zwar besser, daß es hier wirklich Censur giebt, aber es dürfte doch nicht überflüssig sein, einmal auf die Dänische Preßgesetzgebung, d. h. die Preßverordnung vom 27. Sept. 1799 und die damit in Verbindung stehenden späteren gesetzlichen Befehle aufmerksam zu machen, die außer dem Vaterlande schwerlich sehr bekannt sind. Wir haben darnach bekanntlich Censur für alle Schriften, die nicht über 24 Bogen stark sind und namentlich für alle Blätter und Zeitschriften, wovon keine Nummer erscheinen darf, ohne vorhin die Censur passirt zu haben. In Kopenhagen ist ein besondrer Censor für die politischen Blätter (derzeit Hr. Conferenzrath und Theaterdirector Manthey, Commandeur vom Dannebrog und Dannebrogsmann *) —) und einer für die nicht-politischen, so wie für alle übrigen hier erscheinenden, jene Bogenzahl nicht überschreitenden Schriften (jetzt Hr. Polizei-Assessor Holm.) Einer speciellen Censur sind noch die Verfasser und Herausgeber unterworfen, die wegen Uebertretung der Preßverordnung verurtheilt worden, und diese specielle Censur besteht darin, daß jede Schrift oder jedes Blatt, was von ihrer Hand erscheint, öffentlich mit der Erlaubniß des Censors, in der Formel: "Maa trykkes" (Darf gedruckt werden) gestempelt wird. Einem solchen Stempel sucht sich natürlich jeder gern zu entziehen, und man hat Beispiele, daß Schriftsteller, die dieser speciellen Censur unterworfen wurden, um diesem fatalen "Maa trykkes" zu entgehen, so lange sie unter derselben standen, durchaus nichts unter ihrem Namen haben schreiben oder herausgeben wollen."

In der folgenden Nummer der Post erschien ein Aufsatz vom Hrn. G. L. Baden mit der ominösen Aufschrift: "Maa trykkes," unterzeichnet: "Holm," an der Stirne.

*) seit der Erscheinung jenes Blattes mit Tode abgegangen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

70. Hamburg. Montag, den 31. October. **1831.**

Inhalt.

Klopstock's Oden. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters. Von J. G. Gruber. Leipzig, 1831. Göschen. 1r Bd. 149 u. 334 S. 2r Bd. 389 S. gr. 8.

Hr. Gruber hat schon als Herausgeber von Wieland's Werken bewiesen, daß er die Pflichten eines solchen, in ihrem oft vernachlässigten Umfange, zu erkennen und zu erfüllen weiß, und bewährt ein so seltnes Verdienst noch ausgezeichneter, in dieser ächtkritischen Ausgabe unsterblicher, aber nicht oberflächlich durchschaulicher Erzeugnisse. Freilich würde Klopstock aufhören müssen zu sein, was Niemand mehr gewesen als er, Dichter im edelsten und umfassendsten Sinne des Worts, glücklicher Dolmetscher der beseligendsten Empfindungen, welche die mütterliche Natur ihren menschlichen Kindern verleihen wollen, wenn ihm der Sinn für die entzückende Schönheit ihrer einfachen Größe versagt gewesen wäre; wenn er sich täuschen können, zu wähnen, das bedürfe fremden Schmuckes und aufgetragener Schminke, was nur dann das Herz am tiefsten berührt, wenn es ihm in den allerschlichtesten und verständlichsten Ausdrücken begegnet. So hat er sich aber auch nicht getäuscht, und sowohl sein Epos als seine Oden sind reich an Beispielen patriarchalischer Einfalt und idyllischer Natürlichkeit, die, zum erstenmal vernommen, den Hörer gewinnen, und dessen Theilnahme und Bewunderung immer fester halten, je öfter er zu ihnen zurückkehrt. Es liegt aber in der Natur hoher Dichterwerke, vorzüglich lyrischer, daß solche Schönheiten selten allein stehen, daß andere ihnen beigesellt werden, durch deren Nachbarschaft jene zwar eben so viel gewinnen, als diese durch die ihrige, die jedoch, wenigstens ihrer Beziehungen und Anspielungen wegen, sogar den Gebildeten aufhalten und einen unterrichteten Erläuterer willkommen heißen. Bei Klopstock kömmt hinzu, daß er der erste war, der die ungeahnte Bildsamkeit und Beweglichkeit unserer Sprache entdeckte, und im gerechten Stolz dieses Bewußtseins, zuweilen mit einer Kühnheit handhabte, die nur ihm erlaubt war, und deren sich selbst ausgezeichnete, glückliche Betreter der von ihm eröffneten Bahn, Nachahmer wie Nachahmer nicht sind, enthalten zu müssen glaubten. Diese Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten der Wortstellungen und Wendungen, diese scheinbaren Alterthümlichkeiten und Nachlässigkeiten, obgleich nie Vernachlässigung, sondern absichtlich gewählt, machen, da sie nicht in den Gebrauch der höheren deutschen Dichtkunst übergegangen sind, eine Erklärung nicht selten unentbehrlich; und wir freuen uns, hinzusetzen zu dürfen, daß die vorliegende allen Forderungen entspricht, die wie an eine solche zu richten uns getrauen. Hr. G. hat treffend durchschaut, Klopstock's ganzes Dasein, in Ernst und Scherz, Spiel und Studium, Wollen und Thun, Leben und Denken, Lernen und Schaffen, inneren und äußeren Verhältnissen, als Knabe, Mann und Greis, sei immer ein dichterisches gewesen, und könne nur als solches verstanden und gewürdigt werden. So deutlich und unverkennbar ist dieses nie verlöschende, immer vorwaltende Siegel vielleicht nur dem Leben Tasso's aufgedrückt. Das war allerdings sturmbewegter und endete trauriger; doch ergiebt sich dem aufmerksamen Beobachter, nicht bloß Nationalcharakter und Besonnenheit, sondern auch ein freilich verdientes Glück, habe den Deutschen bewahrt, nicht unterzugehen, wie sein wälscher Geistesverwandter. Die mit großem Fleiß, Liebe und Gerechtigkeit, nach zuverlässigen Quellen bearbeitete Biographie des Dichters, wird daher zum fortlaufenden Commentar seiner Werke, und seine Oden, nach den Jahren und Zeiten ihrer Entstehung geordnet, ungeschmückte Abdrücke seines Sinnes und seiner Empfindungen, empfangen Licht durch diese Erzählung und geben es ihr zurück. Wir haben sie mit immer wachsendem Vergnügen und Theilnahme gelesen, sind auf keine Entstellung der Wahrheit, auf keine überflüssige, geschwätzige Bemerkung gestoßen, auf keine, von welcher abzuweichen wir uns getrauen; und ehren den Kunstrichter, der den Dichter am liebsten durch sich selbst erläutert, aber auch dessen frühere Ausleger dankbar benutzt, und ihnen nie aus Eigensinn und Eitelkeit, immer aus Gründen widerspricht, denen wir unsere Zustimmung nicht versagen können. Die seltenen Fälle, wo weder ihm noch ihnen gelingen wollen, jede Dunkelheit des in sich selbst vertieften Sängers aufzuhellen, geben auch uns unauflösliche Räthsel auf; und der schonende Tadel, den er sich dagegen, und gegen einige gar zu befremdliche, kaum auszufüllende Gedankensprünge verstattet, ist auch aus unsrer Seele gesprochen. Klopstock, für und an sich selbst, ist freilich auch deßhalb zu entschuldigen. Ihm war unabweisliches Bedürfniß, jeden Gegenstand, dessen er sich bewußt ward, wär' es auch die tiefste und wissenschaftlichste Untersuchung, dichterisch in seine Vorstellung aufzunehmen und auszuprägen. Davon zeugt die Gestaltung, die er sogar prosaischen Werken ertheilen wollen; welche freilich den Kenner, der eben so empfänglich für die Dichtkunst, als bewandert in der Wissenschaft ist, anzieht und unterhält, der aber der in ein fremdes Gebiet versetzte Dichterfreund eben so wenig zu folgen vermag, als der wissenschaftliche Forscher, den die ungewohnte und glänzende Erscheinung in seinen kalten und ruhigen Berechnungen zur Unzeit unterbricht; und wohl verleiten darf, die Belehrung zu verkennen, die sie ihm bietet. Das war das Loos seiner Gelehrtenrepublik und seiner grammatischen Gespräche, obgleich beide für Meisterwerke gelten dürfen, beide reich an Bemerkungen, aus dem tiefsten Schacht philosophisch geschichtlicher Kunde geschöpft, und die erste besonders nicht wenige Muster einer so vollendeten Prosa aufstellt, daß sie dem Besten und Gediegensten an die Seite treten, dessen irgend eine Sprache sich rühmen kann. Aber die fortlaufende, festgehaltene, durchgeführte Allegorie des Ganzen, kann nur durchschauen, wen ein langes und ernstes Studium der Literatur und ihrer Geschichte berechtigt, jede ihrer Anspielungen, Winke und Warnungen zu deuten; und die Mehrheit, selbst hochgebildeter Leser, wird sich immer begnügen müssen, manche Einzelnheit zu bewundern, und die Gesammtbedeutung des vielumfassenden Gemäldes vielmehr zu ahnen, als zu entziffern. Eben das läßt sich von einigen Oden Klopstock's sagen, die den Aesthetiker von Handwerk, den Sprachforscher, den Vertrauten der schweren und dornichten Versbildung und ihres Vortrags, zwar in hohem Grade befriedigen, und ihn berechtigen, sie vielen andern vorzuziehen; deren auch wir, ohnerachtet wir uns zu keinem von diesen zählen, um keinen Preis entbehren möchten, weil doch selbst auch für uns einige Brosamen von der reichbesetzten Tafel ab-

fallen; welche aber andere, wo möglich noch unwissendere Leser, wahrscheinlich unberührt lassen. Dagegen herrschen bei weiten in den meisten, die, auch den Unzugänglichern, nicht fremden Empfindungen der Andacht, der Liebe, der Freundschaft, der Geselligkeit und der Freiheit, so überwiegend vor, daß sie jedes reine Herz, jeden verständigen Sinn, ergreifen, erheitern und erheben, und so lange nicht untergehen können, als Menschensprache ihre Wirkung auf Menschenherzen nicht verliert. Darüber haben die bewährtesten Richter, nicht bloß Deutschlands, ihre unerschütterliche Entscheidung längst gefällt; das hat den Deutschen unser Claudius, einzig in der Kunst, die edelsten Gedanken in den faßlichsten Worten niederzulegen, im ersten Bande der Werke des Wandsbecker Boten, so unübertrefflich zugerufen, daß wir uns bescheiden, ein Zeugniß dieses Gehalts der Erinnerung aufzufrischen. So schwer hält es jedoch, sich von einem guten Buche zu trennen, daß wir nicht umhin können, bei einigen Stellen der Biographie zu verweilen.

Sehr merkwürdig ist S. 5 der Bericht, welchen der Lehrer Janozky über den Zögling der Schulpforte erstattet, welcher bereits alle unterscheidenden Züge des Mannes und Greises enthält, und darin allein von ihm abweicht, daß Kl. damals, außer deutschen, auch wohlgerathene lateinische und griechische Schäfergedichte verfertigte. "An Kl. verspürt man eine wahre Neigung zur Weltweisheit, einen natürlichen Trieb zur Poesie, und eine ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion. Die Sprachen liebt er auch, er hält sie aber für keinen Theil der Gelehrsamkeit." Darüber ward er freilich späterhin und mit Recht andern Sinnes, denn sicherlich hat niemals Jemand anhaltender und tiefer über die Sprache nachgedacht, als er, und einige seiner Oden sind grammatische Lehrgedichte. Da Religion die Seele seines Dichtertriebes war, da er das Epos für das höchste Dichterwerk hielt, da er sich berufen fühlte, seinem Vaterlande das Höchste zu erwerben, lag ihm sehr nahe, den als Helden zu wählen, der nach dem Muster der Alten das höchste menschliche und göttliche in sich vereinigte, den Gottmenschen der Christen. Den Plan zu seinem Messias entwarf er schon auf der Pforte, noch eh' er Miltons verlorenes Paradies kennen lernte. Den gewählten Stoff hat er nie wieder aufgegeben, und die verkennen Werth und Rechte dichterischer Eigenthümlichkeit, und erdreisten sich, dem Dichter die ihrige unterzuschieben, welche ihm einen anderen vorschreiben wollen. Kein anderer hätte sich seines Geistes so bemächtigen können, für keinen andern wäre Kl. geworden, was nur er zu sein vermochte. Wer für den Gegenstand eines Gedichts nicht empfänglich ist, muß sich einen andern für seine Theilnahme suchen, und Niemand ist befugt ihm einzureden. "Der Messias," bemerkt Rabener seiner Gewohnheit nach sehr treffend, "hat den ganzen sächsischen Hof und die ganze preußische Armee wider sich; den Hof, weil ihn seine Castraten nicht singen können, die Armee, weil er der Messias ist." Unter den Tonangebern unserer Tage, scheint die Armee einige Rekruten mehr gewonnen zu haben, als zu den Zeiten unsrer Väter; doch ist zu glauben, daß auch das Geschlecht derer nie ganz aussterben werde, auf welche der Messias zu wirken vermag. Die Nebeneinanderstellung der drei größten christlich-epischen Dichter, Dante, Milton und Klopstock, kann die Betrachtung sehr angenehm beschäftigen. Alle drei im einen beseligenden Glauben sich begegnend, alle drei durch die Richtung ihrer Lehrgebäude mannigfach verschieden. Bei Dante tritt das altkirchlich Sagenhafte, bei Milton das Reinunitarische, bei Klopstock das Evangelisch-protestantische unverkennbar hervor, ohne der Erhabenheit und Schönheit ihrer Darstellung Abbruch zu thun. Wer dürfte wünschen, daß sie einförmig sein sollten? Wer freut sich nicht der Mannichfaltigkeit ihrer Natur und Kunst? Wer will sich untersagen lassen, bei dem am liebsten zu verweilen, zu dem am häufigsten zurückzukehren, der seiner Sinnesart am meisten zusagt? Sie sind da, wir ebenfalls. Sie haben sich nicht verläugnet, wir sind berechtigt, auch uns keinen Augenblick zu verläugnen. Mit dem Geschmack läßt sich gütlich unterhandeln, die Natur selbst will nicht, daß ihm gebieterisch befohlen werde. Kein Blatt des Waldes, kein beseeltes Wesen des unübersehlichen Weltalls ist dem anderen vollkommen gleich.

Dank verdient Hr. G. für Aufbewahrung der Wahrheit, daß Gottsched's Empfehlung des Hexameters für Deutsche, Kl. ermuthigt habe, dieses ihm so werthe, bisher im Vaterlande nicht gebräuchliche Sylbenmaaß, für seinen Messias anzuwenden. Das ganze Capitel der kritischen Dichtkunst über den Wohlklang, welches die reimlosen Verse in Schutz nimmt und Beispiele dafür aufstellt, verdient nachgelesen zu werden. Ueberhaupt enthält das verschrieene Lehrbuch, nicht in theoretischspeculativer, aber in technisch-praktischer Hinsicht, viel Brauchbares, von dem Mancher lernen könnte, der sich zum Lehrer aufwirft.

Der Preuße, der zuerst die Deutschen deutsch gelehrt,
Von welchem Leipzig nie ein falsches Wort gehört,
Er spräche denn Latein,

kannte recht gut, was vor ihm geltend war, und wußt' es faßlich aufzustellen. Gesetzkundig, belesen war er allerdings, und einer Stimme unter den Aeltermännern nicht unwürdig; nur zum Gesetzgeber, zum Entscheider taugt' er nicht. Daß man ihn zu diesem erhob, war eben so übereilt und ungerecht, als die Verachtung, mit der man ihn in der Folge gänzlich überhörte, und seine wirklichen Verdienste um die Fortschritte unserer Redekünste verkannte. Kästner allein, Gottsched's persönlicher Gegner, hat, in seinen vermischten Schriften, ein Muster unbefangener Handhabung ächter Kritik über ihn angestellt. Aber es ist von jeher der Deutschen Erbsünde gewesen, den Günstling eines kurzen Tages zu überschätzen, durch verschwenderischen Weihrauch zu bethören, und wenn sie von diesem Vorurtheil zurückkommen, es nicht etwa an sich, sondern an dem Gegenstande zu rächen, der sie selbst unbescheiden gemacht haben.

Was S. 19 von Cramers erster Zusammenkunft mit Kl., von Schmidt's Vorlesung des Messias erzählt wird, ist, bis auf eine Kleinigkeit, ganz richtig. Schmidt hielt sich bis an's Ende seines Lebens für einen trefflichen Vorleser, aber seine Bekannten, denen er sich oft damit aufdrang, waren so unglücklich, diese Ueberzeugung nicht immer zu theilen. Er wollte gewiß nicht Klopstock's Gedicht verdächtig machen, er radbrecht' es wahrscheinlich in seiner allerbesten Sonntagsmanier, und Cramer, schon damals ein ausgezeichneter, kunstgeübter Redner, war demnach berechtigt, ihm nach bald erschöpfter Geduld rund heraus zu erklären: "das muß ganz anders gelesen werden!"

Kl. Liebe zu seiner ersten Gattin, die er nur vier Jahre besaß, und im November 1758 verlor, ist allgemein bekannt. Minder ist es die S. 103 mitgetheilte Nachricht, von einer zweiten schönen und schönerwiederten Liebe des liebedürsenden Mannes, im Herbst 1762 zu Blankenburg, deren Seligkeit, zu tiefem Kummer der Geliebten, ein ahnenstolzer Vater unterbrach, weil ihm der erste Dichter der Nation und der Legationsrath nicht vornehm genug schien, der Gatte seiner unbegüterten Tochter zu werden. Noch neun Jahre hernach beschwor der Dichter das süße Bild Edonens, durch einen Seufzer der Liebe (Ode 86); und unter vier Augen hat er nie aufgehört, der reizenden Erscheinung mit Innigkeit zu gedenken.

S. 104. Struensee war nie Bernstorf's Gegner. Struensee hatte den großen Lenker des Staats nicht verdrängt, die Partei der Königin Juliana Maria verdrängt' ihn, welcher nach einem kurzen Jahr auch Struensee, der sich nicht wegschicken lassen wollte, zum blutigen Opfer fiel. Bernstorf's eigenhändiger Brief, den Ernesti im zweiten Bande seiner Analekten für Sprachkunde abdrucken lassen, ist der unwiderleglichste Beweis dieser oft entstellten Wahrheit.

Mit großem Recht weiset der Biograph S. 1.. das alberne Geschwätz zurück, als habe Kl.

Jahr 1773 Karlsruhe verlaßen, weil man am dortigen Hofe angefangen habe, ihn geringschätzig zu behandeln. Kl. drang sein Vertrauen nicht auf, aber war nichts weniger als zurückhaltend damit, wo er irgend erwarten durfte, daß es nicht mißbraucht werde. Auch besaß er die seltene, nur Männern von hoher Herzensreinheit verliehene Gabe, in seinen Erzählungen von Gönnern, Freunden und Bekannten, neben ihren Vorzügen und Tugenden, auch ihrer Schwächen, Mängel und Verstoße, mit harmlosem, sokratischen Scherz zu erwähnen. So sprach er gern von seinem Aufenthalt in Karlsruhe, verweilte mit Zufriedenheit bei dessen Erinnerung, aber gab nie durch einen Wink zu verstehen, daß ihn dort etwas beleidigt habe. Er konnte ja seinem fürstlichen Beschützer, den das Herz mehr noch schmückte, als der Purpur, der sich ihm durch ungeforderte Wohlthaten, die länger anhielten, als das Leben des Dichters, genähert, einen Besuch nicht abschlagen, der so freundlich erbeten worden, oder diesem Besuch eine gar zu kurze Dauer geben. Aber nie war seine Absicht gewesen, die Umgebung, welche ein ausgewählter Kreis von Freunden und Freundinnen in Hamburg um ihn gebildet, auf lange zu verlaßen; und jeder Tag in der Fremde verlebt, belehrt' ihn, wie unersetzlich jener für ihn sei. Da nun vollends einer seiner Brüder, der eine Reihe von Jahren im Auslande beschäftigt gewesen, dem Triebe folgte, sich wieder nach Norddeutschland zu versetzen, mit Sack und Pack durch Karlsruhe zog, und seinem Friedrich anbot, ihn mitzunehmen, wirkten Beispiel und Zusprache so mächtig auf Kl., daß auch dießmal, wie durch sein ganzes Leben, Entschluß und Ausführung eins ward. Langsames, vorbereitendes, peinliches Abschiednehmen, lag außer der Natur und Gewöhnung des Mannes. Der Fürst verkannt' ihn nicht, die verkannten ihn sicherlich nicht, an deren Urtheil ihm gelegen sein konnte, und vielleicht erzeigen diese flüchtigen Zeilen denen schon zu viel Ehre, die sich erlauben, Fürsten und Dichter zu verläumden, weil sie sich unwürdig wissen, von ihnen geachtet zu werden.

Mit Klätschern solches Gelichters darf allerdings der ehrenwerthe Dacier nicht vermengt werden, obgleich er sich nach S. 133 gestattet, den siebenundsechzigjährigen Kl. zu tadeln, daß er eine gleichfalls nicht mehr junge Frau, die verwittwete Nichte seiner vor dreiunddreißig Jahren verstorbenen Gattin, zu der seinigen machte. Die Aeußerung klingt aus dem Munde eines Franzosen etwas sonderbar, und noch mehr kann es befremden, daß selbst Goethe ihr beitreten wollen. Wenn Jemand, der nur vier Jahre das Glück des Ehestandes genoßen, es zum zweitenmal aufsucht, so ist das so wenig eine Beleidigung der abgeschiedenen Gattin, die entweder gar nicht oder dort ist, wo Niemand freit und sich freien läßt, als vielmehr ein Zeugniß, wie angenehm sie ihm ein solches Verhältniß gemacht habe. Oder ist in der Unschuldswelt von Paris und Weimar die Möglichkeit durchaus nicht denkbar, daß der Ueberlebende sich einer neuen Verbindung enthält, weil ein gebranntes Kind das Feuer meidet? Aber schon das Alter der Spätverehlichten, der Name Philemon und Baucis, den Kl. ihnen beilegt, hätte die Beurtheiler mahnen sollen, einen andern Beweggrund vorauszusetzen, als sinnliches Bedürfniß. Er blieb Kl.'s Bekannten nicht verborgen, und es ist nicht unbescheiden seiner zu erwähnen. Kl. besaß kein eignes Vermögen, die vieljährige Genossin seines Lebens, die Pflegerin seines Alters, eben so wenig. Ein Gnadengehalt, das er bezog, sicherte ihn und sie vor Nahrungssorgen. Nichts war natürlicher als der Wunsch, daß wenigstens ein Theil desselben der Ueberlebenden nicht entzogen werde. Diesen eröffnete er einem vielvermögenden Freunde, der ihn, wie alles, was von Kl. kam, mit reger Theilnahme und Billigung aufnahm, aber ihm zu erwägen gab, eine Begünstigung, für die er dem Staat verantwortlich werden müße, dürfe nicht wohl von ihm empfohlen werden, wenn sie gesetzlichem Herkommen widerspreche, und das Beispiel, daß sie auch auf Freundinnen sich erstrecken lasse, müsse unzählige Ansprüche hervorrufen, deren Befriedigung unmöglich falle; hingegen sei nichts unbedenklicher und leichter bewilligt, als die Sicherstellung seiner Wittwe. Gerathen, begriffen, befolgt: der Zweck erreicht. Durch eine rechtmäßige geheiligte Handlung erfüllte Kl. eine Pflicht gegen sich selbst, gegen eine würdige Schutzbefohlene, und gegen den Beförderer einer guten Absicht. Was nur aus Eigensinn unterbleiben mögen, bedarf der Entschuldigung nicht. Selmar hatte, am Schluß der 112ten Ode, seiner Selma ein Zeichen unerstorbner Liebe, ein Flämmchen am Rande eines Regenbogens verheißen, und es erschien ihren Augen, an der geweihten Stätte eines holsteinischen Parks.

Der Biograph hat aller bedeutenden Werke Kl.'s erwähnen wollen, bis auf eines, das leider unwiederbringlich verloren ist. Kl. hatte sich viele Jahre hindurch mit Abfassung einer Geschichte Friedrichs des Großen beschäftigt, die dem Musterbilde entsprechen sollte, das ihm von einer solchen vorschwebte. Es lag durchaus nicht in seiner Art, andern mitzutheilen, was er der Vollendung noch nicht entzogen, und nur so viel verrieth er davon, eine anschauliche, faßliche, einfache und würdevolle Darstellung solle den Beweis antreten, der Deutsche, welcher seine Sprache zu gebrauchen wiße, dürfe nicht verzweifeln mit Vorzügen zu wetteifern, die Kl. seinem Livius beilegte, den er, in Ansehung des angemessenen Vortrags, für den ersten Geschichtserzähler hielt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war das Werk vollbracht, Kl. hatte sich selbst genug gethan, und glaubte mit dem nicht ausgedehnten Ganzen hervortreten zu dürfen, was allerdings nur als solches gewürdigt werden konnte. Wiederholte, unangenehme Erfahrungen hatten ihn bestimmt, sich selbst nie mehr mit Verbreitung eines seiner Geisterwerke zu befassen, und Pflichten gegen sich und andere verboten ihm, die Frucht langer Anstrengung, das Erzeugniß, worauf er selbst großen Werth legte, ganz ohne Entschädigung aus der Hand zu geben, wiewohl er diese sehr bescheiden bestimmte. Darüber berieth er sich mit dem innigsten, eifrigsten und treuesten seiner Freunde, dem Professor Carl Cramer, der von Vaters wegen und durch sich selbst seinem Herzen so nahe stand, und sich mit Entzücken erbot, die Handschrift an Mann zu bringen. Kl. sowohl als Cramer vergaßen beide unbegreiflicher Weise, was beide recht gut wußten, daß man die Welt mit der Diogeneslaterne durchleuchten könne, ohne auf einen Menschen zu stoßen, der zum glücklichen Unterhändler weniger taugte, als Cramer. Unstreitig trugen die Zeitumstände dazu bei, ehrenwerthe Verleger — andre wollte und durfte Cr. nicht in Anspruch nehmen — jedem Vorschlage abgeneigt zu machen, der deshalb an sie erging, und eine Handschrift zurückweisen zu laßen, deren Erwerb und Bekanntmachung, unsrer entfernten Ansicht nach, ihnen wenigstens keinen Nachtheil zufügen können. Was Cramer deshalb an Kl. berichtet haben mag, blieb zwischen beiden. Wahrheit war es ohne allen Zweifel; auch hegte Kl., bis zum letzten Augenblick seines edeln und gerechten Bewußtseins, keinen Schatten der Empfindlichkeit gegen seinen aufrichtigen Freund: aber es gab ihm die bittre Ueberzeugung, sein Vaterland, dessen augenblickliche Stimmung das Gesetz der Buchhändler ist, nähme keine Theilnahme mehr für das, was er ihm anzubieten vermöge. In einer solchen Aufwallung scipionischen Unmuths — ingrata patria nec ossa quidem habebis! — vernichtete er den unschuldigen Gegenstand, dessen Anblick eine so kränkende Empfindung auffrischen können, bis auf die letzte Spur. Nun enthalten wir uns jeder Vermuthung, in wie fern das Geschichtbuch, wiewohl Kl. selbst den Aufklärungen großes Gewicht beilegte, die er aus glaubwürdigen, nur ihm zugänglichen, mündlichen und schriftlichen Berichten gezogen, allgemein ansprechen dürfen; auch errathen wir, daß er dem Eroberer, dem nicht vorurtheilsfreien

Schätzer wissenschaftlichen und schriftstellerischen Verdienstes der Deutschen, schwerlich so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, als unbefangenere Zeitgenossen und die unbestechliche Nachwelt dem erzeigen werden, der eben so einzig als Mensch und Regent war, wie er als Held gewesen: doch können wir nicht umhin zu glauben, daß mit dem Untergange dieses verschmähten Werkes, ein unersetzliches Denkmal der Sprachbildsamkeit und Darstellung verloren gegangen sei, blicken mit Trauer auf dieses Ereigniß, und halten uns verbunden, das Andenken daran nicht ganz verschwinden zu lassen. — Welche Gefühle und Gedanken den Dichter, in den letzten Jahren und Tagen seines Lebens, beseelten, begeisterten, trübten und erheiterten, erhellt aus seiner Biographie und den Oden, diesem Spiegel seines Gemüths. Er starb in den Armen holder Pflegerinnen, eines sanften Todes, mit der Ruhe eines Weisen und Christen, die so sehr zur Ehre der Religion gereicht, zu welcher er sich bekannte, und hätte, wie sein geliebter Addison, keinen Zeugen einer solchen Auflösung scheuen dürfen. Sehr angenehm ist es zu gewahren, wie seine Theilnahme an der ganzen belebten Schöpfung, seine schuldlose Fröhlichkeit, seine Erinnerung harmloser und belustigender Auftritte einer längst entflohenen Jugend, auch in dem Greise nicht erstorben waren, und ihn sogar vermochten, einige Züge derselben in dichterischen Gemälden aufzufassen. Zwar hätten wir nicht viel dagegen einzuwenden, wenn Jemand, der Kl.'s irdische Laufbahn mit empfänglichen Blicken begleitet, den Spruch auf ihn anwenden wollte: "Ueber wen ein solcher Geist ausgegossen ist, der wird als Jüngling Gesichte sehen, und als Greis Träume haben." Aber was dann? Des Jünglings Gesichte sind am Manne in Erfüllung gegangen, so viel an ihm lag; und des Greises Träume waren Bilder einer Vergangenheit ohne Reue, einer Gegenwart ohne Vorwurf, und einer Zukunft ohne Besorgniß.

> Mehr will das Geschick nicht geben;
> Denn ein Traum ist unser Leben,
> Und wie sind die Schatten dieses Traums! —

Ein willkommner, wenige Bogen füllender Nachtrag dieser Ausgabe, würde eine Sammlung der Sinngedichte Klopstocks sein, die in mehr als einer Beziehung zu den Oden stehen, und hier und da eines solchen Erläuterers wohl bedürften. Schlössen sich seine geistlichen Lieder daran, so hätte man ja alles zusammen, was, außer seinem Messias, in Versen von ihm übrig ist.

Möge die achte Strophe der 201ten Ode dem jetzigen Herausgeber des Morgenblatts ins Auge fallen, und ihn veranlassen, einen Blick auf den Monatsumschlag seiner Zeitschrift zu werfen, damit er die Schuld seiner Vorgänger auslösche, und ihr endlich verbiete, in einem von Klopstock entlehnten Motto, das Ohr und Auge beleidigende Apollonia, für Apollona unterzuschieben! Wer den Zuruf eines besonnenen Sprechers wiederholen will, muß ihn nicht entstellen.

Fr.

Der Polen Aufstand und Warschau's Fall. In drei Gedichten von A. Puschkin, W. Shukowski und A. Chomjakow. Nach dem Russischen. St. Petersburg, 1831. Akadem. Buchdruckerei.

Das erste und einzig Bemerkenswerthe von diesen drei Gedichten ist ein poetisches Manifest von Puschkin "an Rußlands Lästerer." Puschkin ist kein Hofpoet. Seine Begeisterung ist nicht an die Person eines Herrschers geknüpft; sie ist eine ächt nationale, und in dieser Beziehung schon dem übrigen Europa eine neue Erscheinung. Der Ausdruck der Nationalität hat unter Völkern, die auf die eigne Ehre halten, immer etwas Achtung Gebietendes. So erachten wir es denn für eine Pflicht, in deren Erfüllung wir zufälliger Weise andern, und beredteren Dollmetschern der europäischen Theilnahme für die Polen vorangehen können, auch den Empfindungen des Russen ihr Recht widerfahren zu lassen. Es ist keine ungeübte Hand, die Puschkin's Dithyrambe in der vor uns liegenden Uebertragung, für Leser deutscher Zunge nachgebildet hat: —

> "Was tobt Ihr auf den Rednerbühnen,
> Woher der Groll mit dem Ihr gegen Rußland schäumt?
> Vielleicht weil Litwa sich in wildem Aufstand bäumt.
> Es ist der Slaven Fehde, überlaßt sie ihnen,
> Sie ist verjährt wie dieses Volks Geschichten;
> Nicht Euch gebührt es, sie zu schlichten.
> Sie kündet schon der Vorzeit Sage,
> Des Alterthumes Brüderzwist,
> Bald schwankte so, bald so die Wage,
> Bald siegte Tapferkeit, bald List.
> Wen krönt am Ziel der blut'ge Kampfgewinn?
> Des Polen Trotz, des Russen treuen Sinn?
> Soll aller Slavenbächlein Heer
> Den Weg zum Russenmeere finden?
> Wie? Oder soll dieß Riesenmeer
> In einen Regentropfen schwinden?
> Laßt uns! Euch wurden sie nicht kenntlich
> Die Bluturkunden jener Zeit,
> Euch bleibt er fremd und unverständlich
> Der alternde Familienstreit,
> Des Kreml's und Praga's stummes Mahnen
> Vernehmt Ihr nicht. Vom Bürgerkrieg
> Berauscht, schwingt Ihr des Aufruhrs Fahnen
> Sinnlos, und neidet uns den Sieg.
> Warum? Gesteht es! Ist's vielleicht,
> Weil wir auf Moskwa's Brandruinen
> Nicht huldigten dem Mann, vor dessen bloßer Miene
> Ihr schon gezittert und erbleicht?
> Weil wir, mit ungebeugtem Muthe
> Den Götzen stürzten, der die Throne unterjocht,
> Und weil der Russe mit des Herzens Blute
> Europa Freiheit, Ehr und Frieden einst erfocht?
> Ihr droht mit Worten uns! — Leiht Thaten Eurem Witze,
> Ist etwa von der Rast des Ritters Arm erschlafft,
> Ist stumpf des Ismail'schen Bajonettes Spitze,
> Hat Rußlands Kaiserwort nicht mehr gewohnte Kraft?
> Wär' mit Europa denn der Kampf uns etwa neu!
> Wie! oder ward der Sieg den Russen ungetreu?
> Sind wir zu schwach? — Von Perm zu Tauriens Gestaden,
> Von Finnlands Felsenhort, bis Kolchis Lorbeerpfaden,
> Vom Kreml, der fest in Flammen stand,
> Bis zu des starren China's Wand,
> Wird nicht, von Waffenglanz umgeben,
> Ruthenia sich jugendlich erheben? —
> Entsendet Euren Rednerbühnen
> Der wuthentbrannten Jünger Schaar!
> Gern bietet Rußland Stätten ihnen
> Im Kreise trauter Gräber dar!"

Die poetische Erwiderung, die das Gedicht wohl verdient, müssen wir einem Andern überlassen,

> . . . . cui liquidam Pater
> Vocem cum cithara dedit."

Wir wünschen an den Gedankengang des Dichters einige Betrachtungen über den Fall von Warschau, und die Folgen desselben, in schlichter Prosa anzureihen.

Wir werden dabei die Vergleichung mit Dem, was wir früher ausgesprochen nicht scheuen dürfen. Des Blickes in die Zukunft haben wir nie geglaubt uns rühmen zu können; aber wir befinden uns wenigstens in dem Fall, daß wir nach dem unerwarteten Erfolg keine von unsern Aeußerungen zurückzunehmen haben. Wir haben niemals dem Kaiser Gesinnungen zugeschrieben, die mit der des großmüthigen Siegers, die er zu behaupten scheint, im Widerspruch stünden. Ebensowenig haben wir unsre Bewunderung für die Tapferkeit und Hingebung der Polen herabzustimmen: Tugenden, die wenn nicht Alles trügt, selbst die Sieger von Warschau anerkannt. Die Anstrengung der letzten Kraft zur Erhaltung der Nationalität müßte auch unser Dichter zu schätzen wissen: preiset er doch das Gut, für den eignen Besitz ruhmredig, so wenig er Andern es gönnen mag. Für strategische Fehler aber, für heillosen Zwiespalt der Anführer, wird kein Billiger das Heer, keiner das Volk verantwortlich machen. Wir haben nicht ohne Genugthuung in dem Bericht eines unterrichteten, und keinesweges polnisch gesinnten Correspondenten der Allg. Zeitung gelesen, daß General Dannenberg, bei dem ersten Versuch der Unterhandlung, den die Verblendung zur bösen

Stunde verwarf, angedeutet: der Kaiser habe sich überzeugt, daß nicht eine Handvoll Brausetköpfe, sondern ein Volk unter Waffen stehe, und die Bedingungen würden andre sein, als die im ersten Manifest erwähnten der blinden Unterwerfung. Was endlich den russischen Feldherrn betrifft, so wird man kaum behaupten, der Sieg sei ihm leicht geworden; und doch dürften die Militairs zu zählen sein, die dem *Fürsten* Paskewitsch den neugewonnenen Ruhm beneiden.

Laßt klagen um Warschau's Fall, wer nichts Besseres weiß als zu klagen. Ein geistreicher Grieche, der religiösen Weltansicht sonst nicht fremd, hat gesagt: wenn tapfere Männer untergehen, die für Heimath und Völkerrecht kämpfen, so möge die Schuld an der Achtlosigkeit der Götter liegen.*) Unser Glaube ist ein andrer. Das "Göttliche in der Geschichte" verläugnet sich selbst nicht auf ihrem dunkelsten Blatt. Die russischen Adler auf den Zinnen von Warschau haben nicht die tapfre Minderzahl allein besiegt, sondern die Zwietracht, die unheilige Leidenschaft, die selbst die tapfre Mehrzahl hätte verderben müssen. Die Warnung soll den Völkern als ewiges Denkmal von Warschau's Fall fortleben. Wem die Schuld, und in welchem Maaße sie den Einzelnen beizumessen, wird vielleicht die Folgezeit entscheiden. Aber die Zeitgenossen werden sich nicht über das Treiben einer böswilligen Faction, über die verruchte Gewaltthätigkeit persönlicher Leidenschaft täuschen. So ward der bessere Rath betäubt, die ausdauernde Kraft gelähmt, die schönste Aufopferung verhöhnt, der werdende Staatskörper im Innersten vergiftet.

Laßt zagen um Warschau's Fall, wer nichts Besseres weiß, als zu zagen. Wir haben niemals geglaubt, und glauben noch nicht, daß die Schlachten der europäischen Freiheit in Polen geschlagen und verloren sind. Aber die Partei Derer, die Solches befürchten, mehrt sich täglich; schon werden die Anspielungen deutlicher, bitterer; und in einer Ständeversammlung hört man jenes Ereigniß mit der Entscheidung constitutioneller Fragen auf befremdliche Weise in Verbindung bringen.**) Man überredet sich, hier sei der Anfangspunct einer *Reaction*, die über das ganze constitutionelle Europa sich ausdehnen, und das Princip der Willkür den Völkern aufdringen werde.

*) *Isokrates*: Panathen. 2, 796.

**) Von *Rotteck* in Karlsruhe, am 13. Oct: "Warschau sei freilich gefallen, seit die Zusicherung der Vorlage des Preßgesetzes und des Gesetzes wegen Aufhebung der Herrenfrohnden ergangen sei; allein umsomehr Ehrenpflicht der Regierung sei es nun, zu zeigen, daß der Fall Warschau's kein Bestimmungsgrund für sie sei, von der schönen und edeln Richtung abzuweichen."

War denn, möchten wir zuerst fragen, der Sieg der Russen ein Sieg über das constitutionelle Princip? Wenn nicht glaubwürdige Zeugen lügen, so hat der Kaiser ausdrücklich dem zu unterwerfenden Polen im Voraus die Constitution garantirt. Wir wollen nicht untersuchen, ob sie die beste, wir wollen nicht läugnen, daß sie eine octroyirte ist; und wer mag bestimmen, ob ihre Verletzung von Seiten der Verwaltung künftig erschwert, ob Mißbräuche von Subalternen schärfer werden geahndet werden, als es zur Zeit, als Konstantin aus Warschau flüchtete, der Fall gewesen sein mag? Aber es wäre doch immer ein wunderbarer Anfang einer Reaction gegen das constitutionelle Princip, wenn dasselbe im Voraus schon, in einer Erklärung an fremde Mächte, als ein Theil des Regierungsplans, den der Kaiser für das wieder zu erobernde Land entworfen, bezeichnet wird.

Bei dem polnischen Krieg handelte es sich nicht um eine Regierungsform, sondern um die unabhängige Existenz; nicht um eine Staatsverfassung, sondern um die Nationalität. In dieser Beziehung war es allerdings "der Slaven Fehde." Wenn Puschkin aber die Sympathie der civilisirten Völker damit abzuweisen vermeint, so springt zuerst in die Augen, was, abgesehen von aller Humanität, ein Holländer antworten würde, wenn er die Londoner Protocolle von fremden, und darunter von russischen Diplomaten unterzeichnet sieht: —

"Es ist der Belgen Fehde, überlaßt sie ihnen."

Wahrscheinlich aber würde Puschkin aus der schönen Mäßigung, der würdigen Weisheit, und dem noch neuerdings bewährten unerschrockenen Muth der Belgier den Beweis führen, daß sie der Theilnahme in höherem Grade werth, daß die Intervention an ihrem Ort gewesen.

Für eine Dithyrambe ist's ein ganz anständiges Argument, wenn es heißt: —

"Soll aller Slavenbächlein Heer
Den Weg zum Russenmeere finden" u. s. w.

Mit einem ähnlichen wüßten wir zu dienen, das in einer Ballade anzutreffen ist, nur, wie es die Natur der Dichtungsart zuläßt, etwas planer ausgedrückt: —

"For why? Because the good old rule
Sufficeth them, the simple plan,
That they should take, who have the power
And they should keep, who can."*)

Indessen würde der Dichter sich doch über den "Weg aller Slavenbächlein" zunächst mit einem östlichen Cabinet zu verständigen haben. Die Bächlein selbst zu fragen, wohin sie fließen wollen, wäre bekanntlich gegen den guten Ton, gegen alles rythmische Gesetz der Dithyramben.

*) *Wordsworth*: Rob Roy's Grave.

Aber kehren wir zu den Besorgnissen zurück, die durch den herausfordernden Schluß der Dithyrambe vielleicht bei Einzelnen noch verstärkt werden könnten. Was man befürchtet, ist nicht mehr, noch weniger, als daß das russische Cabinet den Plan nähre, das Fortschreiten der Völker auf dem Pfade der gesetzlichen Freiheit zu hemmen. Es hilft nichts, den einfachen Ausdruck des Gedankens umgehen zu wollen; man muß aussprechen, was man meint.

Wir behaupten, daß keine Gefahr droht. Wir werden aber gegen die Alarmisten Nichts ausrichten, wenn es uns nicht gelingt zu beweisen, daß selbst die *Voraussetzung der schlimmsten Absichten noch keineswegs zur Annahme des schlimmsten Ausgangs führt.*

Wir sind in tiefster Unwissenheit, in eben so tiefer als die Alarmisten, über die geheimen Absichten des russischen Cabinets. Aber die Feinhörenden sollen einen solchen Plan vernommen, die Clairvoyants ihn gesehen haben; dieser oder jener Journalist soll einen Augenblick Glauben finden, wenn er zu verstehen giebt —

"er saß in der Großen verborgenem Rath,
Belauschte der Dinge geheimste Saat."

Was dann? Ein Krieg gegen Frankreich, ohne Zweifel.

Sei's: welche Rolle wird England übernehmen? Die Minister, mit der Reformbill beschäftigt, oder mit der Bill kaum zu Ende, werden, der Ruhe wegen, strenge Neutralität halten. Sie sollen nichts einzuwenden haben, wenn die Kosacken das schöne Frankreich durchschwärmen, und, fernsichtig wie sie, als Natursöhne, sind, von der Rhede von Calais aus nach den Kreidefelsen hinüberschauen. Werden sie für nöthig finden, noch strengere Grundsätze der Neutralität zu befolgen, als ein deutscher Bundesstaat bei einer neulichen Gelegenheit sich vorgeschrieben hat? Wird es in ihrer Macht stehen, wenn es auch in ihrem Willen stünde, directe und indirecte Hülfsleistungen aller Art den Einzelnen, den Aufgeregten und den Begütertsten zu verbieten?

Was wird die Stellung des deutschen Bundes sein? Die Alarmisten lassen drucken, so oft die Censur es nicht streicht, Preußen und Oesterreich würden den Umsturz der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich nicht ungerne sehen, würden den Bund zu influenziren suchen, Truppen gegen Frankreich zu stellen.

Fassen wir einmal in's Auge, was diese heillose Beschuldigung Alles sagen will. Deutschland soll in einen Krieg gestürzt werden. Daß die deutschen Völkerstämme den Frieden wünschen, hat Keiner zu läugnen, Keiner zu bezweifeln gewagt. Es müßten demnach sämmtliche Bun-

desstaaten zur Theilnahme an einem Krieg gezwungen werden. Es giebt dazu kein constitutionelles Mittel. Auf welche Weise man die Vertheilung der Stimmen im engern Rath analysiren mag, es giebt kein Mittel, gegen die Stimmen der constitutionellen Staaten, gegen die entschiedene Mehrzahl, den Krieg durchzusetzen. Welche Art von Gewalt denken sich denn die Alarmisten? Welche Art von Drohung halten sie für genügend, um ein Drittheil des deutschen Volkes, durch 15 Stimmen aus 17 repräsentirt, einzuschüchtern? Welche Regierungsgewalt, wenn alle Minister Verräther wären, könnte hinreichen, um 10 Millionen Deutsche zu zwingen, gegen ihre heilige Ueberzeugung in den Krieg zu ziehen? Wenn irgend ein Gefühl in Deutschland allgemein ist, so ist's dieses, daß der tiefste Fluch den Elenden treffen würde, sei es ein verrätherischer Minister, oder ein gewissenloser Demagoge, der den Frieden zuerst zu stören sich erfrechte. Es giebt Stände in Deutschland, es giebt Volksvertreter. Welcher Minister würde nicht zittern vor der wohlverdienten Strafe des Hochverraths? Würde Einer sich vielleicht mit der Hoffnung beruhigen, daß es der Humanität des Jahrhunderts gefallen könnte, auch sein erbärmliches Dasein in ewiger Haft zu fristen? Wir sprechen vom Aeußersten: man ist ja gezwungen, vom Aeußersten zu sprechen.

Wir haben kein Wort gesagt von dem persönlichen Charakter des Souverains der bezeichneten Staaten. Wie sehr auch die große Mehrzahl der Nation darin mit uns eine Bürgschaft des Friedens finden mag, wir können nicht umhin, zuzugeben, daß der rechtliebendste Souverain durch schlechte Rathgeber getäuscht werden kann. Wenn solche Rathgeber sich finden, wenn sie die Unmöglichkeit einsehen sollten, auf den Bund einen gesetzwidrigen Einfluß auszuüben, sollten sie es wagen, die beiden Staaten, als europäische Mächte, in den Krieg zu verwickeln? Sollten sie kurzsichtig genug sein, um Ungarn und Rheinländer — treuergebene Stämme, wie irgend einer, aber freiheitsliebend in nicht geringerem Maaße — gegen die Charte von 1830 in den verzweifelten Kampf zu führen? Wir haben der Streitkräfte noch nicht erwähnt, die Frankreich aufbieten könnte, wenn eine verhaßte Dynastie ihm aufgedrängt werden wollte! Wir haben nicht gefragt, ob es wahrscheinlich, daß Rußland nach einem theuererkauften Sieg zu neuem Blutvergießen sich anschicken, ob es wieder ein großes Heer stellen, und ob dieses Heer das kaum beruhigte Polen gefahrlos durchziehen würde.

Von allen Seiten betrachtet, liegen in der Voraussetzung, die wir bestreiten, so viele Unmöglichkeiten, neben so vielen Scheußlichkeiten, daß man zweifelhaft werden möchte, ob Jemand sie im Ernst annehmen kann.

Puschkin's Herausforderung wird kaum ein merkbares Gewicht in die Wagschaale werfen. Sie spricht von keinem Angriff; sie setzt den Angriff voraus. Sie stellt ihm ein Nationalgefühl entgegen, das auch ohne den Schmuck und die Würde der Rede, dem Russen so gut steht, als dem Deutschen, oder dem Franzosen.

Die Welt will Frieden. Die Völker achten sich untereinander, und ehren eins im andern das Streben nach gesetzlicher Freiheit, das nirgends sich ganz verläugnet hat. Nicht vom Norden her droht Gefahr. Wo die Gefahr sich vorbereitet, wo ein Unheil, aber glücklicherweise von schwachen Händen, gebraut wird, das wollen wir den Herren von der äußersten Linken in's Ohr sagen. Es ist in ihrer Mitte. Dort flüstert der auf's linke Rheinufer hinüberschielende Liberalismus von einer "Schilderhebung," verschmäht, was der eigne Heerd von Rechten und Pflichten darbietet, streut Mißtrauen aus, und sucht die Wirksamkeit des Bundes durch giftige Verläumdung zu hemmen, anstatt sie den constitutionellen Formen gemäß, mit Festigkeit, mit dringender Aufforderung, mit begegnendem Vertrauen in Anspruch zu nehmen. Wir werden nächstens einem oder dem andern der geschäftigen Boten mit einem kleinen Wegweiser aufwarten. Umtriebe muß man an's Licht ziehen; sie bestrafen sich von selbst.

Vesta. Taschenbuch für das Jahr 1832. Zweiter Jahrgang. Wien, F. Ludwig.

Dieses Taschenbuch verdient, als die patriotische Unternehmung eines Privatmanns, einer auszeichnenden Erwähnung. Es ist bestimmt, den Standpunct der Kunst im österreichischen Kaiserstaat zugleich zu bezeichnen und zu fördern. Der Herausgeber (August Rokert) scheint für einen so ehrenwerthen Zweck keine Anstrengung gescheut zu haben. Die Mannichfaltigkeit, die das Publicum verlangt, war hier, aus mehr als einer Rücksicht, Gesetz. Die von Wiener Künstlern gearbeiteten Stahlstiche wird man zwar nicht so geleckt und in's Weichste und Zarteste hin vollendet finden, wie die englischen; aber man wird sie unbedingt den besten, die bis jetzt in Deutschland erschienen sind an die Seite stellen, und wird sie den englischen, was den auf die Zeichnung verwendeten Fleiß, die Eigenthümlichkeit der Auffassung, und den Geist der Ausführung betrifft, mit wenigen Ausnahmen vorziehen. Die Originale befinden sich entweder in Wiener Gallerien, oder in Privatsammlungen. So ist Karl der Kühne von Rieder nach einem im Belvidere befindlichen Gemälde von Holbein gezeichnet, und gestochen von Passini. Karl V. (ganze Figur) im Kloster St. Just, in Oel gemalt von Peter Fendi, gest. von Passini.

"Wie so anders ist geworden,
Still und traurig ist sein Sinn,
Fruchtlos zieh'n die Reiterhorden
Durch die nahen Berge hin.

Kein Wunsch zieht ihn mehr zu ihnen!
Längst ist ihm kein solcher wach,
Nur mit ernsten trüben Mienen
Blickt er ihrem Zuge nach.

Sagt's, um seinen Leib geschmieget,
Nicht das härene Gewand,
Sagt das Buch, das dorten lieget,
Nicht, worauf sein Sinn gewandt?"

Die Negersklavin, in Oel von Fendi, in Stahl von Passini. Die poetische Erläuterung, von J. v. Hammer, ist manierirt; das Bild ist es nicht; aber einige Strophen werden den Sinn des letzteren bezeichnen:

"Ach! wie jagt der Wolken Heerden
Treiber Ostwind über's Meer?
Daß sie hier gemolken werden
Ziehn von väterlichen Erden
Wolkenschafe über's Meer.

. . . .

Aus dem Osten zieht die Wolke,
Und der Vogel ziehet hin,
Jene träuft mir Heimaths-Molke,
Dieser bringe meinem Volke
Botschaft von der Dulderin.

. . . .

Wo der Vater liegt begraben
In des Haines kühlem Schooß,
Wo die Fächelwinde laben,
Wo Flaming' und weiße Raben
Führen trauliches Gekos'.

Wo Acacien und Palmen
Eng verschwistern Laub und Ast,
Wo der Hirten Hütten qualmen,
Wo die Wasservögel psalmen,
Wo Gasellen halten Rast.

. . . .

Dorten brennen Sonnen heißer,
Und die Sterne leuchten mehr,
Und die Schwarzen höhnt kein Weißer,
Und es jagt kein Bullenbeißer
Als sein Wild die Wilde her.

Dorten fände ich den hohen
Jüngling mit dem krausen Haar,
In dem Kreise, in dem frohen,
Und mit hochzeitlichen rohen
Bildniß der Fetisch uns als Paar.

Aber, wenn er untreu wäre!
Und ich fänd' ihn nimmer frei!
Ehe dieses, Tod mich lehre,
Nein! ich trage lieber schwere,
lebenslange Sklaverei."

Die beiden letzten Gemälde sind im Besitz kaiserlicher Familienglieder in Wien; die Originalgemälde der vier folgenden im Besitz des Herausgebers. Der Brautmorgen, ein sprechendes und freundliches Familienstück, in Oel von Fendi, in Stahl von Passini. Die Vorsehung, "die für die Erhaltung und Ernährung der Thiere im Winter sorgt, wenn Wald und Flur mit Schnee bedeckt sind" — in Oel von Fendi, in Stahl von Armann — das einzige Stück mit dessen Auffassung wir uns nicht befreunden können.*) Die kleine Obsthändlerin, in Oel von Adam Brenner, in Stahl von Passini: keine allegorische, sondern eine äußerst niedliche kleine Person. — Wölfe, in Oel von Gauermann, in Stahl von Passini. Ein Seitenstück zu den Bären im vorigen Jahrgang des Taschenbuchs, ein Bild, das alle Freunde der Thiermalerei mit Interesse, alle Jagdliebhaber (Freunde der Thierquälerei) mit Enthusiasmus aufnehmen werden. Es gehört zu dem Plan des Taschenbuchs, jedes Jahr ein Thierstück zu liefern; wenn es jedesmal so schön gelingt, so wird eine Sammlung von wirklichem Werth daraus werden.

Der gedruckte Inhalt kann bei diesem Taschenbuch nicht für die Hauptsache gelten; doch hat er die Vergleichung mit dem Niveau der deutschen Almanachsliteratur keineswegs zu scheuen. Dasselbe patriotische Princip, das den Herausgeber bei der Wahl der Kunstdarstellungen leitete, scheint auch die übrigen Beiträge innerhalb der Gränzen der österreichischen Monarchie gesammelt zu haben. Wir möchten diesen Grundsatz um so mehr billigen, da wir überzeugt sind, daß nur durch eine bestimmt ausgesprochne Eigenthümlichkeit unter der Fluth von Almanachen ein einzelner sich bemerklich machen kann.

Ewige Liebe, ein artiges Lustspiel in leichtgebauten Alexandrinern, von Bauernfeld. — Monsieur François, Novelle von C. G. Ritter v. Leitner: gut erzählt, aber wozu der über alle Maaßen tragische Schluß? — Der Capitalist wider Willen, humoristische Erzählung, von Johann Gabriel Seidl: treffend genug erfunden, aber etwas gedehnt. Das Lied der alten Muhme; ein Bild aus dem Dichterleben, von L. Halirsch: die bedeutendste der Erzählungen, mit eigenthümlichen, wenn auch etwas abenteuerlichen Zügen. Gedichte, von Halirsch, Manfred, F. v. Hermansthal, C. G. v. Leitner.

Eine schätzbare Zugabe ist die Composition eines Liedes des letzteren Dichters, von C. Freiherrn v. Lannoy. Daß doch die alten Zeiten wiederkehren möchten, wo man den Melodien von Schulz mit derselben Freude entgegen sah, wie den Liedern von Voß und seinen Freunden! Der Herausgeber würde sich ein neues Verdienst erwerben, wenn er die musicalischen Beilagen mit derselben Liebe fördern wollte, wie die Kunstproben; seine liederreiche Heimath müßte ihm mehr als eine willkommene Gelegenheit dazu darbieten, und das Publicum, das nicht aufhören wird, seine umsichtigen Bestrebungen, wie sie es in der That verdienen, zu würdigen, dürfte sich für einige Druckbogen weniger durch ansprechende Melodien mehr als entschädigt halten.

Steiermärkische Zeitschrift. Redigirt von Dr. L. C. v. Vest, F. R. v. Thinnfeld, Dr. F. S. Appel, Alb. v. Muchar, und herausgegeben vom Ausschusse des Lesevereins am Joanneum zu Grätz. X. Heft. Grätz. Damian.

An die vorstehende Anzeige wird nicht unpassend eine Notiz über die Steiermärkische Zeitschrift sich anschließen. Wir haben daraus die erste Kunde von einer sehr beachtungswerthen literarischen Thätigkeit in einer Provinz erhalten, aus der nur selten ein Lebenszeichen nach unsern Gegenden dringt. Die Zeitschrift ist, nach dem vor uns liegenden Heft zu schließen, umsichtig und sorgfältig redigirt, und zwar so, daß das Belehrende neben dem Unterhaltenden nicht vernachlässigt wird. Zwei stehende Artikel — Geographie (mit Statistik) und Geschichte — sind durch schätzbare Beiträge ausgefüllt.

C. G. v. Leitner ist ein angenehmer Begleiter nach jenen romantisch gelegenen Seen bei Aussee. Er weiß Naturschönheiten zu beschreiben, und die einfache Wahrheit der ländlichen Sitten zu würdigen. Franz Petter liefert Bemerkungen über den Handel und die Industrie der Stadt und des Kreises Ragusa in Dalmatien. Diese Bemerkungen sind zum Theil aus eigner Anschauung, immer aber nach Untersuchungen an Ort und Stelle geschöpft. Einzelne Mängel, die bis jetzt noch nicht durch die Sorgfalt einer milden, und soweit es thunlich, alle Interessen versöhnenden Regierung entfernt sind, z. B. die dürftigen Anstalten für Volksunterricht (von 200,000 Einwohnern ist kaum der zehnte Theil des Lesens kundig), und die sehr unvollkommenen Posteinrichtungen, werden mit anständiger Freimüthigkeit gerügt. Der Aufsatz, dessen einleitende Bemerkungen wir hersetzen, und der an speciellen Daten und Zahlenangaben reich ist, sollte keinem Statistiker unbekannt bleiben.

"Ragusa genießt in der Ferne hinsichtlich seiner mercantilischen Bedeutung einen weit größern Ruf, als ihn die Wirklichkeit dem nahen Beobachter darstellt. Man ist allgemein der Meinung, weil Ragusa, als es noch selbständig war, eine im Verhältnisse zu seinem Landgebiete beträchtliche Marine hatte, so müsse es auch einen blühenden Handel gehabt haben, und auch jetzt noch eine Handelsstadt sein. Diese Schlußfolge aber ist unrichtig. Die zahlreichen Kauffartheischiffe, welche der kleine Freistaat besaß, wurden nicht für Rechnung der Ragusäer Kaufleute befrachtet. Ragusa zählte schon lange her keine Handelshäuser, welche Einkäufe und Verkäufe im Großen machten. Desto zahlreicher waren die so genannten Capitani, das ist Befehlshaber von solchen Schiffen, welche sich nicht bloß auf die Küstenfahrt (cabotage), oder auf die Schiffahrt in dem adriatischen Golf allein beschränken, sondern auch andere Meere befahren, daher man derlei Schiffe Hochseeschiffe (bastimenti quadri, oder bastimenti a lungo corso) nennt, während die kleinern zur Küstenfahrt dienlichen Schiffe bloß Barken, und ihre Eigenthümer Padroni di barca genannt werden. Die Hochseeschiffe sind mindestens Goeletten, welche einen Tonnengehalt von wenigstens 90 bis 100 Tonnen haben. Diese Capitani waren zum Theil die Schiffeigenthümer selbst, zum Theil auch Anverwandte oder Mitinteressenten an dem Gewinne, welcher mit dem Schiffe gemacht wurde. Sie mußten vorher mehrere Jahre als Schiffschreiber (Scrivani) gedient, und sich auf Seereisen jene Eigenschaften erworben haben, die ihr künftiger Beruf erheischte.

"Es ist keineswegs zu bezweifeln, daß die Ragusäer in den vergangenen Jahrhunderten auch einen großen Waarenhandel gehabt haben. Sie holten die Waaren aus den Handelsplätzen Spaniens, Frankreichs und Italiens, und setzten sie nach den verschiedenen Plätzen des türkischen Reiches ab. Nach Engels Geschichte war die

*) Woher mag den Wienern die seltsame Leidenschaft für die Allegorie kommen? Von dorther hat uns neulich ein ausgezeichneter Komiker und renommirter Schauspieldichter dramatisirte Allegorien gebracht, die uns nur eine Hoffnung übrig lassen — daß nämlich darin die äußerste Gränze der Absurdität erreicht sei, daß ein Naturgesetz den Sterblichen verbiete, noch Abgeschmackteres zu erfinden und darzustellen.

blühendste Handelsperiode für Ragusa in dem Zeitraume vom Jahre 1427 bis 1437. Damals hatten die Ragusäer fast in allen größeren Städten Serviens, der Moldau und Wallachei, Factoreien, welche die Handelsoperationen in jenen Ländern leiteten. Wahrscheinlich flossen den Ragusäern zur Zeit der Kreuzzüge, durch welche sich Venedig, Genua und Pisa so bereicherten, auch manche Vortheile zu, und sie nahmen höchst wahrscheinlich an dem Welthandel Antheil, welcher vor der Entdeckung America's und des Seeweges um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien, Venedig und die übrigen italiänischen Staaten blühend machte. Deßhalb wurde auch der kleine Freistaat von der mächtigen Beherrscherin der Adria stets mit schelen Blicken angesehen. Als nach diesen in ihren Folgen so wichtigen Entdeckungen der Welthandel eine ganz andere Richtung nahm und solcher den Italiänern von andern Nationen entzogen wurde, mußte natürlich auch Ragusa seine commercielle Wichtigkeit verlieren. Während der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts mag ihm auch das Aufblühen des Handelsplatzes Triest geschadet haben.

"Die Ragusäer haben von jeher ihre Capitale ausschließlich auf die Vergrößerung ihrer Marine verwendet, weil sich solche auf diesem Wege am besten verzinsten, indem der steinige Boden den menschlichen Fleiß nur spärlich lohnt, und, wie ich später umständlicher bemerken werde, die topographischen Verhältnisse des Landes der Anlegung von Fabriken äußerst ungünstig sind. Von der Agricultur konnte Ragusa keine Vortheile erwarten, da der Boden eine Kette von Jurakalkgebirgen ist, welches sich bekanntlich am allerwenigsten dazu eignet. Der Ragusäer Capitalist kaufte daher Schiffe oder ließ sie auf den Werften von Gravosa selbst bauen, und schickte sie in die Levante oder in andere Häfen des Mittelmeers, um sie dort zu befrachten und die Ladung nach einem andern Hafen zu führen, und die bedungene Fracht zu empfangen. Von dem verdienten Gelde behielt der Capitain so viel, als für den Unterhalt des Schiffes und der Bemannung desselben erforderlich war, den Ueberrest schickte er mittelst Wechsel, gewöhnlich aber in Baarem mittelst eines nach der Heimath segelnden Schiffes seiner Familie oder seinen Mitinteressenten nach Hause. In der Regel mußte jeder Schiffscapitain nach vier Jahren nach Hause zurück kehren, und sein Schiffspatent erneuern lassen. Außerdem waren sie unter gewissen Umständen verpflichtet in Türkisch-Albanien oder in Trappano in Sicilien Seesalz zu laden, und selbes der Regierung um den Kaufpreis zu überlassen. Dieses Salz, wurde dann in das angrenzende Bosnien verkauft, weil dieses Land diesen Artikel nicht hat, und weil ihm derselbe durch den Bezug von Albanien weit höher zu stehen gekommen wäre, da es in Bosnien so wie in Albanien keine fahrbaren Straßen giebt, und der Transport auf den Saumthieren viel kostspieliger ist, als mittelst der Wagen. Noch heut zu Tage versucht man diesen Handel auf Schleichwegen zu betreiben. Gegenwärtig werden nähmlich die Salinen in Stagno von dem Aerarium betrieben, welches den Bosniern das Salz um einen wohlfeilern Preis als den einheimischen verkauft, aber doch nicht so wohlfeil, als es die Schleichhändler thun, welche das Salz in Albanien kaufen, und nach irgend einem ragusäischen Hafen einschwärzen."

Professor von Muchar führt in dem vorliegenden Heft einen Aufsatz zu Ende, der mit vieler Belesenheit aus alten Quellen die Geschichte der slavischen Völkerschaften an der Donau behandelt, und slavische Ansiedlungen in der Steiermark, im Salzburgischen, und in Kärnthen nachweiset, zugleich aber es als unerweisliche Behauptung darstellt, daß in jenen Gebieten lauter Slaven gehauset, bis Karl der Große sie theilweise mit andern Kolonisten besetzt.

Ein, wie es scheint, noch ungedruckter Brief von Herder an Gluck wird aus dem Archiv des Joanneum mitgetheilt. Die Herausgeber werden nicht unzufrieden sein, wenn wir diesen Brief einer Notiz beifügen, die, wie wir hoffen, auch in diesen Gegenden ihrer Zeitschrift Eingang verschaffen soll. Wir behalten, wie die Herausgeber gethan haben, die Orthographie des Originals bei:

"Sie empfangen hier, hochgeschätzter, verehrter Mann, ein musikalisches Drama, dessen erste Lectüre Sie ohne Zweifel vielleicht befremden wird. Erlauben Sie also gütigst, daß ich etwas von der Absicht des Aufsatzes diskurire.

"Der große Zwist zwischen Poesie und Musik, der auch beide Künste so weit aus einander gebracht hat, ist die Frage: welche von beiden soll dienen? welche herrschen? Der Musikus will, daß die seine herrschen soll; der Dichter auch, und daher stehen sie sich so oft im Wege. Jeder will ein schönes Ganze liefern, und bedenkt oft nicht, daß er nur Einen Theil liefern müsse, damit in der Würkung aller beiden erst das Ganze werde.

"Könnte es also seyn, daß der Musikus nachgäbe und bloß folgte, — und das, haben Sie bei Ihren Musikalischen Aufsätzen in so großem Zwecke. *)

"Oder wäre es, daß der Dichter nachgäbe, daß er nur vorzeichnete, ebauchirte; gleichsam Worte nur einstreute, und die sonst unbestimmten Empfindungen der Musik bestimmte — und dazu ist dieser Versuch. Er soll nur seyn, was die Unterschrift am Gemälde oder Bildsäule ist, Erklärung, Leitung des Stroms der Musik, durch dazwischen gestreute Worte.

"Dazu also, verehrter Mann, das Abgebrochne, dem Lesen nach Einzelne und Wüste — Es soll nicht gelesen, es soll gehört werden. Die Worte sollen nur den rührenden Körper der Musik beleben, und diese soll sprechen, handeln, rühren, fortsprechen, nur dem Geist und dem Umriß des Dichters folgen.

"Aber zu welchem Tonschöpfer soll sich nun die Muse wenden? Zu keinem, dem das alte Hauptgesetz der Musik, alles rund zu machen, Lehn- und Schlafstuhl ist, in dem er sich periodisch wieget. Zu dem, der jeden Auftritt voll Handlung, Empfindung, Gedankenfülle so ganz sprechen lasse, wie wenn Portia und Brutus in der Sprache ihre Seele ausschütten müssen; Kurz, zu Gluck!

"Es wäre vergebens, sagen zu wollen oder zu dürfen, was die Wenigen Stücke auf mich gewürket, die ich in Ihrer Volkseinfalt gehört habe. Leider! Kenne ich nur zu wenige derselben. Aber wenn, edler Mann! Sie beim Lesen ein guter Geist weckte, dieß Gedicht anzusehen, setzen, in seiner Handlung, wenn auch nur in den und jenen Scenen und Stellen setzen zu wollen — ich weiß, was ich bitte! was ich wünsche! Aber ich bitte nicht! ein glücklicher oder unglücklicher Dämon, der beim Lesen des Stücks würkt, muß entscheiden.

"Und denn steht in Plutarchs Leben Brutus! und etwa in Shakespears Julius Cäsar alles, worüber dieß Drama nur Commentar ist in Musikalischen Hieroglyphen.

Mit unnennbarer Hochachtung

Herder,

Sc[illegible]-Lippscher Consistorialrath.

Bückeburg, den 5. Nov. 1774."

Unter den kritischen Artikeln berichtigt einer den fast immer unterhaltenden, nur etwas flüchtigen und leider! manchmal schmutzigen Verf. der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Literarische Nachrichten machen den Schluß.

*) Für die Correctheit dieser Stelle möchten wir nicht einstehen.

Red.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

71. Hamburg. Montag, den 7. November. 1831.

Inhalt.

Quellensammlung zum öffentlichen Recht des deutschen Bundes. Herausgegeben von Johann Ludwig Klüber.

(Vierter Artikel.)

Der würdige Herausgeber wird es uns nicht verargen, wenn wir noch einmal den Titel eines letzten, verdienstlichen Werkes an die Spitze eines Artikels stellen, der sich mit wichtigen Interessen des deutschen Vaterlandes beschäftigen soll. Wir wüßten kein Werk zu nennen, an das unsre Bemerkungen sich ihrem Sinn und ihrer Tendenz nach, schicklicher anreihen könnten; keins, dessen Gesammtinhalt wir als schützende Aegide unsrer Beweisführung lieber voranstellen möchten. Klübers Sammlung enthält die Urkunden der Gründung und weiteren Ausbildung des deutschen Bundes. Was wir über die Vervollkommnung der Bundesverfassung, über den Einfluß der Landstände auf ihre Fortbildung zu sagen haben, mag man wohlbegründet finden oder nicht; unsre Bemerkungen mögen treffend sein oder ungeschickt; einen Zug soll man wenigstens, soviel an uns ist, dabei nicht vermissen. Nicht von weitausschweifenden Idealen soll die Rede sein, sondern von historisch begründeten Institutionen; nicht von allgemeinen Theorien, sondern von speciellen Rechten, die in bestimmter Zusage der Nation durch heiliges Fürstenwort, durch nicht minder heiliges Wort der Bürger freier Städte zugesichert sind.

Das Interesse der badischen Ständeverhandlungen hat mit Welkers Motion über die Bundesverfassung seinen Höhepunkt erreicht. Zum erstenmal ist der Einfluß des constitutionellen Princips auf die Bundeseinrichtungen in einer ständischen Versammlung berühet worden. Zum erstenmal hat ein Ministerium das Schauspiel eines förmlichen Rückzugs aus der Kammer gegeben, und die Kammer hat sich durch diesen Rückzug nicht imponiren, in ihren Berathungen sich nicht stören lassen. Wir würden diesen Zwiespalt beklagen, wenn sich nicht nachweisen ließe, daß das Ministerium in einem seltsamen Mißverständnisse befangen, und die Kammer nur in der Ausübung ihres offenbaren, durch den deutschen Bund garantirten Rechtes begriffen war. Daß die Minister ihre Unbesonnenheit durch ein im Namen des Großherzogs abgefaßtes Schreiben zu rechtfertigen suchten, war ein Staatsstreich, der allgemeine Indignation erregt hat — eine Indignation, die nur durch die Verwunderung überboten wird, daß Männer von Einsicht und Erfahrung, und in mancher Beziehung achtungswerthe Staatsdiener, eine so totale Unkunde des deutschen Bundesrechts an den Tag legen, daß sie über ihre Stellung als verantwortliche Minister eines constitutionellen Fürsten so gänzlich sich täuschen konnten. Nur der weisen Mäßigung der Kammer war es vorbehalten, die Folgen des unbegreiflichen Mißgriffs unschädlich zu machen, dem unheilbaren Riß vorzubeugen, und das Land an einer, im Augenblick doppelt bedenklichen Krisis vorüber zu geleiten.

Wir werden unsern Lesern die betreffenden Debatten in möglichster Vollständigkeit mittheilen. Wir folgen dabei abwechselnd der Neckarzeitung und dem Schwäbischen Mercur, in ihren Berichten über die Sitzung vom 15 October:

"Der Tagesordnung zufolge sollte nun der Abg. Welker seine Motion begründen, 'den Großherzog zu bitten, Höchstdessen Regierung wolle als deutsche Bundesregierung auf zweckmäßige Weise dahin wirken, daß der deutsche Bundesverein eine, seinen eigenen Grundlagen entsprechende, weitere organische Entwickelung zur vollständigen Sicherung und Förderung der deutschen Nationaleinigung, der deutschen, staatsbürgerlichen Freiheit und überhaupt des Gesammtwohls des deutschen Vaterlandes erhalte.' Vorerst erhob sich jedoch der Abg. Schaaff, und äußerte: Die Dauer des Landtages sei so weit vorgerückt, und der dringenden Geschäfte noch so viele, daß er es kaum verantworten zu können glaube, wenn man sich noch mit Dingen beschäftigen wollte, die eigentlich nicht zum Geschäftskreise der Kammer gehörten. Der Sinn des Weltbürgers kenne nicht die engen Gränzen des Vaterlandes, sein Geist schweife hinaus, die Welt sei seine Heimath; dem badischen Volksdeputirten aber sei die Gränze vorgeschrieben, in der er sich zu bewegen habe, sie sei ihm vorgeschrieben durch den Eid, der allen in's Herz geschrieben sei, und den Ausspruch, daß die Deputirten für das Wohl des badischen Vaterlandes und seines Fürsten zu sorgen hätten. Er trage daher darauf an, der Motionsbegründung nicht Statt zu geben. In demselben Sinne äußerte sich der Abg. Regenauer; v. Tscheppe bemerkte: Man sei nun schon 7 Monate versammelt, alle Mitglieder sehnten sich nach dem Abend dieses langen Landtages, das Volk fange an zu murren, und werde noch mehr murren, wenn es höre, daß man seine unmittelbaren Interessen zurückschiebe, und sich mit andern, wenn gleich nicht unwichtigen Gegenständen beschäftige. Man wisse auch bereits, oder es scheine, daß die Regierung nicht bereit sei, Hand anzulegen, die Motion werde also zwecklos sein, ob er gleich glaube, daß der Abg. Welker mit der Fülle seines Geistes und seinem Feuereifer für alles Edle und Große dieselbe auf eine treffliche Weise begründen würde. Staatsrath Winter: Die Regierung müsse den dringenden Wunsch aussprechen, daß dieser Gegenstand vertagt werde, denn es komme hier die Frage von der Competenz der Kammer, von der Räthlichkeit und Klugheit, und auch der Umstand in Erwägung, ob die Kammer bei ihren vielen Geschäften auch diesem Gegenstande noch Zeit widmen könne. Welker: Sein Eid verbiete ihm, dem ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen; die Sache sei jetzt stadtkundig, sie sei schon zweimal auf die Tagesordnung gekommen, und es würde in Deutschland entschieden heißen, man habe dem Deputirten Welker das Wort nicht gestattet, die Kammer habe beigestimmt, und das heilige Recht der Freiheit des Wortes würde verloren sein. Dem Beschluß müsse er sich unterwerfen, allein er müßte aus diesem ehrenwerthen Vereine treten, indem die Mitglieder der Kammer selbst zugeben werden, daß, wenn er glaube, die Freiheit des Worts sei ihm genommen, er keine Stunde mehr unter ihnen verweilen könnte. Er stehe rein vor diesem Hause, rein wie in seinem ganzen Leben, und auf dem Wege der Unterdrückung der Redefreiheit sei kein Heil, keine Hülfe zu finden. Rettig von Constanz. Er kenne und theile die reine Freude an einem gehaltvollen, gediegenen Vortrage, er kenne und theile die Gewißheit des feurigen Gemüths, sich von dem Strome der begeisterten Rede fortreißen zu lassen, allein er kenne auch die Pflichten des Deputirten, und halte sie sich mit jedem Tage ernster vor. Es sei nicht mehr der vertrauensvolle, freundliche Blick, nicht mehr der herzliche

Handschlag, nicht mehr die freundliche Stimme, die bei der Abreise zu dem ersten Werke des Landtages den Deputirten zugerufen habe: sorgt für das Land! sondern es ergehe jetzt der ernste Zuruf des ganzen Landes: Ihr Männer des Vertrauens des badischen Volkes sorgt dafür, daß unsere dringenden Wünsche erfüllt werden! Wir haben gerne aus euern schönen Reden vernommen, was eure Meinung von dem Besten des Landes ist, wir haben euch lauten Beifall zugerufen, aber wachet nun auch, daß diese köstliche Saat Früchte bringe. Ja, meine Herren, es ist Ernst, bitterer Ernst, es müssen Früchte erscheinen, wenn nicht unser Ansehen und die Liebe unserer Committenten untergehen soll. Der Zweck des Deputirten Welker sei, die Idee, die er reiflich durchdacht, und wohlthätig für Deutschland gefunden habe, zur möglichst großen Publicität zu bringen, diese Idee dem öffentlichen Urtheile der Welt zu unterwerfen, und an die Spitze dieses öffentlichen Urtheils, das Urtheil dieser ehrenwerthen Kammer zu stellen. Er danke dem ehrenwerthen Freunde für dieses Zutrauen zu der badischen Kammer, aber ein ängstliches Gefühl beschleiche ihn bei dem Gedanken, es möge durch die Begründung dieser Motion der Apfel der unseligen Zwietracht in die Kammer geworfen werden, der, sei er einmal der unvorsichtigen Hand entfallen, sich nicht mehr leicht zurücknehmen lasse. Er verhehle nicht, er wünsche sogar, daß es in jeder treuen, vaterländisch-gesinnten Brust laut wiederhalle: Die Stärke dieser Versammlung beruhe einzig auf ihrer Eintracht; man möge daher von dieser Begründung Umgang nehmen. Minister v. Türkheim. Er wolle lediglich an die Kammer die Frage stellen, ob sie es für angemessen halte, als politischer Körper über einen Gegenstand zu berathen, dem die Regierung keine Folge geben könne. Duttlinger. Es gebe nichts unter der Sonne, was nicht möglicherweise Gegenstand der Besprechung und Erörterung der Kammern des Großherzogthums sein könne, allein die fragliche Angelegenheit hänge ganz nahe mit denjenigen zusammen, womit sich die Kammer alle Tage beschäftige. Das Großherzogthum sei ein Bestandtheil des deutschen Bundes, alle organischen Beschlüsse des deutschen Bundes seien Gesetze für das Großherzogthum, das Wohl und Wehe des Großherzogthums hänge ganz besonders von dem Wohl und Wehe des deutschen Bundes ab — daher das unbestreitbare Recht der Kammer, sich mit den Einrichtungen dieses Bundes zu beschäftigen. Er halte gar nicht mehr für möglich, von der Begründung dieser Motion Umgang zu nehmen, denn sie sei in den öffentlichen Blättern angezeigt, und man würde den Abg. Welker und diejenigen, die Kenntniß von dem Inhalte der Motion haben, verdächtigen, wozu er nimmermehr stimmen könnte. Wenn aber der Abg. Welker etwas Beleidigendes gegen den Bund oder einen deutschen Bundesstaat sagen würde, so wäre er selbst der erste, der den Ordnungsruf des Präsidenten aus voller Brust unterstützte. Staatsrath Winter. Er wolle den Streit über die Competenz der Kammer nicht fortsetzen; die Reg. sei der Ansicht, daß dieser Gegenstand nicht zur Competenz der Kammer gehöre, und wenn die Abstimmung für die Begründung der Motion ausfalle, so seien die Reg. Commissäre genöthigt, den Saal zu verlassen. Fecht. Hier handle es sich nicht darum, was etwa irgend ein Diplomat in Deutschland sagen werde, sondern darum, ob man das Recht habe, einen Antrag zu verwerfen, ehe man den Proponenten selbst gehört. Obgleich die Regierungs-Commissäre bereits aufgestanden seien, um ihre Drohung in Erfüllung gehen zu lassen, so schrecke ihn dieß noch nicht. Sei der Kammer an ihrer Ehre gelegen, wolle sie nicht als diejenige vor Deutschland erscheinen, die sich durch Aeußerungen von dem Ministertisch aus schrecken lasse, von ihrem heiligen Rechte Gebrauch zu machen, so bestehe er darauf, daß der bescheidene Redner gehört werde. — Es wurde hierauf beschlossen, den Abg. Welker anzuhören. Die Regierungs-Commissäre verlassen den Saal. Das Gleiche thun zwei sonst sehr geachtete Mitglieder der Kammer, zum Aergerniß der Versammlung, wie sich aus eigenen gefallenen, bitteren Bemerkungen entnehmen ließ."

Man sieht, daß eine gedoppelte Opposition gegen Welkers Antrag in der Kammer sich zeigte. Einige Abgeordnete waren der Meinung, daß die Motion bei der vorgerückten Jahrszeit, bei der Menge von vorliegenden Arbeiten, die Kammer zu weit führen dürfte. Die Minister aber erklärten die Motion für unzulässig. Mit dieser Behauptung allein haben wir es hier zu thun.

Es fällt zuerst in die Augen, daß der Herr v. Türkheim äußert: "die Regierung könne dem zur Berathung vorgeschlagenen Gegenstand keine Folge geben."

Das heißt entweder, die Regierung kann nicht, oder die Regierung will nicht. Das Nichtwollen der Minister bedeutet, wenn die Kammer will, in constitutionellen Staaten nichts weiter, als daß sie nicht länger Minister sein wollen. Heißt es aber das Erstere, so möchten wir den sehr ehrenwerthen Herrn fragen, ob es ihm niemals begegnet ist, ein Document, die Wiener Schlußacte genannt, im Kreise seiner ausgebreiteten Lectüre zu treffen? Dort würde er unter Andrem finden, daß die von ihm abgeläugnete Befugniß jeder Bundesregierung zusteht. *)

Im Protocoll der 2ten Sitzung des Bundestags, vom 11. Nov. 1816, würde der sehr ehrenwerthe Herr eine Präsidialerklärung finden, die ihn überzeugen könnte, daß es nicht erst der Wiener Schlußacte bedurfte, um ein schon in der Bundesacte begründetes Recht jeder einzelnen Regierung zuzusichern, daß die Bundesverfassung nicht eine Mumie sein soll, sondern ein lebendig sich fortbildender Organismus. Der präsidierende Gesandte äußerte dort wörtlich Folgendes: — "Die Zeit bildet und gestaltet die Staaten und Staatenvereine; jene Form wird die beste sein, welche nicht aus bloßen Abstractionen entnommen, sondern das Resultat des Nationalbedürfnisses ist. Nie wollen wir diese Lehre der Geschichte für Völker und Regierungen verläugnen, und immerhin mit patriotischer Bereitwilligkeit die Vorschläge und Wünsche in Erwägung ziehen, welche im Lauf der Zeit über diesen oder jenen Gegenstand der öffentlichen Verhältnisse des deutschen Bundes uns zur Kenntniß kommen werden. Die Zeit, die Cultur der Menschheit kennt keinen absoluten Gränzpunct; so wollen auch wir das Gebäude unsres deutschen Bundes für heilig, aber nie für geschlossen und ganz vollendet halten."

Es kann dem Scharfsinn des sehr ehrenwerthen Herrn nicht entgangen sein, wie sehr allgemein die Ausdrücke des Präsidialgesandten gehalten sind, wie selbst die Vorschläge und Wünsche Einzelner, die Vorschläge und Wünsche jedes deutschen Staatsbürgers, nicht ausgeschlossen zu sein scheinen. Wie wenig sie ausgeschlossen sein sollten, wird er aus den ferneren Protocollen ersehen, in welchen über solche Vorschläge, die gleiche Gesetzgebung und ähnliche Gegenstände betreffend, an die Bundesversammlung berichtet worden ist. **) Er wird finden, daß Dr. Hach, damals Repräsentant der freien Städte, einen Antrag stellte, der zum Bundesbeschluß erhoben wurde, und den er unter Andrem in folgenden Sätzen motivirte: — "Unterdessen ist nach der bisherigen Lage der Sache, bei dem Vortrag aus den an die Bundesvers-

---

*) "Art. LXIV. Wenn Vorschläge zu gemeinnützigen Anordnungen, deren Zweck nur durch die zusammenwirkende Theilnahme aller Bundesstaaten vollständig erreicht werden kann, von einzelnen Bundesgliedern an die Bundesversammlung gebracht werden, und diese sich von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit solcher Vorschläge im Allgemeinen überzeugt, so liegt es ihr ob, die Mittel zur Vollführung derselben in sorgfältige Erwägung zu ziehen, und ihr anhaltendes Bestreben dahin zu richten, die zu dem Ende erforderliche freiwillige Vereinbarung unter den sämmtlichen Bundesgliedern zu bewirken."

**) Protocoll vom 22. Dec. 1816. §. 66.

sammlung gelangten Vorschlägen, kein andrer Weg möglich, als auf ihre Niederlegung in's Archiv anzutragen. Die zweckmäßigen und durchdachten Vorschläge triffe mit den verkehrtesten und ungereimten dasselbe Loos; sie werden der Vergessenheit hingegeben. Höchstens haben jene den Vorzug, daß ein lobendes Wort gesagt, und die Durchsicht der Eingabe empfohlen wird. Dieß Verfahren wird die Zahl der Anträge schwerlich vermindern, aber es führt dahin, daß die thörichten Vorschläge sich häufen, und die bessern ausbleiben, ja daß auch die besten vielleicht niemals zum wirklichen Leben gelangen. Um diesen Uebeln vorzubeugen, glaube ich darauf antragen zu müssen, daß einstweilen von der Präsidialkanzlei ein Verzeichniß solcher Vorschläge zu gemeinnützigen Anordnungen, die einer weitern Prüfung werth geachtet sind, angelegt, auch dieses Verzeichniß in der letzten Versammlung des Jahrs vorgelesen, und dem Protocoll beigefügt werde. *)

Glaubt der sehr ehrenwerthe Herr noch immer zweifeln zu müssen, ob den ständischen Versammlungen das Recht zusteht, sich mit der Betrachtung der Bundesverhältnisse zu beschäftigen, ein Recht, das keinem Staatsbürger je verkümmert, dessen Ausübung durch besondre Bundesbeschlüsse erleichtert worden? Er wird aufhören zu zweifeln, der sehr ehrenwerthe Herr. Wir sind in dem glücklichen Fall ihm eine Autorität nachweisen zu können, die ihn überzeugen wird.

Laßt den sehr ehrenwerthen Herrn den badischen Ständeverhandlungen von 1819 einen Blick schenken, wenn er sich abmüßigen kann. Dort wird er finden, daß ein sehr ehrenwerthes Mitglied der erstren Kammer, ein Mitglied, dessen Ansehen den letzten Zweifel tilgen wird, ein Mitglied, dessen Einsichten und Verdienste unsres Lobes nicht bedürfen, kurz, daß der Herr von Türkheim selbst einen Antrag gemacht, der die Competenz der Ständeversammlung voraussetzt, der in einem Commissionsbericht von Thibaut empfohlen, und von dem Minister von Berstett mit den Worten unterstützt worden ist: —

"Ich stimme mit dankbarer Anerkennung dem wohlgemeinten Vorschlage des Herrn v. Türkheim bei, und glaube, daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog, ehrerbietigst zu bitten wären, sowohl durch ihren Bundestagsgesandten in vertraulicher Besprechung mit seinen Herren Collegen, als auch durch unmittelbare Communication der Gesetzgebungs-Commission mit andern deutschen Regierungen, einen Versuch zu einer möglichst gleichen Gesetzgebung in allen Bundesstaaten machen zu lassen."

*) Protocoll vom 20. Jan. 1817. §. 20.

Soweit unsere Appellation von dem Hrn. v. Türkheim von 1831, der "aus dem Rathsbecher getrunken hat," an den Hrn. v. Türkheim von 1819. Nun zu der Rede, in der Welker seine Motion begründet: —

"Der große Gegenstand dieser Motion leitet zunächst die Blicke dieser Versammlung über die engen Gränzen unseres nächsten Vaterlandes hinaus auf die Verhältnisse des gemeinsamen, deutschen Vaterlandes; die Ausführung selbst aber wird Ihnen, wie ich hoffe, das unbestreitbare Recht, und die dringende Pflicht der vorgeschlagenen Bitte begründen. Sie wird Ihnen, wie ich ferner hoffe, bewähren, daß auch meine Darstellung, von der Achtung, welche wir den großen, hier zu berührenden Verhältnissen schulden, durchdrungen ist. — Diese Ausführung wird Ihnen beweisen, wie wenig die neuerdings immer lauter werdenden Anfeindungen gegen monarchische, gegen alle, selbst auch die zeitgemäß gestalteten, aristokratischen, so wie gegen die bürgerlichen Verhältnisse, in mir irgend einen Anklang finden. Sie wird Ihnen vielmehr bewähren, daß ich, treu den politischen Grundsätzen, die ich stets unverändert bekannte, im Kampfe mit diesen Anfeindungen dahin strebe, jene Verhältnisse, und vor allen auch das letzte heilige Band der Nationaleinheit mit würdiger National- und Volksfreiheit gründlich zu vereinigen, und Ihnen, so wie der letzten, dadurch die einzig mögliche Sicherung gegen große drohende Gefahren zu begründen. Ganz Europa wird gegenwärtig getheilt und erschüttert durch einen leidenschaftlichen Parteikampf zwischen den Anhängern eines s. g. göttlichen Rechts, und den Vertheidigern einer in solch einseitigem Gegensatze eben so haltlosen Volkssouverainetät, oder auch zwischen den Freunden eines blinden, stabilen Festhaltens veralteter, historischer Formen, und den Anhängern einer, alles historische Leben verachtenden, ideenlosen, materialistischen Bewegungspartei, welche höchstens zur Opposition tauglich, aber zur Vereinigung getrennter Volkselemente, und zum Wiederaufbau der Gesellschaft völlig untauglich ist.

"Sie, edle Männer Badens, aber erstreben auf einem dritten Wege eine wahrhaft vermittelnde Gerechtigkeit, welche unser wirkliches historisches Nationalleben zu erfassen, und dasselbe nach seinen wesentlichen, vernünftigen Grundideen in zeitgemäßer Gestaltung organisch fortzubilden, und dadurch die verschiedenen Verhältnisse und Interessen zu versöhnen strebt. Möge diese wahre Gerechtigkeit immerhin den Juden ein Aergerniß, und den Heiden eine Thorheit sein, ja, möchten selbst die wohlbegründetsten Warnungen vor nahendem Verderben bei vielen Verblendeten nur das Schicksal cassandrischer Weissagung haben, im Ganzen ist dennoch der Sieg jener Gerechtigkeit verbürgt. Der ganze Ihnen zu rechtfertigende Antrag geht hiernach nicht von philosophischen Idealen, sondern von den Grundsätzen unseres wirklichen historisch-deutschen Staatsrechts aus. Er bezweckt nur eine aus ihm, ja eine zunächst aus der Begründung und Gestaltung des deutschen Bundes abzuleitende, organische Entwickelung bereits anerkannter staatsrechtlicher Grundverhältnisse. Deutschland und das deutsche Vaterland, deutscher Nationalgeist, deutsche Freiheit und Einheit! Bei welchem nicht ganz entarteten Deutschen klingen diese Worte nicht an in der Brust? welche hohe, unermeßliche Bedeutung haben sie nicht in der Geschichte der gebildeten Menschheit? Aber die hohen Begriffe, welche sie bezeichnen, aber die heiligen Gefühle und die Bedürfnisse, welche sie erregen, finden sie auch diese Uebereinstimmung und Befriedigung in den Verhältnissen der Gegenwart? finden sie nicht vielmehr häufig so schmerzlichen Widerspruch, daß sie nur allzu oft gänzlich in den dunklen Hintergrund zurückgedrängt werden, und fast nur als Schatten einer großen Vergangenheit erscheinen? Als vor einem halben Menschenalter die europäische Freiheit und Cultur in militair-despotischer Weltherrschaft eines furchtbaren Eroberers dem Untergang geweiht schien, da suchte derselbe auch jenen großen Schatten, ihm selbst als solcher noch furchtbar, zu bannen. Sogar der Name Deutschland auf der Landkarte, und der Name deutsche Nationalzeitung mußten verschwinden. Aber der deutsche Riese erwachte aus seinem Scheintodte, er schüttelte die kräftigen Glieder, und rächte die Schmach. Deutsches Volk, das einst in halbtausendjährigem Kampfe die europäische Welt errettete aus des alten Roms schenßlicher Tyrannen-Macht, dann sie bewahrte vor der Hunnen- und der Mauren-Herrschaft, später sie befreite von des neuen Roms geistigem und politischen Despotism; — es vor allen sprengte auch jetzt die allgemeine Kette der Fürsten und Völker, und schlug den neuen, furchtbaren Welttyrannen zu Boden. Damals galten wieder jene heiligen Namen und Begriffe. Sie waren der allgemein begeisternde Eindruck zu Schlacht und Sieg. Ihnen entsprechende Gestaltung des deutschen Volkslebens in zeitgemäßer Wiederherstellung des ächten deutschen Rechtszustandes, dieses war der damals von den Fürsten heilig gelobte, durch die Ströme des edelsten Blutes errungene Preis für die einmüthigen und großherzigen Kämpfe und Opfer des deutschen Volkes. Es war der von allen seinen Gründern feierlich anerkannte Grundge-

danke unseres Nationalvereins und unseres heutigen Staatsrechts.

"Man gedachte damals, daß die deutsche Nation die Stammutter der europäischen Völker und Könige, und was mehr, die Mutter der Freiheit und Cultur der ganzen heutigen gesitteten Welt ist, die, reich an sittlicher und geistiger Kraft, an Gaben des Krieges und des Friedens anderthalb Jahrtausende unbestritten den ersten Rang unter allen Völkern Europa's behauptete; man erwog, daß diese Nation uralte, wesentliche Rechts- und Freiheitsgrundlagen hatte, welche zwar wohl factisch, niemals aber rechtsgültig, und niemals gänzlich aufgehoben waren, und welche nur von den uralten Formen und Resten der besiegten Hierarchie und des erstorbenen Feudalismus, immer vollständiger gereinigt und zeitgemäß gestaltet zu werden brauchten, um das Wohl und die fortschreitende Vervollkommnung des edeln Volks zu beginnen. Bekanntlich aber verhinderte im Jahr 1815 die erneuerte Kriegsnoth, und im Jahre 1820 die durch unglückliche Täuschungen und Verschwörungslärm entstandene Mißstimmung, eine völlige und definitive organische Entwicklung dieser Grundsätze und des auf sie gegründeten, neuen National-Bundes. Der deutsche Genius mußte auf's neue sein trauerndes Antlitz verhüllen.

"Fast nur in halbverstohlener, aber in unermüdlicher, aufopfernder Wirksamkeit für Verjüngung und Befreiung fremden Nationallebens, namentlich des Griechischen und Polnischen, durften die siegreichen Deutschen ihre nie verlöschende Liebe zu dem eigenen Nationalleben bethätigen. . . . . Doch hinweg über allgemein bekannte Klagen, über allgemein bekannte Noth, über unsägliche Schmerzen aller fühlenden deutschen Männer. Eine glücklichere Zeit der Verständigung und Vereinigung der Fürsten mit dem Volke scheint endlich gekommen zu sein, mit ihr auch die Zeit, wo es zum allgemeinen Heile frommen mag, die Wünsche für die wesentlichsten Puncte einer definitiven Entwicklung unseres Nationalvereines öffentlich und friedlich vor den Thronen unserer Fürsten auszusprechen. Der erste Wunsch scheint mir vor allen d e r zu sein: Daß unsere hiesige Regierung im Vereine mit allen constitutionellen Regierungen sich kräftigst dahin verwende, daß überall in ganz Deutschland endlich vollständig verwirklicht werden, die heiligen Zusagungen des Bundesvertrags für die Verfassungs- und Freiheitsrechte des deutschen Volkes, und vor allem die der Art. 13 und 18. Unzertrennlich verbunden damit ist der Wunsch, daß bis zur Verwirklichung dieser wesentlichsten Fundamentalbestimmungen eines deutschen Rechtszustandes alle Minister constitutioneller Staaten streng angewiesen werden, jeder Anmuthung der Abgesandten nichtconstitutioneller Staaten in Beziehung auf innere Rechts- und Verfassungsverhältnisse stets und beharrlich die Einrede des zuerst von der andern Seite zu erfüllenden Grundvertrags entgegenzusetzen. Ebenso verknüpft sich hiemit der Wunsch, daß jeder constitutionelle Gesandte, so weit eine Bundesverhandlung dennoch unvermeidlich jene innern Verhältnisse berühren sollte, auf eine gesonderte Abstimmung zwischen den Ministern constitutioneller und nichtconstitutioneller Staaten antrage. Von selbst schließt sich hieran das, was Sie, meine Herren, neulich wiederholt beschlossen. (Diese Stelle betrifft die Verantwortlichkeit der Bundestagsgesandten.)

"Das Recht zur Bitte an sich, ist nicht bloß für deutsche Landstände, sondern für jeden deutschen Staatsbürger schon begründet in dem vom Bunde selbst anerkannten, allgemeinen deutschen Staatsbürgerrechte und Petitionsrechte aller Bürger. Es wurde auch höchst erfolgreich anerkannt, in den merkwürdigen Bundestags-Verhandlungen vom 22. Dec. 1817 über eine Petition deutscher Bürger um allgemeine Verwirklichung der ständischen Verfassung. (Diese Petition hatte auch Welker unterzeichnet.) In Gemäßheit jener Verhandlungen (in denen sich namentlich die Oesterreichischen und Preußischen Bundestags-Gesandtschaften — die Preußische mit der Anerkennung, daß jene Petition eine sehr willkommene Veranlassung dazu dargeboten habe — in liberalen Erklärungen über die unbedingte Nothwendigkeit baldmöglichster treuer Erfüllung des Art. 13 höchst ruhmwürdig überboten) wurde eine solche Erfüllung des Art. 13, welcher noch kurz zuvor auf der Geschäftsordnung der hohen Bundesversammlung für das nächste Jahr gänzlich gefehlt hatte, einstimmig beschlossen, und die Vorsorge für die Erfüllung als regelmäßig wiederkehrender Gegenstand der Bundesverhandlung aufgenommen. Es erfolgten nun auch sehr bald die Verfassungen der süddeutschen Staaten. . . . . Keine einzige deutsche Verfassung ist sicher, keine Harmonie unter den deutschen Staaten ist dauernd begründet, bis alle deutsche Regierungen das gemeinschaftliche deutsche Fürstenwort oder den Bundesvertrag erfüllt haben. Keine deutsche Nationalvereinigung ist möglich ohne freie Mittheilung und Wechselwirkung durch die freie Presse. Das in der Bundesacte anerkannte active Staatsbürgerrecht und der deutsche Rechtszustand sind weder verwirklicht, noch verbürgt ohne sie. Alle in jener Bitte enthaltenen Grund- und Folgesätze sind insbesondere auch begründet durch die augenfällige Gefahr für alle constitutionelle Staaten, wenn Minister nichtconstitutioneller Staaten die heiligsten Verfassungsverhältnisse der constitutionellen reguliren und ändern könnten, wenn sie vollends dieses könnten in geheimer Verhandlung und ohne den Schutz der allgemeinen Freiheit der Presse. —

"Der zweite Hauptwunsch aber besteht darin, daß eine wahre Nationalrepräsentation, ein Nationalrath, oder eine zweite Kammer am Bundestage gebildet werde. Sie müßte gebildet werden von den einzelnen Häuptern des ehemaligen reichsständischen Adels der einzelnen Länder und dann von den zeitweise in den Bundesländern gewählten Abgeordneten. Würde deren Zahl im Ganzen nach der Kopfzahl der Bewohner der einzelnen Länder bestimmt, so müßten sie auch im Wesentlichen so gewählt werden. Würden, was besser scheint, diese Abgeordneten von den Landständen gewählt, so müßte ihre Zahl in dem Maaße, als die Stände weniger volksmäßig wären, mehr nach der Stimmenzahl ihrer Regierung am Bundestage bestimmt werden. Während die aus den fürstlichen Gesandten gebildete erste Kammer die allein entscheidende Stimme bei Ausübung rein monarchischer Rechte, z. B. bei Beschlüssen über Krieg und Frieden, behielte, müßte dieser zweiten das Recht zustehen, überall die Nationalansichten und Wünsche auszusprechen; sodann aber müßte sie ein Zustimmungsrecht haben bei Allem, was die Verfassungsrechte der einzelnen Staaten und Bürger betrifft, und in den einzelnen Ländern der Zustimmung der Stände bedarf, z. B. bei Steuerbewilligung; sie müßte natürlich öffentlich verhandeln, so wie auch die Verhandlungen der *ersten Kammer* wenigstens für den Nationalrath und durch den Druck öffentlich werden, und so in lebendige Wechselwirkung mit der freien Gesinnung und Meinung der freien gebildeten Nation treten müßten. Dieses große Bedürfniß eines deutschen Nationalrathes sprach mit andern Vorschlägen für den zeitgemäßen Wiederaufbau eines vaterländischen Rechtszustandes schon 1814 eine Rede für Deutschlands Freiheit aus, die damals von den höchsten Häuptern und ihren Ministern wohl aufgenommen wurde. (Nun folgen eine Menge von Beweisen, gezogen aus den Verhandlungen auf Congressen u. s. w.)

"So lange deutscher Glauben, deutsches Freiheits-, Rechts- und Ehregefühl und deutscher Männermuth nicht gänzlich erloschen sind, so lange werden, bis zu endlicher vollständiger Erfüllung dieser Zusagen, verbürgt durch das heiligste Fürstenwort, das je gegeben wurde, die immer erneuerten ernsten Mahnungen nie verstummen. — Bei unserem neuesten Reichs- oder Nationalbundestage trat vor der Hand noch keine Wahl-Repräsentation ein, doch fehlen nicht die organischen Anfangspuncte für dieselbe. Die Letzteren finden sich in der bürgerlichen Repräsentation der vier unmittelbaren Städte am Bundestage. Sie finden sich ferner in dem von den Gründern

des Bundes, namentlich von Preußen, so entschieden geforderten nationalen Bundesgericht, welches aber für Streitigkeiten der Regierungen unter einander durch Austrägalgerichte, für die zwischen Fürst und Volk durch die Verantwortlichkeit der Minister, außerdem aber gerade durch die Ausbildung unseres allgemeinen nationalen Bundesrechtes ersetzt werden kann. Sie finden sich endlich in der im Art. 6 der Bundesacte bedingt ausgesprochenen Zulassung eines Theils der Landstände, nämlich der Standesherren, auf dem Bundestage. Es bedarf also nur der organischen Entwicklung der gegebenen rechtlichen Grundlagen. Diese Entwicklung ist nun aber auch politisch im höchsten Grade nothwendig." (Folgt der Beweis aus dem Bedürfnisse der Consequenz und der organischen Harmonie in den gesellschaftlichen Einrichtungen.) "Aber auch das unmittelbarste praktische Bedürfniß begründet jene Einrichtung. Ein wahrhaft nationaler Bundesverein ..... kann doch nimmermehr bloß durch eine geheimderathende Versammlung aristokratischer Minister der Regenten gebildet werden. Nicht hinlänglich verbürgt ist wohl bei dieser Einrichtung ein hinlänglicher Zusammenhalt gegen äußern Angriff, d. h. die Erreichung des ersten Bundeszwecks — der Sicherheit Deutschlands. Ebenso wenig ist es der nöthige Zusammenhalt gegen .... neue Mediatisirungen der Bundesglieder, d. h. die Erreichung des zweiten Bundeszwecks: der Sicherung der einzelnen Bundesstaaten. Eben so wenig ist es der dritte Zweck, nämlich die Sicherung und Vervollkommnung des deutschen Nationalwohles, der Nationalcultur und des freien staatsbürgerlichen Rechtszustandes. Sehr erhöht sind aber alle Mängel und Gefahren durch den besondern Umstand, daß die mächtigsten Bundesfürsten, und also auch ihre Diplomaten, sehr oft ein außerdeutsches oder Deutschland ganz entgegengesetztes Interesse haben, und in einem bloßen Diplomatenverein durch überwiegenden Einfluß leicht durchsetzen werden. Dazu kommt noch, daß unsere Minister für die auswärtigen, also auch für die Bundesangelegenheiten, daß die Diplomaten noch immer aus einem Stande gewählt werden, der, wie treffliche Glieder er auch hat, dennoch durch die großen Veränderungen der letzten Menschenalter ... sich als verletzt oder zurückgesetzt oder bedroht ansieht, sich vom Volke absondert ...

"Nur durch den Mangel eines solchen Nationalrathes erklärt es sich, wie so kurze Zeit nach jenem großartigen Beweise nationaler Kraft das deutsche Volk und sein nächstes Interesse im Rathe der Völker .... kaum genannt oder vertreten wird. So erklärt es sich, daß Britten und Franzosen die deutsche Nation auf empörende Art verachten ... Gegen jene bisherige Einrichtung aber mag schon die einzige Thatsache sprechen, daß, wie Klüber anführet, selbst nachdem die Karlsbader Beschlüsse in diesem Fache wenig mehr übrig zu lassen schienen, dennoch von 1819 bis 1830 von vierzehn Bundesbeschlüssen sieben abermals Beschränkungen der Rede- und Sprechfreiheit enthalten ..... Gegen die bisherige Einrichtung ferner muß sprechen die Vergleichung der ausgesprochenen edlen Absichten der Contrahenten mit demjenigen, was wirklich geschah für Verwirklichung des freien Verkehrs, für den Schutz der Unterdrückten ... (W. meint ferner, die Karlsbader Beschlüsse und ihre Verlängerung wären unmöglich gewesen unter Mitwirkung eines deutschen Nationalraths.) Nur in der innigsten Einigung von Fürst und Volk, und von allen verschiedenen Ständen des Vaterlandes werden wir die drohenden Stürme beschwören."

Einstimmiger Beifallruf begleitete den Redner zu seinem Sitze. Wir fügen noch den Schluß der Debatte bei: —

"Bei der Discussion über die Frage: ob die Motion in Berathung gezogen werden soll, sprach der Deputirte Duttlinger sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß die Regierungs-Commission nicht selbst sich habe überzeugen können, wie ungegründet ihre Besorgnisse gewesen, und daß ein ausgezeichnetes Mitglied der ersten Kammer, das jetzt Minister, sogar Minister der auswärtigen Angelegenheiten sei, und auf einem früheren Landtage in der ersten Kammer einen ähnlichen Vorschlag gemacht, wie der Abg. Welker, dennoch heute gleichfalls den Saal verlassen habe. Der Dep. Welker wolle nichts, als was dem letzten Bettler, der unter der Sonne gar nichts habe, was er das Seinige nennen könne, nach natürlichen Rechtsbegriffen noch zustehen müsse, nämlich von dem Rechte der Bitte Gebrauch machen. Er trage aber gleichwohl darauf an, bei der vorgerückten Zeit des Landtags, und der Masse der übrigen Arbeiten den Vorschlag des Dep. Welker nicht mehr in Berathung zu ziehen.

"Mittermaier. Wenn je, was er jedoch keineswegs glaube, die Abstimmung der Kammer einen unglücklichen Ausgang haben könnte, so falle die Schuld davon lediglich auf die Ministerbank, denn hätten die Regierungs-Commissäre gleich anfangs geschwiegen, so würde vielleicht manches Mitglied für die Vertagnung der Motions-Begründung gestimmt haben. So aber habe die Ehre der Kammer gefordert, dieselbe zu hören. (Allgemeines Bravo!) — Der Beschluß ging dahin, die Motion auf diesem Landtage nicht mehr zu berathen, worauf v. Rotteck (der heute präsidirte) bemerkte, der Antrag gehe sonach zu seiner weiteren Behandlung nicht an die Abtheilungen der Kammer, wohl aber an die Abtheilungen des deutschen Volkes, an das große Parlament der öffentlichen Meinung, und die Berichterstattung werde durch das Organ der freien Presse geschehen. Diese Aeußerung veranlaßte abermals eine kurze, aber um so heftigere Debatte, indem einige Mitglieder stürmisch verlangten, daß der Präsident, wenn er discutiren wolle, an seinen Deputirtensitz gehe. Der Präsident machte der Unruhe dadurch ein Ende, daß er die Kammer zur Entscheidung aufforderte, ob er seine Pflichten verletzt habe, worauf von allen Seiten ein schallendes, von den Deputirten von Itzstein, Mittermaier, Duttlinger, Rindeschwender, Aschbach rc. besonders laut wiederholtes Nein! erfolgte."

Wir gedenken in einem folgenden Artikel eine Beleuchtung des Welkerschen Vorschlags (dem wir keineswegs in allen Puncten beistimmen möchten) und der Handlungsweise der badischen Minister zu geben.

Italiänische Forschungen von C. F. v. Rumohr. 1r u. 2r Theil. Berlin und Stettin, 1827. 3r Theil. 1831. Nicolai'sche Buchhandlung.

Sonst erklären sich wohl die Ursachen des Mißverhältnisses, in welchem Völker zu den bildenden Künsten stehen, durch deren Rohheit oder gänzliches Entnervtsein. Die letzten anderthalbhundert Jahre, in welchen Europa sich thaten- und bildungsreicher Schwankungen bewußt ist, sollten fast zu der Meinung berechtigen, daß eine ausschließliche Durchbildung von Verstandesbegriffen, und eine allgemein verbreitete Anspannung zu einem übermannigfachen Wissen, ebenfalls als Ursachen anzusehen sind, welche das Verlangen, durch die bildende Kunst angeregt zu werden, verscheuchen. Die größeren dominirenden Geister behandelten mit Unsicherheit das von ihnen größtentheils beiläufig betretene Gebiet, wodurch die ausübenden Künstler, bei den sich oft widersprechenden Ansprüchen, welche man an sie machte, um so mehr verirrt und verwirrt wurden, da auch in der natürlichen Stimme des Volkes, fast nur die heisere Sordine aufgepfropften Urtheils vernehmbar wurde. Nur Wenigen fehlte das von der Erde verschwindende Himmelskind, welches den Menschen lehrt, den erkannten Organismus göttlicher Schöpfungen in eignen Nachbildungen geistig zu beleben, wodurch wir doch erweislich der würdigsten Darlegung unseres Culturzustandes beraubt sind, welche ohne Aus-

legung und Uebersetzung von allen Zeiten und Völkern verstanden werden kann.

Mit einiger Gewissenhaftigkeit muß man sich es wohl eingestehen, daß das von einer Nothdurft zur andern sich hinzappelnde Heute, wenig Energie des bildlichen Schaffens bekundet, indem es kleiderseller̈ische Popanze hinterläßt, welche aus gerade im Schwunge seienden Reminiscenzen durchgebildeter Kunstepochen zusammengeflickt sind. Denn es ist das Eigenthümliche bei Kunstproductionen, "daß Alles, was falsch gedacht, schief aufgefaßt, ungenügend gearbeitet ist, nackt und bloß vor aller Augen da liegt."

Nicht nur von denjenigen, welche sich in die heiteren Zeiten allgemein verbreiteten Kunsttactes zu versetzen verstehen, sondern auch von Allen, welche durch ihr Wirken und Forschen unmittelbar an die Natur verwiesen sind, ist es schon längere Zeit erkannt, wie stumpf gegen Formen und Farbenreiz, der schuldressirte, stubenhockende, in verschnittene Kleidungsstoffe eingehüllte Nordeuropäer geworden ist.

Wenn nun mit sinnigem Gefühl und Ausdauer im Streben Begabte, es sich angelegen sein lassen, das Bewußtsein dieser barbarischen Seite unseres modernen Seins mehr und mehr rege zu machen; so beackern sie dadurch ein größeres Feld zukünftiger Kunstblüthe, wie einzelnen Talenten, und eifrigen Mäcenen zu Gebote steht; so lange wenigstens man sich noch nicht überwinden kann, das erfreulich Dargebrachte der gestaltenden Künste, anders als wie einen Luxus der irdischen Wünsche zu betrachten. "Ueberhaupt ist in der Kunst Raum für mancherlei Gaben, und mancherlei Beziehungen desselben Strebens. Wenn ihr ein rechtes Gedeihen beiwohnt, blüht sie nicht bloß in den Treibhäusern der Hauptstädte, in den Prunksälen der Reichen, oder zur Befriedigung gelehrter Grillen, vielmehr verbreitet sie sich über Alles, was nur den Ausdruck der Gestalt zuläßt, und beherrscht, wie in den glücklichsten Zeiten der alten und neueren Kunstbildung sogar das Handwerk."

Einer dieser Begabten ist der Verfasser der italiänischen Forschungen. Er hat es sich in den nun vollendeten drei Theilen seines Werkes, welche das Resultat einer ganzen Lebensarbeit sind, zur Aufgabe gestellt, den schwanken Vorstellungen über die Entwickelung der 2ten großen Kunstepoche feste Anhaltpuncte zu verschaffen, umfaßt aber zugleich den weitesten Bereich der Gesetze der gesammten Kunstthätigkeit, deren Verhältniß zum menschlichen Sein überhaupt, bestimmend, und einen würdigen Maaßstab zur Schätzung der verschiedenen Kunstleistungen liefernd.

Was nun das Geschichtliche des Werkes anbetrifft, welches den Winkelmann'schen Ausklärungen über die Bildwerke der Alten, deren Erfolg schon bewährt ist, sich vergleichen läßt; so liefert dasselbe die Zeit des Beginns der neueren Kunst, wo diese sich den römisch-altchristlichen Kunstfertigkeiten annähert, bis zum Gipfel derselben, der Rafael'schen Periode. Im Gegensatz zu fast allen andern Historikern der neueren Kunst, welche mit diesem auch von ihnen anerkannten Gipfel beginnen, den namentlich die Franzosen mit besonderer Naivetät auch zugleich zum Anfangspuncte machen, von welchem sie, trotz allen Widerstrebens, herabsteigend, bald durch höhere, bald durch niedere Thäler und Ebenen, zu dem Chimborasso ihrer neuesten Leistungen gelangen.

War es schwierig den, durch Vasari und seine selten sichtenden Nachschreiber stets vage gebliebenen Vorstellungen über ältere Meister, einige Zuverlässigkeit, durch urkundliche Forschungen, und die gewissenhafteste Anschauung ihrer Werke zu verschaffen; so überstieg die Kritik der vorhandenen Kunsttheorien bei weitem noch diese Schwierigkeiten, da es hier galt, sich durch ein Labyrinth zu winden, welches bald aus hingeworfenen Sentenzen geistreicher Tonangeber, bald aus durchgeführten Abhandlungen besteht, welche den Zweck und Gebrauch der Kunst, aus deren vereinzelten Leistungen abzuleiten bemüht waren.

Daher denn der übersichtliche Theil des Werkes nicht ohne einige Anstrengung sich anzueignen sein mag, welche indeß als das Lohnendste allen Denen erscheinen wird, welche jemals die Plage der einzwängenden Schranken, die bald von dieser, bald von jener Seite, den Vorstellungen über Kunst aufgeschoben wurden, empfunden haben. "Indeß pflegen moderne Kunstgelehrte, von der Lebhaftigkeit ihres Antheils hingerissen, oftmals, wie unbewußt, den Standpunct zu verwechseln und, ohne selbst zum Malen und Bilden berufen zu sein, doch dem Genius vorgreifen, fühlen, sehen, ihm vorzeichnen zu wollen, was ihn durchaus begeistern müsse, was er einzig darzustellen habe. Freilich dürfte in dem Feuer, mit welchem sie ihre Wünsche geltend machen, hie und da ein ächtes, nur zufällig nicht nach Außen entwickeltes Kunsttalent sich hervordrängen wollen; würde aber das ächte Kunsttalent nicht irgendwo durch ein eigenthümliches Wollen sich ankündigen? Würde es, gleich unseren vorzeichnenden Kunstweisen, immer nur irgend ein schon Geleistetes, bald der antiken, bald der modernen Kunst vor Augen haben? Und gewiß dürfte es unter allen Umständen den inneren Forderungen der Theorie ungleich angemessener sein, wenn man minder zerstreut durch das fruchtlose Geschäft der Auswahl und Werthbestimmung möglicher Gegenstände der Kunst, den allgemeinen Begriff des Gegenstandes, und dessen Verhältniß zur Kunst, und zum Künstler fester zu stellen versuchte, als, so weit meine Kunde reicht, in modernen Kunstlehren geschehen ist."

Mit klarster Umsicht und der liebenswürdigsten Redseligkeit sind die Folgen aller Ansprüche, und daraus entspringenden Doctrinen vorgeführt, Bezeichnendes, welches vom Allgemeinsten bis zu den feinsten technischen Beziehungen ausgespalten wird, statt des Beschränkenden, an die Stelle gesetzt. Wohl Keinem war es bisher gegeben, das edelste Wollen des Künstlers, welches mit Zuversicht in seine Rechte eines gebührenden Ranges der geistigsten Thätigkeiten des Menschen wieder eingesetzt wird, mit solcher Wahrheit zu erfassen und auszudrücken, wie dieses selbst dem denkendsten Künstler, bei seinem, stets mahnenden Drange des Schaffens, nur selten so in allen Beziehungen klar geworden sein mag. "Die geistige Thätigkeit aber, aus welcher die Kunst hervorgeht, hatte ich zwar dem abstracten Denken entgegengesetzt, doch vermieden, sie zu zergliedern. Denn auch davon abgesehen, daß ich einer solchen Untersuchung mich keinesweges gewachsen fühle, dürfte das anschauliche Denken, oder die künstlerische Denkungsart, dem Verstande mit seinen scharfen Begriffsergänzungen, mit seinen trennenden Messern und Scheeren überhaupt minder zugänglich sein. Gewiß gewährt die Sprache, nicht einmal ein Wort, welches nur ihren *allgemeinsten* Begriff ganz deckt, denn Imagination, Phantasie werden meist als regellose, untergeordnete Kräfte und Thätigkeiten betrachtet; Contemplation und Beschauung haben einen einseitig ernsten Sinn, und stehen überall unter der Obhut und Leitung des Begriffes. Das anschauliche Denken aber, wenn diese Begriffsverbindung nie zugestanden wird, vermag ebensowohl, sich in die Tiefen zu versenken, als auf der Oberfläche zu verbreiten, ist ebensowohl der strengsten Folge, als eines munteren Ueberspringens fähig. Diese Geistesart ist demnach gleichsam ein zweites Bild, der Spiegel des gesammten Geisteslebens, wenn nicht gar das Ursprüngliche selbst, wie die älteste Philosophie und der Umstand anzudeuten scheint, daß alle sehr alte, oder durch den Verbrauch nicht gänzlich abgeschliffene Sprachen, dessen Ausdruck bewahrt haben."

Neben dieser, nicht hoch genug zu schätzenden Eigenschaft des Verfassers, legt derselbe überall eine so feine, das Höchste, bis zum Geringsten, würdigende Kennerschaft der Kunstwerke an den Tag, welche in seiner Abhandlung über das Verhältniß der Kunst zur Schönheit, auf das Reinste angestimmt wird. Eine im Jahr 1827 bei Perthes und Besser in Hamburg erschienene "Beigabe," zeigt andererseits, mit welcher Sicherheit der Verf. seine Meinungen zu behaupten wisse, wenn man seine zartere, die leisesten Ansprüche berücksichtigende Schreibart mißversteht.

Der geschichtliche Theil des Werkes, durch seinen Reichthum der Ausbeute wahrhaft Erstaunen erregend, übergiebt uns einen, schon länger als fehlend erscheinenden, Leitfaden. Zuerst wird, in der Betrachtung über den Ursprung der neueren Kunst, die vorwaltende Anschauung, die alles beherrschende Gesinnung der ganzen Epoche, als Ankündigung einer lebenskräftigen Entwickelung, aufs Richtigste bezeichnet. Die Fortschritte und wiederholten Hemmungen der Ausbildung, werden bald in Zeitabtheilungen zusammengefaßt, bald bei der Entwickelung einzelner Meister dargestellt, je nachdem Materialien hierüber vorhanden, da nur das mühsam errungene Sichere gegeben wird, statt der sonst üblichen, gewagten Einbildungen, welche man an abgerissene, historische Brocken zu reihen pflegt. Unter dem Vielen erinnere man sich nur der fabelhaften Vorstellungen, welche man sich von Giotto zu machen beliebte, und wird wahrhaft erfreut werden, dem rüstigen Meister wieder zu Fleisch und Bein verholfen zu sehen.

Die XIV. Abhandlung vergegenwärtigt die Ursachen des leidigen Verfalls der neueren Kunst, sich auf übersichtlichen Rückblick begründend. "Indeß nahm die neuere Kunst, wie man immer das Gegentheil wünschen und behaupten möge, einen ganz anderen Lauf, als die ursprüngliche und älteste. Diese erhob sich über wohlgesicherten Grundlagen, welche bereits die Bedingungen, ich möchte sagen, die Nothwendigkeit ihrer künftigen Entwickelung enthielten. Hingegen entstand die neuere, wenn wir sie rein als Kunst und abgesondert von begeisternden Einwirkungen betrachten, aus einer allmähligen Entwirrung halbdeutlicher Reminiscenzen von den künstlerischen Absichten und Leistungen der classischen Vorwelt. Daher zeigte sie sich auf ihren ersten Stufen nicht, wie im höchsten Alterthume, in großen Massen und einfachen Eintheilungen, denen eben nur noch die Ausbildung ins Einzelne fehlet, sondern zunächst überhäuft und verworren, voll einzelner Anregungen, welche ihre Stelle, ihr rechtes Maaß noch nicht gefunden hatten." Und die Bedingnisse dieses Falles, theils in der bürgerlichen Stellung der Künstler, theils in ihrer Sinnesweise findend. "Der Künstler ist von Haus aus geneigt, mit Entzücken zu sehen und durch sinnliche Anschauung von Formen, deren Verständniß ihm näher liegt, als der Menge, sich höchlich zu begeistern. Hingegen gelangt man auf dem entgegengesetzten Geisteswege gar leicht dahin, die Abstracta: Sinnliches, Materielles, und ähnliche, auf die wirkliche, lebendige Welt zu übertragen und die letzte, gleichsam als die hassenswerthe Stellvertreterin jener negativen, jeglichem Leben entgegengesetzten Begriffe mit Geringschätzung anzusehen. Diese Verblendung hatte den Künstlern von Außen her sich aufgedrängt, ihrer Trägheit und Eitelkeit sich eingeschmeichelt, wie es aus vielfältigen Zeichen erhellt." Der Verf. schließt mit den zu beherzigenden Worten "Der bekannteste Scheinsatz des Federico Zuccaro, 'daß die Kunst der Natur gleichkomme, weil der menschliche Geist in der Kunst auf ähnliche Weise, nach denselben Gesetzen wirke, als die Natur,' hat überall sich eingedrängt, nur zu oft den Künstler mit einer trügerischen Zuversicht erfüllt, obwohl es am Tage liegt, daß die Productionskraft des einzelnen Menschen, wie selbst des ganzen Geschlechtes, weil sie Erkenntniß und Willen voraussetzt, nach ganz anderen Gesetzen sich bewege, als die Natur, deren Erzeugungen nothwendig sind. Endlos verwechselt man ferner die Offenbarung irgend eines Ursprünglichen und Höheren, welches man in Kunstwerken wahrgenommen, oder nur wahrzunehmen geglaubt, mit den Formen, in welchen der Künstler eben dieses Höhere ausdrückt. Glaubt man ehrlich, daß Formen, an welchen wir nur mit Entsetzen selbst die untergeordneten Organe des thierischen Lebens vermissen dürften, wirklich jenen höheren Regionen angehören, denen wir durch Erinnerung, Ahndung und Sehnsucht verknüpft sind? Liegt es nicht näher zur Hand, den Ausdruck jenes Hohen und Gütigen, welchem ein gebildeter und richtiger Sinn in Kunstwerken zu begegnen wünscht, aus der inneren Bedeutsamkeit bestimmter natürlichen Gestaltungen abzuleiten, deren Formen der Künstler entlehnt? Doch wirkte unter so vielen Gemeinplätzen der neueren Kunstlehren keiner so nachtheilig auf die Kunst zurück, als jene anspruchvolle Erklärung ihres Begriffes, nach welcher die Kunst überhaupt nur da vorhanden wäre, wo sie dem Gegenstand nach, ihr Höchstes hervorbringt.

"Wir haben uns im Anbeginn dieser Untersuchungen dahin verständigt, daß die Kunst, wo ihr Begriff in hinreichender Schärfe und Allgemeinheit aufzufassen ist, ganz abgesondert von ihren vielfältigsten Beziehungen und Leistungen, an sich selbst, in ihrer Kraft und Thätigkeit betrachtet werden müsse. Jene Erklärung, welche erweislich nicht primitiv, sondern aus einzelnen theils noch streitigen, kunsthistorischen Erfahrungen abgezogen ist, wird daher schon an sich selbst unstatthaft sein. Unter allen Umständen führte sie in der Anwendung zu vielfältigen Ueberhebungen und Ausgeschrobenheiten, deren nähere Andeutung gehässig sein dürfte; vornehmlich aber zu jener unter den Neueren verbreiteten, heillosen Geringschätzung rein technischer Vorzüge, welche nun einmal, so weit die Kunstgeschichte reicht, häufig eben von untergeordneten Geistern gefördert worden sind, was seinen inneren Grund hat. Seit Lessing, ermüdet man nicht der reinen Geschicklichkeit und den bescheidenen Beziehungen stiller Talente den Frieden aufzukündigen; obwohl man längst durch Erfahrungen sich hätte belehren können, daß jene einseitig hohen Anforderungen an die Kunst, denen es doch bisweilen an Bestimmtheit und Klarheit fehlen möchte, entschieden mitgewirkt haben, auch bei den Künstlern jene Geringschätzung und Nichtachtung der Geschicklichkeiten und Hülfskenntnisse zu verbreiten, welche dem Standpuncte der Letzten ganz unangemessen ist und ihrem unläugbar edlen und hoffnungsvollen Aufstreben merklich entgegenwirkt."

Den Meisten am Zugänglichsten wird jedoch das Buch über Rafael und seine nächsten Zeitgenossen sein. Es überreicht uns den letzten Schlüssel zu den Kunstwünschen des Autors, welcher des befähigsten Meisters Bildungsstufen, und seine Wechselwirkung zu andern Meistern, mit behaglichster Sorgfalt entwickelt, und das so oft besprochene Verhältniß zwischen Rafael und Michelangelo in das klarste Licht stellt. Man sollte meinen, die schwärmerischsten Verehrer Rafael's werden es Hrn. v. R. nicht genug Dank wissen können, ihrer Zuneigung ein so deutliches Bewußtsein verschafft zu haben. Wohingegen diejenigen, welchen der Vasari'sche Nachhall noch immer in den Ohren klingt, daß Rafael's kindlichere Bestrebungen, erst durch die Vorbilder Michelangelo's zu der Gewaltigkeit gefördert seien, welche das endliche Princip aller Kunstbestrebung sein müsse; ungern in die Rafaelen lange nicht vergönnte Gerechtigkeit einstimmen werden, daß seine Objectivität die Absichten des Michelangelo mit umfassend, eine reichere Wirksamkeit gestattet.

Mag nun überall bei bedeutenderen Erscheinungen zuerst nur Partielles davon aufgefaßt werden, so dürfte vorzüglich der Weg, den das besprochene Werk in das Geistergebiet unserer Cultur machen wird, etwa einem schwer belasteten Dreimaster vergleichlich erscheinen, der im beengteren Flußgebiet, bei lauem Winde, langsam unter Segel geht, und treiben auch lebhafter die kleineren Schiffe neben herum, erfüllt ist man doch von der Ueberzeugung, mächtige Stürme, und darunter bleibende Passatwinde, werden es einst in volle Teist setzen, um seine Schätze einem andern Ufer zuzuführen. —

E.

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt vom Herausgeber der Seherin von Prevorst. Erste Sammlung. Karlsruhe, 1831. Braun.

Es scheint nicht ganz leicht zu sein, bei den neueidings angeregten Untersuchungen über die Geisterwelt den Standpunct zu finden, der allein dem unbefangenen Wahrheitsfreund zukömmt; noch schwieriger, ihn mit Consequenz festzuhalten. Vornehmes Absprechen, rücksichtsloser Spott, und die oberflächliche Rüge geringfügiger Dinge, sind hier so verführerisch und bequem als das blinde Nachsprechen der leichtgläubigen Wundersucht. Wenn es der Kritik immer gelungen wäre, von diesen Versuchungen sich fern zu halten, so würde schwerlich der Herausgeber auf den Gedanken verfallen sein, als Symbol für sein Büchlein die Dornenkrone auf den Umschlag setzen zu lassen. Auch so wissen wir es nur zu bedauern, daß er sich dazu berechtigt glaubt. Das poetische Vorwort entläßt die Blätter mit dem Zuruf: —

"Suche nicht der Menge Gunst und Lohn!
Suche nicht zu ruh'n im weichen Frieden!
Laßt willig Euch die Galle bieten,
An Lorbeers Statt die Dornenkron."

Wir wollen den Herausgeber nicht fragen, ob ihn nicht selbst, beim Wiederlesen, das Profane der Anspielung stört. Aber das Publicum möchten wir fragen, ob ihm diese Schaustellung der Anspruchslosigkeit wohl zusagen kann? Es mag sein, daß es der Seherin nicht besser ergangen ist, als jenem, wie wir uns nicht bergen können, erhabneren Seher, der in begeisterten Worten, freilich in anderem Sinn, das "innere Schauen" sang, und zugleich klagte, sein Werk sei

.. "fall'n on evil days, and evil tongues." *)

Der Herausgeber der Seherin mag noch weiteren Grund zur Klage haben: er mag von unverständigen und muthwilligen Recensenten schlecht behandelt worden sein. Aber begründet das einen Anspruch auf die Märtyrerkrone? Wenn Männer von ernstem Wahrheitseifer zu verstehen geben, daß sie die Märtyrerkrone sich gefallen lassen wollen, so wird das Publicum, auch wenn es jedes Wort der Seherin für Wahrheit annähme, doch bedauern, daß sie nicht für eine würdigere Sache das Märtyrerthum gesucht, als für die, im besten Fall noch apokryphischen, Geister von Prevorst.

Es scheint ausgemacht und anerkannt zu sein, daß Männer von gleichem Scharfsinn und von gleicher Wahrheitsliebe auf ganz entgegengesetzte Resultate gelangen können. Soll man darum auf die Hoffnung verzichten, über gewisse Grundsätze sich zu verständigen, durch welche der Streit zwar nicht geschlichtet, aber doch vieles unnütze Hin- und Herreden abgeschnitten werden könnte? Solche Grundsätze in ihrem ganzen Umfang und mit aller Präcision auszusprechen, muß geübteren Richtern vorbehalten bleiben. Wir bescheiden uns, einige fragmentarische Winke zusammenzustellen, die bei'm Durchlesen der Seherin und der Blätter von Prevorst sich von selbst darbieten.

*) Milton. (P. L. VII. 25.)

Vorerst wird man den Verfechtern des Geisterreichs zugeben müssen, daß die Frage lediglich durch die Erfahrung zu entscheiden ist, daß jede Theorie der Erfahrung nachstehen muß. Kein unwillkommener Anlaß für diejenigen, welche längst die Erfahrung in ihre Rechte wieder eingesetzt zu sehen wünschten. Ob unsere Theorien durch die Schranken unseres Wissens lückenhaft, ob sie durch die Unvollkommenheit unserer geistigen Vermögen unbefriedigend sind, gilt hier gleich: die Erfahrung mag sie ergänzen, berichtigen, umstoßen, wenn es Noth thut. Gestehen wir es offen: es ist philosophischer, zu glauben was die Erfahrung lehrt, als zu verwerfen, was wir nicht begreifen. Wenn darum in dem Buch von der Seherin Einer etwas Wissenswerthes und Nützliches, wenn auch Unbegreifliches, angetroffen zu haben glaubt, so mag er immerhin wiederholen, was Einer der Alten von den Opferzeichen und anderen, wie man vermeinte, göttlichen Vorbedeutungen äußert: — "Ich vermag den Grund dieser Erscheinungen nicht aufzufinden. So mag er denn im Dunkel der Natur verborgen sein. Denn der Gott hat nicht gewollt, daß ich jenen Grund einsehen, sondern daß ich dieser Winke mich bedienen soll." *)

Dieses zugegeben, wird man um so strengere Anforderungen an die Kritik stellen, durch welche der wirkliche Bestand der Erfahrung ausgemittelt und begründet werden soll. Und wenn Einer geradezu erklären sollte, daß ihm kein anderes Zeugniß genügen kann, als das seiner eignen Sinne, so wird selbst dagegen nichts Erhebliches einzuwenden sein, zumal so lange die Vertheidiger der Geisterwelt es nicht für nöthig erachten, alles Verdächtige, und was der, wenn auch nicht sehr philosophischen Satyre eine zu weite, unvertheidigte Fläche darbietet, von ihren Erzählungen strenge auszuscheiden. In dieser Beziehung scheint der Herausgeber noch immer nicht zu dem Entschluß gelangt zu sein, sich nur solcher Zeugnisse zu bedienen, die keine gar zu auffallenden Blößen geben.

Er theilt in dem vorliegenden Heft, unter andern eine Geistergeschichte mit, die sich anfangs vor vielen andern zu ihrem Vortheil auszuzeichnen scheint. Eine rechtschaffene, aber bedrängte alte Frau wird öfters durch die Erscheinung eines Schutzgeistes, in der Gestalt eines jungen Mädchens, getröstet. Wenn man einmal das Dasein von Mittelgeistern annehmen will, so können sie nicht leicht auf harmlosere Weise beschäftigt werden. Der Geist sang geistliche Lieder, sagte der Frau Bibelsprüche vor, legte ihr einen Abschnitt aus Starke's Handbuch aus. Die Erzählung enthält nichts an und für sich Widersinniges, nichts Unwürdiges. Aber fragen wir nach dem Grad der Unbefangenheit, der bei der Frau Statt gefunden, und nach welchem die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses beurtheilt werden kann, so theilt der Herausgeber folgende erbauliche Geschichte mit, die die Frau erzählte, als man "immer tiefer in sie drang, immer genauer sie ausforschte:"

*) Cicero: de Divinat. I. 18. 35.

"In ihrer frühen Jugend habe sie einmal in der Schule den Wunsch gehabt, auch einmal mit rother Dinte schreiben zu können. Nicht wissend, wie sie sich dieselbe verschaffen sollte, habe sie sich in den Finger geschnitten und mit ihrem Blut ihren Namen auf ein Blättchen Papier geschrieben; sei jedoch damals schon darüber erschrocken, habe sogleich zu schreiben aufgehört, das Stückchen Papier aber nicht weiter beachtet. Erst in ihrem späteren Alter habe sie in einem alten Buche gelesen: Wenn der mit eigenem Blute geschriebene Name eines Menschen dem Teufel in die Hände falle, so seie dessen Seele in seiner Gewalt. Wie mit Centnergewicht sei ihr der Gedanke auf's Herz gefallen, auch sie habe dieß ja einst gethan; und seitdem habe sie eine so peinliche Todesangst in sich getragen, daß sie sich des heiligen Abendmahls für unwürdig gehalten; ihre Seele ohne Rettung verloren geglaubt, so daß sie nie den Muth gehabt, ihr Anliegen Jemand zu entdecken und daß ihre Unruhe den höchsten Gipfel erreicht habe, bis sie durch diese Erscheinung sei getröstet und erleichtert worden."

Es gehört vielleicht ein gewisses Maaß von Glauben dazu, um sich mit dem Gedanken einer Geistererscheinung auszusöhnen. Aber nicht minder starken Glauben erfordert es, anzunehmen, daß ein ernster Mann, in ernster Absicht, dem Publicum eine Aussage der so tief in abergläubischen Vorstellungen befangenen armen Frau als ein unverdächtiges Zeugniß vorhält. Ein solches Glaubenswunder vermag nur der Charakter des Herausgebers zu wirken, dessen Redlichkeit noch von keiner Seite angefochten worden.

Wir werden unsre Bemerkungen über die Geister von Prevorst in der nächsten Nummer fortsetzen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hosstrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

72. Hamburg. Montag, den 14. November. **1831.**

Inhalt.

Briefe aus Paris 1830 — 1831 von Ludwig Börne. Zwei Theile. Hamburg, 1832. Hoffmann u. Campe. 319 u. 316 S. 8. *)

Wenn der Verf. zum erstenmal aufträte, so würden wir sagen: es ist eine Schande, daß ein so entschiedenes Talent zu solcher Buchmacherei sich hergeben mag. Der stechende und beißende Witz einzelner Stellen ist in ein enormes Convolut von Fadaisen und Niaiserien eingewickelt. Was das politische Raisonnement in diesen Bänden betrifft, so würden wir unbedenklich darauf anwenden, was der Verf. von den Göttinger Doctoren sagt, die sich nach Straßburg gerettet und von dort aus Proclamationen erlassen haben: "So renommistisch-philiströs, so rauh und holpricht! Es dauert Einen herzlich. Sie lachen und spotten wie Sclaven, die glücklich der Zuchtpeitsche entlaufen sind. 'In Nürnberg henkt man Keinen, bis man ihn hat' — sagen sie unter Andern. Wenn der Blitz, der Andre traf, unschädlich zu unsern Füßen niederschlug, dann mögen wie Gott danken, aber nicht den Blitz verhöhnen. Diese jungen Deutschen sind die Luft der Freiheit nicht gewohnt; sie haben schnell getrunken und sie ist ihnen in den Kopf gestiegen. Wie ganz anders hätten junge Franzosen in solchen Fällen gesprochen."

Aber ein so schonendes Urtheil würde hier nicht an seiner Stelle sein. Börne ist ein Mann, von dem man Besonnenheit, Erfahrung und einige Gewissenhaftigkeit erwarten kann. Darum finden wir die Leichtfertigkeit seines politischen Geschwätzes unverzeihlich, und die Frechheit strafbar, mit der er in einer Zeit der Aufregung die Flamme zu schüren sich bemüht. Er hat sich durch dieses Buch gebrandmarkt. Es ist die Pflicht der Freunde gesetzlicher Freiheit, ein so heilloses Treiben mit Namen zu nennen; es ist die Sache der öffentlichen Meinung, es mit Verachtung zu bestrafen.

Der große Held, der nach Paris läuft, um von dort, aus sicherer Ferne, seinen Landsleuten den Sansculottismus zu predigen! Oder ist's etwa nicht Sansculottismus, was aus den bis zum Eckel wiederholten Tiraden dieser beiden Bände spricht?

"Die Freiheit, die man von Herren geschenkt bekömmt, war nie Etwas werth; man muß sie stehlen oder rauben." Vom Weg des Vertrags hat der Verf. nie Etwas gehört. "Die Freiheit wurde von einem Fürsten nie geschenkt noch verkauft; ein Volk, das sie haben will, muß sie rauben. Dem Geduldigen giebt man Nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen Alles." Was eine Revolution zu bedeuten hat, lernen wir aus Folgendem: "Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe selbst nie deutlich eingesehen, worüber sie zu klagen hatten — aber es ist Jeder Herr in seinem Hause, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch bloß wegen der Form seiner Nase, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach." — "Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, sie haben ihn fortgejagt, und seine Leute geprügelt — ist das nicht schön, und ein gutes Beispiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das ist billig." Die Effronterie gegen die Völker ist nicht geringer als die gegen die Fürsten. Was aus Belgien wird, gilt gleich; das Beispiel ist die Hauptsache. "Nur das Eine wird verlangt, daß es sich zu keiner Republik mache. Die meisten, wenigstens die einflußreichsten Belgier, sollen freilich für die republicanische Regierungsform gestimmt sein; sie werden aber nachgeben müssen. Ich wollte, sie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien, noch einem andern Lande unsers europäischen Welttheils zuträglich; doch wäre das an deutscher Gränze von großem Vortheile; es würde unsern Absolutismus etwas geschmeidiger machen. Die Furcht ist die beste Gouvernante der Fürsten, die einzige, der sie gehorchen."

Die Idee, irgend ein Recht auf gesetzlichem Wege zu erlangen, wird bei jeder Gelegenheit verhöhnt. So Welkers Petition: "Die Herren von der deutschen Bundesversammlung werden den ehrerbietigen Professor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit schriebe, würde ich anfangen: 'die Preßfreiheit, oder der Teufel holt Euch Alle mit einander, Volk, Fürsten und deutsches Land!' Ich meine, das müsse einen ganz andern Effect machen." Natürlich, die Kühnheit des Verfassers, der in Paris "auf einem Sopha von blauer Seide sitzt, unter den Füßen eine Decke von Pelz," diese erstaunliche Kühnheit muß imponiren. "Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für sie schreibe. Mit guten Worten richtet man Nichts aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen sind jetzt so schreckhaft, daß man Alles von ihnen erlangen kann, wenn man nur selbst nicht zaghaft ist." Dieser Gedanke überkömmt ihn manchmal, aber nur ausnahmsweise. "Die Zeit wird bald auch für Deutschland kommen, wo die bürgerlichen Verfassungen Verbesserungen erfahren werden, und das nicht bloß durch Revolution, sondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können." Man darf diese Aeußerungen nicht verschweigen; sie sind wenigstens Etwas besser als der Rest; und sie werden nur gar zu schnell durch sinnloses Schimpfen neutralisirt. So viele desappointirte Liberale auch noch ihren Unmuth in's Ausland getragen haben, Keiner hat den Verf. noch im Schimpfen auf sein Vaterland überboten. Nur zwei kleine Proben davon. "Die Spanier, Italiäner, Russen und Andre sind Sclaven; die Völker deutscher Zunge sind Bediente. Aber Sclaverei macht unglücklich, entwürdigt nicht; doch Dienstbarkeit erniedrigt. Lieber einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen sogenannten milden und gerechten deutschen Fürsten." — "Ich zweifle nicht, daß die Narren sich zum zweitenmale werden zum Besten halten lassen. Aber wenn es geschieht, dann wird kein Engel im Himmel so weich, nachsichtig oder mitleidig sein, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel, und Gott selbst wird lachen, und wird in der besten Laune

*) Als wir diesen Artikel zu schreiben anfingen, waren wir von dem Gefühl geleitet, daß es vor Allen den Freunden der freien Presse als Pflicht obliegt, den schamlosen Mißbrauch, der von einer erschlichenen Censurfreiheit gemacht wird, nach Gebühr zu züchtigen. Wir vernehmen seitdem als Gerücht, der Verkauf des Buchs sei untersagt worden. Wir sind keine Freunde von Bücherverboten, ohne vorgängige Untersuchung, und ohne gerichtliche Vertheidigung des Angeklagten. Wir hoffen, diese Verhältnisse durch ein Gesetz festgestellt zu sehen. Aber so lange den Behörden ein solches Recht verfassungsmäßig zusteht, werden wir den Ausdruck unsrer Ueberzeugung, so wenig diese bedeuten mag, nicht zurückhalten, daß die Behörden wohlgethan haben, wenn sie sich ihres Rechtes gegen ein so heilloses Buch bedienten.

französisch zu sprechen anfangen und sagen: 'quelle grosse bête que ce peuple allemand!' und wird in die Oper gehen und sich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürsten ihre Erretter zum zweitenmale nach America verbannen, oder in Köpenik und Magdeburg einsperren." Also die Demagogen waren die Erretter. Damit hängt das Folgende zusammen. "Haben Sie Etwas davon gelesen oder gehört, daß Hr. v. Rotteck, badischer Professor in Freiburg, und Mitglied der Ständeversammlung, arretirt worden sei, als in der hannöverischen Revolution verwickelt? Das wäre sehr merkwürdig. Zwar hat sich Rotteck immer als liberaler Schriftsteller und Deputirter gezeigt; indessen hat er die den deutschen Gelehrten eigne Mäßigung nie überschritten. Hat er sich aber wirklich in eine Verschwörung eingelassen, so würde das beweisen, daß es bei uns Leute giebt, die leise sprechen, aber im Stillen kräftig handeln, und dann ließe sich Etwas hoffen." Der Verf. selbst protestirt hautement, daß er sich in keinen geheimen Bund einlassen werde. Das wird seinem vorsichtigen Muth zuzuschreiben sein, vielleicht auch seiner "älter werdenden Ansicht;" denn man sieht, daß er dergleichen bei Andern nicht mißbilligt. Wenn es noch Demagogen geben sollte, (wir hoffen aber und glauben, daß diese Thorheit vorüber ist), so möchte man wohl fragen, ob sie denn dem Verf. Eröffnungen gemacht haben? Sonst möchte man an die niedliche Antwort des Milchmädchens erinnern:

"Then I can't marry you, pretty maid!" —
Nobody ask'd you, Sir, she said,
Sir, she said, Sir, she said,
Nobody ask'd you, Sir, she said.

Es ist aber doch der Mühe werth, sich mit den Mitteln bekannt zu machen, die diesen Herren gut genug sind. "Die Nachricht, die Sie mir gestern gegeben, daß das englische Ministerium selbst die Revolution in Hannover angestiftet, habe ich auf der Stelle nebst einigen Bemerkungen in die Zeitungen setzen lassen, und sie steht gestern im Messager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hintereinander hetzen."

Was den Verf. mit Deutschland einigermaaßen wieder aussöhnt, ist die Nachricht, daß es da oder dort Spectakel gegeben. "Hätte ich mich also doch geirrt, wie mir schon Manche vorgeworfen? Wäre Deutschland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten sie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harnisch getragen? O wie gern, wie gern! Scheltet mich wie einen Schulbuben, gebet mir die Ruthe, stellt mich hinter den Ofen — gern will ich die schlimmste Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt!" — "Ich fange an einzusehen, daß ich die deutschen Verhältnisse falsch beurtheilt. Ich habe den entgegengesetzten Fehler der Minister, ich kümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Personen. Mehrere unterrichtete Deutsche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutschland Alles zu einer Revolution reif sei. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wissen; aber es werde losbrechen, und das bald." Zugleich läßt er uns einen Blick in das Treiben einiger verlaufenen Subjecte zu Paris thun, mit Denen aber, wie er launig genug darstellt, Nicht eben viel aufzustellen ist. "Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutscher Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es ist aber mit den jungen Leuten gar Nichts anzufangen. Sie wissen weder was sie wollen, noch was sie können. Gestern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbart und einer sehr kecken und geistreichen Physiognomie. Dieser war von *** wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Constant, Quiroga und andere Revolutionshäupter besucht und um Rath gefragt, gerade als hätten diese Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutschen eingeben könnte." Mit kindischer Freude nimmt der Verf. jede Kunde von neuem Skandal in Deutschland auf. — "So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir diese freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefsteak holen lassen. Habe ich sie endlich einmal, die Fürsten Reuß, Greiz, Schleiz, und wie sie sonst heißen! Ist der Tag der Rache endlich erschienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben sie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin sein, um daraus klug zu werden." Nur daran nimmt der Verf. Aergerniß, daß man in Hamburg die Juden aus den Pavillons gejagt. Aber sein sansculottischer Witz übertrifft sich selbst in den folgenden Phrasen, die man mit einem Gran Salz zu nehmen, aber pour la rareté du fait doch zu beachten hat: — "Vorwärts, Kinder! die Göttinger Bibliothek verbrennen! Es ist ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutschen weiser machen! Es lebe die Freiheit!"

Alles, was der gesetzlichen Ordnung, dem verbürgten Eigenthum, zum Schutz gegen rohe und räuberische Massen dienen kann, ist diesem Schriftsteller ein Gräuel: auch die Bürgergarden, durch welche allein im vorigen Jahr dem Vaterland beschämende und abscheuliche Scenen der Pöbelwuth erspart worden sind. "Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der hiesigen Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutschland, in Oesterreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit; die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen, daß die Uniform eine Art von Gefängniß ist, die Disciplin eine Kette an den Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß wenn man Schildwache steht, man am meisten selbst bewacht wird — den sogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt, die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müssiggang nicht alle Nerven ausgesogen, und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib für sie zu kämpfen — sich wie ein todter Ofenschirm vor der Gluth des Volkes zu stellen, damit die Großen hinter uns nicht schwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch weiß machen zu lassen, das geschehe für die Freiheit — sich so foppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu sein — es ist unglaublich!"

Diese Sympathie für den Pöbel trägt der Verf. auch anderwärts zur Schau. Das eben ist charakteristisch für ihn, daß er nicht einsieht, oder einsehen will, warum den Leuten, die Etwas zu verlieren haben, an der Erhaltung der Ordnung gelegen ist, und warum die Leute, die Nichts zu verlieren haben, aller Orten am ehesten bei der Hand sind, um Spectakel zu machen, und, wie sie es noch vor acht Tagen in Bristol gethan haben, zu sengen und zu brennen. Allen schlechten Subjecten, die sich mit der Policei brouillirt haben, allen Herumtreibern und Müssiggängern, wird seine politische Doctrin willkommen sein; denn in ihrer Consequenz verhält sie sich zum System der constitutionellen Reform gerade wie das Treiben der besoffenen Mordbrenner von Bristol zu den Bemühungen des englischen, des populärsten Ministeriums in der Welt. Die Parallele ließe sich in's Einzelne fortsetzen. Der Verf. sagt: — "Hat sich bei uns denn eine Stimme aus den höheren Classen für die Freiheit erhoben? Man überläßt Alles dem Pöbel. Ob sie in Braunschweig einen Wilhelm oder einen Karl zum Fürsten haben, das ist Alles eins." Das Beispiel ist so schlecht als möglich gewählt. Die Braunschweiger Revolution ward nicht durch den Pöbel vollendet, so wenig als die Pariser. Wohl aber hätte unabsehbares Unglück erfolgen können, wären nicht die besseren Classen, d. h. die Leute,

die Etwas besitzen oder Etwas zu erwerben im Stande sind, hinzugetreten. Das Bath Journal vom 1. d. M. enthält einige Bemerkungen über die Scenen in Bristol. "Wie erniedrigend für England ist das Benehmen der Bristoler im Vergleich mit dem der Pariser. Die Letztern vereinten Eifer, Enthusiasmus, mit Festigkeit, Vernunft, Besonnenheit — die Erstern gehen ohne Ueberlegung zu Werk, ohne Rücksicht auf etwas Andres als Plünderung, und das äußerste Unheil, das sie anzurichten im Stande sind. In Paris ward nichts zerstört, was verschont bleiben konnte; in Bristol ward aller Wein, den man nicht verschlingen konnte, weggegossen, und das Gebäude in Brand gesteckt, ohne Rücksicht auf die Gefahr der ganzen Stadt." Dazu bemerkt der Morning Chronicle vom 2. d. M. sehr richtig: "Die Vergleichung ist nicht mit Billigkeit durchzuführen. In Paris war ein großer, nationaler Zweck, der alle Classen von Bürgern beseelte, und Alle nahmen mehr oder weniger Antheil an dem großen Werk. Die Schlacht ward nicht durch den bloßen Pöbel geschlagen; sondern durch honnete Handwerker und Arbeiter, die außer Beschäftigung waren, und um einen Sieg kämpften, der ihrem Vaterland die Freiheit, und ihren Familien die Mittel des Lebensunterhalts geben sollte. Aber in Bristol war für die Gewaltthätigkeiten kein Grund, den ein einziger honneter Mann gutheißen konnte. Die Unruhen waren von dem Pöbel allein begonnen, der sich in allen großen Städten findet. . . . . . . Es ist daher unbillig, eine Vergleichung anzustellen zwischen einer ehrenhaften Stadtbevölkerung, die ein großes und erhebendes Werk beginnt, das zu seiner Vollendung vereinten Scharfsinn, Muth und Geistesgegenwart erfordert, und zwischen dem zufälligen Ausbruch eines verächtlichen Pöbelauflaufs, der plötzlich durch das ungeschickte Benehmen der Behörden zu einer Wichtigkeit gesteigert wurde, an die anfangs Niemand gedacht hatte." Laßt den allzeit fertigen Advocaten der Pöbelwuth die Artikel der englischen Blätter studiren, um sich darüber zu belehren, was die Freisinnigsten von dem Gegenstand seiner Verehrung, der aufgereizten Rohheit der Gemeinsten im Volk, denken. Er wird finden, wie man dort über die Organisation von Bürgergarden denkt, wie man darin das einzige Mittel sieht, den von der Aristokratenpartei stets zu ihren Absichten leicht benutzten Pöbel im Zaum zu halten. Laßt ihn die Times vom 1. d. M. hören: — "Die Tories fürchten den Pöbel nicht; der Pöbel ist ihr natürlicher Allürter. Seine Vorurtheile, genährt durch die barbarische Unwissenheit, in welcher die Tory-Politik seit Jahrhunderten die untern Classen zu erhalten bemüht war — solche Vorurtheile, durch solche Thorheit gepflegt, sind immer zu einem pfiffigen Plan zu gebrauchen. Ein Pöbelauflauf vom rechten alten Tory-Kirchen- und König-Calibre, kann zu jeder Zeit leicht so gehetzt werden, daß er das Leben, die Wohnungen, das Eigenthum von Männern zerstört, die der gewaltigen Faction im Wege stehen. So sah Dr. Priestley, der wohlwollende, erleuchtete Philosoph, in dem kein Falsch war, seine friedliche Behausung gestürmt, sich selbst aus seinem Vaterland, auf welches die Schmach zurückfiel, verbannt. Der Pöbel läßt mit leichter Mühe sich zu jedem tollen Unfug anreizen, der nachher als Zeugniß für die Nothwendigkeit geschärfter Policeimaaßregeln angeführt wird. Ward es nicht von dem fürsichtigen Lord Liverpool selbst eingestanden, daß keine Regierung ohne die Hülfe von Spionen bestehen könne, und das zu einer Zeit, als die Beweise vorlagen, daß die Spionen des edeln Lords beschäftigt gewesen, den Pöbel zu Unruhen zu verleiten? Was die Tories wirklich fürchten, ist das organisirte Zusammenwirken des Volks, im Gegensatz zum Pöbel." Glücklich, daß in seiner ganzen Schroffheit dieses Bild auf deutsche Verhältnisse nicht anzuwenden ist! Aber in seinen Grundzügen ist Etwas, das, mit wenigen Modificationen, in jedem Lande sich wiederholt.

Der Advocat des Sengens und Brennens legt auch anderwärts an den Tag, weß Geistes Kind er selbst, und was der Gegenstand seiner, wie es scheint, desappointirten Wünsche ist. Wie er die französischen Literatoren beneidet! Er spricht von Thiers: "Er ist kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit als wir in Paris waren mit seinem Landsmann Mignet hieher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutscher meiner Bekannten nahm sich der jungen Leute an, und wies sie zurecht, und nun ist der Eine Staatsrath, der Andre Minister! Was man hier sein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es ist gerade so, als wäre der Heine Minister geworden oder der Menzel oder ich. Und was sind wir?" *) — "Ein armer deutscher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er siehet, wie es den französischen Schriftstellern so gut geht. Außer dem vielen Gelde, das sie durch ihre Werke verdienen, werden sie noch obendrein von der Regierung angestellt." Auch andres ist ihm mißglückt. Er hat mit einigen deutschen Zeitungsredacteuren Verbindungen angeknüpft. "Es ist aber Nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr, bei den armseligen Verhältnissen, in welchen sich die meisten deutschen Blätter befinden. Die Hamburger Zeitung, welche, da sie einen bedeutenden Absatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf Thatsachen beschränken und dürfe nicht raisonniren." Welche Hamburger Zeitung nun auch gemeint sein mag, so gereicht es dem Urtheil des Redacteurs zu großer Ehre, daß er sich alles Raisonnement eines solchen Correspondenten im Voraus verbeten hat.

Dieser Geselle erfrecht sich, von Goethe drucken zu lassen, wie folgt: "Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit; man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man Einen seines Gleichen findet. Thöricht ist es, daß man immer sagt, Schiller und Goethe, wie Voltaire und Rousseau. Um so viel Rousseau mehr ist als Schiller, um so viel ist Goethe schlechter als Voltaire." Und später: "Es ist entsetzlich mit Goethes Sohn. Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schicksal sein, das diesen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos, und jetzt ist er wahrscheinlich todt. Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden." Von Niebuhr: "Schon vor einigen Monaten erzählte mir ein Bekannter hier, der entweder selbst mit Niebuhr, oder doch mit dessen vertrauten Freunden in Verbindung stehet: dieser gelehrte Mann wäre seit der französischen Revolution in brütenden Gram versunken und ganz aus dem Häuschen. Aber eine Seele, die in einem Häuschen wohnte, die konnte nicht sehr groß sein."

Wo möglich noch charakteristischer als sein Schimpfen ist sein Lob. Ihm ist Heine der "wahre Dichter," und ein "gründlicher Geschichtforscher." *)

Wenn dieser Börne, oder wie er sonst heißen mochte, **) auf guten Rath hören will, so wird

---

*) Wir hoffen, daß Menzel, der sich über die Nachträge zu den Reisebildern auf männliche Weise ausgesprochen hat, auch, wie es einem ehrlichen Mann ziemt, alle Gemeinschaft mit diesen Leuten desavouiren wird.

*) Eine ebenso unverschämte als possirliche Lüge wird vom Verf. über Heine wiederholt. "Gestern las ich zu meinem Erstaunen in der Allg. Zeitung: der geniale Schriftsteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Professur der Geschichte auf einer preussischen Universität erhalten, bleibe in Hamburg, wo man ihm das erste erledigte Syndicat zugedacht. Heine Syndicus? Was sagen Sie dazu? Heine Professor? Aber es ist gar nicht unmöglich. In dieser gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder in eine Professur zu sperren. Aber ein Narr, wer sich fangen läßt."

**) Was wir nicht umhin konnten zu erwähnen, kann keinem ehrenwerthen Israeliten wehe thun; denn ein Solcher würde sich seiner Herkunft nicht schämen, würde keine andre Vorfahren usurpiren, am wenig-

er bleiben wo er ist, wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutsche Regierung von seinen politischen Lästerungen weitere Notiz nehmen würde, wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Versuch machen, sich in gute Gesellschaft einzudrängen. Er wird aus jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf beschimpfende, und wenn es Noth thut, denn dieses Geschlecht ist zudringlich, auf physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden muß: eine andere verstehen sie nicht.

sten, um sie, wie dieser Auswürfling thut, im Grabe zu beschimpfen. Aber es ist der Hauptwitz dieser jüdisch-deutschen Schöngeister, "minxisse in patrios cineres."

Blätter aus Prevorst. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens, mitgetheilt vom Herausgeber der Seherin von Prevorst. Erste Sammlung. Karlsruhe, 1831. Braun.

(Zweiter Artikel.)

In einem andern Fall, wo die sämmtlichen Zeugen wirklich für unverdächtig gelten mögen, und wo das gleichzeitige Sehen von drei Individuen (die sich übrigens über die Erscheinung unterhalten, und von welchen die beiden Erwachsenen sich so sehr fürchten, daß sie es nicht wagen, aus dem Bett zu steigen) doch Etwas zu beweisen scheinen mag — in diesem Fall zieht der Herausgeber Schlüsse, deren seltsame Sorglosigkeit nicht weniger überraschend ist, als die bereitwillige Annahme verdächtiger Zeugen in andern Fällen. Die Erscheinung knüpft sich an ein Ereigniß, das in Kinderstuben sehr leicht denkbar ist, von welchem man aber doch insgemein das große Publicum nicht zu unterhalten pflegt. Die Frau Bauinspector Dillenius zu Calw, ihre Schwägerin, und ihr kleiner sechsjähriger Knabe, sehen, da bei einer solchen Gelegenheit ihre Ruhe gestört worden, eine Frauengestalt in der Größe der Frau Bauinspector bei nächtlicher Weile durch das Zimmer schreiten. "Die Gestalt war, was mir im Augenblick auffiel, mit einem, dem meinigen erst kürzlich erkauften ähnlichen schwarzen Kleide angethan; das meinige hing übrigens im Kasten außerhalb beider Zimmer." Der erste und natürlichste Schluß, den man aus dieser Notiz ziehen würde, ist ohne Zweifel dieser, daß die Gestalt nicht das Kleid der Dame getragen, sondern ein andres schwarzes Kleid. In Calw und Prevorst aber zieht man noch ganz andere Schlüsse. "Dem Volksglauben gemäß, erwartete ich nach diesem Vorfall meinen Tod, da ich ohne dieß noch nicht gar lange Wöchnerin war. Bald darauf aber traf meinen Mann das Unglück, daß er bei einem Brande in Wildberg vom Dach stürzte, worauf er lange sehr bedenklich krank war." In Prevorst aber schließt man, wie folgt: "Wenn gleich der gefährliche Sturz vom Dache nicht den Tod des Mannes nach sich zog, so wär es doch eine Vorahnung des die Familie betreffenden Unglücks." Man sieht, Etwas mußte die Erscheinung bedeuten, sie mag wollen oder nicht. Es wäre ein evidenter Triumph für die Wissenschaft, wenn die Dame, die sich selbst, d. h., die ein dem ihrigen ähnliches schwarzes Kleid gesehen, sofort gestorben wäre; nachdem der Herr Bauinspector vom Dach gefallen, so hätte man sich damit zufrieden gegeben, wenn er wenigstens gestorben wäre; da aber weder Herr Bauinspector, noch Frau Bauinspector gestorben, sondern da beide, wie man hoffen darf, sich in erwünschtem Wohlsein befinden, so war die Erscheinung "eine Vorahnung des die Familie betreffenden Unglücks." Ferner heißt es: "man möchte fast glauben, daß diese Geschichte ohne Dazwischenkunft eines Schutzgeistes nur schwer zu begreifen ist." Ein schöner Schutzgeist, der die Familie zuerst mit der Erwartung eines größeren Unglücks ängstet, als sich wirklich zutragen soll! Ein großmüthiger Schutzgeist, in der That, der die Wirklichkeit, die noch immer schlimm genug war, voraus ahnen läßt, doch so, daß es unmöglich ist, zu errathen was er meint, und wenn man es erriethe, sich dagegen zu schützen! "Was wollen denn die unsterblichen Götter, wenn sie einmal andeuten, was wir ohne Dollmetscher nicht verstehen, und sodann, was wir nicht verhüten können? Das thun nicht einmal wohlgesinnte Menschen, daß sie den Freunden eine große Calamität vorher verkünden, wenn sie von diesen auf keine Weise vermieden werden kann; und auch die Aerzte, so oft sie es voraussehen, sagen den Kranken doch nicht voraus, daß sie an dieser Krankheit sterben werden. Das Voraussagen eines Uebels ist nur dann zu billigen, wenn man eine Warnung beifügen kann, die dem Uebel ausweichen lehrt." *)

Aber wie, wenn nun ein armer Teufel von Schutzgeist nicht anders kann? Wollen wir, mit unsrer menschlichen Kurzsichtigkeit, die unendlich weise Natureinrichtung meistern, nach welcher es dem Schutzgeist auferlegt ist, in einem schwarzen Gewand harmlose Leute zu ängsten? Sollen wir nicht vielmehr in Demuth anerkennen, daß die Schutzgeister da sind, wir wissen nur nicht, wozu noch warum?

*) Cicero: de Divinat. II. 25. (54.) Diese kleine Schrift ist so erschöpfend, daß wir uns nicht erinnern, in den neuesten Controversen einen wesentlichen Gesichtspunct bemerkt zu haben, der nicht dort schon zur Sprache gebracht wäre.

Darauf reducirt sich im Wesentlichen die Schutzrede des Herausgebers für die Geister der Seherin, die man sich unterfangen hat, albern, läppisch und unwürdig zu finden. Hören wir den Herausgeber: —

"Nehmen wir einmal den Fall an, es wäre möglich, daß jene Geschöpfe auf unserer Erde, die eine Uebergangsstufe bilden und die sich gleichsam auch in einem Mittelzustande befinden, z. E. Phoken, Fledermäuse, Megatherien, so beschaffen wären, daß sie nur von wenigen Menschen mit gewisser Nervenbeschaffenheit gesehen und entdeckt werden könnten, von den andern nicht, würden letztere über die Beschreiber und Behaupter solcher Geschöpfe nicht auch wie die Recensenten über die Seherin von Prevorst herfallen und schreien: 'ein Geschöpf, das halb Maus halb Vogel, ein Geschöpf, das halb Kalb halb Fisch sein soll, wäre des Schöpfers unwürdig, der nirgends in der Natur unbehülfliche, verstümmelte Halbheiten hervorbringt, solche Erscheinungen sind Geburten kranker Phantasie, und wären sie wirklich vorhanden, was aber zu glauben, die höchste Albernheit ist, so würden wir an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln??"

Wir unterschreiben jedes Wort der vorstehenden Sätze. Es ist wahr, nicht uns kömmt es zu, den Naturplan abläugnen zu wollen, wo wir ihn nicht zu erklären, nicht vor unsern Einsichten zu rechtfertigen vermögen. Wir wollen ferner, der Schlußfolge wegen, einen Augenblick annehmen, das Dasein jener Geister sei wirklich erfahrungsmäßig dargethan: die Zeugnisse seien überzeugend, die Thatsachen unzweifelhaft. Was dann?

Sie sollen existiren, diese so läppischen, diese so albernen Geister: sind wir darum verpflichtet, zu glauben, was sie Albernes und Läppisches aussagen? Die Geister unverständiger und schlechter Subjecte, was sie notorisch sind, sollen sie zu Lehrern und Dollmetschern ewiger Wahrheit sich aufwerfen? Die Geister der Gottlosen, die, wie Platon und Kerner behaupten, zur Strafe herumirren, die, was Platon nie geahnt, von dem Herbeten eines Spruchs, von dem Absingen eines geistlichen Liedes, ihre Seligkeit erwarten, sollen sie uns überzeugen, daß sie wirklich wissen, was zu ihrer Seligkeit dient? Sollen sie den schönen Glauben, den Einige unter uns aus eingepflanztem Bewußtsein göttlichen Ursprungs, den schöneren, den Andre aus heiligen Offenbarungen herleiten, ergänzen, oder reinigen, oder neu beleben? Welche Wahrheit haben sie denn mitgetheilt? Welche Lehre der Sittlichkeit haben sie ausgesprochen, nach der wir unser Leben einrichten mögen? Welche Aussicht in die Zukunft haben sie denn eröffnet, die uns durch Nachdenken, oder

durch den Glauben an heilige Urkunden nicht viel würdiger wäre dargelegt worden? Doch — es scheint, daß durch diese Geister einigen Kritikern der Seherin von Prevorst ihre Nativität auf's Specielliste gestellt ist. Hören wir Eschenmayer:

"Indessen sind der Strafen nach dem Tode mancherlei, und schon das Alterthum gab herrliche Mythen davon, wie Sisyphus mit dem Stein, Irion mit dem Rade, die Danaiden mit dem Fasse, Prometheus mit dem Geier rc.; aber immer sind die Strafen so eingerichtet, daß die Seele durch die Einsicht in ihre eigene Nichtigkeit zur Besserung gelangt. So verfallen, um ein Beispiel zu geben, diejenigen Seelen, welche während des Lebens die moralische Natur nicht höher setzten als die physische und jene aus dieser erklärten, in die Strafe des endlosen Haspels, welcher die Einrichtung hat, daß so viel und so lange man auch abhaspeln mag, das Garn immer gleich bleibt. Anfangs zwar glauben die Empiriker, sie wollten schon damit fertig werden, und haspeln aus allen Leibeskräften darauf los, allein das Garn bleibt immer gleich und nimmt um keinen Faden ab. Sie sinnen zwar nach und probiren alle physische Hypothesen aus dem reichen Schatze des Erfahrungswissens, um dieser fatalen Mechanik auf die Spur zu kommen, aber es gelingt nicht. Darüber vergehen nicht nur Jahre, sondern Jahrhunderte, und sie haspeln immer noch fort, allein das Garn bleibt immer sich gleich. Endlich nach unzähligem fruchtlosem Bemühen regen sich Stimmen aus der Tiefe der Seele, welche verkünden, daß man an ein höheres Princip und an höhere Gesetze als die physischen glauben müsse, und daß der endlose Haspel eine gerechte Strafe für Witzlinge und Spötter sei. Zuletzt werden diese Seelen aufs neue im Glauben an den allgemeinen Welterlöser unterrichtet, und besonders auch darin, daß die Stimmen, wovon die h. Schrift redet, wirklich vom Himmel kamen. Wie sie nun anfangen zu glauben, werden sie von der peinlichen Arbeit des Haspels entlassen, sehen aber mit inniger Zerknirschung ein, wie sehr sie sich in ihren schnellen Seligkeitsprojecten getäuscht und geschadet haben. Zu der Seherin von Prevorst kamen unter andern auch Geister mit Surren und Schnurren, wie wenn eine Kirchenuhr abliefe; dieß war das Treiben des endlosen Haspels, denn diese Strafanstalt ist in der andern Welt sehr bevölkert, indem das, was man diesseits Organisiren nennt, jenseits Haspeln genannt wird."

Man erkennt darin die selbst im Schelten und Strafen noch gutmüthige Laune des Philosophen. Man sieht, daß die Geister, sehr unverdient, einen Dollmetscher gefunden, dessen sie nicht würdig sind. Und man wird es einem seiner Schüler, der sich mit dankbarer Freude erinnert, zu seinen Füßen gesessen zu haben, und der sich durch die Meinungsverschiedenheit dem verehrten Lehrer nicht ganz entfremdet glaubt — man wird es Dem, der hier die Feder führt, nicht verargen, wenn er von den übrigen Geistergeschichten schweigt, *) die er nicht bestreiten, viel weniger läugnen will, weil er sie so wenig als manche andre, widerlegen kann, und darauf aufmerksam macht, daß Eschenmayer durch seine Polemik gegen die hochfahrende Berlinische Philosophie sich ein Verdienst erworben, und dem vorliegenden Heft einige sehr schätzenswerthe Beiträge einverleibt hat. — Als Probe dieser Polemik gegen die "neue Scholastik" hier einige Sätze der "Aphorismen," die zugleich in näherer Beziehung zu der Erörterung von praktischen Fragen stehen, denen wir die engen Spalten dieser Blätter immer mit mehr Freude, ja mit besserem Gewissen, widmen werden, als allen und jeden Geistern, deren Bekanntschaft schwer zu machen, und, wenn man sie gewonnen, der Mühe doch kaum lohnen dürfte:

"So gewiß im Völkerleben nur der Rechtsbegriff und das Gesetz Wahrheit sind, so gewiß ist der Despotismus und die Willkür Lüge und Verkehrtheit, und so gewiß die moralische Ordnung, welche in der Welt noch nicht wirklich ist, Wahrheit ist, so gewiß ist die bloß politische Ordnung, die wirklich ist, eine Verkehrtheit. Ein weiser Gesetzgeber, der viele Generationen beglückt, und ein roher Despot, der sie unglücklich macht, sind gleich gemischt wie Loose in der Urne des Glücks. Wohl mag die Vorsehung (nicht die Idee nach einem Typus der Entwicklung) durch den Einen oder Andern Milderung oder Strenge in weiser Absicht über ein Volk verhängen, aber gewiß liegen sie nicht in dem Absolutismus der Geburt oder der grundlosen Existenz als Naturbestimmung, nach Hegels Meinung, wie nothwendige Embryonen der Idee vorherbestimmt, — ein abominabler Gedanke!

"Wohl hat der Rechtsbegriff auch seine Evolutionsmomente, die er durchlaufen muß, wenn er zur Vollendung kommen soll; aber nicht die implicite Nothwendigkeit einer Idee, sondern das sollicitirende Princip der Freiheit, das sich durch alle Hindernisse, ja selbst durch die Lüge des Despotismus Bahn brechen muß, ist es, was den Rechtsbegriff zur Vollendung bringt.

"Wo ein Volk in der Wahrheit des Rechtsbegriffs, der nur in einer Verfassung seine Vollendung hat, sich klar geworden ist, und doch noch unter willkürliche Herrschaft sich beugen soll, da wird man doch den wirklichen Despotismus, nicht als einen nothwendigen Exponenten einer Idee betrachten.

"Die Völker und noch mehr die Regenten, die sie führen, bereiten sich selbst größtentheils ihre Schicksale aus freier Wahl, indem sie das Gute und Böse, Recht und Gewalt gar wohl kennen. Und so soll es auch sein, daß die Wendung des Glücks oder Unglücks von der Individualität freier Männer abhängt. Die Freiheit ist eine Kraft, die nicht nur über Generationen und Jahrhunderte, sondern auch über die nothwendige Entwicklung einer trägen Idee erhaben ist. Die Freiheit ist sich selbst Entwicklung und fragt nach keiner Idee, die unter ihr liegt. Dieß ist die Lehre der Geschichte, die nirgends stärker ihre Stimme hören läßt, als in unserer Zeit. Eine Philosophie, welche nicht nur in Werken der Natur, sondern auch der Menschensatzung das Wirkliche für das Wahre hält, versinkt in ihre eigene Nichtigkeit, indem sie selbst das Licht der philosophischen Freiheit, welche immer über ihrem Stoffe schweben soll, zum finstern Schwerpunct und sich selbst zum Sclaven der Nothwendigkeit macht."

Zum Schluß einige Strophen von Justinus Kerner, den wir um so williger für sein eignes Buch sprechen lassen, da wir nach unsrer besten Ueberzeugung, nichts Aehnliches dafür vorzubringen wüßten: —

An * * * *

Bei Uebersendung der Geschichte der Seherin von Prevorst.

Ein Buch, verworfen von des Markts Gewimmel,
Weil's jenen, die hier niedre Lust entzündet,
Erstirbt die Hülle, keinen Sternenhimmel,
Nein! lange Nacht zu tiefer Reu verkündet;

Ein Buch, drin eines schwachen Weibes Reden
Der Starken Witz und weltverständ'ges Wesen,
Das Babel so sie bauen, droh'n zu tödten;
Und daher auch ihr Zorn als sie's gelesen:

Das wag' ich Dir an's hohe Herz zu legen,
Dir, dem schon längst der äußre Schein verschwunden,
Dir, der Du hast, es zeugt's Dein Lied, dagegen
Im Innersten ein Morgenroth gefunden.

O nimm es in Dein inn'res geist'ges Leben
Mit all den Schmerzen, Thränen, die's geboren,
Die nicht versteht die Welt in ihrem Streben,
Die Du verstehst, wie mir mein Geist geschworen!"

---

*) Nach einer derselben (S. 105) möchte es fast scheinen, daß Lord Byron lange nach seinem Tode, im Jahr 1830, noch für's Monthly Review gearbeitet. Das wird der edle Lord vermuthlich zur Strafe für seine Sünden gethan haben; denn bei Leibesleben hat er sicherlich niemals daran gedacht.

Agardh über das Wesen der Universitäten.

(An den Redacteur der Kritischen Blätter.)

Die Anwesenheit des berühmten Botanikers, Prof. Agardh aus Lund, im vorigen Jahre in Hamburg mit den Deutschen Naturforschern, wird Ihnen erinnerlich sein. Es wäre überflüssig, hier viel von einem Mann zu bevorworten, der als einer der ersten Schriftsteller (in mehreren Sprachen), Denker und Redner seiner Nation, einen europäischen Ruf erlangt hat. Sein Streben ist ein universelles und auch in den Staatswissenschaften so geistvoll und beflissen gewesen, daß man sich in Schweden längst schon nicht zu täuschen geglaubt hat, wenn man ihn mit nächstem zu einem wichtigen Staatsamte bestimmt hielt. Das neueste, von ihm erschienene Werk: Organographie der Gewächse (wovon Hr. A. E. Boye in Kopenhagen eine deutsche Uebersetzung ankündigte) ward allgemein als von seltener philosophischen Gediegenheit anerkannt. Außerdem ist kürzlich seine "Rede bei Uebernahme des Inspectorats der Schonenschen Nation am 13. Nov. 1830" in den Buchhandel gekommen. Es theilt sich nämlich die studirende Jugend auf den beiden schwedischen Universitäten in sogenannte Nationen ein (was ungefähr den Landsmannschaften auf den deutschen entspricht), deren jede sich einen der Professoren zum "Inspector" wählt; die Schonensche nun in Lund, welche mehr als die Hälfte der dortigen Studirenden ausmacht, wählte zuletzt Agardh und ich gebe Ihnen hier einen Auszug aus seiner, bei der genannten Veranlassung gehaltenen Rede, die sein höchst überwältigendes Aeußeres noch eindringlicher gemacht haben soll. — Bemerkungen über dieselbe von meiner Seite würden mir dem Versuche einer Ilias post Homerum gleich geschienen haben; Sie aber könnte sie, sollte ich denken, zu nicht unfruchtbaren kritischen Vergleichungen veranlassen, wie ich denn öfters an Steffens' geistvolle Abhandlung über die Idee der Universitäten dabei gedacht habe.

Nachdem der Redner seinen Dank für das, durch die Wahl ihm bewiesene Vertrauen und sein Anerkenntniß der ihm dadurch auferlegten Pflichten bezeugt und einige Bemerkungen über die Abtheilung in Nationen hinzugefügt hat, fährt er fort wie folgt:

"Die Alten, welche die Universitäten stifteten, hatten es in der Art, ihren Anstalten eine feste, unverrückbare Form zu geben. Daher sind es nicht bloß die Schlösser und Tempel des Mittelalters, welche noch der Zeit trotzen, sondern auch ihre Institutionen. Aber, wie die Burgen aus jener Zeit nicht mehr von den leichten Geistern der neueren bewohnt werden können, sondern bloß den Lustwald um ihre Wohnungen wie Ruinen in einem fernen Hintergrunde schmücken, so passen auch die alten festen Institutionen eben so wenig wie die alten schweren Rüstungen für ein anders gewordenes Geschlecht.

"Dieser Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Formen der alten und den Forderungen der neueren Zeit ist im Großen die Quelle von Vielem der Unruhe, welche in diesem Augenblicke das politische Weltmeer empört, und im Kleineren auch ein Grund des Mißverhältnisses der Universität zum Staate. Man hat alle Formen der alten Zeit behalten, aber die darin wohnende Bedeutung verschwinden lassen. Man hat die Seele fahren lassen und den Leib einbalsamirt, anstatt daß man ein ganz entgegengesetztes Verfahren hätte befolgen, den Sinn und den Grundsatz beibehalten und nur die vergänglichen Formen ändern und wechseln sollen. So sind wir denn in unserm neuern Staatswesen von todten Bildern umgeben. Und man fährt fort zu behaupten, daß diese Bilder ehrwürdig, daß sie es sind, vor welchen wir niederfallen und anbeten müssen, da unsre Väter durch sie so große Dinge ausgerichtet haben. Allein man vergißt, daß sie damals lebend waren; man vergißt, daß nur der ewige Geist es ist, den wir anbeten sollten. Dieses ist zum Theil der Zwist des Tages, ein Zwist, den Wenige verstehen — der Zwist zwischen den Bildern und dem Geiste, zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus der Cultur, ein Zwist, der in diesem Augenblicke eine hohe Bedeutung erhält, da wir bald das Gedächtniß des Sieges des Geistes über die todten Bilder in einer anderen Region als der des Gedankens feiern werden.*)

"Was die Universität betrifft, so führt die Vertheidigung der todten Formen und die Ansicht, daß diese Formen zum Wesen der Universität gehören, nur deren Untergang herbei. Schon legt man überall zur Seite der Universitäten besondere Hochschulen, auf Privat- und öffentliche Kosten, polytechnische und praktische Schulen, wissenschaftliche Institute und Seminarien an. — Während diese nun nicht im Stande sind, sich aller Unterweisungsmittel der neuern Zeit zu bedienen, bewachen dahingegen die Universitäten nur ihr Erbe, aus einer armen Vorzeit; und während die Lehrthümer der Universitäten, wie hoch und vortrefflich sie auch sein mögen, im Raume des großen Auditoriums verhallen, wird in den Specialschulen kein Wissen vergeblich ausgeworfen. Die Universität säet unaufhörlich auf einer Bergfläche, wo nur zerstreute Körner aufsprießen; die Specialschulen streuen kein Korn anders als auf dem besten und zubereitetsten Boden aus. Daher müssen die Universitäten nach und nach immer weniger nothwendig werden, weniger ihren Zweck erfüllen, und dadurch endlich aufhören zu sein.

"Wenn diese Formen das Ziel und Wesen der Universität ausmachten, so würden die akademischen Nationen nur wenig dafür ausrichten können. Theils haben diese auf sie keinen Einfluß, theils stellen sie selbst die wechselnde Zeit und ein unaufhörlich verjüngtes Geschlecht vor und streiten solchemnach durch ihre Natur selbst wider jede stehende Form. Allein zum Glücke liegen der Vorzug und die Bestimmung der Universität in etwas ganz anderem, in etwas, worauf die akademischen Nationen den größten, den wichtigsten Einfluß haben. Dieser Vorzug, diese Bestimmung liegt unstreitig grade in der Oeffentlichkeit der Universitäten, in ihrer Freiheit der Prüfung und des Umgangs, in ihrem olympischen Leben.*) Die Universität soll eine Schule für das Gemeinwesen und das bürgerliche Leben bilden — die Specialschulen können nichts anders als eine Schule für einzelne Bürgerclassen bilden. Grade in jetziger Zeit, wo jede Wissenschaft einen so unbegränzten Umfang erlangt hat, muß die Bildung in Specialschulen einseitig und unbürgerlich werden. Wenn das Licht durch das Prisma in sieben einzelne Strahlen gebrochen wird, verlieren diese Strahlen ihre Eigenschaft als Licht und werden bloß Farben. Die Specialschulen brechen den Lichtstrahl der Cultur, sie geben Farben; allein die Universität, welche sie ungebrochen läßt, die Universität giebt Licht — so klar, wie es der Sonne entströmt.

"Eine solche war auch die Ansicht der Alten von der Universität, sie betrachteten sie als einen Sammelplatz für die Edelsten der Landesjugend, nicht bloß als eine Beamtenschule; aber eine Schule für alle Bürgerclassen, ein Band, welches das Volk in einem Alter verknüpfen sollte, wo die Bande, die geknüpft werden, sich nie mehr lösen. Darum machten sie auch das akademische Leben so lockend; darum gaben sie ihm eine Freiheit, worüber wir uns jetzt wundern; darum gaben sie der Universität ihre eigenen Gesetze und Regierung, zwischen der des Vaters und des Staates in der Mitte liegend; keinesweges, wie gesagt worden,**) um ein altes Volksvorrecht aufrechtzuerhalten.

"Die Erfüllung dieser Bestimmung der Universität hängt stets mehr und mehr von den Nationen derselben ab. Es hängt von uns ab, von unsern Gesetzen, unsrer Organisation, die

*) das, im vorigen Jahr begangene Jubelfest der tausendjährigen Einführung des Christenthums in Schweden.

*) Wiewohl "vom hohen Olymp herab die Freude" auf Universitäten komme, so ist doch hier, wie die Folge zeigt, nicht ein Leben wie im Olymp, sondern nur ein Leben wie in Olympia gemeint. R.

**) Dieses deutet auf einen, vor nicht langer Zeit geführten Zwist über die Gerichtsbarkeit der Universitäten.

Universität der Achtung des Volkes würdig, und würdig des edlen, hohen Schutzes zu machen, den Sie, ich weiß es, so gern verdienen möchten.

"Wie Griechenlands Jugend vormals, in wie viele Länder Griechenland auch getheilt war, sich zu bestimmten Zeiten in Olympia versammelte, um sich dort auszuzeichnen, um hernach ihrem Vaterlande zu dienen, so wird Europa's Jugend auf den Universitäten versammelt. Diese sind ihre olympischen Spiele, dorthin ist ihre Lust zum Wettkämpfen gewiesen, da wird sie mit dem Lorbeer gekrönt und dort ist es, wo sie ihre Tüchtigkeit, dem Staate zu dienen, zeigen muß. Es hängt von Ihnen ab, Ihren Verein diesem Griechischen Ideale anzunähern — denn Sie wissen, daß Griechenland das Land der Ideale ist — es hängt von Ihnen ab, alles was die Vorzeit Schönes gehabt, mit allem, was die neuere Zeit des Verfeinerten, oder Tiefgedachten, oder Klaren hat, zu verschmelzen.

"Diese Bestimmung, mit der Kraft der Jugend und mit den Gefühlen der Jugend einen Bund für all das Edle, was durch die Zeiten gegangen ist, zu stiften, ist hoch und bedeutungsvoll. Des Römers stolze Seele und des Griechen Schönheitssinn, des Aegypters tiefe Gedanken und des Hindus Tradition aus einer vergangenen Welt, Vola's hohe Gesichte und des Predigers Weisheit, Petrarcas Leier und Shakspeares wildes Drama, Linné's System und Newton's Berechnung des Unendlichen, Alles ziehen wir in diesen Bund hinein; nicht als ausgewachsene Pflanzen, denn sie lassen sich nicht verpflanzen, aber als Saamen, gepflückt von den herrlichen Stämmen, um Schwedens dankbarem Boden anvertraut zu werden. Diese Saamen können zu neuen Römern und neuen Griechen erwachsen. Noch ein Tegnér kann aus dem akademischen Garten der Carolina hervorgehen; noch ein Saxo aus Schonens Ebenen; noch ein Linné aus eines zweiten Stobäus Schule. *) Die Natur altert nie, am allerwenigsten wo das Leben so reich ist, wie in Ihrer Heimath. Ihr Strand ist es, von welchem aus Sie den Laut einer fremden Cultur über den schmalen Sund her vernehmen, und die Repräsentanten aller Welttheile grüßend Ihnen vorbei schwimmen sehen. Mit einer solchen Natur und mit solcher Leichtigkeit, sich mit jedem beliebigen Theil der Gebiete der steigenden Civilisation zu verbinden, ist Ihnen kein Grad der Größe wahrer Menschheit versagt. Der Mensch ist eigentlich eine unentfaltete Unendlichkeit; aber er gleicht der Knospe des Baumes, die sich in zwei Perioden entwickelt. Während der ersten bringt er es nicht weit, sie wird bald von dem Herbste des Alters und dem Winter des Todes bezwungen. Es ist die andere erst, es ist in dem Lenze der Ewigkeit, wo er sich eigentlich entwickeln soll. Doch in einem günstigen Sommer und unter ämsiger Pflege treibt die Knospe zu Zeiten schon in der ersten Periode hoch empor; und Newton und Linné, anstatt ihre Unendlichkeit erst nach dem Tode zu entfalten, breiteten sie schon auf der Erde aus und offenbarten uns, was wir sonst erst im Himmel erfahren haben würden.

*) Man hat, bei Beurtheilung der Bildungs-Momente dieses ausgezeichneten Mannes zu wenig Rücksicht auf den Einfluß des Stobäus auf dieselben genommen. Agardh's Antiquitates Linnæanæ.

"Wie wenig begreifen doch die, welche meinen, daß die Bildung einmal culminirt habe, daß sie schon ihre Jugend gehabt und daß sie schon unter der Schwäche des Alters zusammenschrumpft! Das Leben der Menschheit gleicht nicht dem Leben des Thieres, das nichts anders als ein Kreis, von Kindheit zu Kindheit, ist. Es gleicht dem Leben der Pflanze, das sich jedes Jahr verjüngt, das jedes Jahr eine reichere Krone hat. Es gleicht dem Tempelbaume Indiens, der, wenn er nicht gewaltthätig verhindert würde, mit einem einzigen Stamme über die ganze Erde herum fortwachsen würde. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß die Anlage sich erschöpfe, daß das Große und Schöne, welches sich einmal gezeigt, nicht mehr wiederkommen werde; wir brauchen nicht zu fürchten, daß der Ruhm des Nordens im Grabe Karls des Zwölften ruhe. Wer diese Jugend sieht, sieht auch die Knospen zu all dem Guten und Schönen, das vormals blühte. Es ist nur das Aeußere, die Luft, die Sonne, vielleicht der Fruchtboden, was ein anderes ist.

"Betrachte ich das Menschenleben aus einem solchen Gesichtspuncte, so muß ohne Zweifel das Vertrauen, welches Sie, meine Herren, mir bewiesen haben, meinen Wirkungskreis erweitern und mein Verhältniß zur Universität veredeln. Die stille unschuldige Natur, die ich bisher studirte, verändert sich zu einer Natur von nicht weniger Unschuld, aber von höherem Leben. Auch hier wenden sich die Blätter zum Lichte, aber zum Lichte der Wahrheit; auch hier athmen sie Lebensluft, aber die Luft in der Welt der Ideen. Der Säfte langsamer Gang verwandelt sich in den Flug der Gedanken. Die Blüthen sind purpurfarbige Wangen; lebende Töne werden ihr Duft; und die Früchte werth, auf den Altar des Vaterlandes, oder zum Fuße des Thrones niedergelegt zu werden. Vorhin war es meine höchste Freude, wenn ich eine mir unbekannte Pflanze entdeckte; nun wird es die sein, wenn ich unter Ihnen ein unbekanntes Talent entdecke."

J. D. Runge.

Quellensammlung zum öffentlichen Recht des deutschen Bundes. Herausgegeben von Johann Ludwig Klüber.

(Fünfter Artikel.)

Die Tendenz von Welkers Antrag, dem constitutionellen Princip in der Bundesverfassung die Bedeutung zu geben, welche der Bundesvertrag erheischt, und die kein nachfolgender Bundesbeschluß aufheben konnte, ist in ganz Deutschland mit verdientem Beifall aufgenommen worden. Das Stillschweigen der Hofzeitungen ist keine Ausnahme von dieser Acclamation; es ist das eben ihre besondere Art zu acclamiren. In der hessischen Kammer hat Jordan einen ähnlichen Antrag gemacht, von dem die Details noch nicht in's Publicum gekommen sind. Wenn wir nun bei der Prüfung von Welkers Motion nicht mit seinen einzelnen Vorschlägen übereinstimmen können, so müssen wir uns zuerst durch die Bemerkung verwahren, daß uns seine Rede nicht in ihrem ganzen Umfang, daß die Phalanx seiner Gründe durch die Abkürzungen süddeutscher Journalisten, und süddeutscher Censoren gebrochen *), nur in der Gestalt uns bekannt geworden ist, in der wir sie unsern Lesern bereits mitgetheilt haben. Die Allgemeine Zeitung scheint in diesem Fall wieder das Lob zu ambitioniren, das ihr Goethe irgendwo ertheilt hat: "daß sie mit kluger Retardation zwar hie und da zurückhält, aber doch mit Gewissenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht versäumt, was dem sinnigen Beobachter Aufschluß geben soll." **)

*) Wir sind gefragt worden, ob wir die bestehende Censur für befugt halten, in den ständischen Verhandlungen Etwas zu streichen? Wir glauben die Frage verneinen zu müssen. Der 59. Art. der Wiener Schlußacte sagt wörtlich: "Wo die Oeffentlichkeit landständischer Verhandlungen durch die Verfassung gestattet ist, muß durch die Geschäftsordnung dafür gesorgt werden, daß die gesetzlichen Gränzen der freien Aeußerung, weder bei den Verhandlungen selbst, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck, auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaats oder des gesammten Deutschlands gefährdende Weise überschritten werden." Die Schlußacte erschien bekanntlich nach Einführung der Censur. Der Bundesbeschluß vom 16. Aug. 1824, durch welchen zugleich die Karlsbader Beschlüsse für eine unbestimmte Dauer erneuert werden, wiederholt die Bestimmungen des angeführten 59. Artikels. Es ist also die Sache der Geschäftsordnung, nicht der Censur, es ist die Sache des Präsidenten der Kammer, einen Redner zur Ordnung zu rufen. Es muß der Kammer überlassen bleiben, ob sie über den Eingriff des Censors in ihre Rechte, über das willkürliche Streichen von Aeußerungen, die die Kammer anhören zu müssen glaubte, bei der Regierung Klage führen will. Selbst die famöse baierische Censurordonnanz, die dem Hrn v. Schenk seinen Platz auf der Ministerbank gekostet hat, steht mit unsrer Argumentation nicht im Widerspruch.

**) Tag- und Jahres-Hefte, 1808. (Werke 32. 31.)

Welkers erster Vorschlag geht dahin, "daß die badische Regierung im Verein mit allen constitutionellen Regierungen sich kräftigst dahin verwende, daß überall in ganz Deutschland endlich vollständig verwirklicht werden die heiligen Zusagen des Bundesvertrags für die Verfassungs- und Freiheits-Rechte des deutschen Volkes, und vor allem die der Art. 13 und 18."

Wir glauben die beiden Artikel trennen zu müssen. Der 13. Artikel betrifft bekanntlich die Einführung landständischer Verfassungen. Es kann gar kein Zweifel darüber Statt finden, es ist von keiner Seite her der Versuch gemacht worden, in Abrede zu ziehen, daß die Erfüllung des 13. Artikels unumgänglich ist zur Lösung einer heiligen Zusage. Ueber das Wie finden sich nähere, aber immer noch, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, weite Bestimmungen in den Artikeln 54 — 62 der Wiener Schlußacte. Welker bezieht sich unter Andrem auf die namentlich von österreichischer und preußischer Seite so nachdrucksvoll ausgesprochne Wiederholung ihrer Zusagen, und ihres ernstlichen Entschlusses, jede unnöthige Zögerung zu vermeiden.*) — Noch später kam die Sache ernstlich zur Sprache, bei Gelegenheit der Petition der Prälaten und Ritterschaft von Holstein, im Jahr 1823. In der österreichischen Abstimmung heißt es: "Se. Maj. der Kaiser werde es niemals angemessen finden, daß den souverainen Fürsten der Bundesstaaten zur Ertheilung von Verfassungen in ihren Ländern, durch diese Versammlung Fristen gesetzt werden." Dagegen in der hannöverischen Abstimmung: "Die Competenz der Bundesversammlung sei unbezweifelt begründet, in Hinsicht der Zeitbestimmung für eine einzuführende Verfassung. Eine gesetzliche Verbindlichkeit ohne die Möglichkeit ihrer Realisation in der Zeit, würde keine sein; und in einem Grundgesetz des deutschen Bundes dürfe kein Element gefunden werden, das sein eigenes Princip auflöse." **) Früher (1818) hatte Oesterreich dem preußischen Vorschlag, der zum Beschluß erhoben wurde, sich angeschlossen, daß die Staaten, in welchen der 13te Artikel noch nicht realisirt sei, "binnen Jahresfrist die geeigneten Mittheilungen von den ferneren Einleitungen in den ständischen Einrichtungen, von deren Fortgang und, wo möglich, von ihrem allseitigen endlichen Resultat zu machen." Dreizehn Jahre sind seitdem verflossen. Sollte nicht in der Erneuerung eines solchen Beschlusses, die natürliche Vermittelung des anscheinenden Widerspruchs in den Abstimmungen von 1823 sich darbieten?

Jedenfalls muß es jeder einzelnen Bundesregierung unbenommen bleiben, auf einen solchen Beschluß anzutragen, und eine Regierung, die ihre Pflichten und ihr Interesse besser würdigt, als die badischen Minister sie zu würdigen scheinen, würde gewiß keinen Anstand nehmen, dem ausgesprochenen Wunsch der Kammer zu entsprechen. Es ist hier wiederum nur die totale Unwissenheit der badischen Minister in Allem was das Bundesrecht betrifft, die ihr Benehmen, wahrlich nicht entschuldigt, sondern nur es erklärlich macht.

Ein solcher Antrag ist, soviel wir sehen können, das einzige Mittel, das den constitutionellen Regierungen zusteht. Selbst bei der Anwendung dieses Mittels würde ein andrer Gesichtspunct nicht aus dem Auge zu verlieren sein. Für wen soll eine Constitution ausgewirkt werden? Zunächst doch wohl für das preußische, für das österreichische Volk. Ist es nicht, zum Mindesten, auffallend, daß im preußischen und österreichischen Volk so selten eine Stimme laut wird, die den Wunsch nach einer Verfassung ausspricht? Preußen hat Provinzialstände; Oesterreich hat sie in mehreren Provinzen. Vernimmt man von Petitionen, die von diesen Ständen an ihre Regierung, oder an den Bundestag eingehen? Wir wollen nicht die Weisheit, nicht die politische Einsicht dieser Völker loben, wenn sie schweigen. Wir sind lebhaft überzeugt, daß es in ihrem Interesse sein würde, den jetzigen Zustand mit verbürgten Institutionen zu vertauschen. Aber größere Eilfertigkeit ihrer Regierungen, dringendere Erinnerung andrer Bundesstaaten an die Erfüllung des 13ten Artikels ließe sich erwarten, wenn in den Völkern selbst ein reges Verlangen sich äußerte nach Dem, was der Vertrag ihnen zusichert, was ihre Fürsten nicht werden verweigern wollen, weil sie es nicht könnten, ohne ihr Wort zu brechen.

Welkers Antrag, auf gesonderte Abstimmung der constitutionellen Staaten und der nichtconstitutionellen Staaten (d. h. deren die es de facto noch sind, während sie das constitutionelle Princip, als ein zu realisirendes, in ihre Maxime aufgenommen haben) — dieser Antrag scheint uns unausführbar. Er setzt eine Abänderung der bestehenden Grundgesetze voraus, wenn er eine neue Art der Stimmgebung einführen soll: Eine solche Abänderung ist, nach Art. 7. der Bundesacte, und nach Art. 13. der W. Schlußacte, durch Stimmenmehrheit nicht zu beschließen. Wird aber ein Widerspruch zwischen constitutionellen und nichtconstitutionellen Staaten angenommen, so läßt Stimmeneinhelligkeit sich nicht erwarten.

Glücklicherweise aber bedarf es eines solchen Auskunftsmittels nicht, und die Bundesverfassung bietet selbst dar, was dadurch erreicht werden sollte. Ein "In Theile Gehen," wie der westphälische Frieden es für Religionssachen statuirt *) nennt zwar die Bundesverfassung nicht, aber sie läßt für eine Reihe von Ausnahmen, die wir in einem früheren Artikel entwickelt haben, worunter die "organischen Einrichtungen," also auch die Gesetzgebung für die Presse gehört, die Entscheidung durch Stimmenmehrheit nicht zu.

Ziehen wir daraus den einfachen und natürlichen Schluß: Wenn die Abschaffung der Censur vorgeschlagen würde, so würde man entweder sie beschließen, und sich über ein gleiches Preßgesetz vereinigen. Oder die Meinungen würden getheilt sein; man würde versuchen, sich zu vergleichen, und irgend eine Art der gleichförmigen Gesetzgebung einschlagen. Oder einige Staaten würden bei dem Verlangen eines Preßgesetzes, andre bei der Beibehaltung der Censur beharren, und die Folge würde sein, daß jeder Staat sein eignes System, die constitutionellen das ihrige durch Berathung mit den Kammern festsetzen würden.

Die Einstimmigkeit für das, was als sittliche Nothwendigkeit mit jedem Tag sich unzweifelhafter geltend macht, wäre zu wünschen, wäre vorzuziehen. Aber wir würden in einer verschiedenen Gesetzgebung verschiedener Staaten keine Calamität erblicken.

Eins scheint uns ausgemacht: in keinem Staat mit einer Repräsentativ-Verfassung wird ein Ministerium auf die Dauer bestehen, das sich nicht entschließt, durch seinen Gesandten die Sache bei'm Bundestag mit der Achtung, die es dem Bundeszweck und dem Volkswillen zugleich schuldig ist, anregen zu lassen.

In der Verantwortlichkeit der Minister für die Abstimmung ihrer Bundestagsgesandten sehen wir zugleich die Bürgschaft für die nicht lange mehr zu verzögernde Oeffentlichkeit der Verhandlungen, und in beiden vereint die Bürgschaft für die Verwerfung jedes unconstitutionellen Ansinnens, von welcher Seite her es kommen möchte. Wir sehen darin jede der Bürgschaften, die ein Nationalsenat gewähren könnte, ohne den verwickelten Geschäftsgang, ohne die Reibung und Eifersucht, ohne die Nachtheile, die wir bei einer andern Gelegenheit angedeutet haben, und die uns von der Ausführung eines so gewagten Experiments noch immer unzertrennlich erscheinen.

*) Protocoll vom 25. Mai 1818. §. 127.

**) Protocoll vom 10. Juli 1823. §. 129.

*) Instr. P. Osnabr. V. 52. "In causis religionis omnibusque aliis negotiis, ubi Status tanquam unum corpus considerari nequeunt, ut etiam Catholicis et Augustanae Confessionis Statibus in duas partes euntibus, sola amicabilis compositio lites dirimat, non attentâ votorum pluralitate."

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

73. Hamburg. Montag, den 21. November. **1831.**

Inhalt.

Das Constitutionelle Deutschland. Nr. 59—66. Straßburg, October und November 1831.

"An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen." Wenn es für irgend Einen unserer Leser noch eines neuen Beweises für die bedenklichen, und, verhehlen wir es nicht, für die immer gefährlicher werdenden Folgen des Censursystems bedürfte, so würden wir ihn ersuchen, einen Blick in die vor uns liegenden Blätter zu werfen. Das Journal, das die Aufschrift nennt, verdankt einzig der Censur seine Entstehung, seinen, wie man uns berichtet, in Süddeutschland "reißenden" Abgang. Mit dem Erlöschen der Censur wird es spurlos verschwinden, um einheimischen Blättern Platz zu machen, deren Freimüthigkeit durch das Gesetz zugleich begränzt, und in ihren rechtmäßigen Gränzen geschützt sein wird. So wie es in den bezeichneten Nummern vor uns liegt, gestehen wir frei, daß es trotz seiner Devise "Freiheit — Ordnung," eine Tendenz verräth, die wir, je eher je lieber, durch ein wirksames Preßgesetz aus den Ländern deutscher Zunge für immer verbannt zu sehen wünschen.

Das Constitutionelle Deutschland wurde zu Ende des vorigen Jahrs als Beilage zum Niederrheinischen Courier gegründet, der, durch eine Reihe von leidenschaftlichen Artikeln, in Süddeutschland sich ein bedeutendes Publicum verschafft hatte. Es war namentlich die würtembergische Regierung durch wiederholte heftige Angriffe herausgefordert worden. Man sprach damals von fruchtlosen Versuchen, den Verfassern dieser Artikel auf die Spur zu kommen. Ausgemacht scheint es aber zu sein, daß von jener Zeit die würtembergische Regierung anfing eine Art von Repressalien zu ergreifen, die der Erfolg auf entschiedene Weise gerechtfertigt hat. Die Schranken, von denen bis dahin die freie Discussion inländischer Angelegenheiten eingeengt war, wurden erweitert. Der Gründung eines regelmäßigen Oppositionsblatts — des Stuttgarter Hochwächters — wurden keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Man wird dem Hochwächter das Zeugniß geben müssen, daß er zu keiner Zeit sich absichtlichen Mißbrauch der erweiterten Redefreiheit zu Schulden kommen lassen. Freilich könnte man wünschen, daß er manchmal mit mehr Umsicht verfahren wäre, und sich mehrfache, und zum Theil beschämende Zurechtweisungen erspart hätte. Aber der Anfang war gemacht, die Bahn war gebrochen, und der Niederrheinische Courier, nebst Ableger, hörten auf, in Würtemberg als große Orakel betrachtet zu werden. Nicht so in Baden. Dort scheint das französisch-deutsche Journal auf die Bildung der zweiten Kammer bedeutenden Einfluß gehabt zu haben. Freisinnige und rechtliche Männer bedienten sich des Organs, um auf fremdem Grund und Boden drucken zu lassen. Warum mußte es dahin kommen? Verantwortlich sind zunächst Diejenigen dafür, deren mißverstandene Besorgnisse eine Gefahr ahnten, wo sie nicht wirklich vorhanden war, und die Elemente der Gefahr dahin verwiesen, wo die gesetzliche Gewalt ihr nicht begegnen konnte.*) Das Resultat war, die Bildung einer Kammer, deren Verhandlungen das gesammte deutsche Vaterland mit steigendem Interesse, mit steigender Achtung gefolgt ist. Dieser Einfluß des Journals, was man auch von seinem jetzigen Charakter denken mag, war ein verdienstlicher; unser Zeugniß wird, nach dem was zu sagen uns noch obliegt, unverdächtig sein.

Das Journal ist, in seiner heutigen Gestalt, nicht nur ein Organ der constitutionellen Reform, sondern, durch einen bizarren Widerspruch, ein Organ für Injurien gegen einzelne Bundesregierungen, und gegen den deutschen Bundestag. Die Nr. 60 enthält einen Artikel, überschrieben "der arme Bundestag!" der in einem Ton spricht, neben welchem jedes Wort zu Gunsten einer Reform der Bundesverfassung nur als eitles Geschwätz erscheinen kann. Wenn wir so unheilbar verrathen und verkauft wären, wenn der Versammlung, in der die Repräsentanten sämmtlicher Bundesregierungen sitzen, wirklich die Rolle zukäme, die dieses Journal ihr zuschreibt, "die Rolle des Henkerbeils, das der Hand, die es führt, nicht widerstreben kann, die Rolle der willenlosen Guillotine;" — dann käme eine Motion, wie die von Welker und Jordan viel zu spät, dann wäre sie nicht der Ausdruck eines Nationalbedürfnisses, sondern das Product des blinden Unverstandes. Aehnliche Injurien erlaubt sich das Journal gegen die badische erste Kammer. Die einzige Verantwortung, zu der man den Redacteur — er schreibt ja auf fremdem, auf französischem Grund und Boden — ziehen kann, besteht darin, daß man seine Injurien der öffentlichen Verachtung Preis giebt, die ihn auch auf fremdem, auf französischem Grund und Boden erreichen wird. Er sagt, noch immer vom deutschen Bundestag sprechend:—

"Und nun muß diese willenlose und schuldlose Anstalt auch noch zum Popanz und zum Versteck dienen für Aristokraten, zum Asyl und zur festen Burg für bedrängte erste Kammern, daß sie das Wagniß nicht bestehen dürfen, anzukämpfen gegen allgemeine Nationalwünsche, vielmehr dafür kämpfen können mit ungeheurer Popularität, ohne doch fürchten zu müssen, daß es etwas nützt. Sie schicken, während sie z. B. in Baden einmüthig für vollkommene Preßfreiheit stimmen, ihren Abgesandten an den Bundestag und lassen ihn fragen: 'Lieber Bundestag! wir können uns doch fest auf dich verlassen, daß all unser Sprechen für vollkommene Preßfreiheit nichts nützen wird? daß wir höchstens eine solche bekommen, um durch zahme inländische Blätter die wilden ausländischen zu verdrängen, und den frechen Scriblern, die unsere heiligen Vorrechte antasten wollten, tüchtig auf die Finger klopfen zu können? Bundestag! Du bist doch unser Mann?'

"Und der Bundestag antwortet in seiner Hochweisheit: 'Wie könnt Ihr noch fragen? Sintemalen jedes Ding ist, was es ist, und nichts anderes sein kann, bin auch ich, was ich bin, und kann nichts anderes sein, als die Hinrichtungsmaschine der sogenannten Rechte und Freiheiten deutscher Nation. Verlaßt Euch darauf; und wenn Ihr für Euer Leben fürchtet, so seid in Gottes Namen populär! Ich fürchte mich nicht für meines, denn ich habe keines.'"

---

*) Welker erwähnte ausdrücklich in seiner Petition des Umstandes, daß das Constitutionelle Deutschland in den Dörfern des badischen Schwarzwaldes, in mehreren Dörfern in mehr als einem Exemplar, mit Begierde gelesen werde. Wir kennen die Nummern des Journals aus jener Zeit nicht. Aber so wie es jetzt auftritt, wird uns der ehrenwerthe Deputirte selbst zugeben, daß es höchst wünschenswerth ist, daß dieses Organ der Aufregung aufhören möge vom Landvolk gelesen zu werden, und die Ruhe des Staates zu bedrohen.

Das ist das Journal, welches das Landvolk, zumal das badische Landvolk, belehren soll!

Doch nicht das süddeutsche Landvolk allein soll aufgeklärt werden. Der Redacteur erbietet sich, auch die Vormundschaft über Norddeutschland großmüthig durch Beförderung von zehn Freiexemplaren an patriotische Männer, zu weiterer Verbreitung, zu übernehmen. "Niemand wird verkennen, daß die liberalen Blätter einen ungeheuren Nutzen in Süddeutschland hervorgebracht und namentlich die öffentliche Stimme zu einer bedeutenden Macht emporgehoben haben, daß dagegen im Norden unsres guten Vaterlandes fortwährend Finsterniß, schmähliche Willkür und Unterdrückung aller freisinnigen Schriften herrscht. Um nun unsre lieben nordischen Brüder über ihre wahren Interessen aufzuklären, um sie zur gemeinschaftlichen Sache mit uns zu bewegen, müssen jene patriotischen Vereine sich vor Allem angelegen sein lassen, alle freisinnigen Blätter nach dem Norden Deutschlands zu befördern, für die Aufklärung der geringeren Classe der dortigen Bewohner zu sorgen, hauptsächlich aber den Kern des preußischen Heeres, die Landwehr, für die Ideen des Südens empfänglich zu machen."

Nach solchen Eröffnungen lohnt es sich wohl der Mühe, die neue Straßburger Aufklärung, alias die Ideen des Südens, hier im finstern Norden etwas näher kennen zu lernen.

Vorerst möge denn unsern hyperboräischen Lesern kund werden, daß der Straßburger Journalist mit aller poetischen Gluth des Südens die Bemühungen der preußischen Regierung um deutsche Handelsfreiheit denuncirt. Während der Handelsstand — wir wissen nicht, ob der Straßburgische, aber gewiß der deutsche Handelsstand — sich Glück wünscht, daß es einer energischen Regierung endlich gelingt, die einzelnen Staaten für ein gemeinsames System zu gewinnen, und so den einzigen Weg einzuschlagen, dem wir die Aufhebung aller Mauthlinien im Innern von Deutschland verdanken werden, sieht der Straßburger nur den vermehrten Absatz preußischer Fabricate, und das Gedeihen der russischen Politik. Um das Unglaubliche zu beweisen, setzen wir einen Theil seiner notabeln Reime her: —

"Preußen will dem Zeitgeist folgen:
Deutschland soll vereinigt sein.
Hol' der Teufel heut' noch solchen
Niederträcht'gen Mauth-Verein!

Deutschland soll ein Ganzes werden
Unter preußischem System;
Unter knechtischen Beschwerden
Liegt's der Knute dann bequem.

Preußen ist schon russisch worden,
Russisches Gouvernement —
Und gen Süden aus dem Norden
Dehnt sich nun der Kettenzwang.

Auf ein solch Bereitungszeichen
Müssen wir kirgisisch lernen!
Und zuletzt die deutschen Eichen
Aus den deutschen Gau'n entfernen!" —

"Darum soll auch Baden folgen,
Soll auch preußisch-russisch sein:
Hol' der Teufel heut' noch solchen
Niederträcht'gen Mauth-Verein!"

Die Verse tragen die witzige Unterschrift: "Paul Kraft, Thorschreiber in Deutschburg."

Die preußische Regierung wird mit großer Ruhe der Wirkung entgegen sehen können, die solche Aufklärung unter "dem Kern ihres Heeres, der Landwehr" hervorbringen kann, wenn die Freiexemplare an den Ort ihrer Bestimmung gelangen sollten. Man wird überhaupt zweifelhaft, ob man in Ernst oder Spott mit einem Schriftsteller sich irgend beschäftigen soll, der dem Badischen Volk unter andern schönen Sachen Folgendes sagt: "So wird also der Landtag abermals zu Ende gehen, (vielleicht recht bald, wenn es dem Metternich gelingt, uns die Cholera frühe genug zu bringen)." Man frägt sich, und mit Grund, ob es möglich ist, daß ein Blatt, das auf diese Weise der Vorurtheile des niedrigsten unwissendsten Pöbels sich bedient, auch nur einen Abonnenten unter der bessern Classe zählen kann? Denn Diejenigen, die die Freiexemplare "gratis gegen Erlegung des Porto" beziehen, zu welcher Classe sie auch gehören mögen, werden doch kaum in die der Abonnenten zu rangiren sein. Man würde die Frage geradezu verneinen müssen, wenn nicht immer noch die Möglichkeit vorhanden wäre, daß Etwas, was rechtliche Leute geschrieben, und was rechtliche Leute lesen mögen, von der deutschen Censur gestrichen, und von der französischen Presse nach Deutschland zurück befördert werden kann. Es wird unendlich schwer halten, dieses Blatt zu unterdrücken, so lange nicht diese Möglichkeit entfernt wird. Keiner Macht auf Erden, als allein der Macht des Gesetzes, das den Frevel straft, aber die in redlicher Absicht gesprochene Wahrheit niemals unterdrückt, wird es gelingen, den Saamen der Aufregung, der Zwietracht, der Ruhestörung auszurotten, mit dem aus fremden Pressen das Vaterland überschüttet wird.

Wir sind darauf vorbereitet, die Frage zu vernehmen: "soll man von solchen Leuten die Preßfreiheit sich abtrotzen lassen?" Wahrlich nein! was diese Leute mit Geschrei verlangen, was sie mit Unverschämtheit im Ausland usurpiren, soll ihnen nicht werden. Wir wiederholen, was wir vor neun Monaten gesagt: "Keine Freiheit ohne Gesetz; also auch ohne Preßgesetz keine Preßfreiheit!" Wir wollen weder dem anerkannten Talent Cobbett's, noch dem Verdienst der drastischen Manier (man muß ihn sehen, nicht nur hören) des "ehrenwerthen Deputirten von Preston" dadurch zu nahe treten, daß wir Beide mit einigen Schreiern in Deutschland oder an den Gränzen von Deutschland vergleichen. Aber Hunt und Cobbett haben nicht der Regierung die Reform-Bill abgetrotzt. Nicht die tödtlich bittern Sarkasmen und die energische Lust des Einen, noch die pöbelhaften Eructationen des Andern, haben Volk und König für die Reform gestimmt. Aber die Vernunft, das Rechtsgefühl, das auch in ihren Hyperbeln sich nie ganz verläugnet, hat andere Dollmetscher gefunden, denen die Ordnung nicht minder theuer ist als die Freiheit. Seht in diesem Augenblick die Demagogen. Fürchten sie nicht, daß das Volk durch den Act der Gerechtigkeit befriedigt, daß die Rolle der Aufhetzer ausgespielt sein wird? So in Deutschland. Gebt uns ein Preßgesetz, und —

"Othello's occupation's gone" —

die Schreier werden kein Gehör mehr finden.

Das Constitutionelle Deutschland, dem wir nicht umhin konnten, seine Nativität zu stellen, bringt uns in Nr. 61 einen Vorschlag, dem wir eine ernste Prüfung schuldig zu sein glauben.

J. G. A. Wirth, der Redacteur der deutschen Tribüne, ist im Begriff, sein Journal der Censur zu entziehen, und es in den Rheinkreis zu verlegen, willkürlichen Verboten an die Drucker durch Errichtung einer eignen Druckerei vorzubeugen, und seine Person unter den Schutz der Geschwornengerichte zu stellen. Er fordert zur Unterzeichnung auf, um durch 200 Actien, jede zu 50 fl. den Kostenaufwand des Unternehmens zu decken.

Wir halten uns nach reiflicher Ueberlegung verpflichtet, unsre Ueberzeugung auszusprechen, daß ein solcher Versuch besser unterbleiben würde. Wir sagen Nichts von dem Lob, das der Entschlossenheit und Unerschrockenheit des Mannes gebührt, der einen entscheidenden Schritt als Einzelner zu wagen gedenkt. Eine solche Anerkennung kann wenig bedeuten, wenn wir zu derselben Zeit das Unternehmen, so viel an uns ist, widerrathen.

Um unsere Leser auf den Standpunct zur Beurtheilung dieses Vorschlags zu setzen, wird es zweckmäßig sein, ihnen die neuesten Verhandlungen der zweiten Kammer über den Entwurf eines Preßgesetzes im Auszug mitzutheilen.

"Der zweite Präsident, Seuffert, erhob sich am Anfang der Debatte und sagte: Seit wenigen Monaten habe sich soviel verändert, daß die baierische Deputirtenkammer die Presse nicht frei machen könne. Warschau sei gefallen, und die englische Reform-Bill, und seitdem erheben die Feinde der Fortschritte des mensch-

lichen Geistes überall das Haupt. Daß die baierische Cabinetsregierung die Ehre des Landes schützen werde, das dürfe man nicht hoffen, wenigstens sei in ihm alles Vertrauen erstorben. Die Deputirtenkammer sei daher in der traurigen Nothwendigkeit, die Freiheit der Presse aufzugeben. Es frage sich daher nur, ob die Censur nach der bisherigen Gesetzgebung oder nach der künftigen vorzuziehen sei? Die gegenwärtige Gesetzgebung sei so schlecht, daß die Regierung thun könne, was sie wolle, überdieß sei die Policei die Strafbehörde, und zwar ohne alle Schranken, so daß sie den ehrwürdigen Franz v. Spann zum Gefängnisse habe verurtheilen können. Ueberdieß sei die Privatehre ganz schutzlos. Durch die neue Gesetzgebung hingegen wird: 1) für die Besprechung der innern Staatsangelegenheiten volle Preßfreiheit gesichert, und für auswärtige Verhältnisse die Censur nicht mehr in ihrer bisherigen Eigenschaft als verfassungsmäßig bleibende Institution, sondern nur als vorübergehende Maaßregel beibehalten; 2) das Recht der definitiven Beschlagnahme und der Confiscation ausschließend den Gerichten zuerkannt; 3) die policeiliche Strafgerichtsbarkeit in Sachen der Presse ganz beseitigt; 4) durch Ausfüllung mancher Lücken der bisherigen Gesetzgebung der Willkür der Policeigewalt vorgebeugt; 5) zur Aburtheilung der, durch die Presse begangenen Verbrechen und Vergehen, das in mehrfacher Hinsicht erwünschte Institut des Geschwornengerichts, und 6) sowohl für diese Fälle, als auch bei Uebertretungen der Policei der Presse das öffentliche mündliche Verfahren eingeführt. Endlich wird 7) durch die neue Gesetzgebung der Privatehre kräftiger Schutz gewährt. — Die neue Gesetzgebung sei daher entschieden vorzuziehen. Demungeachtet aber trage er Bedenken, dem Beschlusse der Kammer der Reichsräthe beizupflichten, weil nach demselben auch die Censur hinsichtlich solcher Staaten beibehalten werden müßte, die nicht zum deutschen Bunde gehören. Durch diese Ausdehnung würde das neue Gesetz weit strenger als das alte, denn letzteres enthalte keine Censur hinsichtlich auswärtiger nicht zum deutschen Bunde gehörender Staaten. Auch würde durch diese Bestimmung die baierische Nation bekennen, daß sie nicht selbständig sei, was in keinem Gesetze anerkannt werden dürfe. Das Verhältniß zum deutschen Bunde sei kein solches, das die Einführung der vollen Preßfreiheit verhindern könne. Der Artikel dürfe daher nicht gefaßt werden, wie ihn der Entwurf enthalte. Deßhalb schlage er das Amendement vor, daß die Censur nur ausnahmsweise in Angelegenheiten auswärtiger Staaten statt finden könne, jedesmal aber durch ein Gesetz sanctionirt werden müsse. Im Hinblick auf dieses Amendement werde er dann bei dem Censurgesetze die Modification vorschlagen, daß dieses Gesetz nur bis zum Schlusse des nächsten Landtages (ungefähr 4 Jahre) gültig sei.

"Der Abgeordnete Schwindel: Was vorauszusehen war, ist erfolgt, die Kammer der Reichsräthe hat uns schlechte Abänderungen zugeschickt. Den Geist, den wir dem Ganzen einhauchten, hat sie entfernt, das Phlegma hat sie uns gelassen. — Allerdings ist Warschau gefallen und die Reform-Bill, und wie vernehmen gar deutlich das muntere Krähen der Diplomaten über diese vermeintlichen Siege. Allein das darf uns nicht erschüttern, bleiben wir fest, der Augenblick der Preßfreiheit kommt, das Volk fordert seine Rechte. Man bedroht uns mit dem bisherigen Zustand, allein ist der neue besser, wenn vollständige Preßfreiheit abgeht? Wollen wir neben der Censur die ungeheuren Cautionen einführen? Dann werden alle Pressen stillstehen. Auch bleiben der Regierung in dem einen wie in dem andern Falle genug Hinterthüren offen zu ungesetzlichem Einwirken. Ich stimme daher für das Beharren auf unserer frühern Modification.

"Der Abgeordnete v. Closen: Auch ich kann dem Antrage der Kammer der Reichsräthe nicht beistimmen. Die Vortheile der neuen Gesetzgebung sind nicht so überwiegend, daß wir dafür auf das Recht völliger Preßfreiheit verzichten dürfen. Eine nicht constitutionell gesinnte Regierung kann durch einen servilen Staatsprocurator Druckschriften eben so gut mit Beschlag belegen lassen, als dieß bisher die Policei gethan hat. In Fällen, wo die Policei Freiheitsstrafen erkannte, hat sie ihre Gewalt mißbraucht. Bei der zunehmenden Bildung in allen Ständen wird die Privatehre weniger verletzt als früher, heutzutage wird vorzüglich das öffentliche Leben angegriffen. Allein dieß darf uns nicht bestimmen, eine Halbheit zu begehen. Neue Ordonnanzen dürfen wir nicht befürchten, die Regierung würde dadurch den letzten Rest von Popularität verlieren. Wir müssen sonach auf unbedingter Preßfreiheit bestehen, weil die Censur etwas ganz Verwerfliches ist, was selbst die Kammer der Reichsräthe zugiebt, ja was sogar der ehemalige Minister von Schenk zugab. Warum folgt man also nicht der Vernunft durch Aufhebung der Censur? Fürchtet man etwa die Nation, daß sie gleich einem Tiger zu fesseln sei, oder geschieht es aus Geiz, weil man nun einmal ein Recht nicht aufgeben will? Dieß ist die Sprache der Absolutisten, mit denen hoffentlich eine constitutionelle Regierung nichts wird gemein haben wollen. Oder wäre ein äußeres Hinderniß vorhanden? so viel ich weiß, anerkennen die ausgezeichnetsten Staatsmänner, ja zwei Minister, welche Mitglieder der Kammer der Reichsräthe sind, daß der deutsche Bund dieses Hinderniß nicht sei. Sollte etwa ein geheimes Hinderniß vorhanden sein, etwa der Einfluß des Auslandes? Wenn dieß der Fall, so kann ich diesem Hinderniß nicht nachgeben, dagegen sträubt sich mein Nationalstolz. Nehmen wir das Gesetz so, wie es von den Reichsräthen verlangt wird, an, so erhalten wir den Schein ohne das Wesen. Rücksicht auf fremde Staaten darf uns hiebei nicht leiten, wollen diese nicht von uns berührt werden, gut, so mögen sie sich mit einer Mauer umschließen. Uebrigens würden selbst fremde Regierungen uns verachten, wenn wir aus Furcht das Gesetz annähmen; sehen sie dagegen, daß ein kleiner Staat Muth und Kraft besitzt, so werden sie Achtung vor uns haben und sich unsrer Allianz erfreuen. Hätte unsere Regierung Muth zu einem kräftigen Schritt, ich sehe keine Gränze für die Höhe, zu der sie sich erheben könnte. Ist aber die Regierung zu schwach, so müssen wir stark sein."

"Der Abgeordnete Cullmann: Wir hofften auf Freiheit, es sollte aber nicht so sein; der Geist der Finsterniß, der über unsrer Regierung zu schweben scheint, konnte es nicht unterlassen, sein Veto auszusprechen, und Baiern unter der Schmach der Censur zu lassen. Unsere Regierung will die freie Presse nicht, was die Minister in der Kammer der Reichsräthe anerkannt haben. Unter der Regierung verstehe ich nicht die Minister, sondern jenen Geist, der im Allgemeinen über dem Thun der Regierung waltet. Die beiden Minister, welche in der Pairskammer sitzen, und ein freisinniger Pair (Graf Schönborn) haben sich für die Freiheit der Presse ausgesprochen, allein die Regierung hat keine Lust sie zu verwilligen. Man sehe die Faction, welche den Thron belagert, mit welchem Ingrimm sie die Sparsamkeit der Kammer bei Verwilligung des Budgets annahm, jene Schmarotzer, die das Volk auszusaugen suchen. Dieselbe Faction sucht die Verfassung umzustürzen, sucht ihr unreines göttliches Recht an die Stelle der göttlichen Menschenrechte zu setzen. Zwei Staatsbeamte predigen Haß gegen die Verfassung, die servilen Münchener Blätter preisen den Absolutismus, was in einem constitutionellen Staate nicht minder revolutionair ist, als wenn ein Blatt von entgegengesetzter Farbe die Absetzung des Königs lehren würde. Die Hoffnungen dieser Faction sind mit den unsrigen unverträglich. Wir kamen der Regierung überall mit Offenheit entgegen, was die Verhandlungen über die Cholera, über das Zollwesen zur Genüge bewiesen. Die Regierung hat unser Vertrauen nirgends erwiedert,

was sie bewilligte, mußte ihr abgepreßt werden, ja, aus ihrer ganzen Handlungsweise ging ein System der Zögerung klar hervor, einzig darauf berechnet, daß unsere Wirksamkeit sich nicht über die Bewilligung des Budgets erstrecken solle. Man verlangte von der Kammer, sie solle verschwenderisch umgehen mit den Kräften des Volks, man verfolgte die Presse und freisinnige Schriftsteller auf eine barbarische Weise. Dieß sind die Zeichen unserer Zeit; die Grundursache, warum uns die Preßfreiheit vorenthalten wird, ist nicht der Fall Warschau's und der Reform-Bill, sondern die bezeichnete Faction, die sich den Fortschritten der Freiheiten widersetzt.

"Der Abgeordnete Rudhart: Daß jeder von uns die Preßfreiheit wünscht, daran ist nicht zu zweifeln, denn die Censur ist ein für allemal etwas Verwerfliches. Auch sind wir durch ein äußeres Hinderniß zur Beibehaltung derselben nicht gezwungen. Allein haben wir Hoffnung, die Preßfreiheit zu erzwingen? Nein, das einzige Mittel, sie dereinst zu erhalten, liegt in der Annahme der vorgelegten Gesetzesentwürfe. Ueberdieß sind diese Entwürfe entschieden dem bisherigen Zustande vorzuziehen. Gegenwärtig ist die Censur verfassungsmäßig, so daß nur der Regierung die Initiative zur Aenderung zusteht, künftig beruht sie auf einem bloßen Gesetze. Sie umfaßt künftig entschieden nur äußere Verhältnisse. Die Policei wird vertauscht gegen die Gerechtigkeitsliebe der Gerichte. Die gegenwärtig gar nicht geschützte Privatehre wird von bestimmten Gesetzen beschirmt. Lassen wir die Gesetze fallen, so werden wir dieß einst schwer bereuen, wir arbeiten dadurch den Ultra's beider Theile in die Hände. Gewiß würde sich Oesterreich über die Verwerfung der Gesetzesentwürfe freuen. Ich stimme für die Modification des Abgeordneten Seuffert. In demselben Sinne sprachen sich aus die Abg. v. Dresch, Rabel, Vetterlein.

Der Minister von Stürmer ergriff am Schlusse der Debatte das Wort, und stellte der Versammlung vor, daß sie bei Vorlegung der Preßgesetze wohl selbst nicht an die gänzliche Aufhebung der Censur gedacht habe. Gleichwohl sei die Censur beschränkt worden, und die Regierung sei nach Umständen gesonnen, auch diese beschränkte Censur aufzuheben. Wenn dieß die Fortschritte einer Faction des Despotismus seien, so verstehe diese Faction ihr Interesse nicht. Die Regierung stehe in keiner Abhängigkeit von andern Staaten, aber es gebe natürliche Rücksichten, die Völker gegen einander hätten, Rücksichten der Klugheit und Humanität. Man habe die Ehre der Kammer zur Verwerfung der Gesetze aufgerufen; ob denn die Unehre der Staatsregierung die Ehre der Kammer sei; was werde von der Ehre des baierischen Volkes gehalten werden, wenn die Nation ihre Regierung verlasse? Die Regierung habe die öffentliche Ordnung und die Sicherung der Rechte Aller zu vertreten, dieß könne sie aber nicht, wenn sie waffenlos die Beute öffentlicher Feinde werde. Der Kammer stehe nur die Wahl zu zwischen der Censur nach dem Edict von 1818 und der Censur nach den neuen Entwürfen. Wenn der Zustand einer an sich edlen Gesinnung der kälteren Ueberlegung Platz gemacht, werde sich zeigen, wer für das wahre Interesse Baierns gesorgt habe, die Regierung durch Anerbieten, oder die Kammer durch Verwerfen der Entwürfe. Hierauf wurde abgestimmt, und die Modification des Abg. Seuffert, daß die Censur in Angelegenheiten auswärtiger Staaten ausnahmsweise durch ein Gesetz eingeführt werden könne, angenommen. Auch wurde der Antrag des Abg. Seuffert angenommen, daß die Wirksamkeit des Censurgesetzes mit dem Schlusse der nächsten Ständeversammlung erlöschen solle, wenn nicht bis dahin auf verfassungsmäßigem Wege ein anderer Beschluß gefaßt werde."

Es ward ferner beschlossen, daß die Censur (bis zum Schluß des nächsten Landtags) nur in Ansehung des deutschen Bundes und der Bundesstaaten fortzudauern habe, und, was für Wirth's Angelegenheit von einiger Wichtigkeit ist, daß Niemand ohne Concession eine Privatpresse halten dürfe.

Wir würden vergebens uns bemühen, die Motive zu entwirren, die in der Kammer der Reichsräthe, und im Ministerium der gänzlichen Abschaffung der Censur hemmend entgegenwirkten. Man begreift nicht, welche Rücksicht obgewaltet, wenn es nicht die auf den deutschen Bund gewesen. Die Beschuldigungen der Opposition sind vage und gehässig; die Antworten der Minister ausweichend und ungenügend. Man müßte genauer mit dem Treiben der Parteien bekannt sein, um sich ein Urtheil über die geheimen Triebfedern anzumaaßen. Setzen wir also nichts weiter voraus, als was uns selbst der Redacteur der Tribüne zugeben wird. Die Sprache des Mißtrauens, der Anschuldigung, die die Opposition führt, soll begründet sein. Dann wird man wenigstens auch das Gute für gegründet halten dürfen, was die Opposition von dem Gesetzentwurf aussagt.

Wir beziehen uns auf die vergleichende Charakteristik, die Seuffert von der alten und der neuen Verordnung entwirft. Und nun möchten wir den eifrigsten Freund der freien Presse, den Redacteur der Tribüne selbst möchten wir fragen, ob er auf Ehre und Gewissen es für rechtlich, ob er es für zweckmäßig, ob er es auch nur für möglich hält, dem verfassungsmäßig beschlossenen Gesetz den Versuch seines Widerstandes entgegenzusetzen?

Fassen wir die Möglichkeit der Ausführung in's Auge. Der Redacteur der Tribüne will im Rheinkreis mit seiner Privatpresse ohne Censur drucken. Man wird ihm die Concession verweigern. Er wird ohne Concession drucken. Man wird ihn belangen. Er wird vor dem Geschwornengericht stehen.

Wir wissen recht gut, daß ein englisches Geschwornengericht mehr als einmal bei Preßvergehen, nicht nur über den Thatbestand, sondern auch über den unverfänglichen, nicht gesetzwidrigen Charakter des Gedruckten sein Urtheil ausgedehnt hat. Wir wissen, daß nicht nur Erskine eine solche Competenz für die Jury postulirt, sondern daß auch Lord Chatham

..... "clarum et venerabile nomen
Gentibus" ....

sie, dem unpopulären Lord Mansfield gegenüber, vertheidigt hat. Aber hier ist nicht von dem Inhalt des Gedruckten die Rede, sondern von der Handlung des Druckens ohne Concession und ohne Censur. Sollte eine Parallele gezogen werden, so würde im Bereich des englischen Gesetzes nur die des Druckens ohne Nennung des Namens der Druckerei, oder in gewissen Fällen ohne Caution, oder in andern Fällen ohne den Stempel sich finden. In solchem Fall würde die Jury höchstens die Berücksichtigung der nicht böslichen Absicht empfehlen können. Auch das könnte die Jury nicht, wenn der *bestimmte Wille*, dem Gesetz zu trotzen, zuvor ausgesprochen wäre.

Aber der Redacteur der Tribüne wird nicht vor einer englischen, er wird vor einer rheinbaierischen Jury stehen. Nach der französischen Procedur, die, so viel uns bekannt ist, im Wesentlichen in Rheinbaiern zu Grunde liegt, ist uns nur eine Art der Vertheidigung denkbar. Das Factum wird nicht zu läugnen sein, wird nicht geläugnet werden wollen. Ein anderes, entschuldigendes Factum wird plaidirt werden.*) Und welches? Wird ein Geschwornengericht auf die Untersuchung der Vernunftmäßigkeit, der Zweckmäßigkeit der Censur sich einlassen wollen? Werden zwölf Männer sich finden, die, mit der lebhaftesten Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Censur, einen verfassungsmäßigen, zum Gesetz erhobenen Beschluß der Kammern ignoriren wollen? Dann frohe Botschaft, dann großer Triumph für alle Schmuggler in Baiern; und ihre Zahl ist Legion. Sie mögen ihre Person unter den Schutz der Gerichte in Rheinbaiern stellen. Sie mögen die Unzweck-

*) "Lorsque l'accusé aura proposé pour excuse un fait admis comme telle par la loi, la question sera ainsi posée: *Tel fait est-il constant?*" Code d'instr. crim. L. II. Tit. 2. art. 339.

mäßigkeit der hohen Zölle plaidiren, den immensen Vortheil, der für das Publicum aus der Handelsfreiheit entspringen würde. Tel fait est-il constant?

Einen wunderlichen Begriff von der Zweckmäßigkeit des Systems der Gesetzgebung müßten die zwölf Männer haben, wenn sie sich zu Gesetzgebern, und nicht nur zu Auslegern, sondern zu Revisoren der bestehenden Verordnungen aufwerfen wollten.

Und ein weites Gewissen müßten die zwölf Männer haben, wenn sie die Heiligkeit der Gesetze durch einen Machtspruch von je Zwölfen aus dem Volk umzustoßen, und die Achtung, die Jeder in jeder Handlung an den Tag legen soll, durch ihr Beispiel zuerst zu verletzen beabsichtigen könnten.

Das baierische Preßgesetz ist unvollkommen: aber es begründet einen Rechtszustand. Den würde der Sieg des Redacteurs der Tribüne, wenn er denkbar wäre, untergraben. Und wenn zu gleicher Zeit sich voraussehen läßt, daß die gewisse Niederlage einer guten Sache in der Meinung der minder Unterrichteten schaden könnte, so bleibt nur ein Rath übrig: den Versuch, wie es einem guten Bürger, und einem umsichtigen Freund der Reform geziemt, zu unterlassen.

~~~~~~~~~~

Beurtheilung der Ansichten,

welche in den

Rigaer Protocollertracten, der Königsberger Cholera-Zeitung, und den Ansichten eines Vereins praktischer Aerzte in Leipzig

in Bezug auf die contagiöse oder miasmatische Natur der Cholera entwickelt sind.

Von

Dr. G. A. Michaelis,

praktischem Arzte in Kiel.

Ist der Streit über die Contagiosität der Cholera der Entscheidung nahe?

Frägt man die größere Anzahl der Aerzte, die aus Erfahrung sprechen, so kennen meine Leser die Antwort: die Nichtcontagiosität der Cholera sei außer Zweifel. Und doch treten der Annahme einer miasmatischen Fortpflanzung der Krankheit tausend Gründe aus dem Wege der Krankheit und ihrer Nichtachtung der klimatischen, natürlichen, volksthümlichen Gränzen hergenommen, entgegen, die durch specielle Erfahrungen in einem kleinen Kreise (Stadt, Provinz, Land) nicht beseitigt werden.

Indeß scheint auch kaum einige Hoffnung vorhanden, der Entscheidung auf dem eingeschlagenen Wege alsbald näher zu rücken. Mit dem Fortschreiten der Krankheit, das kann man voraussehen, wird einer Seits die Anzahl der Nichtcontagionisten unter den Aerzten wachsen, während andrer Seits alle Gründe gegen die miasmatische Natur, im gleichen Maaße mit der Verbreitung und grade durch das wunderbare Fortschreiten der Krankheit auf gebahnten und ungebahnten Handelswegen gewichtiger werden. *)

Und worin sonst liegt der Grund daß der Streit nur erbitterter mit wachsender Erfahrung werden wird, als darin, daß die Frage falsch gestellt ist, daß man auf einem Boden streitet, auf dem keine Entscheidung möglich ist.

Dieser Boden ist hier: die früheren erfahrungsmäßigen Begriffe von Contagium und Miasma, **) und stillschweigend setzt man voraus, die neue Erscheinung müsse sich dem einen oder andern derselben nothwendig anpassen lassen, während alle Erfahrungen dafür sprechen, daß die neue Krankheit sich auf eine Weise fortpflanze, die gleichfalls neu und unerhört sei, und sich jenen wenig umfassenden Begriffen nicht fügen werde.

Wenig umfassend sind diese Begriffe, da sie unter mehreren möglichen Verbreitungsarten der Krankheiten, nur zwei erfahrungsmäßig gegebene bezeichnen, und niemand wird läugnen, daß außer diesen noch mehrere bedeutend abweichende Wege der Verbreitung denkbar sind. *) Und alles macht es wahrscheinlich, daß bei der Cholera eine dritte, nach früherem Begriff weder miasmatische noch contagiöse Ausbreitung Statt findet.

Es würde aber eine sehr unnütze Mühe sein, wollte ich versuchen, die Frage, wie die Cholera sich fortpflanze, bestimmt zu stellen; zu viele Möglichkeiten liegen vor, und eine bestimmte, suggestive Frage setzt die Kenntniß der Wahrheit voraus. Nur eine ingeniöse Auffassung eigner Erfahrungen dürfte hier zum Ziele führen; alle einseitig aus dem Gehirne eines Unerfahrenen entsprungenen Hypothesen können nur irre führen.

Weniger schwierig möchte es sein, die Abwege der Untersuchung, die bisher betreten sind, zu bezeichnen und zu zeigen, was der Beantwortung der Frage bisher im Wege gestanden hat.

Zuerst wäre künftig ein mehr ursprünglicher Weg der Untersuchung einzuschlagen, und die unbedachte Anwendung analoger

---

*) Das Erscheinen der Cholera in Sunderland scheint ein neues Beispiel von der Unzulänglichkeit beider Erklärungsversuche darzubieten. Der Spectator hatte vor einigen Wochen den Wechselfall gestellt: entweder die Cholera ist contagiös, so werden wir sie durch die Schmuggler erhalten; oder sie ist miasmatisch, so werden die Winde sie uns zuwehen. Nun reden die Berichte aus Sunderland von der Ankunft zweier Schiffe aus Hamburg (Courier vom 8. d. M.), die eine halbe Meile vom Wohnort der zuerst Erkrankten Quarantaine gehalten. An Bord der beiden Schiffe, heißt es, sei Alles gesund gewesen. Das wäre ein erwünschtes Factum für die Art von Contagionisten, oder wie man sie neuerdings bezeichnet hat, von Einschleppisten, die die Krankheit hauptsächlich durch kerngesunde Leute verschleppt werden lassen. Aber wie, wenn die Kerngesunden auch aus einem nicht-inficirten Orte kommen? Der Name der beiden Schiffe ist so wenig als ihre Abgangszeit von Hamburg genannt. Man möge uns einmal nachweisen, daß ein Segelschiff, das nach oder gleichzeitig mit dem Ausbruch der Cholera ausgelaufen, wirklich in Sunderland angelangt ist. So lange dieß nicht geschehen, wird es erlaubt sein zu fragen, ob bei den herrschenden Weststürmen ein solcher Fall auch nur denkbar war? Die weitere Frage, ob es wahrscheinlich, daß diese Winde ein Miasma hinübergeweht haben werden, liegt ebenso nahe. Red.

**) S. Marx. Origines contagii. §. 1. "Contagium productum est morbosum corporis animalis, quod contactu agens in aliud corpus, opportune ad hoc dispositum, eandem vel simillimam morbi speciem, ejusdem contagii semina in se continentem, excitat. §. 2. Miasmata vero ea subtiliora germina vocantur, quae singulari naturae anorganicae actu, in aëre conflata et disseminata, perque hunc sese communicantia, morbos quidem, sed non semper ejusdem naturae atque indolis in aliis procreant." Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß ich mich im Folgenden streng an einen strengen Begriff von Contagium und Miasma, wie ihn die Erfahrung festgestellt hat, halte, weil nur bei solcher Strenge des Begriffs, Verständniß möglich ist, und nur bei Festhalten an solchen Begriffen, der Streit zum Nutzen für die Praxis kann entschieden werden. Will man die Begriffe von Contagium und Miasma so allgemein und a priori stellen, daß sie durchaus alle möglichen Arten der Fortpflanzung umfassen, so sind sie für die Anwendung wenigstens in der Praxis nichts nütze. Indeß läßt sich auch wohl erweisen, daß eine solche Aufstellung der Begriffe a priori unmöglich sei, wenn man nicht zu dem ganz unzulässigen Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen will, den einen Begriff, z. B. Contagium, positiv festzusetzen, den andern aber: Miasma, negativ — indem man Alles Miasma nennt, was unter den ersten Begriff nicht paßt. Unzulässig ist die letzte negative Bestimmung deßhalb, weil darin möglicher Weise die Fortpflanzungsarten zusammen begriffen sein könnten, die Nichts oder wenig mit einander gemein haben. Man kann daher mit Recht behaupten: ich streite nur gegen Mißbrauch der Worte. Aller Mißbrauch der Worte aber, ist Mißbrauch des Begriffs, da Worte Begriffe bedeuten.

Der Verf.

*) Als einzelne Beispiele solcher von dem früheren Schulbegriff ganz abweichenden Annahmen führe ich Jähnichen, Simons und Pulst (s. Samlinger til Kundskab om Cholera p. 179) an.

Der Verf.
~~~~~~~~~~

Schlüsse zu vermeiden. Wo eine neue Naturerscheinung, den ältern und bekannten sehr ähnlich ist, da führt Analogie rasch und glücklich zum Ziel, und enthüllt schnell die Gesetze der neuen Erscheinung. Wo die letztere aber, wie die Cholera, sehr abweichend vom bekannten, ja oft widersprechend allen bisherigen Erfahrungen sich erwiesen hat, da ist die unbedenkliche Anwendung der Analogie unthunlich, irreleitend. Hier muß man zuvörderst streben, die Facta so rein und allseitig zu protocolliren, wie möglich. Bisher hat man dieselben offenbar nur zu sehr in Rücksicht auf den herrschenden Schulbegriff aufgefaßt, und deßhalb für die Auffindung eines neuen Gesetzes ungenügend.

So lange Theorie und Praxis beide noch so unvollkommen ausgebildet sind, wie in unserm Falle, trenne man sie streng von einander; erst wenn beide größere Fortschritte gemacht haben, werden sie sich gegenseitig unterstützen, vervollständigen, erläutern. Man hat bisher häufig, und immer mit Unrecht die Frage: Ist die Cholera contagiös, und soll man sie durch Cordon, Abschließung, Sperrung hemmen, für gleichgeltend gehalten. Diese Absperrungsmaaßregeln sind offenbar den Pestcordons allein nachgeahmt; gegen die Pest, und was dem ähnlich in seiner Verbreitungsart, konnten sie nützen; daß sie darum aber gegen die Cholera angemessen seien, ist nach Allem sehr zu bezweifeln, selbst wenn die Contagionisten Recht behielten. Denn so viel wissen wie wenigstens mit Bestimmtheit schon, daß die Verbreitungsart beider Krankheiten sehr wenig ähnlich ist.

Stellt man aber einmal die Frage von der Contagiosität und der Sperrung als gleichgeltend zusammen, so ist nichts natürlicher als der Schluß: Weil Sperrungsmaaßregeln nicht geholfen haben, ist die Krankheit nicht contagiös; also schließt man weiter, ist sie miasmatisch. Nach dem Vorhergehenden ist der doppelte Irrthum in dieser Schlußfolge an sich klar. Indeß kommt hier noch ein drittes hinzu, was den Schluß ex effectu noch mißlicher macht, nämlich daß alle Cordons, Sperrungen etc. bis jetzt unvollkommen waren, weil sie mit unzureichender Macht, gegen überwiegende Interessen durchgesetzt werden sollten. Kein Cordon von allen bis jetzt aufgestellten, kann sich nur im Entferntesten mit dem österreichischen Pestcordon vergleichen, und keiner von allen, das wage ich zu behaupten, wäre im Stande gewesen, auch nur die Pest zu hemmen. *)

Ein andrer Vorwurf, der besonders solche Nichtcontagionisten trifft, die selbst in ihrem Orte die Krankheit kennen lernten, ist der, daß sie über ihre eigenen, im kleinen Kreise beschränkten Erfahrungen, den großen Gang der Krankheit übersehen; so wie umgekehrt die Gegner nur allein die Landkarte bei ihren Gründen zu Rath ziehen, und die speciellen Erfahrungen verachten. Beide Seiten der Erscheinung aber haben ganz gleichen Werth, und einseitig ist jedes Urtheil, welches nur das Einzelne oder nur das Ganze berücksichtigt.

An einzelnen Beispielen, wie die Lösung der Frage mit mehr oder weniger Glück versucht ist, werden sich die Klippen der Untersuchung deutlicher zeigen. Ich gehe daher über zum

Rigaer Protocoll.

In demselben finde ich nur einige vorläufige Bemerkungen über unsern Gegenstand auf der Höhe der Epidemie am 20. und 27. Juni zu Protocoll gegeben; und vermisse ungerne die versprochenen fernern und endlichen Resultate, wofür man die kurzen Andeutungen zu Ende des Ganzen (vom 25. Juni und 1. Aug.) nicht kann gelten lassen.

Im Protocoll vom 20. Juni giebt der Dr. Baerens Andeutungen über die Verbreitung der Cholera und die hemmenden Maaßregeln dagegen.

Sehr treffend erscheinen hier die einleitenden Bemerkungen, daß, "soviel vorläufig aus dieser Betrachtung (des Streites über Contagium und Miasma) hervorgehe, daß eben dieses Verhältniß der Krankheit ihr tiefstes Geheimniß sei, das größte Räthsel, das die Natur je dem Scharfsinn ihrer Diener, der Aerzte, aufgegeben hat." Dem Verfasser scheint die Contagiosität unerweislich, indeß gesteht derselbe zu, "daß bei dieser Epidemie Eigenheiten und Verhältnisse obwalten, die unserm bisherigen Begriffe von Miasma nicht ganz entsprechen" und so scheint Alles "darauf hinzuweisen, daß überhaupt jene beiden bis jetzt von uns abstrahirten Normen der Verbreitung nicht mehr auslangen, und daß es eine dritte" (warum nicht vierte, fünfte und sechste) "Norm der Verbreitung geben müsse." Er räth daher bloß zu solchen Maaßregeln, die im Stande sind, den für den Saamen jener allgemeinen epidemischen Cholera-Constitution ergiebigen Boden (Mangel und Unmäßigkeit) zu vertilgen.

Im folgenden Protocoll vom 27. Juni äußert sich der Dr. Dyrsen: "die Art ihres Auftretens in Riga (es erkrankten nämlich in den ersten 5 Tagen überhaupt nur 14 Personen; am sechsten Tage 38; in den darauffolgenden 4 Tagen aber täglich zwischen 100 und 200 Personen aus allen Ständen, und in den verschiedensten Gegenden der Stadt und ihrer Vorstädte) war durchaus verschieden von der Verbreitungsart rein contagiöser Krankheiten und lieferte die schlagendsten Beweise, daß die Cholera, bei uns wenigstens, sich nicht bloß von Individuum zum Individuum konnte fortgepflanzt haben. Es muß daher nothwendig die Gegenwart eines allgemein verbreiteten, die Krankheit producirenden Stoffes anerkannt werden.

Nun aber kommt der Verf. nach solchen Einleitungen ferner zum Resultat: "die Verbreitung der Cholera geschieht daher allem Anschein nach auf zwei Wegen, sowohl durch ein Miasma als durch ein Contagium," welches Resultat, wenn es auch nur als Hypothese aufgestellt ist, auch hier, wie immer, aus der falschen Voraussetzung zu entspringen scheint, es könne nur diese zwei Wege geben; und des Verf. eigne Darstellung gewährt doch mehr Stoff, beide Arten der Fortpflanzung zu läugnen, als sie anzunehmen.

(Schluß folgt.)

*) Wir müssen diese Behauptung des Verf. auf sich beruhen lassen. Aber was den Ausbruch der Krankheit in hiesiger Stadt betrifft, so läßt sich wenigstens einiges Gewicht darauf legen, daß nicht der leiseste Verdacht vorhanden ist, daß die zuerst Erkrankten in irgend eine Berührung mit Menschen oder auch nur mit Waaren gekommen, die den Cordon umgangen oder selbst nach vollbrachter Quarantaine entlassen worden. Genaue Data darüber liegen jetzt in der "Darstellung des Ausbruchs der Asiatischen Cholera in Hamburg," von Dr. Fricke, vor. Diesen actenmäßigen Untersuchungen gegenüber verdient ein durchaus unverbürgter Artikel der Berliner Cholera-Zeitung, der die Krankheit durch einen Handwerker aus Magdeburg eingeschleppt werden läßt, keinen Glauben. Wenn diese Angabe erwiesen wäre, so würde sie zwar die Behauptung des Verf. unterstützen, aber sie würde nicht für die Zulänglichkeit strengerer Sperren beweisen. Abgesehen davon, daß die Sperren immer allgemeiner verwünscht werden, und daß nach und nach ihre gänzliche Aufhebung überall gefordert werden wird, haben wir nun hier die Erfahrung, daß von so vielen in täglichem Verkehr mit Hamburg stehenden Ortschaften, das Uebel in den meisten gar nicht, in andern unbegreiflich spät, und überall nur spärlich erschienen ist. Die letzten Stimmen für das Sperrsystem werden bald verklungen sein: es ist nie zu spät, einen großen Irrthum einzusehen. Red.

Morgenländische Dichtungen. Von A. Oehlenschläger. Erstes Bändchen: die Fischerstochter. Zweites Bändchen: die Drillingsbrüder von Bagdad. Leipzig, 1831. Brockhaus.

Wenn wir zur Anzeige dieser neuesten Arbeit von Oehlenschläger vielleicht nicht ganz unbekan-

gen hinzutreten, so wird uns wenigstens vergönnt sein, uns selbst zugleich zu verklagen und zu entschuldigen. Wir haben das Vergnügen gehabt, den Dichter bei seiner letzten Anwesenheit hier in Hamburg, die Fischerstochter, damals noch Manuscript, vorlesen zu hören. Wie sehr wir auch unsern Lesern denselben Genuß gönnen möchten, so wird ihr Urtheil doch nach dem gedruckten Buche sich bestimmen, und wie Schade, daß selbst ein Mährchen zum Buche werden muß! Glücklich, wenn ihre leichter angeregte Phantasie den überraschend lebendigen Vortrag einigermaaßen ersetzt, wenn ihr eigner Mährchensinn den Mährchengeist aus dem umschließenden und beengenden Scheein eines Octavbändchens, in den er nie ohne Widerstreben sich bannen läßt, wieder zu erlösen versteht. Uns aber bleibt nichts übrig, als den Maaßstaab der spätern Analyse an den noch immer frischen ersten Eindruck zu legen.

Hat der Dichter nicht wohlgethan, sein Mährchen zu dramatisiren? Wenn es auch noch Mährchen giebt, Mährchenerzähler giebt's nicht mehr unter uns. Keiner Art der Dichtung ist unsre ganze Cultur unfreundlicher, als dem Mährchen. Es gehört weit mehr Unbefangenheit zum Erzählen, als zum gläubigen und vergnüglichen Anhören. Darum thut der Erzähler am Besten, wenn er auf seine Rolle ganz verzichtet. Wenn Personen und Geister lebend, handelnd vor uns erscheinen, verwundern wir uns, wie billig; wenn ein Dritter sie uns vorführt, so glauben wir es nicht. Die besten Mährchenerzähler haben durch eigenthümlichen Humor ihre Rolle zu vindiciren gewußt. Wir wollen zwei Muster nennen, die uns noch heute unerreicht scheinen: Musäus Volksmährchen, und Beckford's Vathek. Musäus geht am leichtesten zu Werk. Er entäußert sich kaum einen Augenblick seiner modernen Bildung; er weiß sie, mit wahrhaft mährchenhafter Kunst in seine Erzählung zu verflechten. Beckford hat seinen Humor mit stärkeren Farben aufgetragen. Seine ganze Individualität spricht aus jeder Seite des wunderbaren, in Deutschland viel zu wenig gekannten Buches. In dem Verf. des Vathek verläugnet sich nirgends der Sonderling, der bizarre Erbauer von Fonthill. Er überbietet sich selbst in Hyperbeln, um uns ganz und gar in die Stelle von orientalischen Hörern zu versetzen, wenn ihm etwa die Rolle des orientalischen Erzählers weniger gelingen sollte. Es gehört mit zu seinem Charakter, sich über das, was er vorträgt, ziemlich ungenirt lustig zu machen. *) Das ganze Buch ist nicht minder bizarr, als die Idee des Verfassers, eines Engländers, es französisch zu schreiben.

Wenn unser Dichter die leichtere Form gewählt hat, so möchten wir gerade Das ihm zum Verdienst anrechnen, weil sie zugleich die ansprechendere ist. Auch dazu wünschen wir ihm und dem Publicum Glück, daß er uns nicht ein didaktisches oder satyrisches Mährchen geben wollte. Tieck's Mährchen, gestiefelten und gespornten Andenkens, gehören wesentlich zur Geschichte unserer Literatur. Aber man wünscht doch diesen Ton nicht wiederholt zu hören. Es ist gut, daß manche Saiten angeschlagen werden; es ist auch gut, daß sie wieder abklingen. Didaktische Tendenzen, die man niemals verbannen wird, und niemals müßte verbannen wollen, haben neuerdings in dem Roman ein so willkommenes Organ gefunden, daß sie vorzugsweise mit dieser Art der Darstellung sich zu verbinden scheinen. Im Mährchen würden sie kaum über die verbrauchte Form der Allegorien sich erheben.

Es sind noch zwei Gattungen, in denen das Mährchen seinen Triumph gefeiert hat, und die von der vorliegenden sich wesentlich unterscheiden. Als unübertroffene Muster kennt alle Welt die originelle Naivetät des Rothkäppchens, und, der Sprung ist groß, aber nicht zu groß, die lieblichste von Moores Dichtungen, das Paradies und die Peri. In beiden ist es die Meisterschaft der Behandlung, die der alten Form, dem alten Stoff, den Reiz der ewigen Jugend sichern wird.

Als unterscheidenden Charakter des vorliegenden Mährchens würden wir die Manchfaltigkeit und Abwechselung bezeichnen. Kein geringer Vorzug, wenn es sich um die Gunst des Publicums handelt. Dem Inhalt schmiegt die wechselnde Form sich an, nicht künstlich, sondern als natürliches Gewand.

Der Sclavenhändler ist eine treffliche Figur, die sich im Morgenland bewegt. Der ganze Kerl spricht aus der Rede, in der er den armen Fischer zum Trinken einladet: —

> . . . . . "Bist du Jude, Christ, bist Heide,
> So trinkst du, wie das Schaf die Quelle trinkt;
> Und das hat keine Art; doch bist du Moslem,
> Dann schmeckt dir erst der Wein vortrefflich, weil er
> Verboten ist."

Ob er die folgende Probe von Menschenkenntniß nur in seiner Heimath eingesammelt hat, "where all, but the spirit of man, is divine?"

Sandib.
> Ha, Weiber! Schwache, wankende Geschöpfe!

Sclavenhändler.
> Ja, nächst den Männern wüßt' ich auf der Welt
> Nichts Schwankenders und auch Charakterloseres.

In der Geisterwelt kämpft ein gutes Princip mit dem bösen; aber das Eine, wie das Andre, ist durch Neigung und Leidenschaft dem menschlichen Treiben näher gebracht, und der frostigen Region der Allegorie entnommen. Die gütige Meerfei steigt aus dem Wasser: —

> "Schön liegt die kleine Hütte
> Hier dicht am rothen Meer;
> Das Gras, die Palmen, die Quelle
> Schmücken den Ort gar sehr;
> Kommt nun ein Fremder gefahren
> Im Kahn und schaut zurück,
> Glaubt er, daß da seit Jahren
> Wohnt das stille Glück.
>
> Ach, säh'st du hinter der Mauer
> Die Armuth und die Qual,
> Des Vaters Gram und Trauer,
> Du liebtest nicht das Thal!
> Hört ihr es drinnen weinen?
> Verlassen in der Noth;
> Es sind die armen Kleinen,
> Sie haben nicht Morgenbrodt."

Dagegen die eifersüchtige Fee, Floreslane, in aller Wuth der verschmähten Liebe: —

> "Folgt mir jetzt ihr schwarzen Vögel, von dem blut'gen Rabenstein!
> Brausend flieg' ich durch die Wüste, blaß im blauen Mondenschein."

Sie braut einen Zaubertrank, der die Nebenbuhlerin bethören wird, daß sie einen verrückten Pfaffen, einen Mohren, statt des schönen Königssohnes lieben soll. Die Geister bringen die Essenzen herbei: —

> "Es saßen zwei Tauben im Waldeszelt,
> Und schnäbelten sich und girrten;
> Sie kehrten sich nicht an die ganze Welt,
> Ob Schwerter im Felde klirrten,
> Ob Blumen blühten, ob Sonne schien;
> Er dachte nur Sie, sie dachte nur Ihn!
> Sie waren so zärtlich, so dumm dabei,
> Das Herz voll Blut, und das Hirn voll Brei;
> Da würgt' ich schnell das verliebte Paar,
> Ihr Blut wird wirken im Trank, fürwahr!"

Ein andrer Geist: —

> "Ich bringe Wasser, so rein und kalt;
> Schaut nur, wie lieblich und helle!
> Das sprudelt dort in dem Zauberwald,
> Und Sehnsucht heißet die Quelle.
> Da setzen sich Liebende, weinen drein,
> Und wähnen in ihrem verliebten Sinn
> Die Freuden wiederzufinden,
> Die schnell, wie Wellen, verschwinden."

Der Trank wirkt. Der Mohr predigt; er ist rein toll, und wird geliebt. Der Königssohn trägt in Verzweiflung den Fall dem Leibarzt Duban vor: —

*) Schon auf der ersten Seite: Quand il était en colère, un de ses yeux devenait si terrible, qu'on n'en pouvait soutenir les regards, et le malheureux sur lequel il les fixait, tombait à la renverse, et quelquefois même expirait à l'instant: aussi, dans la crainte de dépeupler ses états, et de faire un desert de son palais, ce prince ne se mettait en colère que très-rarement." Und weiterhin: "Quelque tems après cette proclamation, arriva un homme si effroyable, que les gardes, qui d'abord s'en emparérent, furent obligés, en le conduisant au palais, de fermer les yeux pour ne pas le voir."

: : : : . "Lieb' ist nur der Zauber,
Der unsre Jugendstrahlen, die sonst kalt
Verschwinden würden, in dem Punct vereinigt,
Wo der Altar der Lebensflamme steht;
Sie ist der Teich der alle Bäche sammelt,
Die sonst in Sümpfe sich verlieren würden,
Und treibt mit reichen Fluthen so die Mühle,
Die uns das gute Korn der Thaten mahlt;
Und Leidenschaften sind die mächt'gen Flügel.
Nimm weg die schöne Leidenschaft der Jugend,
Der Mensch wird kleinlich und ein kaltes Thier.
Was Weisheit Männer lehrt, lehrt uns die Liebe;
Denn sie nur schwächt die mächt'ge Eitelkeit,
Und ist die erste Kraft, die außer sich
Der Jüngling achtet. So lehrt ihn die Liebe
Freundschaft, die Welt, Gott, den Propheten schätzen,
Und was im Anfang weiche Krankheit schien,
Entfaltet sich in blühende Gesundheit.

Duban.
So wünsch ich denn viel Glück zu der Gesundheit,
Wenn diese Krisis überstanden ist.

Agib.
So wirkt die Liebe, wenn sie glücklich ist;
Unglücklich tödtet sie wie Frühlingskälte
Jedwede Knosp' in ihrer zartsten Blüthe."

Mit dem Arzte trägt sich noch ein schauerliches Mirakel zu, das wir aber nicht verrathen wollen.

Die böse Fee will auch den kleinen Lolo, den Bruder der verkauften Fischerstochter, ihrer verhaßten Nebenbuhlerin, verderben. Sie lockt ihn in den See hinab: —

"In der frischen Knabenblüthe
Bist mir theuer mehr als je.
In den See
Wag' hinunter keck zu springen,
's wird gelingen;
Dann soll der Delphin, mein Roß,
Dich nach dem chrystall'nen Schloß
Durch die Purpurwogen bringen."

Der Dichter hat Mittel gefunden, europäische Thorheiten im fernen Morgenland zur Schau zu stellen. Ein Europäer — ein Tourist — erscheint, mit einem Wegweiser, der immer lügt, und einem Secretair, der Alles aufschreiben, und das Meiste in den Taschen mitschleppen muß. In einem Luftballon langt er am Hof eines Sultans an. Natürlich gilt er für den Erfinder: ein unschuldiges Mittel, sich in Respect zu setzen. Der Secretair denkt, er sollte weiter gehen:

. . . . wollen Eure Gnaden sich
Nicht auch Erfinder des Schießpulvers nennen,
Der Druckereien, der Uhrmacherei,
Sammt des Compasses?

Europäer.
Nein, mein Lieber, nein!
Lern' Er von mir, wenn Er es noch nicht weiß:
Man muß bescheiden sein, und nie sich mit
Gelieh'nen Federn schmücken, außer wo
Es nöthig ist."

Ihm zu Ehren wird ein großes Küchenfest gefeiert. Wir haben den Vortheil, die schönen, bunten Fische nicht nur rösten, sondern auch fangen zu sehen.

"Hier weht auch nicht der kleinste Wind,
Der See ist spiegelblank und klar;
Die Fische kommen schon fürwahr
Mit schönen Schuppen durch die Flut.
Sie sind beinahe gar zu gut
Zum Essen. — Ja, ich seh's genau:
Der da ist roth, und jener blau,
Und dieser gelb, der Andre weiß
Wie Silber. — Theu'r ist auch der Preis!
Zu Haufen kommen sie herbei. —
Ha, welche närr'sche Phantasei!
Der stille See scheint mir ein Land,
Die Fische Menschen allerhand.
Die Silberweißen, wo das Licht
Sich in die reinsten Strahlen bricht, —
Rechtgläub'ge sind's! Die Rothen dann,
Sie beten wohl das Feuer an,
Sind Heiden. Und die sanften Blauen,
Im blauen Wasser kaum zu schauen,
Langsamer auch und wen'ger frei,
Sind Christen in der Sklaverei.
Die Gelben aber, die geschwind
So ämsig schwimmen wie der Wind,
Die oft die kleinen Blauen fressen,
Von Weißen wieder aufgegessen —
Die mit dem falbengemalten Schein —
Das mögen wohl die Juden sein!

Doch jetzt, denk' ich, genug geträumt!
Die Arbeit wird dabei versäumt.
Jetzt will ich fischen! — Ach, sieh da!
Ein Weißer, Rother, Blauer ja;
Und auch ein Gelber ging hinein,
Nur wollt' er nicht der Erste sein." —

Der Schauplatz des Festes ist, wie gesagt, die Küche. Der Europäer giebt ein Morceau von Vorlesungen über dramatische Kunst zum Besten: —

Der Europäer.
Sublim, auf Ehre! In der That sublim!
Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß der Geschmack
In Asien so weit schon fortgerückt.

Sultan.
So habt ihr auch in eurem Land dergleichen?

Europäer.
Ach, Gott! was hat man nicht in unserm Land?
Parole d'honneur! hier hätt' ich's nicht erwartet.
Zwei Künste: Malerei und auch Musik
Verbinden sich in schwesterlicher Eintracht. —
Sehr — sehr bewund'r ich den Posaunenengel;
Den Linken! Welcher Ausdruck — in den Backen!
Wie erasich anstrengt. Weniger bemüht sich
Der Rechte da. Das nenn' ich Uebergänge,
Nuancen, Feinheit. — Und nun die Musik,
Ganz in dem besten Genre: kräft'ger Lärm
Und dreiste Wiederholung lust'ger Sätze.
Nichts von der vor'gen Dudelei, gar nichts
Von melodiöser Herzempfindelei.
Was hat Musik mit dem Gefühl zu thun?
Noch wen'ger, denk' ich, als die Poesie. —
Und obendrein ganz neue Instrumente:
Die zwei Castrolle und der Bratenwender.
Sie wirken mit erstaunlichem Effect,
Großartig und mit trag'scher Ironie,
An rechten Stellen angebracht. Das haben
Wir noch in den Orchestern nicht zu Hause.
Kommt Zeit, kommt Rath! An einem Tage ward
Nicht Rom gebaut.

Sultan (zu den Leuten).
So zeigt uns jetzt das Wunder!
(Das Transparent wird weggenommen. Man sieht den schwarzen Schornstein; der Topf mit den Fischen, wird, mit Wasser gefüllt, über's Feuer gesetzt.)

Europäer (bedenklich).
Die Bühne stellt hier einen S c h o r n s t e i n vor.
Ja, so! Ich seh', man hat sich nach dem Shakspeare
Gebildet. Nun, warum nicht? Jeder Anfang
Ist schwer, und nach und nach steigt aus dem Chaos
Die Form, die niedlich-zierlich-elegante,
Die glattgehobelte, die bloße Schönheit
Weit übertrifft; von der gigantischen
Erhabenheit nun gar nicht hier zu reden."

Es begiebt sich ein zweites großes Mirakel — mit den Fischen. Es soll nicht ganz leicht sein, die Fische reden zu lassen. Johnson verhöhnte einmal die Fabel von den Fischlein; Goldsmith versetzte: "Doctor, wenn Ihr hättet die kleinen Fischlein sprechen lassen, sie hätten gesprochen wie die Ungeheuer der Tiefe." Diese Fische sprechen gar philosophisch.

Ein drittes Mirakel begiebt sich. Ein Riesengeist wird aus einem Schrein erlöset, in den Salomon ihn gebannt, in dem er drei Jahrhunderte sich gelangweilt. Diese Scene ist zu gut, um zerstückelt zu werden; man muß den Geist seine Fata selbst, in tragischen Trimetern, erzählen hören. Nur dieß Eine noch: er ist der gekränkte Gemal der bösen Fee; und am Ende wird poetische Gerechtigkeit geübt.

Wir wollten nur einen Begriff von der Abwechselung geben, die das Mährchen auszeichnet, und andeuten, daß die reiche Manchfaltigkeit auch poetische Schönheiten ungesucht darbietet. So wird es auch genügen, wenn wir von dem zweiten Bändchen — den Drillingsbrüdern — sagen, sie sind sehr amüsant, und in ihrem morgenländischen Gewande neu. Jeder Leser wird leicht das Urtheil bestätigen.

Zum Schluß die schönen Endworte der Zueignung an Ludwig Tieck, die keines Commentars bedürfen: —

"Mein Tieck! ich seh' dich wieder. Helle Thränen
Steh'n mir im Auge, du bist wieder mein.
Holberg's Apostel, und du Freund der Dänen,
Du hast nicht aufgehört mein Freund zu sein.
Die Harfen schweigen jetzt, die frischen Lieder,
Die uns als Jünglinge so sehr erfreut —
Wir schlagen noch die Harfen! Und wie heut
Zum Grabe lieben wir uns — treue Brüder!" *)

*) So eben erhalten wir ein Kopenhagener Blatt vom 5ten d. M., mit einem Gedicht von Tieck an Oehlenschläger. Wir werden es in unsrer nächsten Nummer mittheilen.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.
In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

74. Hamburg. Montag, den 28. November. **1831.**

Inhalt.

Schriften von Peter v. Kobbe.

Da wir Erdenbürger sammt und sonders mehr oder weniger einseitig sind, und sogar vielleicht sein müssen, damit für das Ganze Mannichfaltigkeit ehrenwerther Richtungen, für den Einzelnen Thätigkeit und Beruhigung Statt finden könne; so ist viel daran gelegen, wie hoch oder niedrig wir stehen, uns dieser nothwendigen Beschränktheit menschlicher Erkenntniß bewußt zu sein, auf daß wir einer Ueberzeugung, die wir für unsre Verhältnisse um vieles nicht vertauschen möchten, so viel Gewicht niemals einräumen, Jeden für gewissenlos und unverständig zu achten, der eine andre zur Richtschnur seiner Handlungen und Gesinnungen macht. Die Aufgabe gehört zu den schwersten, besonders für den tiefen und eigenthümlichen Denker, der sein Urtheil ungern mit einem fremden ausgleicht; und unter allen philosophischen Schulen hat gerade die bescheidenste, die sich alles unbedingten Beifalls enthält, von jeher für den Augenblick am wenigsten Glück gemacht. Erst die unbetheiligte Nachwelt läßt einigen ihrer Bedenklichkeiten und Zweifel die Gerechtigkeit wiederfahren, welche befangene Zeitgenossen ihr versagten. Aber damit ist für die Gegenwart nichts gewonnen; und wollen wir wirklich so aufgeklärt sein als wir uns dünken, so müssen wir uns schon überwinden, Leute gelassen anzuhören, die nicht unserer Meinung sind. Nur nachdem wir das Beste vernommen haben, was gegen diese vorgebracht werden kann, ziemt es uns zu glauben, sie sei wirklich die beste, für welche unser Verstand sich erklären dürfe. Es ist aber zu viel begehrt, daß wir auch den mit Gleichmuth anhören sollen, der mit Feuer und Schwert auf das eindringt, was uns lieb geworden, und auf jede Abweichung von seiner Ansicht mit verächtlichen Blicken herabsieht. Gleichgestimmten mag er gefallen, Gegner wird er in ihrer Abneigung bestärken, und bei Ununterrichteten den Verdacht erregen, alles sei unwahr und ungerecht, wo so viel augenscheinliche Uebertreibung, Entstellung und Unbilligkeit hervortritt. Es thut daher wohl, auf einen Zeitbeobachter zu stoßen, der zwar gegen den Strom der empörten Wogen schwimmt, und nicht zu den eilfertigen Gratulanten der Umwälzungen des Tages, oder zu den Wortführern der Unzufriedenheit mit allem Bestehenden gehört, aber seine Ansicht mit Mäßigung aufstellt, und durch frühere, von bewährten Kennern mit Beifall aufgenommene Werke bewiesen hat, es gebreche ihm weder an Kunde des Rechts noch der Geschichte, um auch eine Stimme über wichtige Gegenstände abgeben zu dürfen. Wir glauben daher, unseren Lesern eine kurze Anzeige von dem Dasein dreier von ihm herausgegebenen Schriften nicht vorenthalten zu müssen, deren Würdigung wir gelehrteren Kunstrichtern und ihrem eigenen Ermessen überlassen.

Geschichte Frankreichs seit Wiederherstellung der Bourbons (auch unter dem Titel: Geschichte Frankreichs unter Ludwig **XVIII.** und Karl **X.**), von P. von Kobbe. Erster Theil. Celle, 1831. Schulze. 200 S. gr. 8.

Erstreckt sich vom 30. März 1814 bis zum 17. November 1829, oder bis zur Adresse der 221 Volksdeputirten gegen das Ministerium Polignac, als dem eigentlichen Anfangspuncte der neuesten Revolution. Der Verf. hält seine Arbeit für die erste, welche in Stand setzt, den Kampf der Parteien seit Wiederherstellung der Bourbons zu überschauen: und dazu kann sie in der That dienen; wenn sie auch, was wir weder behaupten noch verneinen, so wenig die erste sein sollte, als sie die einzige bleiben wird. Der Geschichtschreiber hat sein eignes Urtheil ganz zurückgehalten und sich begnügt, allgemein verbreitete Irrthümer zu berichtigen. Die Thatsachen sind mit Fleiß und Belesenheit aus Quellen zusammengetragen, die überall nachgewiesen werden, folglich der Nachwägung des Zweifelnden unverhohlen bleiben. Eine Uebersicht der neuesten französischen Literatur vollendet den gedrängten, doch keinesweges unvollständigen Abriß einer denkwürdigen Zeit. Es ist ein Handbuch, in welchem das Streben vorherrscht sine ira et studio zu schreiben, und dem in dieser Rücksicht wenige gleich kommen mögen. Anders verhält es sich mit:

Bellona, eine Zeitschrift für Wahrheit und Recht, herausgegeben von P. von Kobbe. Erstes Heft. Celle, 1831. Schulze. 117 S. gr. 8.

Ihre Bestimmung ist die Erörterung der Fragen: "was hat den gegenwärtigen Umsturz so vieler Reiche und Verhältnisse bewirkt und verschuldet? wird eine neue Ordnung der Dinge beginnen? wird diese uns in die Barbarei des Mittelalters zurückversetzen, oder ist mit den Julinstagen eine neue Morgenröthe über Europa hervorgegangen? welche Mittel sind die zweckmäßigsten, vielleicht die einzigen, um neuen Bildungen Sicherheit zu geben, und welche Gefahren sind es vorzugsweise, vor denen ein besonnener Beobachter der Weltereignisse warnen muß?" Es liegt am Tage, daß kein ehrlicher Mann sich auf die Beantwortung solcher Fragen einlassen kann, ohne mit Wärme die Grundsätze zu verfechten, von denen er ausgeht, wie die Ansicht, zu welcher solche Grundsätze ihn berechtigen, und mit Unwillen zu bekämpfen, was dem widerspricht, das er für Recht und Wahrheit hält. Dazu ist er nicht bloß befugt, sondern verpflichtet; und wer irgend einem Sprecher diese Gesinnung untersagt, weil sie ira et studium genannt werden mag, muß alle Menschen, sich selbst eingeschlossen, zum Nichtdenken und Stillschweigen verurtheilen. Fordern kann man jedoch von dem Schriftsteller der geehrt sein will, daß er auch Gegner, deren Unredlichkeit nicht erwiesen ist, vor allem aber das Zartgefühl gebildeter Leser schone, und so viel möglich, bloß Grundsätze und Maaßregeln antaste, ohne ihnen gehässige Triebfedern und böswillige Absichten beizumessen, deren Wirklichkeit sich nur der Allwissenheit enthüllt. Dieser Forderung entspricht Hr. v. K. Er überschreitet nie die Gränzen des anständigen Ausdrucks, er erlaubt sich keine verläumderische Beschuldigung, er giebt nichts für Thatsachen aus, wofür er die Beglaubigung nicht anführt. Beurtheiler seiner früheren Schriften haben ihm ein selbständiges Urtheil und eine freie Seele zugestanden, und wir finden nichts in der vorliegenden, das einen solchen Lobspruch verwirkt. Er ist ein besonnener, gewissenhafter Anhänger der monarchischen Verfassung, ein Vertheidiger der Rechte, von denen er glaubt, daß sie dem Monarchen zukommen müssen, wenn seine Wirksamkeit wohl-

thätig bleiben soll; aber weit entfernt, irgend einer Art der Verfinsterung und willkürlicher Eigenmacht das Wort zu reden. Ueberall offenbart sich ungeheuchelter Eifer für Menschenwohl, reges Gefühl für Wahrheit und Recht, Liebe zur Freiheit; aber allerdings auch Abneigung gegen jede Gewaltsamkeit, sie komme von unten oder oben, und Widerwillen gegen eine Freiheit, die aus Barricaden hervorgeht, und über freie Menschen sogar keinen Gott mehr anerkennen will. In diesem Sinn ist das schöngeschriebene Vorwort dieser neuen Zeitschrift verfaßt. Diesen Sinn bewähren Beurtheilungen der Schriften, über das Ministerium Münster, Gans über die Verirrung der Städte, Raumers Briefe über Paris und Frankreich, über die Freiheit der Pariser Freudenmädchen, Keusebrechts erstes Wort für Karl X., Grundtvigs politische Betrachtungen, mit einem Blick auf Dänemark und Holstein, Beckers Mißgriffe der Bourbons in Frankreich, Münch's Vergangenheit und Zukunft Deutschlands, Krug's zeitgemäße Worte der Beruhigung, und vermischte Nachträge, die viel Anziehendes enthalten. Künftigen Heften bestimmt der Herausgeber, unter dem Namen Journalistik, einen fortlaufenden Artikel, der wichtige Aufsätze aus deutschen und auswärtigen Journalen, die in's Fach der Politik und Zeitgeschichte schlagen, beurtheilen und bekannt machen soll. Wird die Zeitschrift sich erhalten? Wir wagen kaum es zu hoffen, obgleich wir es wünschen. Denn es scheint uns nicht unbillig, daß auch die unmodische, monarchische Verfassung, mit fleckenlosen Waffen der Vernunft und Erfahrung, auf dem sichern Boden der praktischen Philosophie und des Rechts, ohne Einmischung eines, wenn auch nicht ganz unbegründeten und werthlosen, doch verschrieenen Vorurtheils, gegen die offenen und verkappten Angriffe des Republicanismus vertreten werden, der an der Tagesordnung ist, und sich allein liberal dünkt, weil er ein tausendköpfiges Ungeheuer anbetet, indem er einem einhauptigen Hohn spricht. Civium ardor prava jubentium ist sicherlich um nichts besser und viel unbesieglicher, als vultus instantis tyranni. Aber die Mehrheit hat von jeher, und über alle Gegenstände, nur den Ultra's, nur denen Aufmerksamkeit bewiesen, die sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit für eine Partei erklärten, und die Gemäßigten, die Vermittler, wenn nicht geradezu verachtet, doch vernachlässigt. Unternehmer von Zeitschriften und Verleger, welche der Käufer und Leser nicht entbehren können, müssen sich in ihre Kundleute fügen, müssen zurückweisen, was sie an den Bettelstab bringen würde.*) Das ist ein viel ärgerer Preßzwang als der leichtumgangene der Staatscensur, welcher die Schriftsteller im Grunde mehr Mühe machten, als sie den Schriftstellern, und dem gar nicht abzuhelfen ist, weil das allmächtige Publicum ihn ausübt. Herr von Raumer wirft der Niederländischen Regierung vor, sie habe versäumt, zahlreiche, gute Schriftsteller in Sold zu nehmen. Um dieser Maaßregel gewünschten Erfolg zu sichern, hätte sie gleichfalls zahlreiche Zeitgenossen besolden müssen, nur gute Schriftsteller zu lesen und ihnen zu glauben. Das hat einige Schwierigkeit.

Eine dritte Schrift des rechtskundigen Mannes kämpft ebenfalls gegen eine allgemein verbreitete Meinung, wird aber wenigstens einen Theil ihres Zweckes schwerlich verfehlen, und der Ungunst des herrschenden Vorurtheils leichter entgehen.

*) "Di meliora piis!" Red.

Fualdès' angebliche Ermordung; nähere Beleuchtung des merkwürdigsten Criminalfalles unsers Jahrhunderts, durch P. v. Kobbe. Celle, 1831. Schulze. 200 S. 8.

Der Verf., welcher vor einigen Jahren die erste Stimme für Fonk's Schuldlosigkeit erhob, tritt hier den kühneren Beweis an, daß die Geschichte der Ermordung des Fualdes im Bancalschen Hause, eine Fabel sei; und hält sich für überzeugt, Männer wie Feuerbach, Eichhorn, Spangenberg und Bauer, die er zur Abgebung ihres öffentlichen Urtheils auffordert, werden ihm beistimmen. Er stützt sich auf Actenstücke, die urkundlich er nachweiset, theilt die Anklage wörtlich mit, die Geständnisse und Zeugenaussagen im Wesentlichen, und sucht seine Leser durch das Labyrinth des Rechtshandels zu leiten, indem er den Hergang der Sache erzählt, die Entstehung des ersten Verdachts, die Angaben Bousquiers und der Bancalschen Kinder untersucht, die Motive des Mordes erörtert, die Fehler der Vertheidigung aufdeckt, die Abwesenheit der vorzüglichsten Angeklagten von dem angeblichen Ort des Verbrechens darthut, die Geständnisse Bachs und der Bancal beleuchtet, das Bestehen einer Verbindung unter den Angeklagten prüft, sich über das wirkliche Ende des Fualdes erklärt, und mit der erschütternden Rede des Bastide an die Geschwornen schließt. Auch wir sehen dem Gutachten erfahrner Criminalisten mit gerechter Sehnsucht entgegen; doch ist uns schon jetzt, aus unerschütterlichen logischen Gründen vollkommen einleuchtend, daß in drei französischen Gerichtshöfen, Präsident, Leiter des Verfahrens und Geschworne, die ihnen obliegende Untersuchung nicht mit der Ordnung, Unvorgreiflichkeit und Umsicht geführt haben, die sie allein berechtigen durfte, zu verurtheilen oder freizusprechen; und daß kaum ein Verstoß gegen Menschlichkeit und Billigkeit erdacht werden kann, den sie sich, im Lauf der Verhandlungen, nicht zu Schulden kommen lassen. Die Schooßsünde unsrer Tage, zweierlei Gewicht und Maaß, Leichtgläubigkeit gegen Aussagen, die ihnen gefielen, Unglaube gegen solche, die ihnen nicht anstanden, Ausbietung unzulässiger Zeugen; Annahme widersprechender Aussagen, Unterschiebung eines bloßen Verdachts, wo nur Gewißheit entscheiden sollen, tritt überall hervor. So wie sie sich Verlauf und Zusammenhang des Verbrechens dachten, und darauf die Strafe verhängten, kann es sich offenbar nicht zugetragen haben. Ein Justizmord verdient ihr Spruch ohne Zweifel genannt zu werden, ob er auch schuldige Häupter getroffen hätte, da sie unzulänglichen Beweisen Rechtsgültigkeit beilegten. Das zu erhärten ist dem unbestochenen, gelehrten und scharfblickenden Deutschen, so weit unsre Einsicht reicht, gelungen, und wird ihm, wie in einem verwandten Falle Voltaire'n und Elie de Beaumont, den Dank des Wahrheitsfreundes erwerben. Ob aber, wie er annimmt, gar kein Verbrechen Statt gefunden? ob Fualdes durch freiwilligen Tod aus der Welt gegangen sei? ob Niemand sich an ihm vergriffen habe? ob einige der Angeklagten und Verurtheilten nicht wirklich etwas Sträfliches zu verbergen hatten und zu verbergen fortfuhren? ob ein unbegreifliches Vorurtheil alle, ohne Ausnahme alle, verblendete, die Wirklichkeit eines Frevels anzuerkennen, an welchem jeder Einzelne keinen Theil genommen haben wollte? ob ein leerer Verdacht, ein bloßes Stadtgeschwätz sie vermocht habe, ganz ungegründete Thatsachen für Wahrheit auszugeben? ob verkehrter Eifer und Schwachheit von allen Seiten sündigte? ob Mädchen von zehn und zwölf Jahren, deren Auge und Ohr in der Regel mehr erspäht als ihren Umgebungen lieb ist, durch verleitende Fragen des Richters überredet werden können, zu glauben, sie hätten gesehen und gehört, wo durchaus nichts zu sehen und zu hören war? ob Madame Manson, die allerdings den Spottnamen Mensonge reichlich verdient, selbst da noch gelogen habe, als sie, die wenigstens nicht im Verdacht der Grausamkeit stand, bei gerichtlicher Gegenüberstellung, einen peinlich Angeklagten, der sich nie gegen sie vergangen, mit ergreifendem Anschein überwältigender Wahrheit, für einen Menschelmörder ansprach?

Das zu erwägen, darüber sich zu entscheiden, müssen wir dem Menschenkenner überlassen. Es sollte uns nicht wundern, wenn ein solcher, dem beredten Wortführer, mit dem Terenzischen Alten zuriefe: "Das haben Sie gut gemacht! Ich bin viel ungewisser als zuvor."

Fr.

Deutschlands Erntefest. Eine politische Dichtung von Ernst Ortlepp. Leipzig, 1832. Engelmann. 30 S. gr. 8.

Noch haben wir's in Deutschland so weit nicht gebracht, daß, wie in Frankreich durch Barthélemy, eine poetisch-politische Wochenschrift zu Stande gekommen wäre. Diese Art von gebundener Rede, die übrigens in der Satyre hebdomadaire ziemlich ungebunden sich in ihren selbstgewählten Fesseln bewegt, ist bis jetzt unsern Journalen fremd geblieben. Einstweilen, bis die Cultur auch diesen Fortschritt gemacht haben wird, ist wenigstens eines rüstigen Poeten Erwähnung zu thun, der in der Form des Pamphlets dem Vaterland von Zeit zu Zeit mit gutem Rath beizuspringen pflegt. Als er mit einem Neujahrsgedicht anfing, war bereits vorauszusehen, daß er den Cyklus der Feste in unsrer nicht sehr kirchlichen Zeit regelmäßig dem Publicum in's Gedächtniß rufen würde:

"Il reviendra à Pâques
Ou à la Trinité."

Wir haben nicht ermitteln können, auf welchen Tag der Verf. sein ideales Schaltfest, das Erntefest, verlegt. Seine Absicht war aber ohne Zweifel, die Lücke auszufüllen, von welcher die Alterthumsforscher bedauern, daß sie keine Vergleichungspuncte zwischen heidnischen und christlichen Festen darbietet.*)

Wie dem auch sein mag, die gute Gesinnung dieses Dichters ist nicht zu verkennen; eben so wenig sein warmes poetisches Gefühl, dem man nur manchmal einen edleren Ausdruck wünschen möchte. Schön ist es doch wohl nicht zu nennen, wenn es von der kläglichen Zeit heißt:

"Zwar der Herbst verschlang die Lebenskeime,
Und der Winter fraß die letzten Träume,"

oder von der Reformation:

"Luthers Donner krachte durch die Welt,
Und die stolze Babel war zerschellt!" —

oder vom reveil du peuple:

"Träumend saß er, tändelnd, buhlend, schreibend,
Saß, sich selbst entgeistend und entleibend;
Er erschrack vor seinem Fratzenbild,
Sprang empor — und stand von Mark erfüllt.
. . . .
Zorn zerfleischte seine Brust mit Krallen,
Daß in solchen Abgrund er gefallen,
Er verfluchte sein verzwergtes Ich,
Und er schwor 'von nun an acht' ich mich!'"

Damit hat es aber noch nicht sein Bewenden. Der Deutsche

"Schwor sich, nicht mit schrumpfen Siechthums Hinken,
In das übertünchte Grab zu sinken:
. . . .
Schwor, sich zu den Wolken aufzurichten,
Und sein modernd Nichtsein zu vernichten,
Schwor, zu stehen frei und riesengroß,
Wie auf dem Gebirg ein Erzkoloß."

Ganz so "erzkolossal" sind indessen nicht alle seine Bilder.

Was er will, und Andern empfiehlt, ist ganz lobenswerth; er hat die Handelsfreiheit in Verse gebracht, und die "brudermörderischen Zölle" ohne Gnade auf die Hölle gereimt. Dazu noch das Folgende, was einen guten Klang hat: —

"Auf denn! Oder freies Wort! Entkeimen
Wird ihm große That und starker Sinn!
Laße die Geister wogen, brausen, schäumen,
Wie der Sturm und Waldstrom braust dahin!
Das ist Lust! — Wenn alle Kräfte leben,
Wenn die Blätter und die Aeste beben,
Und doch felsenfest die Eiche steht,
Dann erst zeigt sich ihre Majestät!"

Den besten Klang aber hat seine Mahnung, Nichts vom Ausland, Alles von der Heimath und dem eigenen Muth zu erwarten: —

"Keiner wird nach Fremden hoffend schauen,
Keinem wird vor Krieg mit Fremden grauen,
Wenn wir All' umknüpft von einem Band
Stehen für ein einz'ges Vaterland!"

*) M. s. die schöne Abhandlung von Ullmann, im 4ten Bande von Creuzers Symbolik. S. 609.

Beurtheilung der Ansichten,

welche in den

Rigaer Protocollextracten, der Königsberger Cholera-Zeitung, und den Ansichten eines Vereins praktischer Aerzte in Leipzig

in Bezug auf die contagiöse oder miasmatische Natur der Cholera entwickelt sind.

Von

Dr. G. A. Michaelis,

praktischem Arzte in Kiel.

(Schluß.)

Im Uebrigen kann man der vorsichtigen und besonnenen Erwägung der Rigaer Aerzte, besonders obigen allgemeinen Bemerkungen des Dr. Baerens nur Beifall zollen; gerade daß sie nur das Für und Wider erwägen, eine bestimmte Entscheidung aber vermeiden, zeichnet sie vor den andern, hier zu erwähnenden Autoren aus. Eine ganz andere Seite des Streites, nämlich eröffnet:

die Königsberger Cholera-Zeitung.

Es ist den Aerzten Königsbergs vielleicht nicht allzusehr zu verargen, wenn sie Sperrungsmaaßregeln, die ihnen die schlechtesten Früchte getragen hatten, mit scharfen und leidenschaftlichen Waffen, die sich besonders gegen die Preußische Staatszeitung kehren, angreifen, und das Publicum durch das Läugnen der Contagiosität zu muthvollerer Hülfe aufzuregen suchen. Dabei indeß hätte es mit den leidenschaftlichen Waffen bleiben sollen; leider aber pflanzt sich diese Leidenschaft gegen die Contagionisten unverkennbar auch in späteren Blättern fort, wo Untersuchungen in wissenschaftlicher Form über den Gegenstand geliefert werden. Nachdem in den früheren Blättern eine große Anzahl mühsamer Untersuchungen mitgetheilt sind, die zum Theil actenmäßig belegt, zum Theil nur auf nicht actenmäßigen Aussagen einzelner Männer beruhend, sämmtlich Facta enthalten, die die Nichtcontagiosität der Cholera mehr oder weniger beweisen; eine Sammlung von Acten, die an sich von großem Werth ist, folgt in Nr. 13. S. 114 ein Aufsatz vom Med. R. Burdach "Ueber die Entstehungsursachen der Cholera," in welchem es S. 116 heißt:

1) "Da die Cholera nicht mit dem ersten Menschen in die Welt gekommen, sondern nur zu gewissen Zeiten" (vielmehr in jetziger Gestalt, so viel wir wissen, nur einmal) "erschienen ist, so muß sie aus atmosphärisch-tellurischen Verhältnissen ihren Ursprung genommen haben. Ist dieß zugegeben, so muß man auch zugestehen, daß sie eben so immer wieder von Neuem entstehen kann, wo die Bedingungen dazu gegeben sind."

Durch diesen Satz soll alle Wahrscheinlichkeit, daß die Cholera contagiös sein könne, ein für alle Mal beseitigt werden. Wahrlich, fände man einen solchen, mit gänzlicher Nullität behafteten Satz anonym oder unter obscurem Namen, so würde es lächerlich erscheinen, ihn auch nur einmal einer ernstlichen Betrachtung zu unterziehen, aber so, unter dem Schutze einer, unter allen Aerzten hoch geachteten Autorität, zur Begründung der höchstwichtigen Entscheidung vorgetragen, verdient er wohl unsre ganze Aufmerksamkeit.

"Da die Cholera nicht mit dem ersten Menschen in die Welt gekommen," — wer kann sich schon bei diesem Eingang des Erstaunens erwehren? Was soll hier der erste Mensch? was wissen wir, was weiß Herr Med. R. B. mehr von ihm als wir? Was weiß Herr Med. R. B. davon, ob Adam die Cholera gehabt hat? Der wunderliche Anstrich dieser Fragen aber wird wohl durch die wunderliche Art des Vordersatzes allein gerechtfertigt; welchen Vordersatz ich indessen willig so übersetzen will:

"Da die Cholera in ihrer jetzigen Form eine neuentstandene und seit 1817 erst beobachtete

Krankheit ist; nur zu gewissen Zeiten erschienen ist; so muß sie aus atmosphärisch-tellurischen Verhältnissen ihren Ursprung genommen haben." Nehmen wir also so den mystischen "ersten Menschen" im günstigsten Sinn, so bleibt doch die Schlußfolge nicht weniger monströs, denn in welchem Zusammenhang steht nun der Vordersatz mit dem Nachsatz? will der Verf. behaupten, alle Krankheiten seien entweder dem Menschengeschlecht angeboren und vererbt — oder durch atmosphärisch-tellurischen Einfluß entstanden, z. B. die sogenannten psychischen Krankheiten, chirurgische Uebel, Entwicklungskrankheiten u. s. w., oder um bei contagiösen stehen zu bleiben z. B. die Siphylis? Kann der Verf. behaupten wollen, daß menschliche Verhältnisse, somatisch-physische, moralische u. s. w. keine neue Krankheit erzeugen können? Unmöglich, und wenn wir auch zu seinen Gunsten bloß bei den contagiösen und epidemischen verweilen wollten.

"Ist dieß aber zugegeben, so muß man auch eingestehen, daß sie ebenso immer wieder von Neuem entstehen kann, wo die Bedingungen dazu gegeben sind." Ohne Zweifel wird ein Jeder zugestehen, daß eine Krankheit jedesmal von Neuem entstehen könne, welche einmal entstanden sei, d. h. alle Krankheiten können von Neuem entstehen, da sie alle einmal entstanden sind und wohl schwerlich irgend eine dem Menschen angeboren ist. Aber eine solche Möglichkeit macht es darum noch nicht wahrscheinlich, wie der Verf. bald darauf (S. 116) annimmt, "daß die Cholera überall sich von Neuem erzeugt, indem ihr Agens in den verschiedenen Gegenden in einer gewissen Zeitfolge durch die Wechselwirkung der Atmosphäre und dem Erdboden sich entwickelt;" (Wiederum Atmosphäre und Erdboden für Alles, der Mensch aber für Nichts gerechnet.) Denn sieht man sich auch veranlaßt, Contagium, ja selbst Miasma abzuläugnen, so kann man doch ohne Abenteuerlichkeit wohl nicht annehmen, daß die Krankheit, vom Ganges bis Königsberg sich völlig ähnlich, einige Tausend Māle von Neuem entstanden sei, und ist immer zu der Annahme gezwungen, daß ein genauer Zusammenhang zwischen jenem ersten Ausbruch und allen folgenden bis ins Herz von Europa statt habe. Indeß will ich hier zugestehen, daß der Verf. über diesen Punct sich vielleicht nur undeutlich ausgedrückt hat.

Uebrigens fühle ich mich noch veranlaßt, zu gestehen, daß mir die übrigen Untersuchungen über die Contagiosität in der Cholerazeitung ein großes Gewicht gegen das Contagium, im gewöhnlichen Sinn des Worts, in die Wagschaale zu legen scheinen, was nur darum weniger gewichtig möchte gefunden werden, weil man nicht umhin kann, nach solchen Proben, Prädisposition, auch wo sie nicht erweislich ist, zu fürchten. Durchaus aber wird darum in diesen Blättern nicht, wie oft doch das Bestreben ist, erwiesen, daß eine miasmatische Fortpflanzung statt habe.

Noch unglücklicher scheint mir die Frage in den "Ansichten eines Vereins practischer Aerzte in Leipzig, über die Verbreitung der asiatischen Cholera auf doppeltem Wege, herausgegeben von Clarus und von 41, zum Theil berühmten Aerzten mit unterzeichnet" behandelt zu sein.

Dieser Verein von Aerzten (unter denen ich jedoch einige sehr bekannte Namen Leipziger Aerzte vermisse) erklärt sich (d. 10. Septbr. 1831) einmüthig dahin (p. 1): "daß die Cholera bald miasmatisch, bald ansteckend, bald mehr das eine, bald das andere sei." Im Jahre 1817 steigerte sie sich (nachdem sie vorher bloß miasmatisch gewesen) in einem englischen Feldlager bei Calcutta, wo sich alle Bedingungen dazu vereinigt fanden, zu einem höhern Grade, und verbreitete sich von dieser Zeit an, auf zweifachen Wege bis in unsre Gegenden; (S. 9) "die Seuche entstehe und verbreite sich in der Regel durch epidemische" (? miasmatische) "Einflüsse, durch welche allmählig und in einer von Land zu Land mehr oder weniger regelmäßig fortschreitenden Richtung bei einer größern oder geringern Anzahl Menschen, eine gewisse Empfänglichkeit der Unterleibsorgane gegen nachtheilige Einwirkungen aller Art erzeugt wird, auf deren höhern Stufen es nur einer geringen Veranlassung bedarf, um den Ausbruch der Krankheit zu bewirken; dabei sei die Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen, daß sich aus dem Körper des Kranken ein Ansteckungsstoff entwickeln könne u. s. w. und hierdurch lassen sich die einander entgegengesetzten Meinungen über die Verbreitung der Cholera durch Ansteckung vereinigen."

Auf den ersten Blick könnte man versucht sein, diese Ansicht sehr plausibel zu finden, da sie in jedem einzelnen Fall ein Mittel an die Hand giebt, sich aus der Verlegenheit zu helfen: Ist die Krankheit in A. nicht contagiös, nun so ist sie miasmatisch; und umgekehrt. Betrachtet man aber die Sache genauer und im Großen, so möchte man bald finden, daß dieses juste milieu nicht viel mehr sei, als ein pis aller, eine nur oberflächliche Ansicht, die weniger zum Ziel führe als die entschiedenste Annahme eines Contagium oder eines Miasma.

Seit 1817 schreitet die Krankheit vom Ganges bis ins Herz Europas und nach Afrika in immer gleicher Weise vorwärts. Abgesehen nun von unsern Schulbegriffen (und davon müssen wir hier einmal durchaus abstrahiren) frage ich, soll man dieses Vorwärtsschreiten vernünftiger Weise aus Einer Hauptursache oder aus zwei sich beliebig ablösenden herleiten? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein: die Ursache, die das Fortschreiten vom Ganges bedingte, bedingt es auch noch in Europa, und bindet den Fortschritt des Uebels hier an dieselben Wege wie dort, an die großen Communicationswege. Es könnte also die Frage entstehen, ist dieses große Fortschreiten durch Contagium oder Miasma bedingt, wenn es überall gar keinen andern denkbaren Weg gäbe. Nun aber giebt es sicher noch andere Wege, da jene Schulbegriffe nicht alle Möglichkeit umfassen. Streiten demnach alle in der Krankheit erfahrene Männer theils gegen Contagium, theils gegen Miasma, (und bei weitem die unendliche Mehrzahl ihrer Gründe ist negativer Natur, indem keiner, weder das Contagium noch das Miasma einigermaaßen genügend beweiset) ist denn nicht die Annahme wahrscheinlicher, daß beide bis zu einem gewissen Grade Recht gaben, als daß beide Unrecht haben, und das Letztere kommt doch, wenn man Contagium und Miasma abwechselnd annimmt, bei der hauptsächlich negativen Führung der Beweise heraus.

Ist nicht die Annahme wahrscheinlicher, daß die Wahrheit nicht in diesen beiden beschränkten Begriffen, sondern anderswo in der Mitte, oder über eines der beiden Enden hinaus liegt? Wenn ein Beobachter sagt: der und der Gegenstand ist nicht blau, der andre: er ist nicht roth; sollte man da nicht denken, es sei räthlicher zu sagen, nun so ist er gelb oder grün ꝛc., als: folglich ist er blau und roth?

Aber wir wollen einmal annehmen, die Cholera schreite bald miasmatisch, bald contagiös vorwärts, vom Ganges bis zu uns; würde uns diese Annahme (auch abgesehen von ihrer innern Unwahrscheinlichkeit) befriedigend den Gang der Krankheit erklären? Unmöglich. Die Verf. sagen selbst, daß eine Anhäufung vieler Menschen und besonders vieler Kranken an einem Orte und in einem engen Raume eine der Hauptbedingungen sei, wodurch eine bisher miasmatische Krankheit contagiös werde. Wäre die Cholera also auf diese Weise auch contagiös geworden, so hätte man das am häufigsten in größern Städten beobachten müssen, das Contagium hätte sich unter den Augen der Aerzte ausgebildet, und müßte von ihnen erkannt sein — was lehrt aber die Erfahrung anders, als das directe Gegentheil einer solchen Annahme? Nirgends streitet man entschiedener, nirgends mit schlagenderen Waffen gegen Contagium, als wo man die Krankheit in einer großen Stadt, oder

gar in großen, überfüllten Hospitälern beobachtet hat; und wo vereinigten sich wohl alle Umstände günstiger zur Bildung eines Contagium, als gerade in diesen Orten des Jammers und Todes? und wenn sich hier kein Contagium ausbildet, wo sollte es sich denn wohl bilden?

Im engern Kreise eines Ortes, das muß man den tausendfältigen Beobachtungen doch wohl endlich zugeben, schreitet die Cholera ganz anders vorwärts, als unsere bis dahin bekannten, contagiösen Krankheiten. Will man also den Erfahrungs-Begriff nicht zu einer ganz unbestimmten, nichts sagenden, unbrauchbaren Weite ausdehnen, so muß man zugestehen, in einem Orte geschehe die Ausbreitung nicht nach früher bekannten Gesetzen der Contagion. Es fragt sich also nun noch: ist der große Gang der Krankheit von Land zu Land von Ort zu Ort durch Contagium bedingt. Läugnet man aber fast allgemein die Entstehung eines Contagium in einem engen Raume, woher soll dasselbe kommen, um von Land zu Land getragen zu werden? Bei andern Krankheiten, die oft contagiös, oft miasmatisch sind, ist die Ausbreitung im Großen durch miasmatischen, im Kleinen durch contagiösen Einfluß bedingt, bei der Cholera bliebe höchstens der kümmerliche, und aller Erfahrung widersprechende Ausweg, das Gegentheil anzunehmen.

Indeß würden alle diese allgemeinen Gründe gegen eine solche Lehre einer doppelten Verbreitung der Cholera sehr geschwächt werden, wenn die Leipziger Aerzte die Contagiosität einmal, ein ander Mal das Miasma bewiesen. Das ist aber keinesweges der Fall, sondern ihre Argumentation ist die alte, und zum Ueberdruß wiederholte: Krankheiten pflanzen sich entweder miasmatisch, oder contagiös fort; von der Cholera hat A. B. C. D. bewiesen, sie sei in den und den Orten nicht contagiös gewesen, E. F. G. H. es sei bei der Verschiedenheit der Witterung, Lage und Lebensart u. s. w. in allen den Orten, wo die Cholera herrschte, kein gleichmäßiger, miasmatischer Einfluß denkbar; daher also ist die Krankheit bald miasmatisch, bald contagiös, und stillschweigend kommt man immer überein, es sei nichts drittes möglich.

Zum Schluß dieser schon zu sehr ausgedehnten Beurtheilung folgendes: Nur die Ueberzeugung, die Sache sei zu wichtig, um irgend eine persönliche Rücksicht gelten zu lassen, konnte mich veranlassen, die Gefahr zu laufen, gegen alle die geachtetsten Namen, und die ganze Schule keck mit meiner persönlichen Ueberzeugung aufzutreten. Beachtet man diese Zeilen und findet es der Mühe werth, sie zu widerlegen — so werde ich offen bekennen müssen, ich habe einen Streit mit ungleichen Kräften gegen überlegene Mehrzahl begonnen. — Ich traue aber allein auf die Kraft der Wahrheit, von der ich überzeugt bin, und die mir Mitstreiter erwecken wird, wie ich Jänichen, Simons und Pulst als meine Vorstreiter ansehe.

Die Vervollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes. Als Motionsbegründung vorgetragen in der zweiten Kammer der badischen Ständeversammlung. Von Dr. Carl Theodor Welker. Karlsruhe, 1831. Groos. VI. und 54 S. 8. *)

Während mehrere Journale, und darunter auch diese Blätter, damit beschäftigt waren, gegen die Stuttgarter Er-Hofzeitung das Recht der unmittelbaren Petition an den Bundestag zu behaupten, hat der Bundestag entschieden. Der Beschluß ist für die Ansicht der Er-Hofzeitung ausgefallen, und lautet, so wie er unter'm 18. d. M. von dem Senat dieser freien Stadt publicirt worden, wörtlich wie folgt:

"Da der Bundesversammlung gemeinschaftliche Vorstellungen oder Adressen über öffentliche Angelegenheiten des deutschen Bundes eingereicht worden sind, eine Befugniß hiezu aber in der Bundesverfassung nicht begründet ist, das Sammeln der Unterschriften zu dergleichen Adressen vielmehr nur als ein, die Autorität der Bundesregierungen und die öffentliche Ordnung und Ruhe gefährdender Versuch, auf die gemeinsamen Angelegenheiten und Verhältnisse Deutschlands einen ungesetzlichen, mit der Stellung der Unterthanen zu ihren Regierungen und dieser letzteren zum Bunde unvereinbaren, Einfluß zu üben, anzusehen ist; so erklärt die Bundesversammlung, daß alle dergleichen Adressen als unstatthaft zurückzuweisen seien."

Wenn wir noch einmal auf diese Angelegenheit zurückkommen, so werden wir bei keinem denkenden Leser den Verdacht erregen, daß wir die Achtung verkennen, die die Presse jedes Bundesstaates den Bundesbeschlüssen schuldig ist. Ein verfassungsmäßiger Bundesbeschluß hat, so lang er besteht, bindende Gesetzeskraft; jeder Versuch, demselben entgegenzuhandeln, oder Andere dazu aufzufordern, ist strafbar. Aber ein Bundesbeschluß ist in jedem constitutionellen Staat, gleich jedem

*) Für die frühe Zusendung dieser, und einer andern auf dem Weg des Buchhandels noch nicht höher gelangten Rede, sind wir Prof. Welkers freundlicher Aufmerksamkeit verpflichtet.

andern Gesetz, ein Gegenstand der freien Prüfung — einer Prüfung, die gleich jeder andern gedruckten Aeußerung, einzig durch die verfassungsmäßig bestehende Censur beschränkt sein kann. Innerhalb dieser Gränzen nehmen wir unser gutes Recht in Anspruch, überzeugt, daß unsere Absicht keiner Mißdeutung unterliegen wird. Wir haben den Einfluß dieser Blätter in einem weiten und täglich sich erweiternden Kreise vorzugsweise dazu aufgeboten, die Idee der constitutionellen Reform in jeder Gestalt, die das Interesse des Tages bietet, aufzufassen. Wir haben gezeigt, daß wir gegen die Uebertretung der Gesetze, von welcher Seite sie auch versucht werden mag, die öffentliche Meinung zu bewaffnen wissen. So wird auch jetzt die Sprache des Mißtrauens uns nicht weniger fremd bleiben als die Sprache der Adulation. Wir werden aber den Gesichtspunct, den wir bei der Prüfung von Bundesbeschlüssen festgehalten zu sehen wünschen, nicht besser darlegen können, als wenn wir die Worte in Erinnerung bringen, in welchen Welker bei einer frühern Gelegenheit seine Ansicht über diesen Gegenstand so klar als männlich ausgesprochen hat: *)

"Man hat bisher hier und da in Deutschland das Wort Bund und Bundespflicht häufig gleichsam als ein Medusenhaupt vorgeschoben, gegen welches alle Rechtsansprüche des deutschen Volks erstarren sollten. Man hat eine Ehrfurcht und eine Unterordnung unter diesen Bund und die Bundesschlüsse in Anspruch genommen, wie sie die geheiligte Majestät des Kaisers und des Reichs nie ansprachen. Damals war es ein Recht und eine Pflicht deutscher Männer, gegen Anmaaßungen auch der kaiserlichen Majestät, offen aufzutreten. Ja nicht selten haben die Fürsten ganz allgemein das Wort 'deutsche Freiheit' darin gefunden, und darauf beschränkt, wacker zu kämpfen gegen die Anmaaßungen kaiserlicher Majestät. Ich will an keinen Fürstenbund erinnern, sondern nur an die ganze deutsche staatsrechtliche Literatur. Ich bin wahrlich weit davon entfernt, einen Angriff auf ein heiliges Verhältniß veranlassen zu wollen, einen Angriff auf den Deutschen Bund, in so ferne er ein deutsches Nationalband ist, wie er

*) Bei der Motivirung folgender Stelle der Dankadresse: "Wir überlassen uns der Hoffnung, daß Badens Stimme am Bundestage mit der Kraft der Wahrheit und im Einklang mit dem Geist unserer Verfassung dahin wirke, daß an die Stelle der provisorischen Ausnahmsgesetze die vollkommene Entwickelung der den deutschen Völkern durch die Bundesacte verheißenen Zustände treten werde, und vertrauensvoll versichern wir dann auf den Anklang in den Herzen Ihres ganzen Volkes zählen zu dürfen." Diese Stelle ward zur namentlichen Abstimmung gebracht, und einstimmig angenommen. Protocolle der 2ten Kammer 1, 108.

sein muß. Allein ich unterscheide den Durchlauchtigsten Deutschen Bund und die Hohe Deutsche Bundesversammlung. Der Deutsche Bund ist der Verein aller souverainen fürstlichen und republicanischen Staaten und Regierungen von Deutschland zu einem gemeinschaftlichen Nationalverein. Wie ich in jedem constitutionellen Staate den Souverain achte und nimmermehr tadelnd antasten werde, weil er unverantwortlich ist, so achte ich auch den Durchlauchtigsten Deutschen Bund. Aber jener Verein bevollmächtigter Minister nimmt nicht für alle Arten seiner Beschlüsse gleich unbedingte blinde Unterwerfung in Anspruch. Diese Abgesandten — sie sind in unsren constitutionellen Staaten Subdelegierte unserer Minister, die wir hier vor die Schranken dieses Hauses fordern dürfen, wenn sie die Gesetze des Vaterlandes verletzen, und wir würden keine Männer sein und die Achtung achtungswürdiger Volksstämme nicht verdienen, wenn wir nicht offen, nicht mit männlichem Muth, den wir niemals sinken lassen wollen, aussprächen, daß wir bei aller Achtung verfassungsmäßiger organischer Bundesschlüsse uns doch nimmermehr täuschen lassen, wenn man unter dem Namen Bundesbeschlüsse uns diejenigen Rechte nimmt, die uns kein Minister im einzelnen Staate nehmen darf. Wenn die Minister zusammen treten — um mich eines glimpflichen Ausdrucks zu bedienen — und wenn sie so vereint einen Bundesbeschluß herbeiführen wollen, der unsere Verfassung verletzt, so ist das fürwahr nicht minder eine Verfassungsverletzung, als wenn ein einzelner Minister an seinem Wohnorte so etwas vollführt."

Was nun den vorliegenden Bundesbeschluß betrifft, so springt zuerst in die Augen, daß demselben eine Deutung der Bundesgesetze zu Grunde liegt, die der bisher von der Bundesversammlung angenommenen widerspricht. Nicht nur sind häufig Vorschläge von einzelnen deutschen Bürgern an die Bundesversammlung gekommen, und es ist "das allgemeine Petitionsrecht aller deutschen Staatsbürger in allgemeinen vaterländischen wie in besondern Angelegenheiten am Bunde stets anerkannt und geachtet worden;"*) sondern auch "gemeinsame Vorstellungen und Adressen" hat die Bundesversammlung nicht nur nicht zurückgewiesen, sie hat eine derselben als eine "sehr willkommene Veranlassung" bezeichnet, die Gesinnungen der Bundesregierungen über die Verwirklichung ständischer Verfassungen auszusprechen (am 22. Dec. 1817); sie hat noch neuerdings die Darmstädter Adresse, die Cholera und die Polen betreffend, sobald die nöthigen Förmlichkeiten beobachtet waren, angenommen und zu den Acten gelegt.

Man muß der Bundesversammlung ohne allen Zweifel das Recht der Auslegung der Bundesgesetze zustehen, und ebenso das Recht, eine frühere Auslegung mit einer späteren richtiger befundenen zu vertauschen. Es ist ferner in dem neuesten Beschluß ein Gesichtspunct hervorgehoben, der in mancher Beziehung die ernsteste Betrachtung und Anerkennung verdient: der nämlich, daß die Souverainetäts-Rechte der einzelnen Staaten durch unmittelbare Adressen an den Bund, mit Umgehung der Landeshoheit, nicht mögen gekränkt werden. Wenn man auch nicht der Meinung sein sollte, daß eine solche Kränkung durch die bekannten Adressen wirklich Statt gefunden, wenn man entschieden behaupten will, wie man es wohl darf, daß sie nicht beabsichtigt worden; so wird man doch bei der Festhaltung des Gesichtspunctes sich beruhigen können.

Wenn es vergönnt ist, einen Umstand zu bedauern, so ist es dieser: daß der neueste Beschluß zu einem Mißverständniß Anlaß geben kann. Man könnte darin eine neue Beschränkung der zuvor gestatteten Theilnahme aller Staatsbürger an den vaterländischen Angelegenheiten, man könnte eine neue Beschränkung der Oeffentlichkeit darin finden, die doch von dem Geist der Bundesgesetze und dem Zweck des Bundes unzertrennlich erscheint.

Es ist unser lebhaftester Wunsch, daß diese Besorgnisse mögen niedergeschlagen werden, unsere eifrigste Absicht, so viel an uns liegt, der Verbreitung von Mißtrauen und Argwohn entgegenzuarbeiten, unsere theuerste Ueberzeugung, daß in dem befestigten Vertrauen zu dem Bunde, das der Erfolg rechtfertigen wird, eine Stütze für die Freiheit und Selbständigkeit des gesammten Vaterlandes zu finden ist. Immer weiter greift die unbestimmte und darum ängstigende Ansicht, daß von außen her dem constitutionellen System eine Gefahr droht. Wo wäre eine bessere Gewährleistung anzutreffen, als in dem kräftigen Zusammenwirken aller constitutionellen Staaten?

Es giebt einen Weg, der den in dem letzten Beschluß enthaltenen Ausstellungen nimmermehr unterliegen wird. Die constitutionellen Regierungen werden im Verein mit den Ständen sich entschließen, in der Bundesversammlung die Stimmen laut werden zu lassen, die von Einzelnen nie mit derselben Geltung an den Bund gelangen könnten. Dafür bürgt die in diesen Staaten allgemeine Gesinnung; dafür bürgt der Geist der Repräsentanten, der dem Geist des Volkes auf würdige und umsichtige Weise sich anschließt; dafür bürgt außer der Motion in der Badischen Kammer, ein Actenstück, das wir unsern Lesern mittheilen werden, weil es im Norden von Deutschland noch nicht dieselbe ausgebreitete Publicität erlangt zu haben scheint, wie im Süden, das Schreiben der Stände von Kur-Hessen an den Regierungscommissär. Wir entlehnen es aus der Casseler Allgemeinen Zeitung, aus der es auch im Allg. Anzeiger der Deutschen (unter sächsischer Censur) wieder abgedruckt worden: —

"Bei der am 30. v. M. Statt gehabten Berathung über den Etat des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten wurde von dem Deputirten Jordan, auf Veranlassung der für die Gesandtschaften angesetzten Ausgabeposten, insonderheit auch das Verhältniß Kurhessens zu dem deutschen Bunde und den einzelnen Bundesstaaten zur Sprache gebracht und durch Stellung eines hierauf bezüglichen mündlich motivirten Antrags einer genauern Erörterung unterworfen. Man erkannte hierbei einerseits die hohe Wichtigkeit dieses Verhältnisses für das Bestehen und Gedeihen des constitutionellen Lebens in den einzelnen Bundesstaaten, für deren äußere Selbständigkeit und Sicherheit, so wie für die Einheit und Kraft und das davon abhängige politische Gewicht Deutschlands als einer Gesammtmacht; andererseits konnte man sich aber auch der auf Erfahrung gegründeten Ueberzeugung nicht verschließen, daß die bisherige Wirksamkeit des Bundes nur von sehr geringem praktischen Erfolg gewesen sei, sowohl in Bezug auf die Begründung und Behauptung des politischen Ansehens Deutschlands als einer europäischen Macht, als hinsichtlich derjenigen innern Angelegenheiten, welche die deutschen Völker in ihrem Interesse mit Recht für die wichtigsten halten, namentlich hinsichtlich der Verwirklichung der denselben in den Artikeln 13, 18 und 19 der Bundesacte gegebenen Verheißungen. Man erwog, daß, da die politische Selbständigkeit der einzelnen Bundesstaaten nur unter der Voraussetzung der Einheit und Kraft des gesammten deutschen Vaterlandes, als fortbestehend und gesichert gedacht werden kann, die Begründung dieser Einheit und Kraft als das höchste Ziel der gemeinsamen Bestrebungen der Bundesstaaten erscheine, dieses aber vollständig nur zu erreichen sei, wenn der deutsche Bund wirklich den Charakter annimmt und mit Consequenz und Energie durchführt, welchen er nach der richtig erfaßten Absicht seiner Stifter auch in der That haben sollte. Man überzeugte sich daher von der Nothwendigkeit, daß die sämmt-

*) Worte von Welker in der Motionsbegründung. Er citirt die folgenden Stellen der Protocolle der B. V.: I. 54. 191. 206. 245. 247. 253. 334. 279. 230. 361. II. 44. 49. 144. 160. 200. III. 136. 172. 191. 236. 328. 490. Nacherdgl. Actenstücke. I. 1. 28. IV. 33. 35. 49. 51. 162. 236. 244. V. 40. 53. 255. 261. VI. 55. 85. 192. 214. VII. 175. 188. 205. 218. VIII. 17. 131. 196. 217. IX. 36. 42. 126. 181 979. u. s. w.

lichen Bundesregierungen, der lauten einmüthigen Stimme ihrer Völker folgend, mit vereinten Kräften und gemeinsamen Ernste und Nachdruck diesem großen Ziele nachstreben müssen und keine Anstrengung, kein Opfer scheuen dürfen, um Deutschland durch einiges und inniges Zusammenhalten und Wirken das alte Ansehen wieder zu verschaffen, welches ihm die Zwietracht seiner Völker und fremde Mißgunst und Einwirkung geraubt hatten, und auf diese Weise es wieder zu einer solchen politischen Macht zu erheben, welche, stark durch die Eintracht und Kraft der einzelnen Bundesstaaten, nicht nur diesen die Selbständigkeit zu schirmen und für die Dauer zu verbürgen, sondern auch in die europäischen Angelegenheiten entscheidend einzuwirken vermöge.

"Man konnte sich nämlich nicht bergen, daß die Erreichung dieses Heil bringenden Zweckes nur von den Regierungen ausgehen könne, da die Gesandten der einzelnen Staaten bei der Bundesversammlung von ihren respectiven Regierungen abhängig und denselben verantwortlich sind, mithin nur nach erhaltenen Instructionen handeln dürfen. Durch diese muß daher den Bundestagsgesandten auf das bestimmteste und nachdrücklichste aufgegeben werden, die unverkennbaren und laut ausgesprochenen Wünsche und Bedürfnisse der deutschen Völker sowohl in innerer als äußerer Beziehung allenthalben mit Umsicht zu beachten; stets nur im constitutionellen Sinn und Geist zu handeln, und so durch ein offenes, den gemeinsamen Interessen der deutschen Völker vollständig entsprechendes Benehmen dem hohen deutschen Bundestage zunächst das allgemeine Vertrauen wieder zu erwerben, welches besonders durch das seit dem Jahre 1824 bestehende geheime Verfahren unverkennbar geschwächt worden, gleichwohl aber zu einer erfolg- und segensreichen Wirksamkeit desselben wesentlich nothwendig ist.

"Eine solche constitutionelle Verfahrungsweise hielt man um so leichter erreichbar, als der deutsche Bund, zufolge seiner Stiftungsacte als ein Verein von Staaten erscheint, zu deren Regierungsform die landständische Verfassung grundgesetzlich gehört, gegenwärtig auch die überwiegende Mehrzahl der Bundesstaaten mit förmlichen Verfassungen versehen ist, und durch diese die schon in den Protokollen des Wiener Congresses gegründete Verantwortlichkeit der höheren Staatsbeamten, somit auch der Bundestagsgesandten, und der sie instruirenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten ausdrücklich ausgesprochen ist. Wenn auf diese Weise der hohe deutsche Bundestag bei seiner Thätigkeit stets nur das von dem Wohle der einzelnen deutschen Bundesstaaten unzertrennliche Gesammtwohl Deutschlands im Auge hat, und durch aufrichtige und wahrhafte Förderung der höchsten Interessen der gedachten Staaten es dahin bringt, daß der Bund durch die Blüthe und Kraft, durch die Gesinnung und Anhänglichkeit der einzelnen deutschen Völker getragen, gehoben und befestigt werde, — jedes Volk im Bunde dagegen die Gewähr für freie äußere Unabhängigkeit und die selbständige Entwickelung seines innern Lebens findet; — dann brauchte derselbe auch die öffentliche Bekanntmachung seiner Verhandlungen nicht zu scheuen, deren Unterlassung so manchen, wenn auch grundlosen, doch beunruhigenden und aufregenden Argwohn bisher erzeugt hat, in keinem Falle einen wesentlichen Nutzen gewährt, wohl aber in vielfacher Hinsicht nachtheilig wirken kann.

"Vorzugsweise liegt es nun, wie man sich nicht verhehlen konnte, den Landständen eines jeden Bundesstaates, als Vertretern des Volks, ob, ihre Regierung zu vermögen, sowohl bei dem Bundestage, als den übrigen Bundesregierungen, dahin zu wirken, daß nicht nur das Bundesverhältniß auf die angegebene Weise sich gestalte und kräftige, sondern auch die öffentliche Bekanntmachung der Bundestagsverhandlungen wieder erlangt werde, bis dahin aber die Mittheilung der bisher geführten Separatprotocolle an die Landstände zum Zwecke der Einsicht der von dem Bundestagsgesandten ihres Landes abgegebenen Erklärungen und Abstimmungen erfolge. Die Befugniß, hierauf bezügliche Anträge zu stellen, kann namentlich den kurhessischen Landständen nicht abgesprochen werden, da diese nicht nur im Allgemeinen berufen sind, das unzertrennliche Wohl des Landesherrn und des Vaterlandes mit treuer Anhänglichkeit an die Grundsätze der Verfassung möglichst zu befördern (§. 89 d. Verf. U.), sondern auch insbesondere das Recht haben, über alle Verhältnisse, welche nach ihrem Ermessen auf das Landeswohl wesentlichen Einfluß haben, die zweckdienliche Aufklärung von der Staatsregierung zu begehren (§. 92 d. V. U.), darüber aber, daß das Bundesverhältniß, dessen gute oder schlechte Beschaffenheit, auf das Landeswohl wesentlichen Einfluß habe, eben so wenig gezweifelt werden kann, als darüber, daß, wenn alle einzelne Bundestagsgesandten von ihren resp. Regierungen stets im constitutionellen Sinne und Geiste thätig wären, man wohl schwerlich Ursache hätte, sich über den Bundestag zu beklagen.

"Durch diese Gründe bewogen, genehmigte die Ständeversammlung den Antrag des gedachten Deputirten, welcher dahin geht, die hohe Staatsregierung zu ersuchen:

"1) der Ständeversammlung die bisherigen Separatprotocolle des hohen deutschen Bundestags zur Einsicht mitzutheilen, damit sich dieselbe von der bisherigen Wirksamkeit der kurhessischen Bundestagsgesandten überzeugen könne, und sodann

"2) sich zugleich auf diplomatischem Wege mit den übrigen constitutionellen Staaten Deutschlands zu einer, dem constitutionellen Wesen in jeder Hinsicht entsprechenden Wirksamkeit beim hohen deutschen Bundestage zu vereinigen, insbesondere auch darauf anzutragen und hinzuwirken, daß wieder sämmtliche Protocolle der hohen deutschen Bundesversammlung durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden möchten.

"Die Ständeversammlung ersucht daher den Herrn Landtagscommissär, diesen Antrag als ihren eigenen, der hohen Staatsregierung zur baldigen hochgeneigten Realisirung mitzutheilen, auch die Ständeversammlung von dem Erfolge gefälligst in Kenntniß zu setzen. Cassel, am 31. Oct. 1831. Die Ständeversammlung. (Unterzeichnet:) v. Trott. — Müller. Vt. Rehe.

"An den Hrn. Landtagscommissär
Reg. Rath Eggena hieselbst."

Wird man uns noch immer die in einigen größeren Bundesstaaten nicht in's Leben gerufenen Institutionen entgegen halten? Wird man behaupten wollen, es sei dort der Wille nicht vorhanden, heiliges Fürstenwort zu erfüllen? Wird man, wir wissen nicht, welchen Antagonismus gegen das constitutionelle Princip in einzelnen Zeichen der Zeit erblicken? Laßt doch die zum Bösen so leichtgläubigen als zum Guten schwachgläubigen Publicisten sich erinnern, daß die Mehrzahl der Stimmen beim Bunde Regierungen zukömmt, die beides de facto und de jure constitutionelle Regierungen sind. Werden sie uns nach dem Gebietsumfang, nach der Volkszahl der constitutionellen Staaten fragen? Wir verweisen zur Antwort auf den entschlossenen Muth, auf die Hingebung freier Männer. Gegen jede Gefahr von außen schirmt uns die Macht des vaterländischen Gefühls. Und wer wagt es, offen zu behaupten, es drohe im Innern Gefahr? Nicht die Gesinnungen einiger wenigen Fürstendiener werden über Deutschlands Schicksale entscheiden. Seien diese Gesinnungen, welche sie wollen, uns kümmern sie nicht; wenn sie anticonstitutionell sein sollten, so werden sie nicht obsiegen. Wir sind loyal genug, und schämen uns nicht, es zu gestehen, daß wir deutschen Fürsten keine undeutsche Absicht unterlegen. Wir glauben noch immer auf die Bundesgesetze selbst verweisen zu müssen, weil sie die Keime der Selbständigkeit und Freiheit enthalten. Wenn noch nicht jeder Keim zur Entwickelung gedeiht, wenn nicht jede Blüthe zur Frucht gereift ist, so sehen wir darin nur eine Aufforderung zu fortwährenden, unermüdeten Anstrengungen im Dienst der gemeinsamen Wohlfahrt. Wir möchten auf die Bundesacte

anwenden, was vor langen Jahren ein deutscher Patriot vom westphälischen Frieden gesagt hat: "Daß die Freiheit der Deutschen Landstände in dem westphälischen Frieden **nicht genug** verwahrt worden, ist unläugbar und offenbar; daß sie aber **dadurch** verloren gegangen, daß man an die Rechte und Freiheiten des gemeinen deutschen Mannes **gar nicht gedacht**, daß der deutsche Unterthan das Opfer der Gleichgültigkeit und des Eigennutzes der Paciscenten und ihrer Minister gewesen, läßt sich nach dem ganzen Zusammenhang dieser Friedens-Handlungen, nach dem Geiste der damaligen Zeiten und nach dem eignen Anblick der Friedensinstrumente nicht wohl behaupten." *)

Welker hat den Abdruck seiner Rede "den edeln deutschen Männern in beiden Hessen" gewidmet. Es liegt etwas höchst Erfreuliches in den befreundeten Bemühungen von Männern aus den kleineren deutschen Stämmen, die mit alter Treue und neuem Eifer sich die Hand bieten. Auch das ist charakteristisch, daß die Staaten von geringerem Umfang vorangehen. Man wird sehr lebhaft an die politische Lehre erinnert, die Johannes Müller in einem seiner früheren Werke ausgesprochen hat: —

"Eine Eidgenossenschaft, in welcher sehr ungleich starke Mitglieder in gleichen Rechten sind, sobald gewaltige Mitstände eine schwere Hand fühlen lassen, ungerügt — ist gebrochen, geht verloren, wird vernichtet. Vernichtet und verloren ist — nach dem unvergeßlichen Grundsatz des Großpensionärs de Wit, welcher über allen Cabinetten kleiner Fürsten, an allen republicanischen Rathhäusern, mit goldenen Buchstaben eingegraben sein sollte — **verloren ist ein kleiner Staat, sobald er der Uebermacht in seinem Recht um ein Haarbreit nachgiebt.**" **)

Wir können das köstliche Buch — Johannes Müllers Fürstenbund — nicht aus der Hand legen, ohne es unsern Freunden gerade in diesem Augenblick zu wiederholtem Studium zu empfehlen. Wie reich ist es an staatsrechtlicher Einsicht, wie voll von prophetischem Geist! Wer, der den Preßburger Frieden und dessen Folgen kennt, wird nicht glauben, daß der Geschichtschreiber in der Zukunft gelesen hat, wenn er warnend über die Präpotenz und den fremden Einfluß sich vernehmen ließ: —

"Die Stimmen auf dem Reichstag werden gezählt. Aber die Stimme eines Fürsten, der seines gleichen mehrere hat, und die Stimme des Ersten aller Fürsten, gewohnt dreihunderttausend Kriegern allgebietendes Commando zu sein, diese zwei werden alsdann mit gleichem Nachdruck reden, wenn Gesetze so viel vermögen als Macht.

"Endlich könnte dem Reichstag es ergehen wie den griechischen Amphiktyonen. Bei ihnen hatte die kleine Landmark Phthiotien so gut ihre Stimme als der ausgebreitete Stamm der Dorier oder Ionier, die Form war nicht mehr für die mächtige Lacedämon als für das kothige Landstädtchen Cytinium: aber nachdem vor dem Geräusch der Macht so leise Stimmen längst nicht mehr gehört worden, erhielt Philippus nur eben so viel; und sein Wille wurde Gesetz, die Freiheit ging unter, die Amphiktyonen verstummten."

Wiederum erheben sich warnende Stimmen, sprechen von der drohenden Uebermacht, von fremdem Einfluß. Dagegen wird man wenigstens auf die freundlichen Aeußerungen verweisen dürfen, die man neuerdings von Oesterreich aus über die Politik des französischen Ministeriums vernommen. Sieht das etwa einer feindseligen Tendenz gegen das constitutionelle Princip ähnlich? Und was Preußen betrifft, so möge zum Schluß Johannes Müllers Wort über Preußens Verhältniß zu den fremden Mächten hier stehen, und die Zukunft möge seine bessere Ahnung wahr machen, in noch schönerem Sinn, als sie bei der Befreiung Deutschlands wahr geworden ist: —

"Preußen könnte wider die Geringern mit ihnen zusammentreten, oder mit einigen aus ihnen; das heißt, es könnte die Ehre des preußischen Namens und sein Interesse so mißkennen, daß es von den Stärkern sich Gesetze geben ließe um solche in ihrer Gesellschaft denen vorzuschreiben, die von Gott und sich selbst verlassen genug wären, um weder in eigener Entschlossenheit noch in einem großen Mann irgendwo noch Rettung zu finden. Im letztern Fall würden die Mächtigern Preußen aufopfern. Beim besten Glück würde Preußen unter den ersten Mächten die letzte, unter allen die verhaßteste, und hülflos der nächste Gegenstand ihrer Ländersucht sein.

"Das andere System ist dasjenige, welches in dem blühendsten Zeitpuncte dieser Monarchie ein König, der an Einsicht wenige in der ganzen Geschichte seines Gleichen hatte, nach vierzigjähriger Erfahrung und Ueberlegung für das beste erkannt; nämlich daß die preußische Armee, der langgesammelte Schatz, der Flor des Landes, die angestammte Fürstenweisheit, der Nationalheldenmuth und feurige Patriotismus, anstatt Werkzeuge des finstern Ehrgeizes zu werden, der allgemeinen Sache deutscher und europäischer Freiheit geweihet sein sollen. Durch diesen Willen, der seinen Grund in unveränderlichen Verhältnissen hat, unterwirft sich Preußen den Gesetzen öffentlicher Gerechtigkeit, schließt seine Stärke zusammen mit der Kraft alles Edeln und Guten, das in den Reichsfürsten und in andern freien Staaten ist, handelt in dem vollen Ansehen, welches Redlichkeit und Unerschrockenheit Vertheidigern einer guten Sache geben, findet sein Interesse im Fortgang des Lichtes und in wahrer Bürgertugend, seine Größe, sein Flor, ist Glück und Sicherheit für alle."

*) (Karl v. Moser:) Patriotische Briefe. 1767. S. 125.

**) Darstellung des Fürstenbundes. 2te Aufl. 1788. S. 158.

Tieck an Oehlenschläger. *)

Fremd' ist mir jetzt geworden,
Es bringt mir lieben Gruß
Der Dichter aus dem Norden,
Und seinen Bruder Kuß.

Er sprach: Warum denn richten?
Da noch die Kraft gesund?
Weit besser klingt das Dichten
Von einem Sänger-Mund. —

So darf der Dichter sprechen,
Dem hold die Muse lacht,
Er wird die Lorbeern brechen,
Die sie ihm zugedacht.

Dein freundliches Gemüthe
Hat sich mir längst bewährt,
Mit Deines Kindes Blüthe
Bist Du zurück gekehrt.

Sie spricht des Vaters Wahrheit,
Sie lächelt seinen Blick;
So bleibe denn Lieb' und Klarheit,
Der Zukunft auch zurück. —

Und neu mit Dir verbunden
Reich ich die Freundes-Hand,
Wie wir uns früh gefunden,
Hast Du mich nie verkannt.

Wir Sanges-Brüder wall'ten
Durch manchen schönen Raum,
Lebendig fest zu halten
Des Lebens Wunder-Traum.

Seh' ich einst Deine Auen?
Kehrst Du zu unsern Gauen?
Grüß ich Dich dorten, hie?
Doch wie sich's mag gestalten,
Wir bleiben stets die Alten! —
Entfremdet sind wir nie!! —

Dresden, den 25. Juni 1831.

Dein treuer Freund und Bruder
Ludwig Tieck.

*) Wir entlehnen dieses Gedicht aus einem dänischen Journal (Kiöbenhavns-Posten, 1 Nov.), wo es mit Oehlenschlägers Bewilligung, und mit der Bemerkung abgedruckt ist, daß Tieck dem Dichter, dem er seit der bekannten Kritik des Correggio entfremdet war, bei seiner Ankunft in Dresden mit jedem Beweis alter und herzlicher Freundschaft entgegenkam.
Red.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.
In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

75. Hamburg. Montag, den 5. December. **1831.**

Inhalt.

Geschichtliche Darstellung des Ausbruchs der Asiatischen Cholera in Hamburg. Nach Acten und amtlich angestellten Untersuchungen von J. C. G. Fricke, Dr. Hamburg, 1831. Perthes und Besser.

Bau- und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemieen und ihrer Verbreitung. Von Dr. S. L. Steinheim. (I. Noten zum Texte der Schrift von Dr. Fricke. II. Ueber eine amtliche Bekanntmachung des Hamb. Senats.) Altona, 1831. Hammerich.

Es würde nicht ganz leicht sein, zwei Schriften aufzufinden, die, bei ganz entgegengesetzter Tendenz, eine so geringe Ausbeute zuverlässiger Schlüsse darbieten, wie die beiden vorliegenden. Damit soll aber keineswegs über den wirklichen Werth beider Arbeiten abgesprochen sein. Denn wie die zweite mit einem Aufwand von Geistreichigkeit geschrieben ist, auf welche der eher vernachlässigte als gesuchte Vortrag der ersten keinen Anspruch macht, so enthält dagegen die erste eine Reihe von amtlich constatirten Thatsachen, deren Mittheilung sehr dankenswerth, und deren Genauigkeit der Gegner so wenig in Abrede zieht, daß er sie seiner eignen Schlußfolge zu Grunde legt. Das Raisonnement der ersten Schrift erscheint zum Theil als Resultat der Präoccupation, das der zweiten in nicht geringerem Maaße aus einer gereizten Stimmung hervorgegangen.

Dr. Fricke glaubt, die von ihm mitgetheilten Thatsachen werden hinreichen "um die Ansicht, daß die Asiatische Cholera nicht durch Ansteckung oder Einschleppung bei uns zu entstehen nöthig gehabt, sondern sich hier, unter der Vereinigung von uns bis jetzt unbekannten Verhältnissen, erzeugt und ausgebildet habe, zu gewinnen." Dr. Steinheim behauptet: "wenn Herr Dr. Fricke aus den vorliegenden Acten, wie der Schreiber Dieses, den Beweis zu führen unternommen hätte, daß sich die Seuche nicht in Hamburg freiwillig, ohne Einschleppung und Ansteckung entwickelt habe, das würde Jedermänniglich eingeleuchtet haben."

Wir fühlen uns nicht berufen, uns zu Rittern für Dr. Fricke's Logik aufzuwerfen. Er wird ohne Zweifel seine Schlüsse rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Hoffentlich aber wird er es nicht der Mühe werth halten, auf die eingestreuten Persönlichkeiten zu antworten. *)

Den Grund seiner Heftigkeit giebt Dr. Steinheim in folgender Stelle des Vorworts an: "Da, wo der Wahrheit von Dem, was profitabel ist, Abbruch werden soll, stellt sich ihr warmer Vertheidiger schon geharnischt in die Schranken; da aber, wo noch dazu das Wohl und Wehe von tausend Familien in Gefahr geräth: da tritt er gerüstet mit allen guten Waffen in vollem und edlem Zorne auf."

Man sieht, es handelt sich um etwas viel Bedeutenderes als um die Logik eines Schriftstellers. Es handelt sich um die Zweckmäßigkeit und Gewissenhaftigkeit des Verfahrens der Behörden.

Die Rechtlichkeit des Verfahrens bei'm Ausbruch der Krankheit scheint der Verf., seiner eigenen Verwahrung zu Folge, nicht in Zweifel ziehen zu wollen. Aber er glaubt eine Blöße nachweisen zu müssen, die, seiner Meinung nach, der Rath dieser freien Stadt sich durch die Bekanntmachung vom 14. October gegeben. Darüber läßt er sich mit ziemlicher Ausführlichkeit vernehmen, wie folgt:

"Zunächst interessirt uns hier jener Ausspruch im angeführten Decrete, dem wir unsre ganze Aufmerksamkeit zu schenken entschlossen sind, nämlich das Senatusconsult: 'daß sich die asiatische Cholera ohne Einschleppung in unseren Mauern erzeugt habe.' Es enthält zwei gesonderte Urtheile. Erstlich den Ausspruch: ohne Einschleppung, und zweitens den: in unsern Mauern erzeugt. Die Seuche braucht nämlich nicht gerade nothwendig eingeschleppt zu sein, und könnte doch von Außen herein gekommen, und nicht innerhalb der Mauern nothwendig erzeugt sein; sie konnte ja heranfliegen durch die Luft; heranschwimmen durchs Wasser; herankriechen auf dem Boden; mithin immerhin von Außen hereinkommen, ohne deshalb der Verschleppung, d. i., Wegtragung durch Menschen, Thiere und giftfangende Stoffe unterworfen zu sein. Dieses ist also das Eine Urtheil, sie ist nicht verschleppt, d. h., sie ist weder durch Menschen noch durch Thiere, noch durch giftfangende Sachen eingebracht. Dies erste und wichtigste Urtheil ist das Krämerurtheil wegen seiner eigenthümlichen Tendenz zu nennen. Das zweite decretirt, sie ist innerhalb der hamburger Ringmauern entstanden. — Ihr weisen Männer, die Ihr das Beste des Staates wollt und wünscht, habt Ihr auch bedacht, zu welcher Giftbrauerei Ihr mit diesem unglücklichen Urtheile Eure Stadt stempelt, und mit welchem Male Ihr sie brandmarkt. Wäre sie eine solche Giftlache, so verlaßt sie! verlegt Häuser und Speicher nach einer gesünderen Gegend; oder, wenn Ihr das nicht wollt, oder nicht könnt, wird sie doch bald genug, wie das alte Rom mit seiner aria cattiva, verödet und volleer in einen Schutthaufen verwandelt werden, so wenig es jetzt danach aussieht. Nein! so ist es, Gottlob, nicht! Ihr nur seid kurzsichtige und übereilte Richter, aber Eure Stadt ist so schuld- und giftfrei, wie sie es seit einem ganzen Jahrtausende gewesen. Ganz anders dachte und sprach in dieser Beziehung Arejula, der gepriesene und edle Arzt von Cadir; als dieser nämlich seine fünfjährige Tochter an den Erscheinungen eines gelben Fiebers verlohren hatte, zu einer Zeit, da dieses gar nicht herrschte, befragte ihn der bekannte französische Arzt Pariset, ob er denn überzeugt sei, daß sich das gelbe Fieber spontan in Cadix entwickeln können? Der edle Arzt zuckte mit den Achseln, schüttelte den Kopf, schwieg; er verfuhr nach Parisets eigenen Worten also: il s'est bien gardé d'énoncer cette triste verité, pour ne pas alarmer ses concitoyens et le gouvernement (S. Guide sanitaire, par *Robert*, Paris 1826. p. 90.)

*) Diese Animosität geht so weit, daß Alles, was in künstlichen Rapport mit Dr. Fricke gesetzt werden kann, sofort mit Geringschätzung behandelt wird. So muß Sömmering, weil der Verf. einen witzigen Vergleichungspunct aufgefunden zu haben glaubt, eine "gutmüthige pathologisch-anatomische Seele" heißen. Ist's denn etwa Schande, sich in pathologischen und anatomischen Forschungen auszuzeichnen? Oder ist es einem geschickten und glücklichen Operateur, als Solchem, versagt, einen richtigen Schluß zu ziehen?

Wie! und ist man nicht hier gerade darüber aus, läßt es sich angelegen sein, und will es Andern zu einer Art Obliegenheit machen, das furchtbarste Uebel zu einem einheimischen, zu einer Art Endemie zu machen? Wie reimt sich dieß mit der Weisheit und der Vorsicht einer gerühmten Administration?"

Nach dieser Stelle, und nach der Art, wie dieses Umstands an mehreren Orten erwähnt wird, müßte man schließen, der Hamburgische Senat habe wirklich in einem Ton, der die Sache zur Entscheidung, und wissenschaftliche Gegner zum Schweigen bringen sollte, decretirt, die Seuche sei nicht eingeschleppt. Hat irgend eine Behörde Etwas der Art unternommen, so ist es klar, daß sie sich ein großes ridicule gegeben, und daß die Protestationen unbefangener Aerzte nicht ausbleiben konnten. Es wird aber der Mühe werth sein, die Worte der Bekanntmachung vom 14. October hier zu wiederholen, und sie im Zusammenhang zu betrachten: —

"Wenn gleich bei den ersten Krankheitsfällen noch einige Unentschiedenheit obwalten konnte, wenn man zögern mußte, der Ueberzeugung sich hinzugeben, daß eine Krankheit, gegen deren Einschleppung so kostbare und den Verkehr hemmende Maaßregeln nothwendig erachtet worden, sich ohne Einschleppung in unseren Mauern erzeugt habe, so haben dennoch der Verfolg, das plötzliche und gleichzeitige Erkranken von Personen in den verschiedensten Districten der Stadt, die diese Krankheit bezeichnenden Kennzeichen und der schnell erfolgende Tod, jeden Zweifel heben müssen."

Zuerst springt hier in die Augen, daß es sich um die Diagnose, nicht um die Contagiosität der Cholera handelt. Das Volk zweifelt zum Theil noch an dem Vorhandensein der Krankheit unter uns. Einer der Zweifelgründe beruht auf der Frage: wo soll sie hergekommen sein? Wir haben gesperrt; wir haben zu unserem großen Nachtheil, aber darum nicht minder streng gesperrt; wie soll denn das Uebel dennoch die Cordons übersprungen haben? Auf diese Frage wird die directe Antwort abgelehnt. Sei dem, wie ihm wolle: die Krankheit ist hier; nach den weiterhin angegebenen Erscheinungen ist nicht mehr daran zu zweifeln.

Weit entfernt, die Nichtverschleppbarkeit der Seuche decretiren zu wollen, erkennt die Bekanntmachung vielmehr an, daß man habe zögern müssen, dieser Ueberzeugung sich hinzugeben; daß man dazu nur sich habe entschließen können, nachdem die Natur des unter uns aufgetretenen Uebels zu vielfach, zu unzweideutig, als die Asiatische Cholera sich manifestirt. Was nicht mit Worten ausgesprochen, aber offenbar zugleich gemeint war, ist, daß kein Factum sich bei der Untersuchung ergeben, nach welchem man auf eine Einschleppung der Seuche in diese Stadt hätte möglicher Weise schließen können.

Nun behaupten wir, wenn eine spätere Untersuchung wirkliche Indicien einer Verschleppung ergeben hätte, so konnte der Senat ein solches Resultat bekannt machen, ohne dem Schein eines Widerspruchs mit seiner früheren Erklärung sich auszusetzen. Denn ein solches Resultat würde nur erweisen, daß man mit Recht gezögert habe, an die Erscheinung der Cholera ohne Einschleppung zu glauben. Wir behaupten, daß auch jetzt der Senat keinen Augenblick den Schein einer einmal gegebenen Blöße zu fürchten hätte, wenn Dr. Steinheim wirklich einen Beweis, oder auch nur überwiegende Gründe, für die Einschleppung geliefert hätte.

Daß der gelehrte Doctor solche Gründe in petto habe, ist man versucht aus seiner pompösen Manier zu schließen. Aus den von Dr. Fricke angeführten Thatsachen soll gerade die von demselben abgeläugnete Verschleppung hervorgehen. Daß diese Thatsachen nicht einen erschöpfenden Gegenbeweis liefern, geben wir dem Verfasser gerne zu. Daß der Beweis nicht erschöpfend, im strengern Sinn, genannt werden kann, wird wahrscheinlich Dr. Fricke selbst zugeben, wenn er seine Angaben auf's Neue überblickt. Aber noch viel weniger erschöpfend ist der Beweis, den Dr. Steinheim ableiten will. Dieser gründet sich einzig auf die Frage, wie man erweisen wolle, daß Peter Petersen, der zuerst erkrankte, nur mit unverdächtigen Fahrzeugen an der Holzbrücke, Brooksbrücke und den Vorsetzen in Berührung gekommen. Peter Petersen, der Kartenleger und große Säufer (de mortuis nil nisi bene!) kann möglicher Weise mit einem inficirten Etwas — mit einem Contagium, oder mit einem "verschleppten Miasma" — in Verbindung gekommen sein — wer will es läugnen?

"Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint."

Aber die Untersuchung hat Nichts der Art ergeben. Daß die Untersuchung weder nachlässig noch ganz erfolglos geführt worden, läßt sich daraus abnehmen, daß sein früherer mehrmals gewechselter Aufenthalt, und daß namentlich die Häuser ausgemittelt worden, wo er sich noch am 6. October mit Kartenlegen beschäftigt. Es ist aber nicht der leiseste positive Verdachtgrund vorhanden, daß Peter Petersen dort, oder anderwärts, ein "verschlepptes Miasma" angetroffen. Und wer es unternimmt, den Resultaten einer policeilichen Untersuchung geradehin zu widersprechen, von dem könnte man erwarten, daß er wenigstens einen leisen Verdachtgrund gegen diese Ergebnisse vorzubringen wüßte.

Außerdem giebt der gelehrte Doctor zu verstehen, wie die mangelhafte Natur menschlicher Einrichtungen es mit sich bringt, daß man einen Ort nicht für inficirt hält, bis man es weiß, und daß man's nicht weiß, bis es declarirt ist: daß daher, auf die legalste Weise von der Welt, Personen und Waaren aus dem bereits inficirten Berlin abgegangen. Wenn es sich so verhält: wann sind diese Personen, diese Waaren in Hamburg angekommen? War es wenige Tage, war es vielleicht ganze Wochen vor der Erkrankung Peter Petersens? Ist ein Grund dafür vorhanden, daß sie ein Miasma mit eingeschleppt?

Es wird ferner, doch behutsamer angedeutet, daß einige Individuen den Cordon umgangen. Wir lieben diese Behutsamkeit nicht. Wir möchten dem gelehrten Doctor eine Anforderung stellen, mit der man anderwärts einen Redner zu unterbrechen pflegt, wenn er Beschuldigungen der Art hinwirft: Nennt die Personen! Wozu die Behutsamkeit? Wozu die Rücksicht? Wozu das, dem übrigen Vortrag der Anschuldigungen fremde Zartgefühl? Nennt die Namen, die Tage! Wie sehr die Facta möchten gegen die Wachsamkeit der hiesigen Behörden zu sprechen scheinen, die Censur der benachbarten Stadt hat den Beweis geliefert, daß sie durch solche Rücksichten sich nicht leiten läßt, vage Beschuldigungen zu unterdrücken; vielweniger wird sie erweisbare Behauptungen niederschlagen wollen. Und dann noch die Bitte: es möge gefälligst nachgewiesen werden, in welche directe oder indirecte Berührung die eingeschwärzten Individuen mit Peter Petersen, dem unglücklichen Protestant des tiefen Kellers, gekommen?

Wird Dr. Steinheim es ablehnen, diese detaillirte Nachweisung zu geben? Man wird es ihm schwerlich verargen. Aber man wird erwarten, daß er einen minder zuversichtlichen Ton anstimmt, so lange er den Behörden nur vorzuwerfen hat, daß sie nicht das Unmögliche möglich zu machen gewußt.

Das wird allerdings immer *eine schnöde Sache* bleiben, daß die Hamburgischen Behörden nach dem Ausspruch eines so gelehrten und geistreichen Doctors der benachbarten Stadt, nur ein Krämerurtheil an den Tag gelegt haben. Indessen erinnert man sich, daß Englands äußere Würde und innerer Wohlstand nicht bedeutend dadurch erschüttert worden, daß Napoleon das Volk eine Nation von shopkeepers schalt. Und so fangen die Sanguinischeren unter uns an, der Hoffnung sich zu überlassen, daß Hamburgs Wohl auch diesen, wenn gleich empfindlichen Stoß, überleben wird,

Ein Vorwurf könnte in dem Ausspruch des Doctors nur liegen, wenn er nicht selbst gezwungen wäre, anzuerkennen, daß die "Krämerrücksicht," d. h., die Sorge für möglichst freien Spielraum des Handels und Verkehrs,

die Behörden nicht einen Augenblick abgehalten hat, die Seuche zu declariren, worauf denn die bekannten Maaßregeln erfolgten, die unsern Nachbarn selbst so drückend waren, daß sie mit einigem Ungestüm die Sperre mit der Einschleppung des Miasma zu vertauschen begehrten. Wir bekennen uns geradezu zu dem Krämersystem. Wir glauben, daß die hiesigen Behörden nicht nur kein Vorwurf treffen kann, wenn sie die Rücksicht auf den ungehemmten Verkehr im Auge hielten, soweit es sich mit Ehre und Gewissen vertrug: sondern, daß sie im höchsten Grade zu tadeln gewesen wären, wenn sie jene Rücksicht minder beachtet hätten. Wir behaupten, die Sperren sind ein **weit größeres** Uebel, als die Krankheit selbst. Von den Häusersperren haben wir das immer behauptet. Wenn wir es jetzt auch auf die Ländersperren anwenden, so haben wir nur zu bemerken, daß wir es für Schande halten, einen Irrthum nicht einzugestehen, sondern auf dem Vorurtheil, der Erfahrung zum Trotz, zu beharren. Eine solche Ansicht freilich bejammert der Doctor, und bezeichnet sie als materialistisch. Behüte uns der Himmel vor dem Spiritualismus, der die Dinge a priori construirt, danach verfährt, und die plebejische Erfahrung vornehm bei Seite setzt! Laßt immerhin den Verfasser die einfache Popularität der Stimme aus Danzig verachten; sie spricht die Erfahrung, und ist darum unendlich nützlicher, als die spirituellen Bau- und Bruchstücke.

Wenn wir die Verwerflichkeit der Sperren behaupten, so wollen wir damit keineswegs die Verschleppbarkeit des Miasma läugnen. Die Erfahrung hat genügend dargethan, 1) daß drückende Sperren Nichts gefruchtet; 2) daß bei ununterbrochenem täglichem und stündlichem Verkehr ganze Ortschaften verschont geblieben, und 3) daß das Uebel in unsern Gegenden die Bösartigkeit anderer Epidemien nicht erreicht, gegen welche der entschiedenste Einschleppist noch nie einen Cordon zu ziehen verlangt hat.

Der Verfasser freilich macht den hiesigen Behörden einen schweren Vorwurf daraus, daß sie den tiefen Keller nicht abgesperrt. "Wurde der tiefe Keller auch nur einen Augenblick gesperrt? Verfuhr man nicht vielmehr, als ob die Sache völlig entschieden, und die Seuche auf keinerlei Weise durch Menschen und Sachen verschleppbar wäre? Wie kam man zu solch einem, im Fall des Fehlens, höchst verderblichen, vergiftenden Urtheile? Wodurch wurde es dergestalt rechtskräftig, daß man darauf hin das Wohl und das Leben von 150,000 Menschen in die Wage setzen durfte?" Dem ganzen Pathos dieser Fragen stellen wir die andere, einfache Frage entgegen: wo in der Welt ist das Absperren der zuerst inficirten Häuser von dem mindesten Erfolg gewesen?

Auch eine schneidende Inconsequenz hat der Verfasser entdeckt, die, wie man befürchten sollte, den Credit der Behörden im Ausland für immer ruiniren wird. Man hat den tiefen Keller nicht abgesperrt: aber man hat ihn desinficirt. — Ist's denn in Altona etwas Unerhörtes, daß in einem Local geräuchert wird, wo ein Schwerkranker darniederliegt, oder verschieden ist? Ist's etwas Unerhörtes vollends, wenn die Krankheit von häufigen, Eckel erregenden Zufällen begleitet war?

Was die Regierungsgrundsätze des gelehrten Doctors betrifft, so wünschen wir nur, daß es ihm auferlegt werden möchte, einen großen oder kleinen Staat zwei Tage lang danach selbst zu regieren. "So lange es noch einen Menschen giebt, der nicht offenbar ein bedlamitischer Insasse heißen muß, der es durch Schrift und Wort bethätigt, daß sein Denkvermögen sich innerhalb der, menschlicher Art, gesteckten Gränze, wohlgeordnet bewegt, und entwickelt, so lange, sage ich, es nur **einen** solchen giebt, und dieser mit Gründen die Verschleppbarkeit der Cholera verficht: ebenso lange müssen sich die Regierenden unbedenklich für Diesen erklären, wenn sie nicht große Schuld und Verantwortlichkeit auf sich laden wollen." Aus diesen Principien wird man folgern müssen, daß die preußische Regierung keine Constitution in's Leben rufen darf, so lange es noch einen Menschen giebt, und wäre es auch nur Herr Buchholz, der mit Gründen die Meinung verficht, daß die Constitutionen mehr Schaden als Nutzen bringen.

Noch eine Andeutung giebt der Verf., die, wir gestehen es, unsre ganze Neugierde rege gemacht hat. Dr. Fricke, heißt es, trat in die Versammlung des ärztlichen Vereins, und sprach "von Seiten der Oberbehörde Hamburgs" den Wunsch aus, daß eine Cholera-Zeitung aus der Mitte des Vereins hervorgehen möge, deren Redaction sofort den Doctoren Schrader und Steinheim übertragen worden. "Unmittelbar nach diesem Beschluß trat ein anderes achtbares Mitglied auf, und gab den Wunsch derselben Behörde zu erkennen, indem er sich über die Tendenz einer solchen Zeitung aussprach, daß man in derselben den originären Ursprung der Epidemie innerhalb Hamburgs zu beweisen habe, also ihre Nichtverschleppbarkeit." Wir wären sehr begierig zu erfahren, was es mit diesem "Wunsch der Oberbehörde" für eine Bewandtniß gehabt, und inwiefern daran das Erscheinen einer von **Aerzten** besorgten Cholera-Zeitung scheiterte. Wir möchten fragen: 1) Ist die Concession an die ausschließliche Bedingung jener Beweisführung geknüpft worden? 2) Wie kömmt es denn, daß die wirklich mit der Concession versehene, nun entschlafene Cholera-Zeitung niemals eine solche Beweisführung versucht hat? 3) Sind Thatsachen, oder 4) sind Raisonnements, die für die Verschleppbarkeit sprechen, von der Hamburgischen Censur unterdrückt worden? 5) Wenn das der Fall gewesen sein sollte, warum hat man nicht die genauen Data, wie die Pflicht in solchem Fall gebot, anderwärts bekannt gemacht — warum hat nicht Dr. Steinheim selbst sie zur Kenntniß des Publicums gebracht? So lange diese Fragen nicht genügend beantwortet sein werden, wird der mysteriöse Ton des Verf. Niemanden abhalten, den vielen grundlosen Anschuldigungen auch die eben genannte beizuzählen.

Wir müssen zum Schluß noch sagen, daß wohl selten eine Anklage gegen die Behörden mit mehr nonchalance vorgebracht worden, als von diesem Verfasser. So sagt er: "eines und wie ich höre, auch ein andres Decret der Hamburger Ober-Sanitäts-Behörde erklärt die Cholera für nicht eingeschleppt." Das Decret, das der Verf. meint, ist vom Senat, nicht von der Ober-Sanitäts-Behörde ausgegangen. Was "das andere" betrifft, so hat sich der Verf. gar nicht darum bekümmert, ob ein solches existirt oder nicht. Wenn man Zeit hat, ein Buch gegen die Logik eines Collegen und Freundes*) zu schreiben, so müßte man sich auch die Mühe nehmen, officielle Documente, die man angreifen will, selbst nachzusehen. Zu verwundern ist nur Eines, daß dieser Kritiker nicht seine Geißel noch über eine andere Stelle der Bekanntmachung vom 14. October geschwungen hat. Es ist nämlich darin von "unsern Mauern" die Rede. Wie? der Hamburgische Senat **decretirt**, Hamburg sei mit **Mauern** umgeben? Lehrt nicht der Augenschein das Gegentheil? Soll die offenbare Wahrheit durch amtliche Bekanntmachungen verdrängt werden dürfen? Waffnet Euch, Männer des Rechts, der Wahrheit, der obsiegenden Logik: Carthago muß zerstört werden!

Wir benutzen diese Gelegenheit, um unsern Lesern einige Bemerkungen mitzutheilen, die uns von einem geschätzten Arzt aus Meldorf, Dr. H. C. **Dührssen**, anvertraut worden sind.

Im Eingang seines Aufsatzes "über die bis jetzt Gottlob geringe Ausbreitung der Cholera" schließt Hr. Dührssen der schon mehrere Male öffentlich ausgesprochenen Vermuthung, sich an,

*) Amicus Schleiden, amicus Ebeling, amicus Fricke, sed magis amica Veritas." Bau und Bruchstücke S. 35.

die Cholera sei als Analogon der Küstenepidemien Norddeutschlands und Hollands zu betrachten. Auch die späteren Stadien der beiden Krankheiten seien analog:*) die Cholera sei demnach wohl nur eine der bösartigsten (vielleicht oftmals die bösartigste) Species eines Wechselfiebers — eine febris intermittens cholerica.

Daran knüpft denn Dr. D. die folgenden interessanten Betrachtungen:

"Die Berichte aus Hamburg, besonders aber aus Altona und der umliegenden holsteinischen und hannoverschen in freiem Verkehr sich befindenden Gegenden, wo die Cholera bisher ausgebrochen, zeigen uns, daß es mit der Cholera nicht mehr so recht fort wolle.

"Als Ursache ihrer Beschränkung in diesen Gegenden, kann man unmöglich die besseren Vorkehrungen anführen, da anderswo, besonders in Preußen, gewiß in dieser Beziehung noch mehr geschehen ist, als bei uns, wo eine noch frugalere Lebensweise der großen Volksmasse Statt findet, als in unsern fetten Gegenden. Eine bessere Lage und örtliche Beschaffenheit ist es sicherlich auch nicht, wodurch sich Hamburg und die Gestade der Elbe, vor denen Berlins, das in einer Sandwüste und sehr trocken liegt, auszeichnen. Nun soll die Krankheit durch ihren Gang nach Westen, unterwegs so viel von ihrer bösartigen Intensität verloren haben, daß sie dadurch hier milder erscheine. Dagegen läßt sich erinnern, daß wir nachgerade wissen sollten, wie viel es mit ihrer Tendenz nur nach Westen zu schreiten auf sich habe. Hat doch die Erfahrung gezeigt, daß sie sich an keine Weltgegend bindet, und so gut gen Norden als gen Süden, und nach allen Radien des Compasses hin sich verbreitet habe, hauset sie doch in diesem Augenblick in allen Welttheilen, außer in Australien. Läge Polen, statt westlich, östlich von Rußland, so würde die Cholera sicherlich dahin, aber schwerlich schon jetzt bis zu uns gedrungen sein. — Nun kömmt noch hinzu, daß 40 Meilen weiter westlich, die Krankheit in Rußland nichts von ihrer Bösartigkeit verloren zu haben schien, ja in Riga, welches weit über 40 Meilen von Moskau entfernt liegt, wohl verhältnißmäßig tödtlicher sich zeigte, als dort. Woher sollte es denn nun wohl kommen, daß sie in Altona namentlich, und in Hamburg u. a. O. so geringe Fortschritte macht? — Da es doch auf der andern Seite nicht zu läugnen ist, daß sie an diesen Orten die von ihr Ergriffenen nicht eben besser behandelt als z. B. in Berlin, auch ist das Mortalitäts-Verhältniß fast dasselbe. Es müssen also andere Ursachen vorhanden sein, weßhalb sie in unsern Gegenden mehr Menschen verschont, als z. B. in Berlin, welches nur reichlich 10 Meilen von uns entfernt liegt. Versuchen wir es, diese Ursachen zu ergründen.

"Es ist erfahrungsgemäß, daß die Cholera in einer Gegend, die häufigem Witterungswechsel und öfteren Veränderungen des Windes unterworfen ist, nicht so wohl fortkommen könne. Sie liebt, woran sie in ihrem Mutterlande Indien gewöhnt worden, das Stationäre, findet auch vielleicht bei den Einwohnern jener Gegenden im Allgemeinen Körper, die gerade durch die Einwirkung des, sich so häufig ändernden, sie umgebenden Mediums, gegen viele auf sie eindringende feindliche Potenzen, durch Gewohnheit eine gewisse Unempfindlichkeit zeigen. In diesem Falle befinden sich offenbar die Bewohner Hamburg's, Altona's und alle die Gegenden des nordwestlichen Deutschlands. Jedoch ist es dieser Punct nicht allein, der hier in Betracht kömmt, auch nicht die weit vorgerückte Jahreszeit, obwohl auch sie etwas zur Hemmung beitragen mag, vielmehr ist es nach unserm Dafürhalten jene, von den Aerzten sogenannte Luftconstitution (Constitutio aëris) die seit 1826, bis jetzt im ganzen nordwestlichen deutschen und cimbrischen Küstenstrich stationär ist, und die seitdem darin bestand, theils ein Heer der verschiedenartigsten Wechsel-Fiebern hervorzurufen, theils aber auch den meisten Krankheiten entweder ihren intermittirenden Stempel aufzudrücken, oder denselben als Larve unterzulegen. Im Laufe dieser Fieberjahre hat diese Luftconstitution fortwährend auf unsere Bevölkerung eingewirkt und nach und nach viele Hunderttausende befallen. Es schien die Natur, so wie immer, auch hier nach einem bestimmten Typus zu verfahren, so daß, wenn z. B. ein Dorf im Sommer 1826 besonders befallen war, es darauf rechnen konnte, im folgenden weniger heimgesucht zu werden. Anderntheils wurden die, in den ersten Jahren verschont gebliebenen Gegenden, in den folgenden befallen, manche Personen erlitten Rückfälle und andere, die 3 bis 4 Jahre unangefochten blieben, wurden endlich doch ergriffen. Kurz es scheint bis jetzt, besonders was die Marschen Holsteins und Schleswigs anbetrifft, daß mit wenigen Ausnahmen die Hälfte der Bevölkerung successiv ist befallen worden, und obwohl diese Krankheiten fast in allen Fällen heilbar waren, so haben ihr und ihren Nachkrankheiten, aus Mangel an wahrer Hülfe dennoch Tausende unterlegen, wie der jährliche Ueberschuß der Todten gegen die Gebornen in diesen Gegenden zur Genüge zeigt. Diese intermittirenden Krankheiten haben, gewöhnlich in leichterer Form, auch in Hamburg, Altona rc. geherrscht, diese große Epidemie ergriff jeden, der Receptivität für sich hatte, worunter es Manche gab, die sich diese, wenn sie sie ursprünglich nicht hatten, durch Diätfehler, Erkältung u. s. w. acquirirten. Ist dieß nicht ebenso bei der Cholera?

"In diesem Allem aber liegt ein Trost für uns, und zugleich der Erklärungsgrund des gelinden Umsichgreifens der sogenannten Cholera in unsern, jetzt von ihr heimgesuchten Gegenden.

"Der Mensch kann sich in Alles, selbst in den Genuß großer Portionen von Giften, z. B. des Arseniks, nach und nach bis auf einen bestimmten Punct gewöhnen. So auch an die Saamen einer und derselben Krankheit. Für die Bewohner des nordwestlichen Deutschlands ist das, die Cholera, oder richtiger, das Cholera-Wechselfieber hervorrufende Princip, ein Krankheitsreiz, gegen dessen Einwirkung er, d. h., viele seiner Brüder, durch eine siebenjährige Gewohnheit abgestumpft ist, denn dieser Krankheitsreiz, das Cholera-Miasma, Contagium, oder wie man es nennen will, ist nach unserer Meinung nur wenig verschieden von dem Miasma, das seit 7 Jahren mit mehr oder weniger unangenehmen Folgen auf ihn eingewirkt hat. In vielen Körpern ist daher die Aufnahmefähigkeit für die Cholera erloschen, und wenn wir auch zugeben, daß die Ursache der Cholera in einem höher potenzirten Krankheitsstoff bestehe, als der unserer endemischen Seuche, so kann dieser dennoch, zumal für die Durchgeseuchten ein Schutzmittel gegen die Cholera abgeben, wie wir dieses an den Kuhpocken in Beziehung auf die Menschenpocken sehen. So werden die Eingebornen auf den Antillen auch nur dann und in geringer Anzahl, von dem Producte ihres Sumpfmiasmas, dem gelben Fieber, ergriffen, wenn es ganz besonders bösartig herrscht, welches aber jeden dort ankommenden Europäer ergreift, und gewiß in sehr naher Beziehung zur Cholera steht — weil die Körper jener von Jugend auf an dessen Einwirkung gewöhnt wird. Ebenso glauben wir an eine, obwohl nicht unbedingte Schutzkraft gegen die Cholera, durch die siebenjährigen Einflüsse unserer Luftconstitution, die nicht selten Krankheiten hervorrief und noch hervorruft, welche der sogenannten Asiatischen Cholera in jeder Beziehung ähnlich und oft, durch verkehrte oder zu späte Hülfe, eben so tödtlich waren.

"Auf diese Weise läßt sich die bisher so geringe Ausbreitung der Cholera erklären, ja es läßt sich die frohe Hoffnung fassen, daß in den nordwestlichen Gegenden Deutschlands und Dänemarks, der Krankheit wenige zum Opfer fallen werden. Auf diese Weise auch ist es nun zu

*) Dr. D. erwähnt der Schwierigkeit, die man habe, nach den Berichten die Symptome der Krankheit selbst von den Wirkungen der angewandten Mittel zu unterscheiden.

verstehen, was neulich ein geistreicher Arzt sagte: "es scheint nichts unmöglich, daß die Cholera endlich ganz mit der hier seit 1826 einheimischen Seuche zusammenfließen könne," und wäre das Sprichwort: vox populi vox dei immer ein wahres, so könnten wir uns vollkommen beruhigen, denn am ganzen holsteinischen Küstenstrich der Elbe, hört man täglich von den Einwohnern, mit gewiß viel zu großer Ueberzeugung, die Worte aussprechen: "hier kömmt die Cholera nicht — wir haben sie ja gehabt!"

Zum Schluß warnt Dr. D. vor der Sorglosigkeit, die so leicht eintrete. "Sicherheit war von je Grab der Staaten!"

Joh. Albr. Bengel's Cyklus, oder der astronomische Theil von dessen Apokalyptischem System, gemeinverständlich dargestellt und geprüft, von Johann Friederich Wurm, Professor in Stuttgart. Stuttgart, 1831. Steinkopf. 20 S. gr. 8.*)

Der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verstorbene Prälat Bengel, in Stuttgart, war eine Zierde seines Standes und der Menschheit, ein gelehrter Theolog von ausgezeichneter Milde und Billigkeit, und erwarb sich um die Kritik des neuen Testaments Verdienste, die von Zeitgenossen und Nachfolgern willig anerkannt und dankbar benutzt sind. Dieses Zeugniß wird ihm kein stimmberechtigter Kenner versagen. Noch theilnehmender und beifälliger ward seine Auslegung der Offenbarung Johannis, und ein darauf erbautes, durch astronomische Berechnungen unterstütztes System, von dem großen Publikum aufgenommen, weil es diesem den langersehnten Genuß gewährte, mit dem dunkeln Wort eines bis dahin versiegelten Buchs verständliche Begriffe verbinden zu können. Der Standpunct, auf den er sich versetzte, die Ueberzeugung, von der er ausging, eine wahrhaft göttliche, untrügliche Bestimmung irdischer Schicksale, bis zum Ende aller Tage, in ihr zu erblicken, die nur der richtigen Deutung bedürfe, um sich als Wahrheit zu beglaubigen, galt damals unter den verschiedensten Parteien der christlichen Kirche. Der freimüthige, bescheidene Luther entsagte, nach seiner gewissenhaften Weise, einer vollständigen Auslegung des Werkes; indessen zweifelte er keineswegs an dessen prophetischem Gehalt, und erklärte vielmehr, so viel sehe er deutlich, daß sein Jahrhundert bis zu der in ihm verkündigten Erscheinung des fahlen Pferdes vorgerückt sei: welches der grundehrliche Mann, bei dieser Gelegenheit, selbst bestiegen haben mag. Auch der größte von Bengel's Zeitgenossen, der besonnene Newton, bekannte sich, in seiner Erklärung der Offenbarung, zu einer ähnlichen Ansicht. Seitdem hat eine andere Platz gewonnen, die in dem vielbesprochenen, räthselhaften Erzeugnisse, das erste und älteste christliche Epos erkennt, eine Darstellung der Schicksale und Verhältnisse der christlichen Kirche, von einem hochbegeisterten Seher in der zweiten Hälfte des apostolischen Zeitalters entworfen, ihre Bilder und Bezeichnungen im hergebrachten Costüme alttestamentlicher Weissagungen, vorzüglich Daniels, kleidend, und gleich ihnen, die zum Theil trübe und gefährdete Lage der Vergangenheit und der Gegenwart nicht entlassend, ohne Hoffnungen und Erwartungen der Zukunft auszusprechen, in welcher der Sieg des Christenthums über das Heidenthum in vollendetem Glanz hervortreten werde. Durch diese Deutung, die besonders auf die sogenannte Geheimlehre der Christen, auf das, was ihren ohnehin schon mißtrauischen Gegnern und Verfolgern nicht voreilig enthüllt werden durfte, ein willkommenes Licht wirft, gewinnt das von Freunden und Feinden oft verkannte Werk, so viel ästhetischen, dogmatischen und geschichtlichen Werth, daß Herder wohl berechtigt war, es für das Siegel des neuen Testaments zu erklären; und Eichhorn, der es in seinem unübertrefflichen Commentar, mit so geschärften Augen, Schritt vor Schritt begleitet, und nichts entstellt oder verkünstelt, läßt bei unbefangenen, ruhigen Lesern kaum einen Zweifel übrig, daß die Wahrheit auf seiner Seite sei. Es liegt jedoch tief in der Natur des Menschen, in der nothwendigen und, wenn sie nicht in Unduldsamkeit ausartet, sogar heilsamen Verschiedenheit geistiger Bedürfnisse, daß diese einfache, reinkritische und philosophische Auslegung, verständigen aber anspruchvolleren Gemüthern, nicht rechtgläubig und vornehm genug dünkt, die mehr als Erwartung, Hoffnung und Wunsch, die göttlich verbürgte Gewißheit ihrer Zukunft begehren, und sie gefunden zu haben glauben. Ihnen kömmt allerdings zu Statten, daß jedes anschauliche Wort ächter Begeisterung buchstäblich auf Erscheinungen angewendet werden kann, die sich nach Jahrtausenden ereignen. Vielleicht tritt die Evangelische Kirchenzeitung den Beweis an, Ham, der die Blöße seines trunkenen Vaters Noah aufdeckt, sei das leibhaftige Vorbild der Söhne Baggesens, die ihres Vaters Briefwechsel herausgeben; und der Apollyon der Offenbarung, kann für das erschöpfende Gleichniß Napoleons gelten. Nichts ist daher begreiflicher, als daß Bengel's geistreiches und tiefsinniges apokalyptisches System, in und außerhalb Würtemberg, zahlreiche Freunde zu finden fortfährt, deren theologischer und exegetischer Ueberzeugung, der Verf. vorliegender, gedrängten aber gediegenen Abhandlung, einzureden sich nicht berufen fühlt. Er beschränkt sich auf den astronomischen Theil desselben, den Bengel in seinem bereits 1745 gedruckten Cyklus aufstellt; weil die Verehrer Bengel's den Sternkundigen unsrer Tage zum Vorwurf machen, daß sie auf dessen Entdeckungen in dieser Wissenschaft nicht genug Rücksicht nehmen.

Der ehrenwerthe Zweck des erwähnten, mit rühmlichen Fleiß, der alle Arbeiten Bengel's unterscheidet, geförderten Werks ging dahin, theils die Sternkunde durch Aufschlüsse der Offenbarung zu bereichern, theils seiner Erklärung der Offenbarung, durch Auffindung eines festgesetzten Zeitlaufs in den fernsten Räumen des Himmels, ein neues Siegel der Wahrheit aufzudrücken. Daß dieser Zweck nicht erreicht sei, daß die Ergebnisse, welche Bengel gefunden zu haben sich überredete, mit entschiedenen Thatsachen, mit zuverlässigen astronomischen Berechnungen nicht übereinstimmen, erweiset unverkennbar die bedachtsame, vorurtheilsfreie Prüfung dieses Beobachters, die sich als Muster durchaus faßlicher, und auch Nichtmathematikern verständlicher Darstellung bewährt, und selbst Bengel's Beifall und Dank erworben haben würde, da dieser wahrheitliebende Theolog sich zu dem Grundsatz bekannte, „eine biblische Offenbarung könne unläugbaren Offenbarungen der Natur nie widersprechen wollen. Der Beweis selbst, da er nichts überflüssiges aufnimmt, ist keines Auszuges fähig, wird aber der Theilnahme und Ueberzeugung wißbegieriger Gebildeten nicht verfehlen; von dem Geist und Vortrage des Ganzen, mögen die letzten Zeilen zeugen: "Ich schließe, jedem parteisüchtigen Urtheile fremd, ausdrücklich mit der Bemerkung, daß der Cyklus mit der Bengelschen Erklärung der Apokalypse in keinem nothwendigen Zusammenhang steht. Man kann also immerhin die Richtigkeit des Cyklus an seinen Ort gestellt sein lassen, und dennoch aus Gründen, von denen sich Jeder selbst Rechenschaft geben mag, das Princip jener Erklärung fest halten. Man kann aber auch, selbst prüfend, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Bengel's Auslegungsart der Apokalypse, nicht die einzig mögliche ist

*) Da dem Sohn kein öffentliches Urtheil über die Arbeit des Vaters zusteht, so hat der Red. einen verehrten Freund um eine kurze Anzeige der kleinen Schrift ersucht.

Möge das, was Jeder sucht und ergreift, nicht Kephas, nicht Paulus, nicht Bengel, sondern die Wahrheit sein!"

Fr.

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagbuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827, und 1828. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, 1831. Hallberger.

Die früheren Bände dieses Werkes sind in England mit vielem Beifall aufgenommen worden — ein Umstand, der dem demüthigen Stolz eines Deutschen, von welchem Rang er übrigens sein mag, mehr zu schmeicheln scheint, als alle Lorbeeren der Heimath. In einer der letzten Nummern des Spectator (vom 12. Nov.) finden wir eine äußerst lobpreisende Anzeige einer, nach den Proben zu urtheilen, wohlgelungenen Uebersetzung. Wir werden bei der raisonnirenden Uebersicht der neuen Bände, die wir für das nächste Mal zurücklegen, Gelegenheit nehmen, die Winke des englischen Beurtheilers mitzutheilen.

In Deutschland werden diese Bände gewiß zu den wenigen Werken gehören, die das Publicum in diesem Augenblick anders als mit Gleichgültigkeit aufzunehmen vorbereitet ist. Es ist nicht zu läugnen, die Literatur hat, mit Ausnahme derjenigen, die den unmittelbaren Interessen des Tages gewidmet ist, selten eine so ungünstige Epoche durchgelebt, als die gegenwärtige. Wenn wir mit tüchtigen politischen Arbeiten, und wären es auch nur wohlgeschriebene, dem Moment angehörende Flugschriften, versorgt würden, so ließe sich diese Ordnung der Dinge noch mit einiger Gemüthsruhe betrachten. Aber wir verlieren immer mehr den Sinn für Das, was uns sonst anzog, belebte, belehrte; und wir machen nur langsame Fortschritte auf dem Felde, das wir in allen Richtungen durchirren, ohne noch recht heimisch darauf geworden zu sein. Guten Muth; es ist ein Großes, sich orientirt zu haben; der besonnene und eifrige Anbau wird folgen, und die Früchte nicht ausbleiben.

Die beiden Eigenschaften, die den Verstorbenen zum Modeschriftsteller, im bessern Sinn, stempeln, sind zwei; er hat gesehen, was dem Publicum neu ist; er weiß treffend und pikant zu schreiben.

Die Proben, die wir ausheben, sind dieses Mal vielleicht kaum der Mehrzahl unserer Leser neu; das Buch ist, wie wir vernehmen, reißend gekauft.

Die Ansicht des Schlosses Warwick:

"Plötzlich bricht bei einer Wendung des Weges das Schloß im freien Himmelslichte aus dem Walde hervor, auf einem sanften Rasenabhang ruhend, und zwischen den ungeheuren Thürmen, an deren Fuß Du Dich befindest, verschwindet der weite Bogen des Eingangs zu dem Schein einer unbedeutenden Pforte. Eine noch größere Ueberraschung steht Dir bevor, wenn Du durch das zweite eiserne Gitterthor den Schloßhof erreichst. Etwas Malerischeres und zugleich Imposanteres läßt sich beinah nicht denken! Laß Dir durch Deine Phantasie einen Raum hinzaubern, ungefähr noch einmal so groß als das Innere des römischen Colosseums, und versetze Dich damit in einen Wald voll romantischer Ueppigkeit. Du übersiehst nun den weiten Hofplatz, rund um her von bemoosten Bäumen und majestätischen Gebäuden umgeben, die, obgleich überall verschieden an Form, dennoch ein erhabenes und zusammenhängendes Ganze bilden, dessen bald steigende, bald sich senkende Linien in der blauen Luft, wie die stete Abwechselung der grünen Grundfläche am Boden, nirgends Symmetrie, wohl aber eine sonst nur den Werken der Natur eigne, höhere Harmonie verrathen. Der erste Blick zu Deinen Füßen fällt auf einen weiten einfachen Rasenteppich, um den ein sanft geschlungener Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieses Riesenbaues führt. Rückwärts schauend, siehst Du an den beiden schwarzen Thürmen empor, von denen der älteste, Guy's Thurm genannt, ganz frei von Gebüsch in drohender Majestät, fest wie aus Erz gegossen dasteht, der andere von Beauchamp erbaut, halb durch eine, wohl Jahrhunderte zählende, Kiefer und eine herrliche Kastanie verdeckt wird. Breitblättriger Epheu, und wilder Wein rankt, bald den Thurm umschlingend, bald seine höchsten Spitzen ersteigend, an den Mauern hinan. Links neben Dir zieht sich weit der bewohnte Theil des Schlosses und die Capelle hin, mit vielen hohen Fenstern geziert, von verschiedener Größe und Gestalt, während die ihm gegenüber liegende Seite des großen Vierecks, fast ganz ohne Fenster, nur mächtige crenelirte Steinmassen darbietet, die einige Lerchenbäume von colossaler Höhe und baumartige Arbutus-Sträucher, welche hier im langen Schutze wunderbar hoch gewachsen sind, malerisch unterbrechen. Vor Dir jedoch erwartet Dich, wenn Du jetzt den Blick nach der Höhe erhebst, von allem das erhabenste Schauspiel. Denn auf dieser vierten Seite steigt aus einem niedrigen bebuschten Kessel, den der Hof hier bildet, und mit dem sich auch die Gebäude eine geraume Strecke senken, das Terrain von neuem, in Form eines ionischen Berges steil empor, an dem die gezackten Mauern des Schlosses mit hinan klimmen. Dieser Berg, der Keep, ist bis oben dicht bewachsen mit Gesträuch, das jedoch nur den Fuß der Thürme und Mauern bedeckt. Dahinter aber ragen, hoch über alle Steinmassen, noch ungeheure uralte Bäume hervor, deren glatte Stämme man wie in der Luft schwebend erblickt, während auf dem höchsten Gipfel eine kühne Brücke, auf beiden Seiten von den Bäumen eingefaßt, gleich einem hehren Himmelsportal plötzlich die breiteste, glänzendste Lichtmasse, hinter der man die Wolken fern vorüberziehen sieht, unter dem Schwibbogen und den dunklen Baumkronen durchbrechen läßt.

"Stelle Dir nun vor, diese magische Decoration auf einmal zu übersehen, verbinde die Erinnerung damit, daß hier neun Jahrhunderte stolzer Gewalt, kühner Siege und vernichtender Niederlagen, blutiger Thaten und wilder Größe, vielleicht auch sanfter Liebe und edler Großmuth, zum Theil ihre sichtlichen Spuren, oder wo das nicht ist, doch ihr romantisch ungewisses Andenken, zurückgelassen haben — und urtheile dann, mit welchem Gefühl ich mich in die Lage des Mannes versetzen konnte, dem solche Erinnerungen des Lebens seiner Vorfahren durch diesen Anblick täglich zurück gerufen werden, und der noch immer dasselbe Schloß des ersten Besitzers der Veste Warwick bewohnt, desselben halb-fabelhaften Guy, der vor einem Jahrtausend lebte, und dessen verwitterte Rüstung mit hundert Waffen berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wird. Giebt es einen so unpoetischen Menschen, in dessen Augen nicht die Glorie dieses Andenkens, auch den schwächsten Repräsentanten eines solchen Adels, noch heute umglänzte?"

Punch, der englische Pulcinell:

"Punch hat, wie sein Namensvetter, auch etwas von Arrak, Citronen und Zucker in sich, stark, sauer und süß, und dabei von einem Charakter, der dem Rausche, welchen jener herbeiführt, ziemlich gleich ist. Er ist überdieß der vollendetste Egoist, den die Erde trägt, et ne doute jamais de rien. Mit dieser unbezwingbaren Lustigkeit und Laune besiegt er auch Alles, lacht der Gesetze, der Menschen, und selbst des Teufels, und zeigt in diesem Bilde zum Theil, was der Engländer ist, was er sein möchte, nämlich Eigennutz, Ausdauer, Muth, und wo es sein muß, rücksichtslose Entschlossenheit auf der

vaterländischen Seite, unerschütterlichen leichten Sinn und stets fertigen Witz auf der ausländischen — aber erlaube, daß ich, so zu sagen mit Punch eignen Worten, ihn weiter schildere, und aus seiner Biographie noch einige fernere Nachrichten über ihn mittheile.

"Als ein Nachkomme Pulcinella's aus Acerra ist er für's erste unbezweifelt ein alter Edelmann, und Harlequin; Clown, der deutsche Casperle selbst u. s. w. gehören zu seiner nahen Vetterschaft, er jedoch paßt, wegen seiner großen Kühnheit, am besten zum Familien-Chef. Fromm ist er leider nicht, aber als guter Engländer geht er doch ohne Zweifel Sonntag in die Kirche, wenn er auch gleich darauf einen Priester todtschlägt, der ihn zu sehr mit Bekehrungsversuchen ennuyirt. Es ist nicht zu läugnen, Punch ist ein wilder Kerl, keine sehr moralische Personnage, und nicht umsonst von Holz. Niemand z. B. kann besser boxen, denn fremde Schläge fühlt er nicht, und seine eignen sind unwiderstehlich. Dabei ist er ein wahrer Türke in der geringen Achtung menschlichen Lebens, leidet keinen Widerspruch, und fürchtet selbst den Teufel nicht. Dagegen muß man aber in vieler anderen Hinsicht seine großen Eigenschaften bewundern. Seine admirable Herzens-Unempfindlichkeit und schon gepriesene, stete gute Laune, sein heroischer Egoismus, seine nicht zu erschütternde Selbstzufriedenheit, sein nie versiegender Witz und die consommirte Schlauheit, mit der er aus jedem mauvais pas sich zu ziehen, und zuletzt als Sieger über alle Antagonisten zu triumphiren weiß, werfen einen glänzenden Lüstre über alle die kleinen Freiheiten, die er sich im Uebrigen mit dem menschlichen Leben herauszunehmen pflegt. Man hat in ihm eine Verschmelzung von Richard III. und Fallstaff nicht ganz mit Unrecht gefunden. In seiner Erscheinung vereinigt er auch die krummen Beine und den doppelten Höcker Richards mit der angehenden Beleibtheit Fallstaffs, zu welcher noch die italiänische lange Nase und die feuersprühenden schwarzen Augen sich gesellen.

"Seine Behausung ist ein auf vier Stangen gestellter Kasten mit gehörigen inneren Decorationen, ein Theater, das in wenigen Secunden am beliebigen Orte aufgeschlagen wird, und dessen über die Stangen herabgelassene Draperie Punchs Seele verbirgt, die seine Puppe handhabt, und ihr die nöthigen Worte leiht."

Der Verf. geht Punch's Aventüren durch, und wirft am Ende die Frage auf, wie dieses sich täglich wiederholende, beliebte Volksschauspiel seit so vielen Jahren auf die Moralität des gemeinen Mannes eingewirkt haben mag. Wir gestehen, daß wir die Darstellung der vollendeten Ruchlosigkeit weit nicht für die in moralischer Hinsicht nachtheiligste halten. Daß sie die Rohheit fördert, wird kaum zu läugnen sein; aber auch in dieser Beziehung ist es nicht Punch, dem wir zuerst den Krieg ankündigen würden. Es giebt Dinge, die unendlich verwerflicher sind, und die im unmittelbaren Bereich der Staatsgewalt liegen. Dahin gehört der Zustand der Gefängnisse, und der Skandal der öffentlichen Hinrichtungen. Sollten wir noch eine Sitte hinzufügen, die von der Policei, so wie die Sachen stehen, nicht zu ändern ist, so wäre es das Auto-da-fé des 6. November — die regelmäßige Verbrennung des Strohmanns, der den Guy Fawkes repräsentirt. Es ist etwas unbeschreiblich Rohes in dem Jubel der Umstehenden, und wer will bezweifeln, daß dieser Gebrauch bis auf diesen Tag den stupiden Religionshaß bei Jung und Alt gefördert? —

Der Verlauf einer Weihnachtpantomine in Coventgarden (man muß sich erinnern, daß Dergleichen nach einem langen Schauspiel oder Trauerspiel gegeben wird): —

"Bei'm Aufrollen des Vorhangs füllt ein dichter Nebel die Scene, der sich nur nach und nach verzieht, welches durch feine Gaze sehr täuschend bewerkstelligt wird. Man unterscheidet im Dämmerlicht eine ländliche Hütte, den Wohnort einer Zauberin, im Hintergrunde einen See, von Gebirgen umgeben, und einigen Schneegipfeln überragt. Noch ist alles dämmernd und undeutlich, da geht die Sonne auf, besiegt die schweren Morgendünste, und die Hütte mit dem entfernter liegenden Dorfe erscheinen nun erst in vollster Klarheit. Jetzt entdeckt man auf dem Dache einen großen Hahn, der mit den Flügeln schlägt, sich brüstet und die Sonne mit mehreren sehr natürlichen Kikerikys begrüßt. Eine Elster neben ihm fängt an zu sprechen, herumzuspazieren, und einen in der Mauernische darunterliegenden, gigantischen Kater zu necken, der seine Glieder schläfrig reckt, seine Schnautze putzt, und behaglich schnurrt. Dieser Kater wird von einem der Acteurs, welcher sich nachher in Harlequin verwandelt, mit großer Virtuosität agirt. Sein Spielen mit einer Melone, die Leichtigkeit seines Kletterns auf den Schornstein hinauf und herunter, seine Sprünge und Manieren sind so natürlich, daß sie nur den Thieren selbst durch langes Studium abgelauscht sein können, denn glücklicherweise ist nun die Schauspielkunst dahin gekommen, daß sie nicht mehr nöthig hat, Menschen durch Pudel und Affen überbieten zu lassen, sondern diese gefeierten Thiere durch die Menschen selbst täuschend darstellen zu lassen im Stande ist.

"Unterdeß öffnet sich die Thüre, und Mutter Shipton, eine fürchterliche Hexe, tritt mit ihrem ähnlichen Sohne heraus. Die Hausthiere, zu denen sich noch eine große Eule gesellt, machen sogleich ihre Morgen-Cour nach Kräften. Die Hexe aber ist unwirsch, spricht eine Verwünschung über sie aus, und verwandelt sie auf der Stelle (was äußerst geschickt gemacht wird) in die Personen der italiänischen Komödie, die, gleichsam ein Bild der Welt, sich rastlos verfolgen, bis der Klügste endlich siegt. So spinnt sich denn das Mährchen durch tausend Verwandlungen und Tollheiten weiter fort, ohne einen besonderen Zusammenhang, aber zuweilen mit guten Anspielungen auf die Tagesbegebenheiten, und vorzüglich mit herrlichen Decorationen, den Witzen des Maschinisten. Eine der besten Darstellungen dieser Art war die Zauberküche. Ein Felsen spaltet sich und zeigt eine große Höhle, in deren Mitte über einer brennenden Klafter Holz ein ganzer Hirsch mit Geweih, ein ganzer Ochse, und ein Schwein sich mit Blitzesschnelle über einander am Spieße herumdrehen. Auf einem Heerde an der rechten Seite bäckt eine Pastete von der Größe eines Frachtwagens, und links wird ein Plumpudding von gleichem Caliber gekocht. Chef de cuisine erscheint hierauf mit ein paar Dutzend Gehülfen in weißer grotesker Uniform, alle mit langen Schwänzen versehen, und jeder mit einem Riesenmesser und Gabel bewaffnet. Der Commandirende läßt sie erst ein lächerliches Exercitium machen, das Gewehr präsentiren u. s. w., wobei sie sich eben so erfahren benehmen, als die sieben Mädchen in Uniform. Dann stellt er sie Pelotonweise an, um die Braten mit Butter zu begießen, und dieß zwar mit Kochlöffeln von demselben gigantischen Maaßstabe als die übrigen Utensilien, während sie mit ihren langen Schwänzen sorgsam das Feuer anfachen.

"Später stellt die Scene eine hohe Burg dar, nach welcher die beschriebenen Riesengerichte gleich Artillerie gefahren werden. Die Windungen des Felsenweges lassen sie in steigender Entfernung immer kleiner wieder zum Vorschein kommen, bis endlich die Pastete, wie der untergehende Mond, am Horizonte verschwindet.

"Nun werden wir in eine große Stadt versetzt, mit allerlei komischen Inschriften an den Häusern, meistens Satyren auf die Menge der neuen Erfindungen und Compagnieen für alle mögliche Unternehmungen, als z. B. Wasch-Compagnie der vereinigten drei Reiche. Steamboat in 6 Tagen nach America zu fahren. Sicheres Mittel, in der Lotterie zu gewinnen. Bergwerksactien zu 10 £., um in 10 Jahren ein Millionair zu werden 2c. 2c. Eine Schneider-Werkstatt zeichnet sich im Vorgrund aus, wo im Rez-de-chaussée mehrere Gesellen ämsig nähen, und über der Thüre eine Scheere von sechs Ellen Länge, auf-

wärts stehend, als Wahrzeichen befestigt ist. Harlequin kömmt an, verfolgt von Pantalon und Comp., und springt, mit einem Purzelbaum in der Luft, durch ein Fenster des zweiten Stocks, das klirrend zerschmettert, in das Schneiderhaus. Die Verfolger, vor dem salto mortale zurückfahrend, stürzen über einander her, und prügeln sich mit artistischem Geschick und einer Gelenkigkeit, die man nur Marionetten zutrauen sollte. Man holt nun Leitern, und die Gesellschaft steigt Harlequin nach in's Haus. Dieser ist aber bereits aus dem Schornstein echappirt, und läuft auf den Dächern weiter. Pantalon mit seinem langen Kinn und Bart, lugt indeß zum Mittelfenster, wo die Scheere hängt, und mit ihren beiden Schneiden das Fenster umfaßt, hinaus, um zu erspähen, welchen Weg Harlequin wohl genommen habe. Plötzlich schlägt aber die Scheere zu, und sein Kopf fällt auf die Straße. Pantalon, ohne Kopf, rennt nichts desto weniger die Treppe hinab, und stürzt aus der Thüre seinem kollernden Haupte nach, das unglücklicherweise in demselben Augenblick ein Pudel aufnimmt und damit fortrennt. Pantalon hinter drein. Hier begegnet er aber Harlequin schon wieder, der sich als Doctor verkleidet hat, und schnell eine Consultation mit drei andern Aerzten hält, wie dem jammernden Pantalon zu helfen sei. Man vereinigt sich endlich, die kahle Stelle, wo der Kopf fehlt, mit Macassar-Oel-Essenz zu schmieren und glücklich wächset auch, vermöge dieser Operation, vor den Augen der Zuschauer der Kopf langsam wieder heraus.

"Im letzten Act wird uns das Tivoli in Paris zum Besten gegeben. Ein Luftballon mit einem schönen Kinde steigt auf. Während er vom Theatre über die Zuschauer hinschwebt, versinken nach und nach die irdischen Decorationen, und sobald der Ballon an der Decke angekommen ist, wo er um den Kronenleuchter in beträchtlicher Höhe eine Volte macht, füllt sich die Bühne mit wogenden Wolken, durch welche tausend Sterne blinken, was eine artige Illusion hervorbringt.

"Bei'm Herabsinken des Ballons steigt Stadt und Garten wieder gradatim empor. Nach dieser Scene wird ein Seil aufgeschlagen, auf dem eine reizend gewachsene Frau mit dem Schubkarren bis zur Spitze eines gothischen Thurmes in Brillantfeuer fährt, während andre Aequilibristen auf ebenem Boden daneben ihre halsbrechendsten Kunststücke machen.

"Zum Schluß verwandelt sich, mit Donner und Blitz, das Theater in einen prachtvollen chinesischen Saal, mit tausend bunten Papierlampen, wo alle Zaubereien sich lösen, die Hexe durch einen wohlthätigen Geisterkönig in die Eingeweide der Erde verbannt wird, und Harlequin, als anerkannter legitimer Prinz, sich endlich mit seiner Colombine vermählt."

Die Episode einer Abendunterhaltung: —

"Nachdem ich Abends an vier bis fünf Orten vergebens etwas Interessantes aufgesucht hatte, fixirte ich mich endlich bei Lady C . . . ., durch die Bekanntschaft eines Capitain P . . . . gefesselt, ein halber Deutscher, der eben aus dem Morgenlande zurückkam, und eine sehr anziehende Beschreibung seiner dortigen Reisen machte. Er erzählte mir unter andern Folgendes von Lady Stanhope, einer Nichte Pitt's, die vor zehn Jahren England verlassen, eine Türkin geworden, und sich in Syrien etablirt hat.

"Sie wird jetzt von den Arabern wie eine Prophetin verehrt, und lebt mit allem Ansehen und der Pracht einer eingebornen Fürstin, erlaubt aber Europäern nur sehr selten den Zutritt.

"Mit vieler Mühe und durch besondere Intriguen, gelang es endlich Capt. P . . . . vor sie zu kommen. Das Erste, was sie mit ihm sprach, war die Aufforderung: sein Ehrenwort zu geben, daß er nie etwas über sie schreiben wolle. Sobald dieser Eid geleistet war (zu dem ich Gottlob nicht verpflichtet wurde), ward sie sehr heiter und gesprächig, und zeigte sich so unbefangen als geistreich. Sie machte kein Geheimniß daraus, daß sie dem christlichen Glauben entsagt habe, vertraute ihm aber zugleich, daß sie den wahren Sohn Gottes erst erwarte, dem sie selbst den Weg zu bahnen bestimmt sei. Hierauf zeigte sie dem Capitain eine prachtvolle arabische Stute vom edelsten Blut, die einen so seltsamen Knochenauswuchs auf dem Rücken hatte, daß dadurch die ganz ähnliche Figur eines Sattels gebildet wurde. 'Dieses Pferd,' sagte sie, mit einer Miene, von der Capt. P . . . . behauptete, noch jetzt nicht zu wissen, ob sie Tollheit oder die Lust ihn zum Besten zu haben verrathen, 'dieses Pferd hat Gott selbst für seinen Sohn gesattelt, und wehe dem Menschen, dessen Fuß es zu besteigen wagte! Unter meiner Obhut aber erwartet es seinen ächten Herrn.'

"Im Verlauf des Gesprächs versicherte sie ihm noch en passant, daß Adam noch immer lebe, sie wisse auch recht gut, wo er sich aufhalte, könne sich aber darüber nicht deutlicher erklären.

"P. erwiederte, er zweifle daran nicht, der alte Adam sei auch ihm sehr wohl bekannt. (Ich bemerke, daß Capt. P. auf einer deutschen Universität studirt hat, woher er wahrscheinlich den alten Adam kennt.)

"Die Frau vom Hause, Lady Ch . . ., dieselbe, deren gränzenlose Verehrung Napoleons ich schon erwähnte, hörte uns zu, und versicherte dem Capitain, er könne sich darauf verlassen, daß Lady Esther ihn wirklich bloß gefoppt habe, denn sie kenne sie genau, da sie mit ihr lange sehr intim gelebt, und die habe es einen klareren, determinirteren und zugleich schlaueren weiblichen Geist gegeben.

"Auf jeden Fall hat sie für eine solche Persönlichkeit zwischen Abend- und Morgenland einen guten Tausch gemacht. Sie herrscht, ist selbst unabhängig wie der Vogel in der Luft, und hätte inmitten der Civilisation sich der Sclaverei nie entreißen können, die vielleicht immer und ewig eben die Schattenseite aller Civilisation bleiben muß." *)

Eine andere Skizze aus dem Orient: —

"Einen Mann von ganz verschiedenen Sitten lernte ich heut Abend kennen, den persischen Chargé d'affaires, ein Asiate von sehr gefälligen Manieren, und dessen prächtige Kleidung und schwarzer Bart nur durch die persische spitze Mütze aus Schaaffellen in meinen Augen entstellt wurde.

"Er spricht schon ganz gut englisch, und machte recht feine Bemerkungen über Europa. Unter anderm sagte er, daß wir zwar in sehr vielen Dingen weiter wären als sie, dagegen ständen bei ihnen alle Ansichten fester, und jeder begnüge sich daher mit seinem Schicksal, während er hier eine beständige Gährung, eine ewige Unzufriedenheit der Massen wie der Einzelnen bemerke, ja er müsse gestehen, er selbst fühle sich schon davon angesteckt, und werde rechte Mühe haben, in Persien wieder ins alte glückliche Gleis hinein zu kommen, wo einer, dem es nicht gut gehe, sich schon damit tröste, daß er ausrufe: Wessen Hund bin ich denn, um glücklich sein zu wollen!

"Das giebt in der That den Verfolgern des Ideals, zu welcher geheimen Gesellschaft ich leider auch gehöre, viel zu bedenken!"

*) Es kann nach andern Berichten nicht der geringste Zweifel sein, daß Lady Esther den Capitain gefoppt. Die gedoppelte Strafe der Neugierde ist in diesem Fall ebenso scharfsinnig gewählt als wohl verdient.

Red.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

76. Hamburg. Montag, den 12. December. **1831.**

Inhalt.

T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge, übersetzt von K. L. von Knebel. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1831. Göschen. XXVII, 56 und 243 S. Breit 8.

Dieses Lehrgedicht, das an Tiefe, Würde, einfacher Erhabenheit, und alterthümlicher Naivetät, seit Jahrtausenden unübertroffen dasteht, und die Pflege der ausgezeichnetsten Kunstrichter erworben hat, konnte des Glücks nicht verfehlen, Uebersetzer zu beschäftigen, die es mit liebender Seele aufzufassen und in ihrer Sprache wieder zu geben wußten. Der Deutsche hat alle Pflichten gegen die seinige erfüllt, und von ihrer Biegsamkeit, sich dem Gang und der Bewegung einer fremden anzuschmiegen, ohne das vaterländische Ohr zu verletzen, ein Beispiel aufgestellt, das leichter anzuerkennen und werthzuschätzen, als zu erreichen ist. Eine Nachbildung dieser Art, steht an Verdienst hinter keiner eigenthümlichen Schöpfung zurück, und an schwerer erworbenem, da es die glückliche Anwendung der Feile nur dadurch bewähren kann, daß sie solche den Blicken entzieht.

Arte che tutto fa, nulla si scopre.

Wir sind, bei theilnehmender und festgehaltener Durchlesung des schönen Ganzen, auf keine Stelle gestoßen, die uns Zwang der Wortfügung bemerken lassen, auf keine die uns, bei Vergleichung mit der Urschrift, Sinn und Ausdruck derselben verfehlt zu haben scheint. Der Uebersetzer ist der Ausgabe und der Erläuterung Gilbert Wakefield's gefolgt, der seine unvergeßlichen Vorgänger sorgfältig benutzt und verbessert hat, und von der es unbegreiflich ist, daß uns der gelehrte und einsichtsvolle Eichstädt nur den ersten Theil geben wollen, und nach ächtdeutscher Sitte und Herkommen, seit Jahren auf die folgenden warten läßt. Bis dahin werden wir freilich unsern beliebten Creech uns nicht entreißen lassen, und zweifeln überhaupt, ob Wakefield und Eichstädt jemals im Stande sein werden, ihn aus unserer Gunst zu verdrängen.

Epikur und seine Lehre sind allbekannt, und seit den unsterblichen Bemühungen des großen, guten und gerechten Gassendi, von ehrliebenden Philosophen mit so vielem Gleichmuth gewürdigt, daß wir uns billig enthalten, Nachteulen nach Athen zu tragen. Seneca's Ausspruch ist die Stimme der verständigen Nachwelt: "Heiliges und Annehmbares, wie sehr meine Landsleute das mir verdenken mögen, entdeck' ich auch in ihr, und wenn ich sie näher in's Auge fasse, sogar Strenges." Hr. von K. hat in einer gedrängten, aber lichtvollen und befriedigenden Einleitung, genug gesagt, um Mißverstand und Ungunst zurückzuweisen. Epikurs Philosophie ging dahin, Menschenglück durch richtigen Vernunftgebrauch zu befördern, daher war Sittenlehre ihr Haupttheil, dem er die Betrachtung und Erkenntniß der Naturerscheinungen unterordnete. Auch diese dienten ihm, Vorurtheile und irrige abergläubige Begriffe von der Gottheit zu entwurzeln, indem er aber deren Einwirkung auf irdische Verhältnisse zum Theil, wo Gotteslästerung, Betrug oder Unverstand sie annehmen wollen, ergab er sich der Ueberzeugung, die Gottheit habe gar keinen Einfluß, weder auf Entstehung, noch auf Erhaltung und Untergang der Welt, und sei zu groß, zu glücklich, zu vollkommen, um irgend einigen Antheil an ihr zu nehmen. Die unverdächtige Rechtschaffenheit und Freimüthigkeit des Mannes, welche jeden Anstrich der Heuchelei und Menschenfurcht von ihm entfernt, erlaubt uns nicht zu zweifeln, daß ihm dennoch die Verehrung, die er den Göttern seines Landes in ihren Tempeln bewies, vom Herzen gegangen sei. Als aber sein Zeitgenosse Diokles ausrief: Jupiter sei ihm niemals größer erschienen, als da Epikur zu seinen Füßen lag! hätt' er hinzusetzen dürfen: Epikur niemals höflicher. Die Zeit entscheidet über die Lehrmeinungen der berühmtesten Weisen. Ein Lehrgebäude, das alles Dasein dem blinden Zufall, den mechanischen Gesetzen der Bewegung unendlich kleiner Körpertheilchen von unendlicher Verschiedenheit zuschreiben will, konnte dem beseligenden Glauben des Anaxagoras an einen ordnenden Verstand, der mit Bewußtsein hervorbringt und waltet, keinen bleibenden Abbruch thun, und die scharfsinnigsten, kühnsten und besonnensten Versuche diesen zu erschüttern, sind von jeher an dem lebendigen und tiefgefühlten Bedürfniß der Menschheit gescheitert. Das verhindert jedoch nicht, daß eine Naturlehre, die sich bloß an sinnliche Erscheinungen hält und jenseit dieser nicht hinausgeht, immer noch viel Annehmbares darbietet, und so lange sie in diesem Kreis bleibt, unserer Erkenntlichkeit nicht verfehlt. Auch innerhalb dieser Schranken ist viel aufzuräumen, und Lucrez, der sie nicht verlassen will, und die Sittenlehre seines Meisters nur in sofern zur Sprache bringt, als die sichtbare Natur ihr das Wort redet und ihre Dolmetscherin wird, erregt unsern Beifall und unsre Theilnahme auch da noch, wo die Fortschritte der Wissenschaft uns berechtigen, seine Erklärung besser zu begründen oder zu verwerfen. Wir verweilen gern vor einem schön ausgeführten Gemälde wissenschaftlicher Vergangenheit, und fühlen uns unwillkürlich, doch nicht unwillig geschmeichelt, einige Züge höherer Vollendung und Wahrheit in unserm Bewußtsein zu hegen. Eine sehr fleißig und mit Liebe gearbeitete Uebersicht des Inhalts läßt den Leser Ordnung und Zusammenhang des Ganzen durchschauen, und kann für eine fortlaufende Erklärung und Würdigung dessen gelten, was der Dichter gewollt und wie er es ausgeführt hat. Wenige Stellen des Gedichts mögen für Urschrift und Uebertragung zeugen. *)

---

*) Um die eigenthümliche Schwierigkeit der Uebersetzung zu würdigen, ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, daran zu erinnern, daß in der alterthümlichen Sprache des Originals mancher Spruch voll Sinn und Kraft, auch dem Ausdruck nach, immer noch neu erscheint, während die modern gebildete Sprache ihn nur als Gemeinplatz, wie er ihr längst geläufig geworden, zu reproduciren weiß. — Goethe hat diese Arbeit seines alten Freundes mit theilnehmenden Worten begleitet. Er schreibt unter Anderm: "Ich hatte einmal unternommen, Lucrezen als Römer in seinen Tagen, 60 Jahre vor Christo, in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen, und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich, dem Geist und den Umständen nach, in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten mußte. Mit aller Bemühung aber hätte man doch nur wenige Data zusammengebracht; das Meiste hätte man dazu pragmatisiren, oder, wenn Du willst, dichten müssen, und so ließ ich die Vorarbeit liegen, und überzeuge mich nun desto mehr, daß der Weg, den Du eingeschlagen hast, der rechte sei." —

Red.

I. 918. Ungebahnte Gefilde der Pieriden durchwandr' ich,
Die kein Fuß noch betrat: die ungekosteten Quellen
Will ich suchen und schöpfen und neue Blumen mir brechen,
Meiner Scheitel daraus den herrlichen Kranz zu bereiten,
Mit dem Keinem zuvor die Muse die Schläfe verhüllt hat.
Denn ich singe vorerst von erhabenen Dingen, und suche
Aus dem verstrickenden Netz des Aberglaubens die Seele
Loszuwinden; und dann verbreit' ich über das Dunkel
Lichten Gesang, mit dem Reiz der Musen alles besprengend;
Denn auch dieses ist nicht, wie es scheint, ohn' alle Bedeutung:
Sondern wie heilende Aerzte, wenn Kindern sie widrigen Wermuth
Suchen zu reichen, zuvor den Rand des Bechers benetzen
Mit dem gelblichen Safte des süßen Honigs, damit sie
Täuschen den unvorsichtigen Sinn und die kindische Lippe,
Die indessen verschluckt den Trank des bitteren Wermuths,
Und durch solches Benehmen getäuscht, und doch nicht betrogen,
Sondern vielmehr erquickt, Gesundheit und Leben empfänget,
Also nunmehr auch ich, da den meisten widrig und herb scheint
Diese Lehre, die nicht hinlänglich von ihnen erforscht ist,
Und der Pöbel davor zurücke schaudert; so wollt' ich
Im süßredenden Liede der Pierinnen die Gründe
Dir auslegen, und gleichsam besprengen mit Honig der Musen,
Ob es auf diese Weise vielleicht mir möge gelingen,
Fest dir zu halten den Geist in meinen Versen, bis ganz du
Schaust der Dinge Natur, und ihre geschmückete Bildung.

Diese Zeilen sind dem Dichter so lieb, daß er sie IV. 1. buchstäblich wiederholt, und wir rechnen auf den Dank unsrer Leser, wenn wir ihrem Gedächtnisse die entzückende Aneignung seines Landsmanns und Sprachabkömmlings, Taßo, zurückrufen.

Gerusal. I. 2, 3. O Musa, tu, che di caduchi allori
Non circondi la fronte in Elicona,
Ma su nel cielo infra i beati cori
Hai di stelle immortali aurea corona,
Tu spira al petto mio celesti ardori,
Tu rischiara il mio canto, e tu perdona,
S'intesso fregi al ver, s'adorno in parte
D'altri diletti, che de' tuoi, le carte.

Sai che là corre il mondo ove più versi
Di sue dolcezze il lusinghier Parnaso,
E che'l vero, condito in molli versi
I più schivi allettando ha persuaso.
Così all' egro fanciul porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vaso,
Succhi amari ingannato intanto ei beve,
E dall' inganno suo vita riceve.

II. 980. Sind wir nicht alle zuletzt aus himmlischem Saamen entsprungen,
Alle von einem Vater? von ihm empfänget die Erde,
Sie, die gütige Mutter, die Tropfen schmelzenden Regens,
Und erzeuget im Schooße die glänzenden Saaten und Bäume,
Samme dem Menschengeschlecht und allen Geschlechtern der Thiere,
Denen das Futter sie reicht, womit sie die Leiber ersätt'gen,
Und fortpflanzen die Art, und der Süße des Lebens genießen:
Und so wird ihr mit Recht der Muttername gewähret.
Auch kehret wieder zurück zur Erde was aus ihr entstanden,
Was von dem Aether kam, steigt aufwärts wieder zum Aether,
Zu dem Gewölbe des Himmels. So ganz zerstöret der Tod nicht
Alle Dinge, daß selbst des Stoffes Grund er zernichte,
Sondern er trennt die Verbindungen nur; dann füget er anders
Wieder zusammen, bewirkt die Verwandlung der äußeren Formen,
Aendert Farb' und Gestalt, bis zuletzt zur Empfindung die Dinge
Wieder gelangen, die auch zur gesetzten Zeit sich verlieret.
Bilde dir doch nicht ein, daß minder deshalb die Stoffe
Ewiger Dauer sind, dieweil du im äußern Verhältniß
Immer sie schwanken siehst, entstehn und plötzlich verschwinden.
Auch in unsern Versen sogar kömmt vieles darauf an,
Wie sie zusammengestellt, wie jedes darinnen gemischt sei.
Eben dieselben Lettern bezeichnen Himmel und Erde,
Und die Sonne, das Meer und die Flüsse, und eben dieselben
Saaten und Bäum' und Thier; und sind sie nicht alle die gleichen,
Ist's doch der größere Theil; die Stellung ändert die Sachen.
Eben so ist's mit den Dingen auch selbst; verändern die Stoffe
Zwischenräume und Gränz' und Bildung, die Schwere, den Antrieb,
Und der Zusammenstoß, Bewegung und Ordnung und Lage,
Aendert sich die Gestaltung, so ändern sich selber die Dinge.

II. 990. Nimm das glänzende Blau und die reine Farbe des Himmels
Und das strahlende Licht der irrenden Himmelsgestirne,
Und den Mond, und den herrlichen Glanz der leuchtenden Sonne:
Würde zum erstenmal dieß alles dem Auge der Menschen
Dargestellt, als trät' es hervor nun eben am Schauplatz,
Könnte was wundereswürdigers wohl man nennen, und etwas,
Das die Menschen zuvor nie hoffen durften zu sehen?
Nein, in der That, so groß und herrlich wäre der Anblick:
Dennoch würdiget kaum, des Schauspiels müde, nur Einer
Aufzuschlagen die Augen zum leuchtenden Tempel des Himmels.
Darum wolle du nie, von der Neuheit selber erschrecket,
Werfen die Gründe von dir; vielmehr mit geschärfterem Urtheil
Prüfe dieselben, und findst du sie wahr, so reiche die Hand mir,
Findst du sie aber falsch, so rüste dagegen zum Kampf dich.
Denn es suchet der denkende Geist, da unendlich der Raum ist
Außer den Mauern der Welt, was weiter noch möchte daselbst seyn,
Das nur dem Sinn des Gemüths erreichen er könne, wohin er
Einen freieren Wurf des Gedankens zu richten vermöge.

III. 302. Wie der Thiere Geschlecht, so der Mensch; ob einige freilich
Unterweisung gebildeter macht, so bleiben die Spuren
Der ihm eignen Natur doch jedem. Wir mögen vergeblich
Uns bemühen, heraus mit der Wurzel das Uebel zu reißen,
Immer wird einer gereizt dem Zorn nachrennen, ein andrer
Läßt sich bemächt'gen von Furcht, ein dritter zeigt sich gelaßner,
Als er sollte vielleicht; und also bei mehreren Dingen
Ist nothwendig sogar, daß Naturell, und die Sitten,
Welche folgen daraus, verschieden sich zeigen im Menschen.
Dennoch scheint mir dieses sich klar erweisen zu lassen,
Daß die von der Natur uns eingedrückten Spuren,
Welche Vernunft nicht könnte zurecht gestalten, so klein sind,
Daß nichts hindert, zu führen ein Leben würdig der Götter.

III. 957. Findet sich jemand etwa, der weinend dem Tode sich nahet,
Sollte nicht die Natur auf ihn losfahren und schelten:
"Packe dich fort, du Schlund! und laß dein Jammern und Heulen."
Ist es sogar ein Alter, ein Greis, der immer noch wehklagt:
"Du hast jedes Geschenk des Lebens genossen und welkst nun,
Weil du noch immer begehrst was du nicht hast, was du besitzest
Immer verschmähest, so ist unreif und ohne Genuß dir
Dieses Leben entfallen. Nun steht zu dem Haupte der Tod dir,
Ehe du es ersehn, und ehe gesättigt du heimgehst.
Laß nun, was ohnehin nicht deinem Alter mehr ansteht,
Auf, und ohne Verdruß tritt 's jüngeren ab, denn es muß sein!"
Würde Natur nicht mit Recht so handeln, und tadeln und schelten?
Muß das Veraltete nicht, hinweggedränget vom Neuen,
Weichen, immer sich eins aus dem andern wieder ergänzen?
Nichts versinkt in den Abgrund, nichts in des Tartarus Nächte.
Neuer Stoff ist vonnöthen, zur Bildung neuer Geschlechter;
Sind die abgelebt, so folgen sie gleichfalls den andern,
Denn wie die vorige Welt muß auch die künftige fallen,
Also wird immerfort aus dem einen entstehen das andre,
Keiner erhält das Leben zum Eigenthum, alle zum Nießbrauch.

IV. 452. Freilich sehen wir ja der Wundererscheinungen viele,
Welche den Glauben in uns an die Sinne versuchen zu schwächen;
Aber umsonst: denn es ist in den meisten Fällen der Irrthum
Unsers eignen Gemüths, den selbst zu der Sache wir bringen,
Und der sehen uns macht, was nicht uns zeigen die Sinne.
Nichts ist schwieriger wohl, als vor Augen liegende Dinge
Abzusondern vom Zweifel, den selbst das Gemüth sich hinzuthut.
Endlich, wenn einer behauptet, daß nichts man wisse, so weiß man
Selbst auch dieses ja nicht, ob nichts in allem man wisse.

V. 1183. Frömmigkeit ist das nicht, mit verhülletem Haupte sich oftmals
Wenden gegen den Stein, und jeden Altar zu berennen,
Hin sich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen
Vor den Bildern der Götter, mit Opferblute der Thiere
Ihren Altar zu besprengen, Gelübd' an Gelübde zu reihen:
Sondern mit ruhigem Geist hinschauen zu können auf alles.

Mit Recht dürfen wir uns stolz und glücklich im Besitz einer Sprache fühlen, die dem, der sie zu gebrauchen weiß, erlaubt, sich an den Ausdruck und Sylbentanz der "am Thermopyl und der hohen der sieben Hügel" so innig zu schmiegen und ihn wiederzugeben; mit Recht dürfen wir selbst die Abkömmlinge des untergegangenen classischen Geschlechts herausfordern, darin uns gleich sich zu stellen. Aber vergessen sollten wir darüber nicht, daß die mütterliche Natur, welche kein Volk und keine Sprache ausschließend und allein begünstigen wollen, auch anderen Vorzüge ertheilt hat, mit denen wir vergebens wetteifern. Es ist an sich begreiflich, daß "die schönste, muttergleichste unter den Töchtern der Romanide," die an Zauber des Wohllauts, der Anmuth und der Zartheit selbst ihre Mutter überstrahlt, einem würdigen Sohn die Gabe verleihen können, eine Nachbildung des Lucrez aufzustellen, deren Liebreiz keine andere aufzustellen vermag. Der Mann war Alessandro Marchetti; und wir tragen kein Bedenken, zu gestehen, daß, ohneachtet das Sylbenmaaß des Römers nicht von ihm nachgeahmt werden dürfen, in dem von ihm gewählten, überaus wohlklingenden, alle heiteren, sanften, weichen, und wollüstigen Empfindungen des Dichters in einer Gediegenheit und Vollendung ausgedrückt sind, deren sich die Urschrift selbst kaum rühmen darf. Gleich der Eingang, die Widmung des Gedichts an die Gottheit der Liebe, diese einzige Lenkerin des Weltgebäudes, durch die alles Dasein dem Himmelslicht des Tages entgegenreift, fesselt durch einen Sphärengesang, hinter dem jeder andre zurückbleibt. Es thut uns leid, das unvergängliche Meisterwerk jetzt nicht zur Hand zu haben, um den Beweis unsern Lesern vor Augen zu legen, und wir beneiden den Glücklichern, der dieses angenehme Geschäft hoffentlich übernimmt. Aber das sehr untergeordnete Verdienst dürfen wir uns bei dieser Gelegenheit nicht rauben lassen, im Allgemeinen zu erinnern, daß jede Sprache, jede Zeit, jeder verständige Uebersetzer, Vorzüge besitzt, die ihm allein eigenthümlich sind. Racine, unübertrefflich in allen Künsten der schönen Rede, bedurfte keines Mittlers zwischen sich und den Vertrauten seiner Jugend und seines Alters, den Mustern des alten Griechenlands; dennoch las er Amyots Uebersetzung seines Plutarch mit immer wiederholtem Genuß, und wählte sie, um seinen König mit ihr bekannt zu machen: und der rühmt sich umsonst eines empfänglichen Herzens, eines leisefühlenden Ohres, dem diese patriarchalische Einfalt, Nachlässigkeit und Naivetät, dieses trauliche Geschwätz, nicht das zuführt und mittheilt, was keiner anderen Sprache und Zeit, keinem andern Sprecher, jemals so gelingen wird. Wer darf wagen, unsern Sebastien Frank, unsern Fischart zu verdrängen, wenn sie die Scherzreden Erasmus und Rabelais verdeutschen? — Wir haben uns das Vergnügen nicht versagen können, ein deutsches Lehrgedicht unserer Ansicht zu erneuern, das vor mehr als achtzig Jahren der Begeisterung eines Jünglings entquoll, und den Beifall Bodmers, Hagedorns und Sulzers erwarb. Welcher Reichthum von Ideen, welche Fülle von Belesenheit, welche Kunde der Verirrungen, die einst Aufsehen erregten, und der Wahrheiten bei denen sich die Weisesten beruhigten! Zu welchen Erwartungen berechtigte ein Jüngling, der unter dem Gewicht eines solchen Stoffes nicht erlag, und von ihm selbst, bei seinen ersten Schritten, un' abito gentile erhielt, der seinen Jahren zuvoreilte? Aber dieser Jüngling — war Wieland. (Werke, erster Supplementband.) Er erinnert an den Morgengesang, den Albrecht von Haller anstimmte, als er dieses Alter noch nicht einmal erreicht hatte, und Gedanken und Gefühle der Erhabenheit, des Tiefsinns, der Umfassung, der Gottergebenheit, mit einer Kraft, Würde und Innigkeit ausdrückte, die er selbst nicht mehr übertreffen können, und kein Andrer jemals übertreffen wird.

Papier und Druck des Knebelschen Dichterwerks sind einfach, geschmackvoll und sorgfältig gepflegt. Die Breite des Formats ist wohlgewählt, um die sechsfüßigen Zeilen nicht abbrechen zu dürfen.

Fr.

Briefe eines Verstorbenen. Dritter und vierter Theil. Stuttgart, 1831. Hallberger.

(Zweiter Artikel.)

Der Verstorbene hat gewiß unter allen Ausländern die beste Schilderung von Dem gegeben, was er in England gesehen: aber man muß bedauern, daß er nicht mehr gesehen hat. Der Eintritt zur ersten Gesellschaft stand ihm frei; in der guten Gesellschaft ist er nicht heimisch geworden, hat sie nur kaum bemerkt. Die Schuld liegt offenbar an seinen Verhältnissen; vielleicht zum Theil an seinen Gewohnheiten. Der Reiz mag nicht ganz leicht abzuweisen sein, als Fremder mit einer gewissen Sicherheit sich zu bewegen, wo selbst begünstigten Eingebornen nicht immer aufzutreten vergönnt ist. Aber es ist doch nur der flüchtige Reiz, und dazu noch durch das demüthigende Gefühl erkauft, wie wenig neben jener Aristokratie, und an der Seite jener Exclusives, ein deutscher Fürst bedeuten will. Die kleine Rache mag verzeihlich sein, denn sie entspringt diesem gereizten Gefühl, mit welcher der Verf. sich bemüht, seine Landsleute zu belehren, daß sie oft ganz unbedeutende und impertinente Personen, auf den englischen Namen hin, viel zu sehr honoriren, und sich dabei noch Grobheiten aussetzen. Aber das Treiben in den Kreisen, die der Verf. gesehen und beschrieben hat, ist jedem Leser der neuen englischen Moderomane sattsam bekannt als ein geistloses und herzloses. Seine Schilderungen werden nicht dazu beitragen, ein andres Bild zu geben. Man wird nicht anders können, als die Zeit, die ein Mann von Geist und Gemüth und Beobachtung dort zugebracht hat, als so viele verlorne Zeit bedauern.

Der Verf. weiß, mit vieler Kunst, die gänzliche Einförmigkeit dieser Skizzen des ausgesuchten Weltlebens mit Bildern ganz andern Charakters abwechseln zu lassen. Er ist ein Parkoman, und gesteht es selbst; doch verdanken wir dieser Manie einige sehr schöne Beschreibungen jener gelungensten Mischung von Kunst und Natur, die man im edleren Geschmack kaum irgendwo anders antreffen wird als in England. Wir erinnern hier an den Auszug über das Schloß Warwick in unserm letzten Blatt.

Auf der andern Seite hat er den öffentlichen Charakter des englischen Lebens gut und treffend aufgefaßt. Hier war denn manche Wiederholung nicht zu umgehen, da das Publicum nicht müde wird, über manche Dinge sich jedes Jahr aufs Neue zu verwundern, wie es bereits sich darüber verwunderte, als Archenholz mit seinen Hyperbeln, die oft mehr darnach aussehen, als sie es sind, zum erstenmal auftrat. Archenholz ist noch immer unübertroffen; der Verstorbene wird ihm aber an der Keckheit, mit der er einen derben Zug, als müßte es so sein, erzählt, wenigstens nicht nachstehen. Der Verstorbene beobachtet genau, und hat das große Talent, den Details zu folgen. Seine Beschreibung der Pantomime, sein Scenarium von Punch und Judy wird Jeder, der beides kennt, für meisterhaft erklären. Durch eine Gallerie von Gemälden, auch von Curiositäten, ist er ein unterhaltender Führer, und in dieser Hinsicht der Abschnitt von Oxford, in dem wir viele geringfügige Einzelnheiten wieder erkannt haben, sehr zu empfehlen.

Eine fernere Quelle der Abwechselung ist sein sentimentaler und stets zum Raisonniren aufgelegter Humor. Ein neuer Vergleichungspunct mit den erwähnten Moderomanen. Für das "Interesse des Herzens" muß gesorgt werden, die Lesewelt will es so haben; viele Leichtfertigkeit, und eine Welt von Nichts wird dadurch

wieder gut gemacht. Die Philosophie des Verstorbenen ist bereits bekannt; da sie keinen besonderen Anspruch auf Tiefe macht, ziemlich human ist, und die unphilosophische Eigenschaft hat, daß man sie verstehen und auf französisch vortragen kann, so wird sie überall mehr Glück machen, als bei den Leuten von Handwerk. Die raisonnirenden longueurs der beiden ersten Bände sind übrigens in den letzteren vermieden worden.

Was wir nun bei allen diesen Versuchen zu unterhalten und zu belehren, schmerzlich vermissen, das ist die Kenntniß der englischen Sitten in den bessern Kreisen, welche den Modeton nicht affectiren, an die Vornehmern sich nicht drängen, sondern jenes Bild von Unabhängigkeit und glücklicher Bildung darbieten, das vorzugsweise dem englischen Familienleben inwohnt. Es ist nicht zu zweifeln, der Verstorbene würde es zu schätzen gewußt haben, wenn es ihm im Leben begegnet wäre. Aber keine Seite seines Werks, keine Episode seiner Schilderungen, deutet darauf hin, daß er es gekannt. Das edle, aber nie verletzende Selbstgefühl; die zuvorkommende Herzlichkeit, die zarte Rücksicht die sich nie ankündigt aber nie verläugnet, die einfache Grazie des Lebens sind für ihn verloren gegangen. Von den Frauen ist auch nicht der entfernteste Zug der Wahrheit in seinen Schilderungen wieder zufinden. Wir halten es aber für ein untrügliches Kriterion dafür, daß einer den Volkscharakter kennt, wenn er die Frauen des Landes würdigt. Ob es das einzige sei, wollen wir nicht entscheiden.

Wie sehr unenglisch die Kreise waren, in denen er sich gefiel — unenglisch durch die in Romanen wie im Leben abominable Ausländerei — beweisen selbst kleine Details, deren er Erwähnung thut. So sollen z. B. jetzt die Herren nach Tisch den Damen folgen, sobald es ihnen gefällt. Wir wollen die alte Sitte nicht vertheidigen: sie hat etwas Widerliches, und manchmal, geradezu gesagt, etwas Brutales. Aber wo die neue Sitte eingeführt ist, da wird der Verf. sicherlich gefunden haben, daß der Ton bis zur Affectation ausländisch war; daß Fremde zusammen gebeten waren, so viele producible zu haben sein mochten; daß die Conversation vorzugsweise in fremden Sprachen geführt wurde, und daß namentlich die Engländer sich bemühten, in dieser Art der Unterhaltung zu excelliren. Unsre Erinnerung spricht zu lebhaft für solche Einzelnheiten, als daß wir nicht unsre Behauptung sehr zuversichtlich stellen könnten. Solche Dinge sind an und für sich nicht der Rede werth; aber sie werden es, sobald sie ein Licht auf die Umgebungen und den Charakter einer Gesellschaft werfen.

Am glücklichsten — und das erkennt auch ein englischer Kritiker der ersten Bände an — war der Verstorbene in seinen Beschreibungen von Irland. Dort war das Feld für seinen Beobachtungsgeist und für seine Humanität. "Man wird den Verf. der Uebertreibung beschuldigen — und doch wird zugleich die Neugierde hinlänglich gereizt werden, daß die Reisenden vom Continent nach Holyhead werden fahren wollen, sobald sie in Dover gelandet sind, gerade wie sie nach dem Weg nach Edinburgh zu fragen pflegten, ehe sie noch in London an Ort und Stelle waren. Walter Scott hatte sie Hochlandtoll gemacht, der Fürst wird es ihnen mit der Irlandomanie anthun. Irland mag sie in der That in Erstaunen setzen; es ist und bleibt jedem denkenden Engländer selbst ein Räthsel. Es ist ein Land von Wilden, neben dem civilisirtesten Reich der Welt; es ist von dem wildesten und rohesten, zugleich aber dem schärfsten und phantasiereichsten Volk Europas bewohnt — das großmüthigste und doch das blutdürstigste Geschlecht — das ungeduldigste unter dem Zwang, und doch das allerbedrückteste — eine Nation von Individuen, die in einem Augenblick von den romantischen und edelsten Gefühlen beseelt, im nächsten die entsetzlichsten Verwünschungen der Rache ausstoßen, um ebenso schnell wieder tödtlich folternden Gewissensbissen sich hinzugeben. Und Alles das, innerhalb einer Seereise von wenigen Stunden nach dem consequenten, liberalen England, und, was noch mehr, im Bann und unter der Geißel dieses erlauchten Landes." *)

An einer Bemerkung nimmt der englische Kritiker Aergerniß — an dem Ausdruck der Freude, mit der der Verstorbene wieder in Frankreich anlandet. Der Engländer meint, es sei die geläufigere Sprache, die den Fremden in Frankreich wie aus einer langen Haft erlöse. Es mag das sein; aber wir beziehen uns auf den Grund, den wir schon angedeutet. Konnt' es denn dem Verstorbenen wohl werden in England? Was er gesucht, gefunden, ist die Eitelkeit der Welt; sie producirt sich, notorisch, so schlecht nirgends wie in England. Das England, das dem Fremden lieb wird, wie die eigne Heimath, hat er nicht gefunden, weil er es nie gesucht.

*) Spectator vom 12. Nov.

Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten. Von Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Erster Band. Leipzig, 1831. Hinrichs. 351 S. gr. 8.

Der Deutsche ist stets bemüht, sich in allen Dingen systematisch zu orientiren. Gegenstände, die dem Engländer oder Franzosen durch die Routine, durch tägliche Conversation geläufig werden, legt der Deutsche sich zurück, um sie einmal "im Zusammenhang zu studiren." So war es denn auch sehr natürlich, daß an den Verf. der Wunsch gerichtet wurde, er möge einem Kreise von gebildeten Zuhörern die Staatswissenschaften vortragen — ein Wunsch, dem er indessen nur zur Hälfte entsprach, aber gewiß auf die für das Publicum erfreulichere Weise, indem er diese Vorlesungen nicht wirklich zu halten sich entschließen konnte, sondern sie in der Form ausarbeitete und dem Druck übergab. Nun sind wir zwar der Meinung, die beste Schule der Politik sei das Lesen guter Geschichtswerke, der parlamentarischen Verhandlungen des Auslandes, der Journale und Flugschriften. Wenigstens möchten wir dafür einstehen, daß unter den Ausländern Diejenigen, deren Unterhaltung über Politik wir am anziehendsten und belehrendsten gefunden, unter allen Büchern in der Welt zuletzt ein Handbuch der Staatswissenschaften in die Hand genommen haben würden. Indessen, man muß den Deutschen ihren Willen lassen; und das Verdienst einer Arbeit, wie die vorliegende, wird ungeschmälert bleiben, wenn man auch darin nicht den einzig möglichen Weg der Belehrung findet. Der Verf. hat darin eine neue Probe seines Talents der Popularität im zusammenhängenden Vortrag gegeben, und, was wir noch höher schätzen, einen Beweis seines Strebens, nützliche Kenntnisse den weitesten Kreisen zugänglich zu machen.

Eine Uebersicht des politischen Zustandes von Europa am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eröffnet die Schrift sehr zweckmäßig. Das Vorherrschen des Absolutismus um jene Zeit, mit Ausnahme Großbritanniens und Polens, bildet den schneidendsten Contrast mit den Bewegungen, die ein Jahrhundert später den Boden beinahe aller Länder vulcanisch erschütterten und zur Aufnahme neuer Keime bereiteten. Auch wird das Eintreten neuer Begriffe in der staatswissenschaftlichen Literatur nachgewiesen, *)

*) Unter der älteren Literatur wird mit verdientem Ruhm des Werkes von Hugo Grotius gedacht. Wir freuen uns, von Zeit zu Zeit diese älteren Meister einer Generation wieder empfohlen zu sehen, die

und wie man in den älteren Werken selbst die Namen der Artikel vergebens suchen würde, die man jetzt zuerst nachzuschlagen pflegt, um die Tendenz eines Schriftstellers kennen zu lernen. Wenn wir in diesen einleitenden Abschnitten Etwas vermissen, so ist es die Andeutung der vorbereitenden Erscheinungen, deren einige der Literatur angehörten, aber vielfach aufs Leben zurückwirkten. Wir möchten in dieser Beziehung hier nur an ein Werk erinnern, das eine noch vor der Revolution in Frankreich bemerkbar gewordene Tendenz der Literatur repräsentirt; das wie es scheint mit Grund, Mirabeau zugeschriebene Buch des lettres de cachet et des prisons d'état, (angeblich?) gedruckt in Hamburg, 1782. Diese Schrift vereinigt das Studium der englischen Verfassung mit dem der alten, fränkischen Freiheiten. Der historische Charakter dieser Untersuchungen unterscheidet sie, sehr zu ihrem Vortheil, von den Declamationen der Philosophen, und den Idealen der Theoretiker. Im Lichte einer solchen Prüfung erschien der Sultanismus des französischen Hofes nicht nur im Allgemeinen als etwas Monströses, sondern das Andenken der einzelnen Gewaltstreiche erneuerte sich, durch welche zu verschiedenen Zeiten die Reste der Freiheit verloren gingen. Hier war nicht nur die Einrede der Menschenwürde und alles Dessen, was eine erleuchtete Philosophie über die Unform der geselligen Verhältnisse vorzubringen wußte; die Einsprache geschah zu Gunsten eines positiven, in seiner Lebenskraft untergegangenen, aber in den Zeugnissen der unbestochenen Geschichte noch immer streng erweisbaren Rechtes. Das Verhältniß der Regierten zu den Regierenden war nicht nur durch das Herkommen halbbarbarischer Stämme, sondern durch den klaren Buchstaben sorgsam verzeichneter Gesetze festgestellt gewesen. Aller Widerstand des Rechtssinns gesellte sich zu allem Unmuth der Freiheitsliebe, und beide waren zum Kampf gerüstet, als der Drang der Begebenheiten der leichtentflammten und schwergereizten Menge die Waffen in die Hand spielte.

Wenden wir uns zu dem Abschnitt, der in dem ersten Band als der wichtigste erscheint — über die verschiedenen Arten der Repräsentativ-Verfassung.

Der Verf. führt drei Systeme auf, und bedauert, daß sie nicht streng genug unterschieden, sondern manchmal sogar dem Namen nach verwechselt werden. Das repräsentative System will der Verf. nur dasjenige genannt wissen, bei welchem die Wahl der Vertreter aus der numerischen Gesammtheit des Volkes geschieht, ohne alle Rücksicht auf die Verschiedenheit der Stände und der Interessen. Dieß wäre demnach das System in Nordamerica*) und Frankreich und zwar in beiden Ländern aus dem Grund, weil "durch den Sturm einer Revolution, das Lehnssystem völlig vernichtet und mit demselben der staatsbürgerliche Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen aufgehoben ward." Wir wüßten durchaus keinen Grund, warum nicht das Wort in dem Sinn, den der Verf. damit verbindet, gebraucht werden könnte; aber wir sehen auch nicht ein, warum es ausschließlich in diesem und keinem andern Sinn gebraucht werden sollte, da die Idee der Repräsentation auch den beiden andern Arten zu Grunde liegt. Nämlich zunächst auch dem entgegengesetzten — dem ständischen System, das die verschiedenen Classen kastenartig unterscheidet, und die größern Gutsbesitzer, die städtischen Bürger, die Bauern zu abgesonderten Wahlen schreiten läßt. Als vermittelndes System schlägt der Verf. das der staatsbürgerlichen Interessen vor, nach welchem von drei Classen jede einer abgesonderten Repräsentation sich zu erfreuen hätte: "Landwirthschaft, nach allen ihren Zweigen, ausschließlich an Grundbesitz gebunden; Gewerbswesen, nach allen seinen Schattirungen in Manufacturen, Fabriken und im Handel; und Intelligenz, nach ihren vorzüglichsten Ankündigungen im Staatsdienst, in der Wissenschaft und Kunst." Bei der ersten Classe würde die Größe des schuldenfreien Grundbesitzes, bei der zweiten die Steuerquote nachzuweisen sein, bei der dritten soll das Vertrauen der Wähler ohne alle weitere Rücksicht genügen; und jede Classe soll ein Drittheil der Gesammtzahl der Volksabgeordneten liefern.

Der Verf. scheint großen Werth auf diesen Vorschlag zu legen; wir müssen aber gestehen, daß wir einige Zweifel über die Zweckmäßigkeit nicht unterdrücken können.

Glaubt der Verf. wirklich, daß auf diesem Wege eine gleichmäßige Vertretung zu Stande kommen kann? Laßt ihn diese Idee nur erst aussprechen, und er wird von vielen Seiten her bestürmt werden. Man wird in ihn dringen, die Interessen noch mehr ins Einzelne zu spalten. Der Schafhalter wird verlangen, daß sein Interesse nach dem Verhältniß dieses seines Zweiges der Landwirthschaft zu den übrigen repräsentirt werde. Der Seidenfabricant wird sein Interesse nicht mit dem des Kaufmanns, der den zubereiteten Stoff einführt, in einen Topf geworfen wissen wollen. Der Verf. wird diesen Vorstellungen begegnen, und sagen, die Leute fassen die Sache irrig auf. Aber hat er selbst sie ganz richtig aufgefaßt?

Es handelt sich nicht um die Vertretung eines Interesse durch die Stimmen der aus seiner Mitte Gewählten. Es handelt sich nur darum, daß jedem Interesse unbenommen bleibe, Repräsentanten zu wählen, die über das allgemeine Wohl mitberathen. Es würde schlimm stehen um die Interessen der Fabricanten in manchen Ländern, wenn sie nur durch die Stimmen ihrer unmittelbaren Repräsentanten gewahrt werden, wenn nicht die Mehrzahl der übrigen Deputirten ebensogut beschließen sollten, was zum Wohl der Fabricanten, und darum zum Wohl des Landes dient. Diesen Gesichtspunct, den der Verf. sonst selbst hervorhebt, indem er z. B. die besondern Instructionen der Committenten zurückweiset, scheint er hier aus dem Auge verloren zu haben.

Es ist sehr wünschenswerth, und würde ohne Ungerechtigkeit nicht zu vermeiden sein, daß außer den Classen, welche den Staat durch Landwirthschaft und Gewerbe bereichern, auch die Intelligenz beachtet, und bei dem Wahlgeschäft in Thätigkeit gesetzt werde. Man kann es nur billigen, wenn der Verf. das Wort eines großen und tugendhaften Staatsmannes wiederholt: "Mein Plan war: jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen, oder eine; er treibe Landwirthschaft, Fabrication oder Handel; er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation."*) Aber

---

sich oft das Ansehen giebt, als hätte sie von den Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte Nichts zu lernen, und die in diesem Wahn noch durch eine Race von witzigen, der Schule entlaufenen Autoren bestärkt wird. So haben wir mit Freude im neuesten Edinburgh Review, in einem Aufsatz von sehr geschätzter Hand, den Zoll der Ehre dem alten Grotius dargebracht gefunden, und können uns das Vergnügen nicht versagen, die Stelle herzusetzen: — "Man lese die Andeutung der Motive, die Grotius bei seinem unsterblichen Werk leiteten — die wichtigste Gabe vielleicht, die je ein Einzelner für die Tugend und das Glück seiner Mitmenschen dargebracht, und zwar in einem Augenblick, als der Versuch, allem Anschein nach, durchaus keine Hoffnung des Gelingens versprechen konnte. Dies Werk war ein Lebensboot auf der bewegten See, eine Rettungslampe im tiefen Schacht der menschlichen Leidenschaft. Dem Grundsatz treu, daß das gesellige Band nicht ganz zerschnitten werden dürfe, hat er ein gesetzliches Element, ein Gefühl des Rechts, selbst in's Schlachtfeld geführt." Edinb. Rev. Sept. 1831. CVII. 199.

*) Doch nicht vollständig. Denn was der Verf. nicht zu wissen scheint, in mehrern der Vereinigten Staaten (New-York, Maryland, Kentucky, Nord- und Süd-Carolina, Georgia, Tennessee und Louisiana) ist die Geistlichkeit von Sitz und Stimme in den gesetzgebenden Versammlungen ausgeschlossen.

*) Worte des Ministers von Stein, in s. Circular vom 24. Nov. 1808.

wir würden es für sehr unzweckmäßig halten, die Deputirten selbst an eine Classe, und die Classe bei ihrer Wahl an Einen aus ihrer Mitte binden zu wollen. Wenn irgend eine Einrichtung, so würde diese zu vielfachen Intriguen Veranlassung geben.

Irgend ein aufstrebender Zweig der Fabricanten würde es bestimmt durchsetzen wollen, einen Vertreter aus seiner Mitte nach der Kammer zu schicken. Was die Intelligenz betrifft, so würde eine Folge und keineswegs, besonders für kleinere Staaten, eine sehr erwünschte sein, daß eine Menge von Staatsbeamten gewählt würden. Eine Fluth von Advocaten würde nicht ausbleiben, und, sagte Jefferson, kurz vor seinem Tode: "Wenn der gegenwärtige Congreß den Fehler hat, daß er zu viel Worte macht, wie kann es anders sein bei einer Versammlung, zu welcher das Volk hundert und fünfzig Advocaten schickt, deren Gewerbe es ist, Alles zu bestreiten, Nichts zuzugeben, und Stundenweise zu reden? Daß hundert und fünfzig Juristen mit einem Geschäft zusammen zu Stande kommen können, hätte man nie erwarten sollen." *) Wir wollen diese starken Aeußerungen auf sich beruhen lassen, aber es liegt doch im Reich der Möglichkeit, daß in jedem Ding des Guten zu viel werden kann, also auch der Advocaten in einer gesetzgebenden Versammlung.

Wenn man die Intelligenz ohne Rücksicht auf den Census zur Wahl berechtigen will, so wird man allerdings einem mehrfach angeregten Wunsch begegnen. Aber man muß die Intelligenz nicht mit Gewalt herbeiziehen. Erfahrung und der Blick des Geschäftsmanns, sind nützlichere Erfordernisse in einer debattirenden Versammlung, als großes Wissen und haarscharfe Speculation. Es ist genug geschehen, wenn man die niedrig besteuerte Intelligenz nicht ausschließt. Man muß sich erinnern, daß sie an den hohen Census zwar nicht gebunden, aber daß sie doch häufiger, als Diejenigen zu glauben scheinen, die eine Classe daraus machen wollen, mit dem hohen Census verbunden ist. Wir können uns überall nicht überzeugen, daß durch das Classenwesen Etwas gewonnen sein soll. Es wird auf irgend eine Weise dafür gesorgt werden, daß Leute in der Kammer sitzen, deren verschiedene Erfahrung verschiedene Interessen umfaßt, und sie in den Stand setzt, die wesentlichen Facta in der Debatte oder in Commissionsberichten niederzulegen. Bei der Abstimmung muß Jeder für das Rechte stimmen, weil es recht, nicht weil es für die Seidenweber oder für die Bierbrauer vortheilhaft ist.

*) Memoir I, 43.

Der Verf. hat auch der Frage über das Ein- und Zweikammersystem einen Abschnitt gewidmet. Der Theorie nach, meint er, würde eine Kammer vorzuziehen sein; und für ganz kleine Staaten würden auch in der Praxis zwei Kammern nicht passen: aber bei größeren Staaten sprechen, wenn man von der bloßen Theorie absehe, Politik und Geschichte für zwei Kammern. Es wird angeführt, daß keine Verfassung mit einer Kammer sich erhalten, nicht die früheren französischen, nicht die Cortesverfassungen in Spanien und Portugal. Wo aber nicht, wie in Großbritannien, ein Theil des Lehnswesens noch fortbesteht, da findet der Verf. es schwierig, die Elemente einer ersten Kammer zu sammeln. Er will nicht haben, daß sie den Gegensatz der Aristokratie und Demokratie verewigen soll. Er will nicht glauben, daß die erste Kammer das erhaltende Princip repräsentiren kann, weil die Regierung selbst das thun müsse; kurz, er befindet sich in äußerster Verlegenheit, und möchte die erste Kammer nicht gerne abschaffen, ohne doch etwas Wesentliches für sie vorzubringen.

Die Sache scheint sich sehr einfach zu verhalten. Eine erste Kammer, aus den Mächtigsten einer Erbaristokratie zusammengesetzt, wie in England, gilt von jeher für das wirksamste Gegenprincip der königlichen Macht. Aus der Mitte dieser Versammlung gingen die bedeutendsten Beschränkungen der königlichen Prärogative hervor, ehe man noch an Volksfreiheit dachte: oder vielmehr die Aristokraten waren es, die an's Volk dachten, als es noch unmündig war, die ihm väterlich sein gutes Recht wahrten, als es gegen die Unterdrückung nur den Widerstand kannte, und keine Rechtshülfe.*) Wenn auch in diesen letzten Zeiten das Oberhaus das Mögliche gethan hat, um den praktischen Beweis zu führen, daß erbliche Gesetzgeber nicht viel taugen, so muß man darum nicht das ganze historische Verhältniß vergessen, das den englischen Adel nicht nur an die Spitze des europäischen stellt, sondern das wirklich etwas Patriarchalisches, wenigstens bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, was auf die Sitten in vieler Hinsicht wohlthätig zurückwirkte. —

Warum aber in den Ländern, in welchen keine solche Aristokratie besteht, die erste Kammer nicht das erhaltende Princip repräsentiren sollte, vermögen wir nicht einzusehen. In Frankreich hat die erste Kammer mit ihrer edeln Entschiedenheit in den Jahren der Erniedrigung keine Ausnahme gebildet. Sie hat mit der

*) Sie thaten's in den einfachen und denkwürdigen Worten der Magna Charta: "Nulli vendemus, nulli negabimus, aut differemus rectum vel justitiam."

Unabhängigkeit, die den Rang und die hohe Stellung in der Gesellschaft ehren, die Angriffe der Restauration auf das bestehende Gesetz abgewiesen, und auf solche Weise ihre erhaltende Kraft bewährt. Was jetzt in Frankreich geschieht, ist ein Experiment, der Minister selbst kündigt es als solches an. Diese ganze Macht der Unabhängigkeit wird in die Wagschale der königlichen Prärogative geworfen. Ein Sitz in der Pairskammer, wenn selbst die Kategorien jeden Unwürdigen ausschließen sollten, wird immer eine vom König verliehene Auszeichnung bleiben. Wir begreifen nicht, wie man sich über die Folgen einer solchen Politik täuschen kann. Periers Schuld ist es nicht, wenn man sich täuscht; er hat offenherzig genug gesprochen. Er hat zugleich mit vieler Naivetät das Schauspiel gegeben, daß ein Minister, ohne Zweifel in grundehrlicher Absicht, seine Ueberzeugung lieber als seinen Einfluß der überwältigenden Macht der Volksmeinung zum Opfer bringt.

Indessen selbst diese triste, papierene Pairie, soll ein erhaltendes Princip vorstellen. Ebenso soll es der Senat in Nordamerica. Diesen hat der Verf. so dürftig in drei Zeilen abgefertigt, daß es wohl der Mühe werth ist, den Stand der Dinge, wie er ist, zu betrachten.

Die Mitglieder des Hauses der Repräsentanten werden alle zwei Jahre neu gewählt, die des Senats alle sechs Jahre; jene von dem Volk unmittelbar, diese durch die gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten. Um bei den Senatoren die längere Amtsdauer mit einem heilsamen Wechsel zu verbinden, hat man das Princip der Rotation angenommen; ein Drittheil tritt jede zwei Jahre aus, und wird durch neue Wahlen ergänzt. So z. B. wird nach dem vor uns liegenden "Americanischen Almanach" für das laufende Jahr, von den beiden Senatoren für Virginien der Eine 1833 austreten, der Andre 1835. Der Partei der Föderalisten hat von jeher die sechsjährige Dauer noch nicht genügt; sie glaubte in der häufigen Ersetzung durch neue Volkswahl und den wechselnden Launen eines noch häufiger neu zusammengesetzten Hauses der Repräsentanten eine Gefahr für die Festigkeit und Würde der Berathungen zu erblicken. Sie klagte über die Abhängigkeit der Gewählten von ihren Committenten; über den Umstand, daß so oft ein locales Interesse verfolgt, ein weiteres, was den ganzen Staat angehe, vernachlässigt werde. General Hamilton, der in seinen öffentlichen Aufsätzen nicht so weit ging wie in seinen Privatäußerungen, hat den handschriftlichen Plan einer Verfassung hinterlassen, nach welcher die Repräsentanten auf drei Jahre, die Senatoren

aber "quamdiu se bene gesserint," d. h. auf Lebenszeit ihre Würde bekleiden sollten.*) Daß man dem Senat eine etwas festere Permanenz nicht ohne Absicht zugedacht, geht auch aus der Einrichtung der Staatsregierungen hervor. In New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Vermont, New-Jersey, Nord-Carolina, Georgia und Alabama, wird der Senat jährlich neu gewählt, in Rhode-Island die Repräsentanten gar zweimal des Jahrs. Dagegen werden die Senatoren in Maryland auf fünf Jahre gewählt; in New-York, Pennsylvania, Kentucky, Virginia, Süd-Carolina und Louisiana, auf vier; in Delaware und Mississippi auf drei. Maryland und Kentucky zeichnen sich noch dadurch aus, daß sie den Plan der Rotation nicht kennen; in den übrigen Staaten tritt jedes Jahr, oder jedes zweite Jahr, ein Theil der bereits Gedienten aus. In Maryland und Kentucky ist aber auch noch eine andere Anordnung, die das erhaltende Princip sehr deutlich an der Stirn trägt: die Senatoren werden nicht unmittelbar vom Volk, sondern von Wählern gewählt.

Wir sind an und für sich von der Besorgniß fern, daß das demokratische Element durch rasches Uebergreifen einmal Gefahr bringen werde. Auch halten wir große Versammlungen, solange nur nicht durch Primärversammlungen regiert werden soll, mit allen ihren Leidenschaften nichts weniger als bedenklich, und wir halten jedes civilisirte Land für sicher gegen die Wiederkehr der Scenen des Convents. Aber daß ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, und der zugleich die Gemüther heftig aufregt, nicht in derselben Versammlung definitiv entschieden wird; daß das letzte Wort nicht in demselben Saal verhallt, in welchen das erste hereingeworfen war, scheint uns wünschenswerth und zweckmäßig. Es liegt schon Etwas in dem von vorn beginnenden Gang, ja selbst in der ermüdenden Wiederholung und Erschöpfung der Argumente, was gegen die Uebereilung zu sichern, und zu garantiren scheint, die Probe der Geduld werde nicht leicht ein ganz unwürdiger Vorschlag zu Ende bestehen. Wer mit einiger Gewissenhaftigkeit dem Gang einer einzigen wichtigen Bill in den Zeitungen gefolgt ist, wird ein ähnliches Gefühl kennen. Dazu kömmt denn, daß die Gleichgültigkeit eines Jeden überwunden, die Theilnahme eines Jeden wenigstens für einen Theil der Debatte gewonnen werden müßte. Wesentlich scheint uns aber, selbst bei den americanischen Institutionen, die längere Amtsdauer, die eine gewisse Festigkeit und Consequenz erwarten läßt. Diese vermissen wir unter Andern bei der übrigens freisinnigen Verfassung von Norwegen, aus welcher man aber ängstlich bemüht war, die letzten Spuren der Aristokratie von Grund aus zu vertilgen. Dort wählt das Storthing unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing bildet; aus den übrigen drei Viertheilen besteht das Odelsthing.

Die Ansicht, daß die erste Kammer der Regierung zur Stütze dienen soll, wird von dem Verf. lebhaft bestritten. Die Geschichte des englischen Oberhauses ist eine beinahe fortlaufende Widerlegung. Daß aber eine solche Idee bei der ersten Bildung der deutschen Verfassungen zu Grunde gelegen, wird kaum zu läugnen sein, auch sprach dafür das Widerstreben, mit welchem in mehreren Staaten das Zweikammersystem aufgenommen wurde. Noch jetzt haben die ersten Kammern sich nicht ganz von der Unpopularität erholt, die sie in den Augen des Volks als eins mit den Interessen der Regierung erscheinen läßt. In Baiern haben die Reichsräthe über ihre Behandlung des Preßgesetzes sehr scharfe Gegenäußerungen hinnehmen müssen. In Baden hat die erste Kammer sich außerordentlich beleidigt gefühlt, weil Rotteck von einer Handvoll von Junkern sprach, (es handelte sich um die drückenden Lasten des Landmanns, und er entschuldigte das Wort damit, zum Höfling sei er verdorben, er sei Volksvertreter), und weil Itzstein noch ungenirter äußerte, die erste Kammer scheine sich um Hasen und Hirsche mehr zu kümmern, als um das Volk. Eins scheint ausgemacht zu sein; es giebt nur einen Weg, auf welchem unsre deutschen Kammern ihre Popularität wieder gewinnen, und insbesondre sofern sie aus Standesherren zusammengesetzt sind, ihre Würde, den gewählten Repräsentanten gegenüber behaupten können.*) Eine von der Krone ernannte erste Kammer wird sich die schönen Sachen schon gefallen lassen, die Casimir Périer der gegenwärtigen zu sagen für gut gefunden.**)

Wenn die Partei der Bewegung diesen Rückschritt sich gefallen läßt; so wird es nur sein, weil die alte Ordnung der Dinge dadurch erschüttert, weil die Hoffnung mit der Zeit Mehr zu erhalten, dadurch vorbereitet wird. Was diese Partei will, anstatt der Pairie, ist so schwer nicht zu begreifen, und ist an und für sich nichts Schlimmes noch Unpolitisches; die Zeit wird lehren, ob das Experiment in Frankreich gelingt: denn versuchen wird man es dort noch mit einem nordamericanischen Senat.

*) Bristed: Resources of the U. S. 203. New-York, 1818. Mit diesem Schriftsteller steht unser Verf. in der Ansicht zusammen, daß die Steuerquote, oder mindestens die höhere Steuerquote, für den Wähler, und nicht für den zu Wählenden zu bestimmen sei. Die Hauptsache sei, daß Leute von Einsicht wählen; man werde das Uebrige ihrer Wahl mit Vertrauen überlassen können.

*) "Unum hoc dico: nostri isti nobiles, nisi vigilantes, et boni, et fortes, et misericordes erunt: iis hominibus, in quibus haec erunt, ornamenta sua concedant necesse est." Cicero pro Rosc. Amer. XLVIII. 139.

**) "L'esprit de gouvernement est l'esprit naturel de cette chambre, et elle a souvent prouvé qu'elle saurait remplir cette haute mission. Vous n'y serez point infidèles; vous ne laisserez pas prévaloir parmi vous l'esprit de corps sur l'esprit de gouvernement." (Rede in der Pairskammer. Moniteur vom 23. Nov.)

Bau- und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemieen und ihrer Verbreitung. Von Dr. S. L. Steinheim.*)

Après la bataille il y a la visite des hopitaux.

Nach der Cholera die Choleraschriften.

Die voran bemerkte ist aber nicht sowohl eine Schrift über die Cholera als eine cholerische gegen Dr. Fricke. Aber sie erinnert an den Mann in der Bibel, welcher fluchen wollte, doch unwillkürlich segnen mußte.**)

....

Ich mag nicht mehr Uebles abschreiben, sondern eile zu dem, was nach allen bittern Schaalen der Kern der Schrift zu sein scheint. Seite 7. giebt Hr. Dr. Steinheim zu, daß Hr. Dr. Fricke in seiner Schrift, "wahre Prämissen" d. h. die Thatsachen wie sie sind, als ehrlicher Mann, gegeben hat. Das ist's, wofür Hr. Dr. Fricke Dank und Achtung verdient. Irgendwo in der Bibel wird den Verehrern Jehovas befohlen, den Altar zu errichten mit keinen andern als unbehauenen Steinen. Und

*) Wir halten die kleine Schrift einer gedoppelten Widerlegung nicht werth. Aber der folgende Aufsatz, der uns in dem Augenblick zukam, als das Blatt zur Presse ging, wird unsern Lesern willkommen sein, weil sie daraus die Ansichten eines geschätzten und patriotischen Beamten des Nachbarstaates kennen lernen.

Red.

**) Wir haben uns die Freiheit genommen, das Register von allerlei schönen Sachen aus Dr. Steinheims Schrift auszulassen, um Wiederholungen zu vermeiden.

Red.

das ist die Hauptregel für alle medicinischen Schriftsteller: Die Thatsachen zu geben, wie sie sind, die reinen Thatsachen, nicht zugehauen nach System, Meinung, Absicht, die Thatsachen so zu stellen, daß jeder, der sich Urtheil zutraut, daraus schließen kann. Mögen wir in den künftigen Fragmenten des Hrn. Dr. Steinheim solche Baustücke finden. Wenn jetzt gebaut werden soll, so laßt uns doch nicht einen Tempel der Furcht bauen. Wahrlich das paßt nicht für unsere Zeit, noch viel weniger als vor sechs Monaten, obgleich, wie es scheint, Priester der Furcht noch in Menge vorhanden sind.

Herr Dr. Fricke hat seine Aufgabe gelöst, eine geschichtliche Darstellung zu geben. Wollte Hr. Dr. Steinheim einen vollen negativen Beweis von ihm fordern, so würde Jener mit sich selbst im Widerspruch kommen, der da behauptet, daß tausend negative Stimmen keinen vollen Beweis liefern können. Wahrlich, die Pflicht der Beweisführung liegt den Contagionisten ob. Aber Ejaculation gegen Hrn. Dr. Fricke ist kein Beweis. Hätte Hr. Dr. Steinheim gesagt: non liquet, so würde ich ihm beistimmen. Warum hat Hr. Dr. Steinheim nicht die Thatsachen, die in Altona sich zeigten, der genauesten Prüfung gewürdigt? In den Berichten der Altonaer Aerzte über die dasigen Cholera-Kranken steht unter der Rubrik: "Erweisliche oder mögliche Gelegenheit zur Ansteckung" in der Hälfte der Fälle "0" oder "durchaus keine."

Das zweite der vorhandenen Fragmente ist gegen den Hamburger Senat gerichtet, wegen der Bekanntmachung vom 11. October, wenn auch mit weniger heftigen Worten, als gegen Hrn. Dr. Fricke, doch in demselben Sinn. Hr. Dr. Steinheim will einen argen Widerspruch in der Bekanntmachung finden; ich versichere, daß ich das nicht finden kann. Lieset man das Actenstück unbefangen, so liegt implicite darin, daß dieselben Ursachen, welche anderswo die Cholera veranlaßt hatten, jetzt auch in Hamburg die gleiche Wirkung haben. Und Hr. Dr. Steinheim, der kein ausschließlicher Contagionist sein will, sondern auch das Miasma als Quelle der Cholera annimmt, kann doch nicht behaupten wollen, daß Verschleppung durch Personen oder Sachen die einzig mögliche Art des Fortschreitens des Miasmas sei. Ich kann ihm sandige, höhere Gegenden mit gutem Quellwasser zeigen, wo in den letzten Jahren das Wechselfieber und die schlimmsten Arten desselben ebensowohl geherrscht haben, wie in den Niederungen. Daß gegen den Hamburger Senat von einem Arzte der Nachbarstadt die schlimmsten Vorwürfe öffentlich ausgesprochen worden, scheint mir, so lange noch Censur besteht, schon aus äußeren Gründen nicht geziemend. Der Verfasser rühmt sich sehr seiner Logik; mag immerhin viel Logik in Altona sein, und in Universitätsstädten, und in Residenzstädten, wo es doch zu Zeiten Hofphilosophen giebt, so glaube ich dennoch, daß in Hamburg kein Mangel ist an dem guten deutschen Stoff: gesundem Menschenverstand. Vielleicht wäre noch etwas übrig zum Export nach manchen Stellen. Wahrlich der Hamburger Senat hat bei der schwierigen Aufgabe gehandelt mit Klugheit und Güte, d. i. mit Weisheit. Die Aufgabe war schwierig, denn nicht nur die Cholera drohte von Osten, sondern auch eine Furcht, eine Aufregung, die bei der zusammengedrängten Bevölkerung in Hamburg gefährlicher war, als an den meisten anderen Orten. Die Hochgeehrten Männer, welche Sitz und Stimme haben im Senate, haben die Folgen der Handlungen, die Folgen der Gesetzgebung berechnet, und das ist mehr, als in manchen anderen berathenden Zusammenkünften geschieht. Die Hamburger Anstalten sind als musterhaft berühmt in ganz Europa geworden, wegen ihrer Zweckmäßigkeit zu der Zeit, und der Menschenfreundlichkeit der Stifter. Was hat man anderswo gethan? nicht Hülfsmittel, oder Geld zu Hülfsmitteln veranstaltet, sondern das gethan, was kein Geld kostete, man hat damit angefangen, Cholerakirchhöfe auszuweisen und Extratodtengräber zu bestellen, nach Proportion so viele, wie wir Militair haben. Wenn Herr Dr. St. Gegenstände für die Uebung seiner Logik haben wollte, so konnte er dergleichen im Lande finden; z. B. hier in Kiel ist alle Zufuhr von Hamburg durch Frachtwagen frei. Baumwolle, Pelzwerke, alles ist durchaus frei; Reisende kommen unmittelbar von Cholerakranken ungehindert hierher; die Sachen, die mit der Frachtpost kommen, müssen desinficirt werden; ein Schiff, was von Hamburg auf hier soll, muß jetzt 20 Tage Quarantaine halten. Es ist dagegen supplicirt und vorgestellt, daß alle Waaren zu Wagen frei eingehen; abgeschlagen. Das sind wahre Prämissen. Es steht jedem Hamburger oder Altonaer frei, daraus Schlüsse zu ziehen. Ebenso wahr ist es, daß an Menschenfreundlichkeit unser Gouvernement keinem nachsteht. Wenn es möglich wäre in der Welt, so wäre der Wunsch Heinrichs IV. längst in Dänemark erfüllt. Was mag die Ursache jener Verwirrung sein? Wahrscheinlich die Beamten-Hierarchie, deren Reorganisation ebenso nothwendig scheint, wie die unseres Militairs vor 40 Jahren nothwendig war.

Damit wir zu Resultaten gelangen über die Cholera, können zwei Methoden dienen. Erstlich die Vergleichung der Cholera mit schon bekannten Krankheiten. Zweitens die Vergleichung der Cholera mit sich selbst, der Cholerakranken an demselben Orte, und der Epidemien an verschiedenen Orten. Jener Vergleich, wenn wir aufrichtig sind, zeigt, daß die Asiatische Cholera keiner der jetzt als ansteckend bekannten Krankheiten gleich ist. Was das zweite betrifft, so scheint mir nichts mehr zu wünschen, als daß viele Aerzte sich vereinigen, über einen Modus zu gemeinschaftlicher Arbeit. Bestimmte Fragen müssen gestellt, die Antworten gesammelt und gesichtet werden, von einem Centrum eifriger, aber nicht ultraeifriger, solider Aerzte. Von dem Therapeutischen, was bekannt geworden, ist eine der interessantesten Thatsachen diese, daß ein angesehener Petersburger Arzt von 60 Cholerakranken keinen einzigen verloren hat. Er sagt sein Geheimniß: Ich habe keinem Kranken zugestanden, daß er die Cholera habe, sondern es jedem ausgeredet. Geht hin und thut desgleichen. Also keinen Kranken ins Cholerahospital schicken, wo die Hälfte und mehr stirbt. Die Oesterreichische Regierung hat befohlen, die Cholerakranken in die gewöhnlichen Krankenanstalten aufzunehmen. Damit ist der entscheidende Schritt gethan. Und mit Erlaubniß des Herrn Dr. St. sei es gesagt: die Oesterreichische Regierung ist diejenige, welche unter allen Regierungen aus langer Uebung auf Contumazanstalten sich am besten versteht. Die Belgische Nation ist recipirt worden in die Reihe der Europäischen Nationen, und das Geschrei: allgemeiner Krieg! hat aufgehört. Die Cholera werde recipirt als das was sie ist; angenommen die Contagiosität, so erschrecke man doch nicht mehr vor Cholerakranken als vor Typhus-, Scharlach- und Masernkranken. Und bald wird alles im Gleise sein. Mich dünkt, die Aerzte hätten wohl die Pflicht, ihres Theils mitzuhelfen, daß es den Regierungen leicht würde, wieder einzulenken, denn die Alarmisten unter den Aerzten, haben wahrlich mittelbar viel Uebel veranlaßt. Alarmirend wirken noch immer die öffentlichen Listen der Cholerakranken und Choleratodten. Wenigstens sollten die Rubriken hinzugefügt werden: Die ärztliche Behandlung hat innerhalb drei Stunden nach dem Ausbruch angefangen, oder später als drei Stunden. Dixi.

Kiel, den 28. November.

Hegewisch.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.



Kritische Blätter der Börsen-Halle.

77. Hamburg. Montag, den 19. December. **1831.**

Inhalt.

Karl von Rotteck, geschildert nach seinen Schriften und nach seiner politischen Wirksamkeit. Von Dr. Ernst Münch. Haag, 1831. Hartmann, 321 S. 8.

Rotteck hat noch vor wenigen Wochen seiner gedoppelten Pflicht als Badischer Volksvertreter und als deutscher Staatsbürger auf eine so glänzende Weise sich eingedenk erwiesen, daß die Nation eine Schilderung seines politischen Strebens mit gesteigertem Interesse aufnehmen wird. Er hat Mittel gefunden, als akademischer Lehrer und als Schriftsteller in weiten Kreisen zu wirken; als das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zum Deputirten berief, lagen die Grundsätze vor, von denen er in der neuen Sphäre sich würde leiten lassen. Er hat sie nie verläugnet, und es wird unser Geschäft sein, einen Ueberblick derselben, mit Rücksicht auf die umständlichere Darstellung seines Freundes und früheren Amtsgenossen, für unsre Leser zu entwerfen.

In Freiburg, wo er (am 18. Julius 1775) geboren war, und wo er seine ganze Jugendbildung genossen hatte, ward ihm im drei und zwanzigsten Jahre seines Alters der Lehrstuhl der Geschichte übertragen. Er fand noch Zeit, durch Reisen nach Wien und Paris, nach der Schweiz und Italien, nachzuholen, was die akademische Laufbahn in den nothwendiger Weise beschränkten Umgebungen vermissen läßt, und was dem Geschichtschreiber so wenig als dem Politiker abgehen müßte — die eigne Anschauung des fremden Volkslebens; eine Art der Belehrung, die mehr als jede andere geeignet ist, Vorurtheile zu zerstören, und den Blick für die Eigenthümlichkeit geschichtlicher Entwickelungen zu schärfen.

Es mag allerdings, mit dem Verf., als ein glückliches Ereigniß für die Hochschule betrachtet werden, daß der bekannte politische Tauschhandel sie dem badischen Fürstenhause zuspielte, daß sie Karl Friedrich zum Regenten, und Ittner zum Curator erhielt. Aber der fremde Einfluß lastete schwer auf dem kleinen Gebiet, und machte in den Kreisen geistiger Thätigkeit sich doppelt fühlbar. Es war einige Genugthuung, im Verein mit anderen Männern, darunter der liebenswürdige Patriarch Johann Georg Jacobi, der gründlich gelehrte und scharfdenkende Hug, der unerschrockene Schinzinger, der besonnene Mertens, wenigstens innerhalb der von der Gewalt gezogenen Gränzen zu wirken. In seiner Wissenschaft fand Rotteck den weiteren Trost, den sie rüstigen Geistern in schwerer Zeit nie versagt. Die politischen Lehren des Alterthums sah er für den Beobachter der bedrängten, verhängnißvollen Gegenwart sich erneuern. Der Schmerz über die sinkende Freiheit, die widerstrebende Verzichtleistung auf die Unabhängigkeit, die Riesenschritte der Gewaltherrschaft, die Besorgnisse des Schlimmsten selbst waren in den Parallelen angedeutet, zu welchen die neuesten Begebenheiten den Kenner der ältesten aufforderten. So faßte er, im Jahr 1811, den Entschluß, ein Handbuch der Geschichte auszuarbeiten, das diesen Spiegel ernster Bilder den denkenden Zeitgenossen vorhalten sollte. Die Gesinnung, aus welcher der Entschluß hervorgegangen, die Empfindungen, in deren Geleit er ausgeführt worden, sind von ihm selbst bezeichnend genug ausgesprochen, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß etwas Besseres zu Grunde lag, als die Ambition, mit welcher ein Gelehrter ein weitaussehendes Werk zu unternehmen pflegt. "Euch, meine edeln jungen Freunde, möchte ich die großen Lehren, die erhebenden Bilder der Geschichte in das offene Gemüth legen, Euch Liebe und Bewunderung geben für die herrlichen Charaktere der Vorzeit, eure unerschöpfte Wärme entzünden für Recht, Freiheit und Vaterland, eure Kräfte nähren, eure Nacheiferung spornen durch die Vorhaltung geschehener Großthat. Meine eigene Jugendzeit scheint mir bei dieser Beschäftigung wiederzukehren, die Begeisterung, mit der ich den Reichthum der Geschichte aufnahm, das erhebende Gefühl, womit ich in die Gallerie der großen und guten Menschen trat, der Dank, den ich denjenigen zollte, die mich einführten in diesen ehrwürdigen Kreis. Manches, was ich damals mit Enthusiasmus umfaßte, ist mir seitdem anders erschienen; manches Gefühl, manche Hoffnung hat die Erfahrung kälter gemacht; aber die Glorie, in welcher ich zuerst meine Lieblingshelden sah, ist nicht verglommen, und während die Gegenwart immer bedrängter, die Zukunft trüber wurde, hat die stille Vergangenheit mir unablässig Trost, Aufschluß und Erhebung gebracht."

Das Werk, das in solchem Sinn begonnen, und unter vielfachem Wechsel der äußeren Verhältnisse zu Ende geführt worden, hat sich im Verlauf weniger Jahre durch die öffentliche Stimme als Nationalwerk bewährt. Den Grund des ausgezeichneten und in der That beispiellosen Erfolgs finden wir nicht allein in jenen Eigenschaften der treuen Forschung, des umfassenden Blicks, der beredten Darstellung, durch welche ein Geschichtswerk der sicheren, aber selten so raschen und allgemeinen Anerkennung sich empfiehlt. Es ist die ausgesprochene und entschiedene Tendenz des Werkes, der Sinn und Geist, der aus jeder Zeile spricht, und vor Allem das sichtbar angeregte Gefühl des Verfassers, das dem Leser nicht nur Belehrung und Unterhaltung verspricht, das ihn anzieht und hinreißt. Es ist uns gar wohl bekannt, daß viele und achtbare Kritiker von jeher ganz andere Anforderungen an den Historiker gestellt haben. Ruhige Betrachtung, als von einem der Gemüthsbewegung unzugänglichen Standpunct aus, unbefangene Schilderung, als eines unbestochenen Zeugen, oder mindestens der unerschütterte Gleichmuth des Richters, ist dem Geschichtschreiber von gewichtigen Autoritäten als erste Pflicht auferlegt. Der Verf. dieser Weltgeschichte aber soll einen Theil seiner Popularität der Gewandtheit und dem Eifer verdanken, mit welchen er die Rolle des Advocaten sich angeeignet.

Wir glauben, daß die berühmte Phrase "ohne Haß und Gunst" gar häufig nur durch ein Mißverständniß wiederholt wird. Welche Art von Unpartheilichkeit aber dem Geschichtschreiber zukömmt, und wiefern sie mit dem unumwundenen und, nach Umständen, lebhaften Ausdruck des Gefühls zu vereinigen ist, wünschen wir in den Worten eines englischen Schriftstellers anzudeuten, der in hohem Alter, aber mit regem sittlichen Gefühl, die interessanteste Periode seiner vaterländischen Geschichte zu beschreiben unternommen hat.

"Dieses Werk beschäftigt sich mit einem großen und anziehenden Gegenstand, mit einer Reihe von Verhandlungen, denen an Wichtigkeit vielleicht Nichts von Allem, was je auf dem

Schauplatz der Welt sich zugetragen, voransteht. Ich wünsche nicht, daß man glauben möge, ich könnte gleichgültig bleiben als Zuschauer solcher Ereignisse. Ich wünsche nicht, daß man mir weder Empfindung noch Gemüthsbewegung zuschreiben möge, wenn etwas ausgezeichnet Gutes oder Böses meinem Blick begegnet. Ich möchte gerne nicht nur als denkendes, sondern auch als empfindendes Wesen betrachtet werden. Wenn es Unparteilichkeit ist, Gutes und Böses als Dinge zu behandeln, die unter sich nicht wesentlich verschieden sind, so sage ich von solcher Unparteilichkeit mich los. — Ich will meinen Lesern sagen, welche Unparteilichkeit ich erstrebe, welche ich für empfehlenswerth erachte. Ihr Wesen besteht in strenger aber billiger Prüfung der Ueberzeugungsgründe, in dem Entschluß des Darstellers, weder durch Ansehen der Person, noch durch den Beifall, den er einer Sache zollen mag, sich verleiten zu lassen, die Thatsachen unrichtig aufzufassen oder wiederzugeben. Wenn ich dieser Anforderung nicht Genüge gethan, so laßt mich schuldig erfunden werden einer Verletzung der ersten Pflicht eines Geschichtschreibers; oder, in einfacheren Worten, der Nichtachtung Dessen, was ich meinem eigenen Charakter und den besten Interessen der Menschheit schuldig bin. Habe ich aber hier Genüge gethan, so erwarte ich den Spruch: Nicht-Schuldig. Ich habe mich bemüht, mit Mäßigung und mit gesammeltem Sinn zu schreiben. Ich habe mich bemüht, gegen bloße Declamation, und gegen jene Art des Ausdrucks auf der Hut zu sein, in welcher die Leidenschaft vorwaltet, und das Urtheil trübt. Ich habe nicht anders von Menschen und von Dingen gesprochen, als ich im Gedanken an die Gegenwart eines allwissenden Richters sprechen würde. Es war mein eifriges Bestreben, über Alles im Licht eines treuen und klaren Urtheils, und in der Stimmung eines aufrichtigen und unbestochenen Gefühls für Recht und Sittlichkeit zu entscheiden." *)

Unsre Leser werden diesen Auszug nicht zu lang finden, wenn er sie wirklich auf den Standpunct versetzt, der die Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers rettet, ohne ihm die lebhafte persönliche Theilnahme an dem, was er erzählen soll, zu verbieten. Wir wollen nicht untersuchen, ob die hier geschilderte Stimmung wirklich die des Richters ist; auch würden wir uns nicht zum Widerspruch aufgelegt fühlen, wenn es bezweifelt werden sollte. Hat nicht der Richter nach dem geschriebenen Gesetz zu richten? Ist nicht ein ungeschriebenes Gesetz, in dessen Rechtfertigung die Zeugnisse der tiefsten Denker und der edelsten Dichter, der Repräsentanten rein menschlichen Gefühls, sich begegnen? *)

*) William Godwin: History of the Commonwealth of England: Vol. I. p. VII. (London, 1824.)

Es ist die unbezweifelte Aufgabe des pragmatischen Geschichtschreibers, den Maaßstab dieses unveräußerlichen Rechtes an die Einrichtungen zu legen, die er in verschiedenen Perioden der Geschichte als bestehend vorfindet. So oft er diese Einrichtungen im Widerspruch mit den Grundsätzen des Vernunftrechts antrifft, so hat er den Widerspruch nicht zu verhüllen, sondern in seiner ganzen Schroffheit darzustellen. Es wird die natürliche Folge hinzutreten, daß sein Urtheil über die Wirksamkeit einflußreicher Individuen nach diesem Maaßstab sich bestimmt. Und wenn die Vorurtheile des Jahrhunderts, die ererbte Gewohnheit des Unrechts, nicht selten den Vorwurf gegen das Individuum mildert, und die Persönlichkeit entschuldigt, so wird darum der Tadel nicht verschwiegen werden dürfen, der in solchem Fall das Vorurtheil und die Gewohnheit mehr als den individuellen Charakter trifft. Der natürlichste Standpunct bleibt immer der der Gegenwart; es würde vergebliche und undankbare Mühe sein, sich ihm entziehen zu wollen. Wenn es sich darum handelt, Lehren für die Gegenwart zu ziehen, so würde es im höchsten Grad verkehrt sein, die Irrthümer und das Unrecht der Vergangenheit zu beschönigen. Laßt immerhin den Geschichtschreiber zum Advocaten werden; nichts Erniedrigendes liegt in der Rolle, so lange sie den Principien sich unterordnet, und Haß und Gunst nicht nach den Rücksichten einer bestochenen Vorliebe vertheilt. Es giebt Fälle, in welchen die Grundsätze besser waren als ihre Vertreter; andere und gewiß ebensowenig seltene Fälle, in welchen der Charakter des Strebens besser war als die Sache, der es sich widmete.

Ueber den Widerstreit des positiven mit dem Vernunftrecht hat Rotteck Gelegenheit genommen, in einer Rede bei der Uebernahme der Professur des Vernunftrechts im Jahr 1818 sich auszusprechen. Wir haben diese Rede nicht zur Hand, und können nur einen Auszug mittheilen, den wir in der Biographie vorfinden, und der wenigstens auf die allgemeine Auffassung dieser Verhältnisse einiges Licht wirft: —

*) Wir haben zunächst eine Stelle des Aristoteles im Auge, der sich leicht zahllose ähnliche Aeußerungen, wenn auch keine von größerem Gewicht, anreihen ließen. "Es liegt, wie die Ahnung jedes Einzelnen bezeugt, in der Natur selbst ein anerkanntes Gesetz, das Recht und Unrecht scheidet, wenn auch keine gesellige Einrichtung, kein äußerer Vertrag es verbürgt. Das ist das ungeschriebene Gesetz, das bei'm Sophokles die Antigone anruft, wenn sie sagt, es möge verboten sein, aber Recht sei es doch, dem Bruder die letzte Ehre der Bestattung zu gönnen, denn es sei ein Recht, das die Natur selbst gutheiße:

'Von heute nicht und nicht von gestern stamme es, nein,
Von Ewigkeit, ist auch sein Ursprung uns verhüllt.'"

Rhetorik 1. 13. (II. 642. Aurel. Allobr. 1606. 8.)

"Es sind nun zwanzig Jahre, daß ich von eben dieser Stelle, von welcher ich heute zu sprechen die Ehre habe, den ersten feierlichen Vortrag als Lehrer der Geschichte hielt. Damals — im 23sten Altersjahr — voll stolzer Freude über das schnellerrungene Ziel meiner Wünsche, hingegeben der entzückenden Aussicht eines mir so frühe geöffneten ehrenvollen und gleich edeln, als genußreichen, Wirkungskreises, betrat ich, wohl schüchtern, doch mit jugendlicher Wärme und Begeisterung, den Rednerstuhl, und weihte mich, innig bewegt und feierlich, dem schönen herrlichen Lehramte der Geschichte. Ich habe es seitdem mit Liebe und Treue verwaltet, mit gleicher Liebe auch als Schriftsteller auf dem Felde der Geschichte gearbeitet, reich belohnt für Beides durch die Zuneigung vieler edler Schüler und die Achtung vieler trefflicher Freunde. — Wohl werde ich der Rechtfertigung bedürfen darüber, daß ich ein mir so theures und dankbares Lehramt um ein anderes verlasse, daß ich, noch fern von der Vollendung meines liebend begonnenen Geschichtwerkes, einer andern, nach ihrem Umfang unermeßlichen, nach ihrem Gegenstand unendlich wichtigen, nach ihren Forderungen, Hülfsmitteln und Hindernissen äußerst schweren Wissenschaft mich weihe. Doch meine Rechtfertigung ist nahe liegend.

"Der Geist, worin ich vom Anbeginn meine historischen Studien trieb, worin ich die Geschichte gelehrt und geschrieben habe, ist die Rücksicht auf Recht und Politik gewesen. Nicht habe ich zum Zweck meines Lebens mir gesetzt, in dem Dunkel der alten Zeitrechnung mühselig einige verlorene Pfade durch ein zweifelhaftes Dämmerlicht zu erhellen, auch nicht die genealogischen Register der Erdengötter durch einige vergessene Glieder zu bereichern, nicht endlich die ganze Flut von Namen und Thatsachen, welche jedes Menschenalter hervorbringt, mit tödtender Danaiden-Arbeit aufzuschöpfen. Ich habe die Geschichte nur als treue Rathgeberin in den ewig heiligen Angelegenheiten der Menschen geehrt, und vor Allem als die Pflegerin politischer Weisheit und Tugend, und als die unbestechliche Richterin, deren hehre Aussprüche die letzte Hoffnung sind für das der trotzigen Gewalt sonst preisgegebene Recht.

"Dieses Recht und dessen philosophische Erkenntniß in Privat- wie in öffentlichen Dingen, hat meine ersten innigen Gelübde erhalten; die philosophische Rechtswissenschaft

ist die wahre Braut meiner Jugend gewesen. Der Geschichte gab ich, als ihrer edeln Freundin, mich mit herzlicher Empfindung hin; aber nie hat sie eifernd von mir gefordert, daß ich untreu der Braut meiner Jugend würde. Sie hat vielmehr meine erste Liebe durch ihre ernsten Lehren geläutert und bekräftigt, und dem Freund ihrer Freundin hat sie Manches vertraut, was sie sonst gern als Geheimniß bewahrt. Dagegen bleibt auch ihr meine reine Anhänglichkeit geweiht, so wahr ich ihre Freundin liebe, und wenn ich dieser mich jetzt näher verbinde, so ist auch dem Freundschaftsbunde mit jener eine noch festere Grundlage gegeben. Nein! von dir scheide ich nimmer, erhabene Freundin des Rechtes und der patriotischen Tugend, tausendstimmige Verkünderin dessen, was Heil den Völkern und Staaten bringt und was Verderben, du treue, niemals täuschende und nie getäuschte Geschichte! — Auf jedem Blatte deiner heiligen Bücher steht mit Flammenzügen geschrieben: 'Ehret das natürliche, ehret das geschriebene Recht!' — und für jedes Privat-, für jedes öffentliche Verhältniß im Felde des Rechtes, wie der Klugheit, stellst du auf die eindringlichsten Beispiele, giebst nimmer ermüdend Aufschluß, Trost, Ermunterung, Warnung . . .

"Ihr Solone, Numa's, Penn's, deren legislatorische Weisheit euren Völkern reiche Ernten des Glücks und des Ruhmes für Jahrhunderte bereitete; ihr Leuchten der Zeiten, Platon, Aristoteles, Cicero, Locke, Montesquieu, Rousseau, Smith, deren geniale Kraft und unermüdete Geistesarbeit folgenreiche Systeme der Regierungskunst baute; ihr gleich treuen Freunde der Völker, wie der Fürsten, Cassiodor, Suger, Sully, Bernstorf, Herzberg, Necker, die ihr mit kluger Umsicht die liberalen Ideen Jener ins Leben führtet; und auch ihr — seltenen, aber desto ehrwürdigeren Gewaltigen, Marc-Aurele, Alfreds, Josephs, Karl Friedrichs, weise und gute Väter des Volkes; und endlich ihr, deren Bilder ich nie ohne Erhebung betrachte, glorreiche Opfer, oder sieggekrönte Kämpfer der Freiheitsliebe, ihr Timoleons, Katone, Tell's, Sidney's, Washington's alter und neuer Zeit: nach wie vor werden eure hohen Namen in meinem Herzen thronen, und gesegnet von meinen Lippen gehen. Nach wie vor werden das herrliche, ruhmbedeckte, freie Griechenland, das heldenreiche Rom, das durch Gesetze und Verfassung hoch beglückte Britannien, mit seinem edleren emancipirten Kinde, Nord-America, so wie ihre traurigen Gegenbilder, die alten und neuen Despoten-Reiche oder Sclavenställe Asiens und Europa's, mir die Beispiele und Beweise für meine Theorien geben. Die Rechts- und Staatswissenschaft ist eine Schülerin der Geschichte." —

Um die Hauptfrage — die der Vermittelung des Widerstreites — zu lösen, unterscheidet Rotteck so streng als möglich zwischen privatrechtlichen Ansprüchen und denen des öffentlichen Rechts. Dr. Münch giebt darüber noch folgende Nachweisungen: —

"Ueber streng privat-rechtliche Verhältnisse entscheidet überall das positive Recht; dabei rechnet er jedoch auf den Vervollkommnungstrieb der Regierungen, in Bezug auf die Gesetzgebung und auf ihr Hinwirken nach dem idealen Zweck: möglichster Sicherung aller Rechte durch allgemeine und harmonische Principien. Wenn selbst die privatrechtlichen Verhältnisse der Bürger nicht durch die Geschichte, sondern durch die stets freie Gesetzgebung der Staaten ihre rechtsgültige Bestimmung erhalten, so ist dasselbe in noch höherem Grade auch von eigentlich bürgerlichen und von politischen Verhältnissen wahr, d. h. von denjenigen, welche den Mitgliedern einer bürgerlichen Gesellschaft, als solchen, eigen sind, und von jenen, welche in der Theilnahme an der Gesellschaftsgewalt, oder an dem lebendigen Gesammtwillen bestehen, und welche beide meist mit einander zusammenfallen. Die Schutzwehr gegen den Mißbrauch bei Anwendung der Theorie findet der Verf., freilich nicht ohne Grund, keineswegs in den Principien selbst, sondern bloß in der natürlichen und allgemeinen Gewährleistung der gesellschaftlichen Rechte in der Verfassung, und zwar in jener, welche die Herrschaft des wahren, sich selbst aussprechenden, allgemeinen Willens sichert. Die künstlichen Organe desselben können irren und untreu sein, und nur ängstliche Vorsicht in Formen, Gegengewichten und unabhängigen positiven Gesetzen eine kümmerliche Schutzwehr gegen den Irrthum und die Untreue, wie gegen die Folgen derselben bieten; aber der wahre allgemeine Wille wird niemals irren, noch untreu werden. 'Despoten-Reiche — so schließt der Verfasser den herrlichen Aufsatz — sind gewöhnlich — und wohl ihnen, wenn sie's sind, starr wie Eis, und still wie das Grab. Denn wenn sie in Bewegung kommen, so geschieht es nur leidend, nicht durch selbstthätige Kraft. Selbst willenlos sind sie — wie künstlich die Formen seien — hingegeben dem zufälligen Spiel fremder Neigungen, Interessen und Gelüste. Freie Völker dagegen sind lebenskräftig und lebensfroh. Was sie immer wahrhaft wollen, das ist gerecht und gut. Je freier sie sind, desto gehorsamer den Gesetzen des natürlichen Rechtes und der Klugheit, desto leichter entbehrend die künstlichen Cautelen hergebrachter Formen und unantastbarer, positiver Gesetze.'"

Wir wünschen hier noch auf zwei Puncte aufmerksam zu machen. Wir sind der Ueberzeugung, daß es dem Historiker nicht schwer werden dürfte, in der Mehrzahl von Fällen das bestehende Recht in seinem Ursprung zu rechtfertigen. Wie häufig walteten nicht Verhältnisse vor, unter welchen die Billigkeit selbst gebot, was in späteren Jahrhunderten, unter veränderten Umständen, als verjährtes Unrecht erscheinen mußte! Wir möchten nicht als Vertheidiger des Feudalwesens auftreten, und sind der Bewunderung fremd, mit welcher eine mehr poetische als historische Schule jene Erscheinungen noch in unseren Tagen überschüttet hat. Aber fragen möchten wir, ob in seinem Ursprung das Lehnswesen etwas Unnatürliches in sich begriff, ob nicht in jenem Zustand der Gesellschaft Ordnung und Recht mit einem solchen Stand der Dinge leicht versöhnt war; ob nicht die Mißbräuche als Auswüchse einer Einrichtung zu betrachten sind, die in ihren Grundzügen frei von Tadel, in ihrem Fortbestand aber, bei fortschreitender Bildung der unteren Classe, als großes Uebel fühlbar wurde? Selbst der Einfluß der Geistlichkeit scheint in seiner ersten und frühesten Bedeutung, weder mehr noch weniger in sich zu fassen, als die Suprematie, welche naturgemäß der Intelligenz zukömmt. Roms ungemäßigte Ansprüche, seine Dictatur, seine in's Einzelnste organisirte Hierarchie, erscheinen uns als so viele Versuche, das Veraltete festzuhalten, und die Fortschritte der geistigen Entwickelung zu hemmen. Das Uebel liegt nicht in dem Wesen, sondern in dem Unwesen, das ist, in der künstlichen Fortdauer von Anstalten, die das Bedürfniß überlebt haben, dem sie das Dasein verdankten.

Neben einer solchen "Apologie des Bestehenden" scheint uns der Grundsatz der constitutionellen Reform an seiner Stelle zu sein. Für das Gesetz spricht die Präsumtion, daß es seiner Zeit in den Verhältnissen begründet gewesen. Ist der Wechsel der Verhältnisse nachgewiesen, ist er zur Evidenz bewiesen, wie er sich in so vielen Fällen beweisen läßt, so wird kein Vernünftiger den Fortbestand des Gesetzes wünschen, kein Billiger wird ihn begehren. Aber bis zum Erlöschen des Gesetzes, wie vernunftwidrig es sein mag, bis zu dem Augenblick, wo die Intelligenz die alte Verordnung dem neuen Staatsbedürfniß angepaßt haben wird, bleibt dem Gesetz jener Charakter der Unverletzlichkeit, der als ideale Garantie nicht minder wesentlich noch minder vernunftgemäß

ist, als die bekannte Fiction der Unverletzlichkeit und Tadellosigkeit des Staatsoberhauptes. Das Gesetz sowohl als die oberste Staatsbehörde erfreut sich dieses heiligen Charakters vorzugsweise nur in constitutionellen Staaten. Wo die Willkür herrscht, und die Verantwortlichkeit nicht begründet ist, da fehlt das wahre Wesen der Garantie für Beide. Fügt die Willkür sich den Ansprüchen der Intelligenz, so kann sie mit einiger Ruhe ihr abnormes Treiben fortsetzen. Widerstrebt sie mit jener Verblendung, von der wir beklagenswerthe Beispiele gesehen haben,*) so werden die Folgen nicht ausbleiben. Es sind die Feinde der Monarchie, die durch ihre Einflüsterungen den Absolutismus in magnetischen Schlummer wiegen. Es sind die Feinde der Ordnung und Ruhe, die gegen die Ideen zu Felde ziehen und gegen die Reform. Selbst die Keime einer Repräsentativ-Verfassung, selbst das, vielleicht mehr als recht ist, verschmähte System der Provinzialstände kann, ohne die äußerste Gefahr, nicht bis zur bloßen Illusion herabgedrückt und hintangesetzt werden. Stehen wir wirklich auf vulcanischem Grund und Boden? Die das behaupten, begreifen sie nicht, daß es gerathen sein wird, die Geister der Tiefe nicht zu reizen, den Sturmwind nicht herauszufordern, sondern sich auf jenen Punct zu retten, der eine Warte für die herannahende Gefahr, und eine Zuflucht im Wirbel der aufgeregten Elemente gewähren kann? Wehe, und dreifaches Wehe über die "ewig Blinden," die das rettende Asyl verschmähen, und dem Abgrund zurennen — nicht in dem großartigen Sinn des Römers, der durch das Opfer des Einzellebens den Staat zu schirmen vermeinte, sondern um den alten Spruch wahr zu machen, "daß die Götter Den verblenden, den sie zu verderben trachten!"*)

Vielleicht am meisten in diesem Sinn ist die Reformationsgeschichte gearbeitet, die man mit Recht zu den glänzendsten Partieen des Werkes zählt. Von den Protestanten ward dieser Abschnitt mit einstimmigem Beifall aufgenommen; unter den katholischen Glaubensgenossen des Verfassers konnte bitterer, leidenschaftlicher Tadel nicht ausbleiben; aber die Besonnenen sollten ihm das reichlich verdiente Lob, daß seine Haltung gegen Rom seinen Glauben nicht minder als seinen Freimuth ehre —

"true to his faith, but not a slave to Rome."

*) Die neuesten Berichte aus Kassel, so wie sie in censirten Blättern vorliegen, erfüllen jedes Gemüth mit Indignation. Das Gesetz, wenn es auch nicht jede Art der schamlosen Verworfenheit treffen kann, wird wenigstens gegen die Schuldigen sich bewaffnen, durch deren Muthwillen Bürgerblut vergossen ist.

Der Enthusiasmus für das nach längeren Pausen fortgesetzte Werk stieg bis zu dessen Vollendung. Die Kritik that in den meisten Fällen ihre Pflicht. Das ist erfreulich und lobenswerth, gerade weil die gelehrte Kritik Werke dieser Art nicht selten mit einer gewissen vornehmen Miene und mit der Andeutung entläßt, für gelehrte Forschung sei zwar Nichts gewonnen, für's Volk aber möge dergleichen gut und nützlich sein. Man braucht nicht eben mit Bolingbroke das Extrem zu ergreifen, und alle gelehrte Untersuchung als verlorene Mühe und viel Lärmen um Nichts zu verhöhnen.*) Es wird sich doch eine nicht minder bestimmte Gränzlinie ziehen zwischen den Arbeiten der Gelehrten, denen der Ausbau einzelner, dem minder scharf prüfenden Blick kaum bemerklichen, Partieen am Herzen liegt; und den andern Bemühungen, die in den Resultaten dem weitesten Kreis eine reiche Quelle der politischen und sittlichen Belehrung eröffnen. Es wäre thöricht, um das größere oder geringere Verdienst sich streiten zu wollen, während für die eine oder die andere Richtung unwiderstehliche Neigung ein ausgezeichnetes Talent fast ohne Wahl zu gewinnen pflegt. Man muß Dem Glück wünschen, der mit ganzer Seele seiner Wissenschaft lebt, ob er sie nun in ihrem Umfang zu erweitern, oder in ihren Einzelnheiten auszubilden, oder in ihren Ergebnissen zu popularisiren sich berufen fühlt. Mit Neid und Haß, den unwürdigsten Begleitern gelehrten Strebens, müßte endlich doch auch jenes Achselzucken verschwinden, mit welchem ein Talent die Leistungen eines gleich bedeutenden, weil sie einem anderen Kreise angehören, abzufertigen sich herausnimmt. Seltenblicke dieser Art wird man in den Werken der ausgezeichnetsten Forscher antreffen. Wir möchten, außer Bolingbroke, der den schonungslosen Spott nicht verschmäht, hier noch auf Winkelmann verweisen, der, wie sehr er selbst "das bessere Theil erwählt," indem er seinem Genius gefolgt, doch sein Bedauern über das Treiben eines andern verdienstvollen Gelehrten nicht unterdrücken konnte.**) Wenn nun unsere Zeit

*) Letters on the Study of History. [illegible], 6 — 9. Bolingbroke schließt mit den Worten: "Lieber wollt' ich den Darius, den Alexander überwand, für den Sohn des Hystaspes nehmen, und so viele Anachronismen machen, als ein jüdischer Chronolog, als mein halbes Leben dran geben, um all den gelehrten Plunder zu sammeln, der den Kopf eines Alterthumsforschers anfüllt."

**) "Ich bin um so mehr zufrieden, daß ich die wenige Zeit meines Lebens nicht in alten abgegriffenen Handschriften verloren, wozu ich alle erwünschte Gelegenheit gehabt hätte. Ich habe mir allemal, diesen Kitzel zu unterdrücken, den berühmten d'Orville vorgestellet, welcher ein paar Jahre in Rom angewendet, alle Morgen nach der Vaticanischen Bibliothek zu gehen, um den Heidelberger Codex der griechischen Anthologie, theils mit dem gedruckten zu vergleichen, theils diesen aus jenem zu verbessern und zu ergänzen. Denn ich halte diese Zeit um so viel mehr schlecht angewendet, weil ich anfänglich eben diese Arbeit unternahm, aber bei Zeiten aufhörete, weil ich sahe, daß Dasjenige, was in dem Gedruckten fehlet, nicht werth ist, an das Licht zu treten, u. s. w." Vorrede zu den Anm. über die Gesch. der Kunst. (Werke III. xxxvii. Dresden, 1809.)

ihre Einseitigkeit besonders darin verräth, daß sie nur den Maaßstab der Nützlichkeit an jedes Streben legt, so läugnen wir nicht, daß, wenn doch einmal gesündigt werden soll, diese Sünde uns die verzeihlichere scheint; aber wir leben der Hoffnung, daß wenigstens die Härte und Ungerechtigkeit des Urtheils nach und nach aus der guten Gesellschaft, zur Ehre der Vernunft, und den Literaturzeitungen zum Trotz, verbannt werden soll. —

Die spätern Bände der Geschichte erschienen, als das fremde Joch abgeworfen, und die Darstellung der neuern Verhältnisse durch drückende Rücksichten weniger beengt war. Auch dem ehrwürdigen Freund des Verfassers, Johann Georg Jacobi, war vergönnt, in seinem Schwanengesang dem befreiten Vaterland seinen Gruß zum anbrechenden Neujahrsmorgen darzubringen. Die Schilderung der neuesten, namentlich deutschen, Verhältnisse, trägt in Rotteck's Werk den Charakter bitter getäuschter Erwartungen — wer hatte sie nicht getheilt? — und trüber Ahnung. Die letztere zu entfernen, ist jetzt das vereinte Streben der Vaterlandsfreunde, und Rotteck's eigene Wirksamkeit, wie wenig sie, noch in seiner letzten Rede, bangen Besorgnissen sich entzogen hat, hat dazu beigetragen, froheren Aussichten in die Zukunft durch männlichen Entschluß und offnes Ankämpfen gegen feindlichen und undeutschen Zwang Raum zu geben. Zugleich sind von ihm zwei neue Arbeiten angekündigt: eine gedrängte Darstellung der Weltgeschichte, vorzugsweise für's Volk geschrieben, und eine Geschichte des badischen Landtags von 1831. Während man von beiden Werken bedeutenden und erfreulichen Einfluß sich versprechen darf, wird es der Mühe werth sein, einen Blick auf seine bereits vorliegenden publicistischen Schriften und auf seine Thätigkeit beim Landtag zu werfen, was wir für unsre nächste Nummer uns vorbehalten, um auf würdige Weise die Reihe dieser Blätter für das Jahr, das sich zum Ende neigt, zu schließen.



Die Schmuggler, und die Rückreise aus dem Bade. Zwei Novellen von Ludwig Storch. Gotha, 1832. Müller. 216 S. 16.

Muß es so sein? Hier ist wieder ein reiches Talent, das im Sande der Almanach-Novellen versiegen geht. Wir sind in dieser Art von Literatur zu wenig belesen, um zu entscheiden, ob diese Novellen wirklich in einem Almanach zuerst mitgetheilt worden; aber soviel wissen wir, sie gehören dahin. Spindler hat das Mögliche gethan, um durch Vergißmeinnicht, Damenzeitung, Kettenglieder, und andre schöne Sachen seinen Ruf zu Grunde zu richten: Ludwig Storch, der zu gleichen Hoffnungen, wie Spindler, berechtigte, scheint entschlossen, wie dieser, den Weg alles Fleisches zu gehen. Muß es so sein? Liegt die Schuld an den Verlegern, in den Verhältnissen, am Publicum? Wir hoffen das Letztere wenigstens verneinen zu dürfen, und Schande, wenn sie an der Kritik liegen sollte!

Wir haben wenig an diesen Novellen zu tadeln, als daß sie uns ein größeres Werk entzogen. Sie sind im Ganzen artig, lustig, unbedeutend genug für Novellen.

Den Schmugglern dürfen wir auch eine Tendenz nicht absprechen, die wir hier nicht erwartet hätten, die man aber verdienstlich nennen muß, wo man sie findet. Sehr lebhaft und, nach allen Berichten zu urtheilen, nicht zu grell, ist das Unwesen der Douanen in Oberitalien geschildert. Die Schmuggler sind keine Tugendspiegel; aber die Zöllner sind die Sünder. Ein erbaulicher Dialog zwischen einem neuangekommenen gewissenhaften Officier und seinem Diener: —

„'Ich denke, Sie sind selbst Schuld, daß wir die Kerle nicht gefangen; vielleicht läßt sich aber Alles wieder gut machen. Ihre eigenen Leute haben ihre Anstalten, mein' ich, den Schmugglern verrathen. Sie sind alle Schurken, mein' ich, und der alte Corporal der größte.'

„Ei Peter, welche Beschuldigungen! Wer hängt mit größerer Liebe an unserm guten Kaiser als Gemünz?

„'Ja mit dem Maule, aber mit der That nicht. Hat er noch je einen Schmuggler gefangen, so lange wir hier sind, oder ein anderer seines Hauses? Was von Waaren ist eingebracht worden, haben neue Gränzsoldaten Schmugglern abgenommen. Vom kaiserlichen Geld könnte der Alte nicht Tag und Nacht den besten Wein zechen. Während Sie hier alle Kräfte aufbieten, um Ihrer Pflicht pünctlich nachzukommen, wird das Land mit Waaren überschwemmt; und ich muß oft im Dorfe hören, wie man Sie Ihrer Wachsamkeit und Ihres Eifers wegen verspottet. In allen Mauthhäusern an der Gränze von hier bis Como sei kein einfältigerer Officier, als Sie, sagt man mir dreist ins Gesicht, und es thut mir stets sehr wehe, dergleichen hören zu müssen. Ich habe es Ihnen nie sagen wollen, aus Furcht, Sie möchten sich darüber betrüben, da Sie ja ohnedieß Kummer genug haben; nun aber darf ich es Ihnen nicht länger verschweigen, wie Sie hier verrathen und verkauft sind. Heute sagte mir ein unverschämter Kerl, der sich immer am Ufer herumtreibt, für neugebackene naseweise Leute, die über die Alpen gekommen seien, um in Italien eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, gäbe es hier zu Lande noch heißes Blei und kaltes Eisen genug, um sie auf ewig stumm zu machen. Glauben Sie mir, alle Mauthner, welche schon Jahr und Tag hier sind, stecken das Geld der Frustratori ein und drücken die Augen auf eine Stunde zu, um sie nicht auf ewig zumachen zu müssen. Ich wollte Ihnen ein Dutzend Beispiele herzählen von Leuten, die seit einigen Jahren für ihre Treue und Diensteifer haben ins Gras beißen müssen.'"

Nebenbei erfahren wir, daß es in jenen Gegenden nicht besser bestellt ist, als an der Gränze von Baiern: —

„Der ganze Canton Tessin lebt vom Schleichhandel in das österreichische Gebiet, die Leute kennen kein anderes Gewerbe. Jede obrigkeitliche Behörde bekömmt ihren Theil des Gewinnes, die Versicherungsbank in Chiasso ist mit Millionen garantirt, die Regierung des Cantons schützt uns auf jegliche Weise und muß uns ihres eigenen Vortheils willen aller Drohungen Oesterreichs ungeachtet stets schützen. Ganz Chiasso ist voll Schleichhändler und Speditoren des Schleichhandels. Kein Schweizer wird uns also verrathen; aber auch kein Lombarde. Die Mauth ist hoch, der Landmann würde sich oft die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse entsagen müssen, sollte er die darauf haftende Abgabe bezahlen. Und der Italiäner arbeitet nicht gern; er sucht sich seinen Bedarf auf die leichteste, wenn auch nicht rechtlichste, Art zu verschaffen. Ueberdies wird die österreichische Regierung von den Lombarden gehaßt. Daher kömmt es denn auch, daß im Fall der Noth alle Bauern auf unserer Seite sind und mit auf die österreichischen Soldaten schießen. Ja es gilt als ein verdienstliches Werk, einem Deutschen das Lebenslicht auszublasen. Ein alter Beamter und Soldat verräth uns ebensowenig; denn diese haben große Vortheile von uns. Wen sollten wir nun zu fürchten haben?"

Unsre Leser haben schwerlich errathen, daß die letzte Rede einem originellen und bildschönen Mädchen, der Heldin der Novelle, angehört. Es giebt noch eine andere Heldin; man hat sie aber längst vergessen, und sie erscheint ganz am Schluß noch einmal, ziemlich mal à propos, um sich heirathen zu lassen.

Die Rückreise aus dem Bade ist ein Schwank, in welchem viel renommirt, romantisirt und geprügelt wird. Unzählige, komische Verwechselungen würden für ein Lustspiel sehr drollige Situationen darbieten. Einige Züge werden für den Geschmack mancher Leser zu derb sein.

Der Schwank ist in Eile geschrieben, wird in Eile gelesen, belacht, und vergessen werden.

Erziehungslehre von F. H. C. Schwarz. Erster Band in zwei Abtheilungen, Geschichte der Erziehung. Zweiter Band, System der Erziehung. Dritter Band, Unterricht der Erziehung. Zweite, durchaus umgearbeitete, verbesserte Ausgabe. Leipzig, Göschen. gr. 8.

Der Mensch bedarf, von seiner Entstehung an, Wartung und Pflege, wenn er nicht hülfloser und unglücklicher sein soll, als das Thier, und die Natur hat dafür gesorgt, daß diese nicht immer ausgesprochene, oft kaum bewußte Wahrheit, dennoch auf allen Stufen der Menschheit tief gefühlt und gern geübt wird. Die Aeußerung dieses reinen Naturtriebes, die wir im Allgemeinen mit dem Namen Erziehung bezeichnen, offenbart sich sogar bei unsern thierischen Verwandten, und die, welche durch Vernunft über sie erhaben sind, sollen auf dieses belehrende und angenehme Geschäft die Gesetze der Vernunft erstrecken. Selbstliebe müßte der verlängnen, und Verstand, dem gleichgültig scheinen könnte, ob seine Umgebungen gut und tauglich sind oder nicht; etwas Aufmerksamkeit wird auch die beschränkteste Erfahrung überzeugen, wie viel jeder Einzelne dazu beitragen kann.

Darum bedarf der Gegenstand des vorliegenden Werks der Empfehlung nicht, und dessen gelungene Ausführung empfiehlt sich dem Leser. Ueberall tritt der Beobachter hervor, der fünfzig Jahre würdiger Thätigkeit der Erziehung widmete, dem nichts fremd blieb, was die Kunde der Vorzeit und der Gegenwart darüber bereichert, und der mit Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, Milde verbindet. Faßlicher und lichtvoller Vortrag, ruhige, besonnene Wärme für das Gute und Schöne, die nie in Unduldsamkeit aus-

artet, höchste Anschaulichkeit, allen Wortprunk vermeidend, folgerichtige Darstellung der Thatsachen, geben dem Buch, außer dem Verdienst der Belehrung, den Reiz angenehmer Unterhaltung, wecken die Theilnahme, die sie nicht bereits vorfinden, und bedürfen keiner Ueberwindung von Seiten des Hörers, um bei einem solchen Sprecher zu verweilen.

Was ist Gutes vor und außer uns geschehen? Was hat sich bewährt oder widerlegt? Was verdient beibehalten zu werden? Was dürfen wir glauben besser einrichten zu können? Diese Fragen beantwortet die verständige Geschichte, mit ihr beginnt das Werk; und auch durch sie begründet der Verf. die unerschütterliche Ueberzeugung, es sei unmöglich, gute Menschen zu bilden, wenn man versäumt, ihren Geist und ihr Gemüth auf reine Sittlichkeit zu richten. Nur die verdient diesen Namen, die zu ihrer Quelle, die mit liebevollem Vertrauen zur Gottheit leitet, der allein jede denkbare Vollkommenheit beiwohnt. Religionsgefühl ist, ohne alle Widerrede, das allgemeine geistige Bedürfniß der Menschheit und Menschenerziehung, und die unverkünstelte Geschichte zeugt, daß unter allen Religionen die christliche, welche der ehrwürdige Leß mit großem Recht die Religion der Liebe und Freude nannte, vorzüglich geeignet sei, diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Die einen einzigen Urheber der Welt, und in ihm einen allwissenden, allgegenwärtigen, allmächtigen Vater aller Wesen erkennt, dem nichts zu groß ist und nichts zu klein, der seine Vorsorge auf alles, seine Hand über alle erstreckt, vermag unsern Glauben aufzurichten, wo unser Wissen aufhört, uns vor Uebermuth im Glück, vor Verzweiflung im Unglück zu bewahren. Die einfache Frage des weisen Franklin: „wenn Menschen mit Religion nicht besser sind, was würden sie erst ohne Religion sein?" weiset jeden Einwurf zurück, den Klügelei vorzuspiegeln vermag, und es ist verderbliche Thorheit, an die Stelle einer festen Stütze andere ersinnen zu wollen, welche die Hand verletzen müßten, die sich darauf lehnt. Eine Religionslehre ist das Buch nicht, eine Sittenlehre eben so wenig; der Verf. wirft also keine gehässigen Seitenblicke auf die, welche von beiden andre Begriffe nähren mögen, als er, und trägt nirgends etwas vor, dem der Bekenner eines abweichenden kirchlichen Bekenntnisses, oder der kundige Menschenfreund widersprechen müßte.

In der Geschichte der dunkeln Vorwelt theilt er die Ansicht Heerens, daß nach naturgemäßer Entstehung der Völkerschaften aus Familienverbindungen, die sogenannte Priesterzunft aus allen Wissenden im Volk bestanden habe, worauf sie sich auch besonders gelegt haben möchten, mithin gottesdienstliche Verrichtungen so wenig ihre ausschließliche, oder auch nur ihre gewöhnliche Beschäftigung gewesen sei, daß die Benennung Priester, in unserm Wortverstande, nicht einmal auf sie angewendet werden sollte. So entfernt waren sie ihren Mitbürgern nothwendige Kenntnisse vorzuenthalten, daß sie ihnen solche vielmehr mittheilten; und, dürfte von Beraubung oder Beschränkung derselben die Rede sein, so hätten gerade sie einen Schein gerechter Beschwerde für sich anzuführen. Diese Erklärung gleicht dem Ei des Columbus. Ihre Ungezwungenheit, ihre Anwendbarkeit auf ungleich spätere Zeiten, ist so einleuchtend, daß sie fast nur vernommen zu werden braucht, um Eingang zu finden, und dem Menschengeschlecht zur Ehre gereicht, ohne zur Unwahrscheinlichkeit ihre Zuflucht zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß die Gegenwart nicht zurückrufen soll, was nur der Vergangenheit unentbehrlich war; aber es ist ungerecht, eine Unentbehrlichkeit und Heilsamkeit abzuläugnen, die sich vor jeder Ueberlegung rechtfertigt. Im Ganzen und Allgemeinen geschieht sicherlich weniger absichtlich Böses in der Welt, als die Tadelsucht zu entdecken sich anmaaßt. Auf die besten Gewährsmänner gestützt, führt der Verf. die Erziehung der Völkerschaften früher und späterer Zeit in Asien und Africa vorüber. Er ist gegen alle gerecht, und verkennt ihre Verdienste nicht, ohne sie zu übertreiben. Mit Recht verweilt er bei den Israeliten, aus deren Mitte die Richtung des Christenthums hervorging. Griechen und Römer sind mit großer Liebe behandelt, ohne ihre Einseitigkeit zu übersehen. Mit Sokrates tritt eine Zeit fruchtbringender Erkenntniß ein. So oft Ref. sich der Betrachtung dieses weisen Erziehers der Menschheit überläßt, so oft bestätigt sich ihm die Ueberzeugung, er habe einen Glauben genährt, den in diesem Umfange keiner seiner Zeitgenossen, Zöglinge und Nachfolger, wenn es nicht vielleicht der verschrieenste war, zu dem seinigen machte. Dem Manne, der sich für einen geistigen Geburtshelfer hielt, wie seine Mutter leibliche Geburten befördert hatte, der von dem Grundsatz ausging, jede sittliche Wahrheit liege im Menschen selbst, und bedürfe nur der Entwickelung, nicht der Erschaffung, lag der Gedanke sehr nah, keine Richtung, keine Neigung des menschlichen Geistes sei an sich verwerflich; jede könne mit der Tugend, wie dem Gefühl für das Gute und Schöne vollkommen ausgeglichen werden, wenn nur das Gefühl den Verstand, der Verstand das Gefühl nicht verläugne. Er wollte nicht, daß allen Bäumen eine Rinde wachse, sondern daß jeglicher Baum seine eigenen heilsamen und schönen Früchte trage, im unermeßlichen Garten der Menschheit. Darum stört' er keinen, an den er sich wandte, in seinen angebornen Anlagen, und strebte einzig dahin, daß sie sich nie von der Sittlichkeit entfernen möchten. So erklärt sich die große Verschiedenheit seiner Schüler, die sämmtlich berechtigt waren, sich für ächte Sokratiker zu halten, und sich doch gegenseitig verkennen konnten, weil sie die hohe Duldsamkeit ihres Lehrers nicht erreichten, zum Theil vielleicht nicht einmal begriffen. Er ließ seinem Platon die Vorliebe für dichterische Phantasie und alles was mit ihr verwandt ist, seinen Hang für wissenschaftliche und pythagorische Speculation, obgleich sie für Sokrates minderen Reiz hatten. Er billigte und beförderte unbedingt an seinem Xenophon die musterhafte Tauglichkeit für Künste des Friedens und des Krieges. Er ließ seinem Aeschines die etwas dürre und trockene, aber feste und ehrenwerthe Anwendung seiner Sittlichkeit. Er that der Strenge des Antisthenes keinen Einhalt, die sich allem äußeren Schmuck entfremdete, und warnte ihn nur schonend und scherzhaft, daß auch durch die Löcher eines zerrissenen Mantels Eitelkeit hervorschimmern könne. Er gönnte seinem Aristipp die rege Empfänglichkeit für alle Reize und Genüsse des Lebens, und bewahrte ihn nur vor der Klippe, jemals zu wähnen, das könne eine dauerhaft angenehme Empfindung sichern, was sich mit dem Bewußtsein der Tugend nicht vertrage. So ward dieser vielverkannte und verlästerte; aber wahrhaft sokratische Jünger, zu dem, welchem selbst Platon, der nicht leicht einen Mißgriff verzieh, das Geständniß zurief: „*Dir allein ist vergönnt, daß nicht Schmuck dich entstelle, nicht Lumpen!*" Es ist erlaubt, zu vermuthen, gerade Aristipp, den wir nur aus fremden, einseitigen und unvollkommenen Nachrichten kennen, sei im Ganzen seinem Lehrer und Vorbilde ähnlicher gewesen, als einer seiner übrigen Anhänger. Denn es ist doch nicht zu läugnen, daß Sokrates, obgleich unbegütert, genügsam und prunklos, keinesweges gegen die Genüsse seiner wohlhabenden Freunde und Bekannten gleichgültig gewesen sei, sie vielmehr gern und mit Wohlgefallen getheilt habe. Er verscheuchte die Freude nicht, wo er sie fand, er vermehrte sie im Gegentheil, indem er sie reinigte. Wo er eine schöne Gestalt sah, eine Anmuth, einen Liebreiz, da verweilt' er gern, da drängt' er sich sogar hinzu, und die Unterhaltung einer Aspasia war ihm so angenehm wie dem Perikles. Selbst die Freuden der Tafel und des Weins ließen ihn nicht unempfindlich, und es wird ausdrücklich bemerkt, er sei ein tüchtiger Zecher gewesen, ohne jemals berauscht zu werden. Wer solche Freuden nicht auf sich wirken lassen kann, wenn er seine Tugend nicht einbüßen will, ist allerdings verpflichtet, sie zu meiden, und hat den Gipfel der Weisheit erstiegen, den die Natur ihm vorgeschrieben; nur wird er

den Unbefangenen schwerlich überreden, dieser Gipfel sei der höchste, den ein Weiser erklimmen könne, der einzige, den die Natur für alle bestimmt habe. Freilich war auch dem Sohn des Sophroniskus nicht verliehen, aus seinen jugendlichen Freunden alles zu bilden, was er begehrte; welcher Sterbliche vermag so viel? Sie strauchelten und fielen; aber so tief fielen sie nicht, als sie ohne ihn gefallen sein würden, und zeugten selbst im Fallen und Aufrichten für die Schule ihres Lehrers. Aus seinem geliebten Alkibiades ward weder ein Aristides noch ein Epaminondas, doch verriethen sogar seine Fehler einen Anstrich sokratischer Berührung, und seine unübertreffliche Geschicklichkeit, sich in alle Verhältnisse schnell zu schicken, seine unerschöpfte Heldenkraft, vor allem seine immer wiederkehrende Anhänglichkeit an ein undankbares Vaterland, die ihn selbst im Tode nicht verließ, rechtfertigen die Zuneigung des tiefblickenden Begünstigers seiner Jugend. Aristoteles, der nie ohne Ehrfurcht, Bewunderung und Dankbarkeit erwähnt werden darf, dessen Belehrung ihre Wirksamkeit auf die entfernteste Nachwelt erstreckt, gab allen Erziehern einen Wink von unermeßlicher Bedeutung. Die goldene Mittelstraße, die er jeglicher Tugend anweiset, ist in der That, was er von ihr rühmt. Nichts kann gedacht werden, was dem Menschen nicht verderblich werden müßte, der sich vermißt, sie zu überschreiten.

Ein sehr willkommener Anhang der ersten Abtheilung gewährt Aufschluß über die Musik, als höchstes Bildungsmittel im Sinn der alten Welt.

Fr.

Gedichte von W. N. Freudentheil. Hamburg, 1831. August Campe.

Laßt nicht über dem Treiben des bunten Marktes dieses anspruchlose Bändchen übersehen werden: anspruchlos, weil die Empfindung darin den dichterischen Ausdruck häufiger gefunden, als sie ihn gesucht hat. Die Einheit der Gesinnung, ernst, rein und, auch wo sie nicht als solche hervortritt, religiös, schließt nicht die Manchfaltigkeit der Gegenstände aus. Nicht selten gehören sie den einfachen Verhältnissen des geselligen oder des ländlichen Lebens an, in welchen eine Stimmung durchgeführt wird: z. B. in dem Lied des Lebensfrohen: —

Wohl ruht, wie fern vom Weltgewühl
Der Siedler in der Klause,
Die Schaar der lieben Väter kühl
In ihrem engen Hause.

Heil ihrem Schlaf! — Ich sehne mich
Noch nicht nach euch, ihr Grüfte!
Wer flieht um einen Dornenstich
Des Rasenhaines Düfte!

Umschwebt mit Seraph Raphael
Bei ewig grünen Palmen
Der Sel'gen Schaar den Lebensquell?
Heil ihren frohen Psalmen!
Auch in der Erde Wüsten quillt
So hell der Born des Lebens;
Des Hügels Purpurtraube schwillt
Dem Pilger nicht vergebens.

Mir winkt am Arm der Gegenwart
Die Freude zu der Aue,
Die kränzelnd meiner Pflege harrt:
Wohlan, mein Spaten, baue!
Mag keine goldne Frucht für mich,
Ihr Hesperiden, schwellen!
Von Haideblumen füllen sich
Der Biene Nektarzellen.

O Mai des Lebens! mag der Schreck
Des Grabes dich umschlingen;
Ich will dir, Schläfer, reuelos
Das Todtenopfer bringen,
Nicht klagen, wenn am starren Bach
Kein Veilchen sich entfaltet,
Und auf beschneiter Buchen Dach
Die Nachtigall nicht waltet.

Mehrere Male hat die classische Vorwelt Sujets dargeboten, die mit Vorliebe aufgefaßt sind, und an eine Schule erinnern, die beinahe vorübergegangen ist. In dieser Beziehung machen wir besonders auf die Heroide "Porcia an Brutus," aufmerksam, aus welcher einige Strophen hier stehen mögen: —

"Aber hier wo matt die Tage schleichen,
Nahen mir Gestalten schauerlich,
Müden mag die Nacht den Mohnkelch reichen,
Ihren Segen hat sie nicht für mich.
Schön und göttlich sind der Stoa Lehren:
Handelnd, duldend wird der Mensch nur groß,
Stürme müssen Psyche's Glanz verklären,
Und kein Uebel ist der Trennung Loos.
Wie der Dionyse goldnen Sesseln
Tauscht die Tugend nicht die Folterbank,
Ihren Sieg'skranz findet sie bei Nesseln,
Ihren Heilsaft in dem Schierlingstrank.
Dennoch fühlt die Schwache, trotz der Schule,
Dornen schmerzlich, die das Schicksal streut,
Und Vernunft, auf ihrem Richterstuhle,
Ruft vergebens, wo das Herz gebeut. —
Brutus, schwebe noch Velia's Gefilde,
Noch die Halle deiner Seele voll?
Zu Andromache's und Hektor's Bilde
Hob ich trauernd da mein Aug' empor.
Einmal noch vernahm am Sternthurme
Sie des Gatten süßen Schmeichellaut,
Gramvoll lächelnd, wie im wilden Sturme
Luna durch die Regenwolke schaut;
Einmal lag er noch in ihren Armen,
Und auf ewig war er ihr entflohn;
Der Pelide kannte kein Erbarmen,
Nur als Leiche kehrte Priams Sohn.
Wie ich weinend da zu dir mich neigte!
Brutus, zürne meinen Thränen nicht!
Weib ja war ich. Hektors Abschied zeigte
Drohend meiner Zukunft Nachtgesicht.
Meiner Zukunft? Nein, mein Brutus, nenne
Mich beglückter, als Andromache!
Nimmer, wie des Schicksals Hand uns trenne,
Nimmer duld' ich der Verlaßnen Weh,
Nimmer klag' ich hülflos um Ruinen,
Um des Gatten Todtenmahl, wie sie.
Cato's Tochter kann nicht Feinden dienen;
Schmachvoll lebt, die sterben lernte, nie.
Fest und unauflöslich mit dem meinen
Knüpfte Lachesis den Faden dir,
Und dein Weg zu Cato's Friedenshainen —
Mein auch sei er, sei ein Tempe mir!
Ach, er war ja Roms getreuer Krieger,
Siegelte mit theuerm Blut den Schwur,
Größer als sein Schicksal, als der Sieger
Auf Pharsalia's entweihter Flur.
Nehmen konnte Cato nur als Freier,
Ehe Cäsar's Hand ihm Fesseln gab,
Warf er, Phädon's eingedenk, den Schleier
Seiner hohen Seele lächelnd ab."

"Schönes Land, in dessen Gränzen nimmer
Ein Octav die Siegesfahne schwingt!
Wie ein Pharus leuchtet mir dein Schimmer
In der Nacht, die dunkel mich umringt.
Nimm uns auf bei deinen Friedensblüten,
Sei der Tugend seliges Asyl!
Fern von dir erschreckt Bellona's Wüthen,
Brüllen Stürme, sengt der Mittag schwül.
Uns entgegen schwebt ein heil'ger Schatten,
Cato's Schatten aus dem Palmenhain,
Vater, Vater, segne meinen Gatten,
Segne deine Tochter! Wir sind dein.
Opfern mußten wir, wie du, das Leben,
Dem die Freude keinen Kranz mehr wand.
Auf der Wallfahrt einst getrennt, erschweben
Wir vereint der Liebe Vaterland."

Aber auch vaterländische und vaterstädtische Ereignisse haben den Stoff zu warm und wahr empfundenen, meist elegischen Dichtungen gegeben. So Hamburgs Nacht und Morgenröthe 1814: —

. . . .

"Wird mein Auge nie dich wiederschauen,
Wie dich freudig einst der Knabe sah,
Stadt der Freiheit, Stolz der Vatergauen,
Meine Pflegerin, Hammonia?
Eh' des Adlers Kralle dich umspannte,
Eh' für Gold und Blut, dir frech geraubt,
Seine Gute dich der Zwingherr nannte,
O wie herrlich hobst du da dein Haupt!

Deine Flaggen sahn des Eismeers Wogen,
Sahn die Palmen an der Inder Strand;
Mit den Gaben aller Zonen flogen
Deine Segel heim ins Vaterland."

. . . .

Weihnachtglocken tönen! Auf der Brücke,
In den Thoren, welche Menschenfluth!
Ha, kein Fest verkünden diese Blicke,
Diese Stimmen keinen frohen Muth.

. . . .

"Wann, Gebeugte, hast du ausgerungen,
Magd des Fremdlings, Stadt des Unglücks, wann?

Flammen heben ihre hundert Zungen
Auf der Höhe lodernd himmelan.
Weite Gassen werden ihre Beute.
In die Gluten fährt kein Wasserstrahl,
Von den Thürmen ruft kein Sturmgeläute,
Milde Rettung wehrt der Söldner Stahl.

Müssig schaudernd stehn die Eigner. Nimmer
Schauen sie ihr wirthlich Ziegeldach,
Nie den Heerd, mit seinem goldnen Schimmer,
Nie der Liebe heiliges Gemach."

. . . .

"Die auch flammten Moskwa's Thürme, krachten
Donner an der Beresina, die,
Die auch hob in Leipzigs Riesenschlachten
Heilig, heilig sich das Siegspanier.
Hohe Götter stürzten die Giganten
In des Schattenlandes Finsterniß.
Er auch fiel, er fiel! Erretter sandten
Ister, Elbe, Spree und Tanais.

"Blick' empor aus deinem Trauerschleier,
Staunend, wie die Todten auferstehn!
Deinen Kerker sprengen die Befreier.
O Triumph! der Hansa Fahnen wehn.
Segen ihnen! Heil des Edeln Manen,
Der für Freiheit, Heerd und Heimath schied!
Ach, er sank auf neidenswerthen Bahnen,
Ein Leonidas, ein Winkelried.

Jungfraun, schlingt den Kranz um Siegeslocken;
Auch für euch ist theures Blut verspritzt.
Feirt der Freiheit Tag, ihr Tempelglocken!
Preis dem Hohen, der das Recht beschützt!
Wonne mir! Ich darf Dich wiederschauen,
Wie dich freudig einst der Knabe sah,
Stadt der Freiheit, Stolz der Vatergauen,
Meine Pflegerin, Hammonia!"

~~~~~~~~~~~~~~

Nürnberger Arbeit.

Der Nürnberger Correspondent theilt einen aus Hamburg datirten Artikel mit, in welchem eine ungemein possirliche Lüge, unsre Kritik über Börne betreffend, sich vorfindet: —

"Hamburg, den 30. Nov. Der Senat der hiesigen freien Stadt hat nicht nur die Beschlagnahme der, in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe allhier erschienenen Briefe aus Paris von Börne decretirt, und eine Strafe von 300 Mk. für jedes Exemplar, das ferner verkauft wird, bestimmt; sondern auch nun einen fiscalischen Proceß gegen den Verleger eingeleitet. Eine in den hiesigen Kritischen Blättern der Börsen-Halle erschienene scharfe Beurtheilung des in Rede stehenden Werkes ist bei diesem Anklage-Proceß zum Grunde gelegt worden. Das Merkwürdigste an der Sache ist, daß in Börne's Briefen der Stadt Hamburg gar keine Erwähnung geschieht."

Man sieht, der Paragraph ist Nürnberger Arbeit; etwas eilfertig gemacht, fällt aber nicht übel in's Auge. Ungleich mehr Phantasie hat die Dorfzeitung bei der Gelegenheit entwikkelt: —

"Die Verdächtigung und Verketzerungssucht einiger Frömmlinge in Hamburg hat nicht allein den dortigen Senat dazu veranlaßt, die bekannten Briefe Börne's zu confisciren, und deren Vertrieb bei einer Strafe von 300 Mk. zu verbieten, sondern auch den fiscalischen Proceß gegen den Verleger anhängig zu machen, dem, credite posteri! *) jene frommen Beurtheilungen einiger Winkel-Recensenten zu Grunde gelegt werden sollten."

Die Fabrikarbeiter solcher Erfindungen, und die Fabrikherren nicht minder, bitten wir zu glauben, daß wir keinen stärkeren Ausdruck der Verachtung kennen, als die einfache Aufnahme ihrer Paragraphen in unserem Journal; wenn uns ein stärkerer bekannt wäre, wir würden nicht verfehlt haben, ihn zu wählen; einstweilen bitten wir, vorlieb zu nehmen.

Zu fernerer Ergötzlichkeit für unsere Leser hier ein Artikel der Neckarzeitung: —

"Frankfurt a. M., 3. Decbr. Endlich sind Börne's Briefe aus Paris auch hier verboten worden. Manchmal muß ich lachen, wenn ich das Geschrei der Philister gegen dieß Buch vernehme. Die Ober-Post-Amts-Zeitung sammelt die Stimmen contra Börne mit allem Fleiß: denn Pfeilschifter's Geist waltet noch immer in diesem Blatt, und nun kann man sich denken, was der für ein Geschrei erheben mag gegen einen Exorcisten wie Börne ist. Die Regierungen verbieten das Buch . . . warum? es ist revolutionair. Die Philister aber schimpfen dagegen, nicht allein diejenigen, die am schwarzen Staar leiden, sondern auch die sogenannten Liberalen . . . warum? es ist gar zu revolutionair. Betrachtet man die Sache beim Licht, und fragt man, warum schimpfen doch die liberalen guten Leute auf Börne, so ist die Antwort: ei nun sie verstehen eben ihren Propheten nicht. Muß man nicht lachen, wenn man urtheilen hört, Börne wolle nur zerstören, er hasse selbst das Werdende! — Siehe da, die guten Leute wollten einen Mann der Gottlosigkeit zeihen, und erfinden den Beweis für das Dasein eines Teufels. — Ferner, ist es nicht närrisches Geschrei, Börne hasse und verachte die Deutschen? Freilich kömmt er nicht dahergezogen mit der alten Leier . . . freilich stimmt er nicht das alte Guckguckslied von deutscher Redlichkeit und von deutscher Anhänglichkeit und Arbeitsamkeit an, sondern er fasset den Bärenhäuter gar fühlbar beim Ohr, und spricht Wahrheiten, die freilich nicht nach Zucker schmecken. Was hätten die Deutschen denn gesagt, wenn Börne Liebesbriefe an sie geschrieben hätte, voll süßen Heimwehs nach den deutschen Gauen und nach den mancherlei Vortrefflichkeiten der Bundesstaaten? sie hätten es gewiß nicht geglaubt, daß er sie zum Besten habe, — doch für was gegen die Vorwürfe eifern, welche von Aristokraten und ihren Clienten gegen einen ächten Volksvertreter geschleudert werden? Haben sie doch sogar gesagt, Börne schreibe nur, um Geld zu verdienen, — er habe gut reden in seinem Paris u. s. w. Wie wird Börne blaß werden, wenn er das Alles lieset, und wird er nicht vor Gram sterben, wenn er das hier gehende Gerücht erfährt, die Pension, die er als ehemaliger, großherzogl. frankfurtischer Beamter jährlich bezieht, sei mit Beschlag belegt worden?"

Der Neckarzeitung haben wir nur zwei Worte zu sagen, aber in freundlichem Sinn.

Wenn Pfeilschifters Geist uns citirt hat, so thut es uns aufrichtig leid; aber man kann Niemanden verwehren, Gedrucktes zu citiren:

"the devil can cite scripture for his purpose."

Wir werden uns auch dadurch nicht irre machen lassen, das Princip der constitutionellen Reform im Gegensatz gegen die Mordbrenner nicht weniger als gegen die Absolutisten zu behaupten. Laßt nur alle ehrlichen Leute, wie auch die Neckarzeitung thut, mit der Rechten um ihr gutes Recht sich bemühen, das deutschen Staatsbürgern garantirt ist, das nur Eidbruch und Gewalt vorenthalten könnte; einstweilen, bis wir Preßfreiheit haben und ein Preßgesetz, liegt es der periodischen Presse ob, durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung die Stelle eines Preßgesetzes zu vertreten; und die Linke wird genügen, die Skandalmacher zu züchtigen, die aus der Ferne den Aufruhr predigen.

*) Credat Judaeus Apella! Red.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.
Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.
~~~~~~~~~~~~~~

Kritische Blätter der Börsen-Halle.

78. Hamburg. Montag, den 26. December. 1831.

Inhalt.

Karl von Rotteck, geschildert nach seinen Schriften und nach seiner politischen Wirksamkeit. Von Dr. Ernst Münch. Haag, 1831. Hartmann, 321 S. 8.

(Zweiter Artikel.)

Im Jahr 1818 trat Rotteck als Redacteur der im Verlag von Brockhaus erscheinenden deutschen Blätter auf — eines der ersten Journale, die den allgemeinen Interessen des befreiten Vaterlandes gewidmet waren. Mit der Eröffnung des Congresses ward das Journal geschlossen, und Rottecks Abschiedsworte verdienen um so mehr wiederholt zu werden, da ihre Bedeutung in diesem Augenblick sich erneut: — "Und Ihr, Edelste, Weiseste, Beredteste unter den Männern des Volks, Ihr, deren Stimme zu hören, die Häupter Europens und die Väter des Vaterlandes nimmer verschmähen werden, haltet die Hoffnung, so wie die Liebe für die Wiederherstellung unsrer Nationalität fest; laßt nicht ab, Jeder in seinem Kreise, von Ermahnungen, Bitten, Erhebungen, und seid — ungerufen, aber, will's Gott, nicht unwillkommen — vor dem großen Fürstenrathe die treuen, muthigen, standhaften Wortführer unsres heiligen, gemeinsamen Vaterlandes!"

Rottecks nächste Schrift (1816) beschäftigte sich mit einer Untersuchung über stehende Heere und National-Miliz. Dieser Gegenstand wird nicht aufhören, die Aufmerksamkeit aller Freunde der Reform in Anspruch zu nehmen. Man muß sich erinnern, wie alt in Deutschland die Klagen der Einsichtsvollsten über das Unwesen der stehenden Heere sind, wie bestimmt die Prophezeiungen einer daraus entspringenden stets anwachsenden Bürde, und wie sehr die letztere selbst durch den drückenden Militairetat des Bundes in Friedenszeiten gerechtfertigt worden. *) Denkende Militairs haben von jeher anerkannt, wie begründet diese Beschwerden, und wie sie, unbeschadet des einzigen rechtmäßigen Zweckes der Bürgerbewaffnung, unbeschadet der Sorge für die Aufrechthaltung der Gesetze und die Abwehrung fremder Gewalt zu beseitigen sind. Rotteck hatte ganz Recht, die gereizte Eitelkeit einiger Wenigen nicht so hoch anzuschlagen, und in der Tendenz seiner Schrift eine Gewähr für die Billigung ihrer Grundsätze zu finden. "Gleichwie der billig denkende Mönch dem Philosophen es nicht verargt, wenn Derselbe — bei dem Anerkenntniß des Verdienstes vieler einzelner Mönche, und selbst einzelner Orden und Stiftungen — das verwerfende Urtheil über das Mönchthum im Allgemeinen ausspricht; gleichwie der humane Mönch mit eignem Leid auf das Unheil blickt, das von Mönchen über die Menschheit ausging; also wird auch der verständige Soldat es gut heißen, daß gegen das Soldatenwesen überhaupt geeifert werde, und der für seine Person bürgerfreundliche Krieger wird in seinem Herzen einstimmen in die Klagen über den Soldaten-Unfug, und in den patriotischen Wunsch zur Abschaffung der stehenden Heere." In constitutionellen Staaten ist es weniger die Gefahr für die Freiheit, als die beständige Störung der Industrie und des Landbaus, und die damit verbundene Beeinträchtigung der um den Staat so verdienten Classen, was die stehenden Heere verwerflich erscheinen läßt. Immer häufiger werden die Gelegenheiten, die den Soldaten daran erinnern, daß er zugleich Bürger ist; immer dringender wird die Anforderung, daß der Verfassung nicht weniger als dem Staatsoberhaupt der Eid der Treue zu leisten sei. Durch diese Betrachtungen wird das Princip moralisch angegriffen und untergraben, das eine mißverstandene Politik auf Kosten der besten Staatsinteressen gegen den Andrang der öffentlichen Meinung, gegen die langsamer, aber immer kräftiger sich bewaffnende Intelligenz aufrecht zu halten sich bemüht.

*) Im Jahr 1767 schrieb Karl v. Moser in den mehrfach angeführten Patriotischen Briefen (S. 207): "Wie sehr wünschte ich einen Namen mit Stillschweigen übergehen zu können, der seit seiner aus weit löblichern und dringenden Gründen herzuleitenden Existenz ein Hauptwerkzeug der Unterdrückung der deutschen Freiheit geworden ist, und je länger je mehr die Quelle des Unglücks und des Verderbens von ganz Deutschland werden wird. Es ist mit einem Wort der miles perpetuus mit all seinen dazu gehörigen Pertinenzien."

Wenn diese Untersuchung mehr dem Gebiet der Speculation angehört, wenn ihre Resultate nur im Lauf der Jahre in die Wirklichkeit eintreten können, so führte den Geschichtforscher und Rechtsfreund die im Jahr 1819 ins Leben gerufene badische Verfassung auf ein unmittelbar praktisches Gebiet zurück. Eine Schrift "Ideen über Landstände" erreichte ihren Zweck, noch vor den ersten Wahlen für die Denkenden im Volk die Grundzüge der Repräsentativ-Verfassung in's Licht zu setzen.

Ein auffallender, und durch zufällig obwaltende Verhältnisse bedingter Umstand war es, daß Rotteck, nachdem er in der Theorie gegen das Zweikammersystem sich erklärt, auf dem ersten Landtag in der ersten Kammer als Abgeordneter der Universität, Sitz und Stimme erhielt. Indessen konnte er ohne Inconsequenz dem Rufe folgen, da er, obgleich das Princip einer Theilung nicht billigend, doch selbst zum Frieden und zur Eintracht zwischen den gesetzlich einmal eingeführten zwei Kammern ermahnt hatte. *)

Auf dem Landtag war Rotteck besonders thätig für die Wiederherstellung der Studienfreiheit, für die Emancipation der katholischen Kirche (bei Gelegenheit der Wessenberg'schen Sache) und für die Abschaffung des Zehnten. Seine Bemühungen waren von verschiedenem Erfolg begleitet. In der letztgenannten Sache hatte er vornehmlich Thibauts Gründe zu bestreiten; und der Landtag ward vertagt, ehe man über eine durchgreifende Maaßregel sich verständigen konnte.

Es ist bekannt, daß auf dem gegenwärtigen Landtag, dessen Verhandlungen die allgemeinste Theilnahme in Deutschland gefunden, Rotteck mit einer Motion für die gänzliche Abschaffung des Zehnten auftrat. Die Sache ist von zu großer Wichtigkeit, als daß sie nur in den Gränzen dieser kurzen Uebersicht sich darstellen ließe. Wir werden die Rede, in welcher er seine Motion so kräftig als lichtvoll begründet, und die weiteren Schicksale des Vorschlags zum Gegenstand eines späteren Artikels wählen. Sie wird zugleich die Anwendung der aufgestellten Grundsätze über die Versöhnung des positiven mit dem Vernunftrecht anschaulich machen.

*) Die Gründe, die uns noch immer für das Zweikammersystem zu sprechen scheinen, haben wir in einer früheren Nummer d. Bl. angeführt.

Derselbe Standpunct tritt bei der Motion auf dem ersten Landtag über den Nichtvollzug des Adels-Edicts hervor. Es war der Freiherr von Türkheim, der die Ansprüche seines Standes in einer Rede vertheidigte, welche die folgenden Aeußerungen von Rotteck veranlaßte: —

"Dem bewegten Gemüth entquollen, mußte sie auch tiefen Eindruck machen auf gleichbewegte Gemüther. Hier allein — denn sonst überall bin ich meinen eigenen Weg gegangen, ohne directen Widerstreit gegen einzelne Stellen des Berichts — hier allein fühle ich mich hineingerissen in die Schranken, hier möge auch meiner Empfindung vergönnt sein, in freien Worten über meine Lippen zu gehen! —

"Wohl ist's ein edler Grundsatz: 'einzelne Rechte willig dem gemeinen Besten zu opfern, dem Angriff auf das Recht überhaupt aber mit nimmer gebeugtem Muthe zu widerstreben.' Doch edel ist's auch, den Forderungen des Rechts, selbst wenn sie in unsanften Tönen erklingen, Gehör zu geben, und nicht von der guten Sache sich abzuwenden, wegen persönlicher Reizung.

"Und dann, wer möchte es Fall heißen, auf zeitgemäßem Wege, und den Blick auf die helle Zukunft gerichtet, die Größe zu suchen, statt in den Trümmern einer finstern Vergangenheit? — Wer wird es Herabwürdigung heißen, als freier Bürger in der Mitte freier Bürger zu stehen? Nicht die Herren sind erniedrigt, sondern die ehemaligen Knechte sind erhoben worden durch den Geist unserer Zeit. Seitdem die einst Hörigen, und nur dem Herrn in's Treffen Folgenden, vom Staat unmittelbar und persönlich gerufen wurden in's Feld der Ehre, ist die alte Scheidewand niedergestürzt zwischen den Classen der Gesellschaft. Auf allen Kampfplätzen, wo Edle fielen, liegen rings herum auch Heldenleiber von Gemeinen; und überall sind's nur die Gesinnungen und die Thaten, und die durch Erinnerung glorreichen Namen, welche wahrhaft adeln, nicht die Vorrechte. Auch in demokratischen Staaten erhält sich Jahrhunderte hindurch der Ruhm von edlen Geschlechtern. Athen und Sparta, und vor allen Rom, haben es bewiesen. Auch nach Aufhebung alles politischen Unterschieds zwischen Vornehmen und Gemeinen dauerte die Glorie der Heldenfamilien fort, und gingen die Fabier und Aemilier und Anicier hochverehrt unter ihren Mitbürgern einher. Die Nachkommen derjenigen Edlen, welche in unserer verhängnißreichen Zeit durch treue Bürgertugend glänzten, werden hochverehrt unter unsern späten Enkeln gehen."

Bei seiner Rückkehr ward Rotteck in Freiburg mit dem größten Jubel empfangen. Der verstorbene Großherzog soll geäußert haben "komm' ich einmal nach Freiburg, so werd' ich's lange nicht so pompös bekommen." — Im landständischen Archiv legte Rotteck seine Geschichte des Landtags nieder.

Sie war in jeder Beziehung erfreulicher als die der zweiten Versammlung (von 1820). Die Beschränkung des Urlaubs zum Behuf des Erscheinens auf dem Landtag, durch welche die Regierung ihre Animosität gegen Rotteck und Einige seiner Freunde, mit mehr Naivetät als Umsicht an den Tag legte, fand so allgemeinen Widerspruch, daß das Princip wieder aufgegeben wurde. Aehnliche Maaßregeln in Baiern haben gewiß zu der gereizten Stimmung, die in der gegenwärtigen Ständeversammlung nicht selten zum Nachtheil der unbefangenen Erwägung des gemeinen Besten sich bemerklich gemacht, nicht wenig beigetragen. Für den zweiten badischen Landtag waren jene Versuche, wenn auch ihr unmittelbarer Erfolg abgewendet wurde, doch von übler Vorbedeutung. Die Regierung überhäufte die Kammern mit Gesetzvorschlägen, die sie beschäftigen, und dem Budget eine leichte und im Drang der Arbeiten minder streng bewachte Passage zusichern sollten. Doch ward manche Stimme laut, die nicht nur vor der Uebereilung warnte, sondern auch festen Willen und unbeugsamen Muth den wenig gemäßigten Anforderungen entgegensetzte. Die Berathung über die Verantwortlichkeit der Minister gab dem Abgeordneten von Freiburg eine nicht unwillkommene Veranlassung, in nachdrücklichen Worten die Regierung an ihre verfassungsmäßige Pflicht zu erinnern. Noch eindringlicher, und mit einer früher nie gekannten Wirkung, sprach er für die Milderung des Preßzwangs, durch welchen das Ministerium die Karlsbader Beschlüsse noch zu überbieten sich gemüssigt gefunden. Er ward kräftig durch Wessenberg unterstützt, die zweite Kammer war einstimmig, und so ward von der Volkspartei der einzige bedeutende Sieg auf diesem Landtag errungen.

Nicht lange nachher aber erfolgte die überraschend schnelle, unmotivirte Auflösung der Kammern, und die Geschichte dieses Landtags, mag als Denkmal der Unvollkommenheit gelten, in welcher noch vor einem Jahrzehent die Ausbildung des constitutionellen Lebens den Eingriffen und Machtsprüchen der Regierungen preisgegeben war.

Aber noch niederschlagender waren die Aussichten von 1825. Durch unwürdige Umtriebe und verfassungswidrigen Einfluß auf die Wahlen kam eine Kammer zu Stande, über deren gränzenlosen und ungeschickten Servilismus "die Regierung selbst sich entsetzte." Auch in Freiburg war der ungesetzliche Einfluß so schlecht verhüllt, daß Rotteck dem Regierungscommissair, der ihn als Wahlmann, zum festlichen Mahl einlud, antworten durfte: "Ich danke dem Hrn. Präsidenten, dessen persönliche Gesinnung ich über das Geschehene viel zu erhaben glaube; aber man kann mir nicht zumuthen, dem Leichenmahl der badischen Constitution beizuwohnen!" Von der Mehrzahl der auf solche Weise berufenen Kammer sagte ein Aufsatz im *Hermes*, der große Sensation erregte, und als dessen Verf. Rotteck sich nachher bekannte: —

"Es waren bisweilen Sünden der Unschuld, welche bei den Wahlen von 1825 begangen worden, und von mehrern Hauptacteurs ist zu glauben, daß eine derbe Lection sie gebessert haben würde; von denen aber, welche auf so polizeiartige Weise in einen Hauptact des bürgerlichen Lebens, in die Wahl von Volksvertretern, hineingestolpert, ist zu vermuthen, daß sie seitdem sich mehr darin orientirt, und wenigstens die Ueberzeugung gewonnen haben werden, daß man auch oftmals allzuviel dienen könne. Bedientetugenden rentiren sich selten anders, als durch einige Goldschnitzelchen mehr auf der Livree; ein stolzer, selbständiger Geist aber hat immer noch zuletzt selbst der Widersacher Achtung erzwungen; zuletzt finden sich die verschiedenen Größen alle bei der gemeinsamen Heerschau geschichtlicher Würdigung zusammen; die Lakaien aber werden stets in einiger Entfernung zurückgelassen. Dieß ist das Schicksal und Gesetz der Welt. Sapienti sat."

Die Muße, die ihm bei seiner akademischen Thätigkeit übrig blieb, benutzte Rotteck zur Vollendung seines Geschichtswerks, zur Fortsetzung von Aretins Staatsrecht, und zur Ausarbeitung eines Handbuches des Privat- und Vernunftrechts. Seinem Streben, das positive Recht mit dem der Vernunft auszugleichen, hat er in diesen Schriften ein würdiges Denkmal gesetzt, das in späteren Zeiten noch durch die Realisirung mancher kühnen, aber durchdachten Idee sich rechtfertigen mag. Seine Redaction der Politischen Annalen hat dem Charakter eines geschätzten Journals, der durch den früheren Wechsel der Redaction in's Zweideutige hinübergespielt hatte, wieder diejenige Consequenz und Haltung verliehen, durch welche es sich in seinen besseren Tagen ausgezeichnet hatte.

Rottecks Bemühungen auf dem gegenwärtigen Landtag werden wir bei Gelegenheit der Anzeige seiner Motion über den Zehnten näher beleuchten. Hier nur, zum Schluß, die Bemerkung, daß nun auch die politischen Tagblätter im Norden von Deutschland den Anfang gemacht haben, der Nation die ausführlichere Kunde von den Verhandlungen der süddeutschen Stände, die unbedingt zu den wichtigsten Erscheinungen der deutschen Politik gehören, nicht länger vorzuenthalten.

Ein neues Leben regt sich überall im Vaterlande; und mit froheren Erwartungen, als seit zwölf langen Jahren, darf man dem Neujahrsmorgen entgegensehen.

Erziehungslehre von F. H. C. Schwarz. Erster Band in zwei Abtheilungen, Geschichte der Erziehung. Zweiter Band, System der Erziehung. Dritter Band, Unterricht der Erziehung. Zweite, durchaus umgearbeitete, verbesserte Ausgabe. Leipzig, Göschen. gr. 8.

(Zweiter Artikel.)

Die zweite Abtheilung, der christlichen Erziehung gewidmet, führt sie bis auf unsre Zeiten herab. Auch die Arabische Bildung ist nicht übergangen. Allenthalben wird Rücksicht auf häusliches Leben, kirchlichen Jugendunterricht, Volksbildung und Schulwesen genommen. Eine große Rolle spielt das Erwachen des classischen Studiums, dessen vorzüglichste Beförderer nicht bloß genannt und bezeichnet, sondern auch in ihren Lebensverhältnissen geschildert werden. Der wahrheitliebende Geschichtschreiber ist zu gerecht und gleichmüthig, um neben dem gegründeten Tadel, den er über die Jesuitenschulen verhängt, die großen Verdienste zu verschweigen, wodurch sie sich vor allen Erziehern ihrer Kirche auszeichneten, die ihnen den Beifall eines Sturm, die Bewunderung und Empfehlung eines Verulam erwarben. Wie sehr unterscheiden sich solche Urtheile von dem unhaltbaren Geschwätz erbärmlicher Nachbeter, die Zeit, Ort und Volk vermischen, um unvereinbare Beschuldigungen in einem Athem auszusprechen! Was gegen alle Diener und Werkzeuge der Hierarchie zu sagen ist, trifft folgerichtig auch die Jesuiten, aber besser waren sie mehrentheils als ihre Mitwerber. Ihr eigentlicher Stifter — denn der Fanatiker Loyola gab ihnen nur Namen und despotische Form — der verständige Lainez ging von dem kühnen Gedanken aus, wissenschaftliche Kenntnisse, deren Versäumniß der Hierarchie den Umsturz zu bereiten drohte, zur Stütze der Hierarchie zu gebrauchen. Er trug wirklich Licht in die Finsterniß, dieses Licht zersprengte seiner Natur nach, früher oder später, die Laternen des Trägers, doch hatt' es bereits, durch dessen gefärbte Gläser, die Dunkelheit gewidmet. Frankreich und Deutschland konnten seiner längst entbehren, nur hat die Pyrenäische Halbinsel offenbar nicht dadurch gewonnen, daß sie die Isla's verbannen und die Gerundio's im Lande behalten wollen. Merkwürdig ist und urkundlich nachgewiesen, daß auch die Jesuiten in ihren italischen Schulen den wechselseitigen Unterricht einführten, und Lehrer bestellten, welche selbst noch zu lernen hatten. Die nothwendigen Folgen davon, Ermattung und Trägheit von Seiten des Oberaufsehers, Dünkel der Halbwisser, unvollkommene Begriffe der Unwissenden, blieben nicht aus; aber es scheint, alle Verirrungen der Vergangenheit dürfen an willkommener Aufnahme kaum verzweifeln, wenn sie sich nur für neue Erfindungen ausgeben. Uebrigens war auch dieser Mißgriff den Jesuiten nicht eigenthümlich, sondern seit dem dreizehnten Jahrhundert allgemein eingeführt; da vor Einrichtung bleibender Ortsschulen, Dominicaner und Franziscaner in Begleitung mitfahrender Schüler überall herumzogen, verweilten so lange man ihrer begehrte und sie bezahlte, den Sold bequemlich in den eignen Säckel schoben, und den Unterricht der Kleinen ihren großen Jungen aufbürdeten. Klüglicher bedingte man in den alten Stadtschulen den Gebrauch dieser Erleichterung, indem man sich begnügte, jüngere Zöglinge von erwachsenen überhören und beobachten zu lassen.

Gediegene und treffende Schilderungen und Urtheile über die Fortschritte der neuern Zeit, Bacon, Ratich, Comenius, Montaigne, Locke, Spener, Fenelon, Franke, Zinzendorf, Lange, Gesner, Rousseau, Basedow, Salzmann, Campe, Rochow, Pestalozzi, Fichte u. a. Eine chronologische Uebersicht der belehrenden Bildungsanstalten macht den Schluß einer Geschichte, die so umfassend und gedrängt, so genügend und zuverlässig, niegends aufgestellt ist, und eine wesentliche Lücke in diesem Zweige der Literatur ausfüllt.

Möchte der zweite Band, das System der Erziehung, das Handbuch aller Väter und Mütter werden, die ein Buch zur Hand nehmen! Es ist verständlich für jede Fassungskraft, und enthält nichts, was nicht im Pallast und in der Hütte angewendet werden könnte; denn es besitzt das seltne Verdienst, nichts Unerreichbares zu begehren, nichts zu verschweigen, was ans Herz gelegt werden sollte. Indem es vor aller Aengstlichkeit bewahrt, sichert es auch vor aller Fahrlässigkeit, und dürfte mit Recht von sich aussagen, sein Joch sei sanft und seine Last sei leicht. Allerdings bezieht es sich oft auf die vorhergehende Geschichte als Beispiel und Erläuterung, aber es bleibt auch ohne sie vollkommen deutlich, und lehrt vielmehr jene erst recht verstehen. Erziehung ist Entwicklung des Menschen, auf dessen Naturanlagen Umgebung und Verhältnisse absichtlich und unabsichtlich wirken. Darstellung einseitiger Erziehungsweisen; in denen der Zögling als Mittel oder Zweck behandelt wird, und des pietistischen, humanistischen und philanthropistischen Systems. Das negative und positive in der Erziehung muß nebeneinander stattfinden und nie getrennt werden.

Bildung der Menschenkraft und ihre Erscheinungen im Menschen. Dessen Entstehung und ererbte Anlagen. Leib und Seele sind Eins in ihm, so lang er Mensch bleibt, die Sprache ist zu arm die Innigkeit dieser Verbindung auszudrücken, und jeder nur zu oft angestellte Versuch, eines auf Kosten des andern auszubilden, ist verderblich. Die lebendige und festgehaltene Anwendung dieses Grundsatzes ist der unterscheidende Vorzug dieses Lehrgebäudes. Das Kind vor der Geburt, nach der Geburt, erste geistige Erscheinungen. Der Säugling bis zum zwölften Monat. Körperliche und geistige Entwicklung. Die drei ersten Monate sind die wichtigsten in der Erziehung; was in ihnen verdorben ist, kann nie wieder gut gemacht, was versäumt ist nie völlig ersetzt werden. Dieses furchtbare, aber eben deswegen nicht zu verhehlende Naturgesetz, wird glücklicherweise durch die Ueberzeugung gemildert, daß es keiner großen Weisheit, keines seltenen Aufwandes von Kräften und Vorkehrungen, sondern nur nicht ganz unverständiger Liebe bedarf, um nichts Unentbehrliches zu verderben oder zu versäumen, und daß die Gesetzgebung selbst diese Liebe in den Busen jeder Mutter gesenkt hat. Ihrer Pflege, ihrer Aufsicht, der weiblichen Hand, sind die entscheidenden Jahre der Kindheit übergeben und anvertraut, und ein Blick auf alle Geschlechter der Erde bezeugt, daß sie diesem Vertrauen im Ganzen Ehre machen, daß ungleich seltener ihr Wille, als ihre Einsicht anzuklagen ist. Die eigene Mutter bleibt die beste Pflegerin und Aufseherin des Kindes. Muß nothwendig eine andere ihre Stelle vertreten, so darf sie nie vergessen, daß sie mit diesem Geschäft alle heiligen Mutterpflichten übernimmt. Musterhaft und unübertrefflich hat der Verf. diese nirgends erschwert, und unerläßliche Warnungen so bescheiden ausgesprochen, daß jedes weibliche Herz freudig und dankbar gestehen wird, das hab' es sich selbst, nur nicht mit so klarem Bewußtsein, und noch weit mehr und strenger gelehrt. So bewährt sich auch hier die beseligende Ueberzeugung, niemals führe Natur und Weisheit eine verschiedene Sprache, und so oft diese von jener abweicht, verdiene sie den Namen der Weisheit nicht mehr. Zu weit getriebene Forderungen, denen sich die Klügelei gern überläßt, sind überall nachtheilig, am nachtheiligsten für die Erziehung. Wir können und sollen nicht erschaffen, nicht Gesetze geben, sondern höhere Gesetze, denen wir selbst das Dasein verdanken, erken-

nen, anbeten und befolgen. Nebenher hat sich Ref. durch diese anschauliche Belehrung eine Erscheinung erklärt, die ihm lange räthselhaft geblieben: warum nämlich die an sich verwerfliche Sitte entarteter vornehmer Mütter einer großen Hauptstadt des westlichen Europas, sich selbst der Aufsicht und Pflege ihrer neugebornen Kinder zu entziehen, und solche gesunden Bäuerinnen auf dem Lande zu überlassen, nicht alle nachtheiligen Folgen hervorgebracht habe, die der Menschenfreund befürchten dürfen. Das vermiedene Uebel war in der That größer als das erwählte, und auch auf verbotenen Wegen naht sich die wohlthätige Hand der zurückgewiesenen Natur. Was zur Wirklichkeit gedieh, entstand ohne Zweifel durch Anwendung der Vernunft, aber keine menschliche Vernunft darf sich vermessen, untrüglich zu sein.

Das Knaben- und Mädchenalter, der Jüngling und die Jungfrau, vom vierten bis über das zwanzigste Jahr. Wachsthum des Körpers und des Geistes, in der Sinnenthätigkeit, Denkthätigkeit, Fühlen und Bewahren. Nichts ist übergangen was diesen Gegenstand erhellt und erläutert, den Menschen vom Thier, und die Geschlechter von einander unterscheidet. Bildung des Körpers und des Geistes, Störungen und Verbesserungen. Erziehung im Ganzen, der frühesten Kindheit, der selbständigen, des Knaben und Mädchens, des Jünglings und der Jungfrau. Schon diese dürftige und nothwendig beschränkte Anzeige ergiebt, wie wichtig der reiche Gehalt des Buches sowohl für die Pflichtenkenntniß als für die wohlthätige und verständige Beruhigung derer ist, denen Pflege, Wartung und Erziehung der Jugend obliegt. Aber auch für Kinderlose, Unvermählte, und jedem Geschäft dieser Art gänzlich Entfernte, enthält es einen Schatz belehrender Menschenkunde: denn es lehrt verstehen und deuten was man täglich sieht und hört, erklärt Erscheinungen, die für befremdlich gelten, bestätigt oder berichtigt Vorstellungen, die Niemand vermeiden kann, eröffnet eine Welt anwendbarer Erfahrungen, und darf den gelungensten Anthropologien kühnlich zur Seite treten. Gereiften Jünglingen und Jungfrauen dürfte kaum eine heilsamere und angenehmere Unterhaltung geboten werden können.

Der dritte Band, vom Unterricht, ist nicht weniger vollständig, sowohl in Rücksicht auf Anwendung und Folge, als auf Ausführbarkeit der Anweisung. Nichts wird übereilt und verzögert, und überall bleibt der Grundsatz vorherrschend, Leib und Seele gleich gesund zu erhalten. Lehre vereinigt sich mit der Erziehung, und beide reichen sich die Hand zur Tauglichmachung der Menschen. Auch hier vermeidet der besonnene Verf. jede zu weit getriebene Forderung, die außergewöhnliche Fähigkeiten in Anspruch nimmt, wie jede verderbliche Nachsicht. Das konnte in solchem Maaß nur dem gelingen, welchem auf richtige Grundsätze gebaute Erfahrung die Bemeisterung des umfaßten Stoffes verlieh. Den Anfang macht die Methodik oder Lehrkunst, in Ansehung des Zöglings und des Lehrgeschäfts. Der Unterricht muß lebendig sein, in die Seele eindringen und in den Geist übergehen. Das kann er nur, wenn er vom Anschaulichen zum Geistigen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichten zum Schweren fortschreitet. Daß die Wunderkünste, die Marktschreierversuche, einem solchen Beobachter nicht gefallen können, versteht sich von selbst, aber seine ausdrücklichen Warnungen dagegen sind höchst verdienstlich, weil ihre einleuchtende Beweiskraft jeden Keim des Wunsches darnach erstickt. Das Wesen des Lehrgeschäfts besteht in der Verbindung des Verstandes mit dem Wort. Persönliches Verhältniß der Lehrer und Lernenden. Grundunterricht. Sinnenübung. Vortreffliche Bemerkungen, wie der Mangel des einen Sinns durch einen andern möglichst ersetzt werden könne. Verstandesübung. Gedächtnißübung. Uebung des Geistes und der Einbildungskraft. Schulunterricht. Leibesübungen. Handfertigkeiten. Musik. Lesen. Mathematik. Weltübersicht und Naturkunde. Menschenkunde. Sprachlehre. Geschichte. Religionsunterricht. Gesammtunterricht für den Anfang, der sich bei fünfjährigen Kindern schon auf zwei Stunden täglich ausdehnen, allmählig bis zum neunten auf vier Stunden erstrecken darf. Fortgangsunterricht, vom neunten Jahre an in fünf Stunden, die bis zum fünfzehnten und darüber auf acht Lehrstunden anwachsen. Ordnung für mehrere Schüler zusammen. Verschiedenheiten. Warnungen vor Vergehungen in den Lehrgegenständen. Ziel des Unterrichts und der Erziehung. Ausbildung des Menschen für sich und die Welt. Volksbildung. Jugendbildung. Gelehrtenschulen. Volksschulen. Schulen des wechselseitigen Unterrichts. Ihrer waren 1823 in England 727 mit 151,637 Schülern, doch fing man dort an zu merken, sie wären der Intelligenz nachtheilig. Diese Beobachtung konnte der Heimath des gesunden Menschenverstandes nicht lange entgehen. Auf dem dürren Baum des ertödtenden Mechanismus wachsen keine lebendige Früchte des Geistes. Weltbürgerliche Liebe des Unterrichts, Erziehung für die Menschheit.

Ein Anhang enthält einige schätzbare Belege des Vorgetragenen: Entwicklungsgeschichten, Seltenheiten der Frühreife, Bemerkungen zur Unterscheidungslehre vorkommender Zeichen, und Jugendzüge merkwürdiger Männer. Ref. scheidet von dem Buche, das er noch oft zur Hand nehmen, das ihm ein treuer Rathgeber bleiben soll, mit der innigen Ueberzeugung, es könne von Niemand gelesen werden, der nicht weiser und besser dadurch werden müßte; es entspreche der Würde und Anmuth seines Gegenstandes; und mit ungeheuchelter Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den Verf., den er aus diesem Meisterwerk zuerst kennen lernt.

Fr.

Wie man sich täuschen kann.

Der einzige Bewunderer von Börne — sein Name hüllt sich in seine Bescheidenheit — fährt fort, der Welt durch das Medium der süddeutschen Zeitungen Variationen über sein Lieblingsthema vorzutragen. Seine neueste Entdeckung ist, daß die Kritischen Blätter die Preßfreiheit bekämpfen, im Auftrag, der Himmel weiß welcher, heiligen Hermandad. Unsre Leser haben diesen Blättern bis jetzt eine andre Tendenz zugeschrieben; es ist Zeit, und ehe der neue Jahrgang beginnt, in welchem es immer schlimmer werden wird, eben noch Zeit, sie zu warnen; mögen sie selbst sehen, wie man sich täuschen kann: —

(Aus der Neckar-Zeitung vom 14ten d. M.)

"Hamburg, 28. Nov. Daß Börne's Briefe, in welchen er mit einer unverkennbaren Begeisterung die Sache des neuen Frankreichs verficht, großes Aufsehen erregen würden, war gleich zu ersehen, so wie auch der Widerspruch, den sie bei der entgegengesetzten Partei hervorrufen mußten. Indessen wurden von Seiten des Bundestages wie der preußischen Regierung der Verbreitung des Werkes, welches am 1. November in Berlin, am 3. in Frankfur ausgegeben wurde, keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt; dieß Benehmen war um so richtiger, da gerade Preußen und der Bundestag darin am übelsten wegkommen. Ganz anders benahm sich der Senat der freien Reichsstadt Hamburg, dessen in jenen Briefen mit keiner Sylbe gedacht ist, —*) dieser decretirte nicht allein die Beschlagnahme jener Briefe, bestimmte nicht bloß eine Strafe von 300 Mark für jedes von nun an zu verkaufende Exemplar, sondern leitete den

*) Censurlücken der Neckarzeitung.

fiscalischen Proceß gegen den Verleger ein. Wir Hamburger, an die Natur unseren regierenden Herren gewöhnt, —,*) hätten uns weniger noch hierüber gewundert, wenn nicht leider eine Partei in unserer Mitte, eine schöngeistige, schriftstellernde Partei diesesmal hierzu mitgewirkt hätte. Diese frömmelnde Partei nämlich hat eine Menge Winkelrecensenten dazu veranlaßt, Börnes Briefe als das non plus ultra des Jacobinismus und der Irreligiosität zu verschreien, und hierauf gestützt, schreitet der Senat mit seiner fiscalischen Untersuchung ein. — Diese Idee, die Preßfreiheit durch Schriftsteller anzugreifen, ist zu fein, um unter einer Allongenperücke ausgeheckt worden zu sein. — Man darf daher mit Recht vermuthen, daß diese Frömmler mit oder ohne Wissen, als Lictoren der heiligen Hermandad agiren, und daß man an dem resp. Verleger und Autor dieser Briefe ein Exempel statuiren will. — Gewiß ist es, daß dem Processe nur jene Recensionen der Doctoren Wurm und Consorten zum Grunde gelegt werden sollen, und das Interesse der deutschen Preßfreiheit erheischt daher, daß gewichtige Stimmen sich darüber vernehmen lassen, damit das für und wider gehörig erwogen werde. — Deutschlands Schriftsteller sind heutigen Tages solidarisch verpflichtet; was einem geschieht, geschieht allen; denn man greift nicht das Individuum, sondern die freie Rede in ihm an."

*) Ein Artikel, in welchem die Neckarzeitung auf männliche und würdige Weise gegen die Willkürlichkeiten der Stuttgarter Censur protestirt, ist in der Abend-Zeitung der Börsen-Halle vom 21. d. M. abgedruckt. Es versteht sich von selbst, daß wir der Neckarzeitung die Anerkennung ihrer Tendenz nicht versagen werden, so sehr sie in einzelnen Fällen durch gewissenlose Correspondenzen mag hintergangen worden sein. Red. d. B.

Register.



Berichtigungen:

Seite	Spalte	Zeile	
34	2	8	v. u. l. anständigeren Freie:
34	3	8	v. u. lies ketzerische
35	1	9	v. o. = Blinde
35	1	19	v. o. = betrauern.
216	1	16	v. u. = vorzüglicher.
218	3	4	v. o. = Starke.
230	3	1	v. o. = Wagens.
233	2	22	v. u. = abzumachen.
242	1	23	v. u. = Freiheit.
339	8	11	v. u. = Geistesgebiet.

Redigirt von Dr. C. F. Wurm.

Verlegt von G. von Hoßtrup. Gedruckt in der Börsen-Halle.

In Commission bei August Campe in Hamburg.

